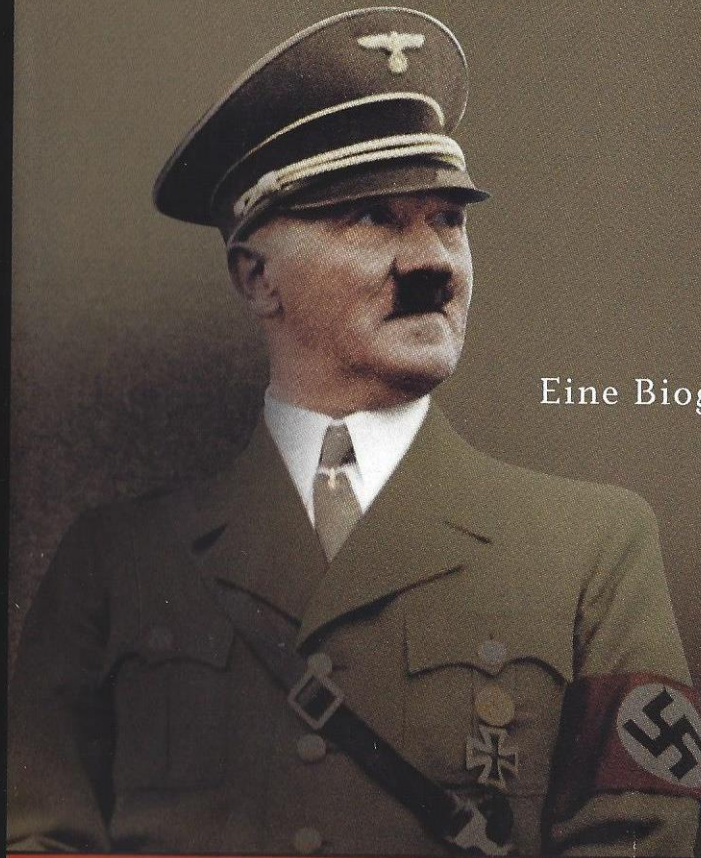


JOACHIM FEST

Hitler



Eine Biographie

SPIEGEL Edition | 31





## JOACHIM FEST

Hitler

Mit dieser Biographie begann ein neuer Abschnitt in der Hitlerforschung. Joachim Fest, Publizist und Journalist, beantwortet die umstrittenen Fragen nach der überwältigenden Dynamik und dem ungeheuren Erfolg dieses Mannes. Er beleuchtet die Person Hitler in all ihrer Starrheit, Komplexgebundenheit und Beziehungsarmut. Mit seinen Fragen nach der Bedeutung und Wirkung Hitlers im Zusammenhang seiner Epoche veränderte er die Sicht der Historiker auf die Zeit des Nationalsozialismus grundlegend. Sein Werk zählt zu den international erfolgreichsten Büchern über das Dritte Reich.

*Joachim Fest war einer der großen Journalisten und Publizisten unserer Epoche. (...) Das Buch gehört zu den wichtigsten Büchern zum Thema überhaupt.*

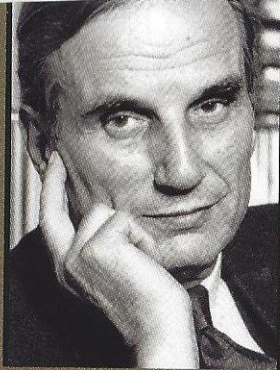
Marcel Reich-Ranicki, »SPIEGEL ONLINE«

### SPIEGEL-Bestseller 1973–1974

Die SPIEGEL-Edition versammelt das Beste aus vier Jahrzehnten SPIEGEL-Bestsellerliste, ausgewählt und zusammengestellt von der Kulturredaktion des SPIEGEL.

ISBN 978-3-87763-031-0





**JOACHIM FEST**, 1926 in Berlin geboren, studierte Jura, Soziologie, Germanistik und Kunstgeschichte. Sein Interesse für das Dritte Reich begann 1953, als Redakteur bei RIAS Berlin. Seit den sechziger Jahren galt Joachim Fest als einer der wichtigsten deutschen zeitgeschichtlichen Publizisten. Für seine Arbeiten erhielt er zahlreiche Auszeichnungen. Als Herausgeber und politischer Feuilletonist der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« bezog Joachim Fest immer wieder Stellung; als Sachbuchautor und Essayist genoss er großes Ansehen. 1973 erschien seine Biographie über Hitler, 1999 die Biographie über Albert Speer, die ihm international zum Durchbruch verhalf. Der Autor wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, u. a. dem Thomas-Mann-Preis, dem Theodor-Wolff-Preis und dem Ludwig-Börne-Preis. Joachim Fest starb 2006, kurz vor Veröffentlichung seiner Autobiographie »Ich nicht. Erinnerungen an eine Kindheit und Jugend«.

Umschlaggestaltung: PEPPERZAK BRAND

Umschlagfoto: Getty Images

Foto des Autors: Andreas Pohlmann

Mit seiner umfangreichen Biographie über Adolf Hitler eröffnete Joachim Fest einen neuen Abschnitt der internationalen Forschung zum Nationalsozialismus. Dem Werk ging nicht der Ehrgeiz voraus, neue Quellen zu erforschen, neue Dokumente aufzuspüren, neue Forschungsergebnisse darzustellen. Vielmehr drängten Joachim Fest Fragen nach den persönlichen und gesellschaftlichen Ursachen, die Hitlers Aufstieg und das Dritte Reich ermöglichten: Woher bezog Hitler seine überwältigende Dynamik, worin war sein furchtbarer Erfolg begründet und was war seine Wirkung im Triumph wie im Untergang? Seine Antworten auf mehr als 1000 Seiten entsprachen nicht dem gängigen Bild der Historiker und führten bei Erscheinen des Werks 1973 zu großer Aufmerksamkeit und kontroversen Diskussionen. Und sie veränderten nachhaltig die Sichtweise auf die deutsche Geschichte des Dritten Reichs.

*Es ist ein großes, ein ebenso lesbares wie lesenswertes Buch, eine Summe der Hitlerforschung und zugleich die Deutung des Nationalsozialismus.*

Karl Dietrich Bracher, »DIE ZEIT«

Mit einem Nachwort von Georg Bönisch

Lizenzausgabe des SPIEGEL-Verlags  
Rudolf Augstein GmbH & Co. KG, Hamburg  
für die SPIEGEL-Edition 2006/2007

Copyright © by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin  
Erschienen 1973 im Propyläen Verlag / Neuausgabe 2002  
im Ullstein Taschenbuch Verlag (mit überarbeitetem Vorwort)

*Typographie, Ausstattung, Herstellung*  
Farnschlüder & Mahlstedt Typografie, Hamburg  
*Gesamtherstellung* Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-87763-031-0

[Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader](#)



## Inhalt

Vorwort zur Neuauflage 2002 15

VORBETRACHTUNG **Hitler und die historische Grösse** 29

**Hitlers** exzessiver Charakter • Die Verachtung des Zeitgeistes • Koinzidenz mit dem Gesamtwillen • Zweifel an **Hitlers** historischer Grösse • Die Problematik des Begriffs • Einwände gegen die biographische Darstellung • Der Zusammenhang von individueller und sozialer Psychologie • Die entscheidende Rolle **Hitlers**

ERSTES BUCH **Ein zielloses Leben**

*I. Kapitel: **Herkunft und Aufbruch*** 43

Der Versuch der Selbstverheimlichung • Die Funktion der Fremdheit • Der Hintergrund • Der unaufgefundene Vorfahre • Die Namensänderung • Vater und Mutter • Legenden • Das Schulversagen • «Keine Freunde und Kameraden» • Erhöhung durch die Kunst • Das Lotterielos • Erste Begegnung mit Richard Wagner • Wien

*II. Kapitel: **Der gescheiterte Traum*** 60

Wien am Ende seiner Epoche • Die Krise des Vielvölkerstaates • Abwehrideologien • Die Überwältigungsangst der Deutschen • Antisemitismus • Die Zurückweisung durch die Akademie • Der Tod der Mutter • «Herr Vormund, ich geh nach Wien!» •



Projektmacherei • Erneutes Scheitern • Die Wendung gegen die bürgerliche Welt und das Bedürfnis nach Zugehörigkeit

*III. Kapitel: Das granitene Fundament* 77

Lanz V. Liebenfels • Das ideologische Milieu der frühen Jahre • Der zweijährige Seelenkampf • Die Wandlung zum «fanatischen Antisemiten» • Georg Ritter v. Schönerer und Karl Lueger • Der böhmische Nationalsozialismus • Das Männerheim • Die Kumpanei mit Hanisch • Hitler und Richard Wagner • Der romantische Königsweg • «Bruder Hitler» • Theatralische Weltbeziehung • Streit mit Hanisch • Sozialdarwinismus • Gobineau und Chamberlain • Noch einmal Richard Wagner • Träume gegen die Realität

*IV. Kapitel: Die Flucht nach München* 109

München oder Berlin • Anhaltende Kontaktarmut • Die Schule der Angst • Das Fluchtmotiv • Die wiederaufgefundenen Militärapapiere • Hitlers Verhaftung • Der Brief an den Magistrat der Stadt Linz • Waffenunfähig • Vorahnungen • Der Dank der Epoche • Das Freiwilligengesuch

*V. Kapitel: Erlösung durch den Krieg* 122

Der erste Einsatz • Meldegänger beim Regimentsstab • Der Sonderling • Hitlers Bildungserlebnis • Der Heimatschock • Die alliierte Kriegspropaganda • Versagende Führungsschicht • Weltanschauung gegen Weltanschauung • Die grosse Offensive 1918 • Pasewalk • Die Revolution und das Sentiment gegen die Republik • Versailles • Das Ende des alten Europa • Die Politisierung des öffentlichen Bewusstseins • Kein Entschluss, Politiker zu werden • «Wo war Hitler?» • Der unpolitische Politiker

ZWISCHENBETRACHTUNG *Die grosse Angst* 153

Triumph und Krise des demokratischen Gedankens • Die Revolutionsdrohung • Die grosse Angst • Der europäische Zivilisationspessimismus • Der grosse Hang gegen die Aufklärung • Der Verrat von Versailles • Die Angst in Waffen • Hitler als der «faschisti-



sche» Typus • Der Führergedanke • Mittelalter und Modernität •  
Der Faschismus als Kulturrevolution • Defensive Grundhaltung •  
Das Bündnis mit dem Instinkt • Aufstand für die Autorität •  
Die Umkehrung der Epochentendenz

## ZWEITES BUCH **Der Weg in die Politik**

### *I. Kapitel: **Teil der deutschen Zukunft** 185*

Eisner und der Münchener Revolutionsversuch • Die Organisation der Gegenrevolution • Freikorps und Einwohnerwehren •  
Der Auftrag des Reichswehrgruppenkommandos • **Hitlers** Brief an Adolf Gemlich • Thule-Gesellschaft und Deutsche Arbeiterpartei • «Der entscheidendste Entschluss meines Lebens» • Der 16. Oktober 1919: Das wirkliche Erweckungserlebnis • Der Schritt in die Öffentlichkeit • Die Verkündung der fünfundzwanzig Punkte • Der Entschluss, Politiker zu werden

### *II. Kapitel: **Lokale Triumphe** 212*

**Hitlers** Rationalität • Das «kombinierende Talent» • Agitationsstil • Ernst Röhm • Fahnen und Feldzeichen • Wachsender Ruf als Redner • Der Kapp-Putsch • Die Rolle Bayerns • Gunst der Mächtigen • Dietrich Eckart • Die Münchener Gesellschaft • Die Entourage • **Hitler** in Berlin • Die Sommerkrise 1921 • «Der Führer» • Die SA • Die Schlacht im Hofbräuhaus • Soziologie der NSDAP • Zirkus, Grand Opéra, kirchliche Liturgie: **Hitlers** Demagogie • Drohende Ausweisung • Der Tag von Coburg • Beginnende Selbststilisierung • Katalysator und Katalysierter

### *III. Kapitel: **Die Herausforderung der Macht** 266*

Parteitag in München • Der Ruhrkampf • **Hitler** schert aus • Primat der Innenpolitik • Die Finanzquellen der Partei • Der Kampfbund • Die Niederlage am 1. Mai • Entmutigung • Führer des Kampfbundes • Putschgerüchte • Der Beruf, Deutschland zu retten • Eifersüchtige Rivalen • Der Entschluss zum Putsch • **Hitlers** Dilemma und Rechtfertigung • Bayreuth und Houston Stewart Chamberlain



*IV. Kapitel: **Der Putsch** 299*

Die Versammlung im Bürgerbräu • Der Schuss in die Decke • Sieger oder tot! • Der Auftritt Ludendorffs • Die Wendung • Wortbruch gegen Wortbruch • Krise und Ausweg • Der Marsch zur Feldherrnhalle • Der Kniefall vor der Staatsmacht • Die Verhaftung • Der Prozess vor dem Volksgerichtshof • Die gewonnene Niederlage • Geburtsstunde der Bewegung • Adolphe Légalité • Die Selbstmörderkonstitution

**DRITTES BUCH Jahre des Wartens**

*I. Kapitel: **Die Vision** 325*

Landsberg • Die Lektüre • «Mein Kampf» • **Hitlers** programmatischer Ehrgeiz • Stil und Tonlage • Revolution des Nihilismus? • Die Konstanten im Weltbild **Hitlers** • Die grosse Weltkrankheit • Das ehrene Naturgesetz • Die Lehre von den schöpferischen Rassekernen • Der Herr der Gegenwelt • Ideologie und Aussenpolitik • Die Wendung nach Osten • Weltmacht oder Untergang • Entlassung

*II. Kapitel: **Krisen und Widerstände** 357*

Die veränderte Szenerie • Zerfallener Anhang • Die Unterredung mit Held • Unterwerfung oder Ausschluss • Der Bruch mit Ludendorff • «Alles zu **Hitler!**» • Die Neugründung der Partei • Das Redeverbot • Gregor Strasser • Der Streit mit Ernst Röhm • Auf dem Tiefpunkt • «Der neue Typ»: Joseph Goebbels • Die Strassergruppe und ihr Konzept • Die Tagung von Hannover • Katastrophentaktik • **Hitlers** Rückzug in die Bergidylle

*III. Kapitel: **Die Aufstellung zum Kampf** 382*

Die Bamberger Tagung • «Der gute, ehrliche Strasser!» • Das Ende der Linken • Institutionelle Machtsicherung und Siegesfeier • Der «tote Nationalsozialismus» • Das Rollenproblem der SA • Goebbels schwenkt **um** • Ausbau der Parteiorganisation • Der Schattenstaat • Der erste Nürnberger Parteitag • Das Haus auf dem Obersalzberg • Die Rückkehr ins Zirkuszelt • Unfehl-



barkeitsansprüche • «Lasst das Theater nur mal anfangen!» •  
Der dritte Wert

## VIERTES BUCH Die Zeit des Kampfes

### *I. Kapitel: Der Vorstoss in die grosse Politik* 413

Der Wendepunkt • Hugenberg und der Reichsausschuss gegen den Young-Plan • Hitler als Taktiker • Die Kampagne • Kontakte • Das Braune Haus • Bruch mit Hugenberg • Vorstoss in neue Schichten • Der schwarze Freitag • Totale Krise • Der Durchbruch zur Massenpartei • Stiller Bürgerkrieg • «Adolf Hitler frisst Karl Marx!» • Eine Jugendbewegung eigenen Stils • Regierung Brüning • Der Bruch mit Otto Strasser • Hitlers Sozialismus • Stennes-Revolt • Der Führer-Papst • Wahlkampf

### *II. Kapitel: Der Erdrutsch* 454

Die Wahl vom 14. September 1930 • Die Welle der Zukunft • Werbung um die Reichswehr • Verhöhnnte Legalität • Die Rückkehr Ernst Röhm • Politische Kriminalität • Die Agonie des Parteienstaats • Kurt v. Schleicher • Allüren, Kontakte, Unterredungen • Harzburg • Hitler und das Bürgertum • Die monopolkapitalistische Verschwörungstheorie • Vor dem Düsseldorfer Industrieklub • Die Boxheimer Dokumente • «Armes System!»

### *III. Kapitel: Vor den Toren zur Macht* 493

Wahlkämpfe • Brünings Schachzug und Hitlers Dilemma • Die Entscheidung • Hindenburgs Sieg • «Hitler über Deutschland» • Der Tod Geli Raubais • Reden wie Lustmorde • Das demagogische Ritual • Die Ausschaltung des Denkens • Selbstverzauberungen • Motive des Massenzulaufs • Parolen und Formeln • Wahlergebnisse • Intrigen • Brünings Sturz • Franz v. Papen • Staatsstreich gegen Preussen • Die Absage des Präsidenten • Meditationen über die Grausamkeit

*IV. Kapitel: Am Ziel* 538

Erneuter Wahlkampf • Der Berliner Verkehrsstreik • Die Niederlage vom 6. November • Papens Diktaturkonzept • Widerstand und Kanzlerschaft Schleichers • Schleichers grosser Plan • Die Krise der NSDAP • «Wenn die Partei zerfällt ...» • Die Ohnmacht der Gegenspieler • Papens Intrige • Das Kölner Gespräch • Am Ende aller Politik • Das Einrahmungskonzept • Hindenburgs Schwenkung • Letzte Schwierigkeiten • «Vorwärts mit Gott!» • Der Fackelzug • Sieg oder Intrige? • Der Monolog in der Reichskanzlei

ZWISCHENBETRACHTUNG

**Deutsche Katastrophe oder deutsche Konsequenz?** 575

Umbruchstimmung • Die Irritation der Chronisten • Die Theorie der deutschen Disposition für den Nationalsozialismus • Die Epochentheorie • Die nationalen Elemente • Der Realitätsverlust • Die versäumte Revolution • Das Bedürfnis nach unpolitischer Politik • Der antipolitische Affekt • Erlösung durch die Kunst • Ästhetisierung der Politik • Das romantische Weltverhalten • Die realisierten Fiktionen • Das Risiko

**FÜNFTES BUCH Die Machtergreifung**

*1. Kapitel: Legale Revolution* 599

Die ersten Schritte • Vor den Generalen • Kontinuität der Ziele • Das Konzept der Machtergreifung • Erste Notverordnungen • Noch einmal: Wahlkampf • Vor den Unternehmern • Der Reichstagsbrand • Das Grundgesetz des Dritten Reiches • Die Wahlen vom 5. März • Revolution der SA • «Nationale Erhebung» • Der Tag von Potsdam • Das Ermächtigungsgesetz • Der Selbstverzicht Hindenburgs • Revolution auf offener Bühne • Ruhmlose Untergänge • Der innere Abschied von Weimar



*II. Kapitel: Auf dem Weg zum Führerstaat* 642

**Hitler** und die Macht • «Ich bin kein Diktator!» • Gebremste Revolution • Die Ausrichtung der Nation • Der Judenboykott vom 1. April • Nationale Verbrüderungen • Kulturelle Gleichschaltung • Die Intellektuellen • Soziale Mobilmachung • Pragmatischer Programmverzicht • Die Überwindung der Wirtschaftskrise • Die Arbeiter • Die ersten aussenpolitischen Schritte • Der Coup gegen den Völkerbund • «Das Recht auf Deutschlands Seite!» • Vertrag mit Polen • **Hitlers** Verhandlungsgeschick • Der Führerkult • Nichtsnutzigkeit und Genie • Zwangsversöhnung

*III. Kapitel: Die Affäre Röhm* 690

Revolution ohne Gegner • Das Schlagwort der Zweiten Revolution • «Adolf verrät uns alle!» • **Hitler** und die Reichswehr • Entscheidung gegen Röhm • Die Rede vor den Gauleitern • Die Treibjagd beginnt • Letzte Unterredung mit Röhm • Papens Marburger Rede • Der intrigierte SA-Putsch • «Röhm, Du bist verhaftet!» • Auftragserweiterungen • Die Gartenparty vom 1. Juli • **Hitler** vor dem Reichstag • Les institutions périssent par leurs victoires • Der Aufstieg der SS • Der Tod Hindenburgs • Die ganze Macht • Der Beginn der stillen Revolution

**SECHSTES BUCH Die Jahre der Vorbereitung**

*I. Kapitel: Zurückgewonnene Aussenpolitik* 741

**Hitlers** Zielsetzungen und die europäischen Nationen • Die antikommunistische Grundstimmung • Andere Anfälligkeiten • **Hitler** und England • Die brüchige europäische Solidarität • Das Flottenabkommen mit England • Der Abessinienkonflikt • Mussolini schwenkt um • Die Rheinlandbesetzung • Der Spanische Bürgerkrieg • **Hitler** und Mussolini • Mussolinis Deutschlandbesuch • Erneute Werbung um England • Das Bündnis mit Japan • Innenpolitische Rückwirkungen

*II. Kapitel: **Blick auf eine Unperson** 782*

Der gebrochene Lebensweg • **Hitlers** Regietalent • Ästhetische Todesverklärung • Feste und Massen feiern • Der psychologische Zusammenhang • Selbststilisierungen und Angst • **Hitlers** theatrales Temperament • Die Beziehung zur Musik • Pläne für Linz • Die Mythologisierung der eigenen Existenz • Soziale Beziehungslosigkeit • Frauen • Die Umgebung • **Hitlers** Infantilismus • Kunst und Architektur • Antike und Germanentum • Der neue Mensch • Zeitangst • Krankheiten

*III. Kapitel: **«Der grösste Deutsche»** 824*

Die Konferenz vom 5. November 1937 • Die Affäre Blomberg • Die Fritsch-Krise • Der Anschluss Österreichs • Die Tschechoslowakei: «Ein zum Tode verurteiltes Land» • **Hitlers** Italienreise • Chamberlain in Berchtesgaden • Godesberg • Der deutsche Widerstand • Münchener Konferenz • **Hitlers** Verstimmungen • Psychologische Mobilmachung • Der Ende der Tschechoslowakei • Der Wendepunkt

*IV. Kapitel: **Die Entfesselung des Krieges** 875*

Das Angebot an Polen • Becks Zurückweisung • Englands Beistandsversprechen • Der Fall Weiss • Zeiger auf Krieg • Die Sowjetunion auf der Szene • Der Stahlpakt • **Hitlers** Ansprache vom 23. Mai 1939 • Moskauer Initiative • Wettlauf mit dem Verhängnis • Der Moskauer Pakt • Vor den Generalen • Der verschobene Krieg • Weisung Nr. 1 für die Kriegführung • Der Angriff • Die Kriegserklärungen der Westmächte • Der erste Blitzkrieg

**ZWISCHENBETRACHTUNG **Der verfehlt** Krieg** 919

Der Krieg als das letzte Ziel der Politik • Die verkehrte Front • Irrtum über Englands Haltung? • Der Abschied von der Politik • Die wiedergewonnene Putschistenfreiheit • Ideologische Verhärtungen • Die Motive • Der improvisierte Krieg • Die Blitzkriegskonzeption • Die Kontinuität des deutschen Weltmacht-



willens • Bruch der Kontinuität • **Hitler** nicht Wilhelm III.-  
Aufteilung und Terrorisierung Polens • Der unwiderruflich  
gewordene Krieg

## SIEBTES BUCH **Sieger und Besiegter**

### *I. Kapitel: **Der Feldherr** 947*

Widerstrebende Generale • Die Westfeldzüge • Der veränderte  
Operationsplan • Dünkirchen • Der Himmel stürzt ein •  
Kriegseintritt Italiens • Die Kapitulation Frankreichs • Feldherr  
**Hitler** • Compiègne • **Hitler** in Paris • Churchill • Friedensangebot  
**Hitlers** • «Battle of Britain» und Unternehmen «Seelöwe» •  
Die Kontinentalblockidee • Diplomatisches Scheitern • Das neue  
Konzept: Blitzkrieg nach Osten • Balkanfeldzüge • Rudolf Hess'  
Englandflug • Selbstüberredungen • Der Entschluss fällt

### *II. Kapitel: **Der «Dritte» Weltkrieg** 981*

Der Doppelcharakter des Krieges • Kommissarbefehl und Einsatz-  
gruppen • Siegesgewissheiten • An den Grenzen der Leistungs-  
fähigkeit • Moskau oder die Ukraine • Die Winterkatastrophe •  
Gegenoffensive der Roten Armee • Der gescheiterte Kriegsplan •  
«Dem deutschen Volke keine Träne» • Pearl Harbor • Kriegs-  
erklärung an die USA • «Europäische Solidarität» • Noch einmal  
Offensiven • Zerwürfnis mit der Generalität • Am Wendepunkt  
des Krieges • Das Aushaltekonzept • Stalingrad • Das Untergangs-  
konzept

### *III. Kapitel: **Die verlorene Realität** 1010*

Im Führerhauptquartier • Isolierung von der Welt • Die Tisch-  
gespräche • Reduktionserscheinungen • Medikamente und Krank-  
heiten • «Führerkrise» • Kein totaler Krieg • Martin Bormann •  
Abwendung von der Realität • Die wirkliche Wirklichkeit •  
Das «wahrhaft goldene Zeitalter» • Die Endlösung • Lebensraum-  
visionen • Neue Ehegesetzgebung • Annexionen • Der Grund-  
widerspruch des Nationalsozialismus • «Mussolini defunto» •  
**Hitlers** gesteigerte Entschlossenheit

## ACHTES BUCH **Der Untergang**

### *I. Kapitel: **Widerstände** 1053*

Europäischer Widerstand • Das Dilemma des deutschen Widerstands • Attentatsversuche • Die Zurückhaltung der Westmächte • Gruppen und Gegensätze • v. Stauffenberg • Die Invasion • Der 20. Juli 1944 • Überschiessende Reaktion: Foltern, Hinrichtungen, Sippenhaft • Ursachen des Scheiterns • Der spurlose Staatsstreich • Radikalisierungen • Der Entschluss zum Angriff nach Westen • Die Ardennenoffensive • Die Grossoffensive von Osten

### *II. Kapitel: **Götterdämmerung** 1091*

Rückkehr in die Reichskanzlei • Die Strategie des grandiosen Untergangs • Der Verfall der Erscheinung • Stimmungsumschwünge • Misstrauen • Offensiven an allen Fronten • Mythologisierungstendenzen • Speers Gegenaktivität • Der 20. April 1945 • Steiners ausgebliebene Offensive • Die Konferenz vom 22. April und der Entschluss, in Berlin zu sterben • Görings «Verrat» • Die Bunkermeditationen • Auch Himmler Verräter • Heirat und Testamente • Das Ende • Der Verbleib der Leiche

## SCHLUSSBETRACHTUNG

### **Die Unfähigkeit zu überleben** 1131

Bestandslosigkeit des Regimes • Die Rettung der Welt • Selbstbehauptung Europas • **Hitlers** Modernität und Anachronismus • Der Zusammenhang mit dem 19. Jahrhundert • Die deutsche Gestalt der Revolution • Die Zerstörung der privaten Welt • Das veränderte deutsche Politikverhältnis • Überdauernde faschistische Tendenzen • Die Unfähigkeit zu überleben

### *Anhang*

Anmerkungen 1151

Bibliographie 1243

Personenregister 1254

Bildnachweise 1269

Bildquellen 1271

Nachwort 1272



## Vorwort zur Neuauflage 2002

Zum Einzigartigen, das mit dem Namen [Hitlers](#) verbunden ist, gehört seine unverminderte Gegenwärtigkeit. Selbst fünfzig Jahre nach seinem Ende behauptet er eine Zeitgenossenschaft, deren Schatten beständig tiefer wird. Sie äussert sich nicht nur in fallweise wiederkehrenden Ängsten, psychischen Gleichgewichtsstörungen und Exorzismen, wieviel davon nur Ritual und blosser Reflex sein mag, sondern auch in der Tabuisierung von Themen und Fragen, in der noch immer ansteigenden Flut von Schriften und Untersuchungen, auch wenn vieles davon dem Bild kaum zusätzliche Erkenntnisse abgewinnt, es vielmehr in chimärische Unschärfe entrückt. Zwar ist [Hitler](#) – wie Wochenschauen, Filme oder Schallplatten aus den zwanziger und dreissiger Jahren ebenso lehren wie die abgestandenen ideologischen Obsessionen, die ihn beherrschten – lange ins Anachronistische geraten, eine Erscheinung aus einer weit hinter den Horizont gefallenen Zeit. Dennoch ist er keineswegs historisch geworden, und selbst die Versuche der Wissenschaft, ihn und seine Herrschaft in geschichtlicher Distanz zu betrachten, haben Mal um Mal zu leidenschaftlichen Kontroversen geführt. Stattdessen ist er dabei, zum Mythos zu werden, der für alles Finstere und Abscheuerregende einsteht, das je in der Welt war. Je fremder und rätselhafter die geschichtliche Figur wird, desto sichtbarer tritt ihre sozialpsychologische Funktion hervor. Offensichtlich benötigt der Mensch die anschauliche Figur des Bösen, und eine säkularisierte Welt, die den alten Widersacher kaum noch als Kinderglauben kennt, ruft sich [Hitler](#) vor Augen, wenn sie den Urfeind schlechthin aus der Schemenhaftigkeit abstrakter Begriffe ins Bildhafte zurückholen will.

Man hat verschiedentlich die Auffassung vertreten, der geeignete Augenblick für die Darstellung geschichtlicher Ereignisse oder Personen liege etwa ein Menschenalter nach dem Geschehen. Als dieses Buch 1973 erschien, gab es den Mythos [Hitler](#) noch nicht, doch die Betäubung, die dem Untergang gefolgt war, desgleichen die Sprachlosigkeit, begann soeben nachzulassen und das Interesse an die Stelle der Beschwörung zu treten. Im Rückblick erscheint die Zeit als ganz und gar offen, die bald so verfeindeten methodischen Schulen setzten gerade erst zu ihrem Abgrenzungswerk an, und ein Autor konnte sich, anders als vielfach später, durch die immer gültigen historischen Tugenden von Distanz, Einfühlung und Urteilskraft legitimieren, während alle Moralität, die ihm abverlangt wurde, einzig aus dem Begreifenwollen kam. Die Wissenschaft hatte erste grosse Schneisen in das Dickicht der Materialien geschlagen, es war eine Zeit des Sichtens und Ordners, auch der ersten Darstellungsversuche, von denen einige, wie Karl Dietrich Brachers Studie über die Auflösung der Weimarer Republik, zum festen Bestand der zeitgeschichtlichen Beschäftigung mit der Epoche geworden sind. Die Mehrzahl dieser Arbeiten war jedoch infolge der Neigung, sich schwer zugänglich zu machen, ohne Echo im Publikum geblieben.

Obwohl die Resonanz eines Buches stets einen Rest an Unerklärbarem birgt, liegt in der Tatsache, dass das Erscheinen dieser Biographie in jene Zeitzone fiel, vermutlich der hauptsächlichste Grund für ihren Erfolg in die Breite. Nichts jedenfalls hatte er, wie einige Stimmen damals argwöhnten und unter erheblichem Phantasieaufwand nachzuweisen versuchten, mit einer von langer Hand vorbereiteten «[Hitler](#)-Welle» zu tun. Einige kabarettistische Lesungen aus «Mein Kampf», die Auktionspreise für das eine und andere [Hitler](#)-Aquarell, der Alec-Guinness-Film über die letzten Tage im Berliner Bunker und was es sonst noch an Zufallserscheinungen geben mochte, wurden von den Urhebern der These zusammen mit diesem Buch zur Ausgeburt einer über alle Grenzen hinweg operierenden Verschwörung verbunden. Die bizarre Erfindung, die damals viel Aufsehen erregte, war, wenn auch mit verdrehtem Vorzeichen, geradezu ein Ausdruck jener Hysterie, gegen die sie anzugehen vorgab. Und wenn die angebliche «[Hitler](#)-Welle»

bald in Vergessenheit geriet, so mehr noch die Spuckebatzen, die darauf schwammen.

Das zu jener Zeit erstmals verstärkt sich meldende Bedürfnis nach begründeten Antworten zielte auf die Fragen, die nach wie vor den Kern jeder Beschäftigung mit jenen Jahren ausmachen: wie [Hitler](#) zur Macht hatte kommen, die Anhänglichkeit grosser Massen gewinnen und trotz allen prahlerisch verübten Unrechts, trotz Krieg und Verbrechen im Ganzen hatte behaupten können. Bis weit in die fünfziger Jahre hinein waren auf dem Markt zumal der Erinnerungsbücher verschiedene Formen der Beteuerungsliteratur vorherrschend gewesen. Sei es, dass die Parteigänger oder Mitläufer des Regimes ihre Zustimmung oder doch ihr unmutiges Schweigen zu rechtfertigen suchten, sei es, dass dessen Gegner ihrem Versagen und ihrer Ohnmacht die Begründungen nachlieferten. In den gleichen Motivzusammenhang gehörten auch die zahlreichen Deutungen, die darauf hinausliefen, [Hitler](#) zu dämonisieren und in überzeitliche Zusammenhänge zu entrücken: als Endfigur in der Krise der Moderne, Katastrophe des «faustischen» Prinzips oder der deutschen Philosophie zwischen Hegel und Nietzsche. Über ungezählte weitere Ansätze hinweg reichten solche meist summarischen Befunde, bis zu mancherlei theologisch gestimmten Interpretationen, die ihn zu einer Art apokalyptischem «Tier aus der Tiefe» stilisierten. Hier viel eher als in der blanken Erinnerungslosigkeit war jenes Verdrängungsbedürfnis anzutreffen, das später so oft berufen worden ist. Dem gleichen Vorsatz dienten auch die meisten Darstellungen aus marxistischer Sicht, deren Anwälte ebenfalls ein Versagen zu beschönigen hatten und [Hitler](#), wie es in einer dieser Deutungen hiess, zum «mühselig hochgespielten und teuer bezahlten Kandidaten einer im Hintergrund wirkenden Nazi-Clique» aus Reaktion und Grosskapital machten.

Von all diesen verwirrten und verwirrenden Darstellungen gab es schon seit Anfang der fünfziger Jahre eine bemerkenswerte Ausnahme: Alan Bullocks berühmte, aus der Tradition grosser angelsächsischer Geschichtsschreibung verfasste [Hitler](#)-Biographie. Mit einer glanzvollen Nüchternheit und ohne die teilweise wohl unvermeidlichen Voreingenommenheiten, denen alle deutschen



Annäherungen an den Gegenstand unterworfen waren, zeichnete sie den Mann und seine Politik aus überlegener Distanz, leidenschaftslos und urteilsstark zugleich, und galt lange Zeit mit guten Gründen als die definitive Beschreibung seines Lebensganges.

Trotz des legendären Rufs, der das Werk alsbald umgab, stellten sich im Fortgang der Jahre jedoch rasch anwachsende Zweifel an wenigstens zweien seiner Ausgangsüberlegungen ein. Wie alle Welt hatte Alan Bullock seiner Darstellung zugrunde gelegt, dass [Hitler](#) der grosse Widersacher seiner Zeit war und die Zeit, zumindest ausserhalb Deutschlands, dies trotz aller Spannungen nie verkannt habe. Die Auffassung konnte zahlreiche Argumente für sich anführen. In der Tat schienen die Zeichen der Epoche auf Demokratie, wachsende Selbstbestimmung, Überwindung hergebrachter Verfeindungen zwischen den Staaten und sogar auf Völkerverständigung zu weisen, und vor jeder einzelnen dieser Tendenzen nahm sich [Hitler](#) wie eine phantastisch rückständige, eigentlich absurde Erscheinung aus.

Aber was war mit den Besucherscharen, die seit 1933 in zusehends dichter Folge nach Berlin oder auf den Obersalzberg pilgerten, viele zunächst widerstrebend oder ironisch gestimmt, doch dann immer wieder beeindruckt, alle die Simon und Eden, Lloyd George, François-Poncet und Toynbee? Was mit dem Publikum jenes Londoner Kinos, das nach dem Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund beim Erscheinen [Hitlers](#) auf der Leinwand in Jubel ausbrach? Welche Empfindungen bewegten die so hochmütige gute Gesellschaft von Florenz, dem verächtlich erwarteten Gast schon Stunden später «ihren Geist und ihr Herz» darzubieten, wie Graf Ciano schrieb, Mussolini selbst nicht zu vergessen, der dem anfangs so belächelten Parvenü von jenseits der Alpen bald bis zur Selbstaufgabe verfiel? Und was drängte die europäischen Mächte, als [Hitlers](#) brutale Rechtsverachtung längst offenkundig geworden war, zu jenem Wettlauf um Abmachungen und Verträge, die sie den Politikern der Weimarer Republik nie zugestanden hätten, als sei jeder von ihnen begierig auf seinen Löffel vom Linsengericht? Es war doch nicht nur Angst, Gedankenlosigkeit oder Friedensliebe, was sie so bereitwillig die Einfallstore öffnen liess, bis [Hitler](#) die gesamte Nachkriegsordnung über den Haufen geworfen hatte.

Den entschlossenen Hitler-Gegnern jedenfalls, zumal den Emigranten, bescherte es immer neue Empfindungen von Bitterkeit und Ohnmacht, wie der deutsche Diktator, eine Zeitlang zumindest, nach den Worten eines von ihnen, als das «Hätschelkind» der Epoche aufzutreten vermochte. Fragen über Fragen. Sie alle mündeten in die Bemerkung, die der Verfasser zu Beginn der fünfziger Jahre von einem der unbeugsamen Hasser des Regimes vernahm: Nie habe ihn in all den Jahren der Hitler-Herrschaft der Gedanke verlassen, im Jahre 1933 nicht von einem skrupellosen Gegner, sondern von dem mächtigeren historischen Prinzip und folglich gleichsam von der Geschichte selbst besiegt worden zu sein.

Solche und andere Anstöße drängten dem Betrachter die Überlegung auf, ob Hitler nicht in aller Verspätung, die zu ihm gehörte, auch als Repräsentant starker Strömungen in einer Zeit gelten konnte, die aus den Fugen war. Jedenfalls hatte er den Rückenwind machtvoller Sehnsüchte hinter sich. Dazu zählte das Verlangen nach Utopie und Aufbruch sowie nach charismatischen Willensmenschen, die für die strikte Unterwerfung, die sie verlangten, Gefühle einer kollektiven Geborgenheit Zurückgaben. Viele ahnten wohl, wie manipulativ und voll von Hintergedanken die neuen Zusammenghörigkeiten waren, die ihnen eingeredet wurden, aber im Ganzen fanden sich die richtungslosen Massen ernster genommen als durch ein Freiheitsversprechen, das sie mit ihren tausend Nöten allein liess; und was den Verlust der politischen Rechte anging, glaubten sie sich reichlich entschädigt durch die Teilnahme an den jahrein und jahraus, landauf und landab inszenierten, mit dem Sinn für grandiose Liturgie veranstalteten Gemeinschaftserlebnissen, die ihnen tiefere Empfindungen politischer Mitwirkung verschafften als der gelegentliche Gang zur Wahlurne. In alledem war eine radikale Wendung gegen die verhasste bürgerliche Welt und deren tiefe Spaltungen am Werk, die Erwartung, die platten, materialistischen Verhältnisse in einem starken Glauben zu überwinden, und viele begriffen das düstere Dauerschauspiel der Massenmärsche mit Fackeln und Fahnen schon als die Totenmessen, die einer unwiderruflich vergangenen Epoche gelesen wurden und jene neue Zeit heraufführten, die in ihren Liedern mit ihnen zog.

Politisch war der antibürgerliche Affekt auf der Rechten wie auf

der Linken anzutreffen, und die seltsam spiegelbildliche Verkehrung, die so viel Ähnlichkeit wie Widerspruch enthielt, einte und trennte die Lager. Als instinktsicherer Demagoge hat [Hitler](#) die Epochensehnsucht nach jener Änderung von Grund auf, die vom radikalen Marxismus überall auf Strassen und Plätzen ausgerufen wurde, als verbreitetes Bedürfnis erfasst, sie aber zugleich in der Stossrichtung verändert und auf diese Weise die Stärke des Gegners zu seiner eigenen gemacht. Es war die von nun an unausgesetzt beschworene bolschewistische oder, wie er in bezeichnender Ausweitung seiner Wahnvorstellung ins Rassistische zu sagen pflegte, jüdisch-kommunistische Gefahr, die ihm die Massen zutrieb, und er sah darauf, dass sie nicht nur als Angst vor politischer Überwältigung empfunden wurde, sondern als Bedrohung aller Werte, kulturellen Massstäbe sowie der vertrauten Lebensform überhaupt.

Der unterdessen ausgebrochene Streit, ob und inwieweit [Hitler](#) als Reaktion auf die europäische Grundangst jener Jahre zu verstehen sei, war zu der Zeit, als die Überlegungen zu diesem Buch erste Umrisse annahmen, noch nicht entfacht. Aber dass sich in dem schreckensgeweiteten Blick auf Sowjetrussland alle Krisengefühle angesichts eines neu und fremd heraufziehenden Zeitalters in bestürzender Anschaulichkeit sammeln liessen und dass die Gemüter vor allem der bürgerlichen und kleinbürgerlichen Massen damit bis zur Hysterie getrieben werden konnten, geht aus ungezählten zeitgenössischen Quellen hervor. Auch kann kein Zweifel sein, dass [Hitler](#) sich diese panischen Empfindungen zu eigen gemacht und mit grossem rhetorischen und theatralischen Geschick in Aggression umgesetzt hat. Sie entsprachen, wie eine Zauberformel, der Gleichung seiner eigenen Persönlichkeit: den Ängsten, die ihn zeitlebens erfüllten, seinem Machtwillen sowie seinem Verlangen nach der grossen Rolle, und erlaubten es auch, seiner Roheit und Kälte die Weihe durch ein überwältigendes Motiv zu geben. Unter den Verheissungen jedenfalls, mit denen er sich als rettende Kraft anbot, ist die Abwehr der kommunistischen Revolutionsdrohung erst im Innern und dann der Aussenwelt gegenüber stärker als nahezu alles andere wirksam gewesen.

Gerade die Tatsache, dass [Hitler](#) und die rasch anschwellende Be-

wegung auf die unterschiedlichsten Bedürfnisse zu antworten schienen, hat ihrem Erfolg vorgearbeitet. Sie verbanden antibürgerliche wie antikommunistische, bewahrende und sozialrevolutionäre Vorstellungen, das gekränkte Nationalgefühl der Deutschen sowie universalistische Bestrebungen wie die allenthalben verbreitete Sorge vor einer nahenden grossen Krise auf eine willkürliche und dennoch für alle, die nach einem Glauben suchten, einleuchtende Weise. Anders als vielfach später haben die Zeitgenossen ihn und seinen bunt gemischten Anhang nicht einfach als «rechte», «konservativ» oder gar «reaktionäre» Erscheinung angesehen. Als eindeutig rückständige, der Wiederherstellung des Alten zugewendete Figur hätte Hitler bei den Zeitgenossen allenfalls jenes Gelächter erzeugt, dem Charlie Chaplin ihn preiszugeben versucht hat. Denn die Massen folgen nicht den Mumien, wie Hugenberg oder Papen auf ihre Weise ebenso erfahren und politisch bezahlen mussten wie kürzlich die kommunistischen Machthaber. Vielmehr begriff die Mehrheit Hitlers Aufbruch als das lange ersehnte Signal zu einer inneren Einigungsbewegung, die das Überlieferte festzuhalten und in eine mobilisierende Zukunftsvision einzuschmelzen versprach. Nichts anderes machte ihn auch geeignet, als die grosse Gegenkraft zu einer Zeit aufzutreten, die ans Ende eines langen Irrwegs geraten schien und nur durch eine Generalumkehr dem Untergang entgehen mochte. Weit über alle historisch greifbaren Anlässe wie die Niederlage von 1918, die Revolution und die gesuchten Demütigungen von Versailles hinaus, von Inflation, Deklassierung der Mittelschichten oder Weltwirtschaftskrise, haben solche Empfindungen einer nahen und notwendigen Zeitenwende dem Nationalsozialismus zur Massenfolgschaft verholfen und um ihn herum den Dunst einer halbreligiösen, adventistischen Aura sowie um Hitler eine Art messianischer Erwartung verbreitet.

Solche hier nur andeutungsweise angestellten Überlegungen machten offenbar, dass der Mann und die Zeit sowie die Wechselwirkungen, in denen sie standen, komplexer waren als es dem Forschungsstand entsprach, der dem Werk Bullocks noch zugrunde lag. Nicht weniger ins Gewicht fiel, dass Bullock die für jede politisch-historische Biographie zentrale Frage nach dem vorherr-



schenden Impuls im Leben der beschriebenen Figur mit dem Hinweis auf den Machthunger **Hitlers** beantwortet hatte. Entfernte man alle Verbrämungen oder Fangschnüre und ging seiner gewaltigen Wortmacherei auf den Grund, so hatte er dargelegt, kam ein Machtwille zum Vorschein, der nur sich selbst kannte und begehrte. Die Dürre und menschliche Armut der «Unperson» **Hitler**, mit der sich so viele Historiker im Blick auf die angerichtete Katastrophe schwertun, deutete er gerade als Folge des alles überlagernden, jede Spur menschlicher Substanz austrocknenden Macht Hungers.

Der Gedanke stützte sich weitgehend auf die These, die einer der frühen und dann abgefallenen Parteigänger **Hitlers**, der ehemalige Danziger Senatspräsident Hermann Rauschnig, in der zweiten Hälfte der dreissiger Jahre in dem rasch berühmt gewordenen Buch «Die Revolution des Nihilismus» entwickelt hatte. Danach waren **Hitler** und der engere Kreis seiner Gefolgsleute voraussetzungslose Revolutionäre, die keine Ideologie besaßen oder gar verfolgten, sondern Ideologien nur benutzten zu einem einzigen Zweck: der Eroberung, Sicherung und Steigerung persönlicher Macht. So viele einleuchtende Aspekte diese Auffassung anführen kann, so vieles lässt sie doch auch ungeklärt. Den erbitterten, von Stimmungen eines wüsten Urhasses erfüllten Antisemitismus **Hitlers** beispielsweise, dessen Entstehung und niemals nachlassende, sogar den eigenen Zielen abträgliche Hartnäckigkeit womöglich das am schwersten aufhellbare Problem des **Hitlerschen** Wesens ist, hat er lediglich als «Sparren» angesehen und abgetan.

Es war dann, kein Jahrzehnt nach dem Erscheinen der Biographie von Bullock, der britische Historiker Hugh R. Trevor-Roper, der den ersten und sogleich entscheidenden Stoss gegen diese These geführt hat. In einem Münchener Vortrag über «**Hitlers** Kriegsziele» hat er den Diktator erstmals als einen ideologisch fixierten und in allen taktischen Manövern von einigen unbeirrbar verfolgten Prämissen geleiteten Politiker vorgestellt. Die Manien und Bessenseiten, die ganze Psychopathologie dieses Mannes kamen, wie Trevor-Roper überzeugend zu machen verstand, nicht so sehr aus einem monströsen Machtwillen, wie sehr er auch zum Persönlichkeitsbild **Hitlers** gehörte. Vielmehr gingen sie auf die ver-

meintlichen Gewissheiten eines aus Schlagworten und Ressentiments verfertigten, monolithisch starren Weltbildes zurück, dessen Konstanten die Eroberung von Lebensraum und ein obsessiver Judenhass waren.

Nur ein geschlossenes, aus wie trügerischem Stückwerk auch immer fest verklammertes Geschichtsbild kann jene gewaltige Zerstörungsenergie entfalten, die Hitler bis in seine buchstäblich letzte Stunde freigesetzt hat. Gleichwohl erklärt es nicht alles. Was in diesem Fall hinzukam, war die Bereitschaft, durchweg bis an die äusserste Grenze zu gehen und auch bei vergleichsweise geringem Anlass die letzte Karte auf den Tisch zu werfen. Wer mit dieser Entschlossenheit in die Runde tritt, setzt alle Spielregeln ausser Kraft. Die vielbestaunten, den Mythos seiner Unbezwinglichkeit begründenden Erfolge, die Hitler bis ins Frühjahr 1939 verzeichnen konnte, hatten keineswegs nur mit der Blindheit und Schwäche der europäischen Mächte und nicht einmal mit seinem Übertölpelungsgeschick zu tun. Vielmehr kannte keiner seiner Gegenspieler irgendeinen Zweifel, dass alle Politik einen rationalen Kern habe und einem berechenbaren Interesse folge. Diese niemals angefochtene Gewissheit war das eigentliche Motiv aller Zugeständnisse, die sie sich abringen liessen. Erst nach einer Kette von Irrtümern und Nachgiebigkeiten, noch nicht einmal 1938 auf der Konferenz von München, sondern erst mit Hitlers Griff nach Prag im Frühjahr 1939, kam ihnen die Ahnung, dass er mit diesem Grundprinzip aller Politik brach. So wenig wie die Deutschen selber begriffen sie, dass er um wörtlich jeden Preis den Krieg wollte, selbst um den der Katastrophe, und unter allen Deutungen, die sein Charakter gefunden hat, ist diejenige am ausgiebigsten belegbar, die eben darin das unwiderstehlich treibende Motiv seines Lebensweges sieht. Weil er durchweg zu diesem letzten Einsatz bereit war, konnte und musste er geraume Zeit Erfolg haben, nichts anderes war sein bejubeltes Geheimnis. Aber es war jene Art von Erfolg, auf die der Selbstmörder zielt. Dessen Typus, bis dahin der Geschichte unbekannt, betrat mit ihm die politische Bühne.

Ohne eine tief in der Herkunft, früher Prägung und Zeitstimmung verankerte Todesenergie sind Wesen und Verhalten Hitlers kaum zu erklären, und man muss wohl die kulturpessimistischen

Tendenzen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts heranziehen, die Phobien und Überwältigungsprophetien, in denen sich die Zeit so entsetzt wie fasziniert erkannte, um dieser Neigung gerecht zu werden. Hier ist auch der Ort, auf Richard Wagner zu verweisen, der als Musiker, als politisierender Schriftsteller sowie als Persönlichkeit schlechthin das unvergleichliche Bildungserlebnis **Hitlers** war. Aus der Personage von Heilsbringern, Weissen Rittern und Erlösern, die das Werk des Komponisten bevölkern, formte **Hitler** sich, undeutlich zunächst, aber dann mit zunehmender Gewissheit seine Retterrolle, dies alles vor dem Prospekt eines Weltbildes, das erfüllt war von germanischen Untergangsstimmungen und dem Rausch der Katastrophe, süchtig gleichsam nach Götterdämmerungen.

Weit abseits solcher belegbaren Entschlüsselungsansätze hat es in den zurückliegenden Jahren eine Vielzahl unterschiedlicher und sogar gegensätzlicher Versuche gegeben, den innersten Antrieben **Hitlers** auf die Spur zu kommen, und tatsächlich sind sie, dem bekannten Churchill-Wort zufolge, «ein Rätsel auf dem Grunde eines Problems». Eine Erscheinung wie **Hitler** zieht unvermeidlich zahlreiche ehrgeizige Geister an, die sich durch spekulative Kühnheit, Phantasiereichtum und souveräne Freiheit gegenüber den Quellen auszeichnen. Erich Fromm beispielsweise hat **Hitlers** Todeswillen in den Mittelpunkt seiner Interpretation gerückt und den Ursprung im inzestuös eingefärbten Bild der Mutter gesehen. Getreu dem Übertragungsschema habe er dessen Züge auf Deutschland ausgeweitet, und seine «nekrophilen» Neigungen seien stets von dem lange unterdrückten, dann umso mächtiger hervorbrechenden Wunsch durchsetzt gewesen, dieses Bild zu zerstören, so dass am Ende die Einsicht herauspringt, nichts anderes als Deutschland sei das eigentliche Hassobjekt **Hitlers** gewesen. Im Gegensatz dazu hat Alice Miller das exzesshafte Wesen **Hitlers** auf eine Vergeltungssucht zurückgeführt, die von der häuslichen Tyrannei und Züchtigungslust des Vaters herkam, Simon Wiesenthal noch in den achtziger Jahren die sichtlich literarisch inspirierte, von Nietzsche, Hugo Wolff und im Grunde von Thomas Manns «Doktor Faustus» hergeleitete Auffassung vertreten, **Hitlers** Antisemitismus und alles, was daraus folgte, sei auf die Infektion durch

eine jüdische Prostituierte im Wien kurz vor der Jahrhundertwende zurückzuführen.

In ihrer Gesamtheit krankten alle diese Versuche an unzureichenden Belegen, oft dienen sie auch der Absicht des jeweiligen Verfassers, eine lange vertretene Theorie an einem spektakulären, vom fatalen Glanz des Bösen umwitterten Fall nachzuweisen, und alle bezeugen sie nur die Ohnmacht der Vernunft, mit einer Erscheinung wie [Hitler](#) zurechtzukommen. Gleichwohl kann, anders als noch kürzlich Claude Lanzmann, der Regisseur des Dokumentarfilms «Shoah», bemerkt hat, die Antwort nicht lauten, dass jede historische Darstellung [Hitlers](#) unerlaubt sei, weil sie das schlechthin Unbegreifliche begreiflich zu machen beabsichtige. Solche Thesen sind nichts anderes als eine neue Art dämonologischer Verdrängung. Sie sperren [Hitler](#) aus der Geschichte und laufen darauf hinaus, das überlieferte Bild des Menschen von ihm und seinen Verbrechen nicht verwirren zu lassen. Aber er lässt sich daraus nicht mehr fortdenken. Richtig ist an dem Einwand nur, dass sich jede biographische Auseinandersetzung bewusst sein muss, nicht mehr als eine gelungene oder missratene Annäherung zustande zu bringen. Mit seinem innersten Geheimnis, insonderheit den Ursachen seines manischen Judenhasses, ist [Hitler](#) der Welt entkommen.

Doch zu erfahren ist, wie aus aller Geschichte, selbst dann noch hinreichend viel: über die oft weit zurückreichenden Anstöße der historischen Prozesse, die Mechanismen der Abläufe, über Gebundenheit, Korruptierbarkeit und Versagen, aber auch Freiheit der Menschen in Entscheidungslagen und anderes mehr. Zu der Kritik, die bei Erscheinen dieses Buches erhoben wurde, gehörte der Einwand, dass es als Biographie methodisch überholt sei und die gesellschaftlichen Kräfte sowie die Strukturen, die [Hitler](#) trugen und Schritt um Schritt voranbrachten, nicht ausreichend berücksichtigt. Über die Berechtigung dieses Vorbringens mag sich der Leser sein eigenes Bild machen. Zutreffend ist daran die auch in der vorliegenden Arbeit schon angestellte Überlegung, dass die Rolle des Einzelnen für den Geschichtsverlauf zusehends schwächer wird und er längst nicht mehr in der Masse, wie es vielfach das 19. Jahrhundert sah, Geschichte «macht». Aber dieser eine hat eben doch,



seltensam verspätet auch insoweit, noch einmal mehr davon gemacht, als es womöglich der Zeit entsprach.

Unwiderleglich ist, dass sich die Wirkungsmacht Einzelner nicht gänzlich abtun und alles auf die Verhältnisse oder gar die Strukturen verlagern lässt. Das hat sich zuletzt in den achtziger und frühen neunziger Jahren erwiesen. Der bezeichnenderweise von niemandem vermutete, fast lautlose Zusammenbruch des strukturell so gefestigt scheinenden, ganz und gar auf den Machterhalt der herrschenden Schicht hin organisierten Sowjetimperiums hat neben vielem anderen sichtbar gemacht, dass die strukturanalytische Betrachtungsweise gewiss nicht der Königsweg zur Erkenntnis historischer Zusammenhänge ist. Darüber hinaus untergräbt die strukturelle Sicht aber auch nahezu alles, was die Geschichte an Widersprüchlichkeit, auch an Konfusion sowie an Unvermutetem und in alledem an vermittelbarer Einsicht enthält. Wenn die gesellschaftlichen Strukturen tatsächlich gebieterischer als alle anderen geschichtsbeherrschenden Bedingungen sind, unterliegt jedes Geschehen einer deterministischen Beengung. In der Tat werden dann die lebensgeschichtlichen Umstände, die Hitler zu dem werden liessen, der er war, seine Komplexe, Ängste, Vorurteile und die destruktiven Energien, die er daraus gewann, weitgehend irrelevant. Ebenso ist dann die Verantwortung für den Gang der Dinge, die sich jeder Einzelne zurechnen lassen muss, nahezu zum Verschwinden gebracht oder auf das Gefühl schicksalsabhängiger Ohnmacht reduziert. Aber aus dem Geschehen jener Jahre ist weder die Person Hitlers wegzudenken oder, wie man gesagt hat, zum «schwachen Diktator» zu verkleinern, noch der Clan seiner stillen oder offenen Wegbereiter aus den alten Machteliten, und auch nicht die orientierungslose Masse mit ihrer Sehnsucht nach Führung und strenger Ordnung. Alles hat sein eigenes Gewicht, und entscheidend ist die Balance, die der Autor zwischen den Elementen herzustellen weiss. Der britische Historiker Ian Kershaw hat unlängst eine zweibändige Biographie veröffentlicht, die Aufstieg und Herrschaftssystem Hitlers vor allem von den gesellschaftlichen Kräften her zu erfassen versucht. Mit geradezu inbrünstigem Fleiss hat er noch einmal nahezu das gesamte einschlägige Material durchgearbeitet. Aber ausser einem Philologeneinfall, der die Redewendung eines

regimetreuen Beamten zum Schlüsselwort für die Funktionsweise des NS-Machtapparats erhebt, bringen die annähernd zweieinhalbtausend Seiten des Werkes die Einsicht kaum voran. Vielleicht ist bereits der Ansatz allzu widersprüchlich, «als Sozialhistoriker» die Biographie einer geschichtsbestimmenden Erscheinung zu verfassen. Bezeichnenderweise verliert sich die Figur **Hitlers**, wie Kershaw selber einräumt, im Fortgang der Darstellung mehr und mehr. Am Ende ist sie nur noch als Schemen gegenwärtig, obwohl alle vorliegenden Berichte über den **Hitler** der letzten Monate das Gegenteil bezeugen. Die Paradoxien einer Biographie über eine zum blossen Sammelpunkt gesellschaftlicher Kräfte reduzierte und damit nahezu wegdisputierte Erscheinung, die aber gleichwohl den gesamten Weltenlauf verändert hat, zeigen sich selten so schlagend wie auf diesen Seiten.

In Wirklichkeit war **Hitler** stets mehr als eine Art Mundstück sozialer Energien. Gerade die Differenz zu den Verhältnissen und wie er sie dennoch seinem Willen und seinem Wahnwitz fügsam machte, ist das Problem. Womöglich hat nicht zuletzt die stupende Macht über die Umstände und teilweise auch über die Zeitbedingungen, die **Hitler** als «Figur aus dem Nichts» bewies, jenen Geschichtsbruch erzeugt und jene äusserste Skepsis, die in aller Empfinden eingegangen sind. Man hat ihn und seine Herrschaft einen «Kulturschock» genannt. In Wahrheit greift der Begriff zu kurz. Er hat ein ungeheures Zerstörungswerk angerichtet: Menschen, Städte, Länder, auch Werte, Traditionen und Lebensformen ausgelöscht. Aber seine folgenreichere Hinterlassenschaft ist der Schrecken darüber, wessen der Mensch gegen den Menschen fähig ist. Seither geht ein tiefer Riss durch das hochpathetische Bild, das der Mensch von sich selbst und trotz aller Untaten, von denen die Geschichte voll ist, bewahrt hat. Der jahrhundertealte zivilisatorische Optimismus, der sich so viel auf die Zähmung der barbarischen Instinkte des Menschen zugute hielt, das ganze evolutionäre Grundvertrauen in eine Welt, die trotz aller Aufhaltungen und Rückschläge zuletzt doch dem Besseren entgegengehe, sind durch **Hitler** ans Ende gelangt, und niemand weiss zu sagen, was den Glauben daran zurückbringen könnte.

Darin liegt, weit mehr als in den Umtrieben der Jugendbanden,

die sich so provozierend mit den Zeichen und abstossenden Symbolen jener Jahre schmücken und die doch nur der Staub einer versunkenen Zeit sind, [Hitlers](#) paradoxe Modernität. Er hat denn auch nicht nur, wie die verbreitete Auffassung lautet, ein Zeitalter abgeschlossen. Als Urheber eines generellen, auf den Menschen und die Welt bezogenen Pessimismus ist er in einem von keinem Leugnen und keinem Beschwichtigungswunsch erreichbaren Sinne noch immer unser aller Zeitgenosse und die Gegenwart eine Epoche, an deren Zugang er steht. Ohne die Kenntnis der hier dargestellten Geschichte, heisst das, ist die Welt von heute nicht zu verstehen.

Die Absicht der Selbstverständigung sowie das Bedürfnis, einige Einsichten ins Gegenwärtige zu gewinnen, hat, über alle engeren historischen Fragestellungen hinaus, vor Jahren auch den Entschluss des Verfassers herbeigeführt, dieses Buch zu schreiben. Es versucht nichts anderes als eine Darstellung dessen, womit in umfassenderer Sicht unsere Epoche begann, welche persönlichen und sozialen Bedingungen für den Aufstieg des Mannes ursächlich waren, der sie auf so nachhaltige Weise mitgeprägt hat, auch wie seine Macht dauern und gerade im Scheitern ihre eigentliche Absicht verwirklichen konnte.

Kronberg, im Juni 2002

VORBETRACHTUNG

**Hitler und die historische Grösse**



«Nicht Blindheit ist es, nicht Unwissenheit, was die Menschen und Staaten verdirbt. Nicht lange bleibt ihnen verborgen, wohin die eingeschlagene Bahn sie führen wird. Aber es ist in ihnen ein Trieb, von ihrer Natur begünstigt, von der Gewohnheit verstärkt, dem sie nicht widerstehen, der sie weiter vorwärts reisst, solange sie noch einen Rest von Kraft haben. Göttlich ist der, welcher sich selbst bezwingt. Die meisten sehen ihren Ruin vor Augen; aber sie gehen hinein.»<sup>1</sup>

*Leopold V. Ranke*

Die bekannte Geschichte verzeichnet keine Erscheinung wie ihn; soll man ihn «gross» nennen? Niemand hat so viel Jubel, Hysterie und Heilserwartung erweckt wie er; niemand so viel Hass. Kein anderer hat, in einem nur wenige Jahre dauernden Alleingang, dem Zeitlauf so unglaubliche Beschleunigungen gegeben und den Weltzustand verändert wie er; keiner hat eine solche Spur von Trümmern hinterlassen. Erst eine Koalition fast aller Weltmächte hat ihn in einem annähernd sechs Jahre dauernden Krieg gleichsam vom Erdboden getilgt: totgeschlagen, mit den Worten eines Offiziers aus dem deutschen Widerstand, «wie einen tollen Hund».<sup>2</sup>

Hitlers eigentümliche Grösse ist ganz wesentlich an diesen exzessiven Charakter gebunden: ein ungeheurer, alle geltenden Massstäbe sprengender Energieausbruch. Gewiss ist das Riesenhafte nicht schon das historisch Grosse, und auch das Triviale ist mächtig. Aber er war nicht nur riesenhaft und nicht nur trivial. Die Eruption, die er entfesselte, verriet in fast jedem Stadium, bis in die Wochen des Untergangs, seinen lenkenden Willen. In zahlreichen Reden hat er sich, mit deutlich entrücktem Unterton, an die Zeit seines Anfangs erinnert, als er «gar nichts hinter sich (hatte); nichts, keinen Namen, kein Vermögen, keine Presse, gar nichts, überhaupt nichts», und wie er ganz aus eigener Kraft vom «armen Teufel» zur Herrschaft über Deutschland und bald auch über einen Teil der Welt gekommen sei: «Das ist etwas Wundervolles gewesen!»<sup>3</sup> Tatsächlich war er in einem wohl beispiellosen Grade alles aus sich und alles in einem: Lehrer seiner selbst, Organisator einer Partei und Schöpfer ihrer Ideologie, Taktiker und demagogische

Heilsgestalt, Führer, Staatsmann und, während eines Jahrzehnts, Bewegungszentrum der Welt. Er hat den Erfahrungssatz widerlegt, dass alle Revolutionen ihre Kinder verschlingen; denn er war, wie man gesagt hat, «der Rousseau, der Mirabeau, der Robespierre und der Napoleon seiner Revolution, er war ihr Marx, ihr Lenin, ihr Trotzki und ihr Stalin. Nach Charakter und Wesensart mag er den meisten der Genannten weit unterlegen gewesen sein, doch immerhin gelang ihm, was keinem vor ihm gelungen ist: er beherrschte seine Revolution in jeder Phase, selbst noch im Augenblick der Niederlage. Das spricht für ein beträchtliches Verständnis der Kräfte, die er heraufbeschworen hat.»<sup>4</sup>

Er besass aber auch ein ausserordentliches Gespür dafür, welche Kräfte überhaupt mobilisierbar waren, und liess sich von der herrschenden Tendenz nicht irreführen. Die Zeit seines Eintritts in die Politik stand ganz im Zeichen des liberalen bürgerlichen Systems. Aber er erfasste die verborgenen Widerstände dagegen und machte sie, in kühnen und überspannten Konstruktionen, zu seinem Programm. Dem politischen Verstand erschien sein Verhalten widersinnig, und der hochmütige Zeitgeist hat ihn jahrelang nicht ernst genommen. Doch wie sehr der Hohn, den er auf sich gezogen hat, auch in seiner Erscheinung, seinen rhetorischen Exaltationen und dem Auftrittstheater begründet war, das er um sich herum entfaltet: er stand stets auf eine schwer beschreibbare Weise über seinen banalen und dumpfen Zügen. Seine besondere Stärke beruhte nicht zuletzt darauf, dass er mit einer unerschrockenen und scharfen Rationalität Luftschlösser errichten konnte: das meinte jener frühe [Hitler](#)-Biograph, der 1935 in Holland ein Buch unter dem Titel «Don Quichotte van München» erscheinen liess.<sup>5</sup>

Zehn Jahre zuvor hatte [Hitler](#) als gescheiterter bayerischer Lokalpolitiker in einem möblierten Münchener Zimmer gesessen und seinem aberwitzig scheinenden Konzept die Triumphbögen und Kuppelhallen entworfen. Trotz des Zusammenbruchs aller Hoffnungen nach dem Putschversuch vom November 1923 nahm er keines seiner Worte zurück, minderte er keine Kampfansage und duldete keinen Abstrich an seinen Weltherrschaftsabsichten. Alle hätten ihm damals entgegengehalten, bemerkte er später, er sei nur ein Phantast: «Sie sagten immer, ich sei wahnsinnig.» Aber nur

wenige Jahre später war alles, was er gewollt hatte, Wirklichkeit oder doch realisierbares Projekt, und jene Mächte im Niedergang, die soeben noch Dauer und Unangefochtenheit beansprucht hatten: Demokratie und Parteienstaat, Gewerkschaften, internationale Arbeitersolidarität, das europäische Bündnissystem und der Völkerbund. «Wer hat nun recht gehabt», triumphierte **Hitler**, «der Phantast oder die andern? – Ich habe recht gehabt.»<sup>6</sup>

In dieser unbeirraren Sicherheit, selber die tiefere Übereinstimmung mit Geist und Tendenz der Epoche auszudrücken, sowie in der Fähigkeit, diese Tendenz zur Offenbarung zu bringen, liegt sicherlich ein Element historischer Grösse: «Die Bestimmung der Grösse scheint zu sein», hat Jacob Burckhardt in seinem berühmten Essay aus den «Weltgeschichtlichen Betrachtungen» geschrieben, «dass sie einen Willen vollzieht, der über das Individuelle hinausgeht», und dabei von der «geheimnisvollen Koinzidenz» zwischen dem Egoismus des bedeutenden Einzelnen und dem Gesamtwillen gesprochen: in seinen allgemeinen Voraussetzungen sowie streckenweise auch im besonderen Verlauf erscheint **Hitlers** Lebensbahn wie eine einzige Demonstration dieses Gedankens, die folgenden Kapitel enthalten eine Fülle von Belegen dafür. Ähnlich verhält es sich mit den übrigen Voraussetzungen, die nach Burckhardt den historischen Charakter ausmachen. Dessen Unersetzlichkeit; dass er ein Volk aus einem älteren Zustand in einen neuen hinüberführe, der ohne ihn nicht mehr gedacht werden kann; dass er die Phantasie des Zeitalters beschäftige; dass er nicht «nur das Programm und die Wut einer Partei», sondern ein allgemeineres Bedürfnis verkörpere und das Vermögen zeige, «sich rittlings über den Abgrund zu setzen»; auch müsse er die Fähigkeit zur Vereinfachung besitzen, die Gabe der Unterscheidung zwischen wirklichen Mächten und blossen Scheinmächten, sowie schliesslich eine abnorme, mit einer Art magischen Zwanges ausgestattete Willenskraft: «Der Widerspruch in der Nähe wird völlig unmöglich; wer noch widerstehen will, muss ausser dem Bereich des Betreffenden, bei seinen Feinden leben und kann ihm nur noch auf dem Schlachtfeld begegnen.»<sup>7</sup>

Und doch zögert man, **Hitler** «gross» zu nennen. Es sind weniger die verbrecherischen Züge im Psychopathengesicht dieses Mannes,

die den Zweifel wecken. In der Tat bewegt sich die Weltgeschichte nicht auf dem Boden, auf dem «die Moralität ihre eigentliche Stätte» hat, und Burckhardt sprach denn auch von der «merkwürdigen Dispensation von dem gewöhnlichen Sittengesetz», die das Bewusstsein den grossen Individuen gewährt.<sup>8</sup> Zwar kann man fragen, ob das von Hitler geplante und verübte absolute Verbrechen der Massenausrottung nicht anderer Art ist und die Grenzen des von Hegel und Burckhardt mitgedachten Gesittungszusammenhangs überschreitet; doch der Zweifel an der historischen Grösse Hitlers entstammt einem anderen Motiv. Das Phänomen des grossen Mannes ist vorab ästhetischer, nur äusserst selten auch moralischer Natur, und wie sehr er auch auf *diesem* Felde Dispensation erwarten darf, auf *jenem* kann er es nicht. Ein alter Lehrsatz der Ästhetik lautet, dass zum Helden nicht taugt, wer bei allen herausragenden Eigenschaften ein unangenehmer Mensch ist. Die Vermutung liegt nahe und wird ihre Beweise finden, dass Hitler eben dies in hohem Grade gewesen ist: Die zahlreichen trüben, instinktgebundenen Züge, die ihm eigen waren, seine Unduldsamkeit und Rachsucht, der Mangel an Generosität, sein platter und nackter Materialismus, der nur das Machtmotiv gelten liess und alles andere als «Mumpitz» wieder und wieder dem Hohn der Tischrunde preisgab – überhaupt die unverkennbar ordinären Eigenschaften bringen ein Element abstossender Gewöhnlichkeit ins Bild, das von dem herkömmlichen Begriff der Grösse nicht mehr gedeckt wird: Das «irdisch Imponierende», schrieb Bismarck in einem Brief, «steht immer in Verwandtschaft mit dem gefallenem Engel, der schön ist ohne Frieden, gross in seinen Plänen und Anstrengungen, aber ohne Gelingen, stolz und traurig»<sup>9</sup>: Der Abstand ist unermesslich.

Es kann aber sein, dass der Begriff selber problematisch geworden ist. In einem der pessimistisch gestimmten politischen Essays, die Thomas Mann in der Emigration verfasst hat, sprach er im Blick auf den triumphierenden Hitler zwar von «Grösse» und «Genie», doch von «verhunzter Grösse» und von Genie auf inferiorer Stufe<sup>10</sup>. In solchen Widersprüchen nimmt ein Begriff Abschied von sich selbst. Vielleicht entstammt er denn auch dem Geschichtsver-

ständnis einer vergangenen Epoche, das weit stärker an den Akteuren und Ideen des historischen Prozesses orientiert war und das weitläufige Geflecht der Kräfte vernachlässigte.

Tatsächlich ist diese Auffassung verbreitet. Sie behauptet die geringere Bedeutung der Persönlichkeit gegenüber den Interessen, Verhältnissen und materiellen Konflikten innerhalb der Gesellschaft und sieht ihre These gerade am Beispiel [Hitlers](#) auf unwiderlegliche Weise bestätigt: als «Knecht» oder «Schwertarm» des Grosskapitals habe er den Klassenkampf von oben organisiert und 1933 die auf politische und soziale Selbstbestimmung drängenden Massen in Abhängigkeit gebracht, ehe er durch die Entfesselung des Krieges den expansiven Zielsetzungen seiner Auftraggeber Folge leistete. [Hitler](#) erscheint in diesen vielfach variierten Thesen als grundsätzlich austauschbar, die «ordinärste Blechfigur», wie einer der linken Faschismus-Analytiker schon 1929 schrieb,<sup>11</sup> und jedenfalls nur ein Faktor unter anderen, doch keine bestimmende Ursache.

Im Grunde zielt der Einwand gegen die Möglichkeit historischer Erkenntnis mittels biographischer Darstellung überhaupt. Keine einzelne Person, lautet der Vorwurf, könne je den geschichtlichen Prozess in allen seinen Verwicklungen und Widersprüchen, auf den zahlreichen, unentwegt wechselnden Spannungsebenen, annähernd authentisch zur Erscheinung bringen. Strenggenommen setze die personalisierende Geschichtsschreibung nur die Tradition der alten Hof- und Huldigungsliteratur fort und habe 1945, mit dem Zusammenbruch des Regimes, bei grundsätzlich gleicher Methodik, lediglich das Vorzeichen ausgetauscht. [Hitler](#) blieb die allesbewegende, unwiderstehliche Kraft und «wechselte nur seine Qualität: der Retter wurde zum teuflischen Verführer».<sup>12</sup> Am Ende diene, geht der Einwand weiter, jede biographische Darstellung, gewollt oder ungewollt, den Rechtfertigungsbedürfnissen des einstigen Millionenanhangs, der sich vor so viel «Grösse» unschwer als Opfer sehen oder jedenfalls alle Verantwortung für das Geschehene den pathologischen Launen des dämonischen und unerreichbar gebietenden Führers überantworten darf; die Biographie, kurzum, sei ein verdecktes Entlastungsmanöver im Zuge einer umfassenden Exkulpationsstrategie.<sup>13</sup>



Verstärkt wird dieser Einwand noch dadurch, dass **Hitler** in seiner individuellen Eigenart tatsächlich nur mühsam unser Interesse mobilisieren kann; die Person bleibt über die Jahre hin merkwürdig blass und ausdruckslos. Erst im Kontakt mit der Epoche gewinnt sie Spannung und Faszination. **Hitler** enthielt viel von dem, was Walter Benjamin den «Sozialcharakter» genannt hat: eine nahezu exemplarische Verbindung aller Ängste, Protestgefühle und Hoffnungen der Zeit; dies alles zwar gewaltig übersteigert, verzerrt und mit manchen abseitigen Zügen versetzt, aber doch nie beziehungslos oder inkongruent zum geschichtlichen Hintergrund. **Hitlers** Leben lohnte denn auch die Beschreibung und Interpretation kaum, wenn nicht überpersönliche Tendenzen oder Verhältnisse darin zum Vorschein kämen und seine Biographie nicht stets auch ein Stück Biographie der Epoche wäre. Dass sie es ist, setzt ihre Darstellung gegen alle Einwände ins Recht.

Das rückt jedoch zugleich den Hintergrund schärfer als gewohnt ins Bild. **Hitler** entfaltet sich vor einem dichten Muster objektiver Faktoren, die ihn prägten, förderten, vorantrieben und mitunter auch aufhielten. Dazu zählt ebenso das romantische deutsche Politikverständnis wie das eigentümlich unmutige «Grau» über der Weimarer Republik; die nationale Deklassierung durch den Versailler Vertrag und die zwifache soziale Deklassierung breiter Schichten durch Inflation und Weltwirtschaftskrise; die Schwäche der demokratischen Tradition in Deutschland; die Schrecken der kommunistischen Revolutionsdrohung, das Kriegserlebnis und die Fehlrechnungen eines unsicher gewordenen Konservatismus; schliesslich die verbreiteten Ängste im Übergang von einer vertrauten in eine neue, noch ungewisse Ordnung: dies alles überlagert von dem Verlangen, den undurchschaubaren, vielfach verschlungenen Unmutsursachen einfache Lösungsformeln entgegenzuhalten und mit allen Irritationen, die die Epoche bereitete, in den Schutz einer gebietenden Autorität zu flüchten.

Als der Vereinigungspunkt so vieler Sehnsüchte, Ängste und Ressentiments ist **Hitler** zu einer Figur der Geschichte geworden. Was geschehen ist, kann ohne ihn nicht gedacht werden. In seiner Person hat ein Einzelner noch einmal seine stupende Gewalt über den Geschichtsprozess demonstriert. Die Darstellung wird zeigen,

zu welcher Virulenz und Mächtigkeit die vielen sich durchkreuzenden Stimmungen einer Zeit gebracht werden können, wenn demagogisches Genie, eine überlegene taktisch-politische Gabe und das Vermögen zu jener «magischen Koinzidenz», von der die Rede war, in einem einzelnen Zusammentreffen: «Die Geschichte liebt es bisweilen, sich auf einmal in einem Menschen zu verdichten, welchem hierauf die Welt gehorcht.»<sup>14</sup> Nicht stark genug kann man betonen, dass **Hitlers** Aufstieg erst möglich wurde durch das einzigartige Zusammentreffen individueller mit allgemeinen Voraussetzungen, durch die schwer entschlüsselbare Korrespondenz, die der Mann mit dieser Zeit und die Zeit mit diesem Mann eingingen.

Dieser enge Zusammenhang entfernt **Hitler** zugleich von allen Auffassungen, die ihm übermenschliche Fähigkeiten attestieren. Nicht die dämonischen, sondern die exemplarischen, gleichsam «normalen» Eigenschaften haben seinen Weg vor allem ermöglicht. Der Verlauf dieses Lebens wird zeigen, wie fragwürdig und dem Ideologieverdacht ausgesetzt alle Theorien sind, die **Hitler** aus einem prinzipiellen Gegensatz zur Epoche und ihren Menschen begreifen. Er war weit weniger der grosse Widerspruch der Zeit als deren Spiegelbild; unablässig stösst man auf die Spuren einer verborgenen Identität.

Das starke Gewicht objektiver Voraussetzungen, dem die vorliegende Arbeit nicht zuletzt durch eigens eingefügte Zwischenbetrachtungen auch formal Rechnung zu tragen versucht, legt aber auch die Frage nahe, worin die besondere Wirkung **Hitlers** für den Gang des Geschehens bestand. Gewiss ist es zutreffend, dass eine völkische Sammlungsbewegung im Verlauf der zwanziger Jahre auch ohne sein Dazwischentreten Resonanz und Anhängerschaft gefunden hätte.<sup>15</sup> Aber vermutlich wäre sie nur eine mehr oder minder bemerkenswerte politische Gruppe im Zusammenhang des Systems gewesen. Was **Hitler** ihr vermittelte, war jene unverwechselbare Mischung von Phantastik und Konsequenz, die, wie man sehen wird, sein Wesen in hohem Masse ausdrückt. Der Radikalismus von Gregor Strasser oder Joseph Goebbels war immer nur der Verstoss gegen die gültigen Spielregeln, die gerade im Verstoss ihre anhaltende Geltung behaupteten; **Hitlers** Radikalismus dagegen

setzte alle bestehenden Voraussetzungen ausser Kraft und brachte ein neues, unerhörtes Element ins Spiel. Die zahlreichen Notstände und Unmutskomplexe der Zeit hätten wohl immer zu Krisen geführt, doch ohne die Person dieses Mannes sicherlich nicht zu jenen Zuspitzungen und Explosionen, deren Zeuge wir sein werden. Von der ersten Parteikrise im Sommer 1921 bis in die letzten Apriltage 1945, als er Göring und Himmler versties, blieb seine Position gänzlich unangefochten; er duldet nicht einmal die Autorität einer Idee über sich. Und in grandioser Willkür hat er noch einmal auf eine Weise Geschichte gemacht, die schon zu seiner Zeit anachronistisch wirkte und so wohl nie mehr gemacht werden wird: als eine Kette subjektiver Einfälle, mit überraschenden Coups und Schwenkungen, atemberaubenden Treulosigkeiten, ideologischen Selbstverleugnungen, aber immer mit einer zähe verfolgten Vision im Hintergrund. Etwas von seinem singulären Charakter, von dem subjektiven Element, das er dem Geschichtsverlauf aufnötigte, kommt in der Formel vom «Hitler-Faschismus» zum Ausdruck, die bis in die dreissiger Jahre in der marxistischen Theorie verbreitet war; und in diesem Sinne hat man den Nationalsozialismus nicht zu Unrecht als Hitlerismus definiert.<sup>16</sup>

Die Frage ist aber, ob Hitler nicht der letzte Politiker gewesen ist, der das Gewicht der Verhältnisse und Interessen so weitgehend ignorieren konnte; ob nicht der Zwang der objektiven Faktoren zusehends stärker wird und gleichzeitig damit die historische Möglichkeit des grossen Täters immer geringer; denn fraglos ist der geschichtliche Rang von der Freiheit abhängig, die der Handelnde gegenüber den Umständen behauptet: «Es darf nicht der Grundsatz gelten», hat Hitler in einer Geheimrede vom Frühsommer 1939 erklärt, «sich durch Anpassung an die Umstände einer Lösung der Probleme zu entziehen. Es heisst vielmehr, die Umstände den Forderungen anpassen.»<sup>17</sup> Nach dieser Devise hat er, der «Phantast», in einem abenteuerlichen, bis an die äusserste Grenze getriebenen und endlich gescheiterten Versuch noch einmal dem Bild vom grossen Mann nachgelebt. Einiges spricht wohl dafür, dass mit ihm, wie so vieles andere, auch dies endete: «Weder in Peking noch in Moskau noch in Washington kann seinesgleichen, die Welt nach wirren Träumen ummodelnd, je wieder sitzen ... Der Einzelne an der

Spitze hat keinen Spielraum der Entscheidung mehr. Er moderiert Entscheidungen. Gewebt wird nach Mustern von langer Hand. **Hitler**, so darf man wännen, war der letzte Exekutor klassischer 'grosser' Politik.»<sup>18</sup>

Wenn Männer nicht oder doch weit weniger Geschichte machen, als die traditionelle Verklärungsliteratur es lange voraussetzte: dieser eine hat sicherlich mehr gemacht als viele andere. Zugleich aber hat, in einem ganz ungewöhnlichen Grade, die Geschichte ihn gemacht. In diese «Unperson», wie eines der folgenden Kapitel ihn nennt, ging nichts ein, was nicht schon vorhanden war; doch was in ihn einging, erhielt dadurch eine ungeheure Dynamik. Die Biographie **Hitlers** ist die Geschichte eines unablässigen, intensiven Austauschprozesses.

So bleibt, nach alledem, die Frage, ob historische Grösse mit nichtigen oder unansehnlichen individuellen Verhältnissen gepaart sein kann. Es ist nicht ohne Sinn, sich das Schicksal **Hitlers** auszumalen, wenn die Geschichte ihm jene Umstände vorenthalten hätte, die ihn überhaupt erst erweckt und zum Sprachrohr millionenfacher Empörungs- und Abwehrkomplexe gemacht haben: ein ignoriertes Dasein irgendwo am Rande der Gesellschaft, das sich, verbittert und voller Misanthropie, nach einem grossen Schicksal sehnt und dem Leben nicht vergeben kann, dass es kein Einsehen gehabt habe, als es ihm die allesüberwältigende Heldenrolle verweigerte: «Das Niederdrückende lag nur in der vollständigen Nichtbeachtung, unter der ich damals am meisten litt», hat **Hitler** über die Zeit seines Eintritts in die Politik geschrieben.<sup>19</sup> Der Zusammenbruch der Ordnung, die Angst und Veränderungsstimmung der Epoche spielten ihm erst die Chance zu, aus dem Schatten der Anonymität zu treten. Die Grösse, meinte Jacob Burckhardt, sei ein Bedürfnis schrecklicher Zeiten.<sup>20</sup>

Dass diese Grösse auch mit individueller Armut einhergehen kann, lehrt die Erscheinung **Hitlers** in einem alle Erfahrungen übersteigenden Masse. Über beträchtliche Strecken hin wirkt die Person wie aufgelöst, ins Irreale verflüchtigt, und nichts anderes als dieser gleichsam fiktive Charakter war es, der so viele konservative Politiker und marxistische Historiker in seltsamer Urteils-

Übereinstimmung dazu verleitet hat, **Hitler** als Instrument fremder Zwecke zu sehen. Weit entfernt von aller Grösse und allem politischen oder gar geschichtlichen Rang schien er den Typus des «Agenten» ideal zu verkörpern. Doch täuschten die einen wie die anderen sich; es zählte gerade zum taktischen Erfolgsrezept **Hitlers**, dass er mit diesem Irrtum, in dem das Klassenressentiment gegen den Kleinbürger wirksam war und ist, Politik gemacht hat. Seine Biographie ist auch die Geschichte einer allmählichen Desillusionierung nach allen Seiten; und gewiss verfehlt ihn jene ironische Geringschätzung, die sich so vielen angesichts seiner Erscheinung noch immer aufdrängt und nur im Blick auf die Opfer innehält.

Der Verlauf dieses Lebens, der Gang der Ereignisse selber, wird darüber Aufschluss vermitteln. Daneben rät auch ein gedankliches Experiment zur Skepsis. Wenn **Hitler** Ende 1938 einem Attentat zum Opfer gefallen wäre, würden nur wenige zögern, ihn einen der grössten Staatsmänner der Deutschen, vielleicht den Vollender ihrer Geschichte, zu nennen. Die aggressiven Reden und «Mein Kampf», der Antisemitismus und das Weltherrschaftskonzept wären vermutlich als Phantasienwerk früher Jahre in die Vergessenheit geraten und nur gelegentlich einer ungehaltenen Nation von ihren Kritikern zum Bewusstsein gebracht worden. Sechseinhalb Jahre trennten **Hitler** von diesem Ruhm. Gewiss hätte nur ein gewaltsames Ende ihm dazu verhelfen können; denn er war seinem Wesen nach auf Zerstörung angelegt und nahm die eigene Person davon nicht aus. Aber nahe, immerhin, war er ihm. Kann man ihn «gross» nennen?

ERSTES BUCH

**Ein zielloses Leben**



## 1. KAPITEL

### Herkunft und Aufbruch

«Das Bedürfnis, sich zu vergrössern, sich überhaupt  
zu rühren, ist allen Illegitimen eigen.»

*Jacob Burckhardt*

Die eigene Person zu verhüllen wie zu verklären war eine der Grundanstrengungen seines Lebens. Kaum eine Erscheinung der Geschichte hat sich so gewaltsam, mit so pedantisch anmutender Konsequenz stilisiert und im Persönlichen unauffindbar gemacht. Die Vorstellung, die er von sich hatte, kam einem Monument näher als dem Bilde eines Menschen. Zeitlebens war er bemüht, sich dahinter zu verbergen. Ausdrucksstarr, im frühen Bewusstsein der Berufung, hat sich der Fünfunddreissigjährige schon in die konzentrierte, gefrorene Unnahbarkeit des grossen Führers zurückgezogen. Das Halbdunkel, in dem Legenden sich bilden, und die Aura besonderer Erwähltheit liegen über der Vorgeschichte seines Lebens; sie haben zugleich aber auch die Ängste, die Heimlichkeiten und den merkwürdigen Rollencharakter seiner Existenz mitgeprägt.

Schon als Führer der aufstrebenden NSDAP fand er das Interesse an seinen privaten Lebensumständen beleidigend, als Reichskanzler verbat er sich alle Veröffentlichungen darüber.<sup>1</sup> Die Bekundungen derer, die ihm je näherkamen, vom Jugendfreund bis zu den Angehörigen der engsten nächtlichen Tischrunde, betonen durchweg die besorgte Neigung zu Abstand und Selbstverheimlichung: «Er hatte in seinem ganzen Leben etwas unbeschreiblich Distanzierendes.»<sup>2</sup> Mehrere Jahre seiner Jugend verbrachte er in einem Männerheim; doch von den zahlreichen Menschen, die ihm

dort begegneten, konnte sich später kaum einer an ihn erinnern, fremd und unauffällig bewegte er sich an ihnen vorbei, alle Nachforschungen liefen nahezu ins Leere. Zu Beginn seiner politischen Laufbahn wachte er eifersüchtig darüber, dass kein Bild von ihm veröffentlicht werde, und mitunter hat man darin den wohlüberlegten Zug des seiner Wirkungen sicheren Propagandisten gesehen: als der Mann, dessen Gesicht unbekannt war, machte er sich erstmals zu einem Gegenstand geheimnisumwitterten Interesses.

Aber es war nicht nur «altes Prophetenrezept», nicht nur die Absicht, ein Element charismatischen Zaubers in sein Leben zu bringen, was seine Verdunkelungsbemühungen motivierte und trug; vielmehr kamen darin auch die Besorgnisse einer versteckten, unfreien, vom Gefühl eigener Fragwürdigkeit überwältigten Natur zum Vorschein. Immer war er darauf bedacht, Spuren zu verwirren, Identitäten unkenntlich zu machen, den schwer durchsichtigen Hintergrund von Herkunft und Familie weiter zu trüben. Als ihm 1942 berichtet wurde, dass sich in dem Dorf Spital eine Gedenktafel für ihn finde, bekam er einen seiner hemmungslosen Wutanfälle. Aus seinen Vorfahren machte er «arme kleine Häusler», den Beruf des Vaters verfälschte er vom Zollbeamten zum «Postoffizial», die Verwandten, die sich ihm zu nähern suchten, drängte er unnachsichtig von sich fort, und seine jüngere Schwester Paula, die ihm zeitweilig auf dem Obersalzberg den Haushalt führte, zwang er, sich einen anderen Namen zuzulegen.<sup>3</sup> Bezeichnenderweise führte er nahezu keine private Korrespondenz. Dem verschrobenen Begründer einer rassistischen Philosophie, Jörg Lanz v. Liebenfels, dem er einige vage, frühe Anstösse verdankte, erteilte er nach dem Einmarsch in Österreich Schreibverbot, seinen einstigen Kumpan aus Männerheimtagen, Reinhold Hanisch, liess er umbringen, und wie er niemandes Schüler sein und alle Erkenntnis der eigenen Inspiration, Begnadung und Zwiesprache mit dem Geiste verdanken wollte, so auch niemandes Sohn; das Bild der Eltern taucht, schemenhaft, in den autobiographischen Kapiteln seines Buches «Mein Kampf» nur auf, soweit es die Legende seines Lebens stützt.

Begünstigt wurden seine Verdunkelungsbemühungen durch den Umstand, dass er von jenseits der Grenzen kam. Wie viele Revolutionäre und Eroberer der Geschichte, von Alexander über Na-

poleon bis hin zu Stalin, war er ein Fremder unter seinesgleichen. Der psychologische Zusammenhang, der zwischen diesem Aussen-seitergefühl und der Bereitschaft besteht, ein Volk, bis in den Untergang, als Material für wilde und ausgreifende Projekte einzusetzen, gilt sicherlich auch für ihn. Als er im Wendepunkt des Krieges, in einer der blutigen Aushalteschlachten, auf die gewaltigen Verluste unter den neueingesetzten Offizieren hingewiesen wurde, entgegnete er kurz: «Aber dafür sind die jungen Leute doch da!»<sup>4</sup>

Immerhin verschleierte die Fremdheit nicht genug. Stets hat sein Empfinden für Ordnung, Regel und Bürgerlichkeit im Widerstreit mit der eher dunklen Familiengeschichte gelegen, und nie hat ihn offenbar ein Bewusstsein von dem Abstand zwischen Herkunft und Anspruch verlassen, die Angst vor der eigenen Vergangenheit. Als 1930 Absichten ruchbar wurden, den familiären Hintergrund aufzuhellen, zeigte **Hitler** sich überaus beunruhigt: «Diese Leute dürfen nicht wissen, wer ich bin. Sie dürfen nicht wissen, woher ich komme und aus welcher Familie ich stamme.»<sup>5</sup>

Der väterlichen wie der mütterlichen Linie nach stammte die Familie aus der abseits gelegenen Armengegend der Doppelmonarchie, dem Waldviertel zwischen Donau und böhmischer Grenze. Eine durchweg bäuerliche Bevölkerung, durch generationenlange Inzucht vielfach untereinander verwandt und in den Ruf der Enge und Zurückgebliebenheit geraten, bewohnte die Ortschaften, die in der Vorgeschichte immer wieder auftauchen: Döllersheim, Strones, Weitra, Spital, Waltersschlag, durchweg kleine, verstreute Ansiedlungen in einem kärglichen waldreichen Landstrich. Der Name **Hitler**, Hiedler oder Hüttler ist denkbarerweise tschechischen Ursprungs (Hidlar, Hidlarcek) und, in einer der verschiedenen Abwandlungen, im Waldviertel erstmals in den dreissiger Jahren des 15. Jahrhunderts nachweisbar.<sup>6</sup> Doch bleibt er, durch die Generationen, an kleinbäuerliche Träger gebunden, keiner durchbricht den vorgegebenen sozialen Rahmen.

Im Hause des Kleinbauern Johann Trummelschlager in Strones Nr. 13 brachte die ledige Magd Maria Anna Schicklgruber am 7. Juni 1837 ein Kind zur Welt, das noch am gleichen Tag auf den Namen Alois getauft wurde. Im Geburtenbuch der Gemeinde Döllersheim

blieb die Rubrik, die über die Person des Kindesvaters Auskunft gibt, unausgefüllt. Daran änderte sich auch nichts, als die Mutter fünf Jahre später den stellunglosen, «vazierenden» Müllergesellen Johann Georg Hiedler heiratete. Vielmehr gab sie ihren Sohn im gleichen Jahr zum Bruder ihres Mannes, dem Bauern Johann Nepomuk Hüttler aus Spital – vermutlich nicht zuletzt, weil sie fürchtete, das Kind nicht gehörig aufziehen zu können; jedenfalls waren die Hiedlers, der Überlieferung nach, so verarmt, dass sie «schliesslich nicht einmal mehr eine Bettstelle hatten, sondern in einem Viehtrog schliefen».<sup>7</sup>

Mit den beiden Brüdern, dem Müllergesellen Johann Georg Hiedler und dem Bauern Johann Nepomuk Hüttler, sind zwei der mutmasslichen Väter Alois Schicklgrubers benannt. Der dritte ist, einer eher abenteuerlichen, immerhin aus der engeren Umgebung **Hitlers** stammenden Versicherung zufolge, ein Grazer Jude namens Frankenberger, in dessen Haushalt Maria Anna Schicklgruber tätig gewesen sein soll, als sie schwanger wurde. Jedenfalls hat Hans Frank, **Hitlers** langjähriger Anwalt und späterer Generalgouverneur in Polen, im Rahmen seines Nürnberger Rechenschaftsberichts bezeugt, **Hitler** habe im Jahre 1930 von einem Sohn seines Halbbruders Alois in möglicherweise erpresserischer Absicht einen Brief erhalten, der sich in dunklen Andeutungen über «sehr gewisse Umstände» der **Hitlerschen** Familiengeschichte erging. Frank erhielt den Auftrag, der Sache vertraulich nachzugehen, und fand einige Anhaltspunkte für die Vermutung, dass Frankenberger der Grossvater **Hitlers** gewesen sei. Der Mangel an nachprüfbaren Belegen lässt diese These freilich überaus fragwürdig erscheinen, wie wenig Anlass Frank auch gehabt haben mag, **Hitler** von Nürnberg aus einen jüdischen Vorfahren zuzuschreiben; jüngere Untersuchungen haben die Glaubwürdigkeit seiner Versicherung weiter erschüttert, so dass die These der ernsthaften Erörterung kaum noch standhält. Ihre eigentliche Bedeutung liegt denn auch weniger in ihrer objektiven Stichhaltigkeit; weit entscheidender und psychologisch von Bedeutung war, dass **Hitler** seine Herkunft durch die Ergebnisse Franks in Zweifel gezogen sehen musste. Eine erneute Nachforschungsaktion, im August 1942 von der Gestapo im Auftrag Heinrich Himmlers unternommen, blieb ohne greifba-

ren Erfolg, und nicht viel gesicherter als alle übrigen Grossvater-schaftstheorien, wenn auch von einigem kombinatorischen Ehrgeiz zeugend, ist die Version, die Johann Nepomuk Hüttler «mit an absolute Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit» als Vater Alois Schicklgrubers bezeichnet.<sup>8</sup> Zuletzt endet die eine wie die andere dieser Thesen im Dunkel verworrener, von Not, Dumpfheit und ländlicher Bigotterie geprägter Verhältnisse: Adolf Hitler wusste nicht, wer sein Grossvater war.

Neunundzwanzig Jahre nachdem Maria Anna Schicklgruber an «Auszehrung infolge Brustwassersucht» in Klein-Motten bei Stro-nes verstorben war und neunzehn Jahre nach dem Tode ihres Man-nes erschien dessen Bruder Johann Nepomuk zusammen mit drei Bekannten beim Pfarrer Zahnschirm in Döllersheim und bean-tragte die Legitimierung seines inzwischen nahezu vierzigjährigen «Ziehsohnes», des Zollbeamten Alois Schicklgruber; allerdings sei nicht er selber, sondern sein verstorbener Bruder Johann Georg der Vater, dieser habe das auch zugestanden, seine Begleiter könnten den Sachverhalt bezeugen.

Tatsächlich liess sich der Pfarrer täuschen oder überreden. In dem alten Standesbuch ersetzte er unter der Eintragung vom 7. Juni 1837 kurzerhand den Vermerk «unehelich» durch «ehelich», füllte die Rubrik zur Person des Vaters wie gewünscht aus und notierte am Rande fälschlich: «Dass der als Vater eingetragene Georg Hitler, welcher den gefertigten Zeugen wohl bekannt, sich als der von der Kindesmutter Anna Schicklgruber angegebene Vater des Kindes Alois bekannt und um die Eintragung seines Namens in das hiesige Taufbuch nachgesucht habe, wird durch die Gefertigten bestätigt + + + Josef Romeder, Zeuge; + + + Johann Breiteneder, Zeuge; + + + Engelbert Paukh.» Da die drei Zeugen nicht schreiben konnten, unterzeichneten sie mit drei Kreuzen, und der Pfarrer setzte ihre Namen hinzu. Doch versäumte er es, das Datum einzutragen, auch fehlten die eigene Unterschrift sowie die der (lange verstorbenen) Eltern. Wenn auch gesetzwidrig, war die Legitimierung doch wirk-sam; vom Januar 1877 an nannte Alois Schicklgruber sich Alois Hitler.

Der Anstoss zu dieser dörflichen Intrige ist zweifellos von Jo-hann Nepomuk Hüttler ausgegangen; denn er hatte Alois erzogen

und war begreiflicherweise stolz auf ihn. Alois war gerade erneut befördert worden, er hatte geheiratet und es weitergebracht als je ein Hüttler oder Hiedler zuvor: nichts war verständlicher, als dass Johann Nepomuk das Bedürfnis empfand, den eigenen Namen in dem seines Ziehsohnes zu erhalten. Doch auch Alois mochte ein Interesse an der Namensänderung reklamieren; denn immerhin hatte er, ein energischer und pflichtbedachter Mann, inzwischen eine bemerkenswerte Karriere gemacht, so dass sein Bedürfnis einleuchtete, ihr durch einen «ehrlichen» Namen Gewähr und festen Grund zu verschaffen. Erst dreizehn Jahre alt, war er nach Wien zu einem Schuhmacher in die Lehre gegangen, hatte dann jedoch entschlossen das Handwerk aufgegeben, um in den österreichischen Finanzdienst einzutreten. Er war rasch avanciert und am Ende als Zollamtsoberoffizial in die höchste Rangklasse befördert worden, die ihm aufgrund seiner Vorbildung überhaupt offenstand. Mit Vorliebe zeigte er sich, als Repräsentant der Obrigkeit, bei öffentlichen Anlässen und legte Wert darauf, mit seinem korrekten Titel angesprochen zu werden. Einer seiner Zollamtskollegen hat ihn als «streng, genau, sogar pedantisch» bezeichnet, und er selber hat einem Verwandten, der ihn um Rat bei der Berufswahl seines Sohnes bat, erklärt, der Finanzdienst verlange absoluten Gehorsam, Pflichtbewusstsein und sei nichts für «Trinker, Schuldenmacher, Kartenspieler und andere Leute mit unmoralischer Lebensführung»<sup>9</sup>. Die photographischen Porträts, die er meist aus Anlass seiner Beförderungen anfertigen liess, zeigen unverändert einen stattlichen Mann, der unterm misstrauischen Amtsgesicht rauhe, bürgerliche Lebenstüchtigkeit und bürgerliche Repräsentationslust erkennen lässt: nicht ohne Würde und Selbstgefallen stellt er sich, mit blitzenden Uniformknöpfen, dem Betrachter.

Doch verbargen Biederkeit und Strenge ein offenbar unstetes Temperament, das eine auffällige Neigung zu impulsiven Entschlüssen bewies. Nicht zuletzt die zahlreichen Wohnungswechsel deuten auf eine Unrast, die von der nüchternen Praxis des Zolldienstes nur unzureichend aufgefangen wurde: nachweisbar sind mindestens elf Umzüge in knapp fünfundzwanzig Jahren, einige davon freilich aus dienstlichem Anlass. Dreimal war Alois [Hitler](#) verheiratet, noch zu Lebzeiten seiner ersten Frau erwartete er ein



Kind von der späteren zweiten, und zu Lebzeiten der zweiten eines von der dritten. Während die erste Frau, Anna Glassl, vierzehn Jahre älter war als er, war die letzte, Klara Pözl, dreiundzwanzig Jahre jünger. Sie hatte zunächst als Hausgehilfin bei ihm gearbeitet, stammte wie die Hiedlers oder Hüttlers aus Spital und war, seit der Namensänderung, zumindest gesetzlich, seine Nichte, so dass für die Eheschliessung ein kirchlicher Dispens eingeholt werden musste. Die Frage, ob sie mit ihm blutsverwandt war, bleibt so unbeantwortbar wie die Frage nach dem Vater Alois [Hitlers](#). Sie kam ihren häuslichen Pflichten unauffällig und gewissenhaft nach, besuchte regelmässig, dem Wunsch ihres Mannes entsprechend, die Kirche und hat auch nach der Eheschliessung nie ganz den Status von Magd und Mätresse überwinden können, in dessen Zeichen sie in das Haus gekommen war. Noch jahrelang hatte sie Mühe, sich als die Frau des Zolloffizials zu sehen, und redete ihren Mann als «Onkel Alois» an.<sup>10</sup> Die von ihr erhaltenen Bilder zeigen das Gesicht eines bescheidenen Dorfmädchens, ernst, regungslos und nicht ohne einen Zug von Bedrückung.

Adolf [Hitler](#), am 20. April 1889 in Braunau am Inn, Vorstadt Nr. 219, geboren, war das vierte Kind dieser Ehe. Drei ältere Geschwister, 1885, 1886 und 1887 zur Welt gekommen, waren im Kindesalter gestorben, von den zwei jüngeren Geschwistern überlebte nur die Schwester Paula. Zur Familie zählten darüber hinaus die Kinder aus zweiter Ehe, Alois und Angela. Für die Entwicklung Adolfs blieb die kleine Grenzstadt allerdings bedeutungslos. Denn schon im folgenden Jahr wurde der Vater nach Gross-Schönau in Niederösterreich versetzt. Adolf war drei Jahre alt, als die Familie weiter nach Passau übersiedelte, und fünf Jahre, als der Vater nach Linz versetzt wurde. In der Nähe der Gemeinde Lambach, in dessen altem, berühmtem Benediktinerstift der Siebenjährige als Chorknabe und Messdiener wirkte und, eigener Darstellung zufolge, Gelegenheit fand, sich «oft und oft am feierlichen Prunke der äusserst glanzvollen kirchlichen Feste zu berauschen»<sup>11</sup>, erwarb der Vater 1895 ein Anwesen von nahezu vier Hektar, das er jedoch bald wieder aufgab. Zwei Jahre später, inzwischen vorzeitig pensioniert, kaufte er sich in Leonding, einer kleinen Gemeinde vor den Toren von Linz, ein Haus und setzte sich zur Ruhe.

Im Gegensatz zu diesem Bilde, in dem trotz aller nervösen Elemente Konsequenz und Gemessenheit, bürgerliche Solidität und Sicherheitsbewusstsein vorherrschen, weiss das von Hitler selber verfertigte Legendenwerk von ärmlichen Verhältnissen, von Dürftigkeit und häuslicher Enge, über die jedoch der sieghafte Wille des ausersehenen Knaben nicht minder eindeutig triumphierte als über die tyrannischen Parieransprüche eines verständnislosen Vaters. Ihn hat der Sohn später sogar, um einige effektvolle Schwärze ins Bild zu bringen, zum Trunksüchtigen gemacht, den er bettelnd und schimpfend, in Szenen «grässlicher Scham», aus «stinkenden, rauchigen Kneipen» nach Hause zerren musste. Wie es genialischer Frühreife ziemt, hat er sich nicht nur auf dem Dorfanger und nahe dem alten Festungsturm immer nur siegreich bewährt, sondern sich seinen Altersgenossen auch mit umsichtig entwickelten Plänen zu ritterlichen Abenteuern und kühn vorausschauenden Forschungsprojekten als geborene Führernatur offenbart. Das von den unschuldigen Spielen inspirierte Interesse an Kriegs- und Soldatenhandwerk verlieh dem sich bildenden Profil einen ersten zukunftsweisenden Akzent, und schon an dem «kaum Elfjährigen» entdeckte der Verfasser von «Mein Kampf» im Rückblick «zwei hervorstechende Tatsachen als besonders bedeutungsvoll»: dass er Nationalist geworden sei und Geschichte «ihrem Sinne nach verstehen und begreifen» gelernt habe.<sup>12</sup> Den so wirkungsvollen wie bewegenden Abschluss der Fabel bildeten das unerwartete Ende des Vaters, Entbehrung, Krankheit und Tod der geliebten Mutter sowie der Auszug des armen Waisenknaben, «der schon mit siebzehn Jahren in die Fremde ziehen und sich sein Brot verdienen musste».

In Wirklichkeit war Adolf Hitler ein aufgeweckter, lebhafter und offenbar begabter Schüler, dessen Anlagen freilich durch ein schon frühzeitig hervortretendes Unvermögen zu geregelter Arbeit beeinträchtigt wurden. Ein auffallender Hang zur Bequemlichkeit, unterstützt und abgesichert von einem störrischen Temperament, liess ihn immer ausschliesslicher seinen Launen und dem enthusiastisch verspürten Bedürfnis nach Schönheit folgen. Zwar weisen ihn die Zeugnisse der verschiedenen von ihm besuchten Volksschulen durchweg als guten Schüler aus, und in dem Klassenbild von 1899 posiert er, in einer Geste demonstrativer Überlegen-

heit, in der obersten Reihe. Doch als die Eltern ihn daraufhin auf die Realschule in Linz schickten, versagte er, überraschenderweise, gänzlich. Er wurde zweimal nicht versetzt und ein weiteres Mal erst nach Ableistung einer Wiederholungsprüfung. Die Zeugnisse bewerteten seinen Fleiss nahezu regelmässig mit der Note vier («ungleichmässig»), lediglich in Betragen, Zeichnen und Turnen erhielt er befriedigende oder bessere Beurteilungen, in allen übrigen Fächern kam er kaum je über mangelhafte oder ausreichende Noten hinaus. Das Zeugnis vom September 1905 verzeichnete in Deutsch, Mathematik und Stenographie ein «Nicht genügend», billigte ihm selbst in Geographie und Geschichte, seinen «Lieblingsfächern», wie er selber gesagt hat, in denen er angeblich «der Klasse vorschoss»<sup>13</sup>, nur die Note vier zu und war im Ganzen so unbefriedigend ausgefallen, dass er die Schule verliess.

Dieses auffällige Versagen ist fraglos auf einen Komplex von Ursachen und Motiven zurückzuführen. Einiges deutet darauf hin, dass nicht an letzter Stelle die Erfahrung des Beamtensohnes steht, der im bäuerlichen Leonding sein Sonderbewusstsein als Anführer der Spielgefährten unbestritten zur Geltung zu bringen vermocht hatte, während er nun, im städtischen Linz, unter den Söhnen von Akademikern, Kaufleuten und Standespersonen, ein vom Lande kommender, verschmähter Aussenseiter blieb. Zwar war das Linz der Jahrhundertwende trotz seiner 50'000 Einwohner und obwohl es mit einem Theater sowie einer elektrischen Strassenbahn über die städtischen Statussymbole der Zeit verfügte, nicht ohne Züge ländlicher Öde und Verschlafenheit, doch zum Bewusstsein sozialer Rangordnungen hat die Stadt dem jungen Hitler offenbar verholten. Jedenfalls fand er auf der Realschule «keine Freunde und Kameraden», und auch bei der hässlichen alten Frau Sekira, bei der er zeitweilig zusammen mit fünf gleichaltrigen Kameraden in Pension war, blieb er fremd, steif und auf Distanz bedacht: «Näher», so hat sich einer der ehemaligen Wohngefährten erinnert, «kam ihm von den fünf andren Kostschülern keiner. Während wir Lehramtszöglinge untereinander selbstverständlich 'Du' sagten, sprach er uns mit 'Sie' an, und wir sagten auch 'Sie' zu ihm und fanden nicht einmal etwas Auffälliges daran.»<sup>14</sup> Bezeichnenderweise tauchten von Hitler selber zu dieser Zeit erstmals jene Beteuerungen der

Herkunft aus gutem Hause auf, die im Weiteren seinen Stil sowie sein Auftreten unverkennbar geprägt und sowohl dem halbwüchsigem Elegant in Linz wie dem Proletarier in Wien «Klassenbewusstsein» und Durchhaltewillen verliehen haben.

**Hitler** hat das Versagen auf der Realschule später als Trotzreaktion auf den Versuch des Vaters hingestellt, ihm jene Beamtenlaufbahn aufzuzwingen, die er selber so erfolgreich und gesichert abgeschlossen hatte. Aber auch die Schilderung dieser angeblich lange währenden Auseinandersetzung, die er zum erbitterten Ringen zweier unnachgiebiger Willensmenschen dramatisiert hat, ist, wie sich inzwischen erwiesen hat, weitgehend erfunden – wie anschaulich er auch nach vielen Jahren noch von einem Besuch auf dem Linzer Hauptzollamt zu erzählen wusste, mit dem der Vater ihn für seinen Beruf zu begeistern trachtete, während er selber, voller «Abscheu und Hass», nur einen «Staatskäfig» zu entdecken vermochte, in dem «die alten Herren aufeinander gehockt gesessen seien, so dicht wie die Affen».<sup>15</sup>

Tatsächlich muss man eher davon ausgehen, dass der Vater sich um den beruflichen Werdegang seines Sohnes kaum mit dem gereizten Nachdruck gekümmert hat, den **Hitler** ihm in dem Bestreben anzudichten versuchte, das Schulversagen zu erklären und schon der frühen Jugend einen Ton metallischer Entschlossenheit zu geben; immerhin hätte er seinen Sohn gern als Beamten in jenen hohen Rängen gesehen, die ihm selber aufgrund seiner geringen Schulbildung verschlossen geblieben waren. Zutreffend aber ist dennoch die von **Hitler** beschriebene Atmosphäre anhaltender Spannung, die teils im unterschiedlichen Temperament, teils aber auch in dem Entschluss des Vaters begründet war, den langgehegten, ebenfalls in seinem Sohn merkwürdig wiederkehrenden Traum zu verwirklichen und sich bereits im Sommer 1895, mit achtundfünfzig Jahren, pensionieren zu lassen, um endlich, befreit vom Pflichtendruck des Berufs, der Musse und seinen Neigungen zu leben. Für den Sohn bedeutete das eine unvermittelte Reduktion seiner Bewegungsfreiheit, plötzlich stiess er überall auf die mächtige Figur des Vaters, der Respekt und Disziplin verlangte und den Stolz über das Erreichte in unerbittliche Gehorsamsansprüche umsetzte. Hier viel eher als in konkreten Meinungsverschieden-

heiten über das Berufsziel des Sohnes lagen offenbar die Gründe für den Konflikt.

Im Übrigen hat der Vater nur den Anfang der Realschulzeit erlebt. Denn zu Beginn des Jahres 1903 war er im Wirtshaus Wiesinger in Leonding über dem ersten Schluck aus einem Glas Wein zur Seite gesunken und unmittelbar darauf in einem Nebenraum, noch bevor Arzt und Geistlicher zur Stelle sein konnten, verschieden. Die freisinnige Linzer «Tagespost» widmete ihm einen längeren Nachruf, der auf seine fortschrittliche Gesinnung, seine rauhe Heiterkeit sowie seinen energischen Bürgersinn verwies und ihn sowohl als «Freund des Gesanges» wie als Autorität auf dem Gebiet der Bienenzucht, aber auch als genügsamen, haushälterischen Mann rühmte. Als sein Sohn aus Unlust und launischer Verwöhntheit die Schule hinwarf, war Alois Hitler bereits über zweieinhalb Jahre tot und die angebliche Drohung mit der Beamtenlaufbahn von der kränkelnden Mutter gewiss nicht aufrechterhalten worden. Obwohl auch sie sich dem unablässigen Drängen ihres Sohnes, die Schule aufzugeben, eine Zeitlang widersetzt zu haben scheint, wusste sie gegen sein eigensüchtiges und rechthaberisches Temperament bald kein Mittel mehr: Nach so vielen verlorenen Kindern war ihre Sorge um die beiden verbliebenen seit je als Schwäche und Nachgiebigkeit in Erscheinung getreten, die der Sohn bald auszunutzen gelernt hatte. Als er im September 1904 nur unter der Bedingung seines Abgangs von der Schule versetzt worden war, hatte die Mutter einen letzten Versuch unternommen und ihn auf die Realschule nach Steyr geschickt. Aber auch dort blieben seine Leistungen unzureichend, das erste Zeugnis fiel so mangelhaft aus, dass Hitler sich, wie er selber berichtet hat, betrank und das Dokument als Toilettenpapier verwendete, so dass er um ein Duplikat nachsuchen musste. Als auch das Zeugnis vom Herbst 1905 keine Verbesserungen zeigte, gab die Mutter endlich nach und erlaubte ihm den Abgang von der Schule. Freilich traf sie ihren Entschluss auch jetzt nicht ganz aus freien Stücken. Dem Sohn nämlich kam, wie er in «Mein Kampf» nicht ohne verräterischen Unterton gestanden hat, «plötzlich eine Krankheit zu Hilfe»<sup>16</sup> für die es allerdings im Übrigen keinen Beleg gibt; gewichtiger scheint, dass er erneut nicht versetzt worden war.

Es war einer jener katastrophalen Triumphe, wie [Hitler](#) sie noch gelegentlich gefeiert hat: weit über dessen Tod hinaus hatte er dem mächtigen Vater durch eine Fülle unzureichender Schulzeugnisse bewiesen, dass ihm für immer der Weg in die Ränge der Beamtenschaft versperrt war, in die jener ihn hatte haben wollen. Gleichzeitig hat er die Schule «mit einem elementaren Hass»<sup>17</sup> verlassen, sie war eines der grossen Erbitterungsthemen seines Lebens, und alle unentwegt unternommenen Versuche, die Unruhe über das eigene Versagen mit dem Hinweis auf die künstlerische Berufung zu beschwichtigen, haben doch das Ressentiment des Gescheiterten nie verdrängen können. Den Anforderungen des sachlichen Lernbetriebes entkommen, war er nun entschlossen, sein Leben «ganz der Kunst zu widmen». Er wollte Maler werden. Die Wahl war von dem ansprechenden Talent zur getreuen Zeichnung, über das er gebot, ebenso bestimmt wie von den ziemlich grellen Vorstellungen, die ein Beamtensohn aus der Provinz mit dem Begriff eines freien und ungezügelter Künstlerlebens verband. Schon frühzeitig liess er das Bedürfnis erkennen, sich exzentrisch zu stilisieren, ein Kostgänger aus dem Hause der Mutter hat später berichtet, wie er mitunter während des Essens unvermittelt zu zeichnen begonnen und wie besessen Skizzen von Gebäuden, Torbögen oder Säulen aufs Papier geworfen habe. Gewiss war dabei auch das legitime Bedürfnis im Spiel, sich mit Hilfe der Kunst aus den Zwängen und Beschränkungen der engen Bürgerwelt, der er entstammte, in ideale Bereiche zu erheben, und nur die eigentlich manische Gier, mit der er nun, alles andere vergessend und verwerfend, sich seinen Malübungen, der Musik und den Träumen ergab, wirft ein irritierendes Licht auf diese Passion. Er lehnte eine bestimmte Arbeit, einen «Brotberuf», wie er verächtlich meinte, für sich ab.<sup>18</sup>

Denn Erhöhung durch die Kunst suchte er offenbar auch im sozialen Sinne. Wie hinter allen Neigungen und Entschlüssen seiner Formationsjahre ein übermächtiges Bedürfnis spürbar wird, etwas «Höheres» zu sein oder zu werden, so hat auch seine exzentrische Leidenschaft für die Kunst nicht zuletzt mit der Vorstellung zu tun, dass sie ein Vorrecht der «besseren Gesellschaft» sei. Die Mutter hatte nach dem Tode des Vaters das Haus in Leonding verkauft und eine Wohnung in Linz bezogen. Hier sass der Sechzehnjährige



nun untätig herum, dank der beträchtlichen Pension der Mutter in die Lage versetzt, alle Zukunftspläne aufzuschieben und sich den Anschein privilegierten Müssiggängertums zu geben, an dem ihm so viel lag. Täglich pflegte er sich zum Bummel auf der Promenade einzufinden, er besuchte regelmässig das «Landschaftliche Theater», trat dem Musealverein bei und wurde Mitglied der Bücherei des Volksbildungsvereins. Das erwachende Interesse für sexuelle Fragen trieb ihn, wie er später erzählt hat, in die Erwachsenenabteilung eines Wachsmuseums, und um die gleiche Zeit sah er in einem kleinen Kino der Stadt seinen ersten Film.<sup>19</sup> Den Schilderungen zufolge, die wir besitzen, war er hochaufgeschossen, bleich, scheu und immer überaus sorgfältig gekleidet, meist schwang er ein schwarzes Spazierstöckchen mit zierlichem Elfenbeinschuh und gab sich Art und Auftreten eines Studenten. Schon den Vater hatte der soziale Ehrgeiz vorangetrieben, doch hatte er nur erreicht, was der Sohn als eine Bagatelldkarriere ansah. Die nachsichtigen Worte, die er der Laufbahn des «alten Herrn» in der Erinnerung gewidmet hat, weisen darauf hin, dass sein eigenes Ziel weit höher gesteckt war: in der Traumwelt, die er sich neben und über der Realität errichtete, kultivierte er die Erwartungen und das Selbstbewusstsein des Genies.

In seine selbstgeschaffenen Phantasiewelten wich er nun zusehends aus, seit er erstmals vor einem Bewährungsanspruch gescheitert war; hier hielt er sich für die frühen Ohnmachtserfahrungen vor Vater und Lehrern schadlos, hier feierte er seine einsamen Triumphe über eine Welt von Feinden, und von hier aus schleuderte er seine ersten Verdammungsurteile gegen eine übelwollende Mitwelt. Alle, die sich seiner später erinnerten, vermerken sein ernstes, verschlossenes, «geschrecktes» Wesen. Ohne Beschäftigung wie er war, beschäftigte ihn alles, die Welt, so versicherte er, müsse «gründlich und in allen Teilen geändert» werden.<sup>20</sup> Bis tief in die Nacht erhitzte er sich über unbeholfenen Projekten für die städtebauliche Umgestaltung der Stadt Linz, zeichnete er Entwürfe für Theaterbauten, Prunkvillen, Museen oder jene Brücke über die Donau, die er fünfunddreissig Jahre später mit rechthaberischer Genugtuung nach den Plänen des Halbwüchsigen errichten liess.

Zu aller systematischen Arbeit war er weiterhin unfähig, un-

entwegt bedurfte er neuer Beschäftigungen, Reize, Ziele. Auf sein Drängen kaufte die Mutter ein Klavier, und kurze Zeit nahm er Unterricht; doch dann, nach vier Monaten bereits, stellte der Überdruß sich ein, und er gab auf. Seinem einzigen zeitweiligen Jugendfreund August Kubizek, dem Sohn eines Linzer Dekorateurs, mit dem ihn die Schwärmerei für die Musik verband, schenkte er zum Geburtstag aus dem Bestand seiner Traumwelt ein Haus im italienischen Renaissancestil: «Er machte keinen Unterschied, ob er von etwas Fertigem oder etwas Geplantem sprach.»<sup>21</sup> Der Erwerb eines Lotterieloses entführte ihn für einige Zeit in eine irrealere Welt, in der er den zweiten Stock eines herrschaftlichen Hauses (Linz-Urfahr, Kirchengasse 2) mit Rundblick über das jenseitige Donauufer bewohnte. Wochen vor dem Tag der Ziehung wählte er die Einrichtung, prüfte Möbel und Stoffe, entwarf Dekorationsmuster und entwickelte dem Freund seine Pläne für ein Leben edler Ungebundenheit und grosszügiger Liebe zur Kunst, das von einer «älteren, schon etwas grauhaarigen, aber unerhört vornehmen Dame» betreut werden sollte, und erlebte bereits, wie sie «im festlich beleuchteten Treppenhause» die Gäste empfangen würde, die «zu dem ausgewählten, hochgestimmten Freundeskreise gehören» – ehe der Tag der Ziehung ihm den schon sicher geglaubten Traum zerschlug und er in einem masslosen Tobsuchtsanfall nicht nur das eigene Missgeschick, sondern in bezeichnender Steigerung die Leichtgläubigkeit der Menschen, das staatliche Lotteriewesen und schliesslich den betrügerischen Staat selbst bis auf den Grund verdamnte.

Zutreffend hatte er sich selber für diese Zeit einen «Sonderling» genannt<sup>22</sup> und tatsächlich auf eine konzentrierte und verbissene Weise nur sich selbst gelebt. Ausser der Mutter und dem einen naiv-bewundernden «Gustl», der ihm als erster Zuhörer diente, blieb die Szenerie der wichtigsten Jugendjahre menschenleer; mit der Schule hatte er im Grunde auch die Gesellschaft verlassen. Als er auf dem täglichen Bummel durch die Innenstadt einem jungen Mädchen begegnete, das in Begleitung seiner Mutter regelmässig zu bestimmter Stunde am Schmiedtoreck vorbeikam, fasste er zwar, wie der Freund berichtet hat, eine leidenschaftliche Zuneigung, die sich bald auch zu einer intensiv erlebten romantischen

Bindung vergegenständlichte und über Jahre andauerte. Gleichwohl lehnte er es immer wieder ab, das Mädchen anzusprechen und sich zu erkennen zu geben. Einiges spricht dafür, dass seine Weigerung nicht nur auf eine natürliche Scheu zurückzuführen war, sondern auch mit dem Wunsch zu tun hatte, die Vorstellung gegenüber der Wirklichkeit zu verteidigen, die immer abgeschmackte Realität nicht ins Reich der Phantasie einzulassen. Wenn wir den Versicherungen des Freundes glauben können, richtete Hitler «ungezählte Liebesgedichte» an die Adresse der Freundin, in einem davon ritt sie «als Burgfräulein in dunkelblauem, wallendem Samtkleid auf weissem Zelter über blumenbesäte Wiesen; das offene Haar», so fährt die Wiedergabe fort, «fiel ihr wie eine goldene Flut von den Schultern. Ein heller Frühlingshimmel stand darüber. Alles war reines, strahlendes Glück.»<sup>23</sup>

Auch die Musik Richard Wagners, ihr pathetischer Affekt, der eigentlich ziehende, sehrende Ton, der so viel entführende Macht besitzt, hat ihm offenbar, seit er ihm verfiel und oft Abend für Abend die Oper besuchte, nicht zuletzt als Mittel hypnotischer Selbstverführung gedient: nichts konnte so wie diese Musik seinen wirklichkeitsflüchtigen Neigungen entgegenkommen, nichts ihn unwiderstehlicher über die Realität emportragen. Bezeichnenderweise liebte er zu jener Zeit in der Malerei, was dieser Musik eigentümlich entsprach: den Pomp von Rubens und dessen dekadenten Nachvollzug in Hans Makart. Kubizek hat die ekstatische Reaktion Hitlers geschildert, nachdem sie gemeinsam einer Aufführung der Wagner-Oper «Rienzi» beigewohnt hatten. Überwältigt von der prunkvollen, dramatischen Musikalität des Werkes, aber auch ergriffen vom Schicksal des spätmittelalterlichen Empörers und Volkstribunen Cola di Rienzo, der fremd und tragisch am Unverständnis der Umwelt zerbricht, habe Hitler ihn auf den Freinberg geführt und, das nächtlich dunkle Linz zu Füßen, zu reden begonnen: «Wie eine angestaute Flut durch die berstenden Dämme bricht, brachen die Worte aus ihm hervor. In grossartigen, mitreisenden Bildern entwickelte er mir seine Zukunft und die seines Volkes.» Als sich die Jugendfreunde über dreissig Jahre später in Bayreuth wieder begegneten, meinte Hitler: «In jener Stunde begann es!»<sup>24</sup>

Im Mai 1906 fuhr Hitler erstmals für vierzehn Tage nach Wien. Er war wie geblendet von dem hauptstädtischen Glanz, von der Pracht der Ringstrasse, die «wie ein Zauber aus Tausendundeiner Nacht» auf ihn wirkte, von den Museen und der, wie er auf einer Postkarte schrieb, «mächtigen Majestät» der Oper. Er besuchte das Burgtheater sowie Aufführungen des «Tristan» und des «Fliegenden Holländers»: «Wenn die mächtigen Tonwellen durch den Raum fluten und das Säuseln des Windes dem furchtbaren Rauschen der Tonwogen weichen (!), dann fühlt man Erhabenheit», schrieb er an Kubizek.<sup>25</sup>

Unklar allerdings ist, warum er nach seiner Rückkehr aus Wien zunächst eineinhalb Jahre wartete, ehe er erneut aufbrach, um sich für einen Platz an der Akademie der Bildenden Künste zu bewerben. Was immer das Widerstreben der besorgten und seit Januar 1907 zusehends dahinkrankenden Mutter bewirkt haben mag: entscheidend war wohl, dass er selber sich scheute, den Schritt zu tun, der das Dasein idealistischer Herumtreiberei beenden und ihn erneut dem Schulbetrieb unterwerfen würde. Denn noch immer ging er Tag für Tag seinen Launen nach, träumte, zeichnete, promenierte, bis tief in die Nacht pflegte er zu lesen oder auch, so hören wir, ohne Unterbrechung in seinem Zimmer auf und ab zu gehen. Wiederholt hat er die Jahre in Linz die glücklichste Zeit seines Lebens genannt, einen «schönen Traum», dessen Bild lediglich vom Bewusstsein des Versagens auf der Schule leicht verdunkelt wurde. In «Mein Kampf» hat er beschrieben, wie sein Vater einst in die Stadt gezogen war und sich gelobt hatte, «nicht eher in das liebe väterliche Dorf zurückzukehren, als bis er etwas geworden wäre»<sup>26</sup>.

Mit dem gleichen Vorsatz machte er sich nun, im September 1907, auf die Reise. Und so weit er sich auch in den Jahren darauf von den einstigen Plänen und Hoffnungen entfernt hat: der Wunsch, erfolgreich und gerechtfertigt nach Linz zurückzukehren, die Stadt in Furcht, Scham und Bewunderung zu seinen Füßen zu sehen und den «schönen Traum» von einst in die Wirklichkeit zu holen, blieb immer lebendig. Während des Krieges sprach er des Öfteren müde und ungeduldig von seiner Absicht, sich in Linz seinen Alterssitz zu errichten, ein Museum aufzubauen, Musik zu

hören, zu lesen, zu schreiben, seinen Gedanken nachzuhängen; es war nichts anderes als das einstige Wunschbild vom herrschaftlichen Haus mit der unerhört vornehmen Dame und dem hochgestimmten Freundeskreis, das ihn, unverlierbar, noch immer bewegte. Im März 1945, als die Rote Armee schon vor den Toren Berlins stand, liess er sich im Bunker unter der Reichskanzlei die Pläne für die Neugestaltung von Linz bringen und stand lange, wird berichtet, und träumend davor.<sup>27</sup>

## 2. KAPITEL

### Der gescheiterte Traum *(sorry, dies ist ein Pleonasmus...Ann. von Uli)*

«Sie Idiot! Wenn ich nie in meinem Leben ein Phantast  
gewesen wäre, wo wären Sie und wo wären wir heute  
alle?»

*Adolf Hitler*

Wien war um die Jahrhundertwende eine europäische Metropole, die den Ruhm und das Erbe von Jahrhunderten bewahrte. Glanzvoll beherrschte sie ein Imperium, das bis ins heutige Russland und tief in den Balkan reichte. Fünfzig Millionen Menschen, Angehörige mehr als zehn verschiedener Völker und Rassen, wurden von hier aus regiert und zur Einheit zusammengehalten: Deutsche, Magyaren, Polen, Juden, Slowenen, Kroaten, Serben, Italiener, Tschechen, Slowaken, Rumänen und Ruthenen. Es war das «Genie dieser Stadt», alle Gegensätze zu mildern, die Spannungen des Vielvölkerstaates aufeinander zu beziehen und dadurch fruchtbar zu machen.

Alles schien auf Dauer gegründet, Kaiser Franz Joseph hatte im Jahre 1908 sein sechzigjähriges Regierungsjubiläum begangen und war wie ein Symbol des Staates selbst: seiner Würde, seiner Kontinuität und seiner Verspätungen. Auch die Stellung des hohen Adels, der sowohl politisch als auch gesellschaftlich das Land beherrschte, schien unerschütterlich, während das Bürgertum zwar zu Reichtum, nicht jedoch zu nennenswertem Einfluss gelangt war. Noch gab es kein allgemeines, gleiches Wahlrecht, doch Kleinbürgertum und Arbeiterschaft des stürmisch wachsenden Industrie- und Handelszentrums sahen sich mit steigendem Nachdruck von Parteien und Demagogen umworben.

Es war aber doch, in aller Gegenwärtigkeit und Blüte, schon eine Welt von gestern: voller Skrupel, Gebrochenheit und tiefsitzenden Zweifeln an sich selber. Der Glanz, den das Wien der Jahrhundertwende noch einmal entfaltet hat, ist von Untergangsstimmungen geprägt worden, und in all den verschwenderischen Festen, die es bis in die Literatur gefeiert hat, war auf dem Grunde das Bewusstsein greifbar, dass die Epoche ihre Lebenskraft ausgegeben habe und nur noch in der schönen Erscheinung überdauere. Müdigkeiten, Niederlagen und Ängste, die immer erbitterter ausgetragenen Querelen der Staatsvölker und die Kurzsichtigkeit der herrschenden Gruppen liessen das schütterere, von reichen Erinnerungen volle Gebäude allmählich einstürzen. Noch stand es mächtig. Aber nirgendwo sonst war die Atmosphäre von Abschied und Erschöpfung so spürbar. Glanzvoller und wehmütiger als in Wien ist der Untergang der bürgerlichen Epoche nicht erlebt worden.

Schon am Ende des 19. Jahrhunderts hatten sich die inneren Widersprüche des Vielvölkerstaates mit zunehmender Schärfe hervorgekehrt, vor allem seit 1867 die Ungarn in dem berühmten «Ausgleich» bedeutende Sonderrechte durchgesetzt hatten. Die Doppelmonarchie sei nur noch ein Topf mit vielen Sprüngen, von einem alten Draht notdürftig zusammengehalten, pflegte es zu heissen. Denn inzwischen verlangten die Tschechen die Gleichstellung ihrer Sprache mit dem Deutschen, Konflikte brachen in Kroatien und Slowenien aus, und im Geburtsjahr [Hitlers](#) entzog sich der Kronprinz Rudolf in Mayerling einem Netz politischer und persönlicher Verstrickungen durch den Tod; in Lemberg wurde zu Beginn des Jahrhunderts der Gouverneur von Galizien auf offener Strasse ermordet, die Zahl der Wehrdienstflüchtigen stieg Jahr um Jahr, an der Wiener Universität kam es zu studentischen Demonstrationen nationaler Minderheiten, auf dem Ring formierten sich, unter schmutzigen Fahnen, die Arbeiterkolonnen zu gewaltigen Aufmärschen: Symptome der Unruhe und Entkräftung in allen Teilen des Imperiums, die durchweg dahin gedeutet wurden, dass Österreich dabei sei, auseinanderzubrechen. Im Jahre 1905 tauchten in der deutschen und der russischen Presse zahlreiche Gerüchte auf, die zu wissen vorgaben, es hätten zwischen Berlin und Petersburg Fühlungnahmen stattgefunden, ob es nicht angebracht sei.



vorsorglich Vereinbarungen über die Gebietserweiterungen zu treffen, mit denen Nachbarn und Interessenten beim Ende des Kaiserreiches rechnen könnten. Die Gerüchte verdichteten sich immerhin so weit, dass das Auswärtige Amt in Berlin sich am 29. November genötigt sah, den österreichischen Botschafter in einem eigens anberaumten Gespräch zu beruhigen.<sup>28</sup>

Naturgemäss erwiesen die Bestrebungen der Zeit, Nationalismus und rassisches Sonderbewusstsein, Sozialismus und Parlamentarismus, ihre sprengende Kraft in diesem prekär balancierten Staatsverband mit besonderem Nachdruck. Im Parlament des Landes konnte seit langem kein Gesetz verabschiedet werden, ohne dass die Regierung einzelnen Gruppen durch sachlich ungerechtfertigte Zugeständnisse entgegenkam. Die Deutschen, rund ein Viertel der Bevölkerung, waren zwar an Bildung, Prosperität und zivilisatorischem Standard allen Reichsvölkern überlegen; doch ihr Einfluss, wiewohl mächtig, blieb dahinter zurück. Die Politik der gleichmütigen Aushilfen benachteiligte sie gerade wegen der Loyalität, die man von ihnen erwartete, in eben dem Masse, in dem sie die unsicheren Nationalitäten zu befriedigen trachtete.

Hinzu kam, dass der anbrandende Nationalismus der einzelnen Völkerschaften nicht mehr auf die traditionelle Gelassenheit einer selbstgewissen deutschen Führungsschicht stiess. Der epidemisch ausgreifende Nationalismus hatte sie vielmehr mit besonderer Intensität erfasst, seit Österreich 1866 aus der deutschen Politik ausgeschlossen worden war: Die Schlacht von Königgrätz hatte Österreichs Gesicht von Deutschland weg zum Balkan gedreht und die Deutschen in ihrem «eigenen» Staat in die Rolle einer Minderheit gedrängt. Ihr erbitterter Selbstbehauptungswille gipfelte einerseits in dem Vorwurf gegenüber der Monarchie, durch eine vor allem slawenfreundliche Politik die Gefahren völkischer Überfremdung zu missachten, sowie andererseits in einer immer massloser sich äussernden Verherrlichung der eigenen Art: «deutsch» wurde zu einem Begriff von eigentlich ethischem Gehalt und allem Fremden mit gebieterischer Präntention entgegengesetzt.

Die Angst, die auf dem Grunde solcher Reaktionsweisen zum Vorschein kam, wird freilich ganz verständlich erst vor dem weiten Hintergrund einer allgemeinen Anpassungskrise. In einer lautlo-

sen Revolution ging das alte, kosmopolitische, feudale und bäuerliche Europa, das sich auf dem Gebiet der Doppelmonarchie in besonders anachronistischer Weise selber überdauert hatte, zugrunde, und die Erschütterungen und Konflikte, die damit verbunden waren, liessen niemanden verschont. Vor allem die bürgerlichen und kleinbürgerlichen Schichten fühlten sich von allen Seiten bedroht: durch den Fortschritt, durch das unheimliche Wachstum der Städte, durch Technik, Massenerzeugung und Konzentration in der Wirtschaft. Die Zukunft, die so lange ein Bereich zuversichtlicher privater oder gesellschaftlicher Utopien gewesen war, wurde seit jener Zeit für immer breitere Gruppen eine Kategorie der Angst. Allein in Wien waren seit Aufhebung der Zunftordnung 1859 binnen dreissig Jahren fast 40'000 Handwerksbetriebe in Konkurs gegangen.

Diese Beunruhigungen riefen naturgemäss zahlreiche Gegenbewegungen auf den Plan, die das wachsende Fluchtbedürfnis vor der Realität spiegelten. Vor allem waren es völkisch und rassistisch bestimmte Abwehrideologien, die sich als Heilslehren einer bedrohten Welt ausgaben; sie erlaubten es, die schwer greifbaren Angstgefühle in jedermann geläufigen Bildern zu konkretisieren.

In zugespitzter Form äusserte sich dieser Verteidigungskomplex im Antisemitismus, der die vielfältig untereinander konkurrierenden Parteien und Bünde, von den Alldeutschen Georg Ritter V. Schönerers bis zu den Christlich-Sozialen Karl Luegers, einte. Schon im Verlauf der Wirtschaftskrise zu Beginn der siebziger Jahre war es zum Ausbruch antijüdischer Empfindungen gekommen, die später, als der Zuwandererstrom aus Galizien, Ungarn und der Bukowina breiter wurde, erneut hervortraten. Zwar hatte die Emanzipation der Juden, inspiriert vom mässigenden und ausgleichenden Einfluss der habsburgischen Metropole, erhebliche Fortschritte gemacht; aber gerade deshalb drängten sie in wachsender Zahl aus dem Osten in die liberaleren Zonen. In den rund fünfzig Jahren von 1857 bis 1910 stieg ihr Anteil an der Bevölkerung Wiens von zwei Prozent um über das Vierfache auf mehr als achteinhalb Prozent, höher als in jeder anderen Stadt Mitteleuropas. In einzelnen Gemeindebezirken, beispielsweise der Leopoldstadt, bildeten sie rund ein Drittel der Bevölkerung. Wie die Lebensge-

wohnheiten hatten viele von ihnen auch ihre Kleidung beibehalten. In den langen schwarzen Kaftans, die hohen Hüte auf dem Kopf, beherrschten ihre fremdartig anmutenden Erscheinungen, von denen vielfache Schauer einer geheimnisvollen Welt ausgingen, in auffälliger Weise das Strassenbild.

Die historischen Umstände hatten die Juden auf bestimmte Rollen und wirtschaftliche Tätigkeiten verwiesen, die zugleich eine besondere Vorurteilslosigkeit und Mobilität im Gefolge hatten. Was das Gefühl von Gefahr und Überwältigung wachrief, war nicht nur, dass sie in unverhältnismässiger Zahl in die akademischen Berufe drängten, überragenden Einfluss auf die Presse übten sowie über nahezu sämtliche Grossbanken Wiens und einen erheblichen Teil der ansässigen Industrie geboten;<sup>29</sup> vielmehr entsprach auch ihr Typus dem grossstädtischen, rationalistischen Stil des Zeitalters genauer als die Vertreter des alten bürgerlichen Europa, die sich mit ihren Traditionen, ihren Sentiments und Verzweiflungen weitaus befängener der Zukunft stellten. Das Bewusstsein der Bedrohung verdichtete sich denn auch insbesondere in dem Vorwurf, die Juden seien wurzellos, zersetzend, revolutionär und nichts sei ihnen heilig, während ihr «kalter» Intellekt deutscher Innerlichkeit und deutschem Gemüt polemisch entgegengesetzt wurde. Diese Vorstellung sah sich noch durch die zahlreichen jüdischen Intellektuellen gestützt, die mit dem zu Aufruhr und Utopie neigenden Temperament einer generationenlang verfemten Minderheit in der Arbeiterbewegung führend hervortraten, so dass alsbald das fatale Bild einer grossen Verschwörung mit verteilten Rollen entstand: Sowohl der Kapitalismus als auch die Revolution, die da heraufzogen, weckten in dem verängstigten Kleingewerbetum die Befürchtung, Geschäft und bürgerlicher Status seien von den Juden in einer Art Doppelangriff bedroht, und die rassische Eigenart noch dazu. Das Buch Hermann Ahlwardts mit dem bezeichnenden Titel «Der Verzweiflungskampf der arischen Völker mit dem Judentum» bezog das Material seiner «Dokumentation» zwar aus deutschen Vorgängen und Verhältnissen; aber was im Berlin der neunziger Jahre, allen antisemitischen Modeströmungen zum Trotz, wie die etwas fiebrige Marotte eines Aussenseiters wirkte, beherrschte in Wien die Phantasie breiter Schichten.

In dieser Stadt, vor diesem Hintergrund, verbrachte Adolf Hitler die folgenden Jahre. Er war voller hochgestellter Erwartungen nach Wien gekommen, begierig nach überwältigenden Eindrücken und in der Absicht, den verwöhnten Lebensstil der vergangenen Jahre dank der finanziellen Mittel der Mutter in einer glanzvolleren, urbaneren Szenerie fortzusetzen. Auch an seiner künstlerischen Berufung zweifelte er nicht, vielmehr war er, wie er selber schrieb, voller «stolzer Zuversicht»<sup>30</sup>. Im Oktober 1907 meldete er sich auf der Akademie am Schillerplatz zum Probezeichnen, ohne offenbar von den berüchtigt hohen Anforderungen der Schule einen zutreffenden Begriff zu haben. Zwar bestand er die Klausur des ersten Tages, in der immerhin dreiunddreissig von einhundertzwölf Bewerbern scheiterten, doch die Classifikationsliste vom folgenden Tag, die das Gesamtergebnis verzeichnet, enthält die Eintragung: «Die Probezeichnung machten mit ungenügendem Erfolg oder wurden zur Probe nicht zugelassen die Herren: ... Adolf Hitler, Braunau a.Inn, 20. April 1889, deutsch, kath., Vt. Oberoffizial, 4 Realsch. Wenig Köpfe, Probez. ungenügend.»

Es war ein unvermittelter, harter Sturz. Auf's Tiefste enttäuscht, suchte Hitler den Direktor der Akademie auf, der ihm ein Studium der Architektur nahelegte, zugleich aber versicherte, seine Zeichnungen verrieten «einwandfrei ... (die) Nichteignung zum Maler». Hitler hat dieses Erlebnis später als «jähem Schlag» beschrieben, als «grellem Blitz»<sup>31</sup>, und tatsächlich sind wohl nie wieder Traum und Wirklichkeit seines Lebens so heftig aufeinandergestossen. Nun rächte sich auch, dass er die Realschule vorzeitig aufgegeben hatte; denn für das Architekturstudium benötigte er die Reifeprüfung. Doch seine Abneigung gegen die Schule und ihren geregelten Lernbetrieb war so gross, dass er nicht einmal auf den Gedanken kam, an die Schule zurückzukehren. Noch als erwachsener Mann hat er diese Voraussetzung des Ausbildungsganges «unerhört schwer» genannt und die Reifeprüfung als unübersteigbares Hindernis beschrieben: «Nach menschlichem Ermessen also war eine Erfüllung meines Künstlertraumes nicht mehr möglich.»<sup>32</sup>

Wahrscheinlicher jedoch ist, dass er, so elend gescheitert, den demütigenden Heimweg nach Linz und vor allem die Rückkehr an die ehemalige Schule scheute, die sein voraufgegangenes erstes

Scheitern gesehen hatte. Ratlos verharrte er zunächst in Wien und liess offenbar kein Wort über die nicht bestandene Aufnahmeprüfung verlauten. Aber er machte auch keine Anstalten, das jugendliche Pensionärsdasein mit den Promenaden, den Opernbesuchen und den tausend dilettantischen Projekten, das er mit grosser Geste als «Studium» zu bezeichnen pflegte, zugunsten einer ernsthaften Tätigkeit aufzugeben. Selbst als der Zustand der Mutter sich rasch verschlechterte und ihr Ende abzusehen war, wagte er sich nicht zurück. Adolf werde, hatte sie in diesen Wochen nicht ohne Bekümmernng bemerkt, seinen Weg schon machen, rücksichtslos, «als wäre er allein auf der Welt». Erst unmittelbar nach ihrem Tod, am 21. Dezember 1907, war der Sohn wieder in Linz. Der Arzt der Familie, der die Mutter vor ihrem Ende behandelt hatte, vermerkte, er habe «nie einen jungen Menschen so schmerzgebrochen und leiderfüllt gesehen». Seinen eigenen Worten zufolge weinte er.<sup>33</sup>

Tatsächlich sah er sich nicht nur unvermittelt gescheitert, sondern von nun an auch ohne Zufluchtsmöglichkeit sich selbst überlassen. Die Erfahrung hat seine ohnehin extreme Neigung zur Einzelgängerei und zum Selbstmitleid weiter verstärkt; mit dem Tod der Mutter endete, von einer einzigen Emotion abgesehen, die sich auffälligerweise wiederum auf ein Mitglied der Familie richtete, was er an Affektion zu den Menschen je besessen hat.

Möglicherweise hat denn auch dieser doppelte Schock seine Absicht, nach Wien zurückzukehren, nur noch bestärkt. Vermutlich hat dabei aber auch der Wunsch eine Rolle gespielt, vor den fragenden Blicken und Mahnungen der Linzer Verwandtschaft in die Anonymität zu entkommen. Auch musste er, um in den Genuss der Waisenrente zu gelangen, den Eindruck erwecken, er absolviere ein Studium. Kaum waren daher die Formalitäten und Nachlassfragen geregelt, erschien er bei seinem Vormund, dem Bürgermeister Mayrhofer, und erklärte, wie dieser später berichtet hat, «fast trotzig» und ohne sich lange auf ein Gespräch einzulassen: «Herr Vormund, ich geh nach Wien!» Wenige Tage später, Mitte Februar 1908, verliess er endgültig Linz.

Ein Empfehlungsschreiben gab ihm neue Hoffnung. Magdalena Hanisch, die Besitzerin des Hauses, in dem die Mutter bis zu ihrem Tode gewohnt hatte, besass Verbindung zu Alfred Roller, einem der

bekanntesten Bühnenbildner der Zeit, der als Ausstattungsdirektor der Hofoper und Lehrer an der Wiener Kunstgewerbeschule tätig war. In einem Brief vom 4. Februar 1908 bat sie ihre in Wien lebende Mutter, dem jungen **Hitler** Zugang zu Roller zu verschaffen: «Er ist ein ernster, strebsamer junger Mensch», schrieb sie, «19 Jahre alt, reifer, gesetzter über sein Alter, nett und solid, aus hochanständiger Familie ... Er hat den festen Vorsatz, etwas Ordentliches zu lernen! Soweit ich ihn jetzt kenne, wird er sich nicht 'verbummeln', da er ein ernstes Ziel vor Augen hat; ich hoffe. Du verwendest Dich für keinen Unwürdigen! Tust vielleicht ein gutes Werk.» Schon wenige Tage später lag die Antwort vor, dass Roller bereit sei, **Hitler** zu empfangen, und die Linzer Hausbesitzerin dankte ihrer Mutter in einem zweiten Schreiben: «Du wärest für Deine Mühe belohnt gewesen, wenn Du das glückliche Gesicht des jungen Menschen gesehen hättest, als ich ihn herüberufen liess ... Ich gab ihm Deine Karte und liess ihn Direktor Rollers Brief lesen! Langsam, Wort für Wort, als ob er den Brief auswendig lernen wollte, wie mit Andacht, ein glückliches Lächeln im Gesicht, so las er den Brief, still für sich. Mit innigem Dank legte er ihn dann wieder vor mich hin. Er fragte mich, ob er Dir schreiben dürfe, um seinen Dank auszusprechen.»

Auch der zwei Tage später datierte Brief **Hitlers**, in bemühter Nachahmung des Zierstils der k. k. Kanzlisten verfasst, ist erhalten geblieben: «Drücke Ihnen hiermit, hochverehrte gnädige Frau, für Ihre Bemühungen, mir Zutritt zum grossen Meister der Bühnendekoration, Prof. Roller, zu verschaffen, meinen innigsten Dank aus. Es war wohl etwas unverschämt von mir, Ihre Güte, gnädigste Frau, so stark in Anspruch zu nehmen, wo Sie dies doch einem für Sie ganz Fremden tun mussten. Umso mehr aber bitte ich auch meinen innigsten Dank für Ihre Schritte, die von solchen Erfolgen begleitet waren, sowie für die Karte, welche mir gnädige Frau so liebenswürdig zu Verfügung stellten, entgegennehmen zu wollen. Ich werde von der glücklichen Möglichkeit sofort Gebrauch machen. Also nochmals meinen tiefgefühltesten Dank, und ich zeichne mit ehrerbietigem Handkuss – Adolf **Hitler**.»<sup>34</sup>

In der Tat schien ihm die Empfehlung den Weg in seine Traumwelt zu öffnen: zu einer freien Künstlerexistenz, die Musik und

Malerei mit der grandiosen Scheinwelt der Oper verband. Doch existiert kein Hinweis, wie die Begegnung mit Roller verlief, Hitler selber hat sich nie darüber geäußert, am naheliegendsten ist, dass der bewunderte Mann ihm den Rat erteilte, zu arbeiten, zu lernen und sich im Herbst erneut an der Akademie zu bewerben.

Die folgenden fünf Jahre hat Hitler später die «traurigste Zeit» seines Lebens genannt,<sup>35</sup> es war in mancher Hinsicht zugleich die wichtigste. Denn die Krise, in die er geriet, prägte seinen Charakter und liess ihn jene nie mehr aufgegebenen, wie versteinert wirkenden Bewältigungsformeln finden, denen sein bewegungssüchtiges Leben den gleichzeitigen Eindruck der Starre verdankt.

Es gehört zu den weiterwirkenden Elementen der Legende, die Hitler selber über der sorgsam verwischten Lebensspur errichtet hat, dass «Not und harte Wirklichkeit» die grosse unvergessliche Erfahrung jener Zeit gewesen seien: «Fünf Jahre Elend und Jammer sind im Namen dieser Phäakenstadt für mich enthalten. Fünf Jahre, in denen ich erst als Hilfsarbeiter, dann als kleiner Maler mir mein Brot verdienen musste; mein wahrhaft kärglich Brot, das doch nie langte, um auch nur den gewöhnlichen Hunger zu stillen. Er war damals mein getreuer Wächter, der mich als einziger fast nie verliess.»<sup>36</sup> Die sorgfältige Berechnung seiner Einkünfte hat indes ergeben, dass er während der ersten Zeit seines Wien-Aufenthaltes dank dem Erbteil des Vaters, der Hinterlassenschaft der Mutter sowie der Waisenrente, alle eigenen Einkünfte ungerechnet, zwischen achtzig und hundert Kronen im Monat zur Verfügung hatte.<sup>37</sup> Das war der gleiche Betrag oder sogar mehr, als ein Assessor der Rechte monatlich verdiente.

In der zweiten Februar-Hälfte kam auch August Kubizek, von Hitler überredet, nach Wien, um am Konservatorium Musik zu studieren. Gemeinsam behausten sie von nun an in der Stumpergasse 29, Hinterhaus, bei einer alten Polin namens Maria Zakreys ein «trostloses und ärmliches» Zimmer. Doch während Kubizek seinem Studium nachging, setzte Hitler das planlose, müßiggängerische Leben fort, an das er sich inzwischen gewöhnt hatte: Herr seiner eigenen Zeit, wie er übermütig betonte. Erst gegen Mittag pflegte er aufzustehen, durch die Strassen oder den Park von Schönbrunn zu schlendern, die Museen zu besuchen und abends in



die Oper zu gehen, wo er, beseligt, dreissig bis vierzig Mal in jenen Jahren allein «Tristan und Isolde» hörte, wie er später versichert hat. Dann wieder vergrub er sich in öffentlichen Büchereien, wo er mit autodidaktischer Willkür zusammenlas, was Eingebung und Laune geboten, oder stand gedankenverloren vor den Prachtbauten der Ringstrasse und träumte von noch gewaltigeren Bauwerken, die er selber einst errichten würde.

Mit nahezu süchtigem Interesse verlor er sich in seinen Phantasien. Bis tief in die Nacht erhitzte er sich über Projekten, in denen sachliche Inkompetenz, Besserwisserei und Unduldsamkeit miteinander wetteiferten: «Er konnte ja nichts, was ihm nahekam, in Ruhe lassen», erfahren wir. Weil Ziegelsteine, wie er entschied, ein «für Monumentalbauten unsoliden Material» seien, plante er den Abriss und Neubau der Hofburg, er entwarf Theaterbauten, Schlösser, Ausstellungshallen, entwickelte die Idee für ein alkoholfreies Volksgetränk, suchte nach Ersatzlösungen für den Tabakgenuss oder fertigte, neben Reformplänen für den Schulbetrieb, Angriffen auf Hausvermieter und Beamte, Entwürfe für einen «deutschen Idealstaat», der seinen Kümmernissen, seinen Ressentiments und pedantischen Visionen Rechnung trug. Obwohl er nichts gelernt und nichts erreicht hatte, verwarf er jeden Ratschlag und hasste Belehrungen. Ohne Kenntnis des kompositorischen Handwerks machte er sich daran, die von Richard Wagner fallengelassene Idee zu einer Oper «Wieland der Schmied», die erfüllt war von blutigem und inzestuösem Dunst, wiederaufzunehmen; er versuchte sich als Dramatiker germanischer Sagenstoffe und schrieb unterdessen «Teater» oder «Iede» (statt «Idee»). Gelegentlich malte er auch, aber die kleinen, detailversessenen Aquarelle lassen nichts von dem Druck ahnen, unter dem er offenbar stand. Unaufhörlich redete, plante, schwärmte er, besessen von dem Drang, sich rechtfertigen und genialisch beweisen zu müssen. Seinem Zimmergenossen gegenüber verschwieg er hingegen, dass er die Aufnahmeprüfung an der Akademie nicht bestanden habe. Auf die gelegentliche Frage, was er oft tagelang angespannt treibe, gab er zur Antwort: «Ich arbeite an der Lösung des Wohnungselends in Wien und mache zu diesem Zweck bestimmte Studien.»<sup>38</sup>

Zweifellos wird in diesen Verhaltensweisen, ungeachtet aller

Elemente bizarrer Überspanntheit und reinen Phantastentums, ja gerade darin schon der spätere Hitler kenntlich, seine eigene Bemerkung verweist auf den Zusammenhang, der zwischen seinem Weltverbesserertum und seinem Aufstieg existiert; desgleichen deutet die eigentümliche Verbindung von Lethargie und Angespanntheit, von Phlegma und überfallartiger Aktivität auf künftige Züge. Nicht ohne Beunruhigung verzeichnete Kubizek die plötzlichen Wut- und Verzweiflungsanfälle, die Vielzahl und Intensität der Hitlerschen Aggressionen sowie das offenbar unbegrenzte Vermögen, zu hassen; sein Freund sei in Wien «ganz aus dem Gleichgewicht» gewesen, hat er unglücklich bemerkt. Häufig wechselten Zustände hochgestimmter Erregtheit abrupt mit Stimmungen tiefer Depression, in denen er «nur Ungerechtigkeit, Hass, Feindschaft» sah und, «allein und einsam, gegen die gesamte Menschheit (antrat), die ihn nicht verstand, die ihn nicht gelten liess, von der er sich verfolgt und betrogen fühlte» und die überall «Fallstricke» ausgelegt hatte, «nur zu dem einzigen Zweck, um ihn an seinem Aufstieg zu hindern»<sup>39</sup>.

Im September 1908 unternahm Hitler noch einmal einen Versuch, in die Malklasse der Akademie aufgenommen zu werden. Wie die Bewerberliste unter Nummer 24 vermerkt, wurde er jedoch diesmal bereits «nicht zur Probe zugelassen», die von ihm vorab eingereichten Arbeiten entsprachen nicht den Prüfungsvoraussetzungen.<sup>40</sup>

Die neuerliche, noch bestimmter erfolgte Zurückweisung scheint die kränkende Erfahrung des Vorjahres vertieft und befestigt zu haben. Sein lebenslanger unverminderter Hass gegen Schulen und Akademien, die «auch Bismarck und Wagner» falsch beurteilt und Anselm Feuerbach abgelehnt hätten, die nur von «Würstchen» besucht und darauf angelegt seien, «jedes Genie umzubringen»: diese wütend sprudelnden Tiraden noch im Hauptquartier, fünfunddreissig Jahre später, in denen er sich, Führer und Feldherr, selbst an den ärmlichen Dorflehrern von einst, an ihrem «schmutzigen» Äusseren, ihren «dreckigen Kragen, ungepflegten Bärten und dergleichen»<sup>41</sup> schadlos zu halten versuchte, zeugen von dem Grad der erlittenen Verletzung. In seinem Rechtfertigungsbedürfnis hat er immer wieder nach Linderungsgründen für

diese «nie heilende Gemütswunde» gesucht: «Ich war ja nicht das Kind vermögender Eltern», schrieb er beispielsweise in einem offenen Brief anlässlich einer Parteikrise zu Beginn der dreissiger Jahre, als habe er allen Grund, einem ungerechten Schicksal zu grollen, «nicht auf Universitäten vorgebildet, sondern durch die härteste Schule des Lebens gezogen worden, durch Not und Elend. Die oberflächliche Welt fragt ja nie nach dem, was einer gelernt hat,... sondern leider meist nur nach dem, was er durch Zeugnis zu belegen vermag. Dass ich mehr gelernt hatte als Zehntausende unserer Intellektuellen, wurde nie geachtet, sondern nur darauf gesehen, dass mir Zeugnisse fehlten.»<sup>42</sup>

Gedemütigt und offenbar aufs Äusserste geniert, zog Hitler sich nach seinem neuerlichen Scheitern gleichsam von allen Menschen zurück. Die in Wien verheiratete Halbschwester Angela hörte nichts mehr von ihm, auch der Vormund erhielt nur noch eine kurzgehaltene Postkarte, gleichzeitig brach auch die Freundschaft zu Kubizek ab; jedenfalls nutzte er dessen vorübergehende Abwesenheit von Wien, um kurzerhand, ohne ein Wort zurückzulassen, aus der gemeinsamen Wohnung auszuziehen und in der Stadt, der Dunkelheit ihrer Obdachlosen-Asyle und Männerheime, unterzutauchen. Erst dreissig Jahre später sah Kubizek ihn wieder.

Zunächst mietete Hitler eine Wohnung unweit der Stumpergasse, im 15. Gemeindebezirk, Felberstrasse 22, Tür 16; und von hier aus geriet er erstmals mit einiger Intensität in den Wirkungsbereich von Ideen und Vorstellungen, die die dumpferen Schichten seines Wesens geprägt und seinem Weg die allgemeine Richtung gewiesen haben. Sein Versagen, das er so lange vor allem als Beweis für Charakterstärke, frühreife Genialität und den Unverstand der Welt interpretiert hatte, verlangte nun nach konkreten Deutungen und fassbaren Gegnern.

Hitlers spontanes Gefühl wandte sich gegen die bürgerliche Welt, an deren Leistungsnormen, an deren Strenge und Anspruchswillen er gescheitert war, obwohl er sich ihr nach Neigung und Bewusstsein zugehörig empfand. Die Erbitterung, die er ihr von nun an entgegenbrachte und in einer kaum übersehbaren Anzahl von Äusserungen wieder und wieder zum Ausdruck gebracht

hat, gehört zu den Paradoxien seiner Existenz. Sie sah sich zugleich genährt und begrenzt von der Angst vor sozialem Absturz, vor den überdeutlich empfundenen Schrecken der Proletarisierung. Mit unvermuteter Offenheit hat er in «Mein Kampf» die milieubedingte «Feindschaft des Kleinbürgers gegen die Arbeiterschaft» beschrieben, die auch ihn erfüllte, und sie mit der Furcht begründet, «wieder zurückzusinken in den alten, wenig geachteten Stand, oder wenigstens noch zu ihm gerechnet zu werden»<sup>43</sup>. Zwar verfügte er weiterhin über Mittel aus dem elterlichen Nachlass, und auch die monatlichen Zuwendungen erhielt er nach wie vor; aber die Ungewissheit seiner persönlichen Zukunft bedrückte ihn doch. Er kleidete sich sorgfältig, besuchte weiterhin die Oper, die Theater und Caféhäuser der Stadt und brachte auch, wie er selber bemerkt hat, durch gepflegte Sprache und zurückhaltendes Wesen sein bürgerliches Rangbewusstsein dem geringeren Stand gegenüber zur Geltung. Einer Nachbarin ist er, wie noch vielen anderen Beobachtern in späteren Jahren, durch ein höfliches und zugleich ungewöhnlich reserviertes Verhalten aufgefallen. Wenn wir einer anderen, freilich eher trüben Quelle über jene Wiener Jahre glauben wollen, pflegte er in einem Briefkuvert Photographien bei sich zu tragen, die seinen Vater in Paradeuniform zeigten, und dazu befriedigt zu versichern, «als k.k.-Zollamtsobersoffizial» sei sein «seliger Herr Vater in Pension gegangen»<sup>44</sup>.

Aller gelegentlichen rebellischen Gestik zum Trotz haben solche Verhaltensweisen sein eigentliches Wesen als Bedürfnis nach Bejahung und Zugehörigkeit enthüllt, das ein Grundbedürfnis des bürgerlichen Menschen ist. In diesem Lichte hat man seine Bemerkung zu sehen, er sei von früh auf in künstlerischer wie in politischer Hinsicht ein «Revolutionär» gewesen.<sup>45</sup> In Wirklichkeit sind dem Zwanzigjährigen die bürgerliche Welt und ihre Wertvorstellungen nie fraglich geworden, mit unverhohlener Hochachtung, überwältigt von ihrem Glanz und ihrem Reichtum, hat er sich ihr genähert: ein schwärmerischer Beamtensohn aus Linz, der sie bewundern, aber nicht umstürzen wollte und die Teilhabe eher als die Auflehnung suchte.

Dieses Bedürfnis war unabweisbar. Es zählt zu den bemerkenswertesten Vorgängen im Verlauf dieses vielfach merkwürdigen

Lebensbeginns, wie [Hitler](#) die Zurückweisung durch die bürgerliche Welt, trotz aller tiefempfundenen Kränkung, nicht in deren Verneinung umsetzt, sondern in das gesteigerte Verlangen nach Aufnahme und Anerkennung. Die erbitterten Anklagen gegen die bürgerliche Scheinwelt, von denen Europa seit nahezu zwanzig Jahren widerhallte, gaben ihm zahlreiche Vorwände an die Hand, die erlittene Demütigung gesellschaftskritisch zu rationalisieren und sich durch das Gericht über diese Ordnung an ihr zu rächen – doch hielt er sich stattdessen, gescheitert und ergeben, schweigend abseits. Die Zeitstimmung der totalen Demaskerade, inzwischen nicht ohne modische Züge, erfasste ihn nicht, wie denn überhaupt alle künstlerische Erregtheit und aller Ideenstreit der Epoche an ihm verloren waren, ihre intellektuelle Abenteuerlust desgleichen.

Die österreichische Hauptstadt war kurz nach der Jahrhundertwende eines der Zentren dieses Aufbruchs, doch [Hitler](#) nahm es nicht wahr. Ein sensibler, zum Protest gedrängter junger Mann, dem die Musik zum grossen Befreiungserlebnis seiner Jugend verhelfen hatte, wusste er weder etwas von Schönberg und dem «seit Menschengedenken grössten Aufruhr ... in Wiens Konzertsälen», den der Komponist zusammen mit seinen Schülern Anton v. Webern und Alban Berg zurzeit seines Wiener Aufenthalts aufgelöst hatte, und selbst nichts von Gustav Mahler oder Richard Strauss, dessen Werk einem zeitgenössischen Kritiker des Jahres 1907 als das «Orkanzentrum der musikalischen Welt» erschienen war; stattdessen holte er in Wagner und Bruckner die Rauscherlebnisse der Väter nach. Kubizek hat versichert, Namen wie Rilke, dessen «Stundenbuch» 1905 erschienen war, oder Hofmannsthal hätten sie «nie erreicht»<sup>46</sup>. Und obwohl [Hitler](#) sich an der Malakademie beworben hatte, nahm er keinen Anteil an den Affären der Sezessionisten und blieb unbeeindruckt von den Sensationen, die Gustav Klimt, Egon Schiele oder Oskar Kokoschka machten; er inspirierte stattdessen seinen Kunstsinn an der vorvergangenen Generation und verehrte Anselm Feuerbach, Ferdinand Waldmüller, Carl Rottmann oder Rudolf v. Alt. Auch stand er, ein künftiger Baumeister mit hochfliegenden Plänen, eigenem Bekenntnis zufolge, stundenlang wie verzaubert vor den klassischen oder

neobarocken Fassaden der Ringstrasse und ahnte nichts von der Nachbarschaft mit den revolutionären Wortführern des neuen Bauens: Otto Wagner, Josef Hoffmann sowie Adolf Loos, der 1911 mit der glatten, schmucklosen Fassade des Geschäftshauses am Michaeler Platz, unmittelbar gegenüber einem der Barockportale der Hofburg, einen leidenschaftlichen Streit entfacht und in einem skandalös empfundenen Artikel den inneren Zusammenhang von «Ornament und Verbrechen» behauptet hatte. Durchweg war es vielmehr der etablierte, in den Wiener Salons und guten Stuben durchgesetzte Stil, dem sein so naiver wie unbeirrter Enthusiasmus gehörte. Wie unbertührt ging er an den Symptomen von Unruhe und Durchbruch in der Kunst vorbei, der Lärm der Epoche, die eine «so dichte Folge von künstlerischen Revolutionen gesehen» hat wie keine andere, erreichte ihn nicht. Allenfalls schien er eine Tendenz zur Herabwürdigung des Erhabenen zu spüren, den Einbruch, wie er schrieb, von etwas Fremdem und Unbekanntem, vor dem er mit seinen Bürgerinstinkten zurückschreckte.<sup>47</sup>

Unter vergleichbaren Vorzeichen hat sich bemerkenswerterweise auch eine seiner ersten Begegnungen mit der politischen Wirklichkeit vollzogen. Wiederum übten, ungeachtet aller seiner Protestgefühle, die revolutionären Ideen keine Anziehungskraft auf ihn aus, wiederum enthüllte er sich vielmehr als der paradoxe Parteigänger des Approbierten, der eine Ordnung verteidigte, die er zugleich verwarf. Indem der Zurückgewiesene sich die Sache des Zurückweisenden zu eigen machte, hob er die Demütigung scheinbar auf: hinter dieser, psychologischen Mechanik verbarg sich eine der Bruchlinien im Charakter [Hitlers](#). Er selber hat erzählt, wie er angeblich als Bauarbeiter während einer Mittagspause «irgendwo seitwärts» seine Flasche Milch und ein Stück Brot zu sich genommen habe und «aufs Äusserste» gereizt gewesen sei angesichts der kritisch verneinenden Stimmung unter den Arbeitern: «Man lehnte da alles ab: die Nation, als eine Erfindung der 'kapitalistischen' ... Klassen; das Vaterland, als Instrument der Bourgeoisie zur Ausbeutung der Arbeiterschaft; die Autorität des Gesetzes, als Mittel zur Unterdrückung des Proletariats; die Schule, als Institut zur Züchtung des Sklavenmaterials, aber auch der Sklavenhalter;

die Religion, als Mittel der Verblödung des zur Ausbeutung bestimmten Volkes; die Moral, als Zeichen dummer Schafsgeduld usw. Es gab da aber rein gar nichts, was so nicht in den Kot einer entsetzlichen Tiefe gezwungen wurde.»<sup>48</sup>

Bezeichnenderweise enthält die gegen die Bauarbeiter verteidigte Begriffsreihe: Nation, Vaterland, Gesetzesautorität, Schule, Religion und Moral den nahezu vollständigen Normenkatalog der bürgerlichen Gesellschaft, gegen die er selber um diese Zeit die ersten Ressentiments fasste; und es ist dieses gespaltene Verhältnis, das im Verlauf seines Lebens auf den unterschiedlichsten Ebenen immer erneut zum Vorschein kommen wird: in der politischen Taktik des beständig gesuchten Bündnisses mit den verachteten Bürgerlichen ebensowohl wie in dem von komischen Zügen keineswegs freien Formenritual, das ihn beispielsweise veranlasste, seine Sekretärinnen mit Handkuss zu begrüßen oder ihnen beim Nachmittagstee im Führerhauptquartier die süßen Sahneschnitten vorzulegen: in allem antibürgerlichen Ressentiment kultivierte er, einem Provinzkönig gleich, die Züge eines Mannes «alter Schule». Sie waren das Mittel, eine begehrte soziale Zugehörigkeit zu demonstrieren, und wenn etwas im Bilde des jungen [Hitler](#) schlechthin österreichische Züge verrät, dann dieses besondere Statusbewusstsein, mit dem er das Privileg verteidigte, ein Bürger zu sein. Inmitten einer Gesellschaft lebend, deren exzessive Titelsucht die Neigung bezeugte, jeder Existenz und jeder Tätigkeit einen sozialen Rang zuzuweisen, wollte er, aller Beengtheit seines möblierten Daseins zum Trotz, wenigstens ein «Herr» sein, und kein anderes Motiv war im Spiel, als er den Anschluss an die künstlerisch wie politisch oppositionellen Kräfte der Zeit verfehlte. Nicht nur ein Gutteil seiner Verhaltensweisen nach aussen, in Sprache beispielsweise und Kleidung, sondern auch seine ideologischen und ästhetischen Optionen erklären sich aus dem Bestreben, der unreflektiert verklärten Bürgerwelt bis in den Dünkel hinein gerecht zu werden. Soziale Missachtung empfand er weitaus bedrückender als soziales Elend, und wenn er verzweifelt war, so litt er nicht an der fehlerhaften Ordnung der Welt, sondern an der unzureichenden Rolle, die ihm darin gewährt war.

Ängstlich vermied er daher jeden Widerspruch, er suchte An-



lehnung und Übereinstimmung. Wie betäubt von der Grösse und dem Zauber der Metropole, sehnsüchtig vor versperrten Toren, war er nicht revolutionär gesinnt, sondern nur einsam. Niemand schien weniger zum Empörer bestimmt und geeignet als er.

### 3. KAPITEL

## Das granitene Fundament

«Der Fanatismus ist nämlich die einzige ‘Willensstärke’,  
zu der auch die Schwachen und Unsicheren gebracht  
werden können.’

*Friedrich Nietzsche*

In der Felberstrasse, unweit seiner Unterkunft, befand sich, wie eine Studie nachgewiesen hat, eine Tabaktrafik, in der ein rassekundliches Magazin vertrieben wurde, das eine Auflage bis zu hunderttausend Exemplaren erreichte und vorwiegend unter Studenten und im akademischen Mittelstand verbreitet war. «Sind Sie blond? Dann sind Sie Kultur-Schöpfer und Kultur-Erhalter! Sind Sie blond? Dann drohen Ihnen Gefahren! Lesen Sie daher die Bücherei der Blonden und Mannesrechtler!», warb die Titelseite in Balkenüberschriften. Herausgegeben von einem entlaufenen Mönch mit dem angemassten Adelsnamen Jörg Lanz v. Liebenfels, entwickelte und verkündete es unter dem Namen der germanischen Frühlingsgöttin Ostara eine ebenso schrullenhafte wie mörderische Lehre vom Kampf der Asinge (oder Heldlinge) gegen die Äfflinge (oder Schrätlinge). Von seiner Ordensburg Werfenstein in Niederösterreich aus, deren Erwerb ihm industrielle Förderer ermöglicht hatten, betrieb Lanz die Gründung und Organisation eines arioheroischen Männerordens, der den Vortrupp der blonden und blauäugigen Herrenrasse in der blutigen Auseinandersetzung mit den minderwertigen Mischrassen bilden sollte. Unter der Hakenkreuzfahne, die er bereits im Jahre 1907 dort aufgezogen hatte, versprach er, dem sozialistischen Klassenkampf durch den Rassenkampf «bis aufs Kastrationsmesser» zu begegnen, und beschwor

die Systematisierung von Züchtungs- und Vernichtungspraktiken: «für die Ausrottung des Tiermenschen und die Entwicklung des höheren Neumenschen». Der planmässigen Zuchtwahl und Rassenhygiene entsprach ein Programm von Sterilisierungsmassnahmen, von Deportationen in den «Affenwald» sowie von Liquidationen durch Zwangsarbeit oder Mord: «Bringt Frauja Opfer dar, ihr Göttersöhne», jubelte er verworren; «Auf, und bringt ihm dar die Schrättingskinder!» Zur Popularisierung des arischen Ideals schlug er rassistische Schönheitskonkurrenzen vor. **Hitler** hat Lanz gelegentlich besucht, weil ihm, wie Lanz erklärt hat, einige ältere Hefte der Zeitschrift fehlten. Er hinterliess den Eindruck von Jugend, Blässe und Bescheidenheit.»<sup>49</sup>

Die Analyse des vorhandenen Materials erlaubt nicht den Schluss, Lanz habe einen nennenswerten Einfluss auf **Hitler** ausgeübt oder habe ihm gar «die Ideen gegeben». Die Bedeutung des eher skurrilen Ordensgründers liegt überhaupt weniger in konkreten Anstössen und Vermittlungen als vielmehr im symptomatischen Rang seiner Erscheinung: Er war einer der auffälligsten Wortführer einer neurotischen Zeitstimmung und hat der brütenden, eigentümlich phantastisch durchwucherten ideologischen Atmosphäre im Wien jener Zeit eine charakteristische Farbe beige-steuert. Dies beschreibt und begrenzt zugleich seinen Einfluss auf **Hitler**: Er hat weniger dessen Ideologie als vielmehr die Pathologie mitgeprägt, die ihr zugrunde lag.

Man hat aus diesen und anderen Einflüssen, den Belehrungen durch Zeitungsartikel und Groschenhefte, die **Hitler** selber als frühe Erkenntnisquellen benannt hat, den Schluss gezogen, sein Weltbild sei das Produkt einer pervertierten, der bürgerlichen Kultur entgegengesetzten Subkultur gewesen. In der Tat schlägt der plebejische Widerspruch zu bürgerlicher Gesittung, bürgerlicher Humanität in seiner Ideologie immer wieder durch. Das Dilemma bestand jedoch darin, dass diese Kultur von ihrer Subkultur gleichsam durchsetzt und längst zur Diffamierung und Verneinung alles dessen gelangt war, worauf sie beruhte; oder anders formuliert: die Subkultur, der **Hitler** in Lanz von Liebenfels und anderen Erscheinungen im Wien der Jahrhundertwende begegnete, war nicht, wie

es dem strengen Begriff entspricht, die Negation des herrschenden Wertsystems, sondern nur dessen heruntergekommenes Abbild. Wohin immer er in seinem Bedürfnis nach bürgerlichem Anschluss geriet, stiess er auf die gleichen Vorstellungen, Komplexe und Paniken wie in den Groschenheften, nur in sublimierter und anspruchsvollerer Form. Keinen der Trivialgedanken, die ihm zu ersten Orientierungen in der Welt verholten hatten, brauchte er aufzugeben, nichts, was er mit ehrfürchtigem Staunen den Reden der einflussreichsten Politiker der Metropole entnahm, war ihm fremd, und vom Rang der Hofoper aus, in den Werken des gefeiertsten und meistaufgeführten Komponisten der Epoche, begegnete er nur dem artistischen Ausdruck des ordinär Vertrauten. Lanz, die Ostarahefte und Schundtraktate öffneten ihm zwar lediglich den Hintereingang in die Gesellschaft, der er angehören wollte. Aber es war ein Eingang.

Das Bedürfnis, diese Zugehörigkeit zu legitimieren und zu festigen, lag auch den ersten, noch tastenden Bemühungen zugrunde, seinen Ressentiments ideologischen Umriss zu geben. Mit dem krankhaft gesteigerten Selbstwertgefühl dessen, der sich von sozialem Abgleiten bedroht sah, übernahm er mehr und mehr die Vorurteile, Schlagworte, Ängste und Ansprüche der guten Wiener Gesellschaft. Dazu gehörten der Antisemitismus so gut wie jene Herrenmenschentheorien, in denen sich die Besorgnisse des bedrängten deutschen Volkstums widerspiegelten, aber auch Sozialistenfeindschaft und sogenannte sozialdarwinistische Vorstellungen, dies alles gegründet und bezogen auf einen überreizten Nationalismus. Es waren in der Tat herrschende Gedanken, in denen er sich den Gedanken der Herrschenden zu nähern trachtete.

Ungeachtet dessen hat [Hitler](#) sich stets bemüht, sein Weltbild als das Ergebnis persönlicher Auseinandersetzungen: einer durchdringenden Beobachtungsgabe und arbeitender Erkenntnis darzustellen. Um alle bestimmenden Einflüsse zu verleugnen, hat er sich im Rückblick sogar ursprüngliche Vorurteilslosigkeit attestiert und beispielsweise den Abscheu hervorgehoben, den während der Linzer Jahre «ungünstige Äusserungen» über die Juden in ihm wachgerufen hätten. Wahrscheinlicher und von verschiedenen Seiten bezeugt ist indessen, dass zumindest Ansatz und Richtung seines

Weltbildes vom ideologischen Milieu der oberösterreichischen Landeshauptstadt vorgeprägt worden sind.

Denn Linz war um die Jahrhundertwende nicht nur eines der Zentren nationalistischer Gruppen und Bestrebungen, vielmehr herrschte gerade auch an der von [Hitler](#) besuchten Realschule eine entschieden nationalgesinnte Atmosphäre. Ostentativ steckten sich die Schüler die deutschvölkische blaue Kornblume ins Knopfloch, mit Vorliebe verwendeten sie die Farben der deutschen Einheitsbewegung schwarz-rot-gold, grüssten mit deutschem «Heil!» oder sangen statt der habsburgischen Kaiserhymne das auf die gleiche Melodie lautende Deutschlandlied; ihr oppositioneller Nationalismus wandte sich vor allem gegen die Dynastie und identifizierte sich sogar in der jugendlichen Resistenz gegen Schulgottesdienste und Fronleichnamsprozessionen mit dem «protestantischen» Reich. Unter dem Beifall seiner Mitschüler hat [Hitler](#), wie er während des Krieges seiner Tischrunde gegenüber äusserte, vor allem den Religionslehrer Sales Schwarz durch freigeistige Bemerkungen «so in die Verzweiflung getrieben, dass er oft nicht mehr ein und aus wusste»<sup>50</sup>.

Wortführer dieser Stimmungen war der deutschnationale Gemeinderat und Lehrer für Geschichte an der Realschule, Dr. Leopold Pötsch, der auf den jungen [Hitler](#) offenbar tiefen Eindruck gemacht und ebenso durch seine Beredsamkeit wie durch die bunten Öldrucke aus der Vorväterwelt, mit denen er den Unterricht veranschaulichte, der Phantasie der Zöglinge die Richtung gewiesen hat. Zwar sind die Seiten, die [Hitler](#) ihm in «Mein Kampf» gewidmet hat, von nachträglichem Überschwang nicht frei, zumal er in Geschichte nur mit der Note «genügend» abschloss; aber die Bedrohungsängste des Grenzlandbewohners, der Affekt gegen die Donaumonarchie mit ihrem Völker- und Rassengemisch sowie schliesslich die antisemitische Grundneigung [Hitlers](#) kamen zweifellos von dort her. Wahrscheinlich ist auch, dass er die vorwiegend satirische Zeitschrift der Schönerer-Bewegung 'Der Scherer, Illustrierte Tiroler Monatsschrift für Politik und Laune in Kunst und Leben' gelesen hat, die während jener Jahre in Linz erschien. Sie polemisierte in Beiträgen und ätzenden Karikaturen gegen die «Römlinge», die Juden und das Parlament, gegen die Fraueneman-

zipation, den Sittenverfall und den Alkoholismus. Schon in der ersten Nummer vom Mai 1899 brachte sie eine Abbildung des Hakenkreuzes, das sich zusehends als Bekenntnissymbol deutschvölkischer Gesinnungen durchsetzte, hier freilich als jener «Feuerquirl» beschrieben, der nach germanischem Mythos den Urstoff zur Weltschöpfung gequirlt hat. Erwiesen scheint ferner, dass der junge Hitler sowohl während der Schulzeit als auch in den folgenden ziellosen Jahren das 'Altdeutsche Tageblatt', den im nationaldeutschen Bürgertum verbreiteten 'Südmark-Kalender' sowie die alldeutsch und aggressiv antisemitisch gestimmten 'Linzer Fliegenden Blätter' gelesen hat; denn als eines der Begleitphänomene politischer und sozialer Veränderungen war der Antisemitismus nicht, wie der Verfasser von «Mein Kampf» glauben machen möchte, auf Wien beschränkt, sondern kaum minder heftig in der Provinz anzutreffen.<sup>51</sup>

Was Hitler als einen zwei Jahre anhaltenden «Seelenkampf» beschrieben hat, als seine wohl «schwerste Wandlung überhaupt», in deren Verlauf sich sein Gefühl «noch tausendmal» gegen den angeblich unerbittlichen Verstand gesträubt habe, ehe die Wandlung «vom schwächlichen Weltbürger zum fanatischen Antisemiten» vollzogen gewesen sei, war lediglich die Entwicklung von der schwer greifbaren Abneigung zur bewussten Gegnerschaft, von der blossen Stimmung zur Ideologie. Der bis dahin eher idyllische, zu nachbarschaftlichen Kompromissen bereite Antisemitismus der Linzer Umgebung erhielt dabei prinzipielle Schärfe, universelle Weite sowie die Anschaulichkeit des konkreten Feindbildes. Der jüdische Hausarzt der Eltern, Dr. Eduard Bloch, dem Hitler von Wien aus anfangs noch «ergebenst dankbare» Grüsse geschickt hatte, der Rechtsanwalt Dr. Josef Feingold und der Rahmentischler Morgenstern, von denen er durch den wiederholten Ankauf seiner kleinen Aquarelle nach Postkartenmotiven künstlerisch ermutigt worden war, oder beispielsweise auch der zeitweilige jüdische Gefährte aus dem Männerheim, Neumann, dem er sich überschwenglich verpflichtet gefühlt hatte: sie alle, deren Figuren, oft schattenhaft genug, am Rande seines frühen Weges auftauchen, begannen während dieses mehrjährigen Prozesses sich im Hintergrund zu verlieren. An ihre Stelle trat jene immer mehr sich verdichtende,

zum mythologischen Gespenst emporwachsende «Erscheinung in langem Kaftan mit schwarzen Locken», deren Urbild ihm, als er «einmal so durch die innere Stadt strich», aufgefallen war. In der Erinnerung daran hat er einprägsam festgehalten, wie sich der unvermittelte Zufallseindruck in seinem Gehirn «verdrehte» und allmählich zur alles beherrschenden fixen Vorstellung zu werden begann:

«Seit ich mich mit dieser Frage zu beschäftigen begonnen hatte, auf den Juden erst einmal aufmerksam wurde, erschien mir Wien in einem anderen Lichte als vorher. Wo immer ich ging, sah ich nun Juden, und je mehr ich sah, umso schärfer sonderten sie sich für das Auge von den anderen Menschen ab. Besonders die innere Stadt und die Bezirke nördlich des Donaukanals wimmelten von einem Volke, das schon äusserlich eine Ähnlichkeit mit dem deutschen nicht mehr besass ... Dies alles konnte schon nicht sehr anziehend wirken; abgestossen musste man aber werden, wenn man über die körperliche Unsauberkeit hinaus plötzlich die moralischen Schmutzflecken des auserwählten Volkes entdeckte. Gab es denn da einen Unrat, eine Schamlosigkeit in irgendeiner Form, vor allem des kulturellen Lebens, an der nicht wenigstens ein Jude beteiligt gewesen wäre? Sowie man nur vorsichtig in eine solche Geschwulst hineinschnitt, fand man, wie die Made im faulenden Leibe, oft ganz geblendet vom plötzlichen Lichte, ein Jüdlein ... Ich begann sie allmählich zu hassen.»<sup>52</sup>

Vermutlich ist die bestimmende Ursache für den Umschlag vom gewöhnlichen Antisemitismus der Linzer Jahre zum manisch sich steigernden, besessenen und buchstäblich bis in die letzte Stunde seines Lebens anhaltenden Hass nicht mehr greifbar zu machen. Einer der zweifelhaften Kumpane **Hitlers** aus diesen Jahren hat ihn auf den erbitterten Sexualneid des abgerutschten Bürgersohnes zurückgeführt und dazu Einzelheiten überliefert, in denen eine blonde Frau, ein halbjüdischer Rivale sowie ein Vergewaltigungsversuch **Hitlers** an dem modellsitzenden Mädchen eine ebenso groteske wie einfallslos plausible Rolle spielen.<sup>53</sup> Nicht nur die von früh auf merkwürdig unstete, zwischen idealischer Überspannung und dunklen Angstgefühlen schwankende Vorstellung **Hitlers** von der Geschlechterbeziehung verschafft der Vermutung sexualpathologischer Zusammenhänge gleichwohl Gewicht; auch Ausdruck und Argumentation seiner Darstellung, wo immer ihr künftig die Figur eines Juden ins Bild gerät, stützen sie. Der Geruch nackter

Obszönität, der auf den Seiten seines Buches «Mein Kampf» überall dort weht, wo er seinen Abscheu zu fassen versucht, ist gewiss nicht ein zufälliges äusseres Merkmal, nicht nur Erinnerung an Ton und Stilart von Ostarahäften oder Schundbroschüren, denen er die Erleuchtung seiner Jugend verdankte; vielmehr enthüllt sich daran die spezifische Natur seines Ressentiments.

Aus **Hitlers** Umgebung ist nach dem Kriege eine umfangreiche Liste seiner Geliebten veröffentlicht worden, auf der bezeichnenderweise auch die schöne Jüdin aus begütertem Hause nicht fehlt; glaubhafter klingt indessen die Versicherung, er habe weder in Linz noch in Wien eine «tatsächliche Begegnung mit einem Mädchen» gehabt, und jedenfalls fehlt mit Sicherheit eine Leidenschaft, die ihn aus seiner theatralischen Ichbezogenheit hätte befreien können.

Diesem Mangel steht eine bezeichnende Traumerfahrung gegenüber, die – wie er selber versichert hat – «Alpdruckvision der Verführung von Hunderten und Tausenden von Mädchen durch widerwärtige, krummbeinige Judenbastarde». Schon Lanz war gepeinigt gewesen von dem unentwegt wiederkehrenden Schreckbild blonder Edelfrauen in den Armen zotteliger, dunkler Verführer. Seine Rassentheorie war durchsetzt von sexuellen Neidkomplexen und einem tiefsitzenden antiweiblichen Affekt: das Weib, so versicherte er, habe die Sünde in die Welt gebracht, und seine Anfälligkeit für die wollüstigen Künste der tierischen Untermenschen sei die Hauptursache für die Verpestung des nordischen Blutes. Die nämliche Zwangsvorstellung, in der sich die Drangsal verspäteter und gehemmter Männlichkeit äusserte, hat **Hitler** in einem gleichartigen Bilde festgehalten: «Der schwarzhaarige Judenjunge lauert stundenlang, satanische Freude in seinem Gesicht, auf das ahnungslose Mädchen, das er mit seinem Blute schändet und damit seinem, des Mädchens Volke raubt»: hier wie dort ist es die schwüle, abgeschmackte Bilderwelt des unbefriedigten Tagträumers, und einiges spricht dafür, dass die eigentümlich schmutzige Ausdünstung, die über weite Strecken hin dem Prospekt der nationalsozialistischen Weltanschauung entsteigt, auf das Phänomen der verbannten Sexualität innerhalb der bürgerlichen Welt zurückzuführen ist.<sup>54</sup>



Kubizek, der Jugendfreund, und andere Gefährten aus dem trüben Halblicht des Wiener Untergrunds haben darauf hingewiesen, dass Hitler von früh auf mit aller Welt überworfen war und Hass empfand, wohin er blickte. Denkbar ist daher, dass sein Antisemitismus nur die gebündelte Form seines bis dahin ziellos vagabundierenden Hasses war, der im Juden endlich sein Objekt gefunden hatte. In «Mein Kampf» hat Hitler die Auffassung vertreten, man dürfe der Masse nie mehr als einen Gegner zeigen, weil die Erkenntnis verschiedener Feinde nur den Zweifel wecke, und zutreffend hat man darauf verwiesen, dass dieser Grundsatz mehr noch für ihn selber gegolten habe: immer hat er seinen Affekt mit ungeteilter Intensität auf eine einzige Erscheinung konzentriert, in der sich alle Übel der Welt ursächlich zusammenfanden; und immer war es eine konkret vorstellbare Figur, auf die der Vorwurf geballt zuliess, niemals dagegen ein schwer greifbares Geflecht von Gründen.<sup>55</sup>

Aber auch wenn das Motiv, das der überwältigenden Natur des Hitlerischen Judenkomplexes gerecht würde, nicht mehr eindeutig zu fassen ist, kann man doch im Ganzen davon ausgehen, dass es sich um die Politisierung der persönlichen Problematik eines ebenso ehrgeizigen wie verzweifelten Aussenseiters handelt; denn Schritt für Schritt sah er sich auf abschüssige Bahn geraten und folglich genötigt, seinen Deklassierungsängsten Genüge zu tun. Von der Erscheinung des Juden liess er sich lehren, dass er, der «arme Teufel», das Gesetz der Geschichte wie der Natur auf seiner Seite habe. Hitlers eigene Darstellung stützt im Übrigen die Auffassung, dass er die Wendung zur antisemitischen Ideologie durchmachte, als das elterliche Erbteil aufgebraucht war, und er zwar nicht in die geltend gemachte bittere Not, aber doch in Bedrängnis und jedenfalls sozial viel tiefer geraten war, als es seinen sehnsüchtigen Träumen von Künstlertum, Genie und öffentlicher Bestaunung je zumutbar erschienen war.

Wien, das deutschbürgerliche Wien der Jahrhundertwende, dem er sich in all seinem sozialen Anschlussverlangen zuwandte, stand im Zeichen dreier beherrschender Erscheinungen: politisch unter dem Eindruck Georg Ritter v. Schönerers und Karl Luegers, im eigen-

tümlich illuminierten Zwischenfeld von Politik und Kunst dagegen, das für den Weg **Hitlers** von so bestimmender Bedeutung geworden ist, dominierte übermächtig Richard Wagner. Es waren die drei ideologischen Schlüsselfiguren seiner Formationsjahre.

**Hitler** sei als ein «Anhänger und Nachbeter» Georg Ritter V. Schönerers in Wien aufgetreten, wird uns versichert, und über seinem Bett hätten gerahmte Kernsprüche dieses Mannes gehangen: «Ohne Juda, ohne Rom/Wird gebaut Germaniens Dom. Heil!», lautete der eine, während ein anderer die Anschlusssehnsucht der Deutschösterreicher an das Vaterland jenseits der Grenzen ausdrückte,<sup>56</sup> und diese beiden Maximen formulierten bereits auf populäre Weise die wesentlichen Programmelemente der Alldeutschen Bewegung v. Schönerers, die, anders als der Verband gleichen Namens in Deutschland, nicht expansiv-imperialistische Zielsetzungen unter dem Schlagwort einer «deutschen Weltpolitik» verfolgte, sondern stattdessen auf den Zusammenschluss aller Deutschen in einem Staatsverband hinarbeitete. In betontem Gegensatz zum Alldeutschen Verband erklärte sie sich für den Verzicht auf die nichtdeutschen Gebiete der Donaumonarchie sowie überhaupt gegen die Existenz des Vielvölkerstaates.

Der Begründer und Führer dieser Bewegung, Georg Ritter V. Schönerer, ein Gutsbesitzer aus jenem grenznahen Waldviertel, in dem auch die Familie **Hitlers** zu Hause war, hatte als radikaler Demokrat seine Laufbahn begonnen, die politischen und sozialen Reformvorstellungen jedoch mehr und mehr einem extremen Nationalismus untergeordnet. Wie besessen vom Überfremdungskomplex, sah er, wo immer auch, nur noch tödliche Bedrohungen seines Deutschtums; durch die Juden ebenso wie durch den römischen Katholizismus, durch Slawen und Sozialisten, durch die Habsburger Monarchie und jede Form des Internationalismus. Seine Briefe unterschrieb er «mit deutschem Gruss», er traf vielfältige Anstalten zur Wiederbelebung germanischen Brauchtums und empfahl, die deutsche Zeitrechnung 113 v. Chr. mit der Schlacht von Noreia, dem Vernichtungssieg der Gimbern und Teutonen über die römischen Legionen, zu beginnen.

Schönerer war eine verzweifelte Natur, prinzipienfest und erbittert. Er organisierte als Antwort auf die nationalitätenfreundli-

che Haltung des niederen slawischen Klerus die «Los-von-Rom-Bewegung», mit der er sich die katholische Kirche zum Gegner machte, und gab dem bis dahin überwiegend religiös und ökonomisch motivierten europäischen Judenhass erstmals die formierte Wendung zum politisch-sozial und vor allem biologisch begründeten Antisemitismus. Ein Demagoge mit ausgeprägtem Gespür für die unübertrefflichen Wirkungen des Primitiven, mobilisierte er den Widerstand gegen alle Assimilierungstendenzen unter dem Slogan, die Religion sei einerlei, im Blute liege die Schweinerei. Nicht nur aufgrund der Monomanie, mit der er die Juden als die bewegende Ursache aller Übel und Ängste der Welt ansah, sondern aufgrund der Radikalität seiner Kampfansage ist er zu einem der Vorbilder [Hitlers](#) geworden. In der lauen und toleranten Lebensatmosphäre des alten Österreich demonstrierte er als erster die Möglichkeiten, die sich aus der Organisation rassischer und nationaler Angst ergaben. Tief beunruhigt fühlte er den Tag herannahen, an dem die deutsche Minderheit überwältigt und «abgeschlachtet» würde; um ihm zu begegnen, forderte er antijüdische Sondergesetze, seine Anhänger trugen an der Uhrkette das Antisemitenzeichen, das einen gehetzten Juden darstellte, und schreckten im Wiener Parlament nicht davor zurück, für jeden niedergemachten Juden eine Prämie, sei es in Geld, sei es aus der Habe des Ermordeten, zu verlangen.<sup>57</sup>

Noch nachhaltiger war aber offenbar der Eindruck, den der andere Wortführer des kleinbürgerlichen Antisemitismus, Dr. Karl Lueger, auf [Hitler](#) machte. Ihm, dem Bürgermeister von Wien und wortgewaltigen Führer der Christlich-Sozialen Partei, hat er in «Mein Kampf» wie keinem anderen Bewunderung bezeugt und ihn nicht nur den «wahrhaft genialen» und «gewaltigsten deutschen Bürgermeister aller Zeiten» genannt, sondern sogar als «den letzten grossen Deutschen der Ostmark» gefeiert.<sup>58</sup> An seinem Programm, vor allem seinem lässig und opportunistisch begründeten Antisemitismus sowie seinem Glauben an die Überlebenskraft des morsch und hinfällig gewordenen Vielvölkerstaates, hat [Hitler](#) zwar unverhohlene Kritik geübt; desto tiefer jedoch hat ihn die demagogische Virtuosität Luegers beeindruckt sowie die taktische Wendigkeit, mit der er die herrschenden sozialen, christlichen und

antijüdischen Affekte oder Überzeugungen seinen Zwecken dienstbar zu machen wusste.

Anders als Schönerer, der sich durch arrogante Prinzipienfestigkeit zu übermächtigen Gegnerschaften und damit auch zur Einflusslosigkeit verurteilte, war Lueger konzilient, geschickt und populär. Ideologien benutzte er nur, insgeheim verachtete er sie, er dachte taktisch und pragmatisch, die Sachen bedeuteten ihm mehr als die Ideen. In den rund fünfzehn Jahren seiner Amtsführung wurden das Verkehrsnetz modernisiert, das Bildungssystem ausgebaut, die Sozialfürsorge verbessert, Grünbezirke angelegt und fast eine Million Arbeitsplätze in Wien geschaffen. Seinen Aufstieg stützte Lueger auf die katholische Arbeiterschaft sowie auf das Kleinbürgertum: auf die Angestellten und niederen Beamten, die kleinen Ladenbesitzer, die Hausmeister und Kapläne, die sich vom Lauf der Zeiten, von Industrialisierung, sozialem Absturz oder Armut bedroht sahen. Auch er zog, darin Schönerer gleich, Nutzen aus dem verbreiteten Angstgefühl, doch wandte er es nur gegen ausgesuchte, bezwingbare Gegner. Zudem beschwor er es nicht in düsteren Farben, sondern setzte ihm jene unfehlbaren humanen Gemeinplätze entgegen, die in seiner stehenden Redensart «Dem kleinen Manne muss geholfen werden!» ihren anschaulichen Ausdruck gefunden haben.

Hitlers anhaltende Bewunderung galt jedoch offenbar nicht nur dem versierten Machiavellisten des Rathauses, sondern hatte ihren eigentlichen Grund in den persönlichen Übereinstimmungen, die er entdeckt zu haben glaubte, in den nicht nur lehrreichen, sondern verwandten Zügen dieses Mannes. Wie er selber aus einfachen Kreisen stammend, hatte Lueger gegen alle Widerstände und soziale Geringschätzung, sogar schliesslich gegen den Einspruch des Kaisers, der ihm dreimal die Bestätigung als Bürgermeister verwehrt hatte, jene Anerkennung der Gesellschaft errungen, die auch er beharrlich erstrebte. Nicht wie Schönerer in tapfer, aber sinnlos herausgekehrten Feindschaften, sondern im unablässig gesuchten und organisierten Bündnis mit den herrschenden Gruppen hatte Lueger seinen Weg nach oben gemacht, entschlossen, wie Hitler in seiner Huldigung die nie mehr vergessene Lehre beschrieb, «sich all der einmal schon vorhandenen Machtmittel zu

bedienen, bestehende mächtige Einrichtungen sich geneigt zu machen, um aus solchen alten Kraftquellen für die eigene Bewegung möglichst grossen Nutzen ziehen zu können».

Die von Lueger mit Hilfe emotionaler Sammlungsparolen geformte Massenpartei demonstrierte, dass die Angst, wie hundert Jahre zuvor das Glück, eine neue Vorstellung in Europa war, mächtig genug, sogar das Klasseninteresse zu überwinden.

In die gleiche Richtung wirkte die Idee eines nationalen Sozialismus. Deutsche Arbeiter in den rasch sich ausbreitenden Industriegebieten der böhmischen und mährischen Teile der Donaumonarchie schlossen sich 1904 in Trautenau zu einer Deutschen Arbeiterpartei (DAP) zusammen, um gegen die billigen tschechischen Arbeitskräfte, die vom Lande in die Fabriken strömten und häufig als Streikbrecher dienten, ihre Interessen zu verteidigen. Es war ein Ansatz für den naheliegenden, bald unter den verschiedensten Vorzeichen in ganz Europa wirksam werdenden Versuch, das Dilemma des marxistischen Sozialismus zu lösen, der die nationalen Gegensätze nie wirklich zu überwinden und seinen Menschheitsparolen keine suggestive Anschaulichkeit zu geben vermocht hatte: in der Theorie vom Klassenkampf war für das nationale Sonderbewusstsein des deutschen Arbeiters in Böhmen oder Mähren kein Raum. Die Anhänger der neuen Partei rekrutierten sich denn auch in erheblichem Masse aus ehemaligen Mitgliedern der Sozialdemokratie, die sich von ihren einstigen politischen Überzeugungen in der bezeichnenden Sorge abgewandt hatten, dass die Politik der proletarischen Solidarität nur der tschechischen Mehrheit des Gebietes zugutekomme; sie sei, so formulierte es das Programm der DAP, «verfehlt und für die Deutschen Mitteleuropas von unermesslichem Schaden».

Die Identität ihrer nationalen und sozialen Interessen schien diesen Deutschen eine unmittelbar einleuchtende, allgemeine Wahrheit zu enthalten, die sie dem Internationalismus der Marxisten entgegensetzten: in der Idee der Volksgemeinschaft suchten sie die Versöhnung von Sozialismus und nationalem Gefühl. Das Programm ihrer Partei vereinigte, was immer dem erregten Bedürfnis nach Abwehr und Selbstbehauptung entsprach. Es verfolgte vorwiegend antikapitalistische, revolutionär-freiheitliche,

demokratische Zielsetzungen, aber dazwischen fanden sich, von Beginn an, auch autoritäre und irrationale Formeln, verbunden mit der aggressiven Wendung gegen Tschechen, Juden und sogenannte Fremdvölkische. Die frühen Anhänger waren Arbeiter aus den Kleinbetrieben des Bergbaus und aus der Textilindustrie, Eisenbahner, Handwerker, Gewerkschaftler. Sie fühlten sich den deutschen Bürgern, dem Apotheker, Industriellen, höheren Beamten oder Kaufmann näher als dem ungelerten tschechischen Arbeiter. Bald schon nannten sie sich Nationalsozialisten.

Hitler hat sich nur ungern dieser Vorläuferschaft erinnert, obwohl die Verbindungen zu den Urgemeinden des Nationalsozialismus, vor allem unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg, zeitweilig sehr eng waren. Allzu offenkundig stellten die böhmischen Gesinnungsgenossen in Frage, was der Führer der NSDAP mehr und mehr als seine eigene, das Jahrhundert bestimmende Idee in Anspruch nahm. In «Mein Kampf» hat er diese Idee aus dem abschließenden Vergleich zwischen Lueger und Schönerer zu entwickeln versucht und sie gewissermassen als selbst konzipierte Vereinigung von Elementen des einen und anderen dargestellt:

«Hätte die christlich-soziale Partei zu ihrer klugen Kenntnis der breiten Masse noch die richtige Vorstellung von der Bedeutung des Rassenproblems, wie dies die alldutsche Bewegung erfasst hatte, besessen, und wäre sie selber endlich nationalistisch gewesen, oder würde die alldutsche Bewegung zu ihrer richtigen Erkenntnis des Zieles der Judenfrage und der Bedeutung des Nationalgedankens noch die praktische Klugheit der christlich-sozialen Partei, besonders aber deren Einstellung zum Sozialismus, angenommen haben, dann würde dies jene Bewegung ergeben haben, die schon damals meiner Überzeugung nach mit Erfolg in das deutsche Schicksal hätte eingreifen können.»<sup>59</sup>

Mit diesem Einwand hat er auch begründet, warum er sich keiner dieser beiden Parteien angeschlossen hat. Viel eher trifft aber wohl zu, dass er für die längste Zeit seiner Wiener Jahre kein durchräsontiertes politisches Konzept besass, sondern nur von den allgemeinsten, an Schönerer orientierten nationalen Hass- und Abwehreffindungen erfüllt war. Hinzu kamen ein paar dumpf quellende Vorurteile vor allem gegen Juden und andere «Minderrassen» sowie ein impulsives Mitrededebüfnis, das aus seinen enttäuschten

Hoffnungen stammte. Er erfasste, was um ihn herum geschah, eher stimmungsmässig als rational und rechnete in der überaus subjektiven Färbung seines Interesses an den öffentlichen Angelegenheiten weniger zur politischen als zur politisierenden Welt. Er selber hat bekannt, er habe sich zunächst, von seinen künstlerischen Aspirationen erfüllt, nur «nebenbei» für die Politik interessiert, erst die «Faust des Schicksals», so will es das verwendete Bild, habe ihm dann das Auge geöffnet. Selbst in der Geschichte vom jungen, bitter angefeindeten Bauarbeiter, die später in alle Schulbücher Eingang fand und zum festen Bestand der Hitler-Legende zählt, widersetzt er sich der Aufforderung, in die Gewerkschaft einzutreten, mit dem auffallenden Argument, dass er «die Sache nicht verstünde». Vieles deutet darauf hin, dass die Politik ihm auf lange Zeit vor allem ein Mittel der Selbstentlastung war, eine Möglichkeit, Schuldvorwürfe an die Adresse der Welt zu artikulieren, das eigene Schicksal mit ihrer fehlerhaften Ordnung zu erklären, endlich auch Opfer zu finden. Bezeichnenderweise trat er lediglich dem Antisemitenbund bei.<sup>60</sup>

Die Wohnung in der Felberstrasse, in die Hitler nach der Trennung von Kubizek gezogen war, hatte er bald wieder aufgegeben und war bis November 1909 mehrfach umgezogen, als Beruf gab er kurzerhand «akademischer Maler», einmal auch «Schriftsteller» an. Eini- ges spricht für die Vermutung, er habe der «Verzeichnung» zum Wehrdienst, zu der er gesetzlich verpflichtet war, ausweichen und sich auf diese Weise dem Zugriff der Behörden entziehen wollen; doch mochte in seinem Umzugsbedürfnis auch väterliches Erbe sowie seine ziellose Unruhe zum Vorschein kommen. Die Schilderungen aus dieser Zeit nennen ihn blass, eingefallen, die Haare tief in der Stirn, mit hastigen Bewegungen. Er selber versicherte später, er sei damals sehr befangen gewesen und würde es weder gewagt haben, an einen grossen Mann heranzutreten noch vor fünf Menschen zu reden.<sup>61</sup>

Seinen Lebensunterhalt bestritt er nach wie vor aus der Waisenrente, die er sich auf betrügerische Weise mit der Behauptung zu sichern wusste, er besuche die Akademie. Das väterliche Erbteil jedoch sowie der Anteil an der Hinterlassenschaft aus dem Verkauf

des elterlichen Hauses, die ihm so lange eine sorgenfreie und ungebundene Existenz ermöglicht hatten, scheinen Ende 1909 verbraucht gewesen zu sein. Jedenfalls gab er das Zimmer in der Simon-Denk-Gasse, wo er seit September zur Untermiete gewohnt hatte, im November auf. Konrad Heiden, der Verfasser der ersten bedeutenden **Hitler**-Biographie, hat ausfindig gemacht, **Hitler** sei damals in «bitterstes Elend» geraten, habe ein paar Nächte obdachlos zugebracht, auf Parkbänken und in Caféhäusern geschlafen, bis die vorgeschrittene Jahreszeit ihn dort vertrieb; der November 1909 war ungewöhnlich kalt, es regnete viel, und in dem Regen trieb nicht selten nasser Schnee.<sup>62</sup> Noch im gleichen Monat reihte **Hitler** sich in die Menschenschlange ein, die sich Abend für Abend vor dem Meidlinger Obdachlosen-Asyl einfand. Hier lernte er einen Landstreicher namens Reinhold Hanisch kennen, der in einem später verfassten handschriftlichen Bericht dargestellt hat, wie «ich nach langer Irrfahrt auf den Landstrassen Deutschlands und Österreichs das Asyl für Obdachlose in Meidling aufsuchte. Zur linken auf der Drahtpritsche war ein magerer junger Mensch mit ganz wund gelaufenen Füßen. Da ich noch Brod von den Bauern hatte teilte ich mit ihm. Ich sprach damals stark den Berliner Dialekt, er schwärmte für Deutschland. Seine Heimath Braunau am Inn hatte ich durchwandert, so konnte ich leicht seinen Erzählungen folgen.»

Bis zum Sommer 1910, ungefähr sieben Monate lang, haben **Hitler** und Hanisch in enger Freundschaft und geschäftlicher Kumpanei verbracht. Gewiss ist auch dieser Zeuge nicht viel glaubwürdiger als alle anderen aus dieser frühen Lebensphase; gleichwohl hat es zumindest erhebliche psychologische Wahrscheinlichkeit für sich, wenn Hanisch die Neigung **Hitlers** betont, untätig vor sich hinzubrüten, und vom Scheitern der Bemühungen spricht, ihn zu gemeinsamer Arbeitssuche zu bewegen. In der Tat ist der Widerspruch zwischen **Hitlers** Bürgersehnsucht und der Wirklichkeit nie empfindlicher zutage getreten als während der Wochen im Asyl unter gescheiterten und fragwürdigen Existenzen sowie mit jenem primitiv durchtriebenen Reinhold Hanisch als Freund, den er, als er seiner 1938 habhaft werden konnte, denn auch ermorden liess. Noch auf der Höhe seines Lebens hat er rückblickend, in einer



Wendung der eigenartigsten Rechthaberei gegenüber der bedrückenden Realität dieser Jahre beharrt: «Aber in der Phantasie lebte ich in Palästen.»<sup>63</sup>

Der unternehmende Hanisch, lebensklug und vertraut mit allen Nöten, Kniffen und Chancen seiner Klasse, erhielt eines Tages auf die Frage, welchen Beruf Hitler denn erlernt habe, zur Antwort, er sei Maler. In der Meinung, Hitler sei Anstreicher, erwiderte er, es müsse doch möglich sein, in diesem Beruf Geld zu verdienen. Und wieder tritt, ungeachtet aller Einwände gegen Hanischs Verlässlichkeit, der junge Hitler selber ins Bild, wenn der Bericht fortfährt: «Er war beleidigt und erwiderte, er gehöre nicht zu der Sorte Maler, sondern sei Akademiker und Künstler.» Offenbar auf Vorschlag Hanischs taten sie sich daraufhin zusammen. Kurz vor Weihnachten zogen sie in eine Art Massenhotel, das Männerheim im 20. Bezirk, Meldemannstrasse. Tagsüber, wenn die Schlafkabinen geräumt werden mussten, sass Hitler im Lesesaal über den ausliegenden Zeitungen, las populär-wissenschaftliche Blätter oder malte Postkarten mit überwiegend Wiener Motiven ab: exakte Aquarelle, die Hanisch bei Bilderhändlern, Rahmentischlern und mitunter auch bei Tapezieren verkaufte, die sie nach damaliger Mode «in die hohen Rückenlehnen von Sesseln oder Sofas einarbeiteten», der Erlös wurde geteilt. Hitler selber meinte, er sei nicht in der Lage, seine Arbeiten zu verkaufen, da er sich «in seinen schlechten Kleidern nicht blicken lassen» könne. Hanisch dagegen versichert, es sei ihm gelungen, «mitunter eine ganz gute Bestellung zu erreichen. So dass wir schlecht und recht leben konnten ... So zogen die Wochen dahin.»<sup>64</sup>

Die Bewohner des Männerheims kamen aus allen Schichten, zahlenmässig vorherrschend waren junge Arbeiter und Angestellte, die in den umliegenden Fabriken und Betrieben arbeiteten; daneben gab es solide, fleissige Kleinexistenzen, Hanisch erwähnt in seinem Bericht Notenschreiber, Preistafelmaler und Monogrammschnitzer. Doch bestimmender für Bild und Verfassung des Quartiers waren die entgleisten Existenzen, die mancherlei Abenteurer, bankrotten Kaufleute, Spieler, Bettler, Geldverleiher oder entlassenen Offiziere: Treibgut aus allen Provinzen des Vielvölkerstaates, sowie schliesslich die sogenannten «Handelees», Juden aus

den östlichen Gebieten der Donaumonarchie, die als Hausierer oder Strassenhändler den sozialen Aufstieg versuchten. Was sie alle verband, war das gemeinsame Elend, was sie dagegen trennte, der angespannt lauernde Wille, ihm zu entkommen, den Sprung nach oben zu schaffen, und sei es auf Kosten aller anderen: «Der Mangel an Solidarität ist das grosse Hauptmerkmal der grossen Klasse der Deklassierten.»<sup>65</sup>

Hanisch ausgenommen, besass **Hitler** auch im Männerheim keine Freunde; die ihn kannten, betonten wiederum seine Unduldsamkeit, er selber dagegen hat auf seine Abneigung gegen den Typus des Wieners verwiesen, der ihm «in der Seele zuwider» gewesen sei.<sup>66</sup> Denkbar ist immerhin, dass er keine Freundschaften suchte, seit er mit Hanischs Hilfe dem Asyl entronnen war, alle Intimität irritierte und erschöpfte ihn nur. Was er dagegen kennenlernte, war jene Art Kameraderie unter gemeinen Leuten, die Kontakt und Anonymität zugleich gewährt und eine Loyalität bietet, die jederzeit widerruflich ist; es war eine nie mehr vergessene, auf den unterschiedlichsten sozialen Ebenen mit nahezu gleichbleibendem Personal stets erneuerte Erfahrung: in den Schützengräben des Krieges, inmitten seiner Ordonnanzen und Chauffeure, deren Gegenwart er als Parteiführer wie später als Reichskanzler bevorzugte, sowie schliesslich in der Bunkerwelt des Führerhauptquartiers – stets schien **Hitler** die Lebensform des Männerheims zu repetieren, die nur entrückte Formen des Zusammenlebens kannte und seiner Vorstellung von den menschlichen Beziehungen überhaupt ziemlich genau entsprach. Bei der Leitung des Hauses galt er als unverträglich, ein aufreizender Politisierer, «es ging heiss oft her», erinnerte Hanisch sich später in seinem Bericht, «feindliche Blicke flogen recht ungemütlich mitunter».

Seine Auffassungen vertrat **Hitler** offenbar mit Schärfe und Konsequenz. Die radikalen Alternativen, die Überspannung jeden Einfalls gehörten zur Grundbewegung seines Denkens, sein perhorresziertes Bewusstsein trieb alles gewaltig hoch und verdrehte Ereignisse von bescheidener Bedeutung zu metaphysischen Katastrophen. Von früh auf sah er sich nur durch die grossen Motive verlockt. Seine so naive wie künstlerisch rückwärtsgewandte Neigung für das Heroische, erhabene Dekorative, für das Idealische hat

hier eine ihrer Ursachen. Götter, Helden, ins Riesenhafte geweitete Vorhaben oder horrende Superlative stimulierten ihn und verdeckten ihm die Banalität seiner Lebensumstände. «In Musick Richard Wagner brachte ihn in helle Flammen», schreibt Hanisch so unbeholfen wie anschaulich, während [Hitler](#) selber später äusserte, er habe schon damals die ersten Pläne für die Umgestaltung Berlins entworfen. In der Tat rechnet auch der Drang zu unablässiger Projektenmacherei in diesen Zusammenhang. Die Anstellung im Schreibbüro eines Bauunternehmens weckte augenblicklich die alten Architektenträume, so hören wir, und auf ein paar Modellflugversuche hin sah er sich bereits als Inhaber einer grossen Flugzeugfabrik und «reich, sehr reich»<sup>67</sup>.

Unterdessen malte er, angeblich durch Vermittlung Greiners, ein Reklameplakat für eine Haarbrillantine, für ein Bettfederngeschäft in der Schmalzhofgasse und schliesslich für einen Schweisspuder, der unter dem Markennamen «Teddy» vertrieben wurde; die Arbeit, mit der unzweideutigen Unterschrift [Hitlers](#), hat sich wiedergefunden. Sie zeigt in eher unbeholfener Manier, steif und schülerhaft, die Figuren zweier Briefträger; während der eine sich erschöpft niedergelassen hat und dicke blaue Schweisstropfen aus seinem Strumpf windet, belehrt der andere seinen «lieben Bruder», die zehntausend Stufen täglich seien «eine Lust mit Teddy-Puder». Auf einem anderen erhaltenen Plakat erhebt sich der Turm von Sankt Stephan gebieterisch über einem Seifenberg. [Hitler](#) selber fand für die Lebensumstände jener Phase vor allem erinnerenswert, dass er endlich Herr seiner eigenen Zeit gewesen sei. Stundenlang hockte er über den Zeitungen in kleinen, billigen Vorstadtcafés, mit Vorliebe las er das antisemitische 'Deutsche Volksblatt'.

Ganz unverkennbar und bestimmend sind, nimmt man alles zusammen, die eigenbrötlerischen, lebensabgewandten, im strengen Sinne unpolitischen Züge im Bild des Zwanzigjährigen. Auch für diese Zeit hat er sich einen Sonderling genannt.<sup>68</sup> Nicht nur «in Musick» war Richard Wagner offenbar das vergötterte Idol jener Jahre; vielmehr hat er dessen von frühen Enttäuschungen und verbissenem Berufungsglauben erfülltes, am Ende «in Weltruhmesglanz mündendes Leben»<sup>69</sup> als Vorbild seiner eigenen Lebensvision angesehen. Die Nachfolge machte die Verführung durch

den romantischen Geniebegriff deutlich, der in dem Bayreuther Meister seine Erfüllung und gleichzeitige Entgleisung gefunden hatte. Durch ihn war eine Generation verwirrt, bezwungen und der bürgerlichen Welt entfremdet worden.

Die Bewunderung für Richard Wagner vervollständigt das Bild, das durch die Schulflucht des jungen Hitler und seinen Drang in die verlockende, von grandiosen Verheissungen erfüllte Grossstadt seine ersten Umriss empfangen hatte. Es war ein Weg, den zahlreiche seiner Altersgenossen mit ähnlich hochgespannten Erwartungen antraten, eine Art Königsweg begabter und gefährdeter Aussenseiter. Unversehens taucht die graue, bedrückte Erscheinung des Linzer Zollbeamtensohns inmitten einer romantischen Galerie entlaufener Schüler auf. Thomas und Heinrich Mann, Gerhart Hauptmann und Hermann Hesse gehören neben vielen anderen dazu, und auch literarisch ist der Typus des eskapierenden Jugendlichen in zahlreichen Werken der Jahrhundertwende präsent: bei Emil Strauss 1901 in der Novelle «Freund Hein», in Rilkes «Traumstunde» (1902), Robert Musils «Der junge Törless» (1906), Hermann Hesses «Unterm Rad» (1906), Frank Wedekinds «Frühlings Erwachen» (1906) oder ein Jahr später in «Mao» von Friedrich Huch. In Flucht oder Untergang verband sie alle, dass sie ihr Leiden an der Bürgerwelt ästhetisierten und der vom täglichen Pflichtenkatalog beherrschten, trivialen Welt der Väter das Ideal der sozial unergiebigem «Künstlerexistenz» entgegensetzten. Dahinter entfaltete sich stets der romantische Gegensatz von Künstler und Bürgerlichkeit, Genie und Bürgerlichkeit, dem das selbstzweiflerische bürgerliche Bewusstsein seit Karl Moor und mancherlei anderen Räuberhauptleuten und melancholischen Rebellen seine bewunderten Antihelden verdankte. Aus sich selber bedeutete Bürgerlichkeit nur Ordnung, Hingabe, Dauer, die zwar allezeit das Tüchtige gewährleisteten; die unerhörten Selbststeigerungen des Geistes dagegen, seine Ruhmestaten, würden nur in der äussersten menschlichen und sozialen Distanz vollbracht. Der Künstler, das Genie, der komplizierte Mensch überhaupt, sei der Bürgerwelt tief unzugehörig und sein sozialer Ort weit draussen an den Rändern der Gesellschaft, von wo die Leichenhalle für Selbstmörder und das Pantheon der Unsterblichkeit, wie der erste Analytiker

dieses Typus pathetisch bemerkt hat, gleichweit entfernt lägen.<sup>70</sup> Wie lächerlich und verlottert daher die Anstalten scheinen, die der junge Hitler zur Verwirklichung seiner hochtrabenden Künstlerhoffnungen machte, wie fragwürdig sein Talent sich zeigte, wieviel überhaupt an plattester Hochstapelei, parasitärer Gewöhnlichkeit und Asozialität sein Männerheimdasein prägen: in der spätbürgerlichen Genievorstellung fand dies alles seine heimliche Rechtfertigung und in Richard Wagner das unwiderlegbare Vorbild.

In der Tat hat Hitler später selber versichert, er habe mit der einen Ausnahme Richard Wagners «keine Vorläufer» gehabt und sich ausdrücklich nicht bloss auf den Musiker und dramatischen Dichter, sondern die überwältigende Persönlichkeit berufen, «die grösste Prophetengestalt, die das deutsche Volk besessen» habe; mit Vorliebe pflegte er auf die überragende Bedeutung Wagners «für die Entwicklung des deutschen Menschen» zu verweisen, er bewunderte den Mut, die Energie, mit der jener politisch wirkte, «ohne eigentlich politisch sein zu wollen», und versicherte gelegentlich, von der Erkenntnis der inneren Verwandtschaft mit dem grossen Mann sei für ihn eine «geradezu hysterische Erregung» ausgegangen.<sup>71</sup>

Die Übereinstimmungen sind tatsächlich unschwer zu entdecken, die Berührungen der Temperamente, dank der bewundernden Nachfolge des jungen Postkartenbemalers noch intensiviert, ergeben eine seltsam unverkennbare Familienähnlichkeit, das irritierende Porträt vom «Bruder Hitler», das Thomas Mann erstmals identifiziert hat. «Muss man nicht», schrieb er 1938 auf dem Höhepunkt Hitlerischer Triumphe, «ob man will oder nicht, in dem Phänomen eine Erscheinungsform des Künstlertums wiedererkennen? Es ist, auf eine gewisse beschämende Weise, alles da: die ‘Schwierigkeit’, Faulheit und klägliche undefinierbarkeit der Frühe, das Nichtunterzubringensein, das Was-willst-du-nun-eigentlich?, das halb blöde Hinvegetieren in tiefster sozialer und seelischer Bohème, das im Grunde hochmütige, im Grunde sich für zu gut haltende Abweisen jeder vernünftigen und ehrenwerten Tätigkeit – auf Grund wovon? Auf Grund einer dumpfen Ahnung, Vorbehalten zu sein für etwas ganz Unbestimmbares, bei dessen Nennung, wenn es zu nennen wäre, die Menschen in Gelächter ausbrechen

würden. Dazu das schlechte Gewissen, das Schuldgefühl, die Wut auf die Welt, der revolutionäre Instinkt, die unterbewusste Ansammlung explosiver Kompensationswünsche, das zäh arbeitende Bewusstsein, sich zu rechtfertigen, zu beweisen ... Es ist eine reichlich peinliche Verwandtschaft. Ich will trotzdem die Augen nicht davor verschliessen.»<sup>72</sup>

Darüber hinaus gibt es Übereinstimmungen der auffälligsten Art: die subjektiv ungeklärte Identität der Vorfahren hier wie dort, das Schulversagen, die Flucht vor dem Militärdienst, der krankhafte Judenhass ebenso wie der Vegetarismus, der bei Wagner sich schliesslich zu der Wahnidee entwickelte, dass die Menschheit durch Pflanzenkost erlöst werden müsse. Gemeinsam ist beiden auch der extreme Charakter aller ihrer Zustände, das immerwährende Hin- und Hergerissenheit an die äusserste Grenze, wo Depressionen und Hochgefühle, Triumphe und Katastrophen unvermittelt wechseln. In zahlreichen Opern Richard Wagners geht es um den klassischen Konflikt des dem eigenen Gesetz unterworfenen Aussenseiters mit einer ans Herkommen gebundenen starren Ordnung. In ihnen: in *Rienzi* oder *Lohengrin*, *Stolzing* oder *Tannhäuser* erkannte der abgewiesene Akademiebewerber vor dem Tuschkasten im Lesesaal des Männerheims überhöhte Formen seiner eigenen Auseinandersetzung mit der Welt, und mitunter scheint es geradezu, als habe er dem bewunderten Vorbild nachgelebt oder sich doch auf ihn hin stilisiert. Zum einen wie zum anderen gehörte überdies ein überreizter Machtwille, eine von Grund auf despotische Neigung, und nie hat die Kunst Richard Wagners ganz vergessen machen können, wie sehr sie das Instrument eines unbändigen und weitausholenden Überwältigungsvorsatzes ist. Der so unwiderstehliche wie künstlerisch zweideutige Geschmack am Massenhaften, Imposanten, an den berausenden Formaten, hat darin seine Ursache, die erste grössere Komposition Wagners nach «*Rienzi*» und dem «*Fliegenden Holländer*» ist ein Chorwerk für zwölfhundert Männerstimmen und hundertköpfiges Orchester: dieser ungenierte, nackte Blick auf Wirkungen kennzeichnet Wagners Musik wie keine andere, die stete Selbstverführung durch den windigen Zampanoeffekt, wenn unter scharfen Kolophoniumblitzen die unverwechselbare Mischung von Walhall, Revue und Tempeldienst ent-

faltet wird. Mit ihm beginnt die Epoche der unlauteren Massenverzauberung in der Kunst. Der Veranstaltungsstil des Dritten Reiches ist ohne diese Opertradition, ohne das eigentlich demagogische Künstlertum Richard Wagners nicht zu denken.

Den einen wie den anderen verbanden aber auch ein hochentwickelter Sinn für psychologisches Raffinement, der einherging mit einer bemerkenswerten Unempfindlichkeit gegenüber dem Banalen. Das verschaffte ihnen jenen Zug plebejischer Präention, der sich in eigentümlich gleichlautenden Urteilen über die Jahrzehnte hinweg widerspiegelt hat. Einen «Friseur und Charlatan» hat Gottfried Keller den Dichterkomponisten gelegentlich genannt, während ein zeitgenössischer Beobachter, mit dem Scharfsinn des Hassenden, [Hitler](#) als einen «stigmatischen Oberkellner» beschrieben hat, ein anderer von einem rhetorischen Lustmörder sprach<sup>73</sup>; das Element des Vulgären, Anrühigen, das solche Wendungen vor Augen haben, gehört ebenfalls zum einen wie zum anderen, ein Zug genialischen Betrügereitums und inspirierter Bauernfängerei desgleichen. Und wie Richard Wagner die Rolle des Revolutionärs mit der des Königsfreundes verbunden hatte, der «Staatsmusikant Wagner», wie Karl Marx höhnte, so träumte auch der junge Adolf [Hitler](#) auf ungenaue Weise von einem Aufstieg, in dem sein Hass auf die Gesellschaft mit seinen opportunistischen Instinkten versöhnt wäre. Wagner hatte alle offenkundigen Lebenswidersprüche aufgehoben, indem er die Kunst zu Ziel und Bestimmung des Daseins erklärt und den Künstler als dessen höchste Instanz ausgerufen hatte, die rettend stets dort eingreife, wo «der Staatsmann verzweifelt, der Politiker die Hände sinken lässt, der Sozialist mit fruchtlosen Systemen sich plagt, ja selbst der Philosoph nur noch deuten, nicht aber vorausverkünden» könne: es war die gänzliche Ästhetisierung des Lebens unter der Führerschaft der Kunst, die er proklamierte.<sup>74</sup> Auf diese Weise sollte der Staat zur Höhe eines Kunstwerks erhoben und die Politik aus dem Geist der Kunst erneuert und vollendet werden. In der Theatralisierung des öffentlichen Lebens im Dritten Reich, der inszenatorischen Passion des Regimes, der Dramaturgie seiner politischen Praxis, die nicht selten zum Zweck der Politik zu werden schien, sind Elemente dieser Programmatik unschwer greifbar.

Es finden sich Übereinstimmungen darüber hinaus. Die angeborene Neigung zum «Dilettantisieren», die Friedrich Nietzsche in der berühmten «Vierten Unzeitgemässen Betrachtung» an dem damals noch bewunderten Freund registriert hatte, war auch dem Jüngeren eigen. Beide zeigten das gleiche auffallende Bedürfnis nach rechthaberischer Intervention auf allen Gebieten, einen quälenden Ehrgeiz, sich beweisen, blenden, imponieren zu müssen, den rasch schal gewordenen Ruhm von gestern noch heute spektakulär zu übertrumpfen, und hier wie dort stösst man auf irritierende Kleinleuteverhältnisse in unmittelbarer Nachbarschaft, wenn nicht gar untrennbar verknüpft mit einer ins Weite wuchernden Eingebung, ganz so, als definiere eben dieses Nebeneinander ihr eigentümliches Ingenium. Was den einen vom anderen trennte, war der gänzliche Mangel an Selbstzucht und Künstlermühsal auf Seiten [Hitlers](#), seine fast narkotische Lethargie. Dazwischen jedoch und auf dem Grunde stösst man gleichzeitig auf ein erbittertes Sich-zur-Wehr-Setzen gegen die Gefahren der Proletarisierung: eine respektgebietende Willensleistung, die bestärkt wird von der immer wieder aufblitzenden Ahnung, dass eines fernem Tages etwas Unerhörtes geschehen und alle erlittene Demütigung, aller Jammer dieser Jahre sich furchtbar rächen werde.

[Hitlers](#) eigentlich unpolitische, theatralische Beziehung zur Welt im Zeichen Richard Wagners wird von verschiedenen Ansatzpunkten her fassbar. Einmal, nach Tagen des «Grübelns und Hineinbohrens», wie er selber schreibt, stiess der planlos Herumstreunende auf eine Massendemonstration Wiener Arbeiter. Die bloss erinnernde Schilderung des Erlebnisses liess noch rund fünfzehn Jahre später einen Nachhall des unauslöschlichen Eindrucks hörbar werden, den der Anblick jener «endlosen Viererreihen» auf ihn gemacht hat: fast zwei Stunden lang, so hat er erzählt, habe er am Rande der Ringstrasse gestanden und «mit angehaltenem Atem den ungeheuren menschlichen Drachenzurm, der sich da langsam vorbeiwälzte», angestarrt, ehe er sich «in banger Gedrücktheit» abwandte und nach Hause lief, tief und dem Anschein nach vor allem bewegt von dem szenischen Effekt, den der Umzug in ihm hinterlassen hatte. Jedenfalls übermittelt er keinen Hinweis auf den



politischen Anlass oder Hintergrund des Ereignisses, sie berührten ihn offenbar weit weniger als die Frage, welche Wirkungen mit Menschenmassen zu erzielen seien: es waren Theaterprobleme, die ihn beschäftigten, und dem Politiker waren, wie er es sah, vor allem Inszenierungsaufgaben gestellt. Bereits Kubizek war aufgefallen, welche Bedeutung der Freund bei seinen gelegentlichen dramatischen Versuchen «einer möglichst grossartigen Inszenierung» gegeben hatte, und so wenig dieser frühe naive Bewunderer Hitlers sich später an den Inhalt der Stücke erinnern konnte, so unvergesslich war ihm angeblich der «ungeheure Aufwand», den jener trieb und der sogar alles, was Richard Wagner je für die Bühne gefordert habe, «völlig in den Schatten» stellte.<sup>75</sup>

Rückschauend hat Hitler zwar ein intellektuelles Bildungserlebnis für sich reklamiert und darauf verwiesen, dass er in den rund fünf Wiener Jahren «unendlich viel und zwar gründlich» gelesen habe. Ausser der Baukunst und dem Besuch der Oper habe er «als einzige Freude nur mehr Bücher» gehabt. Aber zutreffender ist es wohl, die prägenden Eindrücke dieser Phase weniger auf intellektueller als vielmehr auf demagogischer und politisch-taktischer Ebene zu suchen. Als die Bauarbeiter den sorgfältig sich abseits haltenden, von Dünkel und Kontaktangst gleichermaßen erfüllten Bürgersohn angeblich vom Gerüst stossen wollten, lernte er aus dem Zusammenstoss, dass eine Methode existiere, mit Argumenten höchst einfach fertig zu werden; «jedem den Schädel einzuschlagen, der zu opponieren wagte», wie er dazu nicht ohne bewundernden Unterton bemerkt hat.<sup>76</sup> Die Seiten seines Buches «Mein Kampf» jedenfalls, die sich mit seinem politischen Erwachen beschäftigen, lassen in ihrer theoretischen Dürftigkeit nichts von jener kritisch ringenden Auseinandersetzung mit den Ideen der Zeit spürbar werden, die er geltend gemacht hat; vielmehr folgte er eher widerspruchslos der verbreiteten deutsch-bürgerlichen Ideologie. Dagegen weckten die Fragen der Organisation von Ideen, ihrer Eignung zur Mobilisierung der Massen sein fast gieriges Interesse und erste blitzartige Einsichten.

So wird denn auch für die Wiener Zeit schon bezeugt, was seinen späteren Reden und Verlautbarungen zahlreiche charakteristische Wendungen vermittelt hat: die beharrlich unbelehrbare Frage

nach den «Hintermännern», den «dunklen Drahtziehern», die den Massen ihren Willen aufnötigten.<sup>77</sup> Der erwähnte Bericht Harnischs erzählt, wie Hitler eines Tages «ganz berauscht» aus einem Film nach dem Roman «Der Tunnel» von Bernhard Kellermann gekommen sei, in dem ein Volksredner eine beherrschende Rolle spielt: «Schwungvolle Reden gabs num (sic!) im Männerheim», versichert der Verfasser. Und Josef Greiner will Hitler auf eine Frau Anna Csillag hingewiesen haben, die mit Hilfe betrügerischer Dankschreiben und gefälschter Beweise ein Haarwuchsmittel nach einem Geheimrezept angepriesen habe. Fast eine Stunde lang, so meint der offenbar stilisierte Bericht, habe Hitler sich an dem Geschick der Frau begeistert und über die ungeheuerlichen Möglichkeiten psychologischer Beeinflussung geredet: «Propaganda, Propaganda», so habe er geschwärmt, «so lange, bis daraus ein Glaube wird und man nicht mehr weiss, was Einbildung und was Wirklichkeit ist», denn Propaganda sei «die Grundessenz jeder Religion ..., ob Himmel oder Haarpomade»<sup>78</sup>.

Auf festerem Grunde bewegt sich allerdings, wer die Folgerungen liest, die Hitler seinen eigenen Worten nach aus der Beobachtung der sozialdemokratischen Propaganda – ihrer Presse, ihrer Demonstrationen und Reden – gezogen hat. Sie haben die eigene Praxis entscheidend geprägt:

«Die Psyche der breiten Masse ist nicht empfänglich für alles Halbe und Schwache.

Gleich dem Weibe, dessen seelisches Empfinden weniger durch Gründe abstrakter Vernunft bestimmt wird, als durch solche einer undefinierbaren, gefühlsmässigen Sehnsucht nach ergänzender Kraft, und das sich deshalb lieber dem Starken beugt, als den Schwächling beherrscht, liebt auch die Masse mehr den Herrscher als den Bittenden, und fühlt sich im Innern mehr befriedigt durch eine Lehre, die keine andere neben sich duldet, als durch die Genehmigung liberaler Freiheit; sie weiss mit ihr auch meist nur wenig anzufangen und fühlt sich sogar leicht verlassen. Die Unverschämtheit ihrer geistigen Terrorisierung kommt ihr ebenso wenig zum Bewusstsein, wie die empörende Misshandlung ihrer menschlichen Freiheit, ahnt sie doch den inneren Irrsinn der ganzen Lehre in keiner Weise. So sieht sie nur die rücksichtslose Kraft und Brutalität ihrer zielbewussten Äusserungen, der sie sich endlich immer beugt ... Nicht minder verständlich wurde mir die Bedeutung des körperlichen Terrors des Einzelnen, der Masse gegenüber. Auch hier genaue Berechnung der psychologischen Wirkung.

Terror auf der Arbeitsstätte, in der Fabrik, im Versammlungslokal und anlässlich der Massenkundgebung wird immer von Erfolg begleitet sein, solange nicht ein gleich grosser Terror entgegentreit.»<sup>79</sup>

Anfang August 1910 kam es zum Bruch zwischen Hitler und Manisch. Hitler hatte in mehrtägiger Arbeit eine Ansicht des Wiener Parlaments gemalt, und seine Bewunderung für den klassischen Tempelbau, den er «ein hellenisches Wunderwerk auf deutschem Boden» genannt hat, hatte ihn offenbar zu gewissenhaftestem Eifer veranlasst. Jedenfalls glaubte er, das Bild sei fünfzig Kronen wert, doch Manisch verkaufte es angeblich für nur zehn. Als der Freund im Anschluss an ihren Streit einige Zeit ausblieb, liess Hitler ihn mit Hilfe eines andern Männerheiminsassen kurzerhand verhaften und ein Gerichtsverfahren in Gang setzen. Manisch erhielt in der Verhandlung vom 11. August sieben Tage Gefängnis, er behauptete anschliessend, er habe durch Nachgiebigkeit versuchen müssen, das Gericht günstig zu stimmen, da er sich im Männerheim unter dem falschen Namen Fritz Walter angemeldet habe. Die Witwe des Käufers wiederum erklärte später, ihr Mann habe tatsächlich etwa zehn Kronen für das Bild bezahlt, doch hatte Manisch ihn nicht als Zeugen benannt.<sup>80</sup> Eine Zeitlang übernahm daraufhin ein jüdischer Kumpan namens Neumann, der ebenfalls im Männerheim wohnte, den Verkauf der Bilder, gelegentlich legte Hitler alle Scheu ab und suchte selber seine Kunden auf.

Dreieinhalb Jahre lang war diese Szenerie der Hintergrund für das Bildungserlebnis Hitlers, in ihr formten sich für immer seine Vorstellungen vom Menschen und sein Bild der Gesellschaft. Es fällt nicht schwer, die Hass- und Auflehnungskomplexe zu begreifen, die er angesichts all seiner hochfliegenden Ambitionen in dieser Umgebung entwickeln musste. Noch Jahre später schauderte er vor Entsetzen bei der Erinnerung an die «düsteren Bilder von Unrat, widerlichem Schmutz und Ärgerem», die er insbesondere auf dem Weg durch seinen Wohnbezirk antraf; Mitgefühl empfand er bezeichnenderweise nicht.

Die Erfahrungen und Lebensumstände dieser Phase haben Hitler vor allem zu den Grundlagen jener Kampfphilosophie verholfen, die zum zentralen Gedanken seines Weltbildes geworden ist, zu ihrem «granitene Fundament». Wo immer er sich später zur Idee des «brutalsten Kampfes», der «gnadenlosen Selbstbehauptung», zu Vernichtung, Härte, Grausamkeit oder dem Lebensrecht des Stärkeren bekannt hat, in ungezählten Reden und Besprechungen, auf den Seiten seines Buches oder in den Tischgesprächen aus dem Führerhauptquartier: immer schlug darin das Weltbild des Männerheiminsassen durch, das unvergessene Pensum aus der Schule der Gemeinheit.

Der sozialdarwinistische Ansatzpunkt im Denken Hitlers kann allerdings nicht, wie häufig gemeint wird, allein auf dessen individuelle Erfahrungen im Männerheim zurückgeführt werden; viel eher macht sich darin die Tendenz einer Epoche vernehmbar, deren unangefochtene Autorität die Naturwissenschaft war. Die von Spencer und Darwin entdeckten Gesetze der Entwicklung und Auslese waren die Berufungsinstanz zahlreicher scheinwissenschaftlicher Publikationen, die den «Kampf ums Dasein» als das Grundprinzip, und das «Recht des Stärkeren» als das Grundrecht im Zusammenleben von Menschen und Völkern populär zu machen wussten. Bezeichnenderweise hat diese sogenannte sozialdarwinistische Theorie, zumindest zeitweilig, allen Lagern, Richtungen und Parteien in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gedient; sie war, vor allem anfangs, ein Element der linken Vulgäraufklärung, ehe sie sich nach rechts zu verschieben begann und herangezogen wurde, die angebliche Naturwidrigkeit demokratischer oder humanitärer Ideen nachzuweisen.

Der Ausgangsgedanke war, dass, wie in der freien Wildbahn, auch Völkerschicksale und gesellschaftliche Prozesse von biologischen Voraussetzungen bestimmt seien. Nur ein strenges Ausleseverfahren, das gleichzeitig Ausmerzungen und Züchtung verlange, verhindere Fehlentwicklungen und sichere einem Volk die Überlegenheit gegenüber anderen. In zahlreichen Schriften beispielsweise von Georges Vacher de Lapouge, Madison Grant, Ludwig Gumplowicz oder Otto Ammon, die von einer breiten Tageschriftstellerei popularisiert wurden, war ein ganzes Arsenal fol-

genreicher Vokabeln und Vorstellungen anzutreffen: die Vernichtung lebensunwerten Lebens, die Technik gezielter Bevölkerungspolitik, die zwangsweise Asylisierung und Sterilisierung Untüchtiger oder der Versuch, die erbliche Eignung für den Daseinskampf aus der Grösse des Kopfes, dem Ansatz der Ohren oder der Länge der Nase zu schliessen. Nicht selten waren diese Auffassungen verbunden mit dezidierten Zurückweisungen der christlichen Moral, der Toleranz sowie des zivilisatorischen Fortschritts, die vorgeblich die Schwäche begünstigten und folglich kontraselektorisches wirkten. Die Tatsache, dass der Sozialdarwinismus nie zu einem umfassenden System ausgebaut und von einzelnen seiner Wortführer sogar widerrufen worden ist, hat seinem Erfolg in die Breite keinen Abbruch getan. Alles in allem war er eine der klassischen Ideologien des bürgerlichen Zeitalters, das seine imperialistischen Praktiken sowie seinen robusten kapitalistischen Durchsetzungswillen unter die Rechtfertigungsformeln eines unentrinnbaren Naturgesetzes zu stellen trachtete.

Von besonderer Tragweite war aber die enge Verbindung dieser Gedanken mit den antidemokratischen Tendenzen der Zeit. Liberalismus, Parlamentarismus, die Gleichheitsidee oder der Internationalismus wurden als Verstösse gegen das Naturgesetz betrachtet und auf die Rassenvermischung zurückgeführt. Schon Graf Gobineau, der erste bedeutende Rassenideologe («Essai sur l'inégalité des races humaines», 1853), war in seinem schroffen, aristokratischen Konservatismus als Gegner der Demokratie, der Volksrevolution und alles dessen hervorgetreten, was er verächtlich den «Gemeindesinn» nannte. Von noch grösserer Wirkung aber, vor allem in weiten Kreisen des deutschen Bürgertums, war das Werk des Engländers und späteren Wahldeutschen Houston Stewart Chamberlain. Aus einer namhaften Offiziersfamilie stammend, gebildet, doch von nervöser, schwächlicher Konstitution, war er, dem Studium, der Schriftstellerei sowie dem Werk Richard Wagners zugewandt, im Geburtsjahr [Hitlers](#) nach Wien geraten und statt für wenige Wochen zwanzig Jahre lang in der Stadt geblieben. Fasziniert und abgestossen zugleich, hatte er nicht zuletzt aus der Begegnung mit dem Habsburger Vielvölkerstaat die Konzeption einer rassistischen Geschichtstheorie entwickelt. Vor allem sein bekanntes

Werk «Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts» (1899) unterbaute die weitläufigen Konstruktionen Gobineaus durch eine ins einzelne gehende Deutung und interpretierte die europäische Geschichte in kühnen Spekulationen als die Geschichte von Rassekämpfen. Im Untergang des Römischen Weltreiches erblickte er den klassischen Modellfall historischer Dekadenzprozesse aus blutmässigen Vermischungsvorgängen. Wie einst das untergehende Rom befand sich die Doppelmonarchie mitten im stürmisch voranschreitenden Prozess orientalischer Rasse-Überfremdung. Hier wie dort habe «nicht eine bestimmte Nation, irgendein Volk, eine Rasse» die verderbliche Durchdringung und Zersetzung geleistet, sondern eine «bunte Agglomeration» ihrerseits vielfach vermischter Erscheinungen. «Leichte Begabung, oft auch eigentümliche Schönheit, das, was die Franzosen un charme troublant nennen, ist Bastarden häufig zu eigen; man kann dies heutzutage in Städten, wo, wie in Wien, die verschiedensten Völker sich begegnen, täglich beobachten; zugleich aber kann man auch eine eigentümliche Haltlosigkeit, die geringe Widerstandskraft, den Mangel an Charakter, kurz, die moralische Entartung solcher Menschen wahrnehmen.»<sup>81</sup> Chamberlain führte die Parallele noch weiter, indem er das vor den Toren Roms drängende Germanentum mit dem edelrassigen Preussen verglich, das in der Auseinandersetzung mit dem rassechaotischen Vielvölkerstaat zu Recht obsiegt habe. Doch im Ganzen überwog in dem elitären Individualisten das Gefühl von Angst und Defensive. In immer wiederkehrenden pessimistischen Visionen sah er die Germanen «am Rande des Rasseabgrunds in einen stummen Kampf auf Leben und Tod» verstrickt und war gepeinigt von Bastardisierungsphantasien: «Noch ist es Morgen, aber immer wieder strecken die Mächte der Finsternis ihre Polypenarme aus, saugen sich an hundert Orten an uns fest und suchen uns in das Dunkel... zurückzuziehen.»

Hitlers sozialdarwinistische Anschauungen waren daher, überblickt man es im Ganzen, nicht einfach die «Philosophie des Obdachlosenasyls»<sup>82</sup>; vielmehr wird auch hierin die tiefere Übereinstimmung zwischen ihm und dem bürgerlichen Zeitalter kenntlich, dessen illegitimer Sohn und Zerstörer er war. Im Grunde griff er nur auf, was er ringsumher dem Zeitungsangebot der Vorstadt-

cafés, den Büchern, Groschenheften, Opern sowie den Reden der Politiker entnahm. Lediglich der spezifisch verderbte Charakter seines Weltbilds spiegelt die Erfahrungen im Männerheim wider – nicht anders übrigens als jene elende Ausdrucksweise, die ihn noch als Staatsmann und Herrn eines Kontinents von dem «Dreckszeug aus dem Osten», von «Schweinepaffen», «verkrüppeltem Kunst-Mist» oder der «ausgemachten Quadratschnauze» Churchill sprechen und das Judentum «dieses verkommenste Sauzeug» nennen liess, «das zusammengeslagen gehöre»<sup>83</sup>.

**Hitler** hat die komplexen Vorstellungen, die dieser Zeit die Stimmung und eigentümliche Farbe gaben, mit jener Sensitivität aufgenommen, die eigentlich alles war, was er vom Künstlertum besass; kein einzelner, sondern die Epoche hat ihm die Ideen gegeben. Neben Antisemitismus und Sozialdarwinismus rechneten dazu vor allem ein nationalistisch gefärbter Sendungsglaube, der die andere Seite aller pessimistischen Angstträume war. In dem zunächst höchst konfus und zufällig arrangierten Weltbild hatten darüber hinaus auch allgemeinere, von den intellektuellen Modeströmungen der Jahrhundertwende beeinflusste Ideenketten ihren Platz: die Lebensphilosophie, die Skepsis gegen Vernunft und Humanität sowie die romantische Verherrlichung von Instinkt, Blut und Trieb. Nietzsche, dessen trivialisierte Predigt von der Kraft und strahlenden Amoralität des Übermenschen auch zu diesem Ideengut rechnet, hat gelegentlich vermerkt, dass das 19. Jahrhundert von Schopenhauer nicht dessen Tatsachensinn, den Willen zur Helligkeit und zur Vernunft aufgegriffen, sondern es darauf angelegt habe, «barbarenhaft fasziniert und verführt zu werden»: durch die unbeweisbare Lehre vom Willen, die Leugnung des Individuums, die Schwärmerei vom Genie, die Mitleidslehre, den Hass gegen die Juden und den gegen die Wissenschaft.<sup>84</sup>

Noch einmal tritt damit Richard Wagner ins Bild, an dessen Beispiel Nietzsche dieses Missverständnis erörtert hat. Denn Wagner war nicht nur das grosse Lebensvorbild des jungen **Hitler**, sondern auch der Lehrmeister, dessen ideologische Affekte er weitgehend übernommen hat; über ihn lief die Vermittlung zum korrumpierten Geist der Zeit. Die um die Jahrhundertwende weitverbreiteten politischen Schriften Wagners gehörten zu **Hitlers** Lieblingslek-

türe, und die schwülstige Weitläufigkeit seines Stils hat unverkennbar auch [Hitlers](#) grammatisches Empfinden beeinflusst. Zusammen mit den Opern enthalten sie den gesamten ideologischen Hintergrund des Weltbildes, das er sich aus den erwähnten Elementen zusammenbrütete: Darwinismus und Antisemitismus («dass ich die jüdische Race für den geborenen Feind der reinen Menschheit und alles Edlen in ihr halte»), die Vorstellung von germanischer Kraft und Befreiungsbarbarei, den Blutreinemystizismus des «Parsifal», überhaupt diese ganze dramaturgische Kunstwelt des komponierenden Theatermannes, in der sich das Gute und das Böse, das Reine und das Verdorbene, Herrscher und Beherrschte in schroff dualistischen Positionen feindselig gegenüberstehen. Der Fluch des Goldes, die unterirdisch wühlende Minderklasse, der Konflikt zwischen Siegfried und Hagen, der tragische Genius Wotans: diese ganze ungemein ausdeutungsfähige Welt aus Blutdunst, Drachentötere, Herrschsucht, Verrat, Sexualität, Heidentum, und am Ende dann Erlösung und Glockengeläut am Theaterkarfreitag – das war das ideologische Milieu, das [Hitlers](#) Ängsten und Triumphbedürfnissen am treffendsten entsprach. Mit dem Verlangen des Autodidakten nach allgemein gültigen Anschauungen hat er sich aus diesem Œuvre und dem, was es begleitete und überhöhte, sein Weltbild zusammengedeutet; es waren durchweg schon Gewissheiten, «granitene Fundamente».

[Hitler](#) hat die Wiener Jahre «die schwerste, wenn auch gründlichste Schule» seines Lebens genannt und bemerkt, er sei damals «ernst und still» geworden. Zeitlebens hat er die Stadt für die Zurückweisung und Kränkung, die er in jenen Jahren erfahren hat, gehasst: auch hierin seinem Vorbild Richard Wagner ähnlich, der seinen Groll über die enttäuschende Jugenderfahrung in Paris nie verwunden hat und Visionen liebte, in denen die Stadt in Rauch und Flammen unterging.<sup>85</sup> Die Vermutung ist nicht hergeholt, dass [Hitlers](#) riesenhafte, alle natürlichen Voraussetzungen überwuchernden Pläne für die kulturelle Donaumetropole Linz vom unverminderten Ressentiment gegen Wien eingegeben waren, und wenn er sich auch nicht mit Einäscherungsphantasien eine späte Genugtuung verschaffte, so hat er immerhin im Dezember 1944



das Ersuchen um zusätzliche Flakeinheiten für die Stadt mit dem Bemerkten abgelehnt, Wien solle getrost den Bombenkrieg kennenlernen.

Auch die Ungewissheit über seine Zukunft hat ihn offenbar zusehends bedrückt. Um die Jahreswende 1910/11 war ihm, wenn nicht alle Hinweise trügen, von seiner Tante Johanna Pölzl ein erheblicher Geldbetrag zugewendet worden,<sup>86</sup> aber auch diese Mittel hatten ihn keine Initiative, keinen neuen ernsthaften Ansatz finden lassen. Ziellos liess er sich weitertreiben: «So zogen die Wochen dahin.» Dritten gegenüber gab er sich nach wie vor als Student, Kunstmaler oder Schriftsteller aus. Daneben hegte er weiterhin die unbestimmten Hoffnungen auf eine Karriere als Baumeister. Für ihre Verwirklichung indessen unternahm er nichts.

Nur seine Träume waren anspruchsvoll, ehrgeizig und auf ein grosses Schicksal gerichtet. Die Beharrlichkeit, mit der er sie gegen die Realität träumte, verleiht diesem Lebensabschnitt, allem Phlegma und aller passiven Ziellosigkeit zum Trotz, den Anschein auffallender innerer Konsequenz. Unbeirrbar wich er allen Festlegungen aus und verharrte in vorläufigen Zuständen. Wie seine Weigerung, in die Gewerkschaft einzutreten und sich damit als Arbeiter kenntlich zu machen, ihm den bürgerlichen Anspruch bewahrt hatte, so blieben ihm im Männerheim, solange er sich nicht arrangierte, die Verheissungen auf Genialität und künftigen Ruhm erhalten.

Seine hauptsächliche Sorge war, die Zeitumstände könnten ihm das Anrecht auf ein grosses Schicksal verderben. Er fürchtete eine ereignisarme Epoche. Schon als Junge, so hat er versichert, habe er sich über seine «zu spät angetretene irdische Wanderschaft oft ärgerliche Gedanken gemacht» und die ihm «bevorstehende Zeit der Ruhe und Ordnung als eine unverdiente Niedertracht des Schicksals angesehen»<sup>87</sup> Nur eine chaotische Zukunft, so viel wusste er, Tumult und einstürzende Ordnungen konnten den Bruch mit der Realität heilen. Verführt von seinen exaltierten Träumen, rechnete er zu denen, die eher als ein Leben der Enttäuschungen eines der Katastrophen wollen.

## 4. KAPITEL

### Die Flucht nach München

«Ich musste hinaus in das grosse Reich, das Land meiner  
Träume und meiner Sehnsucht!»  
*Adolf Hitler*

Am 24. Mai 1913 verliess **Hitler** Wien und siedelte nach München über. Er war zu diesem Zeitpunkt vierundzwanzig Jahre alt, ein melancholischer junger Mann, der mit einer Mischung von Sehnsucht und Bitterkeit auf eine verständnislose Welt sah. Die Enttäuschungen der zurückliegenden Jahre hatten den grüblerischen, verschlossenen Zug seines Wesens noch verstärkt. Er hinterliess keine Freunde. Wie es seinem ins Irreale ausgreifenden Temperament entsprach, neigte er eher zum Umgang mit einer Personnage im Unerreichbaren: Richard Wagner, Ritter v. Schönerer, Lueger. «Der Grundstock persönlicher Anschauungen», den er sich unter dem «Druck des Schicksals» erworben hatte, bestand aus einigen kategorischen Ressentiments, die sich von Zeit zu Zeit, nach Perioden brütenden Dahindämmerns, in leidenschaftlichen Ausbrüchen Luft machten; er sei, so hat er später bemerkt, von Wien weggegangen «als absoluter Antisemit, als Todfeind der gesamten marxistischen Weltanschauung, als allddeutsch»<sup>88</sup>.

Dieser Kennzeichnung ist allerdings, wie allen seinen Selbstbeschreibungen, deutlich die Absicht der Stilisierung zu früher politischer Urteilssicherheit anzumerken, die ihn bei der Niederschrift seines Buches «Mein Kampf» durchweg geleitet hat. Dementgegen ist schon die Tatsache, dass er nach München verzog und nicht nach Berlin, in die Hauptstadt des Reiches, ein eher unzweideutiges Indiz für sein anhaltend unpolitisches oder doch von künstlerisch-ro-

romantischen weit mehr als von politischen Motiven geleitetes Naturell. Denn das München der Vorkriegszeit hatte den Ruf einer Musenstadt, eines liebenswürdigen, sinnlich-humanen Zentrums von Kunst und Wissenschaft, und die «Lebensform des ‘Kunstmalers’ (war) hier die allerlegitimste»: München leuchtete, wie eine unvergessliche Formel lautet.<sup>89</sup> Die gern betonte und auffällig gemachte Eigenart der Stadt wurde mit Vorliebe gerade aus dem Gegensatz begründet, den sie zu dem dröhnend-modernen, babylonischen Berlin bildete, in dem das Soziale über das Ästhetische, das Ideologische über das Kulturbürgerliche, kurzum: die Politik über die Kunst triumphierte. Der Einwand, München habe weit eher im Dunstfeld Wiens gelegen und deshalb Hitlers Wahl bestimmt, bestätigt gerade, wogegen er sich zu wenden versucht: Es waren Motive eines sehr allgemeinen Lebensgefühls und nicht Beweggründe sachlicher Natur, Motive des Dunstfeldes und damit der Kultursphäre, die ihn München wählen und Berlin verwerfen liessen, sofern er sich überhaupt vor eine Entscheidung gestellt gesehen hat. Im «Reichshandbuch für die Deutsche Gesellschaft» von 1931 hat er bemerkt, er sei nach München übersiedelt, um «ein grösseres Feld für seine politische Tätigkeit» zu finden; doch hätte er für diese Absicht in der Hauptstadt des Reiches bessere Voraussetzungen gefunden.

Die innere Trägheit und Kontaktnot, die schon die Jahre in Wien geprägt hatten, kennzeichnen auch den Aufenthalt in München, und mitunter scheint es, als habe er seine Jugend in einem grossen leeren Raum verbracht. Offenkundig knüpfte er keine Verbindungen zu Parteien oder politischen Gruppen an, doch auch ideologisch blieb er einsam. Selbst in dieser intellektuell so unruhigen Stadt mit ihrer menschenverbindenden Aura, in der die fixe Idee als Ausweis der Originalität geschätzt war, fand er keinen Anschluss. Dabei hatte das völkische Gedankengut bis zu den exzentrischsten Varianten in der Stadt seine Parteigänger, desgleichen, vor allem im wirtschaftlich beunruhigten Kleinbürgertum, der Antisemitismus, doch traf man auch die unterschiedlichsten radikalen Bestrebungen von links – dies alles freilich vom Klima Münchens gemildert und in gesellige, rhetorische, nachbarliche Form gebracht. Im Vorort Schwabing trafen Anarchisten, Bohémiens,

Weltverbesserer, Künstler und krause Apostel neuer Werte zusammen. Bleiche junge Genies träumten von einer elitären Erneuerung der Welt, von Erlösungen, Blutleuchten, Reinigungskatastrophen und barbarischen Verjüngungskuren für die degenerierte Menschheit. Mittelpunkt eines der bedeutendsten Kreise, die sich nicht selten an Caféhaustischen um Personen oder Ideen bildeten, war der Dichter Stefan George, der eine Schar hochtalentierter Schüler um sich versammelt hatte. Sie eiferten ihm nicht nur in der Verachtung der Bürgermoral, der Verherrlichung von Jugend, Instinkt, Übermenschentum und der Strenge des künstlerischen Lebensideals nach, sondern auch in der Haltung und bis in die stilisierte Physiognomie hinein. Einer seiner Jünger, Alfred Schuler, hatte das vergessene Hakenkreuz für den deutschen Bereich wiederentdeckt, während Ludwig Klages, der ihm ebenfalls zeitweilig nahestand, den «Geist als Widersacher der Seele» blossstellte.<sup>90</sup> Um die gleiche Zeit schickte sich Oswald Spengler an, die geheimen Verfallsstimmungen zu artikulieren und cäsarische Gestalten zu beschwören, die den unausweichlichen Untergang der westlichen Zivilisation noch einmal verzögern würden. In der Siegfriedstrasse in Schwabing hatte Lenin gewohnt, in der Schleissheimer Strasse Nr. 34, nur wenige Häuserblocks entfernt, nahm jetzt Adolf Hitler als Untermieter des Schneidermeisters Popp Quartier.

Nicht anders als die intellektuelle Unruhe ging auch die künstlerische Aufbruchstimmung der Zeit, die in München so spürbar war wie in Wien, an Hitler vorbei. Wassily Kandinsky, Franz Marc oder Paul Klee, die ebenfalls in der Schwabinger Nachbarschaft wohnten und der Malerei neue Dimensionen öffneten, bedeuteten dem angehenden Künstler nichts. In all den Monaten seines Münchener Aufenthalts blieb er der bescheidene Postkartenkopist, der seine Visionen, Alpträume und Ängste hatte, sie aber künstlerisch nicht zu übersetzen verstand. Die pedantische Pinseltreue, mit der er die Gespensterwelt seiner Komplexe und Aggressionen in reinliche Idyllen verwandelte, die jeden Mauerstein, jeden Grashalm, jede Dachpfanne festhielten, offenbarte seine geheimen Bedürfnisse nach Unversehrtheit und idealisierender Schönheit.

Je deutlicher sich, tief in ihm, das Bewusstsein seines unzureichenden künstlerischen Vermögens, seines Versagens überhaupt,

verfestigte, desto dringender muss er das Bedürfnis empfunden haben. Gründe für die eigene Überlegenheit zu entdecken. Der Zynismus, mit dem er sich zu der Erkenntnis der «oft unendlich primitiven Anschauungen» der Menschen beglückwünschte, entstammte daher dem gleichen Beweggrund wie die Neigung, überall nur die niedrigsten Triebe am Werk zu sehen, Korruption, verschwörerischen Machthunger, Rücksichtslosigkeit, Neid, Hass: nämlich dem Wunsch, das eigene Leiden an der Welt aufzufangen. Auch der Zufall rassischer Zugehörigkeit hatte ihm vor allem als Ansatzpunkt individueller Überlegenheitsbedürfnisse gedient: als Bestätigung, dass er anders und mehr sei als alle die Proleten, Landstreicher, Juden und Tschechen, die seinen Weg gekreuzt hatten.

Doch lastete, so drückend wie je, die Angst auf ihm, bis zur Ununterscheidbarkeit gegenüber Asozialen, Armenhüslern oder proletarischen Existenzen abzusinken. Die zahllosen Gestalten, die in den vergangenen Jahren im Männerheim an ihm vorbeigezogen waren, die Gesichter aus Lesesaal und dunklen Fluren, die so viele zerstörte Hoffnungen und private Untergänge spiegelten, hatten ihn unverlierbar geprägt; und im Hintergrund das Wien der Jahrhundertwende; eine Stadt in Endzeitstimmung, erfüllt von einem maroden Parfüm: Die Schule des Lebens hatte ihn tatsächlich gelehrt, vor allem in Untergängen zu denken. Nichts anderes als die Angst ist denn auch die überwältigende Erfahrung seiner Formationsjahre gewesen und am Ende sogar, wie sich zeigen wird, der Impuls der atemverschlagenten Dynamik dieses Lebens überhaupt. Sein so kompakt wirkendes Welt- und Menschenbild, seine Härte und Inhumanität, waren überwiegend Abwehrgeste und Rationalisierung jenes «geschreckten Wesens», das die wenigen Zeugen seiner frühen Jahre an ihm beobachtet haben.<sup>91</sup> Wohin er blickte, erkannte er nur Symptome von Erschöpfung, Auflösung, Abschied; Anzeichen von Blutvergiftung, rassischer Überwältigung; Ruin und Katastrophe. Zwar war er durch diese Grundstimmung dem pessimistischen Lebensgefühl verbunden, das zur tieferen Charakteristik des 19. Jahrhunderts gehört, alle Fortschrittsgläubigkeit und fröhliche Wissenschaft der Epoche spürbar verdunkelnd. Doch in der Radikalität des Gefühls, in der Besinnungslosig-

keit, mit der er sich der Angst ergab, machte er sie sich individuell und unverwechselbar zu eigen.

Dieser Bewusstseinskomplex ist denn auch im Hintergrund seiner Behauptung wirksam, warum er schliesslich, nach Jahren der Untätigkeit, der exzentrischen Tagträume, der ständigen Flucht in überspannte Phantasiewelten, Wien verlassen hat. Seine Beteuerungen vermischen erotische, alldeutsche und sentimentale Gründe zur Hasserkklärung gegen diese Stadt:

«Widerwärtig war mir das Rassenkonglomerat, das die Reichshauptstadt zeigte, widerwärtig dieses ganze Völkergemisch von Tschechen, Polen, Ungarn, Ruthenen, Serben, Kroaten usw., zwischen allem aber als ewiger Spaltpilz der Menschheit – Juden und wieder Juden. Mir erschien die Riesenstadt als die Verkörperung der Blutschande ... Aus all diesen Gründen entstand immer stärker die Sehnsucht, endlich dorthin zu gehen, wo seit so früher Jugend mich heimliche Wünsche und heimliche Liebe hinzogen. Ich hoffte, dereinst als Baumeister mir einen Namen zu machen und so, in kleinem oder grossem Rahmen, den mir das Schicksal dann eben schon zuweisen würde, der Nation meinen redlichen Dienst zu weihen.

Endlich aber wollte ich des Glücks teilhaftig werden, an der Stelle sein und wirken zu dürfen, von der einst ja auch mein brennendster Herzenswunsch in Erfüllung gehen musste: der Anschluss meiner geliebten Heimat an das gemeinsame Vaterland, das Deutsche Reich.»<sup>92</sup>

In der Tat mögen solche Motive für den Weggang aus Wien eine Rolle gespielt haben; andere Überlegungen von grösserem oder geringerem Gewicht haben denkbarerweise den Entschluss mitgetragen. Er selber hat später gestanden, es sei ihm unmöglich gewesen, «den Wiener Jargon zu lernen», auch fand er in der Stadt «auf dem Gebiete rein kultureller oder künstlerischer Angelegenheiten alle Merkmale der Erschlaffung» und sah den weiteren Verbleib schon deshalb als nutzlos an, weil für einen Architekten «die Aufgaben seit dem Ausbau der Ringstrasse wenigstens in Wien nur mehr unbedeutende waren»<sup>93</sup>.

Entscheidend aber waren alle diese Gründe nicht. Vielmehr hat auch hier wiederum sein Widerwille gegen alle Normalität und Pflicht ausschlaggebende Bedeutung gehabt. Seine in den fünfziger Jahren wieder ans Licht gekommenen Militärpapiere, nach de-

nen er dann auch im März 1938, unmittelbar nach den Einmarsch in Österreich, fieberhaft fahnden liess, schliessen jeden Zweifel daran aus, dass er sogenannte Stellungsflucht begangen, das heisst, sich der militärischen Dienstpflicht entzogen hat. Um diesen Tatbestand zu verdunkeln, gab er sich infolgedessen auf der polizeilichen Meldestelle in München nicht nur als Staatenloser aus, sondern fälschte in seinem Lebensbericht auch das Datum seines Weggangs aus Wien; tatsächlich verliess er die Stadt nicht, wie er behauptet hat, im Frühjahr 1912, sondern im Mai des darauffolgenden Jahres.

Die Nachforschungen der österreichischen Behörden blieben zunächst ergebnislos. Am 22. August 1913 notierte der Linzer Sicherheitswachmann Zauner, der für die Ermittlungen zuständig war: «Adolf Hietler (!) scheint weder hierorts noch in Urfahr polizeilich gemeldet auf und war dessen Aufenthalt auch in anderweitiger Richtung nicht eruierbar.» Desgleichen konnte [Hitlers](#) ehemaliger Vormund, der Gemeindevorsteher von Leonding, Josef Mayrhofer, auf Befragen nichts über [Hitlers](#) Aufenthalt vorbringen, und auch die beiden Schwestern, Angela und Paula, äusserten über ihren Bruder, dass sie «seit 1908 nicht mehr von ihm wüssten». Erst die Nachforschungen in Wien ergaben, dass er nach München verzogen und in der Schleissheimer Strasse 34 gemeldet sei. Dort erschien am Nachmittag des 18. Januar 1914 überraschend ein Beamter der Kriminalpolizei, verhaftete den Gesuchten und führte ihn am folgenden Tage im österreichischen Konsulat vor.

Der Vorwurf, dem er sich gegenüber sah, wog schwer, und [Hitler](#) geriet, nachdem er sich so lange in Sicherheit gewiegt hatte, in unmittelbare Gefahr, verurteilt zu werden. Es war eines jener banalen Ereignisse, die seinem Lebensweg, wie später noch des Öfteren, eine gänzlich veränderte Richtung hätten geben können. Denn die Annahme fällt schwer, dass er mit dem sozial besonders ehrenrührigen Makel der Stellungsflucht eine Millionen-Gefolgschaft hätte sammeln und in halb-militärischen Kategorien hätte mobilisieren können.

Doch wie ebenfalls noch zu wiederholten Malen kam ihm ein Zufall zu Hilfe. Die Linzer Behörde hatte sein Erscheinen so kurzfristig anberaumt, dass er der Vorladung nicht mehr folgen konnte.

Die Vertagung gab ihm die Möglichkeit einer sorgfältig berechneten schriftlichen Erklärung. In einem mehrere Seiten langen Schreiben an den «Magistrat Linz Abt. II», dem umfangreichsten und gewichtigsten Dokument seiner Jugend, versuchte er sich zu rechtfertigen. Der Brief verriet nicht nur seine auch weiterhin mangelhaften Kenntnisse der deutschen Sprache und Rechtschreibung, sondern deutete in der Schilderung seiner persönlichen Verhältnisse auch darauf hin, dass sein Leben im Ganzen weiterhin in den eher ungerichteten ziellosen Bahnen der Wiener Jahre verlief:

«Ich werde in der Vorladung als Kunstmaler bezeichnet. Führe ich auch diesen Titel zu Recht, so ist er aber dennoch nur bedingt richtig. Wohl verdiene ich mir meinen Unterhalt als selbständiger Kunstmaler jedoch nur, um mir, da ich gänzlich vermögenslos bin, (mein Vater war Staatsbeamter) meine weitere Fortbildung ermöglichen. Nur einen Bruchteil meiner Zeit kann ich zum Broterwerb verwenden, da ich mich als Architektur Maler noch immer erst ausbilde. So ist den (!) auch mein Einkommen nur ein sehr bescheidenes, gerade so gross dass ich eben mein Auskommen finde.

Ich lege als Zeugniss (!) dessen meinen Steuerausweis bei und bitte gleich hier ihn mir wieder gütig zusenden zu wollen. Mein Einkommen ist hier mit 1'200 M angenommen, eher zu viel als zu wenig, und es ist dies nicht so zu verstehen, dass da nun genau auf den Monat 100 M fallen. O nein. Das Monats-Einkommen ist sehr schwankend, jetzt aber sicher sehr schlecht, da der Kunsthandel um diese Zeit in München etwa seinen Winterschlaf hält...»

Die Erklärung, die er im Übrigen für sein Verhalten fand, war durchsichtig, doch im Ganzen wirkungsvoll. Sie ging darauf hinaus, dass er zwar den ersten Stellungstermin versäumt, sich jedoch bald darauf aus eigenen Stücken gemeldet habe und seine Unterlagen offenbar auf dem Behördenweg verlorengegangen seien. Mit einer larmoyanten Begründung, voller Selbstmitleid und nicht ohne unterwürfige Schlaueit, versuchte er, das Versäumnis mit den verzweifelten Lebensumständen der Wiener Jahre zu entschuldigen:

«Was meine Unterlassungssünde im Herbst 1909 anlangt, so war dies eine für mich unendlich bittere Zeit. Ich war ein junger unerfahrener Mensch, ohne jede Geldhilfe und auch zu stolz eine solche auch nur von irgendjemand anzunehmen geschweige den (!) zu erbitten. Ohne jede Unterstüt-



zung nur auf mich selbst gestellt, langten die wenigen Kronen oft auch nur Heller aus dem Erlös meiner Arbeiten kaum für meine Schlafstelle. Zwei Jahre lang hatte ich keine andere Freundin als Sorge und Not, keinen anderen Begleiter als ewigen unstillbaren Hunger. Ich habe das schöne Wort Jugend nie kennengelernt. Heute noch nach 5 Jahren sind die Andenken in Form von Frostbeulen an Fingern, Händen und Füßen. Und doch kann ich nicht ohne gewisse Freude mich dieser Zeit erinnern, jetzt da ich doch über das Ärgste empor bin. Trotz grösster Not, inmitten einer oft mehr als zweifelhaften Umgebung, habe ich meinen Namen stets anständig erhalten, bin ganz unbescholten vor dem Gesetz und rein vor meinem Gewissen ...»

Rund vierzehn Tage später, am 5. Februar 1914, erschien [Hitler](#) vor der Musterungskommission in Salzburg. Der Befund, von [Hitler](#) unterschrieben, lautete: «Zum Waffen- und Hilfsdienst untauglich, zu schwach. Waffenunfähig»<sup>94</sup>. Unmittelbar darauf begab er sich nach München zurück.

Wenn nicht alles trügt, war er in München nicht ganz unglücklich. Er hat später von der «inneren Liebe» gesprochen, die ihn vom ersten Augenblick an zu dieser Stadt erfüllt habe, und die ungewöhnliche Wendung vor allem auf «die wunderbare Vermählung von urwüchsiger Kraft und feiner künstlerischer Stimmung, diese einzige Linie vom Hofbräuhaus zum Odeon, Oktoberfest zur Pinakothek» zurückgeführt, bezeichnenderweise ein sympathiebe gründendes politisches Motiv jedoch nicht zu nennen vermocht. Weiterhin war er einsam, verkrochen in der Schleissheimer Strasse, doch scheint er den Mangel an menschlichen Beziehungen jetzt so wenig wie je verspürt zu haben. Lediglich zum Schneidermeister Popp sowie zu dessen Nachbarn und Freunden kam eine lockere Verbindung zustande, die von der gemeinsamen Neigung zu politisierender Geselligkeit ihren Ausgang nahm. Im Übrigen hat er offenbar in den Schwabinger Bierstuben, wo Herkunft und Status nichts galten und jedermann sozial akzeptiert wurde, jene Form des Kontakts gefunden, die er einzig ertrug, weil sie ihm Nähe und Fremdheit zugleich gewährte: lose, zufällige Bierbekanntschaften, die leicht hergestellt und leicht verloren wurden. Dies waren jene «kleinen Kreise», von denen er gesprochen hat, wo er als «Studierter» galt und erstmals offenbar weniger Widerspruch als Zustimmung erfuhr, wenn er sich über den brüchigen Zustand der Dop-

pelmonarchie, die Fatalität des deutsch-österreichischen Bündnisses, die antideutsch-slawenfreundliche Politik der Habsburger, über das Judentum oder die Rettung der Nation verbreitete. In einer Umgebung, die den Aussenseiter kultivierte und das Genie mit Vorliebe hinter exzentrischen Meinungen und Aufttrittsweisen vermutete, fiel er damit kaum auf. Wenn eine Frage ihn erregte, so erfahren wir, begann er nicht selten zu schreien, doch waren seine Äusserungen, wie leidenschaftlich er sie auch vortrug, auffallend durch ihre Folgerichtigkeit. Auch liebte er es, zu prophezeien und politische Entwicklungen vorauszusagen.<sup>95</sup>

Der Entschluss, mit dem er nicht ganz zehn Jahre zuvor die Flucht von der Schule begründet hatte, war inzwischen aufgegeben: Maler habe er zu jener Zeit nicht mehr werden wollen, hat er später versichert, freilich ohne anzugeben, wie er sich stattdessen die Zukunft vorstellte; er habe damals immer nur so viel gemalt, wie er benötigte, um seinen Lebensunterhalt zu bestreiten und studieren zu können. Doch unternahm er nichts zur Verwirklichung dieser Absicht. Am Fenster seines Zimmer sitzend, malte er weiterhin die kleinen Aquarelle nach lokalen Motiven, «Hofbräuhaus» und «Sendlinger Tor» und «Nationaltheater» und «Viktualienmarkt» und «Feldherrnhalle» und wieder «Hofbräuhaus»: Jahre später wurden sie durch ministeriellen Erlass zu «national wertvollem Kunstgut» erklärt und meldepflichtig gemacht.<sup>96</sup> Mitunter sass er stundenlang in den Cafés der Stadt, verschlang schweigend riesige Kuchenberge und las dazu die ausliegenden Zeitungen, oder er hockte in der Schwemme des Hofbräuhauses, brütend, leicht gereizt und mit blassem Gesicht. Gelegentlich kritzelte er im Bierdunst flüchtige Motive von Nachbartischen oder bauliches Interieur in das mitgeführte Skizzenbuch. Nach wie vor achtete er sorgfältig auf seine Kleidung, mit Vorliebe trug er einen Gehrock, wie die Familie seines Vermieters bezeugt hat, auch sie bemerkte den eigentümlichen Willen zur Distanz, «er war nicht zu durchschauen. Von seinem Elternhaus sprach er niemals, von Freunden oder Freundinnen auch nicht.» Im Ganzen schien er weniger von einem Ziel in Anspruch genommen als von der Abwehr des sozialen Abstiegs. Josef Greiner will ihm damals in München begegnet sein und ihn gefragt haben, wie er sich sein Leben vorstelle; die

Antwort habe gelautet, «dass es ohnedies in Kürze einen Krieg gäbe. Es sei also ganz gleichgültig, ob er vorher einen Beruf habe oder nicht, denn beim Militär bedeute ein Generaldirektor nicht mehr als ein Pudelscherer.»<sup>97</sup>

Die Ahnung trog nicht. In «Mein Kampf» hat [Hitler](#) in Erinnerung an die Vorkriegsjahre eindrucksvoll die Erdbebenstimmung beschrieben, jenes schwer greifbare, kaum erträgliche Gefühl der Spannung, das ungeduldig nach Entladung drängte, und offenbar ist es kein Zufall, dass diese Sätze zu den schriftstellerisch gelungenen Passagen des Buches rechnen: «Schon während meiner Wiener Zeit», so heisst es da, «lag über dem Balkan jene fahle Schwüle, die den Orkan anzuzeigen pflegt, und schon zuckte manchmal auch ein hellerer Lichtschein auf, um jedoch rasch in das unheimliche Dunkel sich wieder zurückzuverlieren. Dann aber kam der Balkankrieg, und mit ihm fegte der erste Windstoss über das nervös gewordene Europa hinweg. Die nun kommende Zeit lag wie ein schwerer Alpdruck auf den Menschen, brütend wie fiebrige Tropenglut, so dass das Gefühl der herannahenden Katastrophe infolge der ewigen Sorge endlich zur Sehnsucht wurde: der Himmel möge endlich dem Schicksal, das nicht mehr zu hemmen war, den freien Lauf gewähren. Da fuhr denn auch schon der erste gewaltige Blitzstrahl auf die Erde nieder: das Wetter brach los, und in den Donner des Himmels mengte sich das Dröhnen der Batterien des Weltkriegs.»<sup>98</sup>

Es hat sich eine Zufallsaufnahme erhalten, auf der [Adolf Hitler](#) am 2. August 1914, anlässlich der Kriegsproklamation, unter der jubelnden Menschenmenge auf dem Odeonsplatz in München zu sehen ist. Deutlich erkennt man sein Gesicht, den halbgeöffneten Mund, die brennenden Augen: dieser Tag befreite ihn aus allen Verlegenheiten, aus der Ratlosigkeit und Vereinsamung seines Daseins. «Mir selber», so hat er seine Gefühle festgehalten, «kamen die damaligen Stunden wie eine Erlösung aus den ärgerlichen Empfindungen der Jugend vor. Ich schäme mich auch heute nicht, es zu sagen, dass ich, überwältigt von stürmischer Begeisterung, in die Knie gesunken war und dem Himmel aus übervollem Herzen dankte.»

Es war ein Dank, den die ganze Epoche empfand, und selten hat sie sich einiger dargestellt als in der materialistischen Benommenheit der Augusttage 1914. Es bedurfte nicht der Ausweglosigkeit eines verbummelten Künstlerlebens, um den Tag, an dem der Krieg «einbrach und den 'Frieden' hinwegfegte ... auf einen heiligen Augenblick schön» zu finden und eine geradezu «sittliche Sehnsucht» befriedigt zu sehen.<sup>99</sup> Das vorherrschende Bewusstsein nicht nur Deutschlands, sondern der europäischen Welt in seinem tiefen Ennui empfand den Krieg als eine Möglichkeit, dem Elend der Normalität zu entkommen, und wiederum wird, fasst man diesen Sachverhalt ins Auge, etwas von der intensiv korrespondierenden Beziehung zwischen Hitler und seiner Zeit greifbar; durchweg teilte er ihre Bedürfnisse und Sehnsüchte, nur zugespitzter, radikaler: was ihr bloss Unbehagen bereitete, war seine Verzweiflung. Und wie er sich erhoffte, der Krieg werde alle Verhältnisse und Ausgangslagen ändern, so war, wo immer der Griff zu den Waffen bejubelt wurde, auf dem Grunde die Ahnung spürbar, dass ein Zeitalter an sein Ende gelangt und ein neues im Entstehen sei. Wie es den ästhetisierenden Neigungen der Epoche entsprach, wurde der Krieg als ein Läuterungsprozess betrachtet, die grosse Hoffnung, sich aus Mittelmässigkeit und Selbstekel zu befreien: in «Heiligen Gesängen» sah er sich gefeiert als der «Orgasmus des universellen Lebens», der das Chaos schafft und befruchtet, aus dem das Neue entsteht.<sup>100</sup> Dass in Europa die Lichter ausgingen, war nicht nur, wie der englische Aussenminister, Sir Edward Grey, es bei Kriegsausbruch geäussert und gemeint hatte, eine Formel des Abschieds, sondern auch eine der Hoffnung.

Die Bilder aus den ersten Augusttagen haben die hektische Festlichkeit, die Aufbruchstimmung und Erwartungsfreude bewahrt, mit der der Kontinent in die Phase seines Niedergangs eintrat: Mobilmachungen unter Blumen, das Hurra vom Strassenrand und auf den Balkons die Damen in den bunten Sommerkleidern. Volksfeststimmung und fröhliches Vivat. Die Nationen Europas feierten Siege, die sie nie erringen würden.

In Deutschland wurden diese Tage vor allem als ein unvergleichliches Gemeinschaftserlebnis empfunden. Wie mit einem Zauberschlage waren generationenalte Frontstellungen dahin, der

sprichwörtlichen deutschen Zwietracht ein Ende bereitet. Es war eine Erfahrung von nahezu religiösem Charakter, die jene Tage «für alle, die sie miterlebt haben, zu den unverlierbaren Erinnerungswerten höchster Art» gemacht hat, wie einer der Miterlebenden noch Jahrzehnte später, selbstergriffen im Greisenalter, schrieb.<sup>101</sup> Ihr Ausdruck war, spontan auf Strassen und Plätzen von der Menge angestimmt, das Deutschlandlied des lange umstrittenen liberalen Revolutionäres von 1848, Hoffmann v. Fallersleben, das jetzt zur eigentlichen Nationalhymne wurde. Der Satz Wilhelms II., am Abend des 1. August den Zehntausenden auf dem Berliner Schlossplatz entgegengerufen, er «kenne keine Parteien und auch keine Konfessionen mehr», sondern «nur noch deutsche Brüder», war gewiss sein populärstes Wort; in der tief und traditionell gespaltenen Nation, die an ihren Gegensätzen litt, beseitigte es für einen unvergesslichen Augenblick vielfältige Schranken; die deutsche Einheit, knapp fünfzig Jahre zuvor erreicht, schien jetzt erst verwirklicht.

Es waren Tage schöner Täuschungen. Denn das Gefühl der Einigkeit verhüllte nur, was es aufzuheben schien. Hinter dem Bild der versöhnten Nation lebten die alten Gegensätze fort, und dem aufbrandenden Jubel lagen die unterschiedlichsten Motive zugrunde: persönliche und patriotische Wunschträume, revolutionäre Antriebe und Überdruß, antigesellschaftliche Empörungskomplexe, hegemoniale Zielsetzungen sowie, immer wieder, die Sehnsucht des abenteuerlichen Herzens nach einem Ausbruch aus der Routine der bürgerlichen Ordnung – dies alles kam zusammen und empfand sich für einen Augenblick als Hingabe zur Rettung des Vaterlandes.

Hitlers eigene Empfindungen waren von solchen unterschobenen Vorstellungen nicht frei: «So quoll mir, wie Millionen anderen, denn auch das Herz über vor stolzem Glück», hat er geschrieben und seinen Überschwang allein auf die Möglichkeit zurückgeführt, endlich die nationale Gesinnung beweisen zu können. Am 3. August richtete er ein Immediatgesuch an den Bayerischen König mit der Bitte, trotz seiner österreichischen Staatsangehörigkeit als Freiwilliger in ein bayerisches Regiment aufgenommen zu werden. Der Widerspruch zwischen seiner Stellungsflucht und diesem

Schritt besteht nur scheinbar; denn die Militärdienstzeit unterwarf ihn einem sinnlos empfundenen Zwang, während der Krieg gerade die Befreiung aus den Missstimmungen, der Not seiner unverständenen Affekte, dem richtungslosen Leerlauf seines Lebens bedeutete. Zwei patriotische Volksbücher über den Krieg von 1870/71 waren, seinen eigenen Worten zufolge, die erste schwärmerische Lektüre des Halbwüchsigen gewesen. Jetzt schickte er sich an, in die machtvolle, vom Glanz kindlicher Leseabenteuer verklärte Armee einzutreten. Schon die vergangenen Tage hatten ihm die entbehrten Gefühle emotionaler Zugehörigkeit und Übereinstimmung gewährt. Nun zum erstenmal in seinem Leben sah er eine Aufgabe, die Chance, am Ansehen einer grossen, gefürchteten Institution teilzuhaben. Zwar hatte er in den vergangenen Jahren einige Erfahrungen gesammelt, die Nöte der Menschen, ihre Sehnsüchte und Ängste kennengelernt; aber er war immer in den gesellschaftlichen Zwischenbereichen geblieben, ein Aussenseiter ohne das Gefühl der Identität des Schicksals. Jetzt eröffnete sich ihm eine Möglichkeit, diesem tiefen Bedürfnis Genüge zu tun.

Schon einen Tag, nachdem er das Gesuch eingereicht hatte, traf das Antwortschreiben ein. Mit zitternden Händen, so hat er bekannt, habe er es geöffnet. Es forderte ihn auf, sich beim 16. Bayerischen Reserve-Infanterie-Regiment, nach seinem Kommandeur auch Regiment List genannt, zu melden. Für Hitler begann «die unvergesslichste und grösste Zeit meines irdischen Lebens»<sup>102</sup>.

## 5. KAPITEL

### Erlösung durch den Krieg

«Ohne das Heer wären wir alle nicht da; wir sind einst  
alle aus dieser Schule gekommen.»

*Adolf Hitler*

In der zweiten Oktoberhälfte, nach einer Ausbildungszeit von nur knapp zehn Wochen, wurde das Regiment List an die Westfront verlegt. Ungeduldig und voller Sorge, der Krieg könnte noch vor seinem ersten Einsatz beendet sein, hatte Hitler den Transport erwartet. Doch schon in der sogenannten Feuertaufe am 29. Oktober während der ersten Schlacht von Ypern erlebte er eine der blutigsten Auseinandersetzungen des beginnenden Krieges. Den massiven, für den deutschen Kriegsplan entscheidenden Versuchen, zur Kanalküste durchzustossen, stellten sich die an diesem Abschnitt eingesetzten britischen Einheiten erbittert, schliesslich erfolgreich entgegen. Lange tobten die Kämpfe hin und her, Hitler selber hat in einem Brief an den Schneidermeister Popp berichtet, das Regiment sei in dieser Schlacht innerhalb von vier Tagen von dreitausendsechshundert auf rund sechshundert Mann zusammengeschmolzen. Demgegenüber verzeichnet die Regimentsgeschichte dreihundertneunundvierzig Gefallene für diesen ersten Einsatz. Auch verlor die Einheit schon kurze Zeit später, bei dem Dorf Becelaere, ihren Kommandeur und erwarb sich, zum Teil infolge leichtsinniger Befehle, eine «schmerzliche Volkstümlichkeit»<sup>103</sup>.

Desgleichen hält die Schilderung, die Hitler in «Mein Kampf» von seinem ersten Einsatz im Krieg geschrieben hat, in den Einzelheiten der Nachprüfung nicht stand. Doch verrät die ungewöhnli-

che stilistische Sorgfalt, die er dieser Passage gewidmet hat, sowie die spürbare Bemühung um poetische Erhöhung, wie unvergesslich sich ihm dieses Erlebnis eingepägt hat:

«Und dann kommt eine feuchte, kalte Nacht in Flandern, durch die wir schweigend marschieren, und als der Tag sich dann aus den Nebeln zu lösen beginnt, da zischt plötzlich ein eiserner Gruss über unsere Köpfe uns entgegen und schlägt in scharfem Knall die kleinen Kugeln zwischen unsere Reihen, den nassen Boden aufpeitschend; ehe aber die kleine Wolke sich noch verzogen, dröhnt aus zweihundert Kehlen dem ersten Boten des Todes das erste Hurra entgegen. Dann aber begann es zu knattern und zu dröhnen, zu singen und zu heulen, und mit fiebrigen Augen zog es nun jeden nach vorne, immer schneller, bis plötzlich über Rübenfelder und Hecken hinweg der Kampf einsetzte, der Kampf Mann gegen Mann. Aus der Ferne aber drangen die Klänge eines Liedes an unser Ohr und kamen immer näher und näher, sprangen über von Kompagnie zu Kompagnie, und da, als der Tod gerade geschäftig hineingriff in unsere Reihen, da erreichte das Lied auch uns, und wir gaben es nun wieder weiter: Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!»<sup>104</sup>

Hitler war während des ganzen Krieges Meldegänger zwischen dem Regimentsstab und den vorgeschobenen Stellungen, und die Aufgabe, die ihn auf sich selbst verwies, lag seiner einzelgängerischen Natur. Einer seiner Vorgesetzten erinnerte sich an ihn als einen «ruhigen, etwas unmilitärisch aussehenden Mann, der sich zunächst in nichts von seinen Kameraden unterschied». Er war zuverlässig, pflichtbewusst und gehörte, der gleichen Quelle zufolge, zu den ernster veranlagten Menschen. Doch auch hier galt er als Sonderling, der «Spinner», wie die Kameraden fast übereinstimmend versicherten: Oft sass er «mit dem Helm auf dem Kopf in Gedanken versunken in der Ecke, und keiner von uns war imstande, ihn aus seiner Apathie herauszubringen». Die Urteile, wiewohl vergleichsweise zahlreich und aus nahezu vier Jahren stammend, lauten durchweg so oder doch ähnlich, keines macht ihn eigentlich lebendig, aber ihre Farblosigkeit ist die ihres Gegenstandes.

Selbst die exzentrischen Züge, durch die er auffiel, besitzen einen merkwürdig unpersönlichen Charakter und bringen weniger die Person zum Vorschein als die Prinzipien, denen sie folgte. Bezeichnenderweise galten die gelegentlichen Ausbrüche, in denen er sich aus seinen anhaltenden Grübeleien befreite, nicht den tausend



Misshelligkeiten des Soldatenlebens, sondern der Angst um den Sieg, dem Verdacht des Verrats oder unsichtbarer Feinde. Es existiert keine Episode, die ihm individuellen Umriss verschaffte, kein Zeichen irgendeiner Eigenart, und die einzige Anekdote, die überliefert wurde und später in die Lesebücher Eingang fand, ist in der Tat nichts anderes als eine Lesebuchanekdote: Sie erzählt, wie [Hitler](#) auf einem Meldegang bei Montdidier auf einen Trupp von fünfzehn Franzosen stiess und wie es seiner Geistesgegenwart, seinem Mut und Überrumpelungsgeschick gelang, sie zu überwältigen und gefangen seinem Kommandeur vorzuführen.<sup>105</sup>

Sein musterhafter Übereifer verdeckte den Menschen hinter einem Bilde wie aus dem patriotischen Kalender: Es war eine andere Art, sich der Umwelt zu entziehen, eine Flucht ins Klischee. Bei einem Erkundungsgang riss er seinen Kommandeur aus dem plötzlich einsetzenden feindlichen Maschinengewehrfeuer, stellte sich «schützend vor ihn» und bat ihn, «das Regiment davor (zu) bewahren, in so kurzer Zeit ein zweites Mal seinen Kommandeur zu verlieren».<sup>106</sup> Sicherlich war er, allen später geäusserten, aber politisch motivierten Zweifeln zum Trotz, tapfer. Schon im Dezember 1914 erhielt er das Eiserne Kreuz II. Klasse, «es war der glücklichste Tag meines Lebens», schrieb er dem Schneidermeister Popp, «freilich, meine Kameraden, die es auch verdient hatten, sind fast alle tot». Im Mai 1918 wurde er mit einem Regimentsdiplom wegen Tapferkeit vor dem Feind ausgezeichnet und am 8. August des gleichen Jahres mit dem an Mannschaftsdienstgrade selten verliehenen Eisernen Kreuz I. Klasse.

Ein konkreter Anlass für diese Auszeichnung ist allerdings bis heute nicht ausfindig gemacht worden, [Hitler](#) selber hat nie darüber gesprochen, vermutlich um das Eingeständnis zu vermeiden, dass er die Auszeichnung dem Vorschlag des jüdischen Regimentsadjutanten Hugo Gutmann verdankte. Auch die Regimentsgeschichte schweigt darüber, während die überlieferten Berichte stark voneinander abweichen. Sie behaupten, offenbar in Anlehnung an die erwähnte Anekdote, dass [Hitler](#) eine fünfzehnköpfige englische Patrouille gefangengenommen habe, oder schildern die dramatische Festsetzung von zehn, zwölf und selbst zwanzig Franzosen, wobei [Hitler](#) mitunter sogar die geläufige Kenntnis des

Französischen angedichtet wurde, das er in Wirklichkeit nur oberflächlich, in ungefähren Wendungen beherrschte. Wieder eine andere Darstellung will wissen, wie er sich im schwersten Feuer zu einer Artillerieeinheit durchgeschlagen und auf diese Weise den drohenden Beschuss der eigenen Stellungen verhindert habe. Am wahrscheinlichsten ist, dass er keiner einzelnen Tat, sondern dem jahrelang bewiesenen, unauffälligen Einsatz die Anerkennung verdankte. Doch was immer der Anlass war; die Kriegsdekorationen erwiesen sich für **Hitlers** Zukunft von unschätzbarem Wert. Sie gaben ihm, dem Österreicher, eine Art höheres Heimatrecht in Deutschland und schufen dadurch überhaupt erst die Voraussetzung für den aussichtsreichen Beginn seiner Karriere: sie sicherten und legitimierten seinen Anspruch auf politische Mitsprache sowie auf politische Gefolgschaft.

Im Felde indessen, unter den Kameraden, forderte sein exaltiertes Verantwortungsbewusstsein, diese stets das militärische Gesamtgeschehen umfassende Sorge des Gefreiten, häufige Kritik heraus: «Wir alle schimpften auf ihn», erinnerte sich später einer seiner Kameraden, andere meinten: «Der Spinner will halt auch noch die Bandel.» In dem mageren, gelblichen Gesicht war stets ein Zug von Bedrückung sichtbar. Gleichwohl war **Hitler** offenbar nicht unbeliebt, vielmehr machte er wiederum nur die Distanz spürbar, durch die er sich von den Kameraden getrennt fühlte. Im Gegensatz zu ihnen war er ohne Familie, er erhielt oder schrieb kaum Briefe und teilte auch ihre banalen Neigungen, ihre Sorgen, Weibergeschichten und ihr Gelächter nicht. «Nichts hasste ich so wie den Schund», hat er später im Blick auf diese Zeit versichert. Er habe stattdessen viel über die Probleme des Lebens nachgedacht, Homer, das Evangelium und Schopenhauer gelesen, der Krieg habe ihm dreissig Jahre Universität ersetzt.<sup>107</sup> Unnachgiebiger als sie alle, glaubte er allein zu wissen, worum es ging, und schöpfte aus seiner Vereinsamung, seiner Kontaktnot, das Bewusstsein besonderer Erwähltheit. Die erhaltenen Fotografien aus jener Zeit deuten etwas von dieser eigentümlichen Fremdheit zu den Kameraden, der Inkongruenz ihrer Motive und Erfahrungen an: blass, schweigend, unerreichbar sitzt **Hitler**, mit starrem Ausdruck, neben ihnen.

Dieses komplexe Unvermögen zu menschlichen Verhältnissen mag auch ausschlaggebend dafür gewesen sein, dass Hitler in den vier Jahren an der Front nur zum Gefreiten befördert wurde. Im Nürnberger Prozess hat der langjährige Adjutant des Regiments List versichert, es sei gelegentlich erwogen worden, Hitler zum Unteroffizier zu befördern, doch habe man am Ende davon Abstand genommen, «weil wir keine entsprechenden Führeigenschaften an ihm entdecken konnten». Auch habe Hitler selber nicht zur Beförderung vorgeschlagen werden wollen.<sup>108</sup>

Was er im Krieg, in Quartieren und Mannschaftsunterkünften fand, war jene Art menschlicher Beziehung, die seinem Wesen entsprach und sich gerade durch die Chance der Unpersönlichkeit definierte, die sie gewährte: Es war wiederum die Lebensform des Männerheims, der er begegnete, wenn auch insofern verändert, als seinen sozialen Prestigebedürfnissen, seiner inneren Unruhe sowie seinem Sinn für Pathetik endlich Genüge getan war. Aber hier wie dort war der soziale Rahmen seiner Menschseu und Misanthropie sowie seinem reduzierten Verlangen nach Fühlung angemessen. Die Heimat, die er nicht besass, hat er im Feld gefunden, das Niemandsland war sein Zuhause.

Das wird auf wörtlich diese Weise von einem seiner ehemaligen Vorgesetzten bestätigt: «Für den Gefreiten Hitler war das Regiment List Heimat.»<sup>109</sup> Der Hinweis löst zugleich den Widerspruch zwischen seinem fast versessen wirkenden Einordnungswillen im Krieg und der Asozialität seines Aussenseitertums in den vorausgegangenen Jahren. Seit dem Tode der Mutter hatte er sich nie mehr so heimisch gefühlt, niemals seither war sein gleichzeitiges Bedürfnis nach Abenteuer und Ordnung, nach Ungebundenheit und Disziplin so nachhaltig befriedigt worden wie in den Stabsquartieren, den Gräben und Unterständen an der Front. Der Krieg war, im Gegensatz zu den verletzenden Erfahrungen der zurückliegenden Jahre, Adolf Hitlers grosses positives Bildungserlebnis, ein «gewaltiger Eindruck», «überwältigend», «so glücklich», wie er selber formuliert hat, eine überschwenglich bejahte Erfahrung von eigentlich metaphysischem Rang.

Hitler selber hat versichert, der Krieg habe ihn gewandelt.<sup>110</sup> Vor allem anderen hat er dem empfindsamen jungen Mann Härte

und das Bewusstsein des eigenen Wertes verschafft. Bezeichnenderweise wagte er sich jetzt auch wieder den Verwandten unter die Augen, sowohl seinen Heimaturlaub im Oktober 1917 als auch den vom September 1918 verbrachte er bei seinen Angehörigen in Spital. Darüber hinaus lernte er im Feld den Nutzen der Solidarität, eine partielle Selbstzucht sowie schliesslich jene Schicksalsgläubigkeit, die den pathetischen Irrationalismus der Generation, der er angehörte, im Allgemeinen geprägt hat. Sein Mut und die Kaltblütigkeit, mit der er sich im heftigsten Feuer bewegte, hatten ihm unter den Kameraden eine Art Nimbus eingetragen, ist der [Hitler](#) dabei, pflegten sie zu sagen, «da passiert nichts». Auf ihn selber scheint diese Erfahrung tiefen Eindruck gemacht zu haben; sie hat offenbar jenen Glauben an seine besondere Berufung verstärkt, den er sich in all den Jahren des Versagens hartnäckig bewahrt hatte.

Der Krieg hat jedoch auch [Hitlers](#) Neigung zur kritischen Grübeleien vergrössert. Wie viele seinesgleichen gewann er im Feld die Erkenntnis vom Versagen der alten Führungsschichten und der inneren Erschöpfung jener Ordnung, zu deren Verteidigung er ausgerückt war: «Ich würde für diese Gefallenen ihre Führer verantwortlich machen», äusserte er gelegentlich gegenüber einem verblüfften Kameraden. Die Frage nach einer neuen Ordnung, der sich diese politisch kaum bewegte bürgerliche Jugend unvermittelt gegenüber sah, erfasste vage auch ihn. Zwar hat er zunächst, wie er selber es nennt, «nicht politisieren» oder, wie es an anderer Stelle ganz im Sinne seiner politikfremden Einstellung der Wiener Jahre heisst, «also damals von Politik nichts wissen» wollen; aber seine unstillbare Spekulierversucht brachte alle Vorsätze durcheinander, und bald erregte er dadurch Aufmerksamkeit, dass er «über politische und weltanschauliche Fragen in der primitiven Art der kleinen Leute philosophierte». Aus der Anfangsphase des Krieges ist ein von ihm verfasster, zwölf Seiten langer Brief an einen Münchener Bekannten überliefert, der diese Beobachtung bestätigt; nach der ausführlichen Schilderung eines Sturmangriffs, an dem er teilgenommen hatte («wie durch ein Wunder blieb ich gesund und heil»), schliesst das Schreiben:<sup>111</sup>

«Ich denke so oft an München, und jeder von uns hat nur den einen Wunsch, dass es bald zur endgültigen Abrechnung mit der Bande kommt, zum Daraufgehen, koste es was es wolle, und dass die, die von uns das Glück besitzen werden, die Heimat wiederzusehen, sie reiner und von der Fremdländerei gereinigter finden werden, dass durch die Opfer und Leiden, die nun täglich so viele Hunderttausende von uns bringen, dass durch den Strom von Blut, der hier Tag für Tag fließt gegen eine internationale Welt von Feinden, nicht nur Deutschlands Feinde im Äusseren zerschmettert werden, sondern dass auch unser innerer Internationalismus (!) zerbricht. Das wäre mehr wert als aller Ländergewinn. Mit Österreich wird die Sach kommen wie ich es immer sagte.»

Politisch entsprach, was diese Passage vertrat, den ideologischen Fixierungen der Wiener Jahre: der Angst von nationaler Überfremdung sowie dem Abwehrgefühl gegen eine Welt von Feinden; ansatzweise enthielt es aber auch schon jene aus dem Gedankengut der österreichischen Alldeutschen entwickelte Vorstellung, die sich später in seiner These vom Primat der Innenpolitik niederschlug: dass die innere Geschlossenheit eines Staates seiner Machtausdehnung vorangehe; Grossdeutschland sollte gleichsam zunächst deutsch und dann erst gross sein.

Anfang Oktober 1916 wurde [Hitler](#) bei Le Barqué am linken Oberschenkel leicht verwundet und ins Lazarett Beelitz bei Berlin überstellt. Fast fünf Monate lang, bis Anfang März 1917, hielt er sich in der Heimat auf, und wenn nicht alles trügt, sah er sich in dieser Zeit einen Schritt näher an die Politik gedrängt.

Die Augusttage des Jahres 1914 sowie die Erfahrungen an der Front hatten sich ihm vor allem als das Erlebnis der inneren Einheit der Nation eingepägt. Zwei Jahre lang war dies eine beseligende, kaum ernsthaft beeinträchtigte Gewissheit gewesen. Ohne Heimatadresse, ohne irgendein Wohin, hatte er auf nahezu alle Urlaubsansprüche verzichtet und sich in ungestörtem Übereifer in seiner Scheinwelt bewegt: «Es war noch die Front der alten, herrlichen Heldenarmee», wie er sich später sehnsüchtig erinnerte.<sup>112</sup> Umso nachhaltiger war der Schock, als er in Beelitz und bei einem ersten Besuch in Berlin den politischen, sozialen und sogar landsmannschaftlichen Gegensätzen von einst wiederbegegnete. Ver zweifelt ging ihm auf, dass die Zeit allen Enthusiasmus der An-

fangsphase erstickt hatte. An die Stelle erhebender Schicksalsverschwoerenheit waren wieder Parteien und Parteienstreit, Meinungsverschiedenheiten, Widerstände gerückt, und es mag sein, dass sein lebenslanges Ressentiment gegen die Stadt Berlin in dieser frühen Erfahrung seinen Ursprung hatte. Er erlebte Unzufriedenheit, Hunger und Resignation. Voller Empörung begegnete er Drückebergern, die sich ihrer «höheren Klugheit» rühmten, registrierte Heuchelei, Egoismus, Kriegsgewinne und erkannte, den fixen Zwängen aus Wiener Tagen getreu, hinter allen diesen Erscheinungen die Figur des Juden am Werk.

Auch als er, nahezu wiederhergestellt, nach München zum Ersatzbataillon zurückkehrte, war es nicht anders; er glaubte, die Heimat «nicht mehr wieder zu erkennen». Mit unverhohlener Erbitterung wandte er sich gegen diejenigen, die ihm dieses Entzauberungserlebnis bereitet und den schönen Traum der inneren Einheit, die erste positive soziale Erfahrung seit Kindheitstagen, zerschlagen hatten: gegen die «hebräischen Volksverderber» einerseits, von denen man zwölf- oder fünfzehntausend hätte «unter Giftgas» halten müssen, sowie gegen die Politiker und Journalisten andererseits. Die sprachlichen Mittel, deren er sich bediente, spiegelten noch im Nachhinein den Grad seiner Aufgebrachtheit wider: «Schwätzer», «Ungeziefer», «meineidige Verbrecher der Revolution», verdienten sie nichts anderes, als vertilgt zu werden, «man müsste rücksichtslos die gesamten militärischen Machtmittel einsetzen zur Ausrottung dieser Pestilenz»<sup>113</sup> formulierte er. Denn noch wünschte er leidenschaftlich, mit geradezu hysterischem Verlangen, den Sieg; weder eine Ahnung noch Berechnung sagten ihm, dass er für seinen Aufstieg aus der Namenlosigkeit viel eher der Niederlage bedurfte.

Als er im Frühjahr 1917 an die Front zurückkehrte, fühlte er sich daher wie befreit und der zivilen Welt, der er sich nie anzupassen vermocht hatte, weiter entfremdet. Die Militärunterlagen vermerken seine Teilnahme an den Stellungskämpfen im französischen Flandern, an der Frühjahrsschlacht von Arras und im Herbst am heftig umstrittenen Chemin des Dames. Besorgt registrierte er währenddessen die «sinnlosen Briefe gedankenloser Weiber», die der kriegsmüden Stimmung in der Heimat zur Verbreitung an der

Front verhalfen. Mit einem Kameraden, dem Maler Ernst Schmidt, pflegte er zu dieser Zeit häufig seine berufliche Zukunft zu erörtern, und Schmidt hat bekundet, sein Gesprächspartner habe damals zu überlegen begonnen, ob er sich nicht in der Politik versuchen solle; allerdings sei er sich niemals wirklich schlüssig geworden. Andererseits fehlte es nicht an Indizien dafür, dass er noch immer an seine Karriere als Künstler glaubte. Als er im Oktober 1917, nicht lange nach der umstrittenen Friedensresolution des Reichstags und kurz vor dem militärischen Triumph des Reiches im Osten, auf Urlaub nach Berlin, in das politische Zentrum des Landes kam, schrieb er auf einer Karte an Schmidt: «Habe jetzt endlich Gelegenheit die Museen etwas besser zu studieren.» Später hat er versichert, er habe dem kleinen Kreis seiner Freunde damals des öfteren auseinandergesetzt, dass er nach der Rückkehr aus dem Feld neben seinem Beruf als Baumeister politisch zu wirken gedenke. Er wusste angeblich auch bereits, in welcher Weise: er wollte Redner werden.<sup>114</sup>

Diese Absicht entsprach seiner Überzeugung aus Wiener Tagen, dass alles menschliche Verhalten steuerbar sei: der ihn ängstigende und zugleich faszinierende Gedanke von den allenthalben im Verborgenen wirkenden Drahtziehern erhielt seine eigentlich verführende Gewalt erst kraft der Vorstellung, eines Tages selber zu den Drahtziehern zu gehören. Sein Menschenbild verneinte jegliche Spontaneität, alles war herstellbar, «ungeheure, kaum verständliche Ergebnisse», wie er selber nicht ohne einen Anflug von Verblüffung vermerkt hat, wenn nur die richtigen Spieler im richtigen Augenblick die richtigen Glieder bewegten. So hat er denn auch die Bewegungsabläufe der Geschichte, Aufstieg und Untergang von Völkern, Klassen oder Parteien, in gänzlich unangemessener Weise wesentlich als Folge des grösseren oder geringeren propagandistischen Vermögens bewertet und diese Auffassung in dem berühmten 6. Kapitel seines Buches «Mein Kampf» am Beispiel der deutschen und der alliierten Propaganda erläutert.

Deutschland hatte danach die Auseinandersetzung infolge einer Propaganda verloren, die «in der Form ungenügend, im Wesen psychologisch falsch» gewesen sei. Die Unfähigkeit seiner Führung, die wahrhaft fürchterlichen Wirkungen dieser Waffe zu

messen, habe eine Propaganda verhindert, die diesen Namen nicht verdiente, und nur ein «fades Pazifistenspülwasser» erlaubt, das gänzlich ungeeignet gewesen sei, «Menschen zum Sterben zu berauschen». Während die «allergenialsten Seelenkenner gerade noch gut genug» für diese Aufgabe seien, habe man auf deutscher Seite besserwisserische und blasierte Versager damit beauftragt, so dass nicht nur kein Nutzen, sondern mitunter geradezu Schaden dadurch entstanden sei.

Ganz anders habe es sich, wie [Hitler](#) meinte, mit der Gegenseite verhalten. Von der «ebenso rücksichtslosen wie genialen Art» der alliierten Greuelpropaganda zeigte er sich tief beeindruckt und verlor sich wiederholt in fachmännischen Schwelgereien über die, wie er formulierte, unbedingte, freche, einseitige Sturheit ihrer Lügen.<sup>115</sup> Er habe von ihr «unendlich gelernt», und wie er im Ganzen dazu neigte, die eigenen Überzeugungen und Grundsätze am Beispiel gegnerischer Praktiken zu demonstrieren, so hat er auch seine Prinzipien psychologischer Beeinflussung erstmals am Vorbild der Feindpropaganda des Weltkriegs entwickelt. Zwar entsprach die These von der Überlegenheit der psychologischen Kriegführung des Gegners einer verbreiteten Vorstellung innerhalb der deutschen Öffentlichkeit. Sie war im Grunde nichts anderes als eine der Legenden, die der militärstolzen Nation mit aussermilitärischen Gründen zu erklären vorgaben, was allzu vielen unerklärlich geblieben war: dass Deutschland nach so vielen Triumpfen auf allen Schlachtfeldern, nach so vielen Anstrengungen und Opfern, den Krieg gleichwohl verloren hatte. Doch in der für ihn charakteristischen Mischung von Hellsicht und Dumpfheit, die ihn klug in seinen Irrtümern machte, hat [Hitler](#) den durchsichtigen Erklärungsversuch zum Ausgangspunkt seiner Einsichten über Wesen und Wirkung der Propaganda gemacht: sie müsse volkstümlich sein, habe sich nicht an die Gebildeten, sondern «ewig nur an die Masse» zu wenden und ihr Niveau nach der geistigen Aufnahmefähigkeit des Beschränktesten unter denjenigen zu richten, die sie zu erfassen suche; zu ihren Voraussetzungen zähle ferner, dass sie sich in schlagwortartig einhämmernder Manier auf wenige plausible Ziele konzentriere, sich stets nur an das Gefühl, niemals dagegen an den Verstand wende und aller Objektivität nachdrücklich



entsage; nicht einmal der Schatten eines Zweifels am eigenen Recht sei erlaubt, es gebe nur «Liebe oder Hass, Recht oder Unrecht, Wahrheit oder Lüge, niemals aber halb so und halb so» – dies alles wiederum, wie eigentlich durchweg, keine originellen Gedanken; doch die Energie, mit der er sie dachte, die Freiheit, mit der er die Masse, ihre Borniertheit, Enge und Unbeweglichkeit, ohne alle Verachtung, aber doch ganz instrumental seinen Zweckvorstellungen unterwarf, sollte ihm bald schon eine beträchtliche Überlegenheit gegenüber allen Rivalen und Mitbewerbern um die Gunst dieser Masse sichern.

Eine erste Ahnung dieser Überlegenheit empfing er bereits jetzt. Denn angesichts seiner Erlebnisse in dieser späten Phase des Krieges sah er seine Erfahrung aus Wiener Jahren bestätigt und vertieft, dass ohne die Massen, ohne die Kenntnis ihrer Schwächen, Vorzüge und Empfindlichkeiten Politik nicht mehr möglich sei: die grossen demokratischen Demagogen Lloyd George und Clemenceau gesellten sich zu dem bewunderten Idol Karl Lueger, später trat, wenn auch etwas blasser und gedankenkrank, der amerikanische Präsident Wilson hinzu; und es war, wie Hitler glaubte, einer der Hauptgründe für die immer deutlicher zutage tretende deutsche Unterlegenheit, dass keiner dieser alliierten Volksführer einen annähernd überzeugenden Gegenspieler auf selten des Reiches gefunden hatte. Isoliert vom Volk und unfähig, dessen wachsende Bedeutung zu erkennen, verharrte die deutsche Führungsschicht in konservativem Immobilismus, so überheblich wie ahnungslos, auf den hergebrachten Positionen. Die Erkenntnis ihres Versagens gehört zu den grossen bleibenden Eindrücken Hitlers aus jener Zeit. Vorurteilslos und nüchtern, frei von der Selbstsucht und der Sentimentalität, die das charakteristische Schwächezeichen abdankender Herrschaftsschichten sind, dachte Hitler nur auf Wirkungen hin. Aus diesem Grunde bewunderte er selbst das abgeschmackte Fabelwerk der gegnerischen Propaganda, wenn sie deutsche Soldaten als Schlächter über abgehackten Kinderhänden oder den aufgeschlitzten Bäuchen von Schwangeren darstellte; denn solche Bilder machten sich die Zauberwirkung der Angst, die Mechanik der unaufhaltsamen Selbstvergrösserung von Greuelvorstellungen in der gemeinen Phantasie zunutze.

Nicht weniger nachhaltig beeindruckte ihn aufs Neue die mobilisierende Kraft von Ideen; denn den Kreuzzugsformeln, mit deren Hilfe die Alliierten ihrer Sache so viel schönen Schein gaben, ganz als verteidigten sie die Welt mitsamt ihren heiligsten Gütern gegenüber den Mächten der Barbarei und des Abgrunds: dieser missionarischen Selbstdarstellung des Gegners hatte die deutsche Seite kaum etwas entgegenzusetzen. Das war umso fataler, als sie unter dem Eindruck der frühen militärischen Erfolge die nicht unwirksame These des reinen Verteidigungskrieges aufgegeben und sich immer unverhohlener zu einem annektionistischen Siegfrieden bekannt hatte, ohne zu begreifen, dass solche Bestrebungen vor der Welt der Rechtfertigung bedurften; auf das blosses Raum- und Entfaltungsbedürfnis einer Nation, die sich zu spät gekommen wähnte, liess es sich jedenfalls nicht gründen. Unterdessen aber kam, überbaut von den Verheissungen einer sozialen Erlösungs-idee, Ende 1917 aus dem besiegten Russland das Angebot eines «gerechten und demokratischen Friedens ohne Annexionen und gemäss dem Selbstbestimmungsrecht der Völker, wie er von den erschöpften und gemarterten Klassen der Arbeiter und Werktätigen aller Länder sehnsüchtig herbeigewünscht» werde; und auf der anderen Seite verkündete Woodrow Wilson zu Beginn des Jahres 1918 vor dem amerikanischen Kongress ein umfassendes Friedenskonzept, das «die Welt tauglich und sicher für das Leben der Menschen» machen sollte: das stimulierende Bild einer Ordnung der Gerechtigkeit, der politischen wie moralischen Selbstbestimmung, ohne Gewalt und Aggression. Es war unvermeidlich, dass diese Entwürfe, angesichts der ideenlos gewordenen Macht des Reiches, in dem erschöpften Lande eine nachhaltige Wirkung entfalteten. Eine bezeichnende Episode der Zeit berichtet von einem deutschen Generalstabsoffizier, der sich im Herbst 1918 in plötzlicher Erkenntnis die Hand vor die Stirne schlug: «Zu wissen, dass es Ideen gibt, gegen die wir kämpfen müssen, und dass wir den Krieg verlieren, weil wir von diesen Ideen nichts gewusst haben!»<sup>116</sup>

Insoweit war auch die These von den aussermilitärischen Ursachen der deutschen Niederlage, die später in zahlreichen Varianten zum Verdrängungsrepertoire der Rechten gehörte, nicht nur auf den Siegfriedkomplex einer Nation zurückzuführen, die sich eher

durch Tücke und Verrat als im offenen Kampf besiegt wissen wollte; die Behauptung enthielt vielmehr einen zutreffenden Kern. Tatsächlich war Deutschland auch abseits der Schlachtfelder besiegt worden, wenn auch anders, als die nationalen Wortführer es meinten: ein überholtes, anachronistisch gewordenes politisches System hatte sich der zeitgemässeren demokratischen Ordnung unterlegen gezeigt. Und erstmals ergriff von Hitler der Gedanke Besitz, dass man einer Idee niemals durch blosser Machtentfaltung, sondern nur mit Hilfe einer anderen und suggestiveren Idee erfolgreich entgegenzutreten könne: «Jeder Versuch, eine Weltanschauung mit Machtmitteln zu bekämpfen, scheidet am Ende, solange nicht der Kampf die Form des Angriffs für eine neue geistige Einstellung erhält. Nur im Ringen zweier Weltanschauungen miteinander vermag die Waffe der brutalen Gewalt, beharrlich und rücksichtslos eingesetzt, die Entscheidung für die von ihr unterstützte Seite herbeizuführen.»<sup>117</sup> Zwar kann man davon ausgehen, dass diese später formulierten Überlegungen zurzeit des Krieges nur sehr vage und umrisshaft, mehr als Ahnung denn als Bewusstsein eines Problems, in ihm wirksam waren; doch stellen sie, in aller Undeutlichkeit, den bleibenden Gewinn der Kriegsjahre dar.

Im Sommer 1918 allerdings schien der deutsche Sieg noch einmal näher denn je. Einige Monate zuvor hatte das Reich einen bedeutenden Erfolg errungen, nicht nur einen dieser flüchtigen Schlachtensiege, an denen es sich erschöpfte: Anfang März hatte es Russland den Frieden von Brest-Litowsk diktiert und rund einen Monat später im Vertrag von Bukarest Rumänien gegenüber seine noch einmal eindrucksvoll sichtbar gewordene Macht demonstriert. Zugleich damit war der Zweifrontenkrieg beendet worden und das deutsche Westheer mit nunmehr zweihundert Divisionen und annähernd dreieinhalb Millionen Mann auf die Stärke der alliierten Armeen gebracht. Zwar blieb es in Ausrüstung und Bewaffnung dem Gegner deutlich unterlegen; den 18'000 Geschützen der Feindmächte beispielsweise standen nur 14'000 auf deutscher Seite gegenüber. Doch unterstützt von einem neuen, wenn auch nicht ungebrochenen Gefühl öffentlicher Zuversicht hatte die Oberste Heeresleitung schon Ende März mit der ersten von fünf Offensi-

ven begonnen, die noch vor dem Eintreffen der amerikanischen Truppen unter äusserstem Einsatz die Entscheidung erzwingen sollten; das deutsche Volk habe nur noch die Wahl, zu siegen oder unterzugehen, versicherte Ludendorff in einer Erklärung, die jene gleiche Leidenschaft für den grossen Hasard erkennen liess, von der später [Hitler](#) besessen war.

Unter Aufbietung der letzten verbliebenen Kräfte, zähe entschlossen, nach so vielen fruchtlosen Siegen und vergeblich gebliebenen Strapazen den Durchbruch auf breiter Front und damit den Sieg zu erringen, traten die deutschen Einheiten zum Angriff an. [Hitler](#) hat an diesen Kämpfen, mit dem Regiment List, teilgenommen und vor allem die Verfolgungsschlacht bei Montdidier-Noyon und später die Kämpfe bei Soissons und Reims mitgemacht. Tatsächlich gelang es den deutschen Verbänden auch, im Verlauf des Frühsommers die britischen und französischen Armeen bis auf nahezu sechzig Kilometer vor Paris zurückzuwerfen.

Dann jedoch erstarrte die Offensive. Noch einmal hatten die deutschen Armeen jene fatal begrenzte Kraft entwickelt, die ihnen lediglich Scheintriumphe gönnte. Die überaus blutigen Opfer, die der Erfolg gefordert hatte, der verzweifelt spürbar gewordene Mangel an Reserven, die defensiven Erfolge des Gegners schliesslich, dem es gelungen war, nach jedem der deutschen Durchbrüche die Front wieder zu stabilisieren: das alles war der Öffentlichkeit des Landes teils vorenthalten, teils auch von ihr im Überschwang verdrängt worden. Selbst am 8. August noch, als die deutschen Operationen längst zum Stillstand gekommen, die Alliierten auf breiter Front zum Gegenangriff übergegangen und die deutschen Linien, insbesondere vor Amiens, zusammengebrochen waren, verharrte die Oberste Heeresleitung bei ihrem Täuschungskonzept, obwohl sie von ihrer eigenen radikalen Alternative her gezwungen gewesen wäre, nach dem Ausbleiben des Sieges die Niederlage zu gestehen. Der längst als aussichtslos erkannten Lage trug sie lediglich durch einige gedämpftere Farben Rechnung, in denen nunmehr das Gesamtbild deutscher Unbesiegbarkeit gemalt wurde.

So kam es, dass die Öffentlichkeit des Landes sich dem Sieg und dem ersehnten Ende des Krieges nie so nahe glaubte wie im Som-

mer 1918, als in Wirklichkeit die Niederlage unmittelbar bevorstand, und wenigstens nur widerlegt so nachdrücklich die Überlegungen Hitlers über Ohnmacht und Unwirksamkeit der deutschen Propaganda wie diese Illusionen, auch wenn er aus seinen unzutreffenden Vorstellungen durchweg treffende Folgerungen ableitete. Selbst unter den verantwortlichen Politikern und den hohen Offizieren waren die irrigsten Erwartungen wirksam.<sup>118</sup>

Umso empfindlicher traf sie alle der plötzliche Wirklichkeitssturz, als Ludendorff am 29. September 1918 von der eilig herbeigerufenen politischen Führung die sofortige Abgabe eines Waffenstillstandsersuchens verlangte und, am Ende seiner Nervenkraft, alle taktischen Absicherungen verwarf. Bezeichnenderweise hatte er die Möglichkeit eines Scheiterns der Offensive nicht bedacht und daher auch unwillig alle Vorstösse zurückgewiesen, die darauf abzielten, das militärische Unternehmen politisch abzustützen. Nicht einmal ein definierbares strategisches Ziel schien er entwickelt zu haben; jedenfalls gab er dem Kronprinzen auf dessen dahinweisende Frage nur die gereizte, wenn auch überaus charakteristische Antwort: «Wir hauen ein Loch hinein. Das Weitere findet sich.» Und als Prinz Max v. Baden wissen wollte, was bei einem Misserfolg geschehen werde, fuhr Ludendorff auf; «Dann muss Deutschland eben zugrunde gehen.»<sup>119</sup>

Politisch wie psychologisch gleichermassen unvorbereitet, stürzte die Nation, die an die Überlegenheit ihrer Waffen, einer zeitgenössischen Formulierung zufolge, geglaubt hatte «wie an ein Evangelium»<sup>120</sup>, ins Bodenlose. Eine ebenso aufschlussreiche wie schwer begreifliche Äusserung Hindenburgs bezeugt, wie schwer ihre Illusionen starben. Noch im Anschluss an Ludendorffs Eingeständnis, dass der Krieg verloren sei, forderte der alte Feldmarschall den Aussenminister auf, in den bevorstehenden Verhandlungen alles daranzusetzen, um die Annexion der lothringischen Erzgruben zu erwirken.<sup>121</sup> Hier wurde erstmals jene besondere Form der Realitätsverweigerung erkennbar, mit deren Hilfe sich eine wachsende Zahl über die nationalen Nöte und Depressionen der kommenden Jahre, bis zu den rauschhaften Tagen des Frühjahrs 1933, hinwegrettete. Die Wirkung dieses schockartigen Wechsels «von der Siegesfanfare zum Grabgesang der Niederlage» ist nicht zu über-

schätzen. Der Entzauberungsschlag hat die Geschichte der folgenden Jahre so nachhaltig beeinflusst, dass man sagen kann, sie sei ohne dieses Ereignis nicht wirklich zu begreifen.

Es hat den grüblerischen und überspannten Gefreiten des Regiments List, der den Krieg aus der umfassenden Perspektive des Feldherrn betrachtete, mit besonderer Wucht getroffen. Die Einheit war im Oktober 1918 in der Abwehrschlacht in Flandern eingesetzt. Im Verlauf der Kämpfe unternahmen die Engländer in der Nacht vom 13. zum 14. Oktober südlich von Ypern einen Gasangriff. Auf einem Hügel bei Wervick geriet Hitler in ein mehrstündiges Trommelfeuer von Gasgranaten. Gegen Morgen verspürte er heftige Schmerzen, und als er um sieben Uhr früh zum Regimentsstab kam, konnte er kaum noch sehen. Einige Stunden später war er erblindet, seine Augen, so hat er seinen Zustand beschrieben, seien wie in glühende Kohlen verwandelt gewesen. Bald darauf wurde er in das Lazarett Pasewalk in Pommern transportiert.<sup>122</sup>

In den Unterkünften des Lazaretts herrschte eine eigentümliche Spannung, verwirrende Gerüchte liefen um, die vom Sturz der Monarchie und baldiger Beendigung des Krieges handelten. In dem für ihn kennzeichnenden Verantwortungsübereifer fürchtete Hitler lokale Unruhen, Streiks, Insubordination. Freilich schienen ihm die Symptome, auf die er stieß, «mehr die Ausgeburt der Phantasie einzelner Burschen» zu sein; von der im ganzen Volk verbreiteten, weit stärker als in den Beelitzer Tagen erkennbaren Stimmung der Unlust und Erschöpfung spürte er seltsamerweise nichts. Anfang November begann der Zustand seiner Augen sich bereits zu bessern, doch konnte er noch nicht wieder Zeitungen lesen, und Kameraden gegenüber soll er seine Sorge geäußert haben, nie wieder zeichnen zu können. Die Revolution kam für ihn jedenfalls «eines Tages plötzlich und unvermittelt»; in jenen «paar Judenjungen», die angeblich nicht von der Front, sondern aus einem sogenannten «Tripperlazarett» gekommen waren, um «den roten Fetzen» aufzuziehen, glaubte er folglich auch die Akteure einer unbedachten Einzelaktion vor sich zu haben.<sup>123</sup>

Erst am 10. November 1918 wurde ihm «die entsetzlichste Gewissheit meines Lebens» zuteil. Vom Lazarett-Geistlichen zusammengerufen, erfuhren die Insassen, dass eine Revolution ausgebro-

chen, das Haus Hohenzollern gestürzt und in Deutschland die Republik ausgerufen sei. Leise in sich hineinweinend, so hat **Hitler** den Vorgang geschildert, habe der alte Mann der Verdienste des Herrscherhauses gedacht, und keiner der Anwesenden habe währenddessen die Tränen zurückzuhalten vermocht. Als er dann jedoch davon zu sprechen begonnen habe, dass der Krieg nun verloren zu geben und das Reich der Grossmut seiner bisherigen Feinde bedingungslos überantwortet sei – «da hielt ich es nicht mehr aus. Mir wurde es unmöglich, noch länger zu bleiben. Während es mir um die Augen wieder schwarz ward, tastete und taumelte ich zum Schlafsaal zurück, warf mich auf mein Lager und grub den brennenden Kopf in Decke und Kissen. Seit dem Tage, da ich am Grabe der Mutter gestanden, hatte ich nicht mehr geweint... Nun aber konnte ich nicht mehr anders.»<sup>124</sup>

Für **Hitler** persönlich war es eine neuerliche Desillusionierung, so jäh und unbegreiflich wie die Erfahrung, die am Beginn dieser Lebensphase, beim vergeblichen Versuch, auf die Akademie zu gelangen, gestanden hatte. Er hat sie in mythologisierender Vergrößerung zu einem der Dauerthemen seiner Laufbahn gemacht. Selbst seinen Entschluss zur Politik hat er darauf zurückgeführt und damit demonstriert, wie hartnäckig und erbittert auch sein überpersönlicher Behauptungswille war. In nahezu jeder grösseren Rede hat er sich auf fast rituelle Weise darauf bezogen und die Revolution geradezu als das eigentliche Erweckungsereignis seines Lebens ausgegeben. Und durchweg ist ihm darin die Geschichtsschreibung gefolgt. Der fraglos niederschmetternde Eindruck, den die unvermittelte Wendung des Kriegsgeschehens auf ihn gemacht hat, ist sogar Anlass zu der Vermutung gewesen, die Erblindung vom Oktober 1918 sei, teilweise zumindest, hysterischer Natur gewesen, und **Hitler** selber hat solchen Überlegungen auch gelegentlich einige Nahrung gegeben. In einer Rede vor Offizieren und Offiziersanwärtern vom Februar 1942 beispielsweise versicherte er unter Hinweis auf die Gefahr, dass er völlig hätte erblinden können, das Augenlicht bedeute nichts, wenn es nur eine Welt erkennen lasse, in der das eigene Volk versklavt sei: «Was sehe ich dabei dann?» Und im Frühjahr 1944, angesichts der heranrückenden Niederlage, äusserte er Albert Speer gegenüber deprimiert, er hege

begründete Furcht, wiederum, wie gegen Ende des Ersten Weltkrieges, zu erblinden.<sup>125</sup>

Desgleichen hat eine Passage aus «Mein Kampf» die Vorstellung gestützt, als sei Hitler durch einen unabweisbar in den Ohren hallenden Anruf aus seinem unbeachteten Dasein geweckt worden: das Genie bedürfe «ja oft eines förmlichen Anstosses ..., um zum Leuchten gebracht zu werden», heisst es da; «im Einerlei des Alltags pflegen oft auch bedeutende Menschen unbedeutend zu erscheinen und kaum über den Durchschnitt ihrer Umgebung herauszuragen; sobald jedoch eine Lage an sie herantritt, in der andere verzagen oder irre würden, wächst aus dem unscheinbaren Durchschnittskind die geniale Natur ersichtlich empor, nicht selten zum Erstaunen aller derjenigen, die es bisher in der Kleinheit des bürgerlichen Lebens sahen ... Wäre diese Stunde der Prüfung nicht gekommen, so hätte kaum jemand geahnt, dass in dem bartlosen Knaben ein junger Held verborgen ist. Der Hammerschlag des Schicksals, der den einen zu Boden wirft, schlägt bei dem anderen plötzlich auf Stahl.»<sup>126</sup>

Indessen waren derartige Äusserungen offenbar nur dazu gedacht, den Eindruck einer besonderen Berufungszäsur zu vermitteln, und die vorausgegangenen Jahre der Bohème, der Apathie, der dämmernden Reverien mit der Phase offener Genialität und Erwähltheit einleuchtend zu verbinden. In Wirklichkeit jedoch hat das Erlebnis der Novembertage ihn eher paralyisiert und ratlos gemacht: «Ich wusste, dass alles verloren war.» Die Pflicht- und Ordnungsansprüche der verhassten bürgerlichen Welt, vor denen der Krieg ihn vier Jahre lang bewahrt hatte, die Probleme des Berufs und der Existenzsicherung: das alles trat nun erneut an ihn heran, und er war mit der Antwort nicht weiter als ehedem. Er hatte keine Ausbildung, keine Arbeit, kein Ziel, keinen Aufenthalt, keinen Menschen. In dem Verzweiflungsausbruch auf dem Bettkissen, mit dem er auf die Nachricht von Niederlage und Revolution reagiert hatte, bekundete sich nicht so sehr ein nationales als vielmehr ein privates Verlorenheitsgefühl.

Denn das Ende des Krieges entzog dem Gefreiten Hitler unversehens die Rolle, die er im Felde gefunden hatte, und die Heimat verlor er gerade, als er dorthin entlassen wurde. Fassungslos regi-



strierte er, dass wie auf ein geheimes Stichwort hin die Disziplin zerfiel, die der Ruhm dieser Armee gewesen war, und Kameraden, Nebenleute, nur noch das Bedürfnis hatten, die plötzlich unerträglich gewordene Last von vier Jahren abzuwerfen, Schluss zu machen, nach Hause zu kommen, die Ängste und Erniedrigungen des Soldaten-Daseins nicht mehr hinter patriotischen Formeln oder Kriegerposen zu verbergen: «Es war also alles umsonst gewesen. Umsonst all die Opfer und Entbehrungen, umsonst der Hunger und Durst von manchmal endlosen Monaten, vergeblich die Stunden, in denen wir, von Todesangst umkrallt, dennoch unsere Pflicht taten, und vergeblich der Tod von zwei Millionen, die dabei starben.»<sup>127</sup>

Dies, nicht die revolutionären Vorgänge, hat [Hitler](#) tief betroffen, seine Anhänglichkeit an das Herrscherhaus war so gering wie sein Respekt vor der Führungsschicht des Reiches; er war nicht einfach ein «Weisser»: Den Schock versetzten ihm die unverhoffte Niederlage sowie der Verlust der Rolle, die damit für ihn verbunden war. Die bedrückenden Umstände, unter denen die Revolution sich vollzog, boten ihm auch keine Ersatzrolle, sie waren vielmehr die Verneinung alles dessen, was er dunkel verehrte: Grösse, Pathos, Todesliebe; keine Revolution, sondern, durch allen Vordergrundlärm hindurch, nur ein Militärstreik des elementarsten, für ihn banalsten Motivs: des Willens zu überleben.

Die Revolution, die keine war, entlud sich denn auch vor allem in vordergründigen, eigentümlich ratlos anmutenden Gesten. In ganz Deutschland zogen seit den ersten Novembertagen Deserteure durch die Strassen und machten Jagd auf Offiziere. Gruppenweise lauerten sie ihnen auf, hielten sie gewaltsam fest und rissen ihnen unter höhnischen und beleidigenden Bemerkungen die Auszeichnungen, Schulterstücke und Kokarden herunter: Es war ein Akt der nachträglichen Revolte gegen das gestürzte Regime, so sinnlos wie verständlich. Aber er erzeugte eine nie verwundene, folgenreiche Bitterkeit, ein tiefsitzendes Ressentiment der Offiziere sowie überhaupt der Leute von Gesetz und Ordnung gegen die Revolution und damit das Regime, das unter solchen Begleitumständen begonnen hatte.

Hinzu kam, dass die Geschichte der Revolution die Höhepunkte vorenthalten hatte, durch die sie im Bewusstsein der Nation hätte denkwürdig werden können. Schon im Oktober 1918 hatte der neue Kanzler, Prinz Max v. Baden, dem Verlangen des amerikanischen Präsidenten wie der eigenen Öffentlichkeit durch eine Anzahl innenpolitischer Reformen entsprochen, die dem Lande die parlamentarische Regierungsform gebracht hatten, und schliesslich am Vormittag des 9. November kurzerhand und nicht ohne Eigenmacht den Thronverzicht des Kaisers verkündet; Die Revolution sah sich gleichsam am Ziel, noch ehe sie ausgebrochen war, und jedenfalls hatte sie die Möglichkeit eingebüsst, ihren Willen in der Verwirklichung eines politischen Ziels zu bewähren. Unversehens war sie um ihren Ballhausschwur und ihren Bastillesturm betrogen worden.

Angesichts dieser Begleitumstände besass die Revolution nur eine Aussicht, wenn es ihr gelang, eben dazu zu werden: sie musste sich die Anziehungskraft alles Neuen zunutze machen. Doch die neuen Machthaber, Friedrich Ebert und die Sozialdemokraten, waren tüchtige, besorgte Männer, voller Skepsis und wohlmeinender Nüchternheit. Sie hielten sich viel darauf zugute, gleich zu Beginn alle Geheim- und Kommerzienräte abgeschafft und die Verleihung von Orden und Ehrenzeichen untersagt zu haben.<sup>128</sup> Der eigentümlich pedantische Zug sowie der Mangel an psychologischem Einfühlungsvermögen, die gleichermaßen aus ihrem gesamten Verhalten sprachen, erklären auch, dass ihnen aller Sinn für die Suggestion des Augenblicks und den grossen gesellschaftlichen Entwurf fehlte: Es war eine «gänzlich ideenlose Revolution», wie schon einer der Miterlebenden erkannte,<sup>129</sup> jedenfalls keine Antwort auf die Gefühlsnöte eines besiegten und enttäuschten Volkes. Die Verfassung, die in der ersten Hälfte des Jahres 1919 beraten und am 11. August in Weimar verabschiedet wurde, hat denn auch ihren eigenen Sinn nicht überzeugend zu definieren vermocht. Sie hat sich, strenggenommen, nur als ein technisches Instrument demokratischer Machtordnung verstanden, das aber von den Zwecken der Macht kaum etwas wusste.

Unentschiedenheit und mangelnder Mut haben die Revolution daher schon frühzeitig um ihre zweite Chance gebracht. Gewiss

konnten die neuen Männer auf die herrschende grosse Erschöpfung hinweisen, auf die alles blockierende Angst vor den Schreckensbildern der russischen Revolution, und in ihrer Ohnmacht sowie angesichts der tausendfachen Probleme des besiegten Landes mochten sie viele Gründe haben, dem politischen Neuerungs willen, der sich spontan in den Arbeiter- und Soldatenräten regte, Schranken zu setzen. Immerhin aber hatten die Ereignisse doch eine umfassende Bereitschaft zur Aufgabe traditioneller Haltungen geweckt, die nun ungenutzt blieb. Sogar auf der Rechten war die Revolution begrüsst worden, und «Sozialismus» sowie «Sozialisierung» zählten gerade unter den konservativen Intellektuellen zu den Zauberformeln der Lage. Dagegen setzten die neuen Machthaber kein anderes Programm als die Herstellung von Ruhe und Ordnung, die sie überdies nur im Bündnis mit den traditionellen Mächten glauben zu verwirklichen zu können. Nicht einmal ein zaghafter Sozialisierungsversuch kam zustande, die feudalen Positionen des Grossgrundbesitzes blieben unangetastet, der Beamtenschaft wurden übereilt die Stellungen garantiert. Mit Ausnahme der Dynastien gingen die gesellschaftlichen Gruppen, die bis dahin den bestimmenden Einfluss ausgeübt hatten, nahezu ohne Machtverlust aus dem Übergang zur neuen Staatsform hervor. Nicht ohne Grund konnte Hitler später höhnen, wer die Akteure des November denn gehindert habe, einen sozialistischen Staat aufzubauen: sie hätten doch die Macht dazu gehabt.<sup>130</sup>

Am ehesten vermochte noch die radikale Linke ein revolutionäres Zukunftsbild zu entwerfen; doch fehlten ihr sowohl Massenanhang als auch jeder Funke «katalinischer Energie», den sie seit je hatte vermissen lassen.<sup>131</sup> Der berühmte 6. Januar 1919, als eine nach Zehntausenden zählende, revolutionär gestimmte Menge sich in der Berliner Siegesallee versammelte und bis zum Abend vergeblich auf ein Zeichen des pausenlos debattierenden Revolutionärausschusses wartete, ehe sie frierend, müde und enttäuscht sich verlief, beweist, wie unüberwindbar nach wie vor die Spanne vom Gedanken zur Tat war. Immerhin hat die revolutionäre Linke, vor allem bis zur Ermordung ihrer beiden herausragenden Führer, Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht, durch gegenrevolutionäres Militär Mitte Januar dem Lande Aufruhr, Unruhe und bürger-

kriegsähnliche Auseinandersetzungen beschert. Was historisch erfolglos blieb, war daher doch nicht folgenlos.

Denn die irritierte und orientierungslose Öffentlichkeit lastete bald schon die Kämpfe und Kontroversen jener Phase schlechterdings der Republik an, die sich in Wirklichkeit nur zur Wehr gesetzt hatte: Es war alles «die Revolution», und der Staat, der aus diesen Unglückszeiten endlich hervorgegangen war, hatte im landläufigen Bewusstsein auf dunkle Weise nicht nur mit Meuterei, Niederlage und nationaler Demütigung zu tun; vielmehr vermischten sich diese Vorstellungen seither auch mit den Bildern von Strassenkämpfen, Chaos und öffentlicher Unordnung, die seit je die vehementesten Abwehrinstinkte der Nation mobilisiert hatten. Nichts hat der Republik und ihrem Erfolg im öffentlichen Bewusstsein so sehr geschadet wie die Tatsache, dass an ihrem Beginn eine «schmutzige» und dazu halbe Revolution gestanden hatte. Anders als mit Scham, Trauer und Abscheu hat ein erheblicher Teil der Bevölkerung, selbst in den politisch gemäßigten Gruppen, sich jener Monate bald nicht mehr zu erinnern vermocht.

Die Versailler Friedensbestimmungen steigerten das Ressentiment noch. Die Nation war, ihrem eigenen Gefühl nach, in einen Verteidigungskrieg gezogen, die ausschweifende Kriegszieldiskussion in der zweiten Hälfte des Krieges war kaum in ihr Bewusstsein gelangt, während die Noten des amerikanischen Präsidenten Wilson verbreitet die Illusion geweckt hatten, der Sturz der Monarchie und die Übernahme westlicher Verfassungsgrundsätze würden den Zorn der Sieger mildern und sie versöhnlich stimmen gegen diejenigen, die im Grunde doch nur einen Akt postumer Geschäftsführung für ein verabschiedetes Regime vollzogen. Auch glaubten viele, die «Weltfriedensordnung», für die dieser Vertrag erklärtermaßen den Grund legen sollte, verbiete alle Vergeltungsabsichten, offenkundige Ungerechtigkeiten sowie jede Form des Zwangsdiktats. Treffend hat man die Zeit dieser verständlichen und dennoch irrealen Hoffnungen «das Traumland der Waffenstillstandsperiode» genannt.<sup>132</sup> Umso fassungsloser, mit einem wahren Aufschrei der Empörung, reagierte das Land, als ihm Anfang Mai 1919 die Bedingungen für den Frieden präsentiert wurden. Ihren politischen Ausdruck fand die öffentliche Erregtheit im Rücktritt des

Kanzlers Philipp Scheidemann und des Aussenministers Graf Brockdorff-Rantzau.

Die äusseren Umstände, so viel ist gewiss, waren von den Siegermächten mit schikanösem und beleidigendem Bedacht gewählt. Zwar war es noch begreiflich, dass sie die Konferenz am 18. Januar 1919, dem Tag, an dem knapp fünfzig Jahre zuvor das Deutsche Reich proklamiert worden war, eröffneten und als Ort der Unterzeichnung den gleichen Spiegelsaal bestimmten, in dem diese Proklamation stattgefunden hatte: doch dass sie als Termin den 28. Juni, den fünften Jahrestag der Ermordung des österreichischen Thronfolgers Franz Ferdinand in Sarajevo, festsetzten, stand in zynisch empfundenem Gegensatz zu der pompösen Lauterkeit der Wilsonschen Ankündigungen.

Es waren überhaupt weit eher die psychologischen als die materiellen Belastungen, die dem Vertrag so traumatische Wirkungen verschafft und von rechts bis links, quer durch alle Lager und Parteien, ein Bewusstsein unvergesslicher Demütigung erzeugt haben. Die Gebietsansprüche, die Entschädigungen und Reparationsforderungen, die den Tagesstreit zunächst mindestens ebensowohl beherrschten, besaßen gewiss nicht die «karthagische Härte», von der gesprochen worden ist, und hielten zweifellos dem Vergleich mit den Bedingungen stand, die das Reich in Brest-Litowsk gegenüber Russland und in Bukarest gegenüber Rumänien durchgesetzt hatte; unerträglich, eigentlich kränkend und als jene «Schmach», die in der Agitation der Rechten bald eine so aggressiv stimulierende Rolle spielte, wurden indessen die Bestimmungen empfunden, die den Ehrenpunkt betrafen: vor allem der Artikel 228, der die Auslieferung namentlich genannter deutscher Offiziere zur Aburteilung durch alliierte Militärgerichte verlangte, sowie der berühmte Artikel 231, der Deutschland mit der alleinigen moralischen Schuld am Ausbruch des Krieges belastete. Allzu offenkundig waren die Widersprüche und Unaufrichtigkeiten in den 440 Artikeln des Vertragswerkes, in dem die Sieger ihre legitimen Ansprüche in der Pose des Weltenrichters vortrugen und Sündenbekenntnisse geboten, wo Interessen auf dem Spiel standen: Es war überhaupt dieser gänzlich sinnlose, wengleich nicht unbegreifliche Zugrachsüchtiger Moralität, der so viel Hass und billigen Hohn her-

ausgefordert hat. Auch in den alliierten Ländern war die Kritik daran heftig. Das Selbstbestimmungsrecht beispielsweise, das in den Proklamationen des amerikanischen Präsidenten die Würde eines weltversöhnenden Prinzips gehabt hatte, wurde stets dann fallengelassen, wenn es sich zugunsten des Reiches ausgewirkt hätte: Rein deutsche Gebiete wie Südtirol, das Sudetengebiet oder Danzig wurden abgetrennt beziehungsweise verselbständigt, die Vereinigung Deutschlands mit dem deutschen Rest der zerschlagenen Habsburger Monarchie dagegen kurzerhand verboten; übernationale Staatsgebilde wurden im Falle Österreich-Ungarns zerstört, im Falle Jugoslawiens oder der Tschechoslowakei neu begründet, der Nationalismus überhaupt triumphal bestätigt, doch gleichzeitig in der Idee des Völkerbundes zurückgewiesen: Kaum eines der Probleme, die der eigentliche Gegenstand der 1914 in Gang gekommenen Auseinandersetzung waren, hat das Vertragswerk zu lösen vermocht und allzu offenkundig den Gedanken missachtet, dass der höchste Zweck eines Friedensvertrages der Friede ist.

Stattdessen hat es das Bewusstsein europäischer Solidarität und gemeinsamer Überlieferung, das generationenlang, über Kriege und Leidenschaften hinweg, bewahrt geblieben war, weitgehend zerstört. Die neue Friedensordnung zeigte wenig Neigung, dieses Bewusstsein wiederherzustellen. Deutschland jedenfalls blieb, strenggenommen, immer davon ausgeschlossen und vorerst nicht einmal zum Völkerbund zugelassen. Diese Diskriminierung hat den Affekt der Deutschen stärker denn je gegen den europäischen Zusammenhang gekehrt, und es konnte nur eine Frage der Zeit sein, bis der Mann erschien, der die Sieger bei ihrem Wort nahm und sie zwang, mit ihren Heucheleien Ernst zu machen. In der Tat hat [Hitler](#) einen beträchtlichen Teil seiner frühen aussenpolitischen Erfolge erzielt, indem er sich, nicht ohne Gesten der Treuherzigkeit, als der entschiedenste Anhänger Wilsons und der Maximen von Versailles gerierte: auch insoweit weniger der Widerpart als der Vollstrecker einer alten und verlorenen Ordnung. «Eine furchtbare Zeit beginnt für Europa», schrieb einer der hellstichtigen zeitgenössischen Beobachter an dem Tage, da in Paris der Friedensvertrag ratifiziert wurde, «eine Vorgewitterschwüle, die in einer

wahrscheinlich noch furchtbareren Explosion als der Weltkriegenden wird.»<sup>133</sup>

Innenpolitisch vermehrte die Erbitterung über die Bestimmungen des Friedensvertrages noch das Ressentiment gegen die Republik; denn sie hatte sich als unfähig erwiesen, dem Lande die Härten und die Entbehrungen dieses «Schanddiktats» zu ersparen. Nun offenbarte sich eigentlich erst, wie ungewollt sie, zumindest in dieser Gestalt, gewesen war: das Ergebnis von Verlegenheit, Zufall, Friedenserwartung und Müdigkeit. Zu den zahlreichen Zweifeln, die aus ihrer Ohnmacht im Innern rührten, kam nun auch noch der Verruf, in den die Schwäche nach aussen sie brachte, und einer wachsenden Zahl erschien alsbald der Begriff der Republik selbst als ein Synonym für Schande, Unehre und Machtlosigkeit. Das Gefühl jedenfalls, sie sei durch Täuschung und Zwang als etwas gänzlich Wesenfremdes dem deutschen Volk aufgehalst worden, ist nie ganz verlorengegangen. Zwar ist richtig, dass sie, trotz aller Belastungen, nicht ohne Chancen war; doch selbst in ihren wenigen glücklichen Jahren hat sie «weder die Treue noch die politische Phantasie der Menschen wirklich an sich zu fesseln vermocht».<sup>134</sup>

Die Bedeutung dieser Vorgänge lag in dem kräftigen Anstoss, den der Prozess der Politisierung des öffentlichen Bewusstseins damit erhielt. Breite Schichten, die bis dahin im vorpolitischen Raum verharret waren, sahen sich plötzlich von politischen Leidenschaften, Hoffnungen, Verzweiflungen erfüllt, und diese Stimmungen haben auch den rund dreissigjährigen [Hitler](#) im Lazarett von Pasauberg erfasst und mitgezogen: ein vages, zugleich aber radikales Gefühl von Unglück und Verrat. Zwar brachte es ihn einen Schritt näher an die Politik, aber den Entschluss, Politiker zu werden, den er in seinem Buch «Mein Kampf» mit den Novemberereignissen verknüpft hat, haben sie ihm zweifellos nicht gebracht; ihn weckte weit eher jener überwältigende Augenblick knapp ein Jahr später, als er im Dunst einer kleinen Versammlung, rauschhaft sich steigend, sein Talent als Redner entdeckte und plötzlich aus den Ängsten eines hoffnungslos blockierten Daseins einen Ausweg und eine Zukunft sah.

Diese Deutung legt jedenfalls sein Verhalten während der fol-

genden Monate nahe. Denn als [Hitler](#) Ende November, inzwischen geheilt, aus dem Lazarett Pasewalk entlassen wurde, begab er sich zwar nach München und meldete sich beim Ersatzbataillon seines Regiments. Doch obwohl die Stadt, die im Verlauf der Novemberereignisse eine bedeutsame Rolle gespielt und den Anstoss zum Sturz der deutschen Fürstenthümer gegeben hatte, vor politischer Erregung vibrierte, blieb er teilnahmslos und sah sich, dem angeblichen Entschluss zur Politik zuwider, keineswegs davon mitgerissen oder herausgefordert. Ziemlich einsilbig hat er dazu bemerkt, die Herrschaft der Roten sei ihm widerlich gewesen; doch da das später und, seiner eigenen Argumentation zufolge, im Grunde während der ganzen Zeit der Republik nicht anders war, begründet die Äusserung sein geringes politisches Interesse kaum. Im ziellosen Bedürfnis nach irgendeiner Betätigung meldete er sich Anfang Februar schliesslich freiwillig zum Wachdienst in einem Kriegsgefangenenlager bei Traunstein, unweit der österreichischen Grenze. Als die Gefangenen jedoch, einige hundert französische und russische Soldaten, rund einen Monat später entlassen und das Lager mitsamt dem Bewachungskommando aufgelöst wurden, geriet er erneut in Verlegenheit. Unschlüssig kehrte er nach München zurück.

Da er nicht wusste wohin, nahm er wieder Quartier in der Kaserne in Oberwiesenfeld. Vermutlich ist der Entschluss ihm nicht leichtgefallen, denn er nötigte ihn, sich der herrschenden Roten Armee zu unterstellen und deren rote Armbinde anzulegen. Immerhin nahm er es in Kauf, sich in die herrschenden revolutionären Verhältnisse hineinzufinden, obwohl er sich doch einem der Freikorps oder einer Einheit ausserhalb des «roten» Machtbereichs hätte anschliessen können. Kaum etwas unterstreicht deutlicher, wie gering zu diesem Zeitpunkt sein politisches Bewusstsein entwickelt war und wie schwach seine Sensibilität, die ihn später, wie berichtet wird, schon bei der blossen Nennung des Wortes «Bolschewismus» in Erregung und Wut versetzte; allen nachträglichen Stilisierungen zum Trotz war in dieser Phase seine politische Indolenz offenkundig stärker als das Gefühl der Kränkung, ein Soldat im Kommandobereich der Weltrevolution zu sein.

Allerdings hatte er keine Wahl ausserhalb der Armee. Die mili-



tärische Welt war das einzige soziale System, in dem er sich nach wie vor aufgehoben wusste, der Entschluss zum Ausscheiden wäre gleichbedeutend gewesen mit der Rückkehr in die anonyme Welt der Gestrandeten, aus der er gekommen war. **Hitler** hat die Ausweglosigkeit seiner persönlichen Situation deutlich empfunden: «In dieser Zeit jagten in meinem Kopfe endlose Pläne einander. Tagelang überlegte ich, was man nur überhaupt tun könne, allein, immer war das Ende jeder Erwägung die nüchterne Feststellung, dass ich als Namenloser selbst die geringste Voraussetzung zu irgendeinem zweckmässigen Handeln nicht besass.»<sup>135</sup> Die Bemerkung verdeutlicht, wie fern ihm auch weiterhin der Gedanke an eine Arbeit, an Lebenserwerb und bürgerlichen Stand lag; ihn plagte stattdessen das Bewusstsein der Namenlosigkeit. Seinem Lebensbericht zufolge hat er sich zu jener Zeit durch sein politisches Auftreten «das Missfallen des Zentralrates» der Räteregierung zugezogen, so dass er Ende April sogar verhaftet werden sollte, doch habe er das Festnahmekommando mit vorgehaltenem Karabiner in die Flucht gejagt. Tatsächlich hat aber der Zentralrat zu der angegebenen Zeit bereits nicht mehr existiert.

Alles spricht vielmehr dafür, dass sein Verhalten zu jener Zeit eine Mischung aus Verlegenheit, Passivität und opportunistischer Anpassung war. Nicht einmal an den turbulenten Vorgängen der ersten Maitage, als die Truppen des Freikorps Epp zusammen mit anderen Verbänden München entsetzten und die Rätereherrschaft stürzten, nahm er in irgendeiner bemerkenswerten Weise teil. Otto Strasser, der eine Zeitlang zu seinen Anhängern zählte, hat später öffentlich gefragt: «Wo war **Hitler** an diesem Tag? In welchem Winkel Münchens versteckte sich der Soldat, der in unseren Reihen hätte kämpfen müssen?» Stattdessen wurde Adolf **Hitler** von den Einrückenden in Untersuchungshaft genommen, ehe er aufgrund der Intervention einiger Offiziere, denen er bekannt war, wieder freikam. Die Erzählung der versuchten Festnahme durch den Zentralrat ist möglicherweise die retuschierte Version dieses Vorgangs.

Dem Einmarsch Epps in München folgten umfangreiche Ermittlungen über die Hergänge während der Rätereherrschaft, und es gibt unterschiedliche Mutmassungen darüber, welche Rolle **Hitler**

im Rahmen dieser Nachforschungen gespielt hat. Gewissheit herrscht lediglich, dass er sich der vom 2. Infanterie-Regiment eingesetzten Untersuchungskommission zur Verfügung stellte. Für die eingehenden Verhöre, die nicht selten mit überaus harten, von der Erbitterung der kaum abgeschlossenen Kämpfe geprägten Urteilen endeten, beschaffte er Informationen, machte Kameraden ausfindig, die sich dem kommunistischen Räteregime angeschlossen hatten, und erfüllte offenbar im Ganzen seinen Auftrag so zufriedenstellend, dass er kurz darauf zu einem Aufklärungskursus für «staatsbürgerliches Denken» kommandiert wurde.

Erstmals begann er aufzufallen, sich aus der gesichtslosen Masse, deren Anonymität ihn so lange gedeckt und bedrückt hatte, zu lösen. Er selber hat die Dienste für die Untersuchungskommission seine «erste mehr oder weniger rein politische aktive Tätigkeit» genannt.<sup>136</sup> Noch immer liess er sich treiben; aber die Richtung, in die er nun geriet, brachte ihn rasch dem Ende jener Formationsjahre näher, die ein merkwürdiges Halbdunkel aus Asozialität und Sendungsbewusstsein nur trübe erhellt. Auffällig daran ist, überblickt man es im Ganzen, dass Adolf Hitler, der eine Jahrhunderterscheinung der Politik werden sollte, bis in sein dreissigstes Lebensjahr keinen aktiven Anteil an der Politik nahm. Im vergleichbaren Alter war Napoleon bereits Erster Konsul, Lenin nach Jahren der Verbannung schon im Exil, Mussolini Chefredakteur des sozialistischen «Avanti». Hitler dagegen war von keiner der Ideen, die ihn bald zu seinem Welteroberungsversuch trieben, zu einem einzigen nennenswerten Schritt veranlasst worden; keiner Partei, keinem der zahlreichen Verbände der Zeit, mit Ausnahme des Wiener Antisemitenbundes, war er beigetreten, um die Verwirklichung seiner Vorstellungen voranzutreiben. Kein Zeugnis existiert, das seinen politischen Aktionsdrang auch nur andeutete, kein Hinweis, der mehr bezeugte als die stammelnde Teilhabe an den Gemeinplätzen der Epoche.

Diese Enthaltensamkeit von aller Politik kann, teilweise zumindest, mit den besonderen äusseren Umständen seines Werdeganges Zusammenhängen, der Vereinsamung in Wien, dem frühen Wechsel nach München, wo er als Ausländer galt, ehe der Krieg aus-

brach und ihn an die Front führte; denkbar ist auch, dass der Eindruck von der Eigenart der Begleitfiguren dieser Jahre mitbestimmt ist, deren Erinnerungen an den «Jugendfreund» und dessen politische Neigungen lückenhafter sein mögen, als es dem jungen Adolf Hitler gerecht wird. Es kann aber auch heissen, dass die Politik ihm, im äussersten Grunde, nur wenig bedeutet hat.

Er selber hat, am 23. November 1939, im Zenit seines Machtbewusstseins, vor seinen militärischen Oberbefehlshabern die verblüffende Bemerkung getan, er sei im Jahre 1919 erst nach langen inneren Kämpfen Politiker geworden; das sei für ihn «der schwerste Entschluss von allen» gewesen.<sup>137</sup> Und obwohl die Äusserung offenbar auch die Schwierigkeiten jedes Anfangs im Auge hat, zielt sie darüber hinaus doch ersichtlich auf einen inneren Vorbehalt gegenüber der politischen Laufbahn. Dabei mag die traditionelle deutsche Geringschätzung dessen mitgespielt haben, was als «Tagesspolitik» schon begrifflich seinen minderen Rang gegenüber allem grossen schöpferischen Tun zu erkennen gab, nicht zuletzt im Verhältnis zu dem uneinholbar gewordenen Jugendtraum, «einer der ersten Architekten, wenn nicht der erste Architekt Deutschlands» zu werden. Noch auf dem Höhepunkt des Krieges hat er bemerkt, dass er viel lieber als «unbekannter Maler» durch Italien gezogen wäre und lediglich durch die tödliche Bedrohung der eigenen Rasse auf den ihm eigentlich fremden Weg der Politik gedrängt worden sei.<sup>138</sup> So wird auch begreiflich, warum nicht einmal die Revolution ihn politisch zu erfassen vermochte. Zwar hatten die Novemberereignisse, der Zusammenbruch aller Autorität, der Untergang der Dynastien und das herrschende Chaos seine konservativen Instinkte erheblich in Frage gestellt; doch zum tätigen Protest hatte ihn das alles nicht gebracht. Heftiger noch als seine Missachtung des politischen Geschäfts war sein Widerwille gegen Aufruhr und revolutionäre Umtriebe. Noch fünfundzwanzig Jahre später hat er seiner Tischrunde gegenüber, unter Hinweis auf die Erfahrungen der Novemberrevolution, Umstürzler mit Kriminellen gleichgesetzt und nichts anderes als «asoziales Gezücht» darin zu sehen vermocht, das man beizeiten totschiessen müsse.<sup>139</sup>

Erst persönliche Motive, das spätere Erlebnis der eigenen suggestiven Redemacht, liessen ihn alle Vorbehalte ablegen: den gegen

die politische Karriere so gut wie die Scheu vor dem gefürchteten Leumund des Ordnungsstörers. Nun erst geriet er an die Politik: eine Figur der Revolution, wenn auch, wie er selber im Prozess vor dem Münchener Volksgericht vier Jahre später rechtfertigend gemeint hat, ein Revolutionär gegen die Revolution. Doch war er in alledem je etwas anderes als ein lebensverlegener, bedrückter Kunstmensch, den ein eigentümlicher Weltheilungsdrang sowie eine monströse Sonderbegabung in die Politik verschlagen hatten? Die Frage wird im Ablauf dieses Lebens immer wieder auftauchen; und immer wieder wird man versucht sein, zu fragen, ob die Politik ihm je mehr bedeutet hat als die Mittel, mit deren Hilfe er sie betrieb: die rhetorischen Überwältigungen beispielsweise, die Theatralik der Aufmärsche, Paraden und Parteitage, das Schauspiel militärischer Gewaltanwendung im Krieg.

Richtig freilich ist, dass der Zusammenbruch der alten Ordnung ihm den Weg dahin überhaupt erst eröffnet hat. Solange die bürgerliche Welt fest gegründet stand und die Politik eine bürgerliche Karriere war, hatte er nur geringe Aussichten auf einen Namen und Erfolg: Für sein unstetes Temperament hielt diese Welt in ihrer formalen Strenge und ihrem Anspruchsernst keine Aufstiegsmöglichkeiten bereit. Das Jahr 1918 gab ihm den Weg frei: «Ich musste nun lachen bei dem Gedanken an die eigene Zukunft, der mir vor kurzer Zeit noch so bittere Sorgen bereitet hatte», schrieb er.<sup>140</sup>

So betrat er die politische Szene.

ZWISCHENBETRACHTUNG

**Die grosse Angst**

«Es wird uns immer wieder vorgeworfen,  
wir sähen Gespenster.»  
*'Völkischer Beobachter' vom 24. März 1920*

Nichts schien am Ende des Ersten Weltkriegs unzweifelhafter als der Sieg des demokratischen Gedankens. Über neuen Grenzen, Aufruhr und fortdauernden Völkerquerelen erhob sich offensichtlich unangefochten die Idee der Demokratie als das einigende Prinzip der Epoche. Denn der Krieg hatte nicht nur über einen Machtanspruch, sondern gleichzeitig über eine Herrschaftsvorstellung entschieden: Im Zusammenbruch nahezu der gesamten mittel- und osteuropäischen Staatenwelt waren aus Revolution und Tumult zahlreiche neue staatliche Gebilde hervorgegangen, die durchweg im Zeichen demokratischer Ordnungskonzepte standen. Während im Jahre 1914 in Europa nur drei Republiken neben siebzehn Monarchien existiert hatten, zählte man vier Jahre später ebenso viele republikanische Staaten wie Monarchien. Der Geist der Epoche schien unzweideutig auf die verschiedenen Formen der Volksherrschaft zu weisen.<sup>1</sup>

Lediglich Deutschland schien sich dieser Tendenz, nachdem es vorübergehend davon erfasst und mitgerissen worden war, zu widersetzen: In einem nahezu unübersehbaren Gewimmel völkischer Parteien und Klubs, militanter Orden und Freikorps organisierte sich die Zurückweisung der durch den Krieg geschaffenen Realität. Die Revolution erschien diesen Gruppen als ein Akt des Verrats, die parlamentarische Demokratie als fremd und aufgezwungen, ein anderes Wort für «alles, was dem deutschen Staatswillen entgegengesetzt» ist, sofern sie nicht einfach als «Ausplünderungsinstitut des Ententekapitals» verächtlich gemacht wurde.<sup>2</sup>

Die ehemaligen Gegner Deutschlands haben in den bald vielfältig hervortretenden Symptomen nationalen Protests die Reaktion

eines renitenten, ewig autoritären Volkes auf Demokratie und bürgerliche Selbstbestimmung gesehen. Gewiss übersah man dabei nicht die beispiellose Massierung politischer und psychologischer Belastungen: das Schockerlebnis der Niederlage, den Versailler Vertrag mit seinen Verdammungsformeln, Gebietsverlusten und Wiedergutmachungsforderungen oder die Verarmung und seelische Zerrüttung breiter Schichten. Aber dahinter stand immer die Vorstellung eines beträchtlichen Gesittungsabstands zwischen den Deutschen und der Mehrzahl ihrer Nachbarn. Grollend, unbelehrbar habe das rätselhafte Land sich in seine Rückständigkeit zurückgezogen, sie jetzt eigentlich erst zum Gegenstand eines anspruchsvollen Sonderbewusstseins gemacht und nicht nur westlicher Vernunft und Humanität entsagt, sondern sich der Welttendenz überhaupt entgegengestellt. Über Jahrzehnte hinweg hat diese Vorstellung die Auseinandersetzung über die Ursachen für den Aufstieg des Nationalsozialismus beherrscht.

Doch das Bild der siegreichen Demokratie, das so viele Hoffnungen bestätigte, trog; der Augenblick, da sie sich historisch zu erfüllen schien, war zugleich der Beginn ihrer Krise. Schon wenige Jahre später war die demokratische Idee im Prinzip, wie nie zuvor, in Frage gestellt, und was soeben noch triumphiert hatte, sah sich in weit wilderen Triumphen von einer neuartigen Bewegung überannt oder doch tödlich bedroht, die in fast allen europäischen Staaten unter ähnlichen Vorzeichen ins Leben getreten war.

Die nachhaltigsten Erfolge verzeichneten diese Bewegungen in jenen Ländern, in denen der Krieg beträchtliche Unzufriedenheitskomplexe wachgerufen oder bewusst gemacht hatte, ihm insbesondere revolutionäre Erhebungen von links gefolgt waren. Einige dieser Bewegungen waren konservativ und beschworen jene besseren Zeiten, als die Menschen noch ehrenhafter, die Täler friedlicher und das Geld wertvoller waren, andere gaben sich revolutionär und überboten sich in der Geringschätzung des Bestehenden, einige zogen vor allem die kleinbürgerlichen Massen, andere die Bauern oder Teile der Arbeiterschaft an, und wie immer und wie eigentlich sie die Klassen, die Interessen und die Vorzeichen mischten, schienen sie doch allesamt ihre Dynamik aus den dumpferen und vitaleren Tiefenschichten der Gesellschaft zu beziehen. Der

Nationalismus war lediglich eine Spielart dieser Protest- und Widerstandsbewegung europäischen Zuschnitts, die sich anschickte, den Weltzustand umzukehren.

Er entstand aus provinziellen Anfängen: langweilige, spiessische Vereine, wie Hitler höhnte, die sich in Münchener Bier-schwemmen zu kümmerlichen Runden zusammenfanden, um die nationalen und familiären Nöte zu bereden. Niemand konnte ihnen eine Chance zutrauen, die machtvollen, hochorganisierten Massen der marxistischen Parteien erfolgreich herauszufordern oder gar zu überflügeln. Doch die folgenden Jahre erwiesen, dass in den Vereinen völkischer Kannegiesser, zu denen bald enttäuscht zurückkehrende Soldaten und proletarisiertes Bürgertum stiessen, eine ungeheure Dynamik bereitlag, die nur darauf zu warten schien, geweckt, gebündelt und eingesetzt zu werden.

Ihre Antriebs-elemente waren so unterschiedlich wie die Gruppen, zu denen sie sich anfangs formierten. Allein in München existierten im Jahre 1919 zeitweilig annähernd fünfzig mehr oder minder politische Zusammenschlüsse, deren Anhang vornehmlich aus verwirren Resten der durch Krieg und Revolution zersetzten, in Auflösung geratenen Parteien der Vorkriegszeit bestand. Sie nannten sich Neues Vaterland, Rat geistiger Arbeit, Siegfriedring, Universalbund, Nova Vaconia, Bund sozialer Frauen, Freie Vereinigung sozialer Schüler, Ostara-Bund. Auch die Deutsche Arbeiterpartei gehörte dazu. Was sie, alles überlagernd, einte und im Begriff wie in der Wirklichkeit zusammenführte, war nichts anderes als ein überwältigendes Gefühl der Angst.

Es war zunächst, ganz unmittelbar, die Angst vor der Revolution, jene «grande peur», die seit der Französischen Revolution das ganze 19. Jahrhundert hindurch die Träume des europäischen Bürgertums heimgesucht hatte. Der Eindruck, dass Revolutionen wie Naturgewalten seien, die ohne Rücksicht auf den Willen der Akteure, mit gleichsam elementarer Mechanik, ihrer eigenen Konsequenz folgten und zwangsläufig in Schreckensherrschaft, Zerstörung, Mord und Chaos mündeten, war seither unauslöschlich ins öffentliche Bewusstsein eingegraben: dies, und nicht, wie Kant gemeint hatte, das in der Revolution von 1789 doch auch sichtbar ge-



wordene Vermögen der menschlichen Natur zum Besseren war die Erfahrung, die sich nicht mehr vergessen liess. Sie hat namentlich in Deutschland, generationenlang allen praktischen revolutionären Willen korrumpiert und jenen «Fanatismus der Ruhe» bewirkt, der bis zum Jahre 1918 nahezu jeden Revolutionsaufruf mit dem Standardappell an den Ruhe- und Ordnungssinn verband.

Diese alte Angst sah sich nicht nur durch die revolutionsähnlichen Erscheinungen im eigenen Lande aktualisiert, sondern vor allem durch die russische Oktoberrevolution und die von ihr ausgehende Drohung. Die Schrecken des Roten Terrors, vielfach dämonisiert und vor allem von den in München zusammenströmenden Flüchtlingen und Emigranten zu Schlachtfesten eines blutdürstigen Barbarentums aufgebauscht, beherrschten leidenschaftlich die nationale Phantasie. Eines der Münchener völkischen Blätter schrieb im Oktober 1919 in einem für den Angstwahn jener Zeit und dessen Ausdruck bezeichnenden Beitrag:

«Traurige Zeiten, wo christenhasserische, beschnittene Asiaten überall ihre blutriefenden Hände erheben, um uns herdenweise abwürgen zu lassen! Die Christenschlächtereien des Juden Issaschar Zederblum alias Lenin würden selbst einen Dschingis-Khan zum Erröten bewogen haben. In Ungarn durchzog sein Zögling Cohn, alias Béla Khun, mit einer auf Mord und Raub dressierten jüdischen Terrorherde das unglückliche Land, um, zwischen wüsten Galgen, auf einer ambulanten Galgenmaschine, Bürger und Bauern zu schlachten. Ein prächtig ausgestatteter Harem diente ihm in seinem gestohlenen Hofzuge zur dutzendweisen Vergewaltigung und Schändung ehrbarer christlicher Jungfrauen. Sein Leutnant Samuely lässt allein in einem unterirdischen Raume sechzig Priester grausam hinschlachten. Man reisst ihnen den Leib auf, verstümmelt ihre Leichen, nachdem man sie bis auf die blutüberströmte Haut ausgeplündert hat. Von acht ermordeten Geistlichen ist festgestellt, dass man sie vorher an den eigenen Kirchtüren gekreuzigt hatte! Aus München werden jetzt ... genau dieselben Greuelszenen bekannt.»<sup>3</sup>

Doch war das Entsetzen, das die Welt angesichts der aus dem Osten herüberdringenden Greuelmeldungen erfasste, nicht unbegründet und hatte auch glaubwürdigere Zeugen. Einer der Chefs der Tscheka, der Lette M. Latsis, begründete Ende 1918, dass nicht mehr Schuld oder Unschuld, sondern die soziale Zugehörigkeit Strafe und Liquidation bedeuteten: «Wir sind dabei, die Bourgeoi-

sie als Klasse auszurotten. Sie brauchen nicht nachzuweisen, dass dieser oder jener gegen die Interessen der Sowjetmacht gehandelt hat. Das erste, was Sie einen Verhafteten zu fragen haben, ist: Zu welcher Klasse gehört er, wo stammt er her, was für eine Erziehung hat er gehabt, was ist sein Beruf? Diese Fragen sollten das Schicksal des Angeklagten entscheiden. Das ist die Quintessenz des Roten Terrors.»<sup>4</sup> Es klang wie eine Antwort, wenn ein früher Aufruf der Parteileitung der NSDAP formulierte: «Wollt Ihr erst in jeder Stadt Tausende von Menschen an den Laternenpfählen sehen? Wollt Ihr erst warten, bis, ähnlich wie in Russland, eine bolschewistische Mordkommission in jeder Stadt in Tätigkeit tritt...? Wollt Ihr erst über die Leichen Eurer Frauen und Kinder stolpern?» Es waren nun nicht mehr einige auf sich gestellte, durch ganz Europa gehetzte Verschwörer, von denen die Revolutionsdrohung ausging, sondern das grosse, unheimliche Russland, der «brutale Machtkoloss», wie [Hitler](#) formulierte.<sup>5</sup> Die siegesgewisse Agitation des neuen Regimes, die ein Teil jenes Syndroms war, das Filippo Turati als «bolschewistische Trunkenheit» bezeichnet hat, machte darüber hinaus deutlich, dass die Eroberung Deutschlands durch die vereinte Kraft des internationalen Proletariats nicht nur der entscheidende Schritt auf dem Wege zur Weltrevolution sei, sondern unmittelbar bevorstehe. Die undurchsichtigen Aktivitäten sowjetischer Emissäre, die ständigen gelenkten Unruhen, die Räte-revolution in Bayern, die Aufstandsbewegung 1920 im Ruhrgebiet, die Mitteldeutschen Aufstände des folgenden Jahres, die Erhebungen in Hamburg und später wiederum in Sachsen und Thüringen, haben der permanenten Revolutionsdrohung des Sowjetregimes die furchterregende Kulisse und dem Abwehrwillen das starke Motiv gegeben.

Die Drohung hat auch die Reden [Hitlers](#) vor allem während der frühen Jahre beherrscht, wenn er die Tätigkeit der «roten Schlächterkommandos», die «Mordkommune», den «Blutsumpf des Bolschewismus» in grellen Farben ausmalte. Über dreissig Millionen Menschen, versicherte er einmal, seien in Russland «langsam zu Tode gemartert worden, zum Teil auf dem Schafott, zum Teil durch Maschinengewehre und ähnliche Mittel, zum Teil in wahren Schlachthäusern und zum anderen Teil wieder zu Millionen und

Millionen durch Hunger; und wir wissen alle, dass diese Hungerwelle weiterkriecht ... und sehen, wie diese Geißel naht, wie sie auch über Deutschland kommt.» Die Intelligenz der Sowjetunion sei durch Massenmord ausgerottet, die Wirtschaft bis auf den Grund zerstört, Tausende deutscher Kriegsgefangener in der Newa ertränkt oder als Sklaven verkauft worden; inzwischen würden «in ununterbrochener, ewig gleichbleibender Maulwurfsarbeit» auch in Deutschland die Voraussetzungen für die revolutionäre Zerstörung geschaffen: Russland, so lautete die immer wiederkehrende Behauptung, steht auch uns bevor!<sup>6</sup> Und noch Jahre später, schon an der Macht, hat Hitler «das Grauen der kommunistischen internationalen Hassdiktatur», das ihn beim Beginn seiner Laufbahn okkupiert hatte, beschworen: «Ich zittere bei dem Gedanken, was aus unserem alten menschenüberfüllten Kontinent werden soll, wenn das Chaos der bolschewistischen Revolution erfolgreich sein würde.»

Dieser Abwehrhaltung gegen die marxistische Revolutionsdrohung hat der Nationalsozialismus zum erheblichen Teil Pathos, Aggressivität und inneren Zusammenhalt verdankt. Das Ziel der NSDAP, so hat Hitler immer wieder versichert, «heißt ganz kurz: Vernichtung und Ausrottung der marxistischen Weltanschauung», und zwar mittels einer «unvergleichlichen, genial aufgezogenen Propaganda- und Aufklärungsorganisation», sowie mit Hilfe einer Bewegung «rücksichtslosester Kraft und brutalster Entschlossenheit, bereit, jedem Terror des Marxismus einen noch zehnfach grösseren entgegenzusetzen»<sup>7</sup>. Ähnliche Überlegungen hatten etwa zur gleichen Zeit Mussolini zur Gründung der Fasci di Combattimento veranlasst, die den neuartigen Bewegungen nun die Bezeichnung «Faschisten» verschafften.

Doch hätte die blossе Revolutionsangst offenbar nicht jene vehemente und überrennende Energie entwickeln können, die imstande war, die Welttendenz in Frage zu stellen, zumal die Revolution für viele eine Hoffnung barg. Ein stärkerer, elementarer wirkender Antrieb musste hinzukommen, und tatsächlich wurde der Marxismus nur als die revolutionäre Vorhut eines weit umfassenderen Angriffs gefürchtet, der sich gegen alle traditionellen Vorstellungen richtete: als die aktuelle, politische Erscheinung ei-

ner gleichsam metaphysischen Umsturzidee, die grundsätzliche «Kampfansage an den europäischen ... Kulturgedanken»<sup>8</sup>. Er selber war nur das dramatische Bild, in dem die Angst der Epoche anschaulich wurde.

Sie war denn auch, über den blossen politischen Umsturzgedanken hinaus, das beherrschende Grundgefühl der Zeit. In ihr war die Ahnung davon aufgehoben, dass mit dem Ende des Krieges nicht nur das Vorkriegseuropa mit seiner Grösse, seiner Intimität, seinen Monarchien und mündelsicheren Papieren, sondern eine Epoche Abschied nahm; mit den alten Herrschaftsformen ging auch die gewohnte Gestalt des Lebens zugrunde. Die Unruhe, der Radikalismus der politisierten Massen, die Revolutionswirren wurden überwiegend nicht nur als Nachwehen des Krieges verstanden, sondern als Vorzeichen einer fremd und chaotisch heraufziehenden Zeit, in der nichts mehr gelten würde, was Europa gross und vertraut gemacht hatte: «Daher ist uns, als wenn uns der Boden unter den Füßen versinke.»<sup>9</sup>

In der Tat hat selten eine Epoche ein so bestimmtes Bewusstsein ihres eigenen Übergangs gehabt. Der Krieg hatte diesen Prozess beträchtlich beschleunigt und zugleich eine allgemeine Vorstellung davon erzeugt. Zum ersten Mal erhielt Europa jetzt einen Begriff davon, wie die Lebensform der Zukunft aussehen werde. Der Pessimismus, der so lange das Grundgefühl einer Minderheit gewesen war, wurde unversehens zur Grundstimmung der ganzen Zeit. Sie fand sich, wie ein bekannter Buchtitel lautete, «Im Schatten von morgen» wieder.

Seine Dunkelheit überlagerte alles. Der Krieg hatte in der Wirtschaft zu neuen riesenhaften Organisationsformen geführt, die der kapitalistischen Ordnung erst zur Erscheinung ihrer selbst verhalfen. Rationalisierung und Fliessband, Trusts und Tycoons machten die strukturelle Unterlegenheit aller kleinen Existenzen wie nie zuvor offenbar. Schon in den letzten dreissig Jahren vor dem Weltkrieg hatte sich die Zahl der Selbständigen in den Grossstädten um rund die Hälfte vermindert, jetzt sank ihr Anteil rapide weiter, zumal Krieg und Inflation ihre materielle Basis zerstört hatten. Die Schrecken der anonymen Wettbewerbsgesellschaft, die den Einzelnen aufzog, verbrauchte und fallenliess, wurden deutlicher denn je

empfunden und in zahlreichen zeitgenössischen Situationsanalysen zur Angst vor dem Untergang individueller Daseinsmöglichkeit überhaupt erweitert: das Individuum werde aufgelöst in Funktion, der Mensch als «bewusstlose Maschine» in unüberschaubare Prozesse eingefügt – das war der Tenor einer breiten Missbilligungsliteratur: «Dasein scheint überhaupt nichts als Angst zu sein.»<sup>10</sup>

Diese Angst vor normierten, termithaften Daseinsweisen fand ihren Ausdruck auch in der Wendung gegen die wachsende Verstädterung, die Häuserschluchten und «grauer Städte Mauern», sowie in der Klage über die wie Fäulnis weiterwuchernde Industrie mit den Fabrikschlotten im stillen Tal: Angesichts der rücksichtslos betriebenen «Verwandlung des Planeten in eine einzige Fabrik zur Ausnutzung seiner Stoffe und Energien» schlug der Fortschrittsglaube erstmals in der Breite um, die Zivilisation zerstöre die Welt, lautete der Protest, die Erde entwickle sich zu einem «mit Landwirtschaft durchsetzten Chicago».<sup>11</sup> Die frühen Jahrgänge gerade des «Völkischen Beobachters» sind eine einzige schrille Dokumentation dieser Angst vor dem Untergang des Vertrauten. «Wie gross müssen unsere Städte noch werden», heisst es gelegentlich, «bis eine rückläufige Bewegung einsetzt, bis man die Kasernen abbricht, die Steinhäufen zerreisst, die Höhlen durchlüftet und ... Gärten zwischen die Mauern pflanzt und den Menschen wieder schnaufen lässt?» Die Bauten aus industriell vorgefertigten Teilen, die Wohnmaschinen Le Corbusiers, der Bauhausstil, die Stahlrohrmöbel mobilisierten in ihrer «technischen Sachlichkeit», wie das Schlagwort lautete, den Widerstand eines traditionsanhänglichen Bewusstseins, das darin nur eine Art «Gefängnisstil» zu sehen vermochte.<sup>12</sup> Der gefühlsmässige Affekt gegen die moderne Welt zeigte sich auch in einer breiten Siedlungsbewegung während der zwanziger Jahre, vor allem in den Artamanenbünden, die das erdverbundene Glück des einfachen Lebens der «Asphaltzivilisation» entgegensetzten und die natürlichen Bindungen gegen die menschliche Verlorenheit innerhalb der städtischen Massenwelt ausspielten. Am empfindlichsten trat der abrupte und herausfordernde Bruch mit den geltenden Normen im Bereich der Moral zutage. Die Ehe, hiess es in einer «Sexualethik des Kommunismus»,

sei nichts anderes als eine «üble Ausgeburt des Kapitalismus», die Revolution werde sie ebenso beseitigen wie die Strafbestimmungen für Abtreibung, Homosexualität, Bigamie oder Blutschande?<sup>13</sup> Doch für das Empfinden der breiten bürgerlichen Mittelschichten, die sich immer auch als «Vertreter und Verwalter der Normalmoral» betrachtet und den Angriff darauf als persönliche Bedrohung angesehen haben, war die Ehe als blosser Registrierungsfall, wie sie zunächst auch in der Sowjetunion verstanden wurde, so unerträglich wie die «Glas-Wasser-Theorie», der zufolge das Sexualbedürfnis, nicht anders als der Durst, ein Elementarverlangen und ohne viele Umstände zu befriedigen sei. Der Foxtrott und die kurzen Röcke, die Vergnügungssucht in der «Reichskloake Berlin», die «schweinernen Bilder» des Sexualpathologen Magnus Hirschfeld oder der Herrentypus der Zeit («der Gummikavalier auf Crepsohlen mit Charlestonhose, die Schimmyfrisur glatt zurückgestrichen»), besaßen für das breite Bewusstsein eine Anstössigkeit, die im Rückblick nicht ohne historische Bemühung nachzuempfinden ist. In vielgefeierten Provokationen behandelten die Bühnen der zwanziger Jahre Vaternord, Inzest und Verbrechen, der tiefe Hang der Zeit ging auf die Verhöhnung ihrer selbst. In der Schlusszene von Brecht/Weills Oper «Mahagonny» traten die Darsteller an die Rampe und demonstrierten auf Plakaten «Für den chaotischen Zustand unserer Städte!», «Für die Käuflichkeit der Liebe!», «Für die Ehre der Mörder!» oder «Für die Unsterblichkeit der Gemeinheit!»<sup>14</sup>

In der bildenden Kunst hatte sich der revolutionäre Durchbruch schon vor dem Ersten Weltkrieg vollzogen, und [Hitler](#) selber war in Wien sowie später in München dessen unbeteiligter Zeuge gewesen. Doch was so lange als die Aussenseiteri einer Handvoll Phantasien hingegangen war, wurde vor der Bilderflut von Umsturz, Revolution und Auflösung als Kampfansage an das überlieferte europäische Menschenbild verstanden. Fauves, Blauer Reiter, Brücke oder Dada erschienen als eine ebenso radikale Bedrohung wie die Revolution; die populäre Vokabel vom «Kulturbolschewismus» hält dieses Bewusstsein eines inneren Zusammenhanges fest. Die Abwehrreaktion war infolgedessen nicht nur ebenso leidenschaftlich, sondern auch auf den gleichen Ton der Angst vor Anar-

chie, Willkür, Formlosigkeit gestimmt; die moderne Kunst sei «chaotisches Machwerk»<sup>15</sup>, lautete das charakteristische Verdikt, und alle diese Symptome verdichteten sich zu einer komplexen Angstvorstellung, für die der modische Pessimismus der Zeit die Formel vom «Untergang des Abendlandes» gefunden hatte. Musste man nicht den Tag fürchten, da sich alle diese Ressentiments in einem Akt verzweifelter Gegenwehr zusammenschliessen würden?

Die Lust an der Zerstörung überholter oder kompromittierter sozialer und kultureller Formen hat das konservative Temperament der Deutschen in besonderem Masse provoziert; der dagegen rasch spürbar werdende Widerstand konnte hier überdies eher als anderswo an Stimmungen und Argumente vom Ende des 19. Jahrhunderts anknüpfen.

Der technisch-ökonomische Modernisierungsprozess war in Deutschland später, schneller und radikaler als anderswo erfolgt, das Land stand, wie Thorstein Veblen formuliert hat, in der Entschiedenheit, mit der es die industrielle Revolution durchführte, «unter den westlichen Ländern ohne Beispiel da».<sup>16</sup> Infolgedessen hatte dieser Prozess hier aber auch wildere Überwältigungsängste wachgerufen und die heftigeren Gegenreaktionen erzeugt. Anders als das weitverbreitete Klischee es will, konnte Deutschland in jener nahezu unauflösbaren Verbindung von Leistung und Versäumnis, die feudale und fortschrittliche, autoritäre und sozialstaatliche Elemente zu einem bunten Muster vereinigte, am Vorabend des Ersten Weltkrieges als der wohl modernste Industriestaat Europas gelten. Allein in den zurückliegenden fünfundzwanzig Jahren hatte es das Sozialprodukt um über das Doppelte vermehrt, desgleichen war der Bevölkerungsanteil mit steuerpflichtigen Mindesteinkommen von dreissig auf sechzig Prozent gestiegen, und die Stahlerzeugung beispielsweise, die 1887 nur die Hälfte der englischen Produktion ausgemacht hatte, hatte nahezu die doppelte Menge erreicht. Kolonien waren erobert, Städte gebaut, industrielle Imperien errichtet worden, die Zahl der Aktiengesellschaften war von 2'143 auf 5'340 gestiegen und der Warenumschlag im Hamburger Hafen, hinter New York und Amsterdam, doch noch vor London, an die dritte Stelle der Weltstatistik ge-

rückt. Zugleich wurde das Land korrekt und sparsam verwaltet und gewährte, allen illiberalen Einsprengeln zum Trotz, ein beträchtliches Mass an innerer Freiheit, Verwaltungsgerechtigkeit und sozialer Sicherheit.

Der gleichwohl anachronistische Ausdruck im Gesamtbild des kaiserlichen Deutschland stammt denn auch aus anderen Erscheinungen als den ökonomischen, und auch nicht so sehr aus den unübersehbar feudalen Strukturen. Über diesem geschäftigen, scheinbar so zukunftsbewussten Lande, seinen wachsenden Grossstädten und Industrierevieren, wölbte sich vielmehr ein eigentümlich romantischer Himmel, dessen Dunkel von mythischen Gestalten, altertümlichen Riesen und Göttervolk, behaust war: Deutschlands Verspätungen waren vor allem ideologischer Natur. Gewiss war viel professoraler Obskurantismus, Germanistenfolklore dabei am Werke sowie die Verbrämungsbedürfnisse eines Bürgertums, das über den materiellen Zwecken, denen es so ruhelos und dynamisch nachsetzte, gern höhere Gesichtspunkte erkannte. Gleichzeitig aber war auf dem Grunde dieser Neigungen immer auch eine kulturbürgerliche Widersetzlichkeit gegen eben jene moderne Welt zu spüren, die man so energisch und erfolgreich heraufführen half: Abwehrgesten gegen die neue, poesielose Wirklichkeit, die nicht aus skeptischem, sondern aus pessimistisch-romantischem Geiste stammten und eine latente Bereitschaft zum gegenrevolutionären Protest erkennbar werden liessen.

Dieser Widerstand hat sich vor allem in einer ausgedehnten zivilisationskritischen Stimmung vernehmbar gemacht und in Schriftstellern wie Paul de Lagarde, Julius Langbehn oder Eugen Dühring seine Wortführer gefunden. Zwar zählte das Unbehagen, das sie anzeigten, zu den Symptomen einer allgemeinen zivilisatorischen Krisenstimmung, die eine Reaktion auf den einfallslosen, lebensstüchtigen Optimismus der Epoche war. Um die Jahrhundertwende hatte sie sowohl in den Vereinigten Staaten als auch im Frankreich der Dreyfusaffäre, der Action Française oder der Manifeste von Maurras und Barrés Resonanz und Gefolgschaft gefunden. Gabriele d'Annunzio, Enrico Corradini, Miguel Unamuno, Dimitri Mereschkowski und Wladimir Solowjow, Knut Hamsun, Jacob Burckhardt oder David Herbert Lawrence machten sich, bei



allen Unterschieden im Einzelnen, zu Sprechern ähnlicher Ängste und Widerstände. Doch der in Deutschland so überfallartige und tief einschneidende Wandel, der das Land unvermittelt aus seinem Biedermeier in die Modernität hinübergestossen und dabei immer erneut schmerzliche Brüche und Abschiede verlangt hatte, hat dem Protest hier, anders als im übrigen Europa, eine unverwechselbare exaltierte Tonlage verschafft, in der sich die Angst und der Ekel vor der Realität mit romantischen Sehnsüchten nach einer dahingesunkenen arkadischen Ordnung verbanden.

Auch diese Tradition kam von weit her. Das Leiden an den «Verwüstungen» des zivilisatorischen Prozesses konnte sich bis auf Rousseau oder Goethes «Wilhelm Meister» berufen. Die Wortführer dieses Unbehagens verachteten den Fortschritt und bekannten sich nicht ohne Stolz zu ihrer weltfremden Rückständigkeit, sie waren durchweg unzeitgemässe Betrachter, die, wie Lagarde schrieb, ein Deutschland zu sehen beehrten, das nie existiert hatte und vielleicht nie existieren würde. Den Tatsachen, die ihnen entgegengehalten wurden, bezeugten sie eine hochmütige Geringschätzung und mokierten sich bitter über die «einäugige Vernunft». In teilweise scharfsinnigen Irrationalismen wandten sie sich gegen den Börsenhandel und die Urbanisierung, den Impfwang, die Weltwirtschaft und die positive Wissenschaft, gegen die «Communisterei» und die ersten Flugversuche – kurz, gegen den gesamten Emanzipationsprozess der modernen Welt, dessen Erscheinungen sie zum Gesamtbild vom katastrophartigen «Untergang der Seele» zusammenfügten. Als «Propheten der erzürnten Tradition» beschworen sie den Tag, da der Zerstörung Einhalt geboten werde und «die alten Götter wieder aus den Fluten tauchten».

Die Wertvorstellungen, die sie der modernen Zeit entgegensetzten, umfassten Natürlichkeit, Kunst, Vergangenheit, Aristokratie und Todesliebe sowie das Recht der starken, cäsarischen Persönlichkeit. Auffallenderweise war der Protest, der den Verfall doch auch der deutschen Kultur beklagte, häufig von imperialistischen Sendungsgedanken durchsetzt, in denen die Angst in Aggression umgesetzt war und die Verzweiflung Trost bei der Grösse suchte. Das berühmteste Buch dieser Zeittendenz, Julius Lang-

behns «Rembrandt als Erzieher», hatte, als es 1890 erschien, einen spektakulären Erfolg und erlebte innerhalb von zwei Jahren vierzig Auflagen. Die breite Zustimmung zu dem exzentrischen Dokument aus Panik, Antimodernität und nationalistischem Berufungswahn legt den Gedanken nahe, dass das Buch selber Ausdruck der Krise war, die es so leidenschaftlich und erbittert beschwor.

Fast noch folgenreicher als die Verbindung dieser zivilisationsfeindlichen Sentiments mit dem Nationalismus der Epoche war der Anschluss, den sie, ähnlich wie die sozialdarwinistischen und rassistischen Theorien, an die antidemokratischen Ideen fanden. Denn sie diagnostizierten den Niedergang an jener liberalen westlichen Gesellschaft, die ihre politische Ordnung auf die Prinzipien der Aufklärung und der Französischen Revolution zurückführte. Auch diese Wendung hatte gesamt-europäischen Charakter, «besonders in Frankreich und Italien», schrieb Julien Benda später, wurden sich die Schriftsteller um 1890 «mit erstaunlichem Scharfsinn darüber klar, dass die Doktrinen von absoluter Autorität, Disziplin, Tradition, Verachtung des Geistes der Freiheit, Bejahung der sittlichen Berechtigung von Krieg und Sklaverei es möglich machten, eine stolze und unbeugsame Haltung anzunehmen, und zugleich den Vorstellungen einfacher Menschen viel mehr entgegenkämen als ein sentimental Liberalismus und Humanismus»<sup>17</sup>. Und obwohl das Leiden an der Modernität, allen literarischen Erfolgen zum Trotz, immer nur die Sache einer intellektuellen Minderheit war, haben diese Stimmungen, wieder von Deutschland zu reden, vor allem über die Jugendbewegung, die nicht nur davon ergriffen, sondern geradezu ihr schwärmerischer und reiner Ausdruck war, allmählich doch eine nachhaltige Wirkung entfaltet. «Der ganze grosse Hang der Deutschen», hat Friedrich Nietzsche diese Haltung beschrieben, «ging gegen die Aufklärung und gegen die Revolution der Gesellschaft, welche mit grossem Missverständnis als deren Folge galt: die Pietät gegen alles noch Bestehende suchte sich in Pietät gegen alles, was bestanden hat, umzusetzen, nur damit Herz und Geist wieder einmal voll würden und keinen Raum mehr für zukünftige und neuernde Ziele hätten. Der Kultus des Gefühls wurde aufgerichtet an Stelle des Kultus der Vernunft.»<sup>18</sup>

Schliesslich haben sich die zivilisationsfeindlichen Stimmungen

der Zeit auch mit dem Antisemitismus verbunden. «Der deutsche Antisemitismus ist reaktionär», hat Hermann Bahr 1894 als Ergebnis ausgedehnter, in ganz Europa angestellter Ermittlungen geschrieben, «eine Revolte der kleinen Bürger gegen die industrielle Entwicklung.»<sup>19</sup> Tatsächlich war die Gleichsetzung von Judentum und Modernität nicht unbegründet, so wenig wie die Behauptung einer besonderen Eignung der Juden für die kapitalistische Konkurrenzwirtschaft: eben dies waren die beiden stärksten Antriebe aller Zukunftsängste. Werner Sombart hat es geradezu als eine «jüdische Mission» bezeichnet, «den Übergang zum Kapitalismus zu befördern ... (und) die heute noch konservierten Reste vorkapitalistischer Organisation aus der Welt zu schaffen: in der Zersetzung der letzten Handwerke und der handwerksmässigen Krämerrei»<sup>20</sup>. Vor dem Hintergrund dieser Entwicklung hat sich der traditionell religiös motivierte Judenhass in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zum biologisch oder sozial begründeten Antisemitismus fortentwickelt. In Deutschland haben sich vor allem der Philosoph Eugen Dühring sowie der gescheiterte Journalist Wilhelm Marr (in einer Schrift mit dem bezeichnenden Titel «Der Sieg des Judentums über das Germanentum, vom nichtkonfessionellen Standpunkt betrachtet. Vae Victis!») um die Popularisierung dieser Tendenzen bemüht, doch waren auch dies für Europa im Ganzen geltende Reflexe. Der Antisemitismus war in Deutschland zweifellos nicht intensiver als in Frankreich und sicherlich weit schwächer als in Russland oder der österreichischen Doppelmonarchie, die antisemitischen Publikationen der Zeit klagten immer wieder darüber, dass ihren Ideen bei aller Verbreitung so wenig Erfolg beschieden sei. Doch in einer Zeit, da die irrationalen Sehnsüchte wie herrenlose Hunde herumstreunten, bot sich der Antisemitismus gerade wegen der halben Wahrheit, die darin steckte, als Vehikel verbreiteter Missstimmungen an; doch war er nichts anderes als die zu mythologischer Grösse aufgetriebene Erscheinungsform der Angst. Es hat Wirkung und Widerhall Richard Wagners ausgemacht, dass er wie kein anderer die Magie der Kunst gegen den in allen diesen Erscheinungen sichtbar werdenden Entzauberungsprozess der modernen Welt mobilisierte und in seinem Werk diese Zeitstimmung, mythisch übersetzt, zu überwältigen-

der Wirkung kam: der Zukunftspessimismus, das Bewusstsein der anbrechenden Herrschaft des Goldes, die rassische Angst, der antimaterialistische Vorsatz, das Zurückschrecken vor einem Zeitalter plebejischer Freiheit und Gleichmacherei sowie das Vorgefühl nahen Untergangs.

Die vielfältigen Affekte der bürgerlichen Zeit gegen sich selbst hat schliesslich der Krieg befreit und zugleich radikalisiert; er hat dem Dasein die im öden Zivilisationsalltag verlorengegangene Möglichkeit unerhörter Selbststeigerung zurückgeschenkt, die Gewalt geheiligt und Triumphe der Destruktion beschert: eine mit Flammenwerfern, wie Ernst Jünger schrieb, bewerkstelligte «grosse Säuberung durch das Nichts»<sup>21</sup>; er war geradezu die Verneinung der liberalen und humanitären Zivilisationsidee. Die fast magische Macht des Kriegserlebnisses, das von einer umfangreichen Verklärungsliteratur wiederum europäischen Zuschnitts beschworen und zum Ausgangspunkt vielfältiger Erneuerungskonzepte gemacht wurde, hatte in dieser Erfahrung den Ursprung. Gleichzeitig hatte der Krieg diejenigen, die sich seine Erben nannten, den Sinn und Vorzug rascher, einsamer Entscheidungen, absoluten Gehorsams und übereinstimmender Gesinnungen gelehrt. Der Kompromisscharakter parlamentarischer Ordnungen, ihre Entscheidungsschwäche und häufige Selbstlähmung hatten keine Überredungskraft für eine Generation, die aus dem Krieg den Mythos des perfekten militärischen Leistungskollektivs zurückgebracht hatte.

Diese Zusammenhänge erst machen deutlich, warum die Ausrufung der demokratischen Republik und die Eingliederung Deutschlands in das Versailler Friedenssystem nicht einfach, und sei es als Folge der Niederlage, hingenommen wurden. Für die weiterwirkenden antizivilisatorischen Stimmungen bedeutete das eine wie das andere nicht nur eine veränderte politische Lage, sondern einen Sündenfall, einen Akt des metaphysischen Verrats und der tiefen Untreue gegen sich selbst; denn es lieferte Deutschland, das romantische, gedankentiefe, unpolitische Deutschland, einer Augenblickskonstellation zuliebe, eben jener westlichen Zivilisationsidee aus, die es in seinem Wesen bedrohte. Bezeichnenderweise nannte der «Völkische Beobachter» den Versailler Vertrag einen

«Syphilisfrieden», der, wie die Seuche, «aus kurzer verbotener Lust geboren, mit einem kleinen harten Geschwür beginnend, nach und nach alle Glieder und Gelenke, ja alles Fleisch bis in Herz und Hirn des Sünders befällt»<sup>22</sup>. leidenschaftliche, grundsätzliche Widerspruch gegen «das System» rührte gerade aus der Weigerung, teilzuhaben am verhassten «Imperium der Zivilisation» mit seinen Menschenrechten, seiner Fortschrittsdemagogie und Aufklärungswut, seiner Trivialität, Verderbtheit und den platten Apotheosen des Wohlstands. Die deutschen Ideale von Treue, Gottesgnadentum, Vaterlandsliebe, hiess es in einer der zahlreichen Klageschriften der Zeit, seien «in den Stürmen der Revolutions- und Nachrevolutionszeit schonungslos ausgelöscht» worden und stattdessen «Demokratie, Nacktbewegung, hemmungsloser Naturalismus, Kameradschaftsehe» gekommen.<sup>23</sup>

Immer in den Jahren der Republik gab es denn auch auf der intellektuellen Rechten, die den antizivilisatorischen Ansatz der wilhelminischen Ära fortführte, eine beträchtliche Neigung zum Bündnis mit der Sowjetunion oder, genauer, mit Russland, das als Muttergrund, Herzland, «vierte Dimension», Gegenstand emphatischer Erwartungen war. Während Oswald Spengler zum Kampf gegen «das innere England» aufrief, schrieb Ernst Niekisch, ein anderer Wortführer des um die seelische Identität der Nation besorgten Widerstands: «Es ist bereits deutsches Erwachen, den Blick nach Osten zu kehren ... der Gang nach Westen war deutscher Abstieg; die Umkehr zum Osten wird wieder Aufstieg zu deutscher Grösse sein.» Dem «seichten Liberalismus» wurde das «preussisch-slawische Prinzip» entgegengehalten und der Völkerbundmetropole Genf die «Achse Potsdam-Moskau». Die Angst vor der Überfremdung deutschen Wesens durch die materialistische, entmythologisierte Welt des Westens war hier stärker als die Angst vor der kommunistischen Weltherrschaftsdrohung.

Die erste Nachkriegsphase aktualisierte nicht nur die Angst vor der Revolution, sondern auch die antizivilisatorischen Ressentiments, und beides zusammen ergab erst, eigentümlich verklammert und wechselweise sich hochtreibend, ein Syndrom von ausserordentlicher Dynamik. Es verband sich mit den Hass- und Abwehrkomplexen einer bis auf den Grund erschütterten Ge-

sellschaft, die ihre Kaiserherrlichkeit, ihre Bürgerordnung, ihr nationales Selbstbewusstsein, Wohlstand, Autoritäten sowie das ganze System von Oben und Unten eingebüsst hatte und nun blind und erbittert wiederhaben wollte, was ihr ungerechtfertigt verlorengegangen schien. Gesteigert und mit zusätzlicher Radikalität versehen wurden diese allgemeinen Missgefühle noch durch eine Vielfalt unbefriedigter Gruppeninteressen. Vor allem die unvermindert anwachsende Schicht der Angestellten bewies eine besondere Anfälligkeit für die grosse Geste totaler Kritik; denn die industrielle Revolution hatte jetzt erst auf die Büros übergegriffen und die ehemaligen «Unteroffiziere des Kapitalismus» zu den letzten Opfern der «modernen Sklaverei» gemacht,<sup>24</sup> zumal sie, anders als die Arbeiter, nie einen eigenen Klassenstolz oder gar jene Art Utopie entwickelt hatten, die in den Katastrophen der bestehenden Ordnung die eigenen Heilsgewissheiten bestätigt findet. Nicht weniger empfänglich war das mittelständische Gewerbe mit seiner Überwältigungsangst vor Grossbetrieben, Warenhäusern und rationalisiertem Wettbewerb; desgleichen breite agrarische Schichten, die durch traditionelle Schwerfälligkeit und durch fehlende Mittel an längst überalterte Strukturen gefesselt waren, sowie viele Akademiker und ehemals solides Bürgertum, das sich in den gewaltigen Sog der Proletarisierung gezogen sah. Ohne Unterhalt sei man «sofort geächtet, deklassiert; arbeitslos zu sein, das sei dasselbe wie Kommunist», äusserte ein Betroffener in einer Umfrage jener Zeit.<sup>25</sup> Keine Statistik, keine Angabe über Inflationsraten, über Selbstmordziffern und Konkurse kann die Gefühle derer offenbaren, die von Erwerbslosigkeit, Armut, Stellungsverlust bedroht waren, oder die Besorgnisse der anderen ausdrücken, die noch etwas besaßen und den Ausbruch so viel angehäufter Unzufriedenheit fürchteten. Die öffentlichen Institutionen in ihrer anhaltenden Schwäche boten gegen den kollektiven Affekt, der sich da auf schwankendem Grunde zusammenbraute, keine Sicherung, zumal die Angst sich inzwischen nicht mehr, wie zu Lagardes und Langbehns Zeiten, auf Beschwörungen und ohnmächtige Prophetenworte beschränken musste; der Krieg hatte die Angst bewaffnet gemacht.

In den Einwohnerwehren und Freikorps, die teils auf private,

teils auf verdeckte staatliche Initiative zur Abwehr vor allem der kommunistischen Revolutionsdrohung in grosser Zahl organisiert worden waren, entwickelte sich eines der Elemente, die in dumpfer, aber entschlossener Widerstandsgesinnung gegen die Verhältnisse schlechthin nach einem Willen Ausschau hielten, der sie in eine neue Ordnung führen sollte. Anfangs gab es daneben, ebenfalls als Reservoir militanter Energien, die Masse heimkehrender Soldaten. Viele von ihnen fristeten in den Kasernen ein zielloses Soldatenleben, das wie ein ratlos hinausgezögerter Abschied von den ambitionierten Kriegerträumen ihrer Jugend wirkte. In den Gräben der Front waren die einen wie die anderen den Umrissen eines neuen, noch unklaren Lebenssinnes nahegekommen, den sie in der mühsam anhebenden Normalität der Nachkriegszeit vergebens wiederzufinden suchten. Sie hatten nicht vier Jahre lang gekämpft und gelitten für dieses schwächliche, vom letzten der ehemaligen Feinde herumgestossene Regime mit seinen erborgten Idealen. Auch fürchteten sie, nach der erhöhenden Daseinserfahrung des Krieges, die deklassierende Gewalt des bürgerlichen Alltags.

Hitler erst hat diese Unmutgefühle, die zivilen wie die militärischen, zusammengebracht und ihnen Führung und Stosskraft verschafft. Tatsächlich mutet seine Erscheinung wie das synthetische Produkt aller dieser Ängste, Pessimismen, Abschieds- und Abwehrgefühle an, auch hatte er im Krieg sein überwältigendes Erlösungs- und Bildungserlebnis gehabt, und wenn es einen «faschistischen» Typus gibt, dann war er in ihm verkörpert. Keiner der Anhänger, die er nach zögerndem Beginn rasch zu sammeln begann, hat so wie er die psychologischen, gesellschaftlichen und ideologischen Grundantriebe der Bewegung zum Ausdruck gebracht; er war niemals nur ihr Führer, sondern stets auch ihr Exponent.

Schon die Erfahrungen der frühen Jahre hatten ihm zu jenem überwältigenden Angsterlebnis verholfen, das sein gesamtes Denk- und Emotionssystem geprägt hat. Es ist auf dem Grunde fast aller seiner Äusserungen und Reaktionen spürbar: eine Angst, die in allem verborgen lauerte und alltägliche so gut wie kosmische Dimensionen hatte. Zahlreiche frühe Beobachter, vom Firmpaten in Linz bis zu August Kubizek und Greiner, haben sein bleiches,

«geschrecktes» Wesen geschildert, das den geeigneten Boden für die schon früh ins Phantastische wuchernden Eingebungen bildete. Seine «ständige Angst» vor der Berührung durch fremde Menschen ist darin ebenso begründet wie sein extremes Misstrauen oder sein später zusehends stärker hervortretender Waschwang.<sup>26</sup> Dem gleichen Komplex entstammte seine, wie wir hören, oftmals geäusserte Sorge vor geschlechtlicher Infektion sowie vor Ansteckung überhaupt: «Die Mikroben stürzen sich auf mich», so wusste er.<sup>27</sup> Er war beherrscht von der Überfremdungsangst des österreichischen Alideutschen vor der «heuschreckenartigen Zuwanderung russischer und polnischer Juden», vor der «Verniggerung des deutschen Menschen», vor dessen «Vertreibung aus Deutschland» und schliesslich seiner «Ausrottung»: Im «Völkischen Beobachter» liess er ein angeblich französisches Soldatengedicht abdrucken, das die refrainartige Zeile enthielt: «Deutsche, wir werden Eure Töchter besitzen!» Doch ging die Beunruhigung auch von der amerikanischen Technik aus und von der wachsenden Geburtenrate der Slawen, von der Grossstadt, der «ebenso schrankenlosen wie schädlichen Industrialisierung», der «Verwirtschaftlichung der Nation», den anonymen Aktiengesellschaften, vom «Morast der grossstädtischen Vergnügungskultur» sowie von der modernen Kunst, die durch blaue Wiesen und grüne Himmel «die Seele des Volkes töten» wolle. Wohin er auch blickte, entdeckte er «die Verfallerscheinungen einer langsam abfaulenden Welt»: in seiner Vorstellung fehlte kein Element der pessimistischen Zivilisationskritik.<sup>28</sup>

Was [Hitler](#) mit den führenden faschistischen Akteuren anderer Länder verband, war die Entschlossenheit, sich diesem Prozess entgegenzustemmen. Ihn unterschied jedoch die manische Ausschliesslichkeit, mit der er alle Elemente jemals empfundener Angst auf einen einzigen Urheber zurückführte; denn im Mittelpunkt des riesig aufgetürmten Angstsystems stand, schwarz und behaart, die ewig blutschänderische Figur des Juden: übelriechend, schmatzend und geil auf blonde Mädchen, aber «rassisch härter» als der Arier, wie [Hitler](#) noch im Sommer 1942 beunruhigt versicherte.<sup>29</sup> Tief befangen in seiner Überwältigungspsychose, sah er Deutschland als Objekt einer Weltverschwörung, bedrängt von allen Seiten durch Bolschewisten, Freimaurer, Kapitalisten, Jesuiten, sie alle



verklammert und im Vernichtungswerk strategisch kommandiert durch den «blut- und geldgierigen jüdischen Völkertyrannen». Er verfügte über fünfundsiebzig Prozent des Weltkapitals, beherrschte die Börsen und den Marxismus, die Goldene und die Rote Internationale, er war der Träger der Geburtenbeschränkung und des Auswanderungsgedankens, er höhlte die Staaten aus, bastardisierte die Rassen, verherrlichte den Brudermord, organisierte den Bürgerkrieg, rechtfertigte das Gemeine und beschmutzte das Edle: «der Drahtzieher der Geschehnisse der Menschheit».<sup>30</sup> Die ganze Welt sei in Gefahr, rief [Hitler](#) beschwörend aus, «in die Umstrickung dieses Polypen» zu geraten. In immer neuen Bildern suchte er sein Entsetzen greifbar zu machen, sah «schleichendes Gift» am Werk und den Juden als «Made», «Spulwurm» oder «am Volkskörper fressende Natter». Und wie ihm in der Formulierung seiner Angst die wahnwitzigsten und lächerlichsten Wendungen unterliefen, so verhalf sie ihm auch zu eindrucksvollen oder doch haftenden Bildern. Er fand die «Verjudung unseres Seelenlebens», die «Mammonisierung unseres Paarungstriebes» und die «daraus resultierende Versyphilitisierung des Volkskörpers»; er schrieb aber auch: «Siegt der Jude mit Hilfe seines marxistischen Glaubensbekenntnisses über die Völker dieser Welt, dann wird seine Krone der Totenkranz der Menschheit sein, dann wird dieser Planet wieder wie einst vor Jahrmillionen menschenleer durch den Äther ziehen.»<sup>31</sup>

Mit dem Hinzutreten [Hitlers](#) waren die Energien vereint, die, unter krisenhaften Bedingungen, die Aussicht grosser politischer Wirksamkeit besaßen. Denn die faschistischen Bewegungen haben sich in ihrer sozialen Substanz durchweg auf drei Elemente gestützt: das kleinbürgerliche mit seinen moralischen, wirtschaftlichen und gegenrevolutionären Indignationen, das militärisch-rationalistische sowie das charismatische des einzigartigen Führers. Er war die entschlossene Stimme der Ordnung, die dem Durcheinander, dem chaotischen Element, gebot, er hatte weiter geblickt und tiefer gedacht, er kannte die Verzweiflungen, aber auch die Rettungsmittel. Der überlebensgrosse Typus war nicht nur durch zahlreiche literarische Verheissungen vorgeformt, die bis in die deutsche Volkssage zurückreichten. Gleich der Mythologie zahl-

reicher anderer, in ihrer Geschichte unglücklicher Völker kennt sie die Erscheinung der zum Jahrhundertschlaf entschwundenen, in den Bergen träumenden Führergestalten, die dereinst zurückkehren, ihr Volk heimholen und die schuldige Welt züchtigen werden, und gerade das pessimistische Schrifttum hat bis in die zwanziger Jahre, in tausendfachen Beschwörungen, an diese Sehnsüchte angeknüpft, die in berühmten Versen Stefan Georges Ausdruck gefunden haben: «Der sprengt die ketten, fegt auf trümmerstätten/Die Ordnung, geisselt die verlaufenen heim/Ins ewige recht wo grosses wiederum gross ist/Herr wiederum herr. Zucht wiederum zücht. Er heftet/Das wahre Sinnbild an das völkische bannen/Er führt durch sturm und grausige Signale/Des frührots seiner treuen schar zum werk/Des wachen tags und pflanzt das Neue Reich.»<sup>32</sup> Um die gleiche Zeit hatte auch Max Weber das Bild der überragenden Führerpersönlichkeit entworfen, ihre plebiszitäre Legitimität, ihren Anspruch auf «blinden» Gehorsam, doch hatte er darin vor allem ein Element des Widerstands gegen die unmenschlichen bürokratischen Organisationsstrukturen der Zukunft erblickt. Im Ganzen war die Epoche aus weit voneinander entfernten Quellen und unterschiedlichsten Motiven auf die Erscheinung des Führers vorbereitet: Aus ihren dumpfen, emotionalen Schichten und aus der Poesie kam der Idee ebenso Sukkurs wie aus dem wissenschaftlichen Raisonnement.

Seine Aktualisierung hat der Führergedanke, wie er sich in den faschistischen Bewegungen entwickelte, wiederum im Erlebnis des Krieges erfahren. Denn diese Bewegungen verstanden sich durchweg nicht als Parteien im herkömmlichen Sinne, sondern als militante Weltanschauungsgruppen, als «Parteien über den Parteien», und der Kampf, den sie mit düsteren Symbolen und entschlossenen Mienen aufnahmen, war nichts anderes als die Verlängerung des Krieges mit nahezu unveränderten Mitteln in die Politik: «Augenblicklich befinden wir uns in der Fortdauer des Krieges», hat [Hitler](#) wiederholt ausgerufen, und der italienische Aussenminister Graf Ciano sprach gelegentlich vom faschistischen «Heimweh nach dem Krieg».<sup>33</sup> Der Führerkult war innerhalb der «Fiktion des permanenten Krieges» nicht zuletzt die Übertragung der Grundsätze militärischer Hierarchie auf die innere Organisation dieser

Bewegungen und die Erscheinung des Führers nichts anderes als die in übermenschliche Höhen entführte, von Glaubensbedürfnissen und Hingabesehnsüchten magisch emporgerückte Figur des Offiziers. Der Marschtritt auf allen Pflastern Europas demonstrierte die Überzeugung, dass auch die Probleme der Gesellschaft am wirksamsten durch militärähnliche Modelle zu bewältigen seien. Gerade ihr Rigorismus hat eine starke Anziehungskraft vor allem auf die zukunftsbewusste Jugend entfaltet, die in Krieg, Revolution und Chaos die Suggestion «geometrischer» Ordnungsentwürfe entdeckt hatte.

Die nämlichen Motive lagen den halbmilitärischen Auftrittsformen der Bewegungen zugrunde, der Uniformierung, dem Ritual des Grüssens, Meldens, Strammstehens oder der bunten, gleichwohl auf wenige Grundelemente zurückführbaren Symbolik, den verschiedenen Formen des Kreuzes vor allem, angefangen vom Olafskreuz der norwegischen «Nasjonal Sämning» bis zum roten Andreaskreuz der Nationalen Syndikalisten Portugals, aber auch Pfeile, Likatorennbündel, Sensen – dies alles unablässig auf Fahnen, Abzeichen, Standarten oder Armbinden bekennerisch zur Anschauung gebracht. Die Bedeutung dieser Elemente lag nicht nur in der Denunzierung des alten bürgerlichen Trotts der Gehröcke und der Stehkragen; vielmehr schienen sie dem strengen, technischen, vom Ethos der Anonymität geprägten Geist der modernen Zeit genauer zu entsprechen. Zugleich liessen sich unter Uniformen und soldatischem Gepränge sowohl gesellschaftliche Gegensätze verbergen als auch die Glanzlosigkeit und emotionale Armut des zivilen Alltags überhören.

Die Verbindung von kleinbürgerlichen und militärischen Elementen, wie sie vor allem für den Nationalsozialismus kennzeichnend war, hat der NSDAP von Beginn an einen eigentümlichen Doppelcharakter gegeben. Er machte sich nicht nur in der organisatorischen Trennung zwischen Sturmabteilungen (SA) und Politischer Organisation (PO) bemerkbar, sondern hat auch die verwirrend ungleichartige Charaktergalerie des Anhangs geprägt. Überzeugte Idealisten verbanden sich mit sozial Entgleisten, Halbkriminellen oder Opportunisten zu einer grellen Mischung aus Leistungshunger, Bewährungsethos, Arbeitsscheu, Vorteilssucht

und irrationalen Aktivismus. Auch der den meisten faschistischen Organisationen eigene gebrochene Konservatismus stammt von daher. Denn obwohl sie vorgaben, der gestörten und beleidigten Weltordnung zu dienen, demonstrierten sie doch, wo sie die Macht dazu hatten, einen traditionellen Änderungswillen. Charakteristisch für sie war eine unverwechselbare Mischung von Mittelalter und Modernität, ein Vorhutbewusstsein, das mit dem Rücken zur Zukunft stand und seine folkloristischen Neigungen in den Asphaltregionen eines totalitären Zwangsstaates heimisch machte. Noch einmal träumten sie die verblichenen Träume der Vorfäter nach und priesen eine Vergangenheit, in deren verschwimmenden Konturen die Verheissungen für eine ruhmreiche, auf territoriale Expansion gerichtete Zukunft sichtbar wurden: sei es im Römischen Weltreich, im Spanien der Katholischen Majestät, in einem Grossbelgien, Grossungarn, Grossfinnland. Der hegemoniale Aufbruch **Hitlers**, der als das planvollste, kaltblütigste und realistischste Unternehmen unter Zuhilfenahme des ganzen Arsenal moderner technischer Mittel unternommen worden ist, war begleitet von einem Beiwerk krauser Requisiten und Symbole: ein Weltoberungsversuch im Zeichen von Strohdach und Erbhofbauerntum, von Volkstanz, Sonnenwendfeier und Mutterkreuz. Thomas Mann sprach von «explodierender Altertümlichkeit».<sup>34</sup>

Doch stand dahinter stets mehr als ein unreflektierter reaktionärer Wille. Der Anspruch, den **Hitler** erhob, zielte auf nichts Geringeres als die Heilung der Welt. Keineswegs wollte er einfach die gute alte Zeit zurückbringen, noch weniger ihre feudalen Strukturen, wie die sentimentalen Reaktionäre glaubten, die seinen Weg in anhaltender Verblendung begleitet und gefördert haben. Was er zu überwinden beanspruchte, war nichts anderes als die Selbstentfremdung des Menschen, verursacht durch den zivilisatorischen Prozess.

Allerdings baute er dabei nicht auf wirtschaftliche oder soziale Mittel, die er verachtete; wie einer der Wortführer des italienischen Faschismus hielt er den Sozialismus für eine «verabscheuungswürdige Erregung über die Rechte des Bauches».<sup>35</sup> Vielmehr zielte seine Absicht auf eine innere Erneuerung aus Blut und See-

lendunkel; nicht auf Politik, sondern auf die Wiedereinsetzung des Instinkts: den Intentionen und Parolen nach war der Faschismus keine Klassen-, sondern eine Kulturrevolution, er beanspruchte nicht, der Befreiung, sondern der Erlösung der Menschheit zu dienen. Die beträchtliche Resonanz, die er gefunden hat, ist gewiss auch damit zu erklären, dass er die Utopie dort suchte, wo einer natürlichen Bewegung des menschlichen Geistes zufolge alle verlorenen Paradiese liegen: in rückwärtigen, mythischen Urzuständen. Die herrschende Zukunftsangst verstärkte noch ihre Neigung, alle Apotheosen in die Vergangenheit zu verlegen. Im faschistischen «Konservatismus» war jedenfalls der Wunsch wirksam, die historische Entwicklung revolutionär umzukehren und noch einmal an den Ausgangspunkt, in jene besseren, naturbestimmten, harmonischen Zeiten vor dem Beginn des Irrweges zurückzugelangen. In einem Brief aus dem Jahre 1941 schrieb [Hitler](#) an Mussolini, die letzten fünfzehnhundert Jahre seien nichts anderes als eine Unterbrechung, die Geschichte stehe im Begriff, «auf die Wege von einst zurückzukehren». Und wenn es ihm nicht darum ging, die Verhältnisse von ehemals wiederherzustellen, so doch deren Wertesystem, ihren Stil, ihre Moral angesichts der von allen Seiten hereinbrechenden Kräfte der Auflösung: «Endlich einen Damm gegen das herannahende Chaos!», wie [Hitler](#) ausrief.<sup>36</sup>

Aller revolutionären Emphase zum Trotz hat der Nationalsozialismus denn auch nie die defensive Grundhaltung verbergen können, die sein eigentliches Wesen ist und zu der kühnen Gladiatorenpose, die er einzunehmen liebte, in merklichem Widerspruch steht. Konrad Heiden hat die faschistischen Ideologien «Prahlerien auf der Flucht» genannt, sie seien «die Angst vor dem Aufstieg, vor neuen Winden und unbekanntem Sternem, ein Protest des ruhebedürftigen Fleisches gegen den rastlosen Geist».<sup>37</sup> Und ganz aus dieser defensiven Stimmung heraus äusserte [Hitler](#) selber bald nach dem Beginn des Krieges gegen die Sowjetunion, er verstehe jetzt, wie die Chinesen dazu gekommen seien, sich mit einer Mauer zu umgeben, er sei auch versucht, «sich einen Riesenwall zu wünschen, der den neuen Osten gegen die mittelasiatischen Massen abschirmt. Aller Geschichte zum Trotz, die lehrt, dass im beschirmten Raum eine Erschlaffung der Kräfte eintritt.»

Die Überlegenheit des Faschismus gegenüber vielen Konkurrenten hat daher nicht zuletzt damit zu tun, dass er das Wesen der Zeitkrise schärfer erfasste, deren Symptom er selber war. Alle anderen Parteien bejahten den Industrialisierungs- und Emanzipationsprozess, während er offensichtlich die Ängste der Menschen teilte und sie zu übertäuben suchte, indem er sie in turbulente Aktion und Dramatik umsetzte und den prosaischen, langweiligen Alltag durch romantisches Ritual verzauberte: durch Fackelzüge, Standarten, Totenköpfe, Heil- und Kampfrufe, die «neue Vermählung des Lebens mit der Gefahr»; durch die Idee des «grossartigen Todes». Er stellte den Menschen moderne Aufgaben in der suggestiven Maskerade der Vergangenheit. Sein Erfolg hatte aber auch damit zu tun, dass er die materiellen Interessen hintansetzte und die «Politik als ein Gebiet der Selbstverleugnung und des Opfers des Individuums einer Idee gegenüber» behandelte.<sup>38</sup> Auf diese Weise glaubte er, tieferen Bedürfnissen gerecht zu werden als diejenigen, die den Massen höheren Ecklohn in Aussicht stellten. Vor allen Rivalen schien er erkannt zu haben, dass der nur von der Vernunft und seinen materiellen Interessen gelenkte Mensch marxistischer wie liberalistischer Auffassung eine monströse Abstraktion war.

Allen unverkennbar reaktionären Zügen zum Trotz wurde er damit der Sehnsucht der Zeit nach einer Generalumkehr weit wirksamer gerecht als seine Gegenspieler; er allein schien das Epochengefühl, dass alles ganz falsch gegangen und die Welt auf einen grossen Abweg geraten sei, zu artikulieren. Die geringere Anziehungskraft des Kommunismus rührte nicht nur aus seinem Ruf als Klassenpartei und Hilfstruppe einer fremden Macht; vielmehr war auf ihn auch ein vager Argwohn gerichtet, dass er selber zu den Elementen des Irrwegs rechne und einer der Erreger jener Krankheit sei, als deren Rezept er sich ausgab: nicht die radikale Verneinung des bürgerlichen Materialismus, sondern nur dessen Umkehrung; nicht die Überwindung einer ungerechten und unfähigen Ordnung, sondern deren Affe und kopfstehendes Spiegelbild.

Hitlers so unbeirrbar, nicht selten überspannt wirkende Erfolgsgewissheit war denn auch stets von der Überzeugung mitbestimmt, als der einzige wirkliche Revolutionär aus der bestehenden

Ordnung ausgebrochen zu sein, indem er die menschlichen Instinkte erneut in ihr Recht eingesetzt habe. Im Bündnis mit ihnen glaubte er sich unüberwindlich; denn «gegen wirtschaftliche Interessen, gegen den Druck der öffentlichen Meinung, ja selbst gegen die Vernunft» setzten sie sich am Ende immer durch. Gewiss hat die Beschwörung des Instinkts viel Minderwertigkeit und menschliche Inferiorität zum Vorschein gebracht; auch war die Tradition, die der Faschismus wieder zu Ehren bringen wollte, vielfach nur deren Zerrbild und die Ordnung, die er feierte, blosses Ordnungstheater. Doch wenn Trotzki die faschistischen Gefolgschaften geringschätzig als «menschlichen Staub»<sup>39</sup> verhöhnte, bezeugte er nur die charakteristische Ratlosigkeit der Linken gegenüber den Menschen, ihren Bedürfnissen und Antrieben, die so viele scharfsinnige Irrtümer in der Beurteilung der Epoche durch diejenigen zur Folge hatte, die ihren Geist und ihre Bestimmung wie niemand sonst zu kennen vorgaben.

Indessen waren es nicht nur romantische Bedürfnisse, denen der Faschismus entgegenkam. Er war, aus der Angst der Epoche herstammend, auch ein elementarer Aufstand für die Autorität, eine Revolte für die Ordnung, und der Widerspruch, den solche Formeln enthalten, machte gerade sein Wesen aus. Er war der Aufruhr und die Subordination, der Bruch mit allen Traditionen und deren Heiligung, die Volksgemeinschaft und die strengste Hierarchie, das Privateigentum und die soziale Gerechtigkeit. Doch alle Postulate, die er sich zu eigen machte, implizierten immer die gebieterisch entfaltete Autorität des starken Staates. «Mehr als je haben heute die Völker ein Verlangen nach Autorität, Lenkung und Ordnung», versicherte Mussolini.<sup>40</sup>

Verächtlich sprach er vom «mehr oder weniger verwesenen Leichnam der Göttin Freiheit» und meinte, der Liberalismus sei im Begriff, «die Pforten seiner Tempel zu schliessen, die die Völker verlassen haben», weil «alle politischen Erfahrungen der Gegenwart antiliberal sind». Tatsächlich meldeten sich in ganz Europa, vor allem in den erst am Ende des Weltkrieges zum liberalen parlamentarischen System übergegangenen Staaten, wachsende Zweifel an dessen Funktionsfähigkeit. Sie wurden umso stärker, je entschiedener diese Staaten den Schritt hinüber in die Gegenwart

vollzogen. Das Gefühl, die Mittel der liberalen Demokratie seien unter den explosiven, notgedrungen krisenhaften Bedingungen der Übergangsphase nicht ausreichend, ihre Führungsmöglichkeiten für die selbstbewussten Massen zu gering, griff rasch um sich. Angesichts der nichtigen parlamentarischen Streitigkeiten, der Spiele und ohnmächtigen Lüste des Parteienregiments, wurde in den Menschen die alte Sehnsucht wach, vor ein fait accompli gestellt und ohne Wahl gelassen zu werden.<sup>41</sup> Mit Ausnahme der Tschechoslowakei ist während der Zwischenkriegszeit in allen Staaten Ost- und Mitteleuropas sowie in den zahlreichen Ländern Südeuropas das parlamentarische System untergegangen: in Litauen, Lettland, Estland, Polen, Ungarn, Rumänien, Österreich, Italien, Griechenland, in der Türkei, in Spanien, Portugal und schliesslich in Deutschland. Im Jahre 1939 gab es nur noch neun parlamentarisch regierte Staaten, viele davon allerdings, wie die französische Dritte Republik, in einem drôle d'état, einige andere durch eine Monarchie stabilisiert, und «ein faschistisches Europa (lag) im Bereich des Möglichen»<sup>42</sup>.

Es war daher nicht das aggressive Ressentiment einer einzelnen Nation, das den Weltzustand umstürzen wollte. Eine breite Stimmung des Überdrusses, der Verachtung und Resignation trug, über alle Grenzen hinweg, den Abschied vom liberalen Zeitalter. Sie äusserte sich unter reaktionären und fortschrittlichen, ehrgeizigen und uneigennütigen Vorzeichen. In Deutschland fehlte schon seit 1921 eine Reichstags-Mehrheit, die sich mit Überzeugung zum parlamentarischen System bekannte. Der liberale Gedanke hatte kaum Anwälte, aber viele potentielle Gegner; ihnen fehlte nur noch der Anstoss, die zündende Parole, der Führer.



ZWEITES BUCH

**Der Weg in die Politik**

## 1. KAPITEL

### Teil der deutschen Zukunft

«Der Staat ist umgedreht. Wenn jemand vom Monde  
herunterkäme, würde er Deutschland nicht wieder-  
erkennen, würde sagen: das soll das frühere Deutschland sein »

*Adolf Hitler*

«Ich hätte jeden ausgelacht, der mir prophezeit hätte, dass  
dies der Beginn einer neuen Epoche der Weltgeschichte

*Konrad Heiden im Rückblick auf seine  
Münchener Studienjahre*

Die Szene, die Hitler im Frühsommer 1919 betrat, hatte die besonderen bayerischen Verhältnisse zum Hintergrund. Aus dem rasch vorüberdrängenden Figurengewühl, das eine Vielzahl wechselnder Akteure augenblicksweise aus dem Dunkel ins scharfe Vordergrundlicht rückte, hob sich allmählich sein blasses, ungeprägtes Gesicht. Niemand im Tumult von Revolution und Gegenrevolution, unter all den Eisner, Niekisch, Ludendorff, Lossow, Rossbach oder Kahr, schien für die Geschichte, um die sie alle sich bewarben, weniger bestimmt als er; niemand verfügte über geringere Mittel, eine anonymere Ausgangsposition, und niemand schien ratloser: «einer dieser ewigen Kasernenbewohner, die nicht wussten, wohin sonst».<sup>1</sup> Mit Vorliebe hat er sich später als der «unbekannte Gefreite des Ersten Weltkrieges» gesehen und damit die ihm selber unvorhersehbare, nur in mythologisierenden Zusammenhängen greifbare Natur seines Aufstiegs kenntlich zu machen versucht; denn drei Jahre später beherrschte er die Szene, auf die er in der ersten Jahreshälfte 1919 eher widerstrebend oder doch mit zunächst zögernden Schritten geraten war.

Keine Stadt in Deutschland war von den revolutionären Ereignissen, den Affekten und Widerständen der ersten Nachkriegswochen so erfasst und erschüttert worden wie München. Zwei Tage eher als in Berlin, am 7. November 1918, hatte hier der Weltverbesserungswille einiger linksgerichteter Aussenseiter die tausendjährige Dynastie der Wittelsbacher gestürzt und sich überraschend an der Macht gesehen. Unter der Führung Kurt Eisners, eines bärtigen Bohémiens und Theaterkritikers der 'Münchener Post', hatten sie, ganz im Sinne einer wörtlichen Auslegung der Noten Woodrow Wilsons, versucht, durch eine revolutionäre Änderung der Verhältnisse «Deutschland für den Völkerbund (zu) rüsten» und dem Lande «einen Frieden zu erwirken, der es vor dem Schlimmsten bewahrt»<sup>2</sup>.

Die Schwäche und Selbstverleugnung des amerikanischen Präsidenten jedoch sowie der Hass der Rechten, der im verleumderischen Andenken an den hergelaufenen «land- und rassefremden Vagabunden» und Schwabinger Bolschewisten bis heute weiterlebt, untergruben alle Aussichten Eisners.<sup>3</sup> Schon die Tatsache, dass weder er noch ein einziger anderer der neuen Männer aus Bayern kam und stattdessen der Typus des antibürgerlichen, nicht selten jüdischen Intellektuellen sich auffällig in Erscheinung brachte, besiegelte in dem stammesbewussten Lande den Misserfolg der Revolutionsregierung. Auch waren das Regime des naiven Spektakels, das Eisner errichtete, die pausenlosen Demonstrationen, öffentlichen Konzerte, Flaggenparaden und glühenden Reden vom «Reich des Lichts, der Schönheit und Vernunft» keineswegs angetan, seine Stellung zu festigen. Vielmehr löste diese Amtsführung ebensoviel Gelächter wie Erbitterung aus, keineswegs jedoch jene Zuneigung, die Eisner sich von seiner «Regierung durch Güte» erwartet hatte: die utopischen Zustände, die auf dem Papier, vor weiten philosophischen Horizonten, eine so suggestive Macht erwiesen hatten, gingen im Anhauch der Wirklichkeit zugrunde. Und während er selber sich als «Kurt I.» ironisch mit der Tradition des gestürzten Herrscherhauses verknüpft sah, wurde ein Chanson mit dem Spottrefrain populär: «Revoluzilazilzilazi hollaradium, /alls drah ma um, / alls kehrn ma um, / alls schmeiss ma um, / bum bum!»

Selbst die kritischen Beziehungen, die Eisner zu den exzentri-

schen Führern der Spartakisten und Agenten der Weltrevolution wie Lewien, Leviné und Axelrod unterhielt, seine Einwände gegen die anarchistischen Schwärmereien des Schriftstellers Erich Mühsam und auch die mindestens verbalen Zugeständnisse, die er den verbreiteten separatistischen Stimmungen in Bayern machte, konnten unter diesen Umständen seine Situation keineswegs verbessern. Als er auf einer Sozialistenkonferenz in Bern von einer deutschen Schuld am Ausbruch des Krieges sprach, sah er sich alsbald im Mittelpunkt einer organisierten Kampagne, die ihn in zügellosen Angriffen beseitigt wissen wollte und seine Uhr für abgelaufen erklärte. Eine vernichtende Wahlniederlage zwang ihn kurz darauf zur Resignation. Am 21. Februar, als er sich in Begleitung zweier Mitarbeiter zum Landtag begab, um seinen Rücktritt zu erklären, wurde er auf offener Strasse durch den zweiundzwanzigjährigen Grafen Anton v. Arco-Valley hinterrücks erschossen. Es war eine sinnlose, überflüssige und katastrophale Tat.

Denn schon wenige Stunden später, während einer Gedenkfeier für den Ermordeten, drang der linksradikal gesinnte Metzger und Schankkellner Alois Lindner in den Landtag ein, schoss den Minister Auer nieder und traf, wild um sich schiessend, zwei weitere Anwesende tödlich. In panischem Entsetzen stob die Versammlung auseinander. Doch anders als Arco-Valley erhofft hatte, schwenkte nun die öffentliche Meinung in einer grossen Bewegung nach links. So kurz nach der Ermordung von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht erschien der Anschlag als die Tat der sich erneut zusammenschliessenden und auf Wiedergewinnung der verlorenen Macht abzielenden Reaktion. Über Bayern wurde der Ausnahmezustand verhängt und ein Generalstreik ausgerufen. Als ein Teil der Studenten Arco-Valley als Helden feierte, wurde die Universität geschlossen, Geiseln wurden in grosser Zahl verhaftet, eine rigorose Zensur eingeführt, Banken und öffentliche Gebäude durch Rotarmisten besetzt, während Panzerwagen durch die Strassen fuhren, Soldaten obenauf, und mit Lautsprechern «Rache für Eisner!» verkündeten. Für die Dauer eines Monats lag die vollziehende Gewalt in den Händen des Zentralrats unter Ernst Niekisch, dann erst kam es zur Bildung einer parlamentarischen Regierung.

Doch als Anfang April aus Ungarn die Nachricht eintraf, dass Béla Kun die Macht erobert, die Diktatur des Proletariats ausgerufen und damit den Nachweis erbracht hatte, dass das Sowjetsystem auch ausserhalb Russlands zum Erfolg zu führen sei, gerieten die soeben sich stabilisierenden Verhältnisse erneut ins Wanken. Unter der Parole «Deutschland kommt nach!» proklamierte eine Minderheit linksradikaler Schwärmer ohne jede Massenbasis und gegen den deutlich erkennbaren Willen, gegen die Traditionen und Gefühle der Öffentlichkeit die Räterepublik. Die Dichter Ernst Toller und Erich Mühsam kündigten in einem Erlass, der ihren Romantizismus, ihre Weltfremdheit und Führungsschwäche deutlich machte, die Verwandlung der Welt in «eine Wiese voll Blumen» an, «in der jeder sein Teil pflücken» könne, erklärten die Arbeit, die Unterordnungsverhältnisse und das juristische Denken für abgeschafft oder befahlen den Zeitungen, auf der Titelseite Gedichte von Hölderlin oder Schiller neben den neuesten Revolutionsdekreten zu publizieren.<sup>4</sup> Sowohl Ernst Niekisch als auch die meisten Minister der inzwischen nach Bamberg ausgewichenen Regierung traten unterdessen zurück und überliessen den führungslos dahintreibenden Staat dem wirren Evangelium der Dichter, dem Chaos und dem Schrecken der Bürger. Eine Gruppe harter Berufsrevolutionäre ergriff bald darauf die Macht.

Es war eine Erfahrung, die unvergesslich blieb: die Herrschaft der Beschlagnahmekommissionen, die Praxis der Geiselnhaftungen, die Restriktionen für Angehörige des Bürgertums, revolutionäre Willkür und wachsender Hunger riefen die noch gegenwärtigen Entsetzensbilder der Oktoberrevolution in Russland wach und wirkten so nachhaltig, dass die blutigen Greuel, die von den Anfang Mai gegen München vorrückenden Verbänden der Reichswehr und Freikorps verübt wurden, dagegen bald verblassten: das halbe Hundert freigelassener russischer Kriegsgefangener, die bei Puchheim ermordet wurden; die an einem Bahndamm unweit von Starnberg standrechtlich niedergemachte Sanitätskolonne der Rätearmee; die einundzwanzig ahnungslosen Angehörigen des katholischen Gesellenvereins, die in ihrem Münchener Heim aufgegriffen, ins Gefängnis am Karolinenplatz geschafft und fusiliert wurden; ferner die zwölf unbeteiligten Arbeiter aus Perlach, die

der spätere Untersuchungsbericht zu den einhundertvierundachtzig «durch eigene Leichtfertigkeit oder tückische Zufälligkeit» umgekommenen Personen rechnet, sowie schliesslich die erschlagenen oder erschossenen Führer des Räteexperiments Kurt Eglhofer, Gustav Landauer und Eugen Leviné- sie alle waren alsbald Gegenstand interessierten Vergessens. Die acht Geiseln hingegen, Angehörige der verschwörerischen rechtsradikalen Thule-Gesellschaft, die im Keller des Luitpold-Gymnasiums festgehalten und als Reaktion auf jene Untaten von einem untergeordneten Funktionär liquidiert worden waren, blieben über Jahre hin eines der wohlbewahrten Schreckbilder des öffentlichen Bewusstseins. Wo immer die einrückenden Truppen sich zeigten, so vermerkt ein zeitgenössisches Tagebuch, winkten «die Leute mit den Tüchern, alles sieht aus den Fenstern, applaudiert, die Begeisterung könnte nicht grösser sein ... alles jubelt»<sup>5</sup>. Als Land der Revolution wurde Bayern jetzt das Land der Gegenrevolution.

In den kühleren und ungebrocheneren bürgerlichen Schichten weckten die Erfahrungen der ersten Nachkriegsmonate ein neues Selbstbewusstsein. Denn der konfuse und im Ganzen überaus schwächliche Wille dieser Revolution offenbarte die Ohnmacht und Konzeptionsverlegenheit der deutschen Linken, die augenscheinlich über mehr revolutionäres Pathos als revolutionären Mut gebot. Während sie sich in der Sozialdemokratie als ein energischer Ordnungsfaktor erwiesen hatte, enthüllte sie sich in dem bayerischen Versuch einer Räteherrschaft als durchaus phantastisches Element, das weder von der Macht noch vom Volk etwas wusste. Erstmals in jenen Monaten sah sich das Bürgertum, oder doch der gelassenere Teil davon, der Erkenntnis gegenüber, dass es der fabulösen, von einer Aura der Unbezwinglichkeit umgebenen, aber eigentlich arglosen deutschen Arbeiterschaft keineswegs unterlegen war.

Es waren vor allem die zurückgekehrten Offiziere des mittleren Ranges, aktionshungrige Hauptleute und Majore, die dem Bürgertum das neue Selbstbewusstsein zu suggerieren trachteten. Sie hatten den Krieg, nach den Worten Ernst Jüngers, wie einen Wein genossen und waren noch immer davon berauscht. Trotz vielfacher

gegnerischer Übermacht fühlten sie sich nicht besiegt. Von der Regierung zu Hilfe gerufen, hatten sie Aufständische und widerspenstige Soldatenräte bezähmt und das bayerische Räteunternehmen niedergeschlagen; an der ungesicherten deutschen Ostgrenze, vor allem gegen Polen und die Tschechoslowakei, hatten sie Schutzfunktionen erfüllt, ehe sie sich durch den Versailler Vertrag und die Bestimmungen des Hunderttausend-Mann-Heeres um ihre Zukunft betrogen, gesellschaftlich herabgesetzt sowie national diffamiert sahen. Eine eigentümliche Verbindung von Selbstbewusstsein und Verlorenheitsgefühl drängte sie jetzt in die Politik. Auch wollten oder konnten viele von der schönen Regellosigkeit des Soldatenlebens, von Waffenhandwerk und männlicher Kumpanei nicht mehr lassen. Mit überlegener Erfahrung und der aus dem Krieg mitgebrachten Praxis planvoller Gewaltanwendung organisierten sie nunmehr die Abwehr der längst unterdrückten, in den Ängsten und Ordnungsbedürfnissen der Nation untergegangenen Revolution.

Die privaten Militärhaufen, die allenthalben entstanden, verwandelten einzelne Landstriche alsbald in ein Heerlager des national drapierten, vom Glorienschein politischen Kämpfertums umgebenen Landsknechtswesens. Gestützt auf die tatsächliche Macht der Maschinengewehre, der Handgranaten und Kanonen, die sie besaßen und bald in ausgedehnten geheimen Waffenlagern bereithielten, nutzten sie die Ohnmacht der politischen Institutionen und sicherten sich einen beträchtlichen, wenn auch regional unterschiedlichen Machtanteil. Namentlich in Bayern konnten sie, in Reaktion auf die traumatischen Erfahrungen der Rätezeit, ihre Tätigkeit nahezu ungehindert entfalten: «Mit allen Mitteln die Gegenrevolution zu organisieren», hatte eine der Weisungen der sozialdemokratischen Regierung zurzeit der Räteherrschaft gelaute.<sup>6</sup> Neben der Reichswehr und auf mancherlei undurchsichtige Weise mit ihr verschränkt, wirkten aufgrund solcher Ermutigungen das Freikorps Ritter v. Epp, ferner der Bund Oberland, die Offiziersvereinigung Eiserne Faust, die Organisation Escherich, der Deutschvölkische Schutz- und Trutzbund, der Verband Altreichsflagge, die Freikorps Bayreuth, Würzburg und Wolf, die Detachements Bogendörfer und Probstmayr sowie zahlreiche andere Or-

ganisationen einer ehrgeizigen und zugleich normalitätsscheuen, politisch-militärischen Eigenmacht.<sup>7</sup>

Doch sahen sich alle diese Verbände nicht nur von der Regierung und der staatlichen Bürokratie, sondern auch von einer breiten Volksstimmung getragen. Es zählt zu den eigentümlichen Missverständnissen einer von soldatischen Traditionen geprägten Gesellschaft, dass die Träger individueller Affekte eine besondere nationale und moralische Kompetenz geltend machen können, sobald sie ihrem Unmut uniformiert sowie im gleichen Schritt Ausdruck verschaffen. Vor dem Hintergrund der chaotischen Révolutions- und Rätewirren erschien der militärische Verband an sich als das beispielhafte Gegenbild, eine Lebens- und Ordnungsidee der allgemeinsten Geltung. In strenger Haltung, mit dröhnendem Marschtritt, waren die Einheiten des Freikorps Epp über die Ludwigstrasse paradiert, desgleichen die Verbände der Brigade Ehrhardt, die aus den Kämpfen im Baltikum ein Emblem mitgebracht hatte, das vom Marschlied der Einheit annonciert wurde: «Hakenkreuz am Stahlhelm ...» Auf überaus suggestive Weise verkörperten sie für das öffentliche Bewusstsein etwas von Glanz und Geborgenheit geordneter, inzwischen nur noch sehnsüchtig erinnerter Zeiten. Es drückte lediglich die herrschende Meinung aus, wenn eine grundsätzliche Richtlinie des Bayerischen Gruppenkommandos IV vom Juni 1919 die Reichswehr als den «Eckpfeiler» bezeichnete, an dem «eine sinnvolle Neubegründung aller innerstaatlichen Verhältnisse» anknüpfen müsse, und daraus die Rechtfertigung für eine rege und weitverzweigte Propagandatätigkeit ableitete. Während die Parteien der Linken ihre Abneigung gegen den Krieg und das Völkermorden naiverweise auf die Soldaten übertrugen, die ihn unter Schrecken und Opfern durchgemacht hatten,<sup>8</sup> begann die Rechte sich ihrer anzunehmen, ihres verletzten Stolzes und ihrer Bedürfnisse nach zureichender Erklärung so vieler enttäuschter Erwartungen.

Zu den vielfältigen Aktivitäten, die insbesondere von der Aufklärungs- oder Propagandaabteilung (Abt. Ib/P) des Gruppenkommandos unter dem geschäftigen Hauptmann Mayr veranstaltet wurden, zählte jener Kursus für «staatsbürgerliches Denken», zu dem sich [Hitler](#) nach der zufriedenstellenden Erfüllung seines



Ausforschungsauftrags gegen die Anhänger der Räterepublik kommandiert gesehen hatte. Die Absicht der in den Räumen der Universität gehaltenen Vorlesungen ging dahin, einem ausgewählten Teilnehmerkreis durch namhafte, national zuverlässige Hochschullehrer vor allem historische, volkswirtschaftliche und politische Zusammenhänge zu vermitteln.

In seinem durchgängigen Bestreben, alle bestimmenden Einflüsse zu leugnen oder doch abzuschwächen, hat **Hitler** die Bedeutung der Veranstaltung für seinen weiteren Weg weniger in den Kenntnissen als vielmehr in den Kontakten gesehen, die sie ihm verschaffte: er habe dadurch die Möglichkeit erhalten, «einige gleichgesinnte Kameraden kennenzulernen, mit denen ich die augenblickliche Lage gründlich durchzusprechen vermochte». Lediglich auf wirtschaftstheoretischem Gebiet habe er durch den Ingenieur Gottfried Feder zum ersten Mal in seinem Leben, so hat er bekannt, «eine prinzipielle Auseinandersetzung mit dem internationalen Börsen- und Leihkapital» vernommen.<sup>9</sup>

Im strengen Sinne jedoch lag die Bedeutung der Vorlesungen in der Aufmerksamkeit, die **Hitler** mit seiner Vehemenz, seinem intellektuellen Temperament vor einem ausgewählten Publikum erwecken konnte: in den Diskussionen der Kurssteilnehmer hatte er erstmals ein Auditorium, das nicht aus unwissenden Zufallspartnern bestand. Einer der Lehrer, der Historiker Karl Alexander V. Müller, hat berichtet, wie er nach dem Ende einer Vorlesung in dem sich leerenden Saal von einer Gruppe aufgehalten wurde, die «festgebannt um einen Mann in ihrer Mitte (stand), der mit einer seltsam gutturalen Stimme unaufhaltsam und mit wachsender Leidenschaft auf sie einsprach: Ich hatte das sonderbare Gefühl, als ob ihre Erregung sein Werk wäre und zugleich wieder ihm selbst die Stimme gäbe. Ich sah ein bleiches, mageres Gesicht unter einer unsoldatisch hereinhängenden Haarsträhne, mit kurzgeschnittenem Schnurrbart und auffällig grossen, hellblauen, fanatisch kalt aufglänzenden Augen.» Nach der nächsten Vorlesung aufs Podium gerufen, kam er «gehorsam, mit linkischen Bewegungen, wie mir schien in einer Art trotzigem Verlegenheit» heran. Doch «das Gespräch blieb unergiebig»<sup>10</sup>

In diesen Beobachtungen begegnet man, ansatzweise, der merk-

würdigen Erscheinung, die für den frühen **Hitler** vielfach bezeugt ist: suggestiv und wirkungssicher in seinen rhetorischen Zuständen und gleichzeitig belanglos im persönlichen Gespräch. Seiner eigenen Bekundung zufolge hat er seinen ersten, unvergessenen Überredungserfolg mit einer heftigen Erwiderung erzielt, zu der er sich herausgefordert fühlte, als «einer der Teilnehmer glaubte, für die Juden eine Lanze brechen zu müssen». Bereits v. Müller hatte Hauptmann Mayr auf das rhetorische Naturtalent aufmerksam gemacht, das er unter seinen Hörern entdeckt hatte; jetzt sah sich **Hitler** als «Vertrauensmann» des Gruppenkommandos zu einem Münchener Regiment kommandiert. Schon bald darauf, in einer Liste über die Zusammensetzung eines sogenannten Aufklärungskommandos für das Heimkehrerlager Lechfeld, taucht unter Nummer 17 sein Name auf: «Inf. **Hitler** Adolf, 2. Inf. Regt. Abwicklungsstelle (LA.K.)». Das Kommando hatte die Aufgabe, die aus der Kriegsgefangenschaft zurückkehrenden, als unzuverlässig erachteten Soldaten im nationalen, antimarxistischen Sinne zu beeinflussen, und war gleichzeitig als «praktischer Redner- und Agitationskurs» für die Teilnehmer gedacht.<sup>11</sup>

Vor diesem Hintergrund, in den Baracken und Unterküften des Lagers Lechfeld, sammelte **Hitler** seine ersten rhetorischen und psychologischen Erfahrungen, hier lernte er, das mitgeführte Material fixer Weltanschauungsideen dergestalt mit aktuellen Inhalten zu durchsetzen, dass die Grundsätze ihre unwiderlegliche Bestätigung und die politischen Tagesereignisse einen Prospekt von schicksalhafter Weite zu gewinnen schienen. Auch die opportunistischen Züge, die dem Starrsinn der nationalsozialistischen Ideologie das gleichwohl eigentümlich prinzipienlose Gepräge vermittelt haben, hatten nicht zuletzt in den Unsicherheiten des rhetorischen Anfängers ihre Ursache, der die öffentliche Wirkung seiner Besessenheiten erproben und für seine überspannten Fixierungen die resonanzsicheren Formeln suchen musste. «Dieses Thema zündete ein besonderes Interesse bei den Teilnehmern, man konnte es von den Gesichtern lesen», heisst es in einem Erlebnisbericht aus dem Lager über den Redner **Hitler**. Dem tiefen, aggressiven Enttäuschungsbewusstsein der Heimkehrenden, die sich nach Jahren des Krieges um alles betrogen sahen, was ihrer Jugend Grösse und

Gewicht verliehen hatte, und nun nach Erklärungen verlangten für so viel vergeudeteten Heroismus, so viele vertane Siege und absurde Zuversicht, schuf er die ersten festumrissenen Feindvorstellungen. Im Mittelpunkt seiner Redeübungen, deren hervortretendste Merkmale dem Vernehmen nach «ein populäres Auftreten», die «leicht fassliche Art» der Darstellung und ein leidenschaftlicher «Fanatismus» waren, standen infolgedessen die Angriffe auf jene Gruppe, die er später, in einer volkstümlich gewordenen Prägung, die «Novembervbrecher» genannt hat, ferner die erbitterte Wendung gegen die «Versailler Schmach», den verderblichen «Internationalismus» – dies alles verbunden und plausibel gemacht durch das Hintergrundwirken einer «jüdisch-marxistischen Weltverschwörung»<sup>12</sup>.

Seine Fähigkeit, Gedankenstücke aus Angelesenem und Halbverarbeitetem ohne jede intellektuelle Scheu zusammenzuzwingen, bewährte sich schon hier. Einer seiner Vorträge in Lechfeld behandelte in «sehr schönen, klaren und temperamentvollen» Ausführungen die erst kürzlich von Gottfried Feder übernommenen Erkenntnisse über die Beziehungen von Kapitalismus und Judentum. Seine gedanklichen Zugriffe waren so gewaltsam wie dauerhaft. In welchem Masse einzelne Überzeugungselemente bereits in dieser Zeit zu ihrer endgültigen, bis an die unterirdische Bunkerwelt wirksamen Gestalt gefunden haben, belegt die erste erhaltene schriftliche Äusserung Hitlers zu einer konkreten politischen Frage, ein Brief über die «Gefahr, die das Judentum für unser Volk heute bildet». Ein ehemaliger «Vertrauensmann» des Münchener Gruppenkommandos, Adolf Gemlich aus Ulm, hatte Hauptmann Mayr um eine Stellungnahme dazu gebeten, und Mayr hatte den Brief mit einem Begleitschreiben, das die in militärischen Unterordnungsverhältnissen ungewöhnliche Anrede «Sehr verehrter Herr Hitler» enthielt, an seinen Mitarbeiter zur Beantwortung weitergeleitet. In einer ausführlichen Darlegung hatte Hitler sich gegen den verbreiteten Gefühlsantisemitismus gewandt, der sich im Grunde nur auf zufällige persönliche Eindrücke stützen könne, während der Antisemitismus, der zur politischen Bewegung werden wolle, die «Erkenntnis von Tatsachen» voraussetze:<sup>13</sup>

«Tatsachen aber sind: Zunächst ist das Judentum unbedingt Rasse und nicht Religionsgenossenschaft. Durch tausendjährige Innzucht (!), häufig vorgenommen in engstem Kreise, hat der Jude im Allgemeinen seine Rasse und ihre Eigenart schärfer bewahrt, als zahlreiche der Völker unter denen er lebt. Und damit ergibt sich die Tatsache, dass zwischen uns eine nichtdeutsche, fremde Rasse lebt, nicht gewillt und auch nicht im Stande, ihre Raseneigenarten zu opfern, ihr eigenes Fühlen, Denken und Streben zu verleugnen, und die dennoch politisch alle Rechte besitzt wie wir selber. Bewegt sich schon das Gefühl des Juden im rein Materiellen, so noch mehr sein Denken und Streben ... Alles was Menschen zu Höherem streben lässt, sei es Religion, Sozialismus, Demokratie, es ist ihm alles nur Mittel zum Zweck, Geld und Herrschgier zu befriedigen. Sein Wirken wird in seinen Folgen zur Rasantuberkulose der Völker.

Und daraus ergibt sich Folgendes: Der Antisemitismus aus rein gefühlsmässigen Gründen wird seinen letzten Ausdruck finden in der Form von Progromen (!). Der Antisemitismus der Vernunft jedoch muss führen zur planmässigen gesetzlichen Bekämpfung und Beseitigung der Vorrechte des Juden ... Sein letztes Ziel aber muss unverrückbar die Entfernung der Juden überhaupt sein. Zu beidem ist nur fähig eine Regierung nationaler Kraft und niemals eine Regierung nationaler Ohnmacht.»

Vier Tage vor der Niederschrift dieses Briefes, am 12. September 1919, hatte Hauptmann Mayr den Vertrauensmann [Hitler](#) beauftragt, eine der kleinen Parteien aus dem nahezu unübersehbaren Getümmel radikaler Vereinigungen und Cliques zu besuchen, die oft zu einer nur kurz bemessenen, hektischen Aktivität auflebten, sich vereinigten und zerfielen, ehe sie in neuen Gruppierungen wieder ans Licht kamen; es war ein riesiges ungenutztes Potential für Resonanz und Anhängerschaft. Gerade die nicht selten krause, sektiererische Eigenart machte die geradezu blinde Bereitschaft sichtbar, mit der die politisch so lange indolenten bürgerlichen Massen nach fasslichen Deutungen für ihre nationalen Protestgefühle und die Beschwichtigung ihrer sozialen Krisenängste verlangten.

Zentrale Bedeutung als Ausgangspunkt konspirativer Unternehmungen sowie einer bemerkenswerten propagandistischen Tätigkeit, aber auch als Kontaktstelle rechtsextremer Kräfte hatte die Thule-Gesellschaft, die im Prominenten-Hotel «Vier Jahreszeiten» ihren Sitz hatte und Verbindungen in weite Bereiche der bayerischen Gesellschaft unterhielt. Sie zählte zeitweilig rund

1'500 zum Teil einflussreiche Mitglieder, hatte wiederum das Hakenkreuz zum Symbol und verfügte im 'Münchener Beobachter' über eine eigene Zeitung. An ihrer Spitze stand ein politischer Abenteurer mit eher anrühiger Vergangenheit, dem die Adoption durch einen im Orient gestrandeten österreichischen Adligen zu dem wohlklingenden Namen Rudolf Freiherr v. Sebottendorf verholfen hatte.<sup>14</sup> Eigenem Zeugnis zufolge war er schon frühzeitig unter den Einfluss radikaler Ideologen wie Theodor Fritsch oder Lanz von Liebenfels geraten, deren kopfloser, von okkultistischen Beisätzen nicht freier Rassenwahn auch auf den jungen Hitler gewirkt hatte. Die von Sebottendorf um die Jahreswende 1917 /18 ins Leben gerufene und sogleich fieberhaft aktivierte Münchener Thule-Gesellschaft stand in der Tradition der völkisch-antisemitischen Bünde der Vorkriegszeit und verwies bereits mit ihrem Namen auf die 1912 in Leipzig gegründete Germanen-Thule-Sekte, deren Mitglieder «arischen Blutes» sein und zur Aufnahme in die logenähnliche Gemeinschaft Angaben zum Haarwuchs auf verschiedenen Körperteilen machen sowie einen Fussabdruck als rassisches Erkennungsmerkmal vorlegen mussten.<sup>15</sup>

Sebottendorfs Gründung nahm noch während des Krieges, im Januar 1918, eine ungezügelte, vor allem antisemitisch akzentuierte Propagandatätigkeit auf, die den Juden als «Todfeind des deutschen Volkes» auswies und sich zuletzt die blutigen und chaotischen Erfahrungen der Rätezeit triumphierend als angebliche Beweise zu eigen machte. Mit ihren wilden, exzessiven Parolen hat sie ganz wesentlich jene Atmosphäre eines besinnungslosen und obszönen Rassenhasses erzeugt, in der dem völkischen Radikalismus erst die nachhaltige Wirkung besichert war. Schon im Oktober 1918 waren in ihren Zirkeln Pläne zu einem Umsturz von rechts geschmiedet worden, desgleichen hatte sie verschiedene Vorhaben zur Ermordung Kurt Eisners angezettelt und am 13. April einen Putschversuch gegen die Räteregierung unternommen. Auch gingen von ihr zahlreiche Verbindungen zu den russischen Emigrantenkreisen, die in München ihr Hauptquartier hatten; ein junger baltischer Architekturstudent namens Alfred Rosenberg, der vom Trauma der Sowjetrevolution tief geprägt war, machte sich um die Aufrechterhaltung der Kontakte verdient. In den Räumen der Ge-

sellschaft, auf ihren Zusammenkünften, waren nahezu alle Akteure anzutreffen, die in den folgenden Jahren die bayerische Szenerie dramatisch beherrscht haben. Auch einige der künftigen Wortführer der Partei **Hitlers** hat sie erstmals zusammengeführt; in wechselnden Verbindungen nennen die Quellen die Namen von Dietrich Eckart und Gottfried Feder, von Hans Frank, Rudolf Hess oder Karl Harrer.

Im Auftrag der Thule-Gesellschaft hatte Karl Harrer, ein Sportjournalist, zusammen mit dem Werkzeugschlosser Anton Drexler im Oktober 1918 einen «Politischen Arbeitszirkel» gegründet. Die Gruppe verstand sich als «eine Vereinigung ausgewählter Persönlichkeiten zwecks Besprechung und Studium politischer Angelegenheiten», doch ging die Absicht der Initiatoren dahin, die Entfremdung zwischen den Massen und der nationalen Rechten zu überbrücken. Infolgedessen blieben die Mitglieder zunächst auf einige wenige Arbeitskollegen Drexlers beschränkt, eines stillen, vierschrotigen, etwas wunderlichen Mannes, der in den Münchener Reichsbahnwerkstätten beschäftigt war und sein Bedürfnis nach politischer Aktivität von den bestehenden Parteien nicht aufgefangen sah. Bereits im März 1918 hatte er aus eigener Initiative einen «Freien Arbeiterausschuss für einen guten Frieden» ins Leben gerufen, dessen Ziel es gewesen war, die Wucherer zu bekämpfen und den Siegeswillen der Arbeiterschaft zu heben. Zu den politischen Grunderfahrungen des ernststen, bebrillten Schlossers rechnete das Unvermögen des marxistischen Sozialismus, die nationale Frage zu überwinden oder aber theoretisch befriedigend zu beantworten; ein Artikel, den er im Januar 1918 veröffentlicht hatte, spiegelte diese Erkenntnis im Titel wider: «Das Versagen der proletarischen Internationale und das Scheitern der Verbrüderungs-idee».<sup>16</sup> Es war die gleiche, im August 1914 durch die Kriegsbereitschaft aller Sozialisten bestätigte Erfahrung, die 1904 die deutsch-böhmischen Arbeiter in Trautenau zur Gründung einer Deutschen Arbeiterpartei (DAP) zusammengeführt hatte. Unter dem gleichen Namen gründete Anton Drexler nun, zusammen mit fünfundzwanzig Arbeitern seines Betriebs, am 5. Januar 1919 im Fürstenfelder Hof eine eigene Partei. Wenige Tage später wurde ihr auf Anregung der Thule-Gesellschaft im Hotel «Vier Jahreszeiten»

ein nationaler Organisationsrahmen gegeben, Karl Harrer ernannte sich zum «Reichsvorsitzenden»<sup>17</sup>. Es war ein anspruchsvoller Titel.

Denn in Wirklichkeit kann der Zuschnitt der neuen Partei, die einmal wöchentlich im Leiberzimmer des Sternecker-Bräu, Im Tal 54, zusammenkam, gar nicht bescheiden und kleinleutemässig genug gedacht werden. Obwohl es Drexler gelang, gelegentlich einige lokale völkische Prominenz wie den Dichter Dietrich Eckart oder Gottfried Feder als Vortragsredner zu gewinnen, blieb es bei der trüben, kannegiessernden Enge ihrer Verhältnisse, Motive und Ziele. Bezeichnenderweise wandte sie sich nicht an die Öffentlichkeit und war überhaupt weniger eine Partei im herkömmlichen Sinne als vielmehr Typ der für das München jener Jahre kennzeichnenden Mischung von Geheimbund und Dämmerchoppen, den ein bitteres und dumpfes Bedürfnis nach Meinungsanschluss zusammengeführt hatte. Die Anwesenheitslisten nennen zwischen zehn und vierzig Teilnehmer. Deutschlands Schmach, das Trauma des verlorenen Krieges, antisemitische Stimmungen und die Klage über die zerrissenen «Bande der Ordnung, des Rechts und der Sitte» bestimmten den Charakter der Zusammenkünfte. Die «Richtlinien», die Drexler auf der Gründungsversammlung verlesen hatte, waren Zeugnis einer stammelnden Aufrichtigkeit, voller Ressentiments gegen die Reichen, die Proletarier und die Juden, gegen Preiswucher und Völkerverhetzung. Sie forderten die Begrenzung der Jahresgewinne auf zehntausend Mark, verlangten paritätische landmannschaftliche Zusammensetzung des deutschen Auswärtigen Amtes sowie das Recht der «gelernten und ansässigen Arbeiter ..., zu dem Mittelstand gerechnet zu werden»: denn das Glück liege nicht «in Phrase und leeren Redensarten, in Versammlungen, Demonstrationen und Wahlen», sondern «bei guter Arbeit, vollem Kochtopf und vorwärtskommenden Kindern»<sup>18</sup>.

So philiströs und intellektuell ungereimt die Zustände der Partei im Ganzen auch anmuten: der erste Satz der «Richtlinien» enthielt einen Gedanken, der die historische Erfahrung und ein verbreitetes Bedürfnis programmatisch umsetzte und den unbeholfenen, verschrobene Anton Drexler aus dem Leiberzimmer des

Sternecker-Bräu, weit vor anderen, auf die Höhe des Zeitgeistes stellte. Denn die DAP definierte sich als eine klassenlose «sozialistische Organisation, die nur von deutschen Führern geleitet werden» dürfe; Drexlers «grosser Gedanke»<sup>19</sup> ging dahin, Nation und Sozialismus miteinander zu versöhnen. Zwar entwickelte er diesen Gedanken weder als einziger noch als erster, und die Sorge um Kinder und Kochtöpfe schien ihm alle grosse Leidenschaft zu rauben; es war ein schlichter Gedanke, geboren aus der trivialen Sehnsucht nach etwas nationaler Geborgenheit und jedenfalls nicht zu messen mit den zwingenden Systemen marxistischer Welt- und Geschichtsdeutung. Aber die Umstände, unter denen Drexler ihn sich zu eigen machte: mitten in den pathetischen Fieberzuständen eines besiegten, beleidigten und revolutionär herausgeforderten Landes, sowie das Zusammentreffen mit Adolf Hitler haben dem Gedanken wie der Hinterstubenpartei, vor der Drexler ihn erstmals formulierte, einen gewaltigen Widerhall verschafft.

Auf der Zusammenkunft vom 12. September 1919 sprach Gottfried Feder über das Thema «Wie und mit welchen Mitteln beseitigt man den Kapitalismus?» Unter den etwas über vierzig Anwesenden befand sich, dem Auftrag Hauptmann Mayrs entsprechend, auch Adolf Hitler, und während Feder seine bekannten Thesen vortrug, registrierte der Gast eine der Neugründungen «wie ebenso viele andere auch», erstickend «in ihrer lächerlichen Spiesserhaftigkeit», wie er später schrieb; «Als Feder endlich schloss, war ich froh. Ich hatte genug gesehen.» Immerhin wartete Hitler noch die anschliessende Diskussion ab, und erst, als einer der Besucher die Loslösung Bayerns vom Reich und die Union mit Österreich forderte, erhob er sich empört: «Da konnte ich denn nicht anders.» Er griff den Vorredner so leidenschaftlich an, dass Drexler dem neben ihm sitzenden Lokomotivführer Lotter zuflüsterte: «Mensch, der hat a Gosch'n, den kunnt ma braucha.»<sup>20</sup> Als Hitler sich unmittelbar nach seinem Auftritt vor dem «langweiligen Verein» zum Gehen wandte, eilte Drexler ihm nach und bat ihn, bald wiederkommen. Noch unter der Türe drückte er ihm eine kleine, selbstverfasste Broschüre in die Hand, die er «Mein politisches Erwachen» genannt hatte. In einer nicht ohne Mühe behandelten



Genreszene hat [Hitler](#) geschildert, wie er am folgenden Morgen in der Kaserne, während die Stubenmäuse sich um einige von ihm hingeworfene Brotrinden balgten, die Schrift zu lesen begonnen und im Lebensweg Drexlers Elemente der eigenen Entwicklung wiedererkannt habe: die Aussperrung vom Arbeitsplatz durch gewerkschaftlichen Terror, den kümmerlichen Broterwerb mit Hilfe einer halbkünstlerischen Tätigkeit (in diesem Fall dem Zitherspiel in einem Nachtcafé) und schliesslich die von Schreck und Erleuchtungsgefühlen gleichermaßen begleitete, durch den angeblichen Giftmordversuch eines Antwerpener Juden ausgelöste Erkenntnis von der weltverderbenden Rolle der jüdischen Rasse – das waren Parallelen, die offenbar sein Interesse wachriefen, auch wenn sie einem Arbeiterleben entstammten, wie [Hitler](#) nicht müde wurde zu vermerken.<sup>21</sup> Als ihm wenige Tage später unaufgefordert eine Mitgliedskarte mit der Nummer 555 zugeschickt wurde, entschloss er sich jedenfalls, teils missgestimmt, teils belustigt, vor allem aber aus zielloser Verlegenheit, der Einladung zu einer bevorstehenden Ausschusssitzung zu folgen. Im «Alten Rosenbad» in der Herrstrasse, einem «sehr ärmlichen Lokal», traf er am Tisch eines Tagungszimmers «im Zwielicht einer halb demolierten Gaslampe» einige junge Menschen, wie er später berichtet hat. Und während draussen der Wirt mit seiner Frau und ein oder zwei Gästen bedrückt herumhockte, lasen sie sich «wie die Vorstandsschaft eines kleinen Skatclubs» Sitzungsprotokolle vor, zählten die Vereinskasse nach (Bestand sieben Mark fünfzig), erteilten Entlastungen und entwarfen Briefe an gesinnungsgleiche Vereinigungen in Norddeutschland: es war «eine Vereinsmeierei allerärgster Art und Weise»<sup>22</sup>.

Zwei Tage ging [Hitler](#) mit sich zu Rate, und wie immer, wenn er sich später rückerinnerte und die Entscheidungssituationen seines Lebens beschwor, hat er von der Anstrengung des Entschlusses gesprochen und die «harten», «schweren» oder «bitteren» Zumutungen hervorgehoben, die sie ihn kostete; als Ausschussmitglied Nr. 7, zuständig für Werbung und Propaganda, trat er der DAP bei: «Nach zweitägigem qualvollem Nachgrübeln und Überlegen kam ich endlich zur Überzeugung, den Schritt zu tun. Es war der entscheidendste Entschluss meines Lebens. Ein Zurück konnte und

durfte es nicht mehr geben.» Tatsächlich kam in solchen Wendungen nicht nur Hitlers Neigung zum Vorschein, den erst später sichtbar gewordenen Weggabelungen im eigenen Lebensverlauf einige dramatische Illumination zu verschaffen und, wenn schon die äusseren Umstände alle Effekte vermissen liessen, den Entschluss an sich zumindest als Ergebnis einsamen, dornenvollen Ringens darzustellen; vielmehr lassen alle verfügbaren Quellen übereinstimmend und bis zuletzt auch eine bemerkenswerte Unschlüssigkeit, eine tiefsitzende Angst vor Festlegungen erkennen. Sie umfasst die von einer späteren Umgebung berichtete Neigung, eine Frage zuletzt, nach aufreibendem Schwanken und Selbstwiderspruch, erschöpft dem Zufall zu überlassen und durch ein emporgeworfenes Geldstück zu entscheiden, und reicht bis in die Höhen jenes Schicksals- und Vorsehungskults, mit dessen Hilfe er seine Entscheidungsscheu rationalisierte. Es gibt gute Gründe für die Auffassung, wonach alle persönlichen und selbst einige seiner politischen Entscheidungen nichts anderes als Ausweichbewegungen gewesen seien, um einer anderen, drohender empfundenen Alternative zu entgehen: Jedenfalls wird durchweg, vom Schulabgang, dem Wechsel nach Wien und München, über die Meldung als Kriegsfreiwilliger bis hin zum Schritt in die Politik unschwer ein Fluchtmotiv erkennbar – nicht anders als auf dem Grund so vieler Verhaltensweisen der folgenden Jahre bis hin zum ratlos hinausgezögerten Ende.<sup>23</sup>

Der Wunsch, den bedrückenden Pflicht- und Ordnungsansprüchen der bürgerlichen Welt zu entgehen, bevor die gefürchtete Entlassung ins Zivilleben eintrat, hat denn auch ganz ausschlaggebend alle Schritte des Kriegsheimkehrers gelenkt und ihn allmählich in die Kulisse der bayerischen politischen Bühne geleitet: Politik verstand und betrieb er als den Beruf dessen, der ohne Beruf ist und bleiben will. Der mit grosser Geste memorierte Entschluss vom Herbst 1919, in die DAP einzutreten, war unter diesem Gesichtspunkt, wie alle voraufgegangenen Lebensentscheidungen auch, eine Absage an die bürgerliche Ordnung und von dem Verlangen bestimmt, der Strenge und Verbindlichkeit ihrer sozialen Normen zu entrinnen.

Mit einer Vehemenz, in der sich deutlich die Spuren seines le-

benslangen Fluchtmotivs wiederfinden, hat Hitler dem in vielen Jahren aufgestauten Betätigungsdrang Raum gegeben: endlich unbehindert durch formale Ansprüche und ein Feld vor sich, das keine anderen Voraussetzungen verlangte als eben diejenigen, über die er verfügte: Leidenschaft, Phantasie, Organisationstalent und demagogische Gaben. In der Kaserne schrieb und tippte er unermüdlich Versammlungseinladungen, die er persönlich austrug, er liess sich Adressen empfehlen und sprach mit den Genannten, suchte Verbindungen, Unterstützung, neue Mitglieder. Die Erfolge waren anfangs gering, jedes unbekannte Gesicht, das in den Veranstaltungen auftauchte, wurde begierig registriert. Schon hier erwies sich, dass Hitlers Überlegenheit gegenüber allen Rivalen nicht zuletzt damit zu tun hatte, dass er als einziger über unbeschränkte Zeit verfügte. Auch im siebenköpfigen Parteiausschuss, der sich wöchentlich einmal an einem später kultisch verehrten Ecktisch des Café Gasteig traf, spielte er sich rasch nach vorn, weil er ideenreicher, geschickter und energischer war.

Unter dem fassungslosen Blick der Mitglieder, die in kleinen Verhältnissen zu Hause und zufrieden waren, begann er schon bald, den «langweiligen Verein» an die Öffentlichkeit zu drängen. Der 16. Oktober 1919 ist für die Deutsche Arbeiterpartei nicht anders als für ihren neuen Mann entscheidend geworden. Auf ihrer ersten öffentlichen Versammlung, vor einhundertelf Personen, ergriff Hitler als zweiter Redner des Abends das Wort. In einem unaufhaltsam sich steigernden Redestrom, dreissig Minuten lang, entluden sich die Affekte, die seit Männerheimtagen in frustrierenden Monologen aufgespeicherten Hassgefühle, wie in einem Ausbruch aus der Wort- und Kontaktlosigkeit der zurückliegenden Jahre überstürzten sich die Sätze, die Wahnbilder, die Anklagen, am Ende «waren die Menschen in dem kleinen Raum elektrisiert», und was er früher, «ohne es irgendwie zu wissen, einfach innerlich gefühlt hatte, wurde nun durch die Wirklichkeit bewiesen», jubelnd gab er sich der überwältigenden Erfahrung hin: «Ich konnte reden!»<sup>24</sup>

Es war, wenn es überhaupt einen konkret benennbaren Zeitpunkt dafür gibt, der Durchbruch zu sich selbst, jener «Hammer Schlag des Schicksals», der die «Hülle des Alltags» zerbrach und

dessen erlösende Bedeutung noch die ekstatische Tonlage seiner Erinnerungen an diesen Abend geprägt hat. Denn im Grunde hatte er seine Redemacht in den vergangenen Wochen wiederholt erprobt, ihre überredenden und bekehrenden Möglichkeiten kennengelernt. Ihre subjektive Gewalt jedoch, das triumphale Sichloslassen bis in Schweiss, Taumel und Erschöpfung hinein, begegnete ihm, wenn sein Bericht nicht trügt, in diesen dreissig Minuten zum ersten Mal; und wie ihm alles zur Ausschweifung wurde: die Ängste, das Selbstbewusstsein oder auch das Glücksgefühl vor dem über hundertmal gehörten «Tristan», verfiel er von da an in eine eigentliche Redewut. Vor aller politischen Leidenschaft war es von nun an dieses einmal geweckte Verlangen des «armen Teufels», wie er sich in der Erinnerung an jene Zeit selber genannt hat,<sup>25</sup> nach Selbstbestätigung, das ihn immer erneut auf die Rednertribünen trieb und suchen liess, was er dort einst mit orgiastischen Erfüllungsgefühlen an sich erfahren hatte.

Auch sein Entschluss, Politiker zu werden, den die selbstverfertigte Legende ins Lazarett von Pasewalk verlegt und als die Reaktion eines in seinen Kissen tief verzweifelten, aber unerschütterten Patrioten auf den «Novemberverrat» beschrieben hat, liegt in Wahrheit dem Auftrittserlebnis vom Herbst 1919 weit näher. In den Protokollen, den Mitglieder- und Anwesenheitslisten der Zeit liess er sich als Maler führen, gelegentlich auch als Schriftsteller, doch vermutlich waren das nur Verlegenheitsangaben, die den verinnerlichten Jugendtraum von Grösse und Künstlertum festzuhalten suchten. Ein Bericht des polizeilichen Nachrichtendienstes München vermerkte Mitte November 1919: «Er ist Kaufmann und wird berufsmässiger Werberedner.» Auch hier wiederum kein Hinweis auf den angeblich über ein Jahr zurückliegenden Lebensbeschluss, immerhin aber, zum ersten Mal, eine Vorstellung der eigenen Neigungen und Möglichkeiten: «Er musste eben sprechen und brauchte jemand, der ihm zuhörte», hatte schon Kubizek beobachtet.<sup>26</sup> In der rhetorischen Gabe, deren Überwältigungsmacht er jetzt erst wirklich für sich entdeckte, schien sich dem Dreissigjährigen ein Ausweg aus dem Dilemma seiner gescheiterten Lebensläufe zu eröffnen, ohne dass er bereits einen genaueren Begriff von seiner Zukunft besass: Er wollte berufsmässiger Werberedner wer-

den. Es war wiederum eine Ausweichbewegung. Zwischen ihr und den späteren Stilisierungen, durch die er sich so viel Berufungsglanz auf sein Haupt holte, liegt der ganze Unterschied zwischen einem privaten und einem sozialen Motiv für den Schritt in die Politik. Vieles spricht dafür, dass jenes überwog, und jedenfalls hat [Hitler](#) kein eigentlich politisches Erweckungserlebnis gehabt und den Tag nicht kennengelernt, an dem er die «Ungerechtigkeit der Welt wie eine Flut Säure auf sein Herz fallen» fühlte, so dass er sich aufmachen musste, die Ausbeuter und Heuchler auszurotten.<sup>27</sup>

Schon bald nach seinem Eintritt in die DAP machte [Hitler](#) sich daran, die furchtsame, unbewegliche Stammtischrunde zu einer lärmenden, öffentlichkeitsbewussten Kampfpartei umzuwandeln. Gegen den Widerstand vor allem Karl Harrers, der von den alten, durch die Thule-Gesellschaft übermittelten Geheimbundvorstellungen nicht loskam und die DAP als politisierenden Männerzirkel weiterführen wollte, der im intimen Dunstkreis einer Bräustube sein Sonderbewusstsein pflegte, dachte [Hitler](#) von Anfang an in den Grössenordnungen einer Massenpartei. Das entsprach nicht nur seinem Vorstellungsstil, der sich in reduzierte Verhältnisse nicht hineinzufinden vermochte, sondern auch seiner Einsicht in die Ursachen für das Versagen der alten konservativen Parteien. In Harrers Ansichten lebte auf skurrile Weise jener Hang zur Exklusivität fort, der die Schwäche der bürgerlichen Honoratiorenparteien der Kaiserzeit gewesen war und sowohl die Massen des Kleinbürgertums als auch die Arbeiterschaft der konservativen Position weitgehend entfremdet hatte.

Noch vor dem Ende des Jahres 1919 richtete die DAP auf Drängen [Hitlers](#) einen lichtlosen, gewölbeartigen Kellerraum im Sternecker-Bräu als ständige feste Geschäftsstelle ein; die Miete betrug fünfzig Mark, als Beruf gab [Hitler](#), der den Vertrag mitunterzeichnet hatte, wiederum «Maler» an. Ein Tisch sowie ein paar geliebene Stühle wurden aufgestellt, ein Telefon installiert und ein Safe für die Mitgliedskarten und die Parteikasse herbeigeschafft; bald kamen eine alte Adler-Schreibmaschine und ein Stempel dazu: der nüchterne Harrer erklärte, als er die Anstalten zur Errichtung einer regelrechten Bürokratie erkannte, [Hitler](#) sei «grössenwahn-

sinnig»<sup>28</sup>. Um die gleiche Zeit erreichte Hitler die Erweiterung des Ausschusses auf zunächst zehn, später auf zeitweilig zwölf und mehr Mitglieder, er zog dafür vor allem einige ihm persönlich ergebene Gefolgsleute nach, nicht selten waren es Kameraden, die er in der Kaserne gewann. Der entstehende Apparat versetzte ihn in die Lage, die primitiv-erfolglose Veranstaltungswerbung auf handgeschriebenen Zetteln durch maschinell vervielfältigte Einladungen zu ersetzen, gleichzeitig ging die Partei zur Anzeigenwerbung im 'Münchener Beobachter' über. Auf den Tischen der Veranstaltungslokale lagen Werbeschriften und Flugblätter aus, und zum ersten Mal zeigte Hitler in seiner Propagandatechnik auch jenes eigentlich ganz und gar grundlose, von der Realität ungedeckte und darum so herausfordernd wirkende Selbstbewusstsein, das künftig seine Erfolge häufig mitgetragen hat, als er für die öffentlichen Veranstaltungen der kleinen, unbekanntten Partei das ganz Ungewöhnliche wagte und Eintrittsgelder zu erheben begann.

Hitlers wachsender Ruf als Redner begründete und festigte allmählich seine Stellung in der Partei. Schon um die Jahreswende gelang es ihm, den widerspenstigen Harrer zu verdrängen und zum Austritt aus der Partei zu bewegen. Ein erstes Wegstück lag frei vor ihm. Bald darauf gab der Vorstand, skeptisch und in der anhaltenden Sorge, sich vor der Öffentlichkeit lächerlich zu machen, der hartnäckigen Forderung seines ehrgeizigen Werbeobmannes zum Appell an die Massen nach. Für den 24. Februar, kaum ein halbes Jahr nach dem Eintritt Hitlers, rief die Partei zu ihrer ersten Grossveranstaltung im Festsaal des Hofbräuhauses auf.

Das grellrote Plakat, das die legendenumwobene Versammlung ankündigte, nannte nicht einmal Hitlers Namen. Hauptfigur des Abends war vielmehr ein bewährter nationaler Redner, der Arzt Dr. Johannes Dingfelder, der in völkischen Publikationen unter dem Pseudonym Germanus Agricola eine Wirtschaftstheorie vertrat, in deren intellektuellen Finsternissen sich die Versorgungsängste der Nachkriegszeit auf bizarre Weise spiegelten: Seine pessimistischen Gedankenspinne sagten den Produktionsstreik der Natur voraus, ihre Güter, so drohte er an, würden sich vermindern, den Rest frässe das Ungeziefer, und das Ende der Menschheit wäre folglich nahe – dies alles, verzweiflungsvoll, wie es war, nur durch

die Hoffnung aufgeheilt, die eine völkische Neubesinnung bot. Er beschwor sie auch an diesem Abend – «durchaus sachlich», wie der nachrichtendienstliche Bericht vermerkt, «und oft von tiefem religiösen Geist getragen»<sup>29</sup>.

Dann erst sprach **Hitler**. Er hatte, um die einzigartige Möglichkeit zu nutzen, eine grosse Zuhörerschaft mit den Absichten der DAP bekannt zu machen, auf die Ausarbeitung eines Programmes gedrängt. In seiner Rede wandte er sich, einem zeitgenössischen Bericht zufolge, gegen die Feigheit der Regierung und den Versailler Vertrag, gegen die Vergnügungssucht der Menschen, gegen die Juden und die «Blutegelbande» der Schieber und Wucherer. Dann verlas er, häufig von Beifall und Unruhe unterbrochen, das neue Programm. Am Ende «fällt ein Zwischenruf. Darauf grosse Unruhe. Alles steht auf Stühlen und Tischen. Ungeheurer Tumult. ‘Hinaus’-Rufe.» Die Veranstaltung endete in allgemeinem Lärm. Einige Anhänger der radikalen Linken zogen anschliessend unter lauten Hochrufen auf die Internationale und die Räterepublik vom Hofbräuhaus zum Rathaus hinüber. «Sonst keine Störung», meldete der Polizeibericht.

Die Presse selbst der völkischen Richtung hat denn auch von der Veranstaltung, die offenbar samt allen turbulenten Begleitumständen eher alltägliche Züge trug, kaum Notiz genommen, und erst Quellenfunde aus jüngerer Zeit haben den Verlauf der Versammlung rekonstruierbar gemacht. **Hitlers** mythologisierende Schilderung freilich hat ihr den Charakter einer gewaltigen, mit einer Saalschlacht anhebenden und in nicht endendem Überzeugungsjubel ausklingenden Massenbekehrung verliehen: «Einstimmig und immer wieder einstimmig» hätten die Versammelten den Programmpunkten zugestimmt, «und als die letzte These so den Weg zum Herzen der Masse gefunden hatte, stand ein Saal voll Menschen vor mir, zusammengeschlossen von einer neuen Überzeugung, einem neuen Glauben, von einem neuen Willen.» Und während **Hitler** in bezeichnendem Rückgriff auf opernhafte Vorstellungen nun ein Feuer entzündet sah, «aus dessen Glut dereinst das Schwert kommen muss, das dem germanischen Siegfried die Freiheit ... wiedergewinnen soll», und während er «die Göttin der unbittlichen Rache ... für die Meineidstat des 9. November 1918»

bereits schreiten hörte, schrieb der nationale 'Münchener Beobachter' lediglich, **Hitler** habe im Anschluss an die Rede Dr. Dingfelders «einige treffende politische Bilder entwickelt» und dann das Programm der DAP bekanntgegeben<sup>30</sup>.

Gleichwohl hat der Autor von «Mein Kampf» in einem übergeordneten Sinne recht. Denn mit dieser Veranstaltung begann die Entwicklung der von Drexler ins Leben gerufenen, bescheidenen völkischen Bierrunde zur Massenpartei Adolf **Hitlers**. Zwar hatte er selber noch einmal eine zurückgesetzte Rolle spielen müssen; immerhin aber waren es am Ende rund zweitausend Menschen gewesen, die den grossen Saal des Hofbräuhauses gefüllt und das politische Konzept **Hitlers** eindrucksvoll bestätigt hatten. Von nun an war es in ständiger, immer ausschliesslicher auf ihn bezogener Steigerung sein Wille, sein Stil, sein Regiment, was die Partei bewegte, Vorwärtstrieb und über Erfolg oder Misserfolg entschied. Die Parteilegende hat die Veranstaltung vom 24. Februar 1920 später mit dem Thesenanschlag Martin Luthers an der Schlosskirche zu Wittenberg verglichen.<sup>31</sup> Doch wie im einen, so hat auch im anderen Falle die Überlieferung sich ihr eigenes, im historischen Sinne unhaltbares Bild zurechtgemacht, weil die Geschichte dazu neigt, das Bedürfnis der Menschen nach dramatischer Anschaulichkeit zu missachten. Doch als das Gründungsereignis der Bewegung wurde die Versammlung künftig nicht ohne gewisse Berechtigung gefeiert, auch wenn ein Gründungsakt für diesen Tag gar nicht geplant, der Hauptredner kein Parteimitglied und **Hitler** auf den Maueranschlägen, die zu der Veranstaltung riefen, nicht genannt war.

Das Programm, das er an jenem Abend vortrug, war von Anton Drexler, vermutlich nicht ohne Einwirkung Gottfried Feders, entworfen und sodann einem Ausschuss zur Überarbeitung vorgelegt worden. Der sachliche Anteil **Hitlers** ist im Einzelnen kaum mehr bestimmbar, doch verrät die schlagwortartige Handlichkeit einiger Thesen seinen redaktionellen Einfluss. Es war in 25 Punkte aufgeteilt und vereinigte eher willkürlich zusammengetragene, durch ihre emotionale Attraktivität verbundene Elemente der älteren völkischen Ideologie mit den aktuellen Protestbedürfnissen der Nation und ihren Neigungen zur Wirklichkeitsverneinung: die auffällig dominierenden Antistellungen, die es enthielt, zeugten



nachdrücklich davon. Es war antikapitalistisch, antimarxistisch, antiparlamentarisch, antisemitisch und negierte aufs Entschiedenste Ausgang und Folgen des Krieges. Die positiven Zielsetzungen dagegen, etwa die vielfältigen Forderungen zum Schutz des Mittelstandes, blieben zumeist vage und trugen nicht selten das Merkmal stimulierender, die Ängste und Begehrlichkeiten des kleinen Mannes steigernder Postulate. So sollte beispielsweise jedes nicht durch Arbeit verdiente Einkommen eingezogen (Punkt ii), jeder Kriegsgewinn konfisziert (Punkt 12) und eine Gewinnbeteiligung an Grossbetrieben eingeführt werden (Punkt 14). Andere Programmpunkte sahen vor, die grossen Warenhäuser den Gemeinden zu überantworten und «zu billigen Preisen» an kleine Gewerbetreibende zu vermieten (Punkt 16), auch eine Bodenreform wurde gefordert sowie ein Verbot der Bodenspekulation (Punkt 17).

Allen unverkennbar opportunistischen, von eiligen Augenblicksbedürfnissen diktierten Zügen zum Trotz ist die Bedeutung dieses Programms dennoch nicht ganz so unerheblich gewesen, wie man mitunter gemeint hat, und jedenfalls bot es weit mehr als einen verführerisch glitzernden Hintergrundprospekt für die Entfaltung der demagogischen Fähigkeiten des kommenden Parteiführers. Aufs Ganze gesehen schloss es, zumindest im Ansatz, alle wesentlichen Tendenzen der späteren nationalsozialistischen Herrschaftsidee ein: die aggressive Lebensraumthese (Punkt 3), den antisemitischen Grundzug (Punkt 4, 5, 6, 7, 8, 24) sowie den Totalitätsanspruch, der sich hinter harmlos klingenden Gemeinplätzen verbarg, die des verbreiteten Beifalls sicher waren (Punkt 10, 18, 24), doch jederzeit – wie etwa die Formel vom Gemeinnutz, der vor Eigennutz gehe – erhalten mochten, das Grundgesetz eines totalitären Staates daraus abzuleiten.<sup>32</sup> Unausgeglichen, wie es insgesamt war, und oft von hochtrabenden Maximen überdeckt, enthielt es doch auch schon die Elemente eines nationalen Sozialismus, der seine Entschlossenheit betonte, einen missbräuchlichen Kapitalismus zu beseitigen, die klassenkämpferische Frontstellung des Marxismus zu überwinden und schliesslich die Versöhnung aller Schichten in einer machtvoll geschlossenen Volksgemeinschaft herbeizuführen.

Es scheint, als habe gerade diese Vorstellung in dem national

wie sozial tiefgreifend irritierten Lande ein besonderes Anziehungsvermögen besessen. Die Idee oder Formel eines «Nationalen Sozialismus», in der die beiden beherrschenden Gedanken des 19. Jahrhunderts sich zusammenfanden, war auf dem Grunde zahlreicher politischer Programme und Ordnungsentwürfe der Zeit zu finden. Sie tauchte im schlichten Erlebnisbericht des Handwerkers Anton Drexler über sein «politisches Erwachen» ebenso auf wie in den Berliner Vorträgen Eduard Stadtlers, der schon im Jahre 1918 mit Unterstützung der Industrie eine «Antibolschewistische Liga» gegründet hatte; sie war Gegenstand eines der Aufklärungskurse, die vom Münchener Reichswehrgruppenkommando eingerichtet worden waren, gab einer Schrift von Oswald Spengler mit dem Titel «Preussentum und Sozialismus» die suggestive Resonanz und war selbst innerhalb der Sozialdemokratie nicht ohne Wirkung, wo die Enttäuschung über das Versagen der Zweiten Internationale beim Ausbruch des Krieges einige unabhängige Köpfe auf den Weg national- und sozialrevolutionärer Entwürfe gedrängt hatte. «Der nationale Sozialismus, sein Werdegang und seine Ziele» war schliesslich auch der Titel eines umfangreichen theoretischen Werkes, das 1919 in Aussig von einem der Gründer der «Deutsch-Sozialen Arbeiterpartei», dem Eisenbahningenieur Rudolf Jung, veröffentlicht worden war. Nicht ohne Selbstbewusstsein begriff es den nationalen Sozialismus als den politischen Epochengedanken, der geeignet sei, den marxistischen Sozialismus erfolgreich zurückzuweisen. Um den militanten Widerspruch zu allen internationalistischen Bestrebungen deutlich zu machen, hatte Jung die Partei schon im Mai 1918, zusammen mit seinen österreichischen Gesinnungsgenossen, in Deutsche Nationalsozialistische Arbeiterpartei umbenannt.<sup>33</sup>

Eine Woche nach der Versammlung im Hofbräuhaus änderte auch die DAP ihren Namen. In Anlehnung an die verwandten sudetendeutschen und österreichischen Gruppierungen nannte sie sich Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei (NSDAP) und übernahm gleichzeitig das Kampfsymbol der Gesinnungsfreunde jenseits der Grenzen, das Hakenkreuz. Der Vorsitzende der österreichischen Nationalsozialisten, Dr. Walther Riehl, hatte kurz zuvor eine «Zwischenstaatliche Kanzlei» gegründet, die als Verbin-

dungsstelle aller nationalsozialistischen Parteien dienen sollte. Rege Kontakte bestanden auch zu verschiedenen anderen Zusammenschlüssen mit völkisch-sozialer Programmatik, vor allem zu der «Deutschsozialistischen Partei» des Düsseldorfer Ingenieurs Alfred Brunner, die von sich behauptete, sie sei «ganz links und unsere Forderungen radikaler als die der Bolschewisten». Sie hatte Ortsgruppen in zahlreichen grösseren Städten, in Nürnberg wurde sie von dem Lehrer Julius Streicher geleitet.

Am 1. April 1920 schied Hitler endgültig aus dem Heeresdienst aus, denn jetzt endlich hatte er eine Alternative: Er war entschlossen, sich künftig ganz der politischen Arbeit zu widmen, die Führung der NSDAP an sich zu reissen und die Partei nach seinen Vorstellungen aufzubauen. Er mietete sich ein Zimmer in der Thierschstrasse 41, nahe der Isar. Die meiste Zeit des Tages verbrachte er im Keller der Geschäftsstelle, doch vermied er es, sich als Angestellter der Partei führen zu lassen. Die Frage, aus welchen Mitteln er seinen Lebensunterhalt bestreite, spielte in der bevorstehenden ersten Krise der Partei eine Rolle. Seine Vermieterin empfand den düsteren jungen Mann in all seiner einsilbigen Geschäftigkeit als einen «richtigen Bohémien».

Er hatte nichts zu verlieren. Sein Selbstvertrauen bezog er aus seiner Rednergabe, seiner Kälte und Risikoentschlossenheit, in weit geringerem Masse dagegen aus den Gewissheiten einer Idee, wie ihn denn überhaupt weniger eine Erkenntnis an sich zu fesseln vermochte als die instrumentalen Möglichkeiten, die sie bot: ob sie, wie er bemerkt hat, eine «gewaltige Parole» hergab. Im «Abscheu» und «tiefsten Ekel» vor den «bezopften völkischen Theoretikern», den «Wortmenschen» und «Gedankendieben» hat sich sein äusserstes Unverständnis für blosses Gedankenwerk ohne politisch formbare Substanz ebenso artikuliert wie in der Tatsache, dass er sich für seine frühesten rhetorischen Ausbrüche erst zu Wort meldete, als er polemisch zurückschlagen konnte. Nicht die Evidenz machte einen Gedanken überzeugend, sondern die Handlichkeit, nicht die Wahrheit, sondern seine Eignung als Waffe: «Jede und auch die beste Idee», hat er in jener apodiktischen Ungenauigkeit des Ausdrucks geäussert, die so charakteristisch für ihn war, «wird zur Gefahr, wenn sie sich einbildet, Selbstzweck zu sein, in Wirklichkeit

jedoch nur ein Mittel zu einem solchen darstellt.» An anderer Stelle betonte er, die Gewalt bedürfe im politischen Kampf immer der Unterstützung durch eine Idee – bezeichnenderweise nicht umgekehrt.<sup>34</sup> Auch den «Nationalen Sozialismus», in dessen Zeichen er nun antrat, betrachtete er vor allem als ein Mittel zu erheblich weiter gesteckten, ehrgeizigen Zielen.

Es war das romantische, attraktiv verschwommene Stichwort, mit dem er nun die Bühne betrat. Die Idee der Versöhnung, die es enthielt, schien moderner, zeitnaher als die Parolen vom Klassenkampf, die nach den Erfahrungen des Krieges, der Männergemeinschaft an der Front, schon jetzt einen Teil ihrer Zukunft einzubüßsen begannen. Der konservative Schriftsteller Arthur Moeller van den Bruck, der schon bald nach der Jahrhundertwende die Vorstellung eines nationalen Sozialismus vertreten hatte, meinte jetzt, sie sei «gewiss ein Teil der deutschen Zukunft»<sup>35</sup>, Sie war es vor allem in der Hand eines einfallsreichen Politikers, ohne Respekt vor dem Hergebrachten, schlau und doch voller Verachtung des gesunden Menschenverstandes. Die Idee hatte zahlreiche Bewerber. Doch nicht lange mehr, und **Hitler** gewann aus dem anschwellenden Massenjubel die Überzeugung, er selber werde dieser Teil der deutschen Zukunft sein.

## 2. KAPITEL

### Lokale Triumphe

«Der Hitler wird einmal unser Grösster!»  
*Rudolf Jung, 1920*

In den mühsamen und rauschhaften Tagen seines Eintritts in die Politik, im Frühjahr 1920, war Hitler allerdings von jedem Anspruch auf die deutsche Zukunft noch weit entfernt und nicht viel mehr als ein Münchener Lokalagitator, der Nacht für Nacht durch brodelnde, rauchgeschwängerte Bierstuben zog, um eine anfangs oft genug feindselig oder belustigt gestimmte Zuhörerschaft für seine Überzeugungen zu gewinnen. Immerhin stieg sein Ruf unablässig an. Das rhetorische, von jeder exzentrischen Geste verführte Temperament der Stadt war für den theatralischen Stil seiner Selbstinszenierung und die ungezügelten Ausbrüche des Redners überaus empfänglich und hat ihn zweifellos nicht weniger gefördert als die greifbareren historischen Faktoren. Die Behauptung, Hitlers Aufstieg sei von den Bedingungen der Zeit entscheidend gefördert worden, ist unvollständig ohne den Hinweis auf die besonderen Bedingungen des Ortes, an dem er seinen Aufstieg begann.

Nicht weniger wichtig war das Mass an Zielbewusstsein und Überlegung, das er aufbot. Zwar verfügte er über eine ungewöhnliche, feminin wirkende Empfänglichkeit, die ihn in den Stand setzte, die Stimmung seiner Zeit zu artikulieren und auszubeuten. Sein erster Biograph, Georg Schott, hat ihn, nicht ohne besorgte Bewunderung für den Dämon, der aus ihm zu sprechen schien, einen «Traumlaller» genannt;<sup>36</sup> doch die bis heute verbreitete Vorstellung vom Instinktmenschen Hitler, der mit hellseherischer Si-

cherheit oder, wie er selber gerne vorgegeben hat, «nachtwandlerisch» seinen Weg ging, übersieht die Rationalität und planvolle Kälte, die seinen Verhaltensweisen zugrunde gelegen und seinen Aufstieg in nicht geringerem Masse bedingt hat als alle augenscheinlich medialen Fähigkeiten.

Sie übersieht insbesondere seine ausserordentliche Fähigkeit zu lernen, die unstillbare Aneignungsgier, die ihn gerade zu jener Zeit beherrschte. In den Fieberzuständen seiner frühen Redetriumphe waren seine Empfänglichkeit und Aufnahmebereitschaft grösser als je, sein «kombinierendes Talent»<sup>37</sup> fasste nach den disparatesten Elementen und fügte sie zu kompakten Formeln zusammen. Mehr noch als von seinen Vorbildern oder Mitstreitern übernahm er von seinen Gegnern: er habe immer sehr viel von ihnen gelernt, nur Narren oder Schwächlinge fürchteten, dabei die eigenen Einfälle zu verlieren, versicherte er. So kam es, dass er Richard Wagner und Lenin, Gobineau, Nietzsche und Le Bon, Ludendorff, Lord Northcliffe, Schopenhauer und Karl Lueger zusammenbrachte und sich ein Bild daraus formte, willkürlich, kurios, voller halbgebildeter Kühnheit, doch nicht ohne Geschlossenheit. Auch Mussolini und der italienische Faschismus hatten, mit zunehmender Bedeutung, ihren Platz darin, und selbst die sogenannten Weisen von Zion und deren erweislich gefälschte Protokolle machte er sich zu Lehrmeister.<sup>38</sup>

Am nachhaltigsten jedoch lernte er vom Marxismus. Schon die Energie, die er, seiner innersten ideologischen Gleichgültigkeit zum Trotz, der Ausbildung einer nationalsozialistischen Weltanschauung widmete, bezeugt die Wirkungen des marxistischen Vorbildes. Es zählte geradezu zu seinen Ausgangsüberlegungen, dass der traditionelle bürgerliche Parteientypus der Wucht und kämpferischen Dynamik linker Massenorganisationen nicht mehr gewachsen sei. Nur eine ähnlich organisierte, aber noch entschlossener Weltanschauungspartei werde den Marxismus bezwingen können.<sup>39</sup>

Taktisch lernte er vor allem aus den Erfahrungen der Revolutionszeit. Die russischen Ereignisse sowie die Räteherrschaft in Bayern hatten ihm die Machtchancen einer Handvoll zielbewusster Akteure vor Augen geführt. Doch während Lenin ihn lehrte, wie

man einen revolutionären Impuls steigert und ausbeutet, zeigten Friedrich Ebert oder Philipp Scheidemann ihm, wie man ihn verspielt. [Hitler](#) hat später versichert:

«Ich habe vom Marxismus viel gelernt. Ich gestehe das ohne Weiteres ein. Nicht etwa von dieser langweiligen Gesellschaftslehre und materialistischen Geschichtsauffassung, von diesem absurden Zeug ... Aber von ihren Methoden habe ich gelernt. Nur, ich habe damit Ernst gemacht, womit diese kleinen Krämer- und Sekretärseelen zaghaft angefangen haben. Der ganze Nationalsozialismus steckt da drin. Sehen Sie nur genauer zu ... Diese neuen Mittel des politischen Kampfes gehen ja im Wesentlichen auf die Marxisten zurück. Ich brauchte nur diese Mittel zu übernehmen und zu entwickeln, und hatte im Wesentlichen, was uns nottat. Ich brauchte nur das konsequent fortzuführen, was bei der Sozialdemokratie zehnmal gebrochen war, nämlich infolge des Umstandes, dass sie ihre Revolution im Rahmen einer Demokratie verwirklichen wollten. Der Nationalsozialismus ist das, was der Marxismus hätte sein können, wenn er sich aus der absurden, künstlichen Bindung mit einer demokratischen Ordnung losgelöst hätte.»<sup>40</sup>

Doch gab er allem, was er aufnahm, nicht nur Konsequenz, er überbot es immer zugleich auch. In seinem Wesen lag ein infantiler Zug zur grossen übertrumpfenden Geste, eine Imponiersucht, die von Superlativen träumte und sich der radikalsten Ideologie genauso versichern wollte wie später des gewaltigsten Bauwerks oder des schwersten Panzers. Seine Anschauung, seine Taktiken, seine Ziele hatte er, wie er bemerkte, «von allen Sträuchern zu Seiten (des) Lebensweges» aufgelesen; von ihm selber stammte die Härte und Konsequenz, die er allem gab, die charakteristische Uner-schrockenheit vor dem letzten Schritt.

Rationale Erwägungen prägten auch seine Taktik zu Beginn. Er ging davon aus, alle Energie zunächst darauf zu richten, dem Getto der Namenlosigkeit zu entkommen und aus der Masse der rivalisierenden völkischen Gruppen unverwechselbar hervorzutreten. Der in den Parteierzählungen seiner späteren Reden regelmässig auftauchende Hinweis auf den anonymen Anfang bezeugt, wie sehr sein lange chancenloser Ehrgeiz unter dem Bewusstsein der unerkannten und unbeachteten Grösse gelitten hat. Mit einer atemverschlagenden Skrupellosigkeit, die das eigentlich Neuartige seines Auftretens war und ein für allemal seine Weigerung an-

schaulich machte, Regeln oder Konventionen zu achten, ging er jetzt daran, sich einen Namen zu machen: durch rastlose Aktivität, durch Krawalle, Skandale und Zusammenrottungen, durch Terror selbst, wenn er eine Aussicht bot, mit dem Gesetz zugleich das Schweigen zu brechen und die tägliche Kenntnisnahme zu erzwingen: «Ob sie uns als Hanswürste oder als Verbrecher hinstellen, die Hauptsache ist, dass sie uns erwähnen, dass sie sich immer wieder mit uns beschäftigen.»<sup>41</sup>

Diese Absicht bestimmte den Stil und die Mittel aller Aktivität. Das lärmende Rot der Fahnen wurde nicht nur des psychologischen Effekts wegen verwendet, sondern weil es zugleich die traditionelle Farbe der Linken herausfordernd usurpierte. Die Versammlungsplakate, auch sie fast durchweg in einem unübersehbaren Rot, enthielten oft, zwischen fassliche Parolen gesetzt, auf riesigen Formaten einprägsame Leitartikel. Um den Eindruck von Grösse und entschlossener Stosskraft vorzutäuschen, veranstaltete die NSDAP immer erneut Strassenumzüge, ihre Zettelverteiler und Klebekolonnen waren unermüdlich unterwegs. In eingestandener Nachahmung linker Propagandamethoden liess **Hitler** vollbesetzte Mannschaftswagen durch die Strassen fahren, doch oben auf sass nicht das fäusteschwingende moskautreue Proletentum, das in den bürgerlichen Wohnvierteln so viel Hass und Schrecken verbreitet hatte, sondern der manierliche Radikalismus ehemaliger Soldaten, die unter der Sturmflagge der NSDAP, über Waffenstillstand, Kriegsende und Demobilisierung hinaus, auf andere Art weiterkämpften. Sie gaben den Veranstaltungen, die **Hitler** bald mit Vorliebe in Form von Versammlungswellen über München und kurze Zeit später auch über andere Städte hinweggehen liess, den einschüchternden, halb-militärischen Hintergrund.

Diese Soldaten waren es auch, die allmählich das soziologische Gesicht der Partei zu verändern begannen und die beschauliche Stammtischrunde aus Arbeitern und kleinen Gewerbetreibenden mit dem harten Typus des gewaltgewohnten Dauersoldaten durchsetzten. Die früheste Mitgliederliste der Partei vermerkt unter 193 Namen nicht weniger als 22 Berufssoldaten,<sup>42</sup> die in der neuen Partei nicht nur die Möglichkeit erkannten, der Problematik bürgerlicher Existenzsicherung zu entgehen, sondern auch darauf hofften,



in ihren Reihen das im Kameradschaftserlebnis der Schützengräben legendär bestätigte Verlangen nach neuen Gemeinschaftsformen zu befriedigen und der Verachtung des Lebens wie des Todes, zu der die Zeit sie erzogen hatte, über den Krieg hinaus Ausdruck zu geben.

Mit Hilfe dieser militärischen, an strenge Unterordnung, Disziplin und Hingabebereitschaft gewöhnten Neuzugänge gelang es [Hitler](#) allmählich, der Partei eine feste innere Struktur zu verschaffen. Nicht wenige der neuen Leute schickte ihm das Münchener Wehrkreiskommando zu, und wenn [Hitler](#) später immer wieder behauptet hat, er habe sich namenlos, ohne Mittel und nur auf sich gestellt, gegen eine Welt von Feinden erhoben, so war das insofern zutreffend, als er sich tatsächlich der herrschenden Zeittendenz widersetze. Aber wahr ist auch, dass er dabei nie allein stand. Von Beginn an war er vielmehr durch die Reichweite und die privaten militärischen Verbände in einem Umfang protegiert worden, der seinen Aufstieg in dieser Form überhaupt erst ermöglicht hat.

Wie kein anderer hat Ernst Röhm, der im Range eines Hauptmanns als politischer Berater im Stab von Oberst Epp tätig und der eigentliche Kopf des verschleierte Militärregiments in Bayern war, die NSDAP gefördert; er hat ihr Anhänger, Waffen und Geldmittel zugeleitet. In seinen Bestrebungen sah er sich nicht zuletzt von den Offizieren der alliierten Überwachungskommission unterstützt, die solche illegalen Aktivitäten aus verschiedenen Motiven begünstigten; teils, weil sie nicht ohne Interesse an bürgerkriegsähnlichen Zuständen in Deutschland waren, teils weil sie die militärische Macht gegen die weiterhin rumorende Linke stärken und überdies auch den Herren Kameraden über vergangene Gegnerschaften hinweg ritterlich entgegenkommen wollten. Obwohl Röhm, der von Kindheit an «nur den einen Gedanken und Wunsch, Soldat zu werden» gehabt hatte, gegen Ende des Krieges im Generalstab tätig und ein hervorragender Organisator war, verkörperte er doch weit eher den Typus des Troupiers. Der kleine dicke Mann mit dem zerschossenen, stets leicht geröteten Gesicht war ein rücksichtsloser Draufgänger und hatte im Krieg zahlreiche Verwundungen davongetragen. Die Menschen teilte er kurzerhand in Soldaten und Zivilisten, in Freund und Feind ein, er war ehrlich,

ohne Finessen, derb, nüchtern, ein Haudegen voller Umsicht und Geradlinigkeit, der von Gewissensbelastungen unbehelligt blieb, und wenn einer seiner Kameraden aus jener Zeit der illegalen Umtriebe bemerkt hat, Röhm habe, wo immer er auftrat, «Leben in die Bude» gebracht, so war es oft genug sicherlich auch das Gegenteil. In seiner bajuwarischen Diesseitigkeit war er frei von ideologischen Wahnkomplexen und zielte mit aller geschäftigen Unruhe, die er rasch entfaltete, immer nur auf den Primat des Soldaten im Staate. Von dieser Absicht geleitet, hatte er sich zunächst dem Freikorps Epp angeschlossen und war ab Mai 1919 in der Reichswehrbrigade 21 tätig gewesen, ehe er schliesslich zu Epp zurückgekehrt war. Wie nahezu jeder andere von dem rhetorischen Genie des jungen Agitators beeindruckt, verschaffte er ihm die ersten wertvollen Verbindungen zu Politikern und Militärs und trat schon frühzeitig mit der Mitgliedsnummer 623 der Partei bei.

Der Kommandoinstinkt, den Röhm's Leute in die Partei einbrachten, wurde bunt verbrämt durch die ausgiebige Verwendung von politischer Symbolik und bekennendem Schmuck. Zwar war die Hakenkreuzfahne nicht, wie Hitler in «Mein Kampf» fälschlich behauptet hat, seine Erfindung; vielmehr hatte eines der Mitglieder, der Zahnarzt Friedrich Krohn, sie für die Gründungsversammlung der Ortsgruppe Starnberg Mitte Mai 1920 entworfen, nachdem er das im völkischen Lager verbreitete Zeichen selber bereits ein Jahr zuvor in einer Denkschrift «als Symbol nationalsozialistischer Parteien» empfohlen hatte.<sup>43</sup> Hitlers eigener Beitrag, bestand auch hier wiederum nicht in dem ursprünglichen Einfall, sondern vor allem in der augenblicklichen Erkenntnis der psychologischen Werbekraft des weithin vertrauten Symbols sowie in der Konsequenz, mit der er es zum Parteiabzeichen erhob und verbindlich machte.

Ähnlich verhielt es sich später mit den Standarten, die er vom italienischen Faschismus übernahm und den Sturmabteilungen als Feldzeichen verlieh. Er setzte den «römischen» Heilgruss durch, achtete auf die militärische Korrektheit der Ränge und Uniformen und legte überhaupt ungewöhnliches Gewicht auf alle Fragen formalen Charakters: die Regie der Auftritte, die dekorativen Details,

das zusehends umständlicher entfaltete Zeremoniell der Fahnenweihen, Aufmärsche und Paraden bis hin zu den Massenschaustellungen der Parteitage, wo er Menschenquader vor gewaltige Steinkulissen dirigierte und sein komödiantisches ebenso wie sein architektonisches Talent zu ausschweifenden Befriedigungen kam. Lange Zeit durchsuchte er alte Kunstzeitschriften sowie die heraldische Abteilung der Münchener Staatsbibliothek nach einer Vorlage für den Adler, der im Geschäftsstempel der Partei Verwendung finden sollte. Sein erstes Rundschreiben als Vorsitzender der NSDAP vom 17. September 1921 widmete sich denn auch mit ausführlicher Sorgfalt der Parteisymbolik und wies die Ortsgruppenleiter darauf hin, «in schärfster Weise für das Tragen des Parteiabzeichens {Parteikokarde} Propaganda zu machen. Die Mitglieder sind ununterbrochen aufzufordern, überall und jederzeit nur mit dem Parteiabzeichen zu gehen. Juden, die daran Anstoss nehmen, sind sofort rücksichtslos anzufassen.»<sup>44</sup>

Die Verbindung von zeremoniellen und straff terroristischen Formen hat schon die frühen, wie kümmerlich auch immer gearteten Anfänge der Partei bestimmt und sich als der wirksamste Werbeeffekt [Hitlers](#) erwiesen. Denn darin kehrten die traditionellen Elemente, unter denen die Politik in Deutschland populär in Erscheinung getreten war, in zeitgemässer Gestalt wieder: als Volksbelustigung und ästhetisierende Schau, die durch den Einsatz brachialer Mittel keineswegs abstossende Züge, sondern die Dimension schicksalhaften Ernstes hinzugewann und der geschichtlichen Stunde jedenfalls angemessener schien als die falsche Betulichkeit des herkömmlichen Parteienbetriebs.

Doch kam der NSDAP auch zugute, dass sie als eine nationale Partei antrat, die keine gesellschaftliche Exklusivität beanspruchte wie die nationalen Parteien von einst. Frei von Standesvorstellungen, brach sie mit der Tradition, wonach die eigentlich patriotische Gesinnung ein Vorrecht von Honoratioren sei und nur Leute von Besitz und Bildung ein Vaterland hätten; sie war national und gleichzeitig plebejisch, rüde und zum Schlagen bereit, sie brachte den nationalen Gedanken mit der Strasse zusammen. Dem Bürgertum, das die Massen durchweg als Element sozialer Bedrohung

kennengelernt und vornehmlich defensive Reflexe entwickelt hatte, schien sich hier erstmals eine aggressive Vorhut anzubieten: «Wir brauchen Gewalt, um unseren Kampf durchzusetzen», versicherte Hitler wieder und wieder. «Mögen die andern ... sich in ihren Klubstühlen reckeln (sic!), wir wollen auf den Biertisch steigen.»<sup>45</sup> Vielen, selbst wenn sie ihm nicht zu folgen vermochten, schien der theatralische Demagoge, wie er in Bierhallen und Zirkuszelten die Massen behexte, der Mann zu sein, der die Technik ihrer Bändigung und Beherrschung verstand.

Seine Geschäftigkeit übertraf alle Konkurrenten, unablässig war er unterwegs, der Grundsatz lautete: Alle acht Tage eine Massenkundgebung. Eine Veranstaltungsliste der Partei nennt ihn in den achtundvierzig Veranstaltungen vom November 1919 bis zum November 1920 einunddreissigmal als Redner. Schon die zunehmend raschere Folge seiner Auftritte spiegelt den fieberhaften Charakter seiner Begegnungen mit der Masse: «Herr Hitler ... geriet in eine Wut und schrie so, dass man rückwärts nicht viel verstehen konnte», vermerkt ein Bericht. Ein Plakat, das sein Auftreten ankündigte, bezeichnete ihn schon im Mai 1920 als «glänzenden Redner» und stellte den Besuchern «einen äusserst anregenden Abend» in Aussicht. Vom gleichen Zeitpunkt an nennen die Versammlungsberichte steigende Teilnehmerzahlen, oft spricht er vor dreitausend Menschen oder mehr, und immer wieder notierten, wenn er in seinem blaugefärbten, aus einer Uniform geschneiderten Anzug das Podium betrat, die Schriftführer: «stürmisch begrüsst».<sup>46</sup> Die Protokolle, die sich aus dieser Zeit erhalten haben, geben die Triumphe des frühen Redners in einer Art Spiegelschrift wieder, deren Unbeholfenheiten ihnen freilich erst zu ihrer authentischen Erscheinung zu verhelfen scheinen:

«Die Versammlung begann um 7 1/6 und endete um 10 3/4 Uhr. Der Referent gab eine Aussprache über das Judentum. Der Referent gab bekannt, dass überall wo man hinsieht, Juden sind. Ganz Deutschland wird von Juden regiert. Es ist eine Schande, dass die Deutsche Arbeiterschaft ob Kopf oder Hand sich so von den Juden verhetzen lassen. Natürlich weil ja der Jude das Geld in der Hand hat. Der Jude sitzt in der Regierung und schiebt und treibt Schleichhandel. Wenn er seine Taschen wieder voll hat, dann hetzt er wieder die Arbeiterschaft durcheinander, damit er immer wieder ans Ruder kommt

und wir armen Deutschen lassen uns das alles gefallen. Er kam auch über Russland zu sprechen ... und wer hat das alles fertiggebracht? Nur der Jude. Darum Deutsche seit (!) einig und kämpft gegen die JUDEN. Denn die fressen uns den letzten Brocken auch noch weg ... Schluss des Referenten: Wir wollen den Kampf solange führen bis der letzte Jude aus dem Deutschen Reich entfernt ist und wenn es auch zu einem Putsch kommt und noch viel mehr noch mal zu einer Revolution ... Der Referent erhielt einen grossen Beifall. Er schimpfte auch über die Presse ..., da bei der letzten Versammlung ein solcher Schmierfink alles aufgeschrieben hat.»

An anderer Stelle, in der Wiedergabe einer Rede vom 28. August 1920 im Hofbräuhaus, heisst es:

«Der Referent [Hitler](#) führte aus wie es mit uns stand vor dem Krieg und wie es jetzt mit uns ist. Über das Wucher- und Schiebertum, dass sie alle an den Galgen kommen. Ferner über das Söldnerheer. Er sagte, dass es wohl den jungen Burschen nicht schaden würde, wenn sie wieder einrücken müssten, denn das habe keinem geschadet, denn von diesen weiss jetzt keiner mehr, dass der Jüngere vorm Alter den Mund halten soll, denn bei diesen fehlt überall Disziplin ... Dann führte er noch sämtliche Punkte durch, die im Programm stehen, wo er sehr viel Beifall erhielt. Der Saal war sehr voll. Ein Mann, der den Herrn [Hitler](#) einen Affen hiess, wurde mit aller Gemütsruhe hinausbefördert.»<sup>47</sup>

Mit wachsendem Selbstbewusstsein begann die Partei, sich als «Ordnungsfaktor» aufzuspielen, indem sie Versammlungen der Linken sprengte, Diskussionsredner niederbrüllte, «Denkzettel» austeilte und einmal auch die Entfernung einer Plastik, die angeblich dem Volksgeschmack widersprach, aus einer öffentlichen Ausstellung durchsetzte. Anfang Januar 1921 versicherte [Hitler](#) seinen Zuhörern im Kindl-Keller, «dass die nationalsozialistische Bewegung in München in Zukunft rücksichtslos alle Veranstaltungen und Vorträge verhindern wird – wenn es sein muss, mit Gewalt –, die geeignet sind, zersetzend auf unsere ohnehin schon kranken Volksgenossen einzuwirken.»<sup>48</sup>

Solche Eigenmacht war der Partei umso eher möglich, als sie inzwischen nicht mehr allein die Protektion des Münchener Wehrkreiskommandos genoss, sondern sich auch zum «ungezogenen, verhätschelten Liebling»<sup>49</sup> der Bayerischen Landesregierung entwickelt hatte. Mitte März hatten in Berlin rechtsgerichtete Kreise

um den bis dahin nur wenig hervorgetretenen Generallandschaftsdirektor Dr. Kapp und mit Unterstützung der Brigade Ehrhardt einen Umsturzversuch verübt; doch war das Unternehmen im eigenen Dilettantismus sowie im Generalstreik zusammengebrochen. Mehr Erfolg hatte der gleichzeitig unternommene Versuch von Reichswehr und Freikorpsverbänden in Bayern. In der Nacht vom 13. zum 14. März war die sozialdemokratisch-bürgerliche Regierung Hoffmann durch die Inhaber der tatsächlichen Gewalt verdrängt und durch eine rechtsgerichtete Regierung unter dem «starken Mann» Gustav v. Kahr ersetzt worden.

Diese Vorgänge alarmierten naturgemäss die Linke, deren radikaler Kern sogleich die Chance erkannte, die Abwehr rechtsgerichteter Machtambitionen mit dem Kampf für die eigenen revolutionären Ziele zu verbinden. Vor allem in Mitteldeutschland und im Ruhrgebiet rissen sie während des Generalstreiks gegen Kapp die Führung an sich und fanden mit der Parole von der Bewaffnung des Proletariats williges Gehör. Bald waren in einer nahezu reibungslos inszenierten Mobilmachung, die eine sorgfältige Planung erkennen liess, grosse Massen in feste militärische Formationen gegliedert und allein zwischen Rhein und Ruhr eine «Rote Armee» von über 50'000 Mann aufgestellt. Innerhalb weniger Tage eroberte sie nahezu das gesamte Industriegebiet, die schwachen Reichswehr- und Polizeieinheiten, die sich dem Vormarsch widersetzen, wurden niedergemacht, stellenweise kam es zu regelrechten Schlachten. Eine Welle von Mord, Plünderung und Brandschatzung ging über das Land und deckte hier wie in Mitteldeutschland, Sachsen und Thüringen für einen Augenblick die in den Beschwichtigungen einer halben Revolution verdrängten sozialen und ideologischen Spannungen auf. Auch der alsbald einsetzende blutige Gegenschlag der militärischen Macht, die summarischen Verhaftungen, Rachezüge und Erschiessungen brachten tiefsitzende Resentiments und unausgetragene Konflikte zum Vorschein. Das in seiner Geschichte immer wieder gespaltene, von vielfachen Gegensätzen zerrissene Land verlangte zusehends verzweifelter nach Ordnung und Versöhnung. Stattdessen sah es sich immer auswegloser in einer Irrwelt von Hass, Misstrauen und Anarchie versinken.

Dank der neuen Machtverhältnisse wurde Bayern, mehr noch als bisher, zum natürlichen Sammelpunkt rechtsradikaler Umtriebe. Die auf Drängen der Alliierten mehrfach ergangenen Anforderungen, die halb-militärischen Verbände aufzulösen, stiessen auf den Widerstand der Regierung Kahr, die gerade darin ihre stärkste Machtstütze besass. Zu den Einwohnerwehren und privaten Wehrverbänden, die bereits über dreihunderttausend Mann zählten, stiessen nach und nach auch alle jene unversöhnlichen Gegner der Republik, die in anderen Teilen des Reiches mit staatlichen Interventionen oder gar Strafverfolgungen zu rechnen hatten: Geflüchtete Anhänger Kapps, unentwegte Resteinheiten aufgelöster Freikorps aus den Ostgebieten, der «Nationalfeldherr» Ludendorff, Fememörder, Abenteurer, nationale Revolutionäre der unterschiedlichsten Richtung – sie alle aber geeint in der Absicht, die verhasste «Judenrepublik» zu stürzen. Sie konnten sich dabei auch das traditionelle bajuwarische Sonderbewusstsein zunutze machen, das seit je von scharfen Abneigungen gegen das preussisch-protestantische Berlin beherrscht gewesen war und sich jetzt, im Schlagwort von der «Ordnungszelle Bayern», aus seinen Ressentiments eine nationale Mission zurecht machte. Unter der zusehends offener und herausfordernder gewährten Unterstützung der Landesregierung gingen sie daran, Waffenlager einzurichten, Landschlösser und Klöster zu geheimen Stützpunkten auszubauen, Attentats-, Umsturz- und Aufmarschpläne zu entwerfen; unermüdlich in konspirative Tuscheleien und zahlreiche, sich miteinander überschneidende hochverräterische Projekte verstrickt.

Diese Entwicklung blieb für die aufstrebende NSDAP nicht ohne Folgen. Denn von nun an gewann sie immer unverkennbarer die Gunst der militärischen, der halb-militärischen sowie der zivilen Machttträger, und mit jedem Erfolg, den sie erzielte, sah sie sich eifriger umworben. Nach einem Empfang [Hitlers](#) durch v. Kahr wandte sich einer seiner Begleiter, der Student Rudolf Hess, mit einem Schreiben an den Ministerpräsidenten, in dem es heisst: «Der Kernpunkt ist, dass H. überzeugt ist, dass ein Wiederaufstieg nur möglich, wenn es gelingt, die grosse Masse, besonders auch die Arbeiter, zum Nationalen zurückzuführen ... Herrn [Hitler](#) kenne ich persönlich sehr gut, da ich ihn beinahe täglich spreche und ihm

auch menschlich nahe stehe. Es ist ein selten anständiger lauterer Charakter, voll tiefer Herzensgüte, religiös, ein guter Katholik. Er hat nur ein Ziel: das Wohl seines Landes. Für dieses opfert er sich in selbstloser Weise.» Als der Ministerpräsident schliesslich [Hitler](#) im Landtag lobend erwähnte und der Polizeipräsident Pöhner ihn mehr und mehr gewähren liess, begann sich erstmals jene politische Rollenkonstellation abzuzeichnen, die man als typisch für die faschistischen Aufstiegs- und Machteroberungsprozesse bezeichnet hat:<sup>50</sup> Fortan befand [Hitler](#) sich im Bunde mit der etablierten konservativen Macht, der er sich als Vorhut im Kampf gegen den gemeinsamen marxistischen Gegner empfohlen hatte. Und während diese daran dachte, sich die Energien und hypnotischen Künste des ungebärdigen Agitators nutzbar zu machen, um ihn im gegebenen Augenblick kraft der eigenen geistigen, wirtschaftlichen und politischen Überlegenheit zu überspielen, ging dessen Absicht dahin, jene Bataillone, die er unterm wohlwollenden Beistand der Führungsgewalten aufgebaut hatte, über den Gegner hinweg, auf den Partner marschieren zu lassen, um die ganze Macht zu erringen. Es war jenes merkwürdige, von Illusionen, Verrätereien und vielen falschen Eiden verwirrte Kräftespiel, mit dessen Hilfe [Hitler](#) nahezu alle seine Erfolge errungen und Kahr ebenso wie später Hugenberg, Papen oder Chamberlain übertölpelt hat. Umgekehrt haben seine Misserfolge, bis hin zu seinem schliesslichen Scheitern im Krieg, einen ihrer Gründe darin, dass er aus Ungeduld, Mutwillen oder Erfolgsverwöhntheit diese Konstellation aufs Spiel setzte, sie verfehlte und, aller verspäteten Einsicht zum Trotz, nicht wiederherzustellen vermochte.

Den einflussreichen und vermögenden Gönnern, die sich nun zusehends um den kommenden Mann zu kümmern begannen, war im Dezember 1920 auch der Erwerb des «Völkischen Beobachters» zu danken. Dietrich Eckart sowie Ernst Röhm hatten die 60'000 Reichsmark vermittelt, die den Grundstock für den Kauf des heillos verschuldeten völkischen Blättchens bildeten, das damals zweimal wöchentlich erschien und rund elftausend Bezieher hatte.<sup>51</sup> Unter den Geldgebern fanden sich zahlreiche Namen der guten Münchener Gesellschaft, in die [Hitler](#) nun Zugang fand, auch hier



half Dietrich Eckart mit seinen ausgedehnten Verbindungen. Der derbe und skurrile Mann mit dem dicken, runden Schädel, Freund guter Weine und primitiver Reden, war als Dichter und Dramatiker ohne den erträumten grossen Erfolg geblieben, den stärksten Widerhall hatte noch seine Nachdichtung von Ibsens «Peer Gynt» gefunden, und so hatte er sich, ausgleichshalber, zur politisierenden Bohème geschlagen. Mit der «Deutschen Bürgergesellschaft» war er als politischer Vereinsgründer hervorgetreten, allerdings blieb ihm auch dabei der Erfolg versagt, nicht anders als mit dem von ihm herausgegebenen Blatt 'Auf gut deutsch', das sich mit ätzender Schärfe und nicht ohne anspruchsvolles Bildungsgehebe zum Wortführer der verbreiteten antisemitischen Stimmungen machte. Im Gefolge Gottfried Feders forderte er darin die Revolution gegen die Zinsknechtschaft sowie den «wahren Sozialismus», stritt, von Lanz v. Liebenfels beeinflusst, in gellendem Ton für ein Verbot rassischer Mischehen und verlangte die Einflussssicherung für das rein deutsche Blut. Sowjetrussland nannte er «die christenschächterische Diktatur des jüdischen Weltheilands Lenin» und versicherte, «am liebsten möge er sämtliche Juden in einen Eisenbahnzug verladen und ins Rote Meer damit fahren».<sup>52</sup>

Eckart hatte [Hitler](#) schon frühzeitig kennengelernt und im März 1920, während des Kapp-Putsches, waren beide im Auftrag ihrer nationalen Hintermänner zur Beobachtung nach Berlin gereist. Als ein belesener, menschenkundiger Mann, der umfangreiche Kenntnisse und verwandte Vorurteile besass, übte er grossen Einfluss auf den provinzierischen und unbeholfenen [Hitler](#) aus und war, dank seiner unkomplizierten Manier, der erste Mensch mit bürgerlichem Bildungshintergrund, dessen Gegenwart [Hitler](#) ertragen konnte, ohne dass die tiefsitzenden Komplexe aufbrachen. Er liess und empfahl ihm Bücher, schulte seine Umgangsformen, korrigierte ihn im Ausdruck und öffnete ihm viele Türen: eine Zeitlang waren sie ein unzertrennliches Paar der Münchener gesellschaftlichen Szene. Schon 1919 hatte Eckart in einem kunstvoll archaisierenden Gedicht die Heraufkunft eines nationalen Retters prophezeit, «eines Kerls», wie er an anderer Stelle meinte, «der ein Maschinengewehr hören kann. Das Pack muss Angst in die Hosen kriegen. Einen Offizier kann ich nicht brauchen, vor denen hat das

Volk keinen Respekt mehr. Am besten wäre ein Arbeiter, der das Maul auf dem rechten Fleck hat... Verstand braucht er nicht viel, die Politik ist das dümmste Geschäft auf der Welt.» Einer, der immer eine «saftige Antwort» für die Roten bereit habe, sei ihm lieber als «ein Dutzend gelehrter Professoren, die zitternd auf dem feuchten Hosenboden der Tatsachen sitzen». Und schliesslich forderte er: «Es muss ein Junggeselle sein! Dann kriegen wir die Weiber.» Nicht ohne Bewunderung betrachtete er [Hitler](#) als die Verkörperung dieses Modells und feierte ihn schon im August 1921 in einem Artikel des «Völkischen Beobachters» erstmals als den «Führer». Eines der frühen Kampflieder der NSDAP, «Sturm, Sturm, Sturm», stammte von ihm, und die refrainartige Schlusszeile jeder Strophe diente der Partei als ihr wirksamster Slogan: «Deutschland erwache!» Eckart habe, meinte [Hitler](#) in einer Huldigung, «Gedichte geschrieben, so schön wie Goethe». Er hat den Dichter öffentlich seinen «väterlichen Freund» genannt, sich selbst auch als Schüler Eckarts bezeichnet, und es scheint, als habe dieser neben Rosenberg und den Deutschbalten den nachhaltigsten Einfluss während jener Zeit auf ihn ausgeübt. Gleichzeitig hat er [Hitler](#) offenbar erstmals die Augen für den eigenen Rang geöffnet. Der zweite Band des Buches «Mein Kampf» endet mit dem gesperrt gedruckten Namen des Dichters.<sup>53</sup>

Die Erfolge [Hitlers](#) in jener guten Münchener Gesellschaft, in die Dietrich Eckart ihn einführte, waren kaum politisch motiviert. Frau Hanfstaengl, von Herkunft Amerikanerin, öffnete ihm als eine der ersten ihren Salon und führte ihn in jene Edelbohème von Schriftstellern, Malern, Wagner-Interpreten und Professoren ein, die bei ihr verkehrte. Die traditionell liberale Schicht sah in der absonderlichen Erscheinung des jungen Volksredners mit den hanebücheneren Auffassungen und den ungeschliffenen Manieren eher den Gegenstand eines befremdlichen Interesses; er schnaubte über «Novembervbrecher» und süsste seinen Wein mit einem Löffel Zucker; nicht zuletzt solche schockierenden Züge waren das Entzücken seiner Gastgeber. Ihn umgab die Aura eines Zauberkünstlers, der Geruch von Zirkuswelt und tragischer Erbitterung, der scharfe Glanz des «berühmten Ungeheuers». Das Kontaktelement war die Kunst, vor allem Richard Wagner, über den er ausdauernd,

in stossweisem Vortrag, zu schwärmen liebte, im Zeichen des Bayreuther Meisters kamen höchst ungereimt anmutende Verbindungen zustande: «Bruder Hitler» eben doch, wenn auch entlaufen, abenteuernd in politischen Verhältnissen. Die Beschreibungen, die wir aus dieser Zeit über sein Auftreten besitzen, zeigen durchweg eine Mischung von exzentrischen und linkischen Zügen; Menschen von Reputation gegenüber war Hitler gehemmt, vergrübelt und nicht ohne Unterwürfigkeit. Bei einer Unterredung mit Ludentorff um diese Zeit pflegte er nach jedem Satz des Generals leicht das Gesäss zu heben und «mit einer halben Verbeugung ein ergebenstes ‘Sehr wohl, Excellenz!’ oder ‘Wie Excellenz meinen!’ hervorzustossen». <sup>54</sup>

Seine Unsicherheit, das quälende Aussenseiterbewusstsein gegenüber der bürgerlichen Gesellschaft, blieb lange bestehen. Wenn wir den vorliegenden Berichten glauben können, war er unablässig bemüht, sich in Szene zu setzen: er kam später, seine Blumensträusse waren grösser, die Verneigungen tiefer; Phasen brüsker Stummheit wechselten abrupt mit cholерischen Entgleisungen. Seine Stimme war rau, auch Belangloses sagte er mit Leidenschaft. Einmal hatte er, einem Augenzeugen zufolge, rund eine Stunde schweigend und müde dagesessen, als seine Gastgeberin eine freundliche Bemerkung über die Juden fallen liess. Da «begann er zu sprechen. Und dann redete er endlos. Nach einer Weile stiess er seinen Stuhl zurück und stand auf, immer noch redend, oder besser gesagt, schreiend, und das mit einer so durchdringenden Stimme, wie ich sie niemals wieder bei einem anderen Menschen gehört habe. Im Nebenzimmer wachte ein Kind auf und begann zu schreien. Nachdem er länger als eine halbe Stunde eine ganz witzige, aber sehr einseitige Rede über die Juden gehalten hatte, brach er plötzlich ab, ging auf die Gastgeberin zu, entschuldigte sich und verabschiedete sich mit Handkuss.» <sup>55</sup>

Die Furcht vor gesellschaftlicher Geringschätzung, die ihn offenbar verfolgte, spiegelte das irreparabel gestörte Verhältnis des einstigen Asylisten zur bürgerlichen Gesellschaft. Auch in seiner Kleidung hing lange und unverlierbar der Geruch der Männerunterkunft. Als Pfeffer v. Salomon, der später sein oberster SA-Führer werden sollte, ihm das erste Mal begegnete, trug Hitler einen

alten Cutaway, gelbe Lederschuhe und einen Rucksack auf dem Rücken, so dass der sprachlose Freikorpsführer auf die persönliche Vorstellung verzichtete; Hanfstaengl erinnerte sich, dass Hitler zu seinem blauen Anzug ein violettes Hemd, braune Weste und knallrote Krawatte trug, eine Ausbuchtung in der Hüftgegend verriet den Sitz der automatischen Waffe.<sup>56</sup> Erst allmählich lernte Hitler es, sich zu stilisieren und seiner Vorstellung vom grossen Volkstribunen bis in die abenteuerliche Montur hinein gerecht zu werden. Auch dieses Bild verriet eine tiefsitzende Unsicherheit, es vereinte Elemente und Zutaten aus dem «Rienzi»-Traum von einst, aus Al Capone und General Ludendorff auf denkbar ausgefallene Weise. Doch tauchen schon in zeitgenössischen Schilderungen Zweifel auf, ob er nicht seine Unsicherheit auszunutzen trachtete und die linkische Allüre zu einem Mittel der Selbstinszenierung erhob; jedenfalls schien er weniger von dem Wunsch beseelt, angenehm zu wirken, als entschlossen, seine Erscheinung einprägsam zu machen.

Der Historiker Karl Alexander v. Müller begegnete ihm in dieser Zeit als Selbstbewusstwerdung des Politikers «bei Erna Hanfstaengl, beim Kaffee, auf Wunsch des Abtes Alban Schachleiter, der ihn kennenlernen wollte; meine Frau und ich waren häusliche Staffage. Wir andern sassen schon zu viert am blanken Mahagonitisch vor dem Fenster, als die Wohnungsglocke klang; durch die offene Tür sah man, wie er auf dem schmalen Gang die Gastgeberin fast unterwürfig höflich begrüßte, wie er Reitpeitsche, Velourhut und Trenchcoat ablegte, schliesslich einen Gürtel mit Revolver abschnallte und gleichfalls am Kleiderhaken aufhängte. Das sah kurios aus und erinnerte an Karl May. Wir wussten alle noch nicht, wie genau jede dieser Kleinigkeiten in Kleidung und Benehmen schon damals auf Wirkung berechnet war, nicht anders wie das auffällige kurzgeschnittene Schnurrbärtchen, das schmaler war als die unschön breitflügelige Nase ... Aus seinem Blick sprach schon das Bewusstsein des öffentlichen Erfolges: aber etwas seltsam Linkisches haftete ihm immer noch an, und man hatte das unangenehme Gefühl, er spürte es und nahm es einem übel, dass man es bemerkte. Auch das Gesicht war immer noch schmal und bleich, beinahe mit einem leidenden Zug. Nur das vorgewölbte wasser-

blaue Auge starrte manchmal in einer unerbittlichen Härte, und über der Nasenwurzel zwischen den starken Augenbogen ballte sich, fast wulstartig empordrängend, ein fanatischer Wille. Auch diesmal sprach er sehr wenig und hörte die meiste Zeit mit betonter Aufmerksamkeit zu.»<sup>57</sup>

Mit dem Aufsehen, das er weckte, kamen auch Frauen und begannen, sich seiner anzunehmen, ältliche Damen zumeist, die hinter den Verkrampftheiten und Komplexen des jungen Erfolgsredners diffizile Verhältnisse vermuteten und instinktsicher auf Spannungen schlossen, die nach Befreiung von kundiger Hand verlangten. **Hitler** selber hat später die Eifersüchteleien jener Frauen glossiert, die sich mit mütterlicher Entschiedenheit begehrllich um ihn drängten. Eine, so meinte er, habe er gekannt, «deren Stimme vor Aufregung heiser wurde, wenn ich mit einer anderen Frau auch nur ein paar Worte gesprochen habe»<sup>58</sup>. Eine Art Zuhause fand er bei der Witwe eines Studiendirektors, der «**Hitler-Mutter**» Carola Hoffmann, im Münchener Vorort Solln. Auch die aus altem europäischen Hochadel stammende Frau des Verlegers Bruckmann, der die Werke H. St. Chamberlains herausgegeben hatte, öffnete ihm ihr Haus, desgleichen die Frau des Pianofabrikanten Bechstein, «ich wollte es wäre mein Sohn», sagte sie und gab sich später, um ihn im Gefängnis besuchen zu können, als seine Adoptivmutter aus.<sup>59</sup> Sie alle, ihre Häuser, ihre Gesellschaften, weiteten den Raum um ihn und machten ihm einen Namen.

In der Partei dagegen blieb er weiterhin in einer Umgebung aus biederem Mittelstand und Rowdytum, das seinem tiefsitzenden Bedürfnis nach Aggression und physischer Gewalt Genüge tat. Zu seinen seltenen Duzfreunden zählten Emil Maurice, der Typus des schwächlichen Saalschlachtheroen, und Christian Weber, ein rundbäuchiger Pferdehändler, der in einem anrühigen Bierlokal als Rausschmeisser gearbeitet hatte und wie **Hitler** regelmässig eine Peitsche bei sich trug. Auch der Fleischergeselle Ulrich Graf gehörte zur engeren Kumpanei, die gleichzeitig eine Art Leibgarde bildete, ferner Max Amann, ehemals Feldwebel im Regiment **Hitlers**, ein stumpfer und tüchtiger Gefolgsmann, der bald als Geschäftsführer der Partei und des Verlages in Erscheinung trat. Unablässig waren sie um **Hitler** herum, laut und beflissen. In ihrer

Mitte fiel er abends nach den Veranstaltungen in die «Osteria Bavaria» oder das «Bratwurstglöckl» nahe der Frauenkirche ein, mit ihnen verbrachte er, schwatzend bei Kaffee und Kuchen, Stunden um Stunden im Café Heck in der Galeriestrasse, wo ihm im dämmerigen Hintergrund ein Stammtisch reserviert war, der es erlaubte, den langgestreckten Raum zu beobachten, ohne selber wahrgenommen zu werden. Schon frühzeitig begann er unter dem Alleinsein zu leiden, er brauchte ständig Menschen um sich, Zuhörer, Wächter, Diener, Fahrer, aber auch Unterhalter, Kunstfreunde und Anekdotenerzähler wie den Fotografen Heinrich Hoffmann oder Ernst «Putzi» Hanfstaengl, die seiner Hofhaltung erst die unverwechselbare Farbe aus «Bohème-Welt und Kondottieri-Stil»<sup>60</sup> gaben. Nicht ungern sah er sich als «König von München» bezeichnet; sehr spät erst fand er nachts in das möblierte Zimmer in der Thierschstrasse zurück.

Die beherrschende Figur seiner Umgebung war der junge Hermann Esser. Er hatte an einer Zeitung volontiert und als Pressereferent im Reichswehrgruppenkommando gearbeitet. Neben Hitler war er das einzige demagogische Talent, über das die Partei zu jener Zeit verfügte, «ein Lärmmacher, der dies Geschäft fast besser kann als Hitler ... ein Rededämon, wenn auch aus einer niedrigeren Hölle». Er war wach, gerissen und wusste volkstümlich und bilderreich zu formulieren, der Typus des Revolverjournalisten, der unermüdlich in der Erfindung enthüllender Wohnzimergeheimnisse bei Juden und Schiebern war. Die ehrbaren Kleinbürger in der Partei hielten ihm bald schon den «Sauhirtenton» seiner Kampagnen vor.<sup>61</sup> Bereits als Schüler hatte er in Kempten vom Soldatenrat verlangt, einige Bürger aufzuknüpfen. Neben Dietrich Eckart zählte er zu den frühesten und eifrigsten Verkündern des Hitler-Mythos. Hitler selber schien der radikale Mitstreiter mitunter nicht geheuer; wenn die Quellen nicht trügen, hat er wiederholt erklärt, er wisse, «dass Esser ein Lump» sei, er behalte ihn nur so lange, wie er ihn brauchen könne.

In mancher Hinsicht glich Esser dem Hauptlehrer Julius Streicher aus Nürnberg, der als Wortführer eines pornographischen Lumpenantisemitismus von sich reden machte und besessen schien von wüsten Phantasien über Ritualmorde, Judenbrunst,

Weltverschwörung, Blutschande und jener alles beherrschenden Zwangsvorstellung von schwarzbehaarten geilen Teufeln, keuchend über unschuldigem, arischem Frauenfleisch. Zwar war Streicher bornierter und stupider, doch an lokaler Wirksamkeit konnte er es sogar mit [Hitler](#) aufnehmen, zu dem er anfangs in heftiger Gegnerschaft gestanden hatte. Einiges spricht dafür, dass der Führer der Münchener NSDAP sich nicht nur deshalb so nachdrücklich um Streicher bemühte, weil er dessen Popularität für die eigenen Ziele gewinnen wollte, sondern weil er sich ihm durch die gleichen Hasskomplexe und Zwangsvorstellungen verbunden fühlte. Bis zuletzt ist er, allen Anfeindungen zum Trotz, dem «Frankenführer» loyal geblieben und hat noch im Krieg erklärt, Dietrich Eckart habe zwar geäußert, dass Streicher in mancher Hinsicht ein Narr sei, doch die Einwände gegen den «Stürmer» könne er sich nicht zu eigen machen: «In Wahrheit habe Streicher den Juden idealisiert.»<sup>62</sup>

Im Gegensatz zu diesen Erscheinungen, die der Partei trotz allem Massenauftrieb einen engen Zuschnitt gaben und sie in flache und philiströse Verhältnisse sperrten, brachte der Fliegerhauptmann Hermann Göring, der letzte Kommandeur des legendären Jagdgeschwaders Richthofen, in die Umgebung [Hitlers](#) einen weltmännischen Akzent, der bis dahin nur von dem einsamen, die Entourage verachtungsvoll überragenden «Putzi» Hanfstaengl verkörpert wurde. Breitbeinig, jovial, ein dröhnender Mann, war er von den vertrackten psychopathischen Zügen frei, die den durchschnittlichen [Hitler](#)anhang kennzeichneten, und hatte sich der Partei angeschlossen, weil sie seinen Bedürfnissen nach Ungebundenheit, Aktion und Kameradschaft Befriedigung verhieß, nicht etwa, wie er betonte, wegen des «ideologischen Krams». Er war weitgereist, verfügte über ausgedehnte Beziehungen und schien an der Seite seiner attraktiven schwedischen Frau der staunenden Partei gewissermassen die Augen dafür zu öffnen, dass auch ausserhalb Bayerns Menschen wohnten. Was er an hochstaplerischen Neigungen besass, teilte er mit Max Erwin v.Scheubner-Richter, einem Abenteurer mit bewegter Vergangenheit und einer hohen Begabung für gewinnbringende politische Hintergrundgeschäfte. Nicht zuletzt seiner Fähigkeit, Geldmittel aufzutreiben, hat [Hitler](#) in den

Anfangsjahren die materielle Sicherung seiner Aktivität verdankt; Scheubner-Richter gelang es, einem behördlichen Aktenvermerk zufolge, «ungeheure Geldsummen» aufzutreiben.<sup>63</sup> Er war eine geheimnisumwitterte Erscheinung, dabei jedoch von grosser gesellschaftlicher Sicherheit, sprachbegabt und verfügte über vielfache Verbindungen zur Industrie, zum Hause Wittelsbach, zum Grossfürsten Kyrill sowie zu kirchlichen Stellen. Sein Einfluss auf [Hitler](#) war beträchtlich, er war der einzige von den am 9. November 1923 an der Feldherrnhalle gefallenen Mitstreitern, den [Hitler](#) für unersetzbar hielt.

Scheubner-Richter zählte zu den zahlreichen Deutschbalten, die zusammen mit einigen radikalen russischen Emigranten in der frühen NSDAP nicht unerheblichen Einfluss ausgeübt haben. [Hitler](#) hat später scherzhaft bemerkt, der 'Völkische Beobachter' jener Jahre hätte eigentlich im Untertitel die Bezeichnung 'Baltische Ausgabe' führen müssen.<sup>64</sup> Rosenberg hatte Scheubner-Richter schon in Riga kennengelernt, als der junge, politikfremde Student sich noch nicht mit Schopenhauer, Richard Wagner, Architekturproblemen und indischer Weisheitslehre beschäftigte. Erst die russische Revolution hatte ihm ein Weltbild vermittelt, das gleichermaßen antibolschewistische wie antisemitische Vorzeichen trug, und die Greuelvorstellungen, die [Hitler](#) übernahm, stammten teilweise bis in die Metapher von Rosenberg, der als Russlandexperte der Partei galt. Im Übrigen ist es offenbar vor allem die These von der Identität zwischen Kommunismus und Weltjudentum gewesen, die der in seinem Einfluss meist überschätzte «Chefideologe der NSDAP» dem Weltbild [Hitlers](#) hinzugefügt hat; auch mögen nicht unerhebliche Anstösse von ihm ausgegangen sein, als [Hitler](#) die anfangs erhobene Forderung nach Rückgabe der Kolonien aufgab und die Befriedigung deutscher Lebensraumansprüche in den Weiten Russlands zu suchen begann.<sup>65</sup> Aber dann trennten sich die Wege zwischen dem pragmatischen, die Ideologie grundsätzlich an den Machtzwecken orientierenden [Hitler](#) und dem verschrobenen Rosenberg, der seine weltanschaulichen Postulate mit nahezu religiösem Ernst vertrat und unter mancherlei phantastischen Beimischungen zu Gedankensystemen von majestätischer Absurdität auszubauen begann.



Schon rund ein Jahr nach der Verkündung des Programms konnte die Partei auf beachtliche Erfolge zurückblicken. In München hatte sie mehr als vierzig Veranstaltungen durchgeführt, draussen im Land fast noch einmal so viel. In Starnberg, Rosenheim und Lands-hut, in Pforzheim und Stuttgart waren Ortsgruppen gegründet oder doch gewonnen worden, die Mitgliederzahl betrug inzwischen mehr als das Zehnfache. Welche Bedeutung die NSDAP innerhalb der völkischen Bewegung erworben hatte, zeigt ein Schreiben, das ein Bruder «Dietrich» des «Münchener Germanenordens» Anfang Februar 1921 an einen Gesinnungsfreund in Kiel richtete: «Zeigen Sie mir einen Ort», so hiess es da, «in welchem im Laufe eines Jahres Ihre Partei 45 Massenversammlungen abgehalten hat. Die Ortsgruppe München zählt jetzt über 2'500 Mitglieder und etwa 45'000 Anhänger. Zählt irgendeine Ihrer Ortsgruppen nur annähernd so viel?» Er habe sich mit den Ordensbrüdern in Köln, Wilhelmshaven und Bremen in Verbindung gesetzt, «alle waren der Ansicht ..., dass die **Hitlersche** Partei die Partei der Zukunft ist»<sup>66</sup>.

Die Kulisse dieses Aufstiegs waren die schrittweise in Kraft tretenden, immer erneut verletzend empfundenen Bestimmungen des Versailler Vertrages, die rasch voranschreitende Geldentwertung und die wachsende wirtschaftliche Not. Im Januar 1921 beschloss eine alliierte Reparationskonferenz, dem Reich für die Dauer von zweiundvierzig Jahren eine Wiedergutmachung von insgesamt 226 Milliarden Goldmark aufzuerlegen, überdies für den gleichen Zeitraum die Ablieferung von 12 Prozent der Ausfuhr. In München riefen die Vaterländischen Verbände, die Einwohnerwehren und die NSDAP daraufhin 20'000 Menschen zu einer Protestkundgebung auf dem Odeonsplatz zusammen. Als die Veranstalter **Hitler** nicht zu Wort kommen lassen wollten, organisierte er für den folgenden Abend kurzentschlossen eine eigene Massenversammlung. Drexler und Feder, in ihrer Bedächtigkeit, glaubten, er habe nun endgültig Mass und Verstand verloren. Lastwagen mit Fahnen, Sprechchören und eilig entworfenen Plakaten luden die Bevölkerung für den 7. Februar in den Zirkus Krone, «Herr Adolf **Hitler**», so lautete die Ankündigung, werde über «Zukunft oder Untergang!» sprechen – es war auch die Alternative, der

er die eigene Karriere mit diesem Entschluss ausgesetzt hatte. Doch der Rundbau war, als er ihn betrat, überfüllt, 6'500 Menschen, die ihn bejubelten und am Ende die Nationalhymne anstimmten.

**Hitler** selber wartete seither auf die Gelegenheit, sich zum Herrn über die Partei zu machen, die ihm verdankte, was sie war. Die Schwäche der Zeit für den Typus des «starken Mannes» kam ihm zugute und trug seine Absichten mit. Zwar wurden in der Parteiführung verschiedentlich wiederum jene Besorgnisse laut, die den ungestümen Aktionsdrang des Werbeobmannes und dessen zunehmend unkontrollierte, mitunter ins Groteske ausgreifende Selbstüberschätzung von allem Anfang an begleitet hatten. Doch als Gottfried Feder sich um die gleiche Zeit über die immer deutlicher hervortretenden Anmassungen **Hitlers** beklagte, antwortete Anton Drexler ihm, dass «jede revolutionäre Bewegung einen diktatorischen Kopf haben muss und deshalb halte ich auch gerade unseren **Hitler** für unsere Bewegung als den geeignetsten, ohne dass ich deshalb in den Hintergrund zu schieben wäre»<sup>67</sup> Fünf Monate später fand Drexler sich ebendort wieder.

Die Umstände wie die Gegner, die zeitlebens **Hitlers** wirksamste Bundesgenossen gewesen waren, spielten ihm die Gelegenheit zu. Und mit einer Mischung von Kaltblütigkeit, List und Entschlusskraft sowie jener Bereitschaft zum grossen Risiko auch angesichts begrenzter Ziele, die er in Krisensituationen immer wieder bewiesen hat, gelang es ihm, die Macht über die NSDAP an sich zu reißen und gleichzeitig seinen Führungsanspruch innerhalb der völkischen Bewegung zu festigen.

Denn Ausgangspunkt der Sommerkrise von 1921 waren die Verhandlungen, die seit Monaten mit den konkurrierenden völkischen Parteien, insbesondere der Deutschsozialistischen Partei, im Gange waren und auf eine engere Zusammenarbeit abzielten. Alle Einigungsbestrebungen waren jedoch immer wieder an der Intransigenz **Hitlers** gescheitert, der nichts weniger als die gänzliche Unterwerfung der Partnergruppen verlangt und ihnen nicht einmal den körperschaftlichen Übertritt in die NSDAP zugestanden hatte; vielmehr sollten die Verbände sich auflösen und ihre Mitglieder einzeln der Partei beitreten. Die Unfähigkeit Drexlers, **Hitlers**

Starrsinn auch nur zu begreifen, kennzeichnet den ganzen Unterschied zwischen einem unbedingten Machtinstinkt und dem Geselligungsgemüt des Vereinsgründers. Offenbar in der Absicht, seine Gegner in der Führung der Partei zu einem unbedachten Schritt zu verleiten, reiste Hitler im Frühsommer für sechs Wochen nach Berlin. Hermann Esser und Dietrich Eckart blieben unterdessen als Beobachter zurück und unterrichteten ihn fortlaufend. Unter dem Einfluss einiger Gesinnungsfreunde, die den «fanatischen Gerne-gross» Hitler<sup>68</sup> zurückdrängen wollten, nutzte der ausgleichsbedachte und ahnungslose Drexler diese Zeit tatsächlich, um die abgebrochenen Verhandlungen über die Vereinigung oder doch die Zusammenarbeit aller sozialistischen Rechtsparteien wiederaufzunehmen.

In Berlin sprach Hitler unterdessen im Nationalen Klub und knüpfte Verbindungen zu konservativen und rechtsradikalen Gesinnungsgenossen an: Er lernte Ludendorff kennen, den Grafen Reventlow, dessen Frau, eine gebürtige Gräfin d'Allemon, ihn wiederum mit dem ehemaligen Freikorpsführer Walter Stennes zusammenführte: Sie annoncierte Hitler dabei als den «kommen-den Messias». Die hektische Verrücktheit der Stadt, die in ihre berühmten Zwanziger Jahre eintrat, ihr Leichtsinns und ihre Gier, gaben der Abneigung Hitlers neue Nahrung: Allzu entschieden widersprach sie seinem verfinsterten Temperament. Mit Vorliebe verglich er die herrschenden Verhältnisse mit denen des untergehenden Rom, damals habe das «artfremde Christentum» sich den Schwächezustand der Stadt ebenso zunutze gemacht wie heute der Bolschewismus den moralischen Verfall Deutschlands. Hitlers Reden jener Jahre sind voll von Angriffen auf das grossstädtische Laster, auf Korruption und Ausschweifung, wie er sie auf dem glitzernden Asphalt der Friedrichstrasse oder des Kurfürstendamms beobachtet hatte: «Man vergnügt sich und tanzt, um unser Elend zu vergessen», rief er gelegentlich aus; «es ist nicht Zufall, dass immer wieder neue Vergnügen gefunden werden. Man will uns eben künstlich entnerven.» Wie schon als Siebzehnjähriger, bei der Ankunft in Wien, stand er ratlos und fremd dem Phänomen der Grossstadt gegenüber, verloren in so viel Lärm, Turbulenz und Vermischung, er fühlte sich nur in provinziellen Verhältnissen eigentlich

zu Hause und war unverlierbar fixiert auf deren Biedermeier, Überschaubarkeit und geordnete Moral. Im Nachtleben erkannte er eine Erfindung des rassistischen Todfeindes, den systematischen Versuch, «die selbstverständlichen hygienischen Regeln einer Rasse auf den Kopf zu stellen; aus der Nacht macht er (der Jude) den Tag, er inszeniert das berüchtigte Nachtleben und weiss genau, das wirkt langsam aber sicher mit,... den einen körperlich zu zerstören, den andern geistig, und in das Herz des Dritten den Hass zu legen, wenn er sehen muss, wie die anderen schlemmen.» Die Theater, so fuhr er fort, «die Stätten, die ein Richard Wagner einst verfinstert haben wollte, um den letzten Grad von Weihe und Ernst zu erzeugen und ... die Loslösung des Einzelnen von all dem Jammer und Elend» zu gewährleisten, seien «zur Brutstätte des Lasters und der Schamlosigkeit» geworden. Er sah die Stadt bevölkert von Mädchenhändlern und die Liebe, die «Millionen anderen höchstes Glück oder grösstes Unglück bedeutet», zur Ware pervertiert, «weiter nichts als ein Geschäft». Er beklagte die Verhöhnung des Familienlebens, den Verfall der Religion, alles werde zersetzt und herabgewürdigt: «Wer heute davon losgelöst ist in diesem Zeitalter des gemeinsten Betruges und Schwindels, für den gibt es bloss mehr zwei Möglichkeiten, entweder er verzweifelt und hängt sich auf oder wird ein Lump.»<sup>69</sup>

Kaum hatte **Hitler** in Berlin von Drexlers Eigenmacht erfahren, kehrte er unverzüglich nach München zurück. Und als der Parteiausschuss, der sich inzwischen Energie und Selbstbewusstsein suggeriert hatte, ihn aufforderte, sein Verhalten zu rechtfertigen, reagierte **Hitler** mit einer unerwartet dramatischen Geste: Am 11. Juli erklärte er kurzerhand seinen Austritt aus der Partei. In einem ausführlichen Schreiben drei Tage später erhob er masslose Vorwürfe und nannte sodann ultimativ die Bedingungen, unter denen er zum Wiedereintritt in die Partei bereit sei. Er verlangte unter anderem den sofortigen Rücktritt des Ausschusses, den «Posten des ersten Vorsitzenden mit diktatorischer Machtbefugnis» sowie die «Reinigung der Partei von den in sie heute eingedrungenen fremden Elementen»; auch dürften weder Name noch Programm verändert werden; der absolute Vorrang der Münchener NSDAP müsse gewahrt bleiben, einen Zusammenschluss mit anderen Par-

teien könne es nicht geben, sondern nur deren Anschluss. Und mit jener Unbedingtheit, die schon den späteren Hitler sichtbar macht, erklärte er: «Kompensationen unsererseits sind vollständig abgeschlossen»<sup>70</sup>.

Welchen Umfang das Ansehen und die Macht Hitlers inzwischen erreicht hatten, geht aus dem unverzüglichen, vom folgenden Tag datierten Antwortschreiben des Parteiausschusses hervor. Statt die Auseinandersetzung zu wagen, nahm er die Anschuldigungen Hitlers unter zaghaften Gegenerinnerungen hin, unterwarf sich vollständig und erklärte sogar seine Bereitschaft, den bisherigen Ersten Vorsitzenden, Anton Drexler, dem Zorn Hitlers zu opfern. Der entscheidende Passus des Schreibens, in dem erstmals die byzantinischen Töne der späteren Vergottungspraktiken anklangen, lautete: «Der Ausschuss ist bereit in Anerkennung Ihres ungeheuren Wissens, Ihrer mit seltener Aufopferung und nur ehrenamtlich geleisteten Verdienste für das Gedeihen der Bewegung, Ihrer seltenen Rednergabe, Ihnen diktatorische Machtbefugnisse einzuräumen und begrüsst es auf das Freudigste, wenn Sie nach Ihrem Wiedereintritt, die Ihnen von Drexler schon wiederholt und schon lange vorher angebotene Stelle des Ersten Vorsitzenden übernehmen. Drexler bleibt dann als Beisitzer im Ausschuss und wenn es Ihrem Wunsche entspricht, als ebensolcher im Aktionsausschuss. Sollten Sie sein vollständiges Ausscheiden der Bewegung nützlich erachten, so müsste die nächste Jahresversammlung darüber gehört werden.»

Wie Beginn und Höhepunkt der Affäre schon die spätere Fertigkeit Hitlers in der Steuerung und Meisterung von Krisensituationen erkennen liessen, so brachte ihr Abschluss seine anhaltende Neigung zum Vorschein, errungene Triumphe durch Übertreibung zu ruinieren. Kaum hatte der Parteiausschuss sich unterworfen, rief er, um seinen Sieg auszukosten, eigenmächtig eine ausserordentliche Mitgliederversammlung zusammen. Nun wollte auch der zur Nachgiebigkeit neigende Drexler nicht mehr mit sich reden lassen. Am 25. Juli erschien er vor der Abteilung VI der Münchener Polizeibehörde und trug vor, die Unterzeichner des Versammlungsaufrufs gehörten nicht der Partei an und seien folglich auch nicht berechtigt, die Mitglieder zusammenzurufen; auch wies er

darauf hin, dass **Hitler** Revolution und Gewalt beabsichtige, während er selber die Ziele der Partei auf gesetzlichem, parlamentarischem Wege zu verwirklichen trachte; doch erklärte sich die Behörde für unzuständig. Gleichzeitig sah sich **Hitler** in einem anonymen Flugblatt als Verräter attackiert, «Machtdünkel und persönlicher Ehrgeiz», so hiess es darin, hätten ihn dazu gebracht, «Uneinigkeit und Zersplitterung in unsere Reihen zu tragen und dadurch die Geschäfte des Judentums und seiner Helfer zu besorgen»; seine Absicht sei es, die Partei «als Sprungbrett für unsaubere Zwecke zu benützen», zweifellos sei er das Werkzeug dunkler Hintermänner, nicht ohne Grund halte er sein Privatleben sowie seine Herkunft ängstlich im verborgenen: «Auf Fragen seitens einzelner Mitglieder, von was er denn eigentlich lebe und welchen Beruf er denn früher gehabt habe, geriet er jedesmal in Zorn und Erregung ... Sein Gewissen kann also nicht rein sein, zumal doch sein übermässiger Damenverkehr, bei denen er sich des Öfteren schon als ‘König von München’ bezeichnete, sehr viel Geld kostet.» Ein Plakat, dessen Veröffentlichung freilich von der Polizei nicht genehmigt wurde, beschuldigte **Hitler** des «krankhaften Machtwahnsinns» und schloss mit der Aufforderung: «Der Tyrann muss gestürzt werden»<sup>71</sup>.

Erst dem vermittelnden Eingreifen Dietrich Eckarts gelang es, den Streit zu schlichten. In einer ausserordentlichen Mitgliederversammlung vom 29. Juli 1921 wurde die Krise abgeschlossen, und **Hitler** liess es sich wiederum nicht nehmen, seinen Sieg prahlerisch zur Schau zu stellen. Obwohl Drexler den Parteiaustritt **Hitlers** benutzt hatte, um Hermann Esser formell aus der NSDAP auszuschliessen, konnte **Hitler** es durchsetzen, dass die Versammlung unter dem Vorsitz seines Trabanten tagte. Von «nicht endenwollendem Beifall» begrüsst, gewann er mit einer geschickten Darstellung der Streitigkeiten die Zustimmung des Saales, von den 554 Anwesenden erhielt er 553 Stimmen. Drexler sah sich mit dem Ehrenvorsitz abgefunden, während die Satzung im Sinne **Hitlers** abgeändert wurde. Im Ausschuss rückten durchweg seine Anhänger nach, er selber erhielt den diktatorischen Vorsitz: Die NSDAP war in seiner Hand.

Noch am selben Abend wurde **Hitler** im Zirkus Krone von Her-

mann Esser als «unser Führer» gefeiert, und Esser war es auch, der nun in Wirtshäusern und Biersälen mit religiös unterbauter Ergriffenheit zum emsigsten Prediger jenes Führer-Mythos wurde, den gleichzeitig Dietrich Eckart im ‘Völkischen Beobachter’ in planvoller Steigerung aufzubauen begann. Schon am 4. August entwarf er von Hitler das Porträt eines «selbstlosen, opferwilligen, hingehenden und redlichen» Mannes, der im folgenden Satz überdies als «zielbewusst und wachsam» gepriesen wurde. Wenige Tage später erschien an gleicher Stelle ein Konterfei, das den eher männlichen Konturen der von Eckart gezeichneten Gestalt die unirdischen Züge eines Gnadenbildes hinzufügte; es stammte von Rudolf Hess und verherrlichte Hitlers «reinstes Wollen», seine Kraft, seine Rednergabe, sein bewundernswertes Wissen sowie den klaren Verstand. Bis zu welchen überreizten Tönen des Überschwangs der um die Person Hitlers entfachte Kult binnen kurzer Zeit gedieh, zeigt die Arbeit, mit der Rudolf Hess rund ein Jahr später ein Preisanschreiben über das Thema gewann: «Wie wird der Mann beschaffen sein, der Deutschland wieder zur Höhe führt?» Hess legte seiner Darstellung das Bild Hitlers zugrunde und schrieb:

«Tiefes Wissen auf allen Gebieten des staatlichen Lebens und der Geschichte, die Fähigkeit, daraus die Lehren zu ziehen, der Glaube an die Reinheit der eigenen Sache und an den endlichen Sieg, eine unbändige Willenskraft geben ihm die Macht der hinreissenden Rede, die die Massen ihm jubeln lässt. Um der Rettung der Nation willen verabscheut er nicht, Waffen des Gegners, Demagogie, Schlagworte, Strassenumzüge usw. zu benutzen ... Er selbst hat mit der Masse nichts gemein, ist ganz Persönlichkeit wie jeder Grosse.

Wenn die Not es gebietet, scheut er auch nicht davor zurück, Blut zu vergiessen. Grosse Fragen werden immer durch Blut und Eisen entschieden ... Er hat einzig und allein vor Augen, sein Ziel zu erreichen, stampft er auch dabei über seine nächsten Freunde hinweg ...

So haben wir das Bild des Diktators: scharf von Geist, klar und wahr, leidenschaftlich und wieder beherrscht, kalt und kühn, zielbewusst wägend im Entschluss, hemmungslos in der raschen Durchführung, rücksichtslos gegen sich und andere, erbarmungslos hart und wieder weich in der Liebe zu seinem Volk, unermüdlich in der Arbeit, mit einer stählernen Faust in samtem Handschub, fähig, zuletzt sich selbst zu besiegen.

Noch wissen wir nicht, wann er rettend eingreift, der ‘Mann’. Aber dass er kommt, fühlen Millionen ...»<sup>72</sup>

Unmittelbar nach der Eroberung der Partei, am 3. August 1921, wurde auch die SA gegründet, deren Initialen ursprünglich Sport- oder auch Schutzabteilung bedeuteten. Schon die innerparteiliche Fronde hatte **Hitler** vorgeworfen, er habe sich eine bezahlte Schutzgarde aus ehemaligen Freikorpsleuten gebildet, die entlassen worden seien, «weil sie stehlen und plündern wollten»<sup>73</sup>. Aber die SA war weder vornehmlich als die Organisation der vom Krieg entbundenen und weiterhin auf klingende Bemäntelungen bedachten Gewaltinstinkte zu begreifen noch als das Notwehrinstrument der Rechten gegen ähnliche Terrorformationen des Gegners, so sehr diese Gesichtspunkte ursprünglich mitgewirkt haben mögen; denn tatsächlich existierten militante Kampfverbände auf der Linken wie beispielsweise die sozialdemokratische «Erhard-Auer-Garde», und die Berichte über gezielte Tumultaktionen gerade gegen die NSDAP sind vielfach belegt: «Die marxistische Welt, die mehr dem Terror ihren Bestand verdankt als irgendeine andere Zeiterscheinung, griff auch unserer Bewegung gegenüber zu diesem Mittel», hat **Hitler** als einen der Gründungsgedanken der SA formuliert.<sup>74</sup>

Doch reichte die Idee der SA über solche defensiven Zwecke weit hinaus; sie war von vornherein als Angriffs- und Eroberungsinstrument gedacht, da **Hitler** sich zu jener Zeit die «Machtergreifung» ausschliesslich in den Kategorien eines revolutionären Gewaltakts vorzustellen vermochte. Ihrem Gründungsauftrag zufolge sollte sie «Sturmbock» sein und die Mitglieder sowohl zum Gehorsam wie zu einem undefinierten revolutionären Willen erziehen. Einer kennzeichnenden Vorstellung **Hitlers** entsprechend, war die Unterlegenheit der bürgerlichen Welt gegenüber dem Marxismus auf den Grundsatz der Trennung von Geist und Gewalt, von Ideologie und Terror zurückzuführen: Der Politiker in bürgerlichen Verhältnissen war gehalten, sich ausschliesslich geistiger Waffen zu bedienen, erklärte er, der Soldat wiederum war streng von aller Politik ausgeschlossen. Im Marxismus dagegen «verbündeten sich Geist und brutale Gewalt in Harmonie»; die SA sollte es nachtun. In diesem Sinne nannte er sie im ersten Verordnungsblatt der Gruppe «nicht nur ein Instrument zum Schutz der Bewegung, sondern ... in allererster Linie die Vorschule für den



kommenden Freiheitskampf nach innen»<sup>75</sup>. Entsprechend feierte der 'Völkische Beobachter' ihren «Geist des rücksichtslosen Draufgehens».

Die äussere Voraussetzung für die Gründung einer Privatarmee war die Liquidierung der halb-militärischen Einwohnerwehren im Juni 1921 und, einen Monat später, die Auflösung des aus Oberschlesien heimkehrenden Freikorps Oberland. Zahlreiche Angehörige dieser Verbände, die mit einem Schlage die Tuchfühlung, die Soldatenromantik und damit ihren Lebenssinn verloren glaubten, stiessen nun zu den versprengten Landsknechtsnaturen, den abenteuerhungrigen Jugendlichen, die in der NSDAP bereits Aufnahme gefunden hatten. Aus dem Kriege kommend, vom Kriegserlebnis geprägt, fanden sie in der militärisch organisierten SA, in den Titeln, Kommandos und Uniformen, jenes vertraute Lebens- element wieder, das sie in der strukturlos scheinenden Gesellschaft der Republik vermissten. Fast durchweg stammten sie aus dem zahlenmässig starken Kleinbürgertum, das in Deutschland lange am gesellschaftlichen Aufstieg gehindert und erst im Krieg, angesichts der starken Verluste im Offizierskorps, in neue Führungsstellen aufgerückt war. Robust, unverbraucht und aktionshungrig, hatten sie auch für die Zeit nach dem Kriege ungeahnte Karrieren erwartet, ehe die Bestimmungen des Versailler Vertrages sie, jenseits aller nationalen Demütigungen, auch sozial wieder zurückwarfen: an die Lehrerpulte in den Volksschulen, hinter die Ladentische, die Behördenschalter – in diese Existenz, die ihnen unterdessen eng, jämmerlich und fremd vorkam. Die gleiche Ausgleichsbewegung vor der Normalität, die [Hitler](#) in die Politik geführt hatte, führte sie nun ihrerseits zu [Hitler](#).

[Hitler](#) selber hat in diesem, ihm so ähnlich gearteten Zulauf das geeignetste Material für die militante Vorhut der Bewegung gesehen und die Ressentiments, die Energie und Gewaltentschlossenheit dieser Leute in seine machttaktischen Überlegungen einbezogen. Zu seinen psychologischen Maximen gehörte es, dass die Demonstration uniformierter Gewaltentschlossenheit nicht nur einschüchternde, sondern auch anziehende Wirkung besitzt und der Terror eine eigentümliche Werbekraft zu entfalten vermag: «Grausamkeit imponiert», so hat er diese Erkenntnis einmal um-

schrieben, «die Leute brauchen den heilsamen Schrecken. Sie wollen sich vor etwas fürchten. Sie wollen, dass man ihnen bange macht und dass sie sich jemandem schauernd unterwerfen. Haben Sie nicht überall die Erfahrung gemacht nach Saalschlachten, dass sich die Verprügelten am ersten als neue Mitglieder bei der Partei melden? Was schwatzen Sie da von Grausamkeit und entrüsten sich über Qualen? Die Masse will das. Sie braucht etwas zum Grauen.»<sup>76</sup> Mit wachsender Sicherheit hat Hitler immer sorgfältiger darauf geachtet, über der Anwendung rhetorischer und liturgischer Propagandamittel den werbenden Wert brachialer Einsätze nicht zu vernachlässigen. Einer seiner Unterführer ermunterte eine SA-Versammlung mit der Parole: «Haut kräftig zu, wenn ihr auch ein paar totschißt, das schadet nichts.»

Auch die sogenannte «Schlacht im Hofbräuhaus» vom 4. November 1921, in der die SA sich ihren Mythos schuf, war von Hitler offenbar nicht zuletzt aus solchen Erwägungen provoziert worden. Zu einer Kundgebung, die er einberufen hatte, waren erhebliche sozialdemokratische Störkommandos erschienen. Hitler gab eine Zahl von sieben- bis achthundert Gegnern an. Die SA dagegen war an diesem Tage wegen eines Umzugs der Parteigesäftsstelle nur knapp fünfzig Mann stark. Hitler selber hat geschildert, wie er die an sich schon beunruhigte kleine Einheit durch eine leidenschaftliche Ansprache in Erregung und Kampfbereitschaft versetzte: Es gehe heute auf Biegen und Brechen, hielt er ihnen vor, sie dürften den Saal nicht verlassen, es sei denn, man trüge sie als Tote hinaus, Feiglingen werde er persönlich Binde und Abzeichen herunterreißen, und noch immer verteidige sich am besten, wer selber angreife: «Ein dreifaches Heil», so hat er es beschrieben, «das dieses Mal rauher und heiserer klang als sonst, war die Antwort.» Der Bericht fährt fort:

«Dann ging ich in den Saal hinein und konnte nun mit eigenen Augen die Lage überblicken. Sie sassen dick herinnen und suchten mich schon mit Augen zu durchbohren. Zahllose Gesichter waren mit verbissenem Hass mir zugewandt, während andere wieder, unter höhnischen Grimassen sehr eindeutige Zurufe losließen. Man würde heute Schluss machen mit uns, wir sollten auf unsere Gedärme achtgeben.»

Eineinhalb Stunden habe er trotz aller Störungen sprechen können und schon geglaubt, Herr der Lage zu sein, als plötzlich ein Mann auf einen Stuhl gesprungen sei und «Freiheit!» gerufen habe.

«In wenigen Sekunden war der ganze Raum erfüllt von einer brüllenden und schreienden Menschenmenge, über die, Haubitzenschüssen ähnlich, unzählige Masskrüge flogen; dazwischen das Krachen von Stuhlbeinen, das Zerplatschen der Krüge, Grölen und Johlen und Aufschreien.

Es war ein blödsinniger Spektakel...

Der Tanz hatte noch nicht begonnen, als auch schon meine Sturmtruppeler, denn so hießen sie von diesem Tage an, angriffen. Wie Wölfe stürzten sie in Rudeln von acht oder zehn immer wieder auf ihre Gegner los und begannen sie nach und nach tatsächlich aus dem Saal zu dreschen. Schon nach fünf Minuten sah ich kaum mehr einen von ihnen, der nicht schon blutüberströmt gewesen wäre ... Da fielen plötzlich vom Saaleingang zum Podium her zwei Pistolenschüsse, und nun ging eine wilde Knallerei los. Fast jubelte einem doch wieder das Herz angesichts solcher Auffrischung alter Kriegserlebnisse ...

Es waren ungefähr fünfundzwanzig Minuten vergangen; der Saal selbst sah aus, als ob eine Granate eingeschlagen hätte. Viele meiner Anhänger wurden gerade verbunden, andere mussten weggefahren werden, allein wir waren die Herren der Lage geblieben. Hermann Esser, der an diesem Abend die Versammlungsleitung übernommen hatte, erklärte: 'Die Versammlung geht weiter: Das Wort hat der Referent.'<sup>77</sup>

Tatsächlich hatte [Hitler](#) von diesem Tage an in München das Wort in einem weit umfassenderen Sinne. Seiner eigenen Bekundung nach gehörte vom 4. November 1921 an die Strasse der NSDAP, und mit dem Beginn des folgenden Jahres griff sie immer weiter auf die bayerische Provinz über. An den Wochenenden unternahm sie Propagandafahrten über Land, marschierte geräuschvoll, anfangs nur durch die Armbinde gekennzeichnet, dann in grauen Windjacken und mit dem sogenannten «Hackelstecken», durch die Ortschaften und sang mit dröhnendem Selbstbewusstsein die SA-eigenen Lieder. Ihr Anblick, so hat einer der frühen Gefolgsleute [Hitlers](#) bemerkt, sei «alles anderes als 'salonfähig'» gewesen, sie hätten sich vielmehr «ein möglichst wildes und martialisches Aussehen» gegeben.<sup>78</sup> So klebten sie Parolen an Häuserwände und Fabrikmauern, prügeln sich mit Gegnern herum, rissen schwarzrot-goldene Fahnen herunter oder organisierten, nach militärischen Grundsätzen, Kommandounternehmen gegen Schieber oder

kapitalistische Leuteschinder. Ihre Lieder und Slogans demonstrierten einen blutrünstigen Übermut. In einer Versammlung im Bürgerbräu wurde den Besuchern eine Sammelbüchse mit der Aufschrift «Spendet für die Judenmassakres!» entgegengehalten, sogenannte «Ruhestifter» sprengten Veranstaltungen oder missliebige Konzerte: «Wir prügeln uns gross!» war die launige Parole. Tatsächlich hat das beispiellos rüde Auftreten der SA, den Erwartungen **Hitlers** gemäss, dem Aufstieg der Partei keinen Abbruch getan, selbst innerhalb des soliden, rechtschaffenen Bürgertums verminderte es keineswegs die Anziehungskraft der Bewegung. Die Gründe dafür sind nicht nur in den von Krieg und Revolution entscherten Normen zu suchen; vielmehr konnte die **Hitler**partei sich auch den spezifisch bayerischen Grobianismus zunutze machen, zu dessen politischer Spielart sie sich geradezu entwickelte. Die Saalschlachten mit den niedersausenden Stuhlbeinen und wirbelnden Masskrügen, die «Massakres», die mörderischen Gesänge, die «Grossprügelei»: es war alles ein gewaltiges Gaudi. Bezeichnenderweise wurde eben zu jener Zeit die Wendung «Nazi» gebräuchlich, die eigentlich eine Abkürzung für «Nationalsozialist» war, in bayerischen Ohren jedoch als Koseform des Namens Ignaz einen vertraut-familiären Klang besass und deutlich machte, dass die Partei im breiten Bewusstsein durchgesetzt war.

Der Generation der Kriegsteilnehmer, die den frühen Kern der SA geformt hatten, folgten denn auch bald die jüngeren Jahrgänge, und insoweit war die Bewegung in der Tat eine «Rebellion unzufriedener junger Leute». Die Mischung aus Gewaltbereitschaft, elitärer Männergemeinschaft und ideologisch gedeckter Verschwörung hat immer aufs Neue eine starke romantische Anziehungskraft zu entwickeln vermocht. «Zweierlei Dinge», so hat **Hitler** um diese Zeit in öffentlicher Rede versichert, seien es, «die Menschen zu vereinigen vermögen: gemeinsame Ideale, gemeinsame Gaunerei»<sup>79</sup>; in der SA war das eine im anderen und das andere im einen ununterscheidbar aufgegangen. Im Laufe des Jahres 1922 fand sie so sprunghaften Zulauf, dass schon im Herbst, unter Führung von Rudolf Hess, die elfte Hundertschaft, durchweg aus Studenten bestehend, aufgestellt werden konnte. Im gleichen Jahr trat eine Gruppe des ehemaligen Freikorps Rossbach mit dem Leutnant Ed-

mund Heines an der Spitze als eigener Verband der SA bei. Die Bildung zahlreicher Sonderformationen gab ihr ein zunehmend militärisches Gepräge. Rossbach selber stellte eine Radfahrabteilung auf, es gab eine Nachrichteneinheit, eine Motorstaffel, eine Artillerie-Abteilung und ein Reiterkorps.

Die zunehmende Bedeutung der «Sturmabteilungen» war es vor allem, die der NSDAP den Charakter einer Partei neuen Typs verlieh. Zwar hat die SA, anders als die Apologetik in den Erinnerungen mancher Beteiligter es will, jenseits der allgemeinsten nationalen Kampf- und Draufschlägerprogrammatik, kein ausgeprägtes ideologisches Profil entwickelt und sich, wenn sie unter wehenden Fahnen durch die Strassen zog, gewiss nicht auf dem Marsch in eine neue gesellschaftliche Ordnung gesehen. Sie hatte keine Utopie, sondern nur eine grosse Unruhe, kein Ziel, sondern eine dynamische Energie, die ihrer selbst nicht Herr wurde. Strenggenommen waren die meisten derjenigen, die sich in ihre Kolonnen einreiheten, nicht einmal politische Soldaten, sondern weit eher Landsknechtsnaturen, die ihren Nihilismus, ihre Unrast und ihr Subordinationsbedürfnis hinter einigen hochtönenden politischen Vokabeln zu verbergen suchten. Ihre Ideologie war Aktivität um jeden Preis vor dem Hintergrund einer allgemeinen, gänzlich unbestimmten Glaubens- und Unterordnungsbereitschaft, und dem männerbündischen, homoerotischen Gepräge entsprechend, das ihr eigen war, haben weit weniger irgendwelche Programme als Personen, «Führernaturen», die Hingabewilligkeit des durchschnittlichen SA-Mannes zu wecken vermocht: «Nur solche sollen sich melden», hob Hitler in einem öffentlichen Aufruf hervor, «die gehorsam sein wollen den Führern und bereit, wenn es sein muss, in den Tod zu gehen!»<sup>80</sup>

Doch hat gerade die ideologische Indifferenz die SA zu einem harten, eingeschworenen Kern gemacht, der, fern allem sektiererischen Eigensinn, jedem Befehl beliebig zur Verfügung stand. Das hat der Partei eine Geschlossenheit vermittelt, die den bürgerlichen Traditionsparteien fremd war, und ihr erst die Chance verschafft, zur Sammelpartei für so disparate Missstimmungen und Unmutskomplexe zu werden. Je disziplinierter und zuverlässiger die von der SA gebildete Kerntruppe war, desto eher konnte Hitler

seine Appelle nahezu unterschiedslos auf grundsätzlich alle Bevölkerungsschichten ausweiten.

In dieser Eigenart ist nicht zuletzt der Grund für jenes merkwürdig uneinheitliche soziologische Bild der NSDAP zu suchen, dessen Gesichtslosigkeit in den verbreiteten Formeln von der «Mittelstandspartei» nur unzureichend erfasst wird. Gewiss gaben die kleinbürgerlichen Mittelschichten der Partei zahlreiche charakteristische Züge, und auch das von [Hitler](#) verkündete Programm formulierte ja, trotz der Bezeichnung «Arbeiterpartei», in mehreren Punkten die Ängste und Panikstimmungen des gewerblichen Mittelstandes, seine Besorgnisse vor wirtschaftlicher Überwältigung durch Grossbetriebe und Warenhäuser, sowie die Ressentiments des kleinen Mannes gegen den leichter erworbenen Reichtum, gegen die Schieber und Kapitaleigner. Auch der Propagandalärm der Partei zielte vernehmlich auf den Mittelstand, und Alfred Rosenberg beispielsweise huldigte ihm als der einzigen Schicht, die sich «noch dem Weltbetrug widersetzt» habe; desgleichen hatte [Hitler](#) die Lehre seines bewunderten Vorbilds aus Wiener Tagen, Karl Lueger, nicht vergessen, der den «vom Untergang bedrohten Mittelstand», wie [Hitler](#) schrieb, mobilisiert und sich auf diese Weise «eine nur sehr schwer zu erschütternde Anhängerschaft von ebenso grosser Opferwilligkeit wie zäher Kampfbereitschaft» gesichert habe: «Aus den Reihen des Mittelstandes müssen die Kämpfer kommen», erklärte er, fügte aber hinzu: «In den Reihen von uns Nationalsozialisten müssen sich die Enterbten von rechts und links zusammenfinden.»<sup>81</sup>

Die verschiedenen Mitgliederlisten jedoch, die sich aus der Frühzeit der Partei erhalten haben, differenzieren das Bild nicht unerheblich; sie nennen rund dreissig Prozent Beamte und Angestellte sowie nahezu ebenso viele Handwerker und Arbeiter, ferner sechzehn Prozent Kaufleute, nicht wenige davon Inhaber kleiner und mittlerer Betriebe, die sich von der NSDAP Schutz vor gewerkschaftlichem Druck versprochen, den Rest bildeten Soldaten, Studenten, Angehörige freier Berufe, während in der Führung Vertreter einer romantischen Grossstadtboheme überwogen. Eine Anweisung der Parteileitung vom Jahre 1922 verlangte, dass jede Ortsgruppe das soziologische Bild ihres Einzugsgebiets widerspie-

geln müsse und die Leitung keinesfalls mehr als ein Drittel Akademiker enthalten dürfe.<sup>82</sup> Bezeichnend für die Partei war es gerade, dass sie zu jener Zeit Menschen jeder Herkunft, jeder soziologischen Färbung anzog und ihre Dynamik als Einigungsbewegung widerstreitender Gruppen, Interessen und Gefühle entwickelte. Als die Nationalsozialisten des deutschen Sprachgebiets sich im August 1921 auf einem zwischenstaatlichen Treffen in Linz als «Klassenpartei» definierten, geschah es in Abwesenheit [Hitlers](#), der die NSDAP stets als die strikte Verneinung des Klassegegensatzes und dessen Überwindung im Rassegegensatz verstanden hat: «Neben den Angehörigen des Mittelstands und des Bürgertums sind auch sehr viele Arbeiter dem nationalsozialistischen Banner gefolgt», hiess es in einem Polizeibericht vom Dezember 1922, «die alten sozialistischen Parteien erblicken (in der NSDAP) eine schwere Gefahr für ihren weiteren Bestand.» Was den vielen Widersprüchen und Antagonismen, aus denen sie gemacht war, einen gemeinsamen Nenner gab, war gerade die erbitterte Abwehrhaltung gegen das Proletariat wie gegen die Bourgeoisie, gegen Kapitalismus wie Marxismus: «Für einen klassenbewussten Arbeiter ist kein Platz in der NSDAP, ebenso wenig wie für einen standesbewussten Bürger», versicherte [Hitler](#).<sup>83</sup>

Es war, aufs Ganze gesehen, eine Mentalität und nicht eine Klasse, die dem Nationalsozialismus der frühen Zeit Gehör und Anhängerschaft gab: jene vermeintlich unpolitische, tatsächlich aber obrigkeitshörigkeitsfreundliche und führungsbedürftige Bewusstseinsverfassung, die in allen Schichten und Klassen zu Hause war. Unter den gewandelten Verhältnissen der Republik sahen diejenigen, die daran teilhatten, sich unversehens im Stich gelassen. Die Angstkomplexe, die sie dumpf erfüllten, wurden noch verstärkt empfunden, weil die neue Staatsform keine Autorität etablierte, der ihre Anhänglichkeit und Loyalität künftig gelten mochte. Die Geburt der Republik aus den Desastern der Niederlage, die von den Siegermächten, insbesondere von Frankreich, mit rachsüchtigem Unverstand betriebene Politik der Nemesis für die abgeschworenen Sünden der Kaiserzeit, die bedrückenden Erfahrungen von Hunger, Chaos und Währungszerfall sowie schliesslich die als Ausdruck nationaler Ehrvergessenheit missdeutete Erfüllungspolitik liessen das

traditionelle Bedürfnis nach Identifikation mit der staatlichen Ordnung, dem diese Menschen stets einen Teil ihres Selbstwertgefühls verdankt hatten, zutiefst unbefriedigt. Glanzlos gedemütigt, wie dieser Staat war, bedeutete er ihnen nichts: nichts ihrer Treue, nichts ihrer Phantasie. Der strenge Begriff von Ordnung und Respekt, den sie sich in dunkler Widerstandsgesinnung über die chaotischen Zeitläufte hinweg bewahrt hatten, schien ihnen unter der Republik geradezu von Verfassung wegen in Frage gestellt, und mit der neuen Staatsform begriffen sie vielfach die Welt nicht mehr. In ihrer Unruhe stiessen sie auf die NSDAP, die nichts anderes als die politische Organisation ihrer eigenen Verwirrung in resoluter Allüre war. Das Paradox, dass sie ihr Bedürfnis nach Ordnung, Sitte oder Treue und Glauben gerade von den abenteuerlichen Wortführern der Hitlerpartei mit dem vielfach trüben und bizarren Lebenshintergrund am ehesten verstanden fühlten, findet in diesem Zusammenhang die Erklärung. «Er verglich das Deutschland vor dem Kriege, in dem nur Ordnung, Sauberkeit und Genauigkeit herrschten, mit dem jetzigen Revolutions-Deutschland», heisst es in einem der Berichte über Hitlers frühe Reden, und es war eben dieser der Nation eingeprägte Instinkt für Regel und Disziplin, der die Welt nur geordnet oder gar nicht ertrug, an den der aufstrebende Demagoge sich unter wachsender Zustimmung wandte, wenn er die Republik eine Verneinung der deutschen Geschichte und des deutschen Wesens nannte, sie sei die Sache, das Geschäft, die Karriere einer Minderheit; die Mehrheit wolle «Frieden, aber keinen Saustall»<sup>84</sup>.

Die aktuellen Stichworte erhielt Hitler durch die Inflation, die zwar noch nicht die bizarren Formen des Sommers 1923 angenommen, aber doch bereits zur praktischen Enteignung grosser Teile des Mittelstandes geführt hatte. Schon Anfang 1920 war die Mark auf ein Zehntel ihres Vorkriegswertes gefallen, zwei Jahre später hatte sie nur noch ein Hundertstel («Pfennigmark») ihres einstigen Kurses. Der Staat, der seit dem Krieg mit 150 Milliarden verschuldet war und in den noch anhängigen Reparationsverhandlungen neue Belastungen heranrücken sah, wurde auf diese Weise von seinen Verpflichtungen frei, desgleichen alle anderen Schuldner; auch den Kreditnehmern, den Kaufleuten, Industriellen, darunter vor allem



den nahezu steuerfrei und mit Niedrigstlöhnen produzierenden Exportunternehmen, kam die Inflation zugute, so dass sie an einem weiteren Währungsverfall nicht uninteressiert waren und im ganzen mindestens nichts unternahmen, um ihn aufzuhalten. Mit billigen Geldern, die sie bei fortschreitender Entwertung zusehends billiger zurückerstatten konnten, spekulierten sie alle unentwegt und ungehindert gegen die eigene Währung. Agile Geschäftemacher kamen binnen weniger Monate zu märchenhaftem Vermögen und errichteten, fast aus dem Nichts, ausgedehnte Wirtschaftsimperien, deren Anblick umso provozierender wirkte, als ihr Aufbau mit der Verarmung und Proletarisierung ganzer gesellschaftlicher Gruppen, der Inhaber von Schuldverschreibungen, der Rentner und Kleinsparer ohne Sacheigentum, einherging.

Der dumpf geahnte Zusammenhang zwischen diesen phantastischen Kapitalistenkarrieren und der Massenverarmung hat in den Betroffenen ein Gefühl der sozialen Verhöhnung erzeugt, das sich in nachhaltige Erbitterung umsetzte. Die starke antikapitalistische Stimmung während der Weimarer Zeit ist nicht zuletzt in dieser Erfahrung begründet. Ebenso folgenreich war aber der Eindruck, dass der Staat, der in der traditionellen Vorstellung als eine uneigennützig, gerechte und *intégré* Institution fortlebte, mit Hilfe der Inflation betrügerischen Bankrott an seinen Bürgern verübt hatte. Unter den kleinen Leuten mit dem strengen Ordnungsethos, die vor allem ruiniert worden waren, wirkte diese Erkenntnis möglicherweise noch verheerender als der Verlust ihrer bescheidenen Ersparnisse, und jedenfalls ging unter diesen Schlägen die Welt, in der sie streng, genügsam und besonnen gewesen waren, unwiderlich unter. Die anhaltende Krise drängte sie auf die Suche nach einer Stimme, der sie wieder glauben, und einem Willen, dem sie folgen konnten. Es beschreibt schon nahezu das ganze Unglück der Republik, dass sie diesem Bedürfnis nicht zu genügen vermochte. Das Phänomen des massenbewegenden Agitators [Hitler](#) hat denn auch nur zum Teil mit seiner ungewöhnlichen, trickreich ergänzten und gesteigerten Rednergabe zu tun; nicht weniger wichtig war die Sensibilität, mit der er diese Stimmungen des erbitterten Biedermannes aufzuspüren und dessen Wunschbildern zu entsprechen vermochte, er selbst hat darin das eigentliche Geheimnis des

grossen Redners gesehen: «Er wird sich von der breiten Masse immer so tragen lassen, dass ihm daraus gefühlsmässig gerade die Worte flüssig werden, die er braucht, um seinen jeweiligen Zuhörern zum Herzen zu sprechen.»<sup>85</sup>

Im Grunde waren es, auf überindividueller Ebene, noch einmal die Komplexe und Missgefühle, die der gescheiterte Akademiebewerber von einst schon durchlebt hatte: das Leiden an einer Wirklichkeit, die den Sehnsüchten wie den Lebensanschauungen gleichermaßen zuwiderlief. Ohne diese Übereinstimmung von individual- und sozialpathologischer Situation ist **Hitlers** Aufstieg zu so magisch anmutender Macht über die Gemüter nicht zu denken. Was die Nation im Augenblick erst erlebte: die Aufeinanderfolge von Entzauberung, Absturz und Deklassierung mitsamt der Suche nach den Schuld- und Hassobjekten, hatte er lange hinter sich gebracht; seither auch hatte er Gründe und Vorwände, kannte die Formeln, die Schuldigen, und das erst gab seiner eigentümlichen Bewusstseinsverfassung den exemplarischen Charakter, so dass die Menschen sich wie elektrisiert in ihm wiedererkannten. Es war nicht der unwiderlegbare Charakter seiner Argumentation, nicht die bezwingende Schärfe seiner Parolen und Bilder, was sie gefangen nahm, sondern das Gefühl gemeinsamer Erfahrungen, gemeinsamer Leiden und Hoffnungen, das der gescheiterte Bürger Adolf **Hitler** mit denen herzustellen vermochte, die sich unvermittelt den gleichen Nöten gegenüber sahen: Die Identität der Aggressionen führte sie zusammen. Sein besonderes Charisma, unwiderstehlich in der Mischung aus Besessenheit, Vorstadtdämonie und merkwürdig verklebter Vulgarität kam in hohem Masse daher. An ihm bewahrheitete sich jenes Wort Jacob Burckhardts, dass die Geschichte es bisweilen liebt, sich in einem Menschen zu verdichten, dem hierauf die Welt gehorcht. Zeit und Menschen träten in eine grosse, geheimnisvolle Verrechnung.

Das «Geheimnis» freilich, über das **Hitler** gebot, war, wie alle seine angeblichen Instinkte, eng durchsetzt mit rationalen Erwägungen. Auch die schon früh gewonnene Erkenntnis seiner medialen Fähigkeiten verleitete ihn niemals zum Verzicht auf das massenpsychologische Kalkül. Die Fotoserie, die ihn posierend im outrierten

Stil der Zeit vorführt, hat mancherlei Belustigung geweckt, in der jedoch die Erkenntnis unterging, wieviel von seinem demagogischen Genie er sich anstudiert, erprobt und unter Fehlern gelernt hat.

Auch der besondere Stil, den er für seine Auftritte frühzeitig zu entwickeln begann, folgte psychologischen Überlegungen und unterschied sich vom traditionellen Ablauf politischer Versammlungen vor allem durch seinen theatralischen Charakter: von Propagandalastwagen und schreienden Plakaten «zur grossen öffentlichen Riesenkundgebung» unüberhörbar angekündigt, vereinte er ingenieös die Spektakelelemente von Zirkus und Grand Opéra mit dem erbaulichen Zeremoniell des liturgischen Rituals der Kirchen. Fahnenaufzüge, Marschmusik und Begrüssungspareolen, Lieder sowie immer erneut angestimmte Heilrufe bildeten den spannungssteigernden Rahmen für die grosse Führerrede, deren Verkündigungscharakter auf diese Weise eindrucksvoll angezeigt wurde. Die immer wieder verbesserten, in Rednerkursen und schriftlichen Anleitungen verbreiteten Veranstaltungsregeln liessen alsbald keine Einzelheit ausser Acht, schon zu dieser Zeit trat [Hitlers](#) Neigung hervor, nicht nur die grossen Leitlinien der Parteitaktik zu bestimmen, sondern selbst in geringfügigen Detailfragen ein hartnäckiges Interesse zu entwickeln. Er selber untersuchte gelegentlich die Akustik aller wichtigen Münchener Versammlungssäle, um ausfindig zu machen, ob der Hackerbräu einen grösseren Stimmaufwand verlangte als das Hofbräuhaus oder der Kindl Keller, er überprüfte die Atmosphäre, die Lüftung und die taktische Lage der Räume. Die allgemeinen Hinweise sahen unter anderem vor, dass ein Saal durchweg zu klein und von mindestens einem Drittel eigener Anhänger besetzt sein sollte; um den Eindruck einer kleinbürgerlichen Mittelstandsbewegung zu vermeiden und das Vertrauen auch der Arbeiter zu gewinnen, führte [Hitler](#) unter seinen Anhängern zeitweilig einen «Kampf gegen die Bügelfalte» und schickte sie ohne Schlips und Kragen zu den Kundgebungen, andere liess er, um die Themen und Taktiken der Gegner zu erfahren, an deren Schulungskursen teilnehmen.<sup>86</sup>

Vom Jahre 1922 an ging er immer häufiger dazu über, Serien von acht, zehn oder zwölf Kundgebungen, in denen er jeweils als

Hauptredner auftrat, an einem Abend zu veranstalten: das Verfahren kam seinem Mengenkomplex ebenso entgegen wie seiner Wiederholungssucht und entsprach zudem der Maxime der massierten Propagandaeinsätze: «Auf was es heute ankommt und ankommen muss», hat er um diese Zeit erklärt, «das ist die Schaffung und Organisation einer einzigen sich steigernden Massenkundgebung, bestehend aus Protest um Protest, in Sälen und auf den Strassen ... Nicht geistiger Widerstand, nein, eine Glutwelle von Trotz, Empörung und erbittertem Zorn muss in unser Volk hineingetragen werden!» Ein Augenzeuge, der eine der von Hitler organisierten Serienerveranstaltungen im Münchener «Löwenbräu» erlebte, hat darüber berichtet:

«Wie viele politische Versammlungen hatte ich schon in diesem Saal erlebt. Aber weder im Krieg noch in der Revolution hatte mich schon beim Eintreten ein solcher Gluthauch hypnotischer Massenerregung angeweht. 'Eigene Kampflieder, eigene Fahnen, eigene Symbole, ein eigener Gruss', notierte ich, 'militärähnliche Ordner, ein Wald grellroter Fahnen mit einem schwarzen Hakenkreuz auf weissem Grund, die seltsamste Mischung von Soldatischem und Revolutionärem, von Nationalistischem und Sozialem – auch in der Zuhörerschaft: überwiegend der herabgleitende Mittelstand, in all seinen Schichten – wird er hier neu zusammengeschweisst werden?' Stundenlang ununterbrochen dröhnende Marschmusik, stundenlang kurze Reden von Unterführern, wann würde er kommen? War doch noch ein Unerwartetes dazwischengetreten? Niemand beschreibt das Fieber, das in dieser Atmosphäre um sich griff. Plötzlich am Eingang hinten, Bewegung, Kommandorufe. Der Sprecher auf dem Podium bricht mitten im Satz ab. Alles springt mit Heilrufen auf. Und mitten durch die schreienden Massen und die schreienden Fahnen kommt der Erwartete mit seinem Gefolge, raschen Schritts, mit starr erhobener Rechten zur Estrade. Er ging ganz nah an mir vorbei, und ich sah: das war ein anderer Mensch als der, dem ich da und dort in Privathäusern begegnet war.»<sup>87</sup>

Der Aufbau seiner Reden folgte einem im Ganzen gleichbleibenden Muster, das mit dem grossen schmähenden Verdikt über die Gegenwart das Publikum einzustimmen und die ersten Kontaktschlüsse herzustellen versuchte: «Eine Erbitterung geht durch alle Kreise; man fängt an zu merken, dass es keine Würde und Schönheit geworden ist, was 1918 versprochen wurde», eröffnete er im September 1922 eine Rede, und über historische Rückblicke, Erläuterun-

gen zum Parteiprogramm und Angriffe auf Juden, Novemberverbrecher oder Erfüllungspolitiker gelangte er meist, von einzelnen Zurufem oder beauftragten Claqueuren in steigende Erregung versetzt, zu den ekstatischen Einheitsappellen am Schluss. Dazwischen liess sich unterbringen, was immer die Hitze des Augenblicks, der Beifall, der Bierdunst oder eben jene Atmosphäre ihm zuspilte, deren Tendenzen er von Mal zu Mal sicherer zu erfassen und umzusetzen verstand: die Klage über das erniedrigte Vaterland, die Sünden des Imperialismus, der Neid der Nachbarn, die «Kommunalisierung der deutschen Frau», die Herabwürdigung der eigenen Vergangenheit oder das alte Antigegefühl gegen den seichten, krämerhaften und liederlichen Westen, aus dem mit der neuen Staatsform zugleich das Versailler Schanddiktat und die alliierten Kontrollkommissionen, die Negermusik, der Bubikopf und die moderne Kunst, doch weder Arbeit, Sicherheit oder Brot gekommen seien: «Deutschland verhungert vor Demokratie!» formulierte er einprägsam. Seine Neigung zu mythologisch verdüsterten Zusammenhängen gab seinen Tiraden Weite und Hintergrund, noch vor beiläufigen Lokalereignissen öffnete sich für den wild gestikulierenden Mann der ganze Prospekt des Weltendramas: «Was sich heute anbahnt, wird grösser sein als der Weltkrieg», rief er einmal; «es wird ausgefochten werden auf deutschem Boden für die ganze Welt! Es gibt nur zwei Möglichkeiten: Wir werden Opferlamm oder Sieger!»<sup>88</sup>

In der Anfangsphase hatte der pedantisch bedachte Anton Drexler nach solchen selbstentrückten Ausbrüchen mitunter eingegriffen und zum Verdruss [Hitlers](#) den Reden ein korrigierendes Schlusswort von steifer Vernünftigkeit hinzugefügt; jetzt berichtete ihn niemand mehr, wenn er mit grosser demagogischer Geste androhte, er werde, falls er die Macht erringe, den Friedensvertrag zu Fetzen reissen, oder versicherte, er scheue selbst einen neuerlichen Krieg mit Frankreich nicht, und ein anderes Mal die Vision eines mächtigen Reiches «von Königsberg bis Strassburg und von Hamburg bis Wien» beschwor. Sein wachsender Zulauf bewies jedoch, dass der kühne und widersinnige Herausforderungston eben das war, was die Menschen angesichts der herrschenden Verzichtsstimmungen hören wollten: «Es gilt nicht, zu verzichten, sich ab-

zufinden, sondern das zu wagen, was scheinbar unmöglich ist»<sup>89</sup>. Das verbreitete Bild vom grundsatzlosen Opportunisten unterschätzt sicherlich **Hitlers** Unbesonnenheit sowie seine Originalität; gerade das ausdrückliche Bekenntnis zum Verpönten hat ihm erhebliche Erfolge eingetragen und eine Aura von Männlichkeit, Grimm und Verachtung um ihn her entfaltet, die dem Mythos vom grossen Führer entscheidend vorgearbeitet hat.

Die Rolle, zu der er sich alsbald stilisierte, war die des Aussen-seiters, die in Zeiten öffentlicher Missstimmung so viel populären Gewinn verheisst. Als die 'Münchener Post' ihm vorhielt, er sei «der gerissenste Hetzer, der derzeit in München sein Unwesen» treibe, griff er den Vorwurf auf: «Ja, wir wollen das Volk aufwie-geln und ununterbrochen aufhetzen!» Anfangs widerstrebten ihm wohl die plebejischen, ruchlosen Formen seines Auftretens; doch seit er erkannt hatte, dass sie ihm nicht nur Popularität im Zirkus-zelt, sondern auch gesteigertes Interesse in den Salons verschaff-ten, bekannte er sich immer ungescheuter dazu. Als man ihm seine fragwürdige Kumpanei vorhielt, entgegnete er, lieber ein deut-scher Strolch als ein französischer Graf zu sein, und auch aus sei-nem Demagogentum machte er keinen Hehl: «Es heisst, dass wir Radauantisemiten seien. Jawohl, Sturm wollen wir erregen! Die Menschen sollen nicht schlafen, sondern sie sollen wissen, dass ein Gewitter heraufzieht. Wir wollen vermeiden, dass auch unser Deutschland den Kreuzestod erleidet! Mögen wir inhuman sein! Aber wenn wir Deutschland retten, haben wir die grösste Tat der Welt vollbracht!»<sup>90</sup> Die auffallend häufige Inanspruchnahme reli-giöser Bilder und Motive zum Zwecke äusserster rhetorischer Stei-gerung spiegelt die Ergriffenheiten aus Kindheitstagen wider; Er-innerungen an die Zeit als Messdiener im Kloster Lambach und an die Erfahrungen pathetischer Überwältigung durch die Bilder von Leiden und Verzweiflung vor dem Hintergrund triumphaler Erlö-sungsgewissheit: in solchen Kombinationen bewunderte er das Ge-nie, den psychologischen Menschenwitz der katholischen Kirche, von der er lernte. Ohne zu zögern, griff er selbst zur blasphemischen Inanspruchnahme «meines Herrn und Heilands» für seine antisemitischen Hassausbrüche: «In grenzenloser Liebe lese ich als Christ und Mensch die Stelle durch, die uns verkündet, wie der

Herr sich endlich aufraffte und zur Peitsche griff, um die Wucherer, das Nattern- und Ottergezücht hinauszutreiben aus dem Tempel! Seinen ungeheuren Kampf aber für diese Welt, gegen das jüdische Gift, den erkenne ich heute, nach zweitausend Jahren, in tiefster Ergriffenheit am gewaltigsten an der Tatsache, dass er dafür am Kreuz verbluten musste.»<sup>91</sup>

Der Gleichförmigkeit im Aufbau seiner Reden entsprach die Monotonie der Affekte, und niemand kann wissen, was daran persönliche Fixierung und was psychologische Überlegung war. Noch die Lektüre seiner überarbeiteten Ansprachen aus jener Zeit vermittelt etwas von jener suggestiven Atemlosigkeit, mit der er die hundertfältigen Ressentiments, die ihn erfüllten, in immer die gleichen Anklagen, Vorwürfe, Racheschwüre umsetzte: «Es gibt nur Trotz und Hass, Hass und wieder Hass!», rief er einmal, und wiederum machte er sich das Prinzip der verwegenen Umkehrung zu eigen, wenn er inmitten einer gedemütigten, unsicheren Nation lauthals nach dem Hass der Feinde rief: Er sehnte sich geradezu danach, bekannte er.<sup>92</sup> Keine seiner Reden verzichtete auf die dröhnenden Parolen des Selbstbewusstseins: «Wenn wir ans Ruder kommen, dann werden wir wie die Büffel vorgehen», rief er leidenschaftlich und, wie der Versammlungsbericht vermerkt, unter lebhaftem Beifall. Zur Befreiung, so verkündete er, gehöre mehr als eine vernünftige und besonnene Politik, mehr als die Redlichkeit und der Fleiss der Menschen, «zum Freiwerden gehört Stolz, Wille, Trotz, Hass und wieder Hass!» Sein unstillbarer Vergrößerungszwang sah in den Geschäften des Tages überall eine gigantische Korruption am Werk, die umfassende Strategie des Hochverrats, und erkannte hinter jeder alliierten Note, jeder Rede vor der französischen Kammer, die Machinationen des Menschheitsfeindes. Den Kopf zurückgeworfen, den Arm schräg vor sich ausstreckend und mit zu Boden weisendem, auf- und niederzuckendem Zeigefinger: so, in der für ihn charakteristischen Pose, forderte er, ein bayerischer Lokalagitator eher kuriosen Zuschnitts, in seinen rhetorischen Rauschzuständen nicht nur die Regierung und die Verhältnisse des Landes, sondern eigentlich nicht weniger als den Weltzustand heraus: «Nein, wir verzeihen nichts, wir fordern: Rache!»<sup>93</sup>

Er hatte kein Gefühl für die Lächerlichkeit und verachtete ihre vermeintlich tödlichen Wirkungen. Noch beherrschte er nicht die imperatorischen Gesten späterer Jahre, und da er vom Künstlergefühl der Fremdheit vor den Massen beherrscht war, gab er sich nicht selten bemüht volkstümlich. Dann winkte er seinen Zuhörern mit dem Masskrug zu oder gebot dem Aufruhr, den er entfachte, durch ein linkisches «Pst, Pst» Ruhe. Auch die Menschen kamen offenbar eher aus theatralischen als aus politischen Motiven, und jedenfalls standen den Zehntausenden von Zuhörern nach Anfang 1922 nur sechstausend eingeschriebene Mitglieder gegenüber. Regungslos, mit unverwandtem Blick, folgten ihm die Menschen, schon nach den ersten Worten pflegte das Geräusch der Bierkrüge zu verstummen, nicht selten sprach er in eine atemlose Stille, die von Zeit zu Zeit explosionsartig zerriss: als wenn Tausende von Kieselsteinen plötzlich auf eine Trommel herunterprasselten, wie ein Beobachter treffend schrieb. Naiv, mit dem ganzen Geltungshunger des «Verbockten», genoss Hitler den Taumel und das Mittelpunktbewusstsein: «Wenn man so durch zehn Säle geht», gestand er seiner Umgebung, «und überall schreien einem die Menschen vor Begeisterung entgegen – das ist doch ein erhabenes Gefühl.» Nicht selten beendete er seine Auftritte mit einem Treueschwur, den er die Versammlung nachsprechen liess, oder rief, den Blick an die Saaldecke geheftet, rau und mit überschnapper Leidenschaft unentwegt: «Deutschland! Deutschland! Deutschland!», bis die Massen einfielen und das Geschrei in eines der Kampf- oder Pogromlieder überging, mit denen sie anschließend häufig durch die nächtlichen Strassen zogen. Hitler selber hat bekannt, er sei nach seinen Reden regelmässig «klitschnass gewesen und habe vier bis sechs Pfund Gewicht verloren», sein gefärbter Uniformanzug habe «seine Leibwäsche bei jeder Versammlung blau gefärbt»<sup>94</sup>.

Zwei Jahre hat er nach seinen eigenen Worten benötigt, ehe er alle Mittel der propagandistischen Überwältigung beherrschte und sich als «Herr in dieser Kunst» fühlte. Nicht zu Unrecht hat man darauf verwiesen, dass er als erster die Methoden amerikanischer Werbung angewandt und mit seiner eigenen agitatorischen Phantasie zu dem bis dahin einfallsreichsten Konzept des politischen



Kampfes verbunden habe. Vielleicht zählte wirklich, wie die 'Weltbühne' später meinte, der grosse Barnum zu seinen Lehrmeistern; doch die Belustigung, mit der die Zeitschrift ihre Entdeckung verkündete, offenbarte eine blasierte Rückständigkeit. Es war der Irrtum so vieler selbstgewisser Zeitgenossen von links bis rechts, die Techniken Hitlers mit seinen Absichten zu verwechseln und von den belustigenden Mitteln auf belustigende Ziele zu schliessen. Unverändert wollte er eine Welt umstürzen und eine neue an ihre Stelle setzen; doch die Weltenbrände und Apokalypsen, die er vor Augen hatte, hinderten ihn nicht, die Psychologie der Zirkusnummer anzuwenden.

Trotz aller Rhetorentriumphe Hitlers war die überragende Erscheinung im Hintergrund, die Vereinigungsfigur des völkischen Lagers, der Nationalfeldherr Ludendorff. Nicht zuletzt im respektvollen Blick auf ihn sah Hitler sich selber nach wie vor als Vorläufer, als «ganz kleine Johannesnatur», wie er Anfang 1923 versicherte, er warte auf einen Grösseren, dem er ein Volk und ein Schwert schaffen wolle; doch seine Wirkungen waren gleichwohl zusehends messianischer. Früher als er selber schienen die Massen zu begreifen, dass er der Wundermann war, auf den sie warteten: sie seien ihm zugeströmt «wie einem Heiland», heisst es in einem zeitgenössischen Kommentar.<sup>95</sup> Häufig wissen die Quellen nun auch von jenen Erweckungserlebnissen und Konversionen zu erzählen, die so bezeichnend für die pseudoreligiöse, erlösungssüchtige Aura totalitärer Bewegungen sind. Ernst Hanfstaengl beispielsweise, der ihn um diese Zeit zum ersten Mal hörte, hatte trotz aller Einwände das Gefühl, dass damit für ihn «ein neuer Lebensabschnitt» begonnen habe; der Kaufmann Kurt Luedecke, der für einige Zeit zu den führenden Gefolgsleuten Hitlers rechnete und später als Häftling ins Konzentrationslager Oranienburg kam, hat noch nach seinem Entkommen ins Ausland den hysterischen Gefühlsaufruhr kenntlich gemacht, in den die Begegnung mit dem Redner Hitler ihn und zahllose andere versetzte:

«Augenblicklich waren meine kritischen Fähigkeiten ausgeschaltet ... Ich weiss nicht, wie ich die Gefühle beschreiben soll, die mich überkamen, als ich diesen Mann hörte. Seine Worte waren wie Peitschenschläge. Wenn er von

der Schande Deutschlands sprach, fühlte ich mich imstande, jeden Gegner anzuspringen. Sein Appell an die deutsche Mannesehre war wie ein Ruf zu den Waffen, die Lehre, die er predigte, eine Offenbarung. Er erschien mir wie ein zweiter Luther. Ich vergass alles über diesem Mann. Als ich mich umschaute, sah ich, dass seine Suggestivkraft die Tausende in Bann hielt wie einen Einzigen. Natürlich war ich reif für dieses Erlebnis. Ich war ein Mann von 32, der Enttäuschungen und des Unbehagens müde, auf der Suche nach einem Lebensinhalt; ein Patriot, der kein Betätigungsfeld fand, der sich für das Heldische begeisterte, aber keinen Helden hatte. Die Willenskraft dieses Mannes, die Leidenschaft seiner ehrlichen Überzeugung schienen auf mich überzuströmen. Ich hatte ein Erlebnis, das sich nur mit einer religiösen Bekehrung vergleichen liess.»<sup>96</sup>

Mit dem Frühjahr 1922 begannen auch die Mitgliederzahlen sprunghaft zu wachsen, verschiedentlich kam es zu gruppenweisen Übertritten in die Partei, im Sommer besass sie bereits rund fünfzig Ortsgruppen und zu Beginn des Jahres 1923 musste sogar die Münchener Geschäftsstelle wegen des Massenandrangs vorübergehend geschlossen werden; von rund 6'000 Mitgliedern Ende Januar 1922 stieg die Zahl auf über 55'000 im November des folgenden Jahres. Der Zulauf war nicht nur auf den Parteibefehl zurückzuführen, wonach jeder Parteigenosse vierteljährlich drei neue Mitglieder sowie einen Abonnenten für den 'Völkischen Beobachter' zu gewinnen hatte, sondern hatte zugleich mit [Hitlers](#) wachsender Sicherheit als Redner wie als Veranstalter zu tun. Um den Wunschalungen der desorientierten Menschen gerecht zu werden, suchte die NSDAP ihre Mitglieder auch in ihrem persönlichen Dasein eng mit der Partei zu verbinden. Zwar knüpfte sie auch damit wieder an bewährte Praktiken der sozialistischen Parteien an; doch der Ritus der wöchentlichen Sprechabende, deren Besuch zur Pflicht gemacht wurde, die gemeinsamen Ausflüge, Konzerte oder Sonntagsfeiern, das vereinte Liedersingen, Abkochen und Händeheben bis hin zu jenen Formen blanker Gemütlichkeit, die sich in den Parteilokalen und SA-Heimen entwickelten, überbot das Vorbild bei weitem und war unnachahmlich auf die umfassenden Bedürfnisse politischer wie menschlicher Heimatlosigkeit zugeschnitten. Für viele ihrer frühen Mitglieder entwickelte sich die Partei auf diese Weise zu einer Art sektiererisch kultivierter Ersatzwelt, und [Hitler](#) hat sie in jener Zeit denn auch verschiedentlich mit den

christlichen Urgemeinden verglichen. Zu ihren populärsten Veranstaltungen zählten die «Deutschen Weihnachtsfeiern», in denen sie gleichsam zur Deckung mit der eigenen Idee kam; denn die Veranstaltungen verbanden Sentiment, Erwählungsbewusstsein und das Gefühl der Geborgenheit gegen die dunkle, feindliche Umwelt. Es sei die grösste Aufgabe der Bewegung, erklärte Hitler damals, «diesen breiten, suchenden und irrenden Massen» die Gelegenheit zu schaffen, «wenigstens irgendwo wieder eine Stelle (zu) finden, die ihrem Herzen Ruhe gibt»<sup>97</sup>.

Nicht zuletzt aus diesen Gründen hat Hitler auch auf die Vergrösserung der Partei um jeden Preis verzichtet und neue Ortsgruppen erst aufzubauen begonnen, wenn ein fähiger, auch persönlich überzeugender Führer gefunden war, der im Kleinen jenes Autoritätsverlangen zu befriedigen vermochte, das im Grossen so ersichtlich ins Leere lief. Schon jetzt jedenfalls, von allem Anfang an, zielte die Partei dahin, mehr zu sein als eine Organisation konkreter politischer Zwecke, und über allen Affären des Tages vergass sie niemals, ihren Mitgliedern sowohl eine Weltbedeutung von tragischem Ernst als auch etwas vom platten Lebensbegehren zu verschaffen, das sie in der Not und Vereinzelung des Alltags so spürbar vermissten. In der Tendenz, Heimat, Daseinsmittelpunkt und Erkenntnisquell zu sein, wurden zu dieser Zeit schon die späteren Totalitätsansprüche im Ansatz erkennbar.

Innerhalb eines Jahres entwickelte sich die NSDAP auf diese Weise zum «stärksten Machtfaktor des süddeutschen Nationalismus», wie ein Beobachter schrieb,<sup>98</sup> die Mehrzahl der vielen völkischen Vereine wurde von ihr aufgesaugt oder mitgerissen. Auch die norddeutschen Gruppen verzeichneten wachsenden Zulauf und zogen vor allem aus der Erbmasse der zerbröckelnden Deutsch-Sozialistischen Partei erheblichen Gewinn. Als im Juni 1922 der Aussenminister Walther Rathenau von einer nationalistischen Verschwörergruppe ermordet wurde, entschlossen sich einige Länder wie Preussen, Baden und Thüringen zu einem Verbot der Partei; in Bayern freilich, das die Erfahrungen der Rätezeit nicht vergessen hatte, blieb sie als die radikalste antikommunistische Vorhut unbehelligt. In der Direktion der städtischen Münchener Polizei wirkten sogar zahlreiche Anhänger Hitlers, darunter vor allem der Po-

lizeipräsident Pöhner selber sowie sein politischer Ressortchef, der Oberamtmann Frick. Gemeinsam unterdrückten sie Anzeigen gegen die NSDAP, informierten deren Führung über geplante Aktionen oder achteten darauf, dass die unumgänglichen Schritte ergebnislos blieben. Frick hat später gestanden, man hätte die Partei zwar zu diesem Zeitpunkt unschwer unterdrücken können; doch «hielten wir unsere schützende Hand über die NSDAP und Herrn Hitler», während Hitler selber bemerkte, ohne den Beistand Fricks wäre er «auch nie aus dem Kittchen herausgekommen»<sup>99</sup>.

Ein einziges Mal nur sah Hitler sich ernsthaft bedroht, als der bayerische Innenminister Schweyer im Laufe des Jahres 1922 erwog, ihn als lästigen Ausländer nach Österreich abzuschieben: das Bandenunwesen auf den Münchener Strassen, die Schlägereien, die Belästigungen und Aufwiegelung der Bürger, so befand die Konferenz der Führer aller Parteien, seien allmählich unerträglich geworden. Doch Erhard Auer, der Führer der Sozialdemokraten, wandte sich unter Berufung auf «demokratische und freiheitliche Grundsätze» dagegen. Ungehindert konnte Hitler weiterhin die Republik als «Freistätte für fremde Gauner» diffamieren, der Regierung drohen, wenn er die Macht habe, «dann Gnade euch Gott!», und öffentlich verkünden, für die landesverräterischen Führer der SPD gebe es «nur eine Strafe: den Strick». Die von ihm erzeugte Erregung verwandelte die Stadt geradezu in eine feindselige antirepublikanische Enklave, die von verwirrenden Gerüchten über Putsche, Bürgerkrieg und Restauration der Monarchie widerhallte. Als der Reichspräsident Friedrich Ebert im Sommer 1922 München besuchte, wurde er schon am Bahnhof unter Beschimpfungen, Gejohle und mit einer roten Badehose empfangen,<sup>100</sup> der Reichskanzler Wirth wurde von seiner Umgebung gewarnt, eine geplante Reise in München zu unterbrechen – während Hindenburg mit Ovationen begrüsst wurde und auch die Überführung des im Exil verstorbenen letzten Wittelsbacher Monarchen, Ludwigs III., die ganze Stadt in Trauer und erinnernder Sehnsucht auf die Strassen brachte.

Die Erfolge innerhalb Münchens ermutigten Hitler zu seiner ersten ausgreifenden Aktion. Mitte Oktober 1922 veranstalteten die vaterländischen Verbände in Coburg eine Demonstration, zu

der sie auch **Hitler** einluden. Doch die Aufforderung, «einige Begleitung» mitzubringen, legte er auf herausfordernd exzessive Weise aus und rückte in der Absicht, die Kundgebung an sich zu reißen und zu dominieren, in einem Sonderzug mit rund achthundert Mann, unter einem Fahnenaufgebot und mit grossem Musikzug an. Das Ersuchen der fassungslosen Honoratioren, nicht geschlossen in die Stadt einzurücken, wies er, seinem eigenen Bericht zufolge, «sofort glatt ab» und befahl den Verbänden, «mit klingendem Spiel» loszuziehen. Da es trotz einer zu beiden Seiten der Strasse anschwellenden, feindseligen Menge nicht zu der erwarteten, schlagzeilenträchtigen Massenprügelei kam, liess **Hitler** seine Einheiten unmittelbar nach dem Eintreffen im Kundgebungssaal den gleichen Weg zurückmarschieren: nun freilich mit dem die Spannung grandios steigernden Theatereinfall, die Musik auszusetzen und nur unter Trommelwirbel loszurücken. Die erwartungsgemäss ausbrechende Strassenschlacht, die sich in einzelnen Handgemengen den ganzen Tag und bis in die Nacht hinzog, sah schliesslich die Nationalsozialisten als überlegenen Sieger: Es war die erste jener Herausforderungen an die staatliche Autorität, die das Geschehen des ganzen folgenden Jahres beherrschen sollten. Bezeichnenderweise wurde Coburg einer der verlässlichsten Stützpunkte der NSDAP, die Teilnehmer der Fahrt sahen sich durch eine Erinnerungsmedaille geehrt. Als die übermütigen Reaktionen der **Hitler**leute sich in den folgenden Wochen jedoch zu neuerlichen Putschgerüchten verdichteten, lud Schweyer **Hitler** zu sich und warnte ihn vor den Folgen seines hemmungslosen Treibens: Falls es zur Gewaltanwendung komme, werde er die Polizei schiessen lassen. Doch **Hitler** beteuerte, er werde «nie im Leben einen Putsch machen», und gab dem Minister darauf sein Ehrenwort.<sup>101</sup>

Immerhin gewann er nun zunehmend die Gewissheit, dass er am Zuge sei; die Verbote, Vorladungen und Warnungen demonstrieren ihm nur, wie weit er es, aus dem Nichts kommend, inzwischen gebracht hatte. In seinen selbstergriffenen Zuständen machte er sich eine grandiose Epochenrolle zurecht, die durch Mussolinis soeben erfolgreichen Marsch auf Rom und Mustafa Kemal Paschas Machtergreifung in Ankara eindrucksvoll bekräftigt wurde. Angespannt folgte er dem Bericht eines seiner Vertrauensmänner, wie

die Schwarzhemden durch Enthusiasmus und Entschlossenheit sowie dank der wohlwollenden Passivität der Armee auf ihrem stürmischen Siegeszug eine Stadt nach der anderen den «Roten» abgenommen und mitgerissen hätten: Er hat später von dem unerhörten Auftrieb gesprochen, den dieser «Wendepunkt der Geschichte» ihm gegeben habe. Zwar nannte der im Jahre 1923 erschienene Grosse Brockhaus ihn noch «Hitler, Georg» und verzeichnete nicht mehr als einige dürftige Routineangaben zur Person; aber das war die Wirklichkeit, über die er längst hinaus war. Wie als Junge schon, mit unverminderter Intensität, liess er sich von seiner ausweitenden Phantasie forttragen und sah dann, dicht und bildhaft, die Hakenkreuzfahne «über dem Berliner Schloss wie über der Bauernhütte flattern» oder äusserte am Wegrand, während einer idyllischen Kaffeepause, abrupt und aus irgendeiner weitentfernten Traumwelt auftauchend, im nächsten Krieg werde es «die wichtigste Aufgabe sein, sich der Getreidegebiete Polens und der Ukraine zu bemächtigen»<sup>102</sup>.

Zusehends begann er, sich von Abhängigkeit und Vorbildern zu lösen, in Coburg hatte er Selbstbewusstsein gewonnen: «Von jetzt an gehe ich meinen Weg allein», erklärte er. Hatte er sich kurz zuvor noch als Verkünder verstanden und davon geträumt, «dass eines Tages irgendein eiserner Schädel kommt, vielleicht auch mit schmutzigen Stiefeln, aber reinem Gewissen und starker Faust, der diesen Parkethelden das Reden beendet und der Nation die Tasche schenkt», so begann er nun, zögernd zunächst und nur gelegentlich, sich selber dafür zu halten und am Ende sogar den Vergleich mit Napoleon zu beschwören.<sup>103</sup> Die Vorgesetzten im Feld hatten seine Beförderung zum Unteroffizier mit der Begründung abgelehnt, er werde unfähig sein, Respekt zu erwerben; durch eine ungewöhnliche, bald verheerend wirkende Fähigkeit, Loyalität zu erzeugen, demonstrierte er jetzt seine Führungsbegabung. Denn nur um seinetwillen machten seine Anhänger vor nichts Halt, nur im Blick auf ihn waren sie bereit, Opfer, Ehrwidrigkeiten und von allem Anfang an auch Verbrechen zu begehen, so dass die NSDAP mehr und mehr den Charakter einer politischen Partei verlor und sich zu einer Art verschworener Gemeinschaft entwickelte. Von der engsten Umgebung liess er sich gern «Wolf» nennen, auch die

eher maskulin wirkende Frau Bruckmann erhielt dieses Vorrecht, er verstand den Namen als die germanische Urform von Adolf, er entsprach seinem Dschungelbild der Welt und suggerierte die Vorstellung von Stärke, Aggressivität und Einsamkeit. Mitunter hat er den Namen als Pseudonym verwendet und ihn später der Schwester aufgegeben, die ihm den Haushalt führte; auch der Name der Volkswagenstadt kam daher: «Nach Ihnen, mein Führer, soll die Stadt 'Wolfsburg' heissen», erklärte ihm Robert Ley, kurz bevor das Werk gegründet und errichtet wurde.<sup>104</sup>

Mit grosser Sorgfalt begann er von diesem Zeitpunkt an, die eigene Erscheinung zu stilisieren und ihr legendäre Züge zu untermischen: Schon frühzeitig entwickelte er das Bewusstsein, dass sich sein Tun und Lassen unter den Augen der «Göttin der Geschichte» abspiele. Konsequenterweise leugnete er seine wirkliche Parteimitgliedsnummer 555 und gab sich als Mitglied Nummer 7 aus, um sich nicht nur den Rang einer niedrigen Ziffer zu verschaffen, sondern auch die Aura einer magischen Zahl. Gleichzeitig begann er, seine private Existenz auszulöschen, selbst seine engste Umgebung lud er grundsätzlich nicht zu sich und hielt nach Möglichkeit den einen vom anderen getrennt. Einen seiner frühen Bekannten, den er um diese Zeit in München wiedertraf, bat er «eindringlich, niemandem, auch nicht seinen engsten Parteigenossen, über seine Jugendzeit in Wien und München Auskünfte zu erteilen»; ein anderer, aus der Reihe seiner «Alten Kämpfer», erinnerte sich später nicht ohne Rührung daran, dass Hitler vor dieser Zeit noch gelegentlich mit seiner Frau getanzt habe. Er lernte Haltungen, Posen, Statuarisches, manches blieb zunächst stümpernd und nicht frei von Verkrampfungen. Der genaueren Betrachtung entgeht noch in späteren Jahren nicht der ständige Wechsel zwischen einstudierter Selbstbeherrschung und buchstäblicher Besinnungslosigkeit, zwischen Cäsarengäbe und Verdöstheit, zwischen künstlicher und natürlicher Existenz. In dieser frühen Phase des Stilisierungsprozesses schien er freilich den Konsequenzen des Bildes, das er von seiner Rolle entworfen hatte, noch nicht ganz gewachsen, eher unverbunden standen dessen Elemente zueinander; ein italienischer Faschist sah ihn als «Julius Caesar mit dem Tirolerhütchen»<sup>105</sup>.

Immerhin, fast war es der Jugendtraum, der sich für ihn er-

füllte: Ohne lästigen «Brotberuf», ungebunden und nur den eigenen Launen untertan, war er «Herr seiner Zeit» und hatte überdies Dramatik, Knalleffekte, Glanz und Applaus: eine Künstlerexistenz, annäherungsweise. Er fuhr schnelle Autos, war Mittelpunkt der Salons und zu Hause in der «grossen Welt», unter Adligen, Industriekapitänen, Honoratioren, Wissenschaftlern. In Augenblicken der Unsicherheit dachte er daran, sich in den bestehenden Lebensumständen bürgerlich einzurichten; er verlange nicht viel, meinte er dann: «Ich möchte nur, dass die Bewegung steht und ich mein Auskommen als Chef des ‘Völkischen Beobachters’ habe.»<sup>106</sup>

Doch waren das Stimmungen. Seinem Wesen, das halsbrecherisch, überdreht und immer aufs Ganze gerichtet war, entsprachen sie nicht. Er kannte keine Proportionen, seine Energie trieb ihn vor die jeweils äussersten Alternativen, «alles in ihm drängte zu radikalen und totalen Lösungen», hatte schon der Freund aus Jugendtagen geurteilt; jetzt nannte ein anderer ihn knapp einen Fanatiker, «zur Verrücktheit neigend und durch Verhätschelung hemmungslos»<sup>107</sup>

Die Zeit der quälenden Anonymität, so viel wusste Hitler jedenfalls, war vorüber, und im Rückblick lag ein erstaunlicher Weg. Auch der unvoreingenommene Betrachter, der dem früheren Hitler keine Gewalt antut, wird den Bruch erkennen und die Blässe und dahindämmernde Belanglosigkeit der dreissig Jahre nicht übersehen, die er nun in dreien überwand. Es fehlte nicht viel, und dieses Leben schiene wie aus zwei unzusammengehörigen Stücken gemacht. Mit ausserordentlicher Kühnheit und Kälte trat es aus seinen subalternen Zuständen heraus, nur einige taktische Unsicherheiten waren zu überwinden, einige Routine zu erwerben. Alles andere deutete von nun an auf grosse, skrupellose Verhältnisse, und jedenfalls zeigte Hitler sich auf der Höhe jeder seiner Situationen: Menschen, Interessen, Kräfte, Ideen mit einem Blick erfassend und seinen Zwecken unterordnend – der Steigerung von Macht.

Nicht ohne Grund haben seine Biographen häufig nach einem besonderen Durchbrucherlebnis gefahndet und alte Vorstellungen von Inkubationsperioden, trüber Gebundenheit oder gar Dämonenmacht bemüht. Aber eher liesse sich sagen, dass er jetzt kein an-



derer war als zuvor, nur dass er das kollektive Anschlussstück gefunden hatte, das die unverändert vorhandenen Elemente zu einer neuen Persönlichkeitsformel ordnete und aus dem Sonderling den bezwingenden Demagogen und aus dem «Spinner» den «genialen» Mann machte. Wie er der Katalysator der Massen war, der, ohne Neues beizusteuern, gewaltige Beschleunigungen und Krisenprozesse in Gang setzte, so katalysierten die Massen ihn, sie waren seine Schöpfung und er, gleichzeitig, ihr Geschöpf. «Ich weiss», so hat er später diesem Sachverhalt, zu seinem Publikum gewandt, in einer fast biblisch klingenden Wendung Ausdruck gegeben, «alles, was ihr seid, seid ihr durch mich, und alles, was ich bin, bin ich nur durch euch allein.»<sup>108</sup>

Darin liegt auch die Erklärung für die eigentümliche Starrheit, die nahezu von Beginn an über der Erscheinung liegt. In der Tat hat [Hitlers](#) Weltbild sich seit Wiener Tagen, wie er zu versichern pflegte, nicht verändert; denn die Elemente blieben die gleichen, der Weckruf der Massen durchsetzte sie lediglich mit gewaltiger Spannung. Die Affekte selber jedoch, die Ängste und Besessenheiten, wechselten nicht mehr, auch [Hitlers](#) künstlerischer Geschmack, selbst seine persönlichen Vorlieben verhielten nahezu schlagartig auf den Fixierungen aus Kindheits- und Jugendtagen: Tristan und Mehlspeisen, der Neoklassizismus, der Judenhass, Spitzweg oder der unersättliche Appetit auf Sahnetorten – das alles überdauerte die Zeit, und wenn er später geäußert hat, er sei in Wien «in geistiger Hinsicht ein Flaschenkind» gewesen,<sup>109</sup> so ist er es in manchem Betracht immer geblieben. Kein intellektuelles oder künstlerisches Ereignis, kein Buch und kein Gedanke, die nach der Jahrhundertwende liegen, haben ihn je erreicht oder gar geprägt. Und wer die Zeichnungen und getreulichen Aquarelle des zwanzigjährigen Postkartenabmalers mit denen des Weltkriegssoldaten oder, zwanzig Jahre später, des Kanzlers vergleicht, sieht sich dem gleichen Eindruck plötzlicher Erstarrung gegenüber; keine persönliche Erfahrung, kein Entwicklungsprozess spiegelt sich darin wider, unbewegt und wie versteinert bleibt er, der er einmal war.

Nur methodisch und in der Taktik war er anpassungsfähig und bereit, unentwegt zu lernen. Vom Sommer 1923 an war die Nation von Krisen und Notlagen wie umstellt. Die Umstände schienen

demjenigen die aussichtsreichste Chance zu geben, der sie verachtete; der statt der Politik das Schicksal herausforderte und die Verhältnisse nicht zu bessern, sondern radikal und im Ganzen umzuwerfen versprach: «Ich garantiere Ihnen», so formulierte [Hitler](#), «dass das Unmöglichste immer glückt. Das Unwahrscheinlichste ist das Sicherste.»

### 3. KAPITEL

## Die Herausforderung der Macht

«Für mich und für uns sind alle Rückschläge nie etwas anderes gewesen als Peitschenhiebe, die uns dann erst recht vorwärtsgetrieben haben.»

*Adolf Hitler*

Für die letzten Januartage 1923 hatte Hitler einen Parteitag nach München einberufen, den er mit einer einschüchternden Demonstration seiner Macht verbinden wollte. Fünftausend SA-Männer aus ganz Bayern waren aufgeboten, um auf einem Platz in der Vorstadt, dem sogenannten Marsfeld, vor ihrem Führer zu paradieren und die Kulisse der ersten feierlichen Standartenweihe zu bilden; gleichzeitig sollten in nicht weniger als zwölf Sälen der Stadt Massenveranstaltungen stattfinden, für die volkstümlichen Bedürfnisse hatte man Musikkapellen, Schuhplattlergruppen sowie den Humoristen Weiss Ferdi engagiert. Die Grössenordnungen machten ebenso wie die seit Wochen umlaufenden Gerüchte über einen bevorstehenden Putsch der NSDAP die gestiegene Bedeutung Hitlers im politischen Kräftefeld sichtbar.

Die Massnahme, mit der die bayerischen Behörden auf die herausfordernd vorgetragenen Ankündigungen Hitlers reagierten, offenbarte ihr unhaltbar werdendes Dilemma gegenüber der NSDAP. Der rasche Aufstieg der Partei hatte auf der politischen Szenerie ein Machtgebilde entstehen lassen, dessen Rolle eigentümlich undefiniert geblieben war. Zwar zeigte es sich entschieden national, voller nützlicher Energien gegen die Linke; zugleich aber missachtete es allen Respekt vor Exzellenzen wie vor Spielregeln und brüskierte unentwegt die Ordnung, die es beschwor. Nicht zu-

letzt die Absicht der Behörden, [Hitler](#) die Grenzen staatlich geduldeter Eigenmacht zu demonstrieren, hatte dazu geführt, dass er im Juli 1922 vier Wochen einer dreimonatigen Gefängnisstrafe absitzen musste, zu der er verurteilt worden war, weil er mit seinen Leuten eine Versammlung des Bayernbundes gesprengt und dessen Führer, den Ingenieur Otto Ballerstedt, verprügelt hatte. Bei seinem ersten Auftreten nach Verbüßung der Haft war er «auf den Händen unter nicht endenwollendem Jubel zum Rednerpult getragen» worden, der ‘Völkische Beobachter’ hatte ihn «den populärsten und gehassten Mann Münchens» genannt.<sup>110</sup> Es war eine Situation, die auch für ihn schwer kalkulierbare Risiken enthielt. Das Jahr 1923 war ein fortgesetzter Versuch [Hitlers](#), durch ein taktisches Wechselspiel von Werbung und Drohung das Undefinierte Verhältnis zur Staatsmacht klarzustellen.

In ihrer Unsicherheit, wie dem leicht anröchigen, aber doch gut nationalen Mann am zweckmäßigsten zu begegnen sei, entschlossen sich die Behörden zu einem Kompromiss mit dem eigenen Zwiespalt: Sie verboten die Standartenweihe unter freiem Himmel und die Hälfte der von [Hitler](#) angekündigten Massenveranstaltungen sowie eine von den Sozialdemokraten für den voraufgehenden Tag geplante Kundgebung. Immerhin blieb Eduard Nortz, der als Polizeipräsident an die Stelle des mit den Nationalsozialisten sympathisierenden Ernst Pöhner getreten war, ungerührt, als [Hitler](#) ihn beschwor, das Verbot aufzuheben: es müsse nicht nur für die nationale Bewegung ein schwerer Schlag, sondern für das Vaterland ein Verhängnis sein. Mit knappen Worten verwies der kühle, graue Mann auf die Staatsautorität, der auch die Patrioten unterworfen seien, und als [Hitler](#) daraufhin losbrach und zu schreien begann, er werde die SA auf jeden Fall marschieren lassen, die Polizei schrecke ihn nicht, er selber werde vorn marschieren und sich erschiessen lassen, blieb der Beamte unbeeindruckt. Ein kurzfristig einberufener Ministerrat verhängte vielmehr den Ausnahmezustand und verbot damit alle Veranstaltungen des Parteitages; es schien an der Zeit, den Führer der Nationalsozialisten an die Spielregeln zu erinnern.

[Hitler](#) war verzweifelt, und für einen Augenblick stand nicht weniger als seine politische Zukunft auf dem Spiel. Denn zu den

Regeln, wie er sie verstand, gehörte es, dass die Staatsmacht sich reaktionslos herausfordern liess, weil seine Ansprüche nur der konsequentere, radikalere Ausdruck ihrer eigenen Bestrebungen waren. Erst als die Reichswehr intervenierte, die der Partei seit Drexlers Zeiten beigestanden hatte, schien sich noch einmal ein Ausweg zu eröffnen. Ernst Röhm und Ritter v. Epp gelang es, den Reichswehrbefehlshaber von Bayern, General v. Lossow, zu einer Unterredung mit Hitler zu bewegen. Nervös und unsicher geworden, war der Führer der NSDAP zu jeder Zusage bereit, er werde sich, versicherte er, unmittelbar nach dem Parteitag, am 28. Januar, «wieder bei der Exzellenz melden», und jedenfalls war Lossow, der den exzentrischen Auftritt eher befremdet verfolgt hatte, am Ende willens, der Regierung mitzuteilen, dass er «im Interesse der Landesverteidigung eine Verprellung der nationalen Verbände bedauern» würde. Tatsächlich wurde das Verbot daraufhin aufgehoben, doch um das Gesicht zu wahren, ersuchte Nortz den Führer der NSDAP in einer zweiten Unterredung, die Zahl der Versammlungen auf sechs zu beschränken und die Standartenweihe nicht auf dem Marsfeld, sondern im Innern des benachbarten Zirkus Krone vorzunehmen. Hitler, der sein Spiel gewonnen sah, gab eine undeutliche Zusage. Dann hielt er, unter dem Motto «Deutschland erwache!», alle zwölf Versammlungen ab und weihte, in dichtem Schneetreiben, vor fünftausend SA-Leuten, die von ihm entworfenen Standarten unter grossem Zeremoniell auf dem Marsfeld. «Entweder die NSDAP ist die kommende Bewegung Deutschlands», rief er seinen Anhängern zu, «dann wird kein Teufel sie aufhalten können, oder sie ist es nicht, dann verdient sie, vernichtet zu werden.» An den Plakaten und Maueranschlägen vorbei, die den Ausnahmezustand verkündeten, zogen die SA-Sturmabteilungen jubelnd, von mehreren eigenen Militärkapellen begleitet, durch die Strassen und sangen ihre Lieder gegen die Judenrepublik. In der Schwanthaler Strasse nahm Hitler den Vorbeimarsch der inzwischen weitgehend uniformierten Verbände ab.

Es war ein eindrucksvoller Triumph über die Staatsgewalt, der zugleich die Ausgangsposition für die Konflikte der folgenden Monate absteckte. Viele sahen in dem Vorgang einen überzeugenden

Beweis, dass [Hitler](#) nicht nur über die Fähigkeit zu wirkungsvoller Wortmacherei verfügte, sondern auch politisches Geschick sowie bessere Nerven als seine Gegenspieler besass. Jenes Lächeln, das die kollerige Inbrunst seines Auftretens lange Zeit hervorzurufen pflegte, machte beeindruckten Mienen Platz, und zu den Empörten und Naiven, die so lange das psychologische Bild der Partei bestimmt hatten, stiessen nun auch die Leute mit der feinen Witte- rung für das Kommende. Von Februar bis November 1923 verzeichnete die NSDAP rund 35'000 Neuzugänge, während die SA auf nahezu 15'000 Mann anwuchs; das Vermögen der Partei stieg unterdessen auf 173'000 Goldmark.<sup>111</sup> Gleichzeitig wurde ein zu- nehmend dichteres Agitations- und Veranstaltungsnetz über ganz Bayern gelegt. Auch erschien seit dem 8. Februar der 'Völkische Beobachter' als Tageszeitung. Dietrich Eckart, überfordert und von Krankheit gezeichnet, wurde noch einige Monate als Herausgeber geführt, die Leitung des Blattes ging indessen schon Anfang März auf Alfred Rosenberg über.

Die folgenschwere Nachgiebigkeit, die [Hitler](#) bei militärischen wie zivilen Instanzen angetroffen hatte, war vor allem auf die Krise zurückzuführen, die das Land inzwischen bis auf den Grund erschütterte. In der ersten Januarhälfte hatte Frankreich, das seine Angstkomplexe gegenüber dem Nachbarlande nicht zu überwin- den vermochte, unter Berufung auf den Buchstaben des Versailler Vertrages das Ruhrgebiet besetzt und damit das Signal zur Entsi- cherung der letzten krisenhemmenden Faktoren gegeben. Schon die Unruhen der frühen Nachkriegszeit, die einschneidenden Re- parationsauflagen, die allgemeine Kapitalflucht sowie vor allem der Mangel an Reserven aller Art hatten die Erholung der Wirt- schaft von der Erschöpfung durch den Krieg erheblich erschwert. Überdies war durch die anhaltende Aktivität des Radikalismus von rechts und links das ohnehin geringfügige Vertrauen des Auslands in die Stabilität der deutschen Verhältnisse immer erneut irritiert worden, und bezeichnenderweise hatte die Mark ihren ersten gros- sen Sturz erlebt, als im Juni 1922 der deutsche Aussenminister Walther Rathenau ermordet worden war. Doch nun erst, unter dem Eindruck des französischen Vorgehens, entwickelte die Infla- tion jene katastrophale Beschleunigung, die ihr so groteske Züge

verlieh und in den Menschen nicht nur jedes Motiv für die Bejahung der bestehenden Ordnung, sondern das Gefühl für gesicherte Dauer überhaupt zerstörte und sie daran gewöhnte, in der «Atmosphäre des Unmöglichen»<sup>112</sup> zu leben. Es war der Zusammenbruch einer ganzen Welt, ihrer Begriffe, ihrer Normen und ihrer Moral. Die Wirkungen waren unabsehbar.

Für den Augenblick freilich richtete sich das Interesse der Öffentlichkeit weit stärker auf den Versuch nationaler Selbstbehauptung; das Papiergeld, das am Ende nicht selten nach Gewicht berechnet wurde, bildete nur den phantastischen Hintergrund des Geschehens. Am 11. Januar rief die Regierung zum passiven Widerstand auf und wies kurz darauf ihre Beamten an, den Anordnungen der Besatzungsbehörden keine Folge zu leisten. Die im Ruhrgebiet einrückenden französischen Truppen wurden auf den Strassen von riesigen Menschenansammlungen begrüßt, die kalt und erbittert die «Wacht am Rhein» sangen. Die Herausforderung wurde wiederum durch die Franzosen mit einem Katalog ausgesuchter Demütigungen beantwortet, eine drakonische Besatzungsjustiz verhängte willkürliche schwere Strafen, zahlreiche Zusammenstöße steigerten auf beiden Seiten die Empörung. Ende März schossen französische Truppen mit Maschinengewehren in demonstrierende Arbeiter auf dem Gelände der Krupp-Werke in Essen, es gab dreizehn Tote und über dreissig Verwundete. Fast eine halbe Million Menschen nahm an der Beisetzung teil, während das zuständige französische Kriegsgericht den Chef der Firma und acht seiner leitenden Angestellten zu fünfzehn- und zwanzigjährigen Gefängnisstrafen verurteilte.

Diese Vorgänge weckten ein Gefühl der Einmütigkeit wie seit den Augusttagen 1914 nicht mehr. Doch unter dem Mantel nationaler Zusammengehörigkeit suchten die verschiedenen Kräfte ihren jeweiligen Vorteil. Die verbotenen Freikorps nutzten die Stunde, aus der Illegalität aufzutauchen und den von der Reichsregierung ausgerufenen passiven Widerstand durch aktive Einsätze zu verschärfen. Zugleich zeigte die radikale Linke sich bestrebt, die verlorenen Positionen in Sachsen und Mitteldeutschland zurückzugewinnen, während die Rechte ihre bayerische Hochburg befestigte, an der Landesgrenze standen sich zeitweilig proletarische

Hundertschaften und Einheiten des Freikorps Ehrhardt mit schussbereiten Waffen gegenüber.<sup>113</sup> In zahlreichen Grossstädten brachen Hungerrevolten aus. Unterdessen nutzten im Westen die Franzosen und Belgier die Situation, um eine separatistische Bewegung zu fördern, die allerdings bald an ihrer eigenen Voraussetzungslosigkeit zugrunde ging. Die Republik, in vier Jahren unter widrigen Umständen errichtet und mühevoll behauptet, sah sich, so schien es, ihrem Zusammenbruch gegenüber.

**Hitler** demonstrierte das neugewonnene Selbstbewusstsein in einer herausfordernden und gewagten Geste: Er scherte aus der nationalen Einheitsfront aus und drohte seinen fassungslosen Anhängern an, er werde jeden aus der NSDAP ausschliessen, der sich aktiv am Widerstand gegen Frankreich beteilige, vereinzelt machte er seine Drohung auch wahr: «Wenn sie noch nicht kapiert haben, dass Versöhnungsdusel unser Tod ist, dann ist ihnen nicht zu helfen», wies er alle Einwände zurecht.<sup>114</sup> Zwar hatte er die problematischen Züge seiner Entscheidung offenbar bedacht; doch sowohl sein Sonderbewusstsein als auch taktische Überlegungen geboten ihm, nicht als ein Verband unter zahlreichen anderen, neben Bürgerlichen und Marxisten und Juden, in der Anonymität eines breiten nationalen Widerstands unterzutauchen. Und wie er fürchtete, der Ruhrkampf werde das Volk hinter die Regierung bringen und das Regime festigen, so hoffte er, das durch seine Quertreiberei mitbewirkte Durcheinander im Sinne seiner weiterreichenden Umsturzabsichten nutzen zu können: «Solange eine Nation nicht die Mörder innerhalb ihrer Grenzen hinwegfegt», schrieb er im 'Völkischen Beobachter', «ist ein Erfolg nach aussen unmöglich: Während mündlich und schriftlich gegen Frankreich protestiert wird, lauert der wahre Todfeind des deutschen Volkes innerhalb seiner Mauern.» Mit bemerkenswerter Konsequenz, allen Anfeindungen zum Trotz und sogar gegen die erdrückende Autorität Ludendorffs, beharrte er auf seiner Forderung, dass zunächst mit dem inneren Feind abgerechnet werden müsse. Als der Chef der Heeresleitung, General v. Seeckt, in einer Unterredung Anfang März wissen wollte, ob **Hitler** seine Anhänger für den Fall eines Übergangs zum aktiven Widerstand der Reichswehr angliedern werde, bekam er die bündige Antwort, erst müsse die Regierung gestürzt



werden. Auch einem Vertreter des Kanzlers Cuno gegenüber erklärte er vierzehn Tage später, dass erst der Feind im Innern erledigt werden müsse. «Nicht nieder mit Frankreich, sondern nieder mit den Vaterlandsverrätern, nieder mit den Novemberverbrechern muss es heißen!»<sup>115</sup>

Hitlers Verhalten ist immer wieder als Zeugnis seiner gänzlich grundlegenden Skrupellosigkeit interpretiert worden. Doch die Entschlossenheit, mit der er sich dem unpopulären Zwielficht aussetzte, deutet eher darauf hin, dass gerade seine Grundsätze ihm keine andere Wahl liessen und er selber eine der Schlüsselentscheidungen seiner Laufbahn darin gesehen hat. Die Partner und Förderer seines Aufstiegs, die Honoratioren und konservativen Wortführer haben ihn stets für einen der ihren gehalten und in aller Nachbarschaft, zu der sie sich drängten, vor allem den nationalen Mann gesucht. Doch schon die erste politische Entscheidung Hitlers von mehr als lokalem Gewicht desavouierte alle diese falschen Bruderschaften von Kahr bis Papen und stellte unmissverständlich klar, dass er sich, vor die Wahl gestellt, wie ein wirklicher Revolutionär verhielt: Ohne Umschweife gab er der revolutionären Haltung den Vorrang vor der nationalen. In der Tat hat er auch in späteren Jahren nie anders reagiert und noch im Jahre 1930 versichert, er würde bei einem Einfall der Polen eher Ostpreussen und Schlesien zeitweilig aufgeben, als für das bestehende Regime in den Abwehrkampf zu treten.<sup>116</sup> Zwar hat er auch versichert, er würde sich selber verachten, wenn er «nicht im Augenblick des Konflikts zunächst einmal Deutscher» wäre; tatsächlich aber liess er sich, anders als sein aufgebracht Anhang, kühler und folgerichtiger, seine Taktik nicht durch die eigenen patriotischen Tiraden vorschreiben und höhnte, zum Angriff übergehend, sowohl über den passiven Widerstand, der den Gegner «totfaulenz» wolle, wie über jene, die Frankreich durch Sabotageakte in die Knie zu zwingen beabsichtigten. «Was wäre heute Frankreich», rief er aus, «wenn es in Deutschland keine Internationalen, sondern nur Nationalsozialisten gäbe! Und wenn wir nichts hätten als zunächst unsere Fäuste! Wenn über sechzig Millionen nur den einen Willen hätten, fanatisch national eingestellt zu sein – aus der Faust würden die Waffen herausquellen.»<sup>117</sup> Der ganze Hitler sprach daraus: eine rationale

Ausgangsüberlegung, hochgetrieben durch eine monströse Willensbeschwörung, und dahinter eine stimulierende Vision.

Zweifellos ist denn auch **Hitlers** Abwehrwille nicht geringer gewesen als der aller anderen Kräfte und Parteien; nicht die Tatsache, dass Widerstand geleistet wurde, sondern dass es nur passiver, halber Widerstand sein sollte, hat neben den erwähnten Gründen seine Weigerung bewirkt. Dahinter stand die Überzeugung, dass eine konsequente und erfolgreiche Aussenpolitik nur mit dem Rückhalt einer in sich geschlossenen, revolutionär geeinten Nation geführt werden könne; es war, in Umkehrung aller politischen Tradition der Deutschen, eine Art radikaler Primat der Innenpolitik, wie er erstmals in seinem Feldpostbrief vom Februar 1915 angedeutet war und bis zum Abschluss der Machtergreifung seine taktische Maxime gewesen ist. Als der Abbruch des passiven Widerstandes sich abzeichnete und **Hitler** in seiner melodramatischen Vorstellung einen erneuten Zusammenbruch Deutschlands und die Lostrennung des Ruhrgebietes bevorstehen sah, hat er der Regierung in einer leidenschaftlichen Rede das Bild des wahren Widerstandes entworfen und dabei eine Vision entwickelt, die seinen Befehl über die Aktion «Verbrannte Erde» vom März 1945 vorwegnahm:

«Was hat es zu sagen, wenn in der Katastrophe unserer Gegenwart Industrieanlagen zugrunde gehen? Hochöfen können bersten, Kohlengruben ersaufen, Häuser mögen zu Asche verbrennen – wenn nur ein Volk dahinter aufsteht, stark, unerschütterlich, zum Letzten entschlossen! Denn wenn das deutsche Volk wieder aufsteht, dann wird auch das andere alles wieder aufstehen. Wenn aber alles das stünde und ein Volk geht an innerer Fäulnis zugrunde, so sind Kamine, Industriewerke und Häusermeere nichts anderes als die Leichensteine dieses Volkes! Das Ruhrgebiet hätte das deutsche Moskau werden müssen! Wir hätten erweisen müssen, dass das deutsche Volk von 1923 nicht mehr das Volk von 1918 ist... Das Volk der Entbehrung und Schande ist jetzt wieder zum Volk der Helden geworden! Hinter dem brennenden Ruhrgebiet hätte ein solches Volk seinen Widerstand auf Tod und Leben organisiert. Wäre so gehandelt worden, Frankreich hätte den Schritt nur zögernd weitergesetzt... Ofen um Ofen, Brücke um Brücke gesprengt! Deutschland erwacht! Frankreichs Armee hätte sich nicht in das Grauen eines solchen Weltunterganges peitschen lassen! Bei Gott, wir ständen heute anders da!»<sup>18</sup>

Die von nur wenigen Zeitgenossen begriffene oder durchschaute Entscheidung Hitlers gegen die Beteiligung am Ruhrkampf ist auch die Ursache für die immer wieder umlaufenden Gerüchte gewesen, die NSDAP habe ihre sich ausdehnende Organisation, ihre Propaganda, Uniformierung und Ausrüstung mit Hilfe französischer Gelder finanziert, doch haben sich niemals glaubwürdige Beweise dafür erbringen lassen, wie denn überhaupt die Frage, welche politischen oder wirtschaftlichen Interessen auf die anwachsende Partei einzuwirken versuchten, bis heute nur ansatzweise aufgeklärt ist. Immerhin stand der von der NSDAP betriebene Aufwand, insbesondere seit Hitler die Führung übernommen hatte, in so deutlichem Missverhältnis zur Zahl ihrer Mitglieder, dass die Suche nach finanzkräftigen Geldgebern nicht einfach mit dem Dämonenkomplex der Linken abgetan werden kann, die sich die nie verwundene Niederlage durch den «geschichtswidrigen Nationalsozialismus» nur mit dem Hintergrundwirken einer finsternen monopolkapitalistischen Verschwörung zu deuten vermag. Die Nationalsozialisten selber haben den abenteuerlichen Vermutungen durch die hysterische Heimlichtuerei Raum verschafft, mit der sie die Frage ihrer Finanzierung zu vernebeln versuchten. Die Unterlagen der zahlreichen Beleidigungsprozesse, die in den Weimarer Jahren aufgrund immer neuer Anschuldigungen zum Austrag kamen, wurden nach 1933 beiseite geschafft oder vernichtet, und seit Anfangszeiten galt ganz allgemein die Regel, über materielle Zuwendungen keine Belege aufzubewahren, das Tagebuch der Geschäftsstelle enthält nur selten einen Vermerk, in aller Regel mit dem Zusatz: «Wird von Drexler persönlich erledigt.» Gelegentlich verbot Hitler den Besuchern einer Veranstaltung im Münchener Kindkeller sogar, die Einzelheiten einer von ihm selber berichteten Transaktion zu notieren.<sup>119</sup>

Die finanzielle Basis der Partei bildeten zweifellos die Mitgliedsbeiträge, kleinere Spenden opferwilliger Anhänger, Eintrittsgelder zu den Redeauftritten Hitlers oder Sammlungen, die unter den Kundgebungsteilnehmern veranstaltet wurden und oft mehrere tausend Mark einbrachten. Einige der frühen Gefolgsleute haben sich auch, wie beispielsweise der am 9. November vor der Feldherrnhalle umgekommene Oskar Körner, der einen kleinen Spiel-

warenladen besass, zugunsten der Partei nahezu ruiniert, Geschäftsinhaber halfen mit Rabattscheinen, andere gaben Schmuck oder Kunstgegenstände, alleinstehende Anhängerinnen, die sich im Taumel nächtlicher Kundgebungen von der Erscheinung [Hitlers](#) zu nicht mehr erhofften Gefühlsaufschwüngen gebracht sahen, vermachten der NSDAP testamentarisch ihre Hinterlassenschaft. Vermögende Freunde wie die Pechsteins, die Bruckmanns oder Ernst «Putzi» Hanfstaengl halfen mit zuweilen hohen Beträgen. Auch fand die Partei Wege, ihre Mitglieder über die Beitragsleistung hinaus für die Beschaffung der Mittel zu aktivieren, indem sie unverzinsliche Schuldscheine ausgab, die von den Anhängern erworben und vertrieben werden mussten, laut polizeilicher Ermittlung wurden allein im ersten Halbjahr 1921 nicht weniger als 40'000 Schuldscheine über je zehn Mark ausgegeben.<sup>120</sup>

Gleichwohl litt die Partei in den ersten Jahren unter anhaltendem Geldmangel und konnte sich noch Mitte 1921 nicht einmal einen eigenen Kassierer leisten, mitunter fehlte den Plakatkolonnen, dem Bericht eines der frühen Mitglieder zufolge, sogar das Geld für den benötigten Klebstoff, und im Herbst 1921 musste [Hitler](#) aus finanziellen Gründen auf die Abhaltung geplanter Grossveranstaltungen im Zirkus Krone verzichten. Die materielle Misere besserte sich erst vom Sommer 1922 an, als die Partei sich dank ihrer fieberhaften Aktivität immer auffälliger zu machen begann. Von da an fand sie zunehmend intensivere Kontakte zu einem Netz von Gönnern und Geldgebern, nicht Parteigänger im eigentlichen Sinne, sondern Vertreter der begüterten, von der kommunistischen Revolutionsdrohung verschreckten bürgerlichen Gesellschaft. In der Organisation ihrer Gegenwehr unterstützten sie alle widerstandswilligen Kräfte von den militanten Kampforganisationen der Rechten bis zu sektiererischen Wochenblättchen oder jener kraus blühenden Tagesschriftstellerei von protestierender Gesinnung, und richtig ist wohl, dass sie weniger [Hitler](#) nach oben helfen als sich der energischen Kraft gegen die Revolution bedienen wollten.

Die Verbindung zu den einflussreichen und finanzkräftigen Kreisen der bayerischen Gesellschaft verdankte [Hitler](#) neben Dietrich Eckart vor allem Max Erwin v. Scheubner-Richter und wohl

auch Ludendorff/ der seinerseits ansehnliche Mittel von Vertretern der Industrie und des Grossgrundbesitzes erhielt, die er nach Gutdünken unter die völkischen Kampforganisationen aufteilte. Und während Ernst Röhm Gelder, Waffen und Ausrüstung mobilisierte, stellte Dr. Emil Gansser, ein Freund Dietrich Eckarts, den Kontakt zu der im «Nationalklub» vereinigten ausserbayerischen Wirtschaftsprominenz her, der [Hitler](#) 1922 erstmals seine Absichten vortragen konnte. Zu den namhaften Geldgebern gehörten der Lokomotivfabrikant Borsig, Fritz Thyssen von den Vereinigten Stahlwerken, Geheimrat Kirdorf, die Daimlerwerke und der Bayerische Industriellenverband, doch auch tschechoslowakische, skandinavische und vor allem schweizerische Finanzkreise liehen der Partei, die so erfolgreich von sich reden machte, materielle Unterstützung. Im Herbst 1923 reiste [Hitler](#) nach Zürich und kehrte, dem Vernehmen nach, mit einem «Kabinenkoffer, gefüllt mit Schweizer Franken und Dollarnoten», von dort zurück.<sup>121</sup> Auch der undurchsichtige und einfallsreiche Kurt W. Luedecke schaffte aus bisher nicht identifizierten, offenbar ausländischen Quellen beträchtliche Mittel herbei und finanzierte beispielsweise einen «eigenen» SA-Sturm mit schliesslich mehr als fünfzig Mitgliedern, aus Ungarn kamen Zuwendungen, ferner aus russischen und baltendeutschen Emigrantenkreisen, und einige Funktionäre der Partei wurden während der Inflation mit Auslandsvaluta bezahlt, darunter der Stabsfeldwebel der SA-Führung und spätere Fahrer [Hitlers](#), Julius Schreck, desgleichen der zeitweilige Stabschef der SA, Kapitänleutnant Hoffman. Sogar ein Bordell, das auf Anregung Scheubner-Richters von einem ehemaligen Offizier in der Berliner Tauentzienstrasse eingerichtet worden war, stand im Dienste der nationalen Sache und führte die Erlöse an die Münchener Parteizentrale ab.<sup>122</sup>

Die Beweggründe für die Unterstützungen, die der Partei geleistet wurden, waren so unterschiedlich wie deren Herkunft. Zwar trifft zu, dass die spektakulären Unternehmungen [Hitlers](#) seit dem Sommer 1922 ohne sie nicht zu denken sind; doch richtig bleibt auch, dass der ungestüm aufsteigende Demagoge, der nach Jahren der Einzelgängerei und Menschenferne erstmals und rauschhaft das Gefühl der eigenen Unwiderstehlichkeit erlebte, für die mate-

riellen Hilfeleistungen keine bindenden Verpflichtungen einging. Der antikapitalistische Affekt des Nationalsozialismus ist vom eifersüchtigen linken Zeitgeist niemals wirklich ernst genommen worden, weil er dumpf und rational unbegründet blieb; tatsächlich kam er auch im Protest gegen Wucherer, Schieber und Warenhäuser über die Perspektive von Hausmeistern und Ladenbesitzern nicht eigentlich hinaus. Doch dass er keine blitzenden Systeme vorweisen konnte, hat der Glaubwürdigkeit seiner Empörung eher gedient, auch wenn er nur die Moral, nicht aber die materiellen Grundlagen der besitzenden Klassen in Frage stellte. Den werbewirksamen Irrationalismus der Bewegung hat einer der frühen Parteiredner überzeugend zum Ausdruck gebracht, als er den verzweifelten, unruhigen Massen zurief: «Geduldet euch nur noch kurze Zeit! Dann aber, wenn wir euch rufen, dann schont die Sparkassen, denn dort haben wir Proletarier unsere Sparpfennige, aber stürmt die Grossbanken, nehmt alles Geld, das ihr dort findet, und werft es auf die Strasse und zündet den grossen Haufen an! Und an die Galgen der Strassenbahn hängt die schwarzen und die weissen Juden!»

Mit ähnlichen Ausbrüchen, ähnlich gefühlsbestimmt, hat auch [Hitler](#), gerade vor dem düsteren Hintergrund der Inflation und des Massenelends, mit der immer wiederkehrenden grossen Anklage gegen die Verlogenheit des Kapitalismus beträchtliche Anhängerschaften mobilisiert, allen kapitalistischen Zuwendungen zum Trotz. Max Amann, der Geschäftsführer der Partei, hat in seiner Vernehmung durch die Münchener Polizei kurz nach dem Putschversuch vom November 1923 behauptet, dass [Hitler](#) den Geldgebern «als Quittung lediglich das Parteiprogramm gegeben» habe,<sup>123</sup> und trotz aller Zweifel im Ganzen kann man davon ausgehen, dass mehr als taktische Zugeständnisse von ihm nicht erreichbar waren – wie überhaupt die Vorstellung korrupter Züge dem Bilde dieses Mannes eigentümlich unangemessen ist; sie unterschätzt seine Starre, das inzwischen gewonnene Selbstbewusstsein und die Macht seiner Wahngelüste.

Die Ende Januar erfolgreich bestandene Kraftprobe mit der Staatsgewalt verhalf den Nationalsozialisten an die Spitze der rechtsradikalen Gruppen in Bayern, und in einer Welle von Versammlungen, Demonstrationen und Aufmärschen gaben sie sich lärmender und zukunftsgeversicher als je zuvor. Putschgerüchte, Umsturzpläne erfüllten die Szenerie, und die vielfältigen Stimmungen, vom Führer der NSDAP mit leidenschaftlichen Parolen genährt, trafen sich in der Erwartung, dass eine allgemeine Änderung der Verhältnisse nahe bevorstehe: kein «leichtfertiger Putsch», wie **Hitler** formulierte, sondern eine «Generalabrechnung unerhörtester Art». Damit einher ging eine verstärkte Führerpropaganda, in der er die Erfahrungen der vergangenen Wochen verwertete; denn diese hatten ihn gelehrt, dass auch unerwartete, provokante Entscheidungen mit Gefolgschaft rechnen konnten, sofern sie durch den Nimbus des unfehlbaren Führers hinreichend abgedeckt waren. In **Hitler** stehe «die Idee der ganzen Bewegung leuchtend vor allen Augen», hiess es nun, er sei schon heute der «berufene Führer des neuen völkischen Deutschland», und «wir folgen ihm, wohin er will». Einen Höhepunkt erreichte die jetzt erstmals verbreitet zu kultischen Formen findende Führerverehrung in der zweiten Aprilhälfte anlässlich **Hitlers** Geburtstags. Alfred Rosenberg schrieb im 'Völkischen Beobachter' eine Huldigung, die den «mystischen Klang» des Namens **Hitler** feierte, im Zirkus Krone versammelte sich die gesamte Führungsspitze der Partei, Vertreter der nationalen Verbände sowie neuntausend Anhänger zu einer Gratulationskundgebung, eine **Hitler**-Spende zur Finanzierung des Kampfes der Bewegung wurde aufgelegt, und Hermann Esser begrüßte ihn als den Mann, vor dem «die Nacht jetzt zu weichen beginnt»<sup>124</sup>.

Nicht zuletzt, um der so offenbar näherrückenden Entscheidungsstunde gewachsen zu sein, war es schon Anfang Februar auf Betreiben Röhm's zu einem Bündnis der NSDAP mit einigen militanten nationalistischen Organisationen gekommen: der von Hauptmann Heiss geführten «Reichsflagge», dem «Bund Oberland», dem «Vaterländischen Verein München» sowie dem «Kampfverband Niederbayern». Unter dem Namen «Arbeitsgemeinschaft der Vaterländischen Kampfverbände» wurde ein ge-

meinsames Komitee gegründet und die militärische Führung der Vereinigung Oberstleutnant Hermann Kriebel übertragen.

Damit war zwar ein Gegenstück zu der schon bestehenden Dachorganisation der nationalistischen Gruppen geschaffen, den «Vereinigten Vaterländischen Verbänden Bayerns» (VVV), die unter Führung des ehemaligen Ministerpräsidenten v. Kahr und des Gymnasialprofessors Bauer die verschiedenartigsten weissblauen, alldrutschen, monarchistischen und vereinzelt auch rassistischen Bestrebungen vereinte, während der schwarz-weiss-rote Kampfbund Kriebels militanter, radikaler, «faschistischer» war und die umstürzlerische Sehnsucht vom Beispiel Mussolinis oder Kemal Paschas inspirieren liess. Aber wie problematisch ein Zuwachs war, der ihn gleichzeitig seiner bislang unumschränkten Kommandogewalt beraubte, musste Hitler am 1. Mai erfahren, als er erneut, ungeduldig und verwöhnt von seinem politischen Spielerglück, die Auseinandersetzung mit der Staatsgewalt wagte.

Bereits sein Versuch, dem «Kampfbund» ein Programm zu geben, war dem schwerfälligen Soldatenverstand seiner Partner zum Opfer gefallen, und im Verlauf des Frühjahrs hatte er beobachten müssen, wie Kriebel, Röhm und die Reichswehr ihm die SA entwandten, die er sich als eine ihm persönlich ergebene revolutionäre Verfügungstruppe geschaffen hatte: Immer mit dem Ziel, eine heimliche Reserve für das Hunderttausendmann-Heer zu gewinnen, exerzierten sie die Standarten (wie die drei regimentsstarken Einheiten hiessen), veranstalteten Nachtübungen und Vorbeimärsche, auf denen Hitler allenfalls als kommuner Zivillist in Erscheinung treten, auch gelegentlich eine Ansprache halten, doch seinen Führungsanspruch nicht oder nur mühsam behaupten konnte. Ungelassen registrierte er, wie die Sturmtruppen zweckentfremdet und von einer weltanschaulichen Avantgarde zu Wehrersatzeinheiten herabgedrückt wurden. Um seine ausschliessliche Befehlsgewalt wiederzugewinnen, beauftragte er wenige Monate später einen seiner alten Mitkämpfer, den ehemaligen Leutnant Josef Berchtold, eine Art Stabschwache aufzustellen, die den Namen «Stosstrupp Hitler» erhielt; sie war der Ursprung der späteren SS.

Ende April fassten Hitler und der Kampfbund in einer Zusammenkunft den Beschluss, die alljährliche Kundgebung der Links-



parteien zum 1. Mai als eine Provokation zu betrachten und mit allen Mitteln zu verhindern. Gleichzeitig wollten sie, in Erinnerung an den vierten Jahrestag der Beendigung der Räteherrschaft, eine eigene Massendemonstration veranstalten. Als die unentschlossene Regierung v. Knilling, ohne aus der Niederlage vom Januar gelernt zu haben, dem Ultimatum des Kampfbundes zur Hälfte entsprach und der Linken nur die Veranstaltung auf der Theresienwiese genehmigte, die Strassenumzüge jedoch untersagte, zeigte [Hitler](#) sich auf die bewährte Weise erregt. Wie im Januar versuchte er, die militärische Gewalt gegen die zivilen Instanzen ins Spiel zu bringen. Am 30. April, in einer aufs Äusserste gespannten Situation, während Kriebel, Bauer und der neuernannte Führer der SA, Hermann Göring, am Sitz der Regierung vorstellig wurden und die Verhängung des Ausnahmezustandes gegen die Linke verlangten, begab [Hitler](#) sich mit Röhm wiederum zu General v. Lossow und forderte nicht nur die Intervention der Reichswehr, sondern auch, der generellen Vereinbarung entsprechend, die Herausgabe der in den Heeresdepots lagernden Waffen der Vaterländischen Verbände. Zu [Hitlers](#) grenzenloser Verblüffung lehnte der General das eine wie das andere mit dünnen Worten ab; er wisse, so erklärte er steif, was er der Sicherheit des Staates schuldig sei, und werde auf jeden schiessen lassen, der Unruhen anzettele. Oberst Seisser, der Chef der bayerischen Landespolizei, äusserte sich ähnlich.

Erneut hatte [Hitler](#) sich in eine nahezu aussichtslose Lage gebracht, die ihm nur noch den beschämenden Verzicht auf die geräuschvoll angekündigte Verhinderung der Maifeiern zu lassen schien. Doch in einer überaus charakteristischen Bewegung negierte er die Niederlage, indem er den Einsatz drastisch erhöhte. Schon Lossow gegenüber hatte er finster gedroht, dass «die roten Kundgebungen» nur stattfinden könnten, wenn die Demonstranten über seine «Leiche marschieren» würden, und so viel schwadronierende Schicksalsergriffenheit, so viel billige Schaustellerleidenschaft dabei im Spiel waren: immer schien, jetzt wie später auch, ein überspannter Ernst hindurch, die äusserste Entschlossenheit, sich alle Rückwege abzuschneiden und die eigene Existenz vor die kategorischen Alternativen des Alles oder Nichts zu bringen.

Jedenfalls liess [Hitler](#) die Vorbereitungen nunmehr beschleuni-

gen, fieberhaft wurden Waffen, Munition und Kraftfahrzeuge bereitgestellt und am Ende sogar die Reichswehr handstreichartig übertölpelt. Entgegen dem Verbot Lossows liess er Röhm und eine Handvoll SA-Männer zu den Kasernen fahren und unter dem Vorwand, dass die Regierung für den 1. Mai Ausschreitungen von links befürchte, vor allem Karabiner und Maschinengewehre beschaffen. Angesichts derartig unverhüllter Putschvorbereitungen äusserten einige der Bündnispartner doch Bedenken, es kam zu Auseinandersetzungen, doch die Ereignisse hatten inzwischen die Akteure überholt: Aufgrund der Alarmbefehle trafen bereits die **Hitler**leute aus Nürnberg, Augsburg und Freising ein, viele waren bewaffnet, eine Gruppe aus Bad Tölz hatte ihrem Lastkraftwagen ein altes Feldgeschütz angehängt, die Landshuter Einheit unter Gregor Strasser und Heinrich Himmler führte einige leichte Maschinengewehre mit – alle aber in der Erwartung der jahrelang ersehnten, von **Hitler** selber hundertfach verheissenen revolutionären Erhebung, der «Tilgung der Novemberschmach», wie das düster-populäre Reizwort lautete. Als der Polizeipräsident Nortz sich warnend an Kriebel wandte, erhielt er zur Antwort: «Ich kann nicht mehr zurück, es ist zu spät... einerlei, ob Blut fliesst.»<sup>125</sup>

Noch vor Tagesgrauen sammelten sich auf dem Oberwiesenfeld, aber auch beim Maximilianeum sowie an einigen ausgesuchten Schwerpunkten der Stadt die «Vaterländischen Verbände», um dem angeblich drohenden sozialistischen Putsch entgegenzutreten. Etwas später traf **Hitler** ein, er betrat das Gelände, das einem militärischen Feldlager glich, hochdramatisch mit einem Stahlhelm auf dem Kopf und hatte das EK 1 angelegt, in seiner Begleitung befanden sich unter anderen Göring, Streicher, Rudolf Hess, Gregor Strasser sowie der Freikorpsführer Gerhard Rossbach, der die Münchener SA befehligte. Und während die Sturmabteilungen in Erwartung der ausstehenden Einsatzbefehle zu exerzieren begannen, berieten die Führer, ratlos, uneinig und in wachsender Nervosität, was zu tun sei, weil das mit Röhm verabredete Zeichen ausblieb.

Auf der Theresienwiese veranstalteten unterdessen die Gewerkschaften und Parteien der Linken, nicht ohne das traditionell-revolutionäre Vokabular, aber in harmonischer und dem Gemein-

sinn verpflichteter Grundstimmung die Maifeiern, und da die Polizei das Oberwiesenfeld zur Stadt hin in weitem Umkreis abgeriegelt hatte, blieben auch die erwarteten Zusammenstöße aus. Röhm selber aber stand zu dieser Zeit in militärischer Haltung vor seinem Chef, General v. Lossow, der inzwischen von der Aktion in den Kasernen erfahren hatte und zornentbrannt die Herausgabe der verwendeten Waffen verlangte. Kurz nach Mittag erschien der Hauptmann, eskortiert von bewaffneten Reichswehr- und Polizeieinheiten, auf dem Oberwiesenfeld und überbrachte Lossows Befehl. Während Strasser und Kriebel zum Losschlagen rieten, weil sie hofften, in einer bürgerkriegsähnlichen Auseinandersetzung mit der Linken die Reichswehr am Ende doch ins eigene Lager zu zwingen, gab Hitler jetzt auf. Zwar gelang es ihm, die demütigende Auslieferung der Waffen an Ort und Stelle zu vermeiden, die Verbände schafften sie selber in die Kasernen zurück; aber die Niederlage war unverkennbar, auch die grellen Blendlichter der Rede, mit der er am gleichen Abend im überfüllten Zirkus Krone vor seine Anhänger trat, konnten sie nicht auslöschen.

Zahlreiche Anzeichen sprechen dafür, dass Hitler damit in die erste persönliche Krise seiner Aufstiegsjahre geriet. Zwar konnte er nicht ohne gewisse Berechtigung seine Abhängigkeit von den Bündnispartnern, vor allem den zimperlichen und halsstarrigen nationalen Verbänden, für das Fiasko vom 1. Mai verantwortlich machen; doch musste er sich sagen, dass im Verhalten der Partner auch eigene Schwächen und Fehlgriffe offenbar geworden waren. Vor allem aber war er einem verfehlten Konzept gefolgt. Eine unvorhergesehene Wendung und die Heftigkeit seines Temperaments hatten ihm eine gänzlich verkehrte Feldordnung aufgenötigt: Unvermittelt hatte er die Reichswehr, deren Macht ihn mächtig gemacht hatte, nicht mehr in seinem Rücken, sondern frontal und drohend gegen sich gesehen.

Es war der erste empfindliche Rückschlag nach einem jahrelang stürmischen Aufstieg, und für mehrere Wochen zog Hitler sich, von Selbstzweifeln erfüllt, zu Dietrich Eckart nach Berchtesgaden zurück. Nur gelegentlich kam er zu einem Redeauftritt oder um sich zu zerstreuen nach München. Wenn seine taktischen Verhaltensweisen bis dahin überwiegend von seinen Anlehnungsinstink-

ten bestimmt gewesen waren, so entwickelte er unter dem Eindruck jenes Maitages vermutlich die Ansätze eines schlüssigen taktischen Systems: erste Umriss des jenes Konzepts der «faschistischen» Revolution, die nicht im Konflikt, sondern im Verein mit der Staatsmacht erfolgt und treffend als «Revolution mit Erlaubnis des Herrn Präsidenten» beschrieben worden ist.<sup>126</sup> Einige seiner Überlegungen hat er damals niedergeschrieben, sie gingen später in «Mein Kampf» ein.

Bedenklicher noch war die kritische Reaktion der Öffentlichkeit. Immer wieder, in zahlreichen aufpeitschenden Reden, hatte [Hitler](#) die Aktion, den Willen, die Idee des Führertums verherrlicht, acht Tage vor dem Unternehmen vom 1. Mai hatte er wortreich noch die Nation beklagt, die Helden brauche, doch auf Schwätzer angewiesen sei, und einem schwärmerischen Tatglauben gehuldigt, dem die Komödie des Zögerns und der Ratlosigkeit auf dem Oberwiesenfeld gewiss nicht entsprach: «Allgemein wird anerkannt, dass [Hitler](#) und seine Leute sich blamiert haben», hiess es in einem Bericht über die Vorgänge. Selbst das angebliche Mordkomplott gegen den «grossen Adolf», wie die 'Münchener Post' ironisch schrieb, das Hermann Esser Anfang Juli unter mancherlei künstlichem Gezeter im 'Völkischen Beobachter' aufdeckte, vermochte nur wenig zur Wiederbelebung seiner Popularität beizutragen, zumal eine ähnliche Enthüllungsgeschichte im April veröffentlicht, jedoch schon bald als Erfindung von nationalsozialistischer Seite decouvriert worden war. «[Hitler](#) hat aufgehört, die Phantasie des Volkes zu beschäftigen», schrieb ein Korrespondent der 'New Yorker Staatszeitung', sein Stern schien in der Tat, wie ein sachkundiger zeitgenössischer Beobachter schon Anfang Mai registriert hatte, «stark im Verblässen»<sup>127</sup>.

Ihm selber, seinem affektbestimmten Blick, mochte es in depressiven Zuständen der Berchtesgadener Einsamkeit so scheinen, als sei der Stern schon im Erlöschen; dies jedenfalls würde seinen bemerkenswerten Rückzug erklären helfen, den ganz und gar entmutigten Verzicht darauf, die abgerissene Verbindung zu Lossow wiederherzustellen, dem Kampfbund wie der führerlosen Partei neue Ziele und Zusammenhalt zu geben. Einen Versuch Gottfried Feders, Oskar Körners und einiger anderer altgedienter Anhänger,

ihn zur Ordnung zu rufen und insbesondere «Putzi» Hanfstaengl auszuschalten, der ihm jene «schönen Frauen» zuführte, die empörenderweise «in seidenen Hosen» herumliefen und zu «Sektgelagen» animierten, nahm er kaum zur Kenntnis.<sup>128</sup> Wie in einem Rückfall in die alten Lethargien und Unlustgefühle liess er sich treiben. Offenbar wollte er zunächst aber auch das Ergebnis des Verfahrens abwarten, das die Staatsanwaltschaft beim Landgericht München I wegen der Vorgänge vom 1. Mai eingeleitet hatte. Denn unabhängig von der Verurteilung, mit der er rechnen musste, drohte ihm nicht nur die Vollstreckung der ausgesetzten zweimonatigen Gefängnisstrafe wegen der Affäre Ballerstedt; vielmehr würde der Innenminister Schweyer, unter dem Hinweis auf den Wortbruch [Hitlers](#), zweifellos seine alte Absicht verwirklichen können und ihn ausweisen.

Mit einem geschickten Gegenzug, der sich die nationalistische Verfilzung des bayerischen Kräftefeldes zunutze machte, kam [Hitler](#) diesen Befürchtungen zuvor. In einer Denkschrift an den zuständigen Staatsanwalt schrieb er: «Da ich seit Wochen in Presse und Landtag auf das Ungeheuerlichste beschimpft werde, ohne dass mir infolge der Rücksicht, die ich dem Vaterland schuldig bin, die Möglichkeit einer öffentlichen Verteidigung zur Verfügung steht, bin ich dem Schicksal nur dankbar, dass es mir gestattet, diese Verteidigung im Gerichtssaal und damit frei von diesen Rücksichten führen zu können.» Vorsorglich drohte er an, die Denkschrift der Presse zu übergeben.

Der Wink war unmissverständlich genug. Er erinnerte den deutschnationalen Justizminister Gürtner, der die Denkschrift mit einem besorgten Begleitschreiben des Staatsanwalts erhielt, an alte und fortbestehende Einverständnisse, er selber hatte die Nationalsozialisten gelegentlich «Fleisch von unserem Fleische» genannt.<sup>129</sup> Der täglich sich verschärfende nationale Notstand, der mit Inflation, Massenstreiks, Ruhrkampf, Hungerrevolten und Aufruhraktionen von links seinem Explosionspunkt zusteuerte, schuf ausreichende Begründungen für die Schonung einer nationalen Führerfigur, auch wenn sie selber Teil dieses Notstandes war. Ohne den Innenminister, der sich mehrfach nach dem Verlauf der Ermittlungen erkundigte, zu informieren, unterrichtete Gürtner

daher die Staatsanwaltschaft von seinem Wunsch, den Fall «auf eine ruhigere Zeit» zu vertagen. Am 1. August 1923 wurden die Untersuchungen einstweilen abgeschlossen, am 22. Mai des folgenden Jahres das Verfahren eingestellt.

Wie beträchtlich gleichwohl der Prestigeverlust war, den [Hitler](#) erlitten hatte, zeigte sich Anfang September, als die Vaterländischen Verbände am Jahrestag des Sieges von Sedan in Nürnberg zu einem der «Deutschen Tage» zusammenkamen, die von Zeit zu Zeit, unter pathetischem Gepränge, in verschiedenen Teilen Bayerns stattfanden: Vor einer dekorativen Kulisse aus Fahnen, Blumen und pensionierten Generalen huldigten Hunderttausende in Reden und Umzügen dem beleidigten Gefühl nationaler Grösse und dem Bedürfnis nach schöner und erhebender Anschaulichkeit: «Brausende Heilrufe», so heisst es mit amtsfremder Ergriffenheit in dem Bericht des Staatspolizeiamtes Nürnberg-Fürth über den 2. September 1923, «umtosten Ehrengäste und Zug, zahllose Arme streckten sich ihm mit wehenden Tüchern entgegen, ein Regen von Blumen und Kränzen schüttete sich von allen Seiten über ihn: Es war ein freudiger Aufschrei Hunderttausender Verzagter, Verschüchterter, Getreter, Verzweifelnder, denen sich ein Hoffnungsstrahl auf Befreiung aus Knechtschaft und Not offenbarte. Viele, Männer und Frauen, standen und weinten ...»<sup>130</sup>

Zwar bildeten die Nationalsozialisten, dem gleichen Bericht zufolge, unter den hunderttausend aufmarschierenden Teilnehmern eine der stärksten Gruppen; doch im Mittelpunkt des hochgehenden Jubels stand unverkennbar Ludendorff, und als [Hitler](#) sich unter dem Eindruck der Massenschaustellung, eingedenk aber auch des inzwischen verlorenen Terrains, erneut zu einem Bündnis bereitfand und mit dem Verband «Reichsflagge» des Hauptmanns Heiss sowie dem «Bund Oberland» unter Friedrich Weber den «Deutschen Kampfbund» gründete, war von seinem Führungsanspruch keine Rede mehr. Nicht nur die Niederlage vom 1. Mai, sondern mehr noch der Rückzug aus München hatte dem rapiden Verfall seiner Stellung vorgearbeitet: sobald er nicht durch seine Präsenz Sensation erzeugte, waren Name, Autorität, Demagogenherrlichkeit, alles dahin. Erst rund drei Wochen später hatte der unermüdlich drängende Röhm seinem Freunde [Hitler](#) unter den

Führern des Kampfbundes so viel Renommée zurückgewonnen, dass [Hitler](#) doch noch die politische Leitung des Bundes an sich ziehen konnte.

Den äusseren Anlass dazu bot der Entschluss der Reichsregierung, den sinnlosen, über alle Kräfte gehenden Ruhrkampf einzustellen. Am 24. September, sechs Wochen nach Übernahme der Regierung, hatte Gustav Stresemann den passiven Widerstand abgebrochen und die Reparationszahlungen an Frankreich wiederaufgenommen. Zwar hatte [Hitler](#) in allen zurückliegenden Monaten diesen Widerstand missbilligt, aber seine revolutionäre Zielsetzung verlangte gleichwohl, den unpopulären Schritt der Regierung als Zeugnis eines schimpflichen Verrats zu brandmarken und allen umstürzlerischen Nutzen daraus zu ziehen. Schon am folgenden Tag traf er mit den Führern des Kampfbundes, Kriebel, Heiss, Weber, Göring und Röhm, zusammen. In einer mitreissenden Rede, zweieinhalb Stunden lang, entwickelte er seine Vorstellungen und Visionen und schloss mit der Bitte, ihm die Führung des «Deutschen Kampfbundes» zu übertragen. Mit Tränen in den Augen, so hat Röhm berichtet, habe Heiss ihm am Ende die Hand entgegen gestreckt, Weber war bewegt, Röhm selber weinte auch und bebte, wie es heisst, vor innerer Erregung.<sup>131</sup> Überzeugt davon, dass die Entwicklung nun einer Entscheidung entgegendränge, nahm er schon am folgenden Tag seinen militärischen Abschied und schloss sich endgültig [Hitler](#) an.

Als Führer des Kampfbundes schien [Hitler](#) endlich alle Skeptiker durch die Demonstration seiner Entschlusskraft ins Unrecht setzen zu wollen. Unverzüglich ordnete er für seine 150(X) SA-Leute Alarmbereitschaft an, forderte, um die eigene Schlagkraft zu erhöhen, die Mitglieder der NSDAP auf, aus den anderen nationalen Verbänden auszutreten, und entfaltete eine hektische Betriebsamkeit; doch wie nahezu immer schien das eigentliche Ziel aller Pläne, Taktiken und Befehle eine wilde und feierliche Propagandaaktion zu sein, deren turbulente Szenerie für ihn fast zwanghaft mit dem Begriff des Unüberbietbaren zusammenfiel. Wie schon gelegentlich, plante er, am Abend des 27. September vierzehn Massenveranstaltungen gleichzeitig zu veranstalten und vierzehnmal selber die hochgetriebenen Affekte zu schüren. Zwar waren die

weiterreichenden Absichten des Kampfbundes nicht zweifelhaft, sie zielten auf Befreiung «aus Knechtschaft und Schmach», auf den Marsch nach Berlin, die Errichtung einer nationalen Diktatur und die Beseitigung der «verfluchten Feinde im Innern», wie [Hitler](#) schon drei Wochen zuvor, am 5. September, versichert hatte: «Entweder marschiert Berlin und endet in München oder München marschiert und endet in Berlin! Es kann kein Nebeneinander geben eines bolschewistischen Norddeutschland und eines nationalen Bayern.»<sup>132</sup> Doch welche Pläne er in diesem Augenblick verfolgte, insbesondere ob er putschen oder doch nur wieder reden wollte, ist niemals ganz eindeutig geworden; vieles weist darauf hin, dass er seine weiteren Entschlüsse von seinen Wirkungen, den Stimmungen und dem Feuer der Menge abhängig machen und in bezeichnender Überschätzung propagandistischer Mittel die Staatsmacht durch die Begeisterung der Massen zur Aktion mitreißen wollte: «Aus den endlosen Redeschlachten», so hat er in der erwähnten Veranstaltung erklärt, erwachse das neue Deutschland, und jedenfalls ging den Mitgliedern des Kampfbundes ein streng vertraulicher Befehl zu, der ihnen die Entfernung von München untersagte und das Codewort für den Ernstfall enthielt.

Die Münchener Regierung, von den umlaufenden Putschgerüchten, dem Misstrauen gegen die «marxistische» Reichsregierung und mancherlei spezifisch bayerischen Ressentiments und Abkapselungswünschen in die Enge getrieben, kam [Hitler](#) jedoch zuvor. Ohne jede Vorankündigung verhängte Ministerpräsident V. Knilling noch am 26. September den Ausnahmezustand und ernannte Gustav V. Kahr, wie 1920 schon einmal, zum Generalstaatskommissar mit diktatorischen Vollmachten. Kahr erklärte zwar, dass ihm die Mitarbeit des Kampfbundes willkommen sei, warnte aber [Hitler](#) zugleich vor dem, was er «Extratouren» nannte, und verbot zunächst die vierzehn geplanten Versammlungen. Ausser sich vor Zorn, in einem jener später vielbeschriebenen Anfälle, die sich an den eigenen Deklamationen und Wutschreien bis zu einer Art Besinnungslosigkeit zu steigern schienen, drohte [Hitler](#) Revolution und Blutvergiessen an, doch blieb Kahr unbeeindruckt. An der Spitze des Kampfbundes, des machtvollsten und geschlossensten Wehrverbandes, hatte [Hitler](#) sich endlich als Partner der



Staatsmacht gesehen; Kahr degradierte ihn wiederum zu deren Objekt. Für einen Augenblick schien er zum Aufstand entschlossen. Erst im Laufe der Nacht redeten Röhm, Pöhner und Scheubner-Richter ihm diese Absichten aus.

Ohnehin war die Entwicklung über [Hitlers](#) Absichten längst hinweggegangen. Denn inzwischen war in Berlin, unter dem Vorsitz des Reichspräsidenten Ebert, das Kabinett zusammengetreten, um die Lage zu erörtern. Allzu häufig hatte v. Kahr die «bayerische Sendung zur Rettung des Vaterlandes» beschworen und deutlich gemacht, dass er darunter nichts anderes als den Sturz der Republik, die Errichtung eines konservativen Herrenregimes und für Bayern weitgehende Selbständigkeit sowie die Rückkehr zur Monarchie verstand, um in dem neuen Amt nicht die begreiflichsten Besorgnisse auszulösen. Vor dem Hintergrund der verzweifelten Notlage des Landes, dessen Währung zerstört und dessen Wirtschaft weithin zugrunde gerichtet war, angesichts der kommunistischen Einflusseroberung in Sachsen und Hamburg, angesichts der separatistischen Bestrebungen im Westen und der schwindenden Macht der Reichsregierung konnten die Münchener Vorgänge tatsächlich das Signal für den Zusammenbruch aller Verhältnisse sein.

In dieser dramatischen, undurchsichtigen Situation hing die Zukunft des Landes von der Reichswehr ab, deren Chef, General V. Seeckt, freilich seinerseits Gegenstand verbreiteter Diktaturerwartungen von rechts war. In einem ungemein wirkungsvollen Auftritt, nicht ohne effektsteigernde Verspätung und mit dem kühlen Sonderbewusstsein des wirklichen Machträgers in die erregte Kabinettsrunde tretend, hat er zwar auf die Frage Eberts, wo die Reichswehr in dieser Stunde stehe, erwidert; «Die Reichswehr, Herr Reichspräsident, steht hinter mir», und damit für einen Augenblick die tatsächlichen Machtverhältnisse schlagartig erhellt; zugleich aber hat er sich, als ihm noch am gleichen Tage mit der Erklärung des nationalen Ausnahmezustandes die vollziehende Gewalt für das gesamte Reichsgebiet übertragen wurde, den politischen Instanzen in mindestens formaler Loyalität zu Verfügung gestellt.<sup>133</sup>

Es war eine verwirrende Szenerie, tumulterfüllt und schwer

überschaubar, auf der das Geschehen der folgenden Wochen sich entwickelte. Zwei der Akteure warf Seeckt vorzeitig von der Bühne: Am 29. September erhob sich in Küstrin die illegale Schwarze Reichswehr unter Major Buchrucker, die seit dem Abbruch des Ruhrkampfes ihre Auflösung befürchtete und unter mancherlei konfusen Vorzeichen ein Signal zum Losschlagen für die Rechte, insbesondere die Reichswehr geben wollte; doch das überstürzt durchgeführte und unzureichend koordinierte Unternehmen wurde nach kurzer Belagerung niedergeschlagen. Unmittelbar darauf wandte Seeckt sich in einer resolut ausgreifenden Aktion, die von den unvergessenen Emotionen der Revolutionszeit zeugte, gegen die linken Umsturzdrohungen in Sachsen, Thüringen und Hamburg; dann sah er sich der Machtprobe mit Bayern gegenüber.

In Bayern war es [Hitler](#) inzwischen gelungen, seinem taktischen Konzept entsprechend, Kahr nahe an seine Seite zu bringen. Einer Aufforderung Seeckts, den 'Völkischen Beobachter' wegen eines wütenden, verleumderischen Artikels zu verbieten, hatten weder Kahr noch Lossow Folge geleistet und anschliessend auch einen Verhaftungsbefehl gegen Rossbach, Hauptmann Heiss und Kapitän Ehrhardt ignoriert. Als Lossow daraufhin abgesetzt wurde, ernannte der Generalstaatskommissar ihn unter Bruch der Verfassung zum Landeskommandanten der bayerischen Reichswehr und tat alles, um den Konflikt mit Berlin durch immer neue Provokationen auf die Spitze zu treiben, am Ende forderte er nichts Geringeres als die Umbildung der Reichsregierung und antwortete auf ein Schreiben Eberts mit einer offenen Kampfansage: Kapitän Ehrhardt, der vom Reichsgericht steckbrieflich gesuchte ehemalige Freikorpsführer, wurde aus seinem Salzburger Unterschlupf geholt und angewiesen, den Marsch auf Berlin vorzubereiten; die Aufmarschplanung sah den 15. November als ersten Angriffstag vor.

Die starken Gesten waren von kräftigen Worten begleitet. Kahr selber polemisierte gegen den undeutschen Geist der Weimarer Verfassung, nannte das Regime einen «tönernen Koloss» und sah sich in einer Rede als Exponent der nationalen Sache in dem entscheidenden Weltanschauungskampf gegen die internationale

marxistisch-jüdische Auffassung.<sup>134</sup> Zwar trachtete er durch seine lärmenden Reaktionen den vielfältigen Erwartungen gerecht zu werden, die mit seiner Ernennung zum Generalstaatskommissar verbunden worden waren; in Wirklichkeit dagegen diente er den 1 Absichten **Hitlers**. Nicht mehr als eines Artikels im ‘Völkischen Beobachter’ hatte es angesichts der Durchgängereien Kahrs bedurft, um die fatale Situation vom 1. Mai umzukehren: Der Konflikt mit Berlin verschaffte **Hitler** die Bundesgenossenschaft jener bayerischen Machträger, deren Hilfe er für den revolutionären Aufbruch gegen die Reichsregierung benötigte. Denn als Seeckt Lossow zum Rücktritt aufforderte, stellten sich alle nationalen Verbände für die sich abzeichnende Auseinandersetzung mit Berlin zur Verfügung.

Unerwartet sah **Hitler** grosse Gelegenheiten nahen, der Winter werde die Entscheidung bringen, äusserte er in einem Interview mit dem ‘Corriere d’Italia’.<sup>135</sup> Mehrere Male suchte er kurz hintereinander Lossow auf und begrub den Streit; sie hätten jetzt gemeinsame Interessen und gemeinsame Gegner, konnte er übergücklich erklären, während Lossow versicherte, er sei «mit der Auffassung **Hitlers** in neun von zehn Punkten völlig einig». Ohne es eigentlich zu wollen, geriet der Chef der bayerischen Reichswehr damit als einer der Hauptakteure in die Bühnenmitte, doch die Verschwörerrolle stand ihm schlecht, er war ein unpolitischer Soldat, entscheidungsscheu und der Konfliktsituation, in der er sich wiederfand, zunehmend weniger gewachsen. Bald musste **Hitler** ihn vorwärtsstossen. Treffend hat er das Dilemma v. Lossows charakterisiert: Ein militärischer Führer mit so weitgehenden Rechten, «der sich gegen seinen Chef aufbäumt, muss entschlossen sein, entweder bis zum Letzten zu gehen, oder er ist ein gewöhnlicher Meuterer und Rebell».<sup>136</sup>

Schwieriger war die Verständigung mit Kahr. Während **Hitler** dem Generalstaatskommissar den Verrat vom 26. September nicht vergessen konnte, blieb Kahr sich bewusst, dass er nicht zuletzt gerufen worden war, um den radikalen, zu jeder aggressiven Verücktheit entschlossenen Agitator «zur weissblauen Raison (zu bringen)». Seine Beziehung zu **Hitler** verhehlte nur schlecht den immer wachen Hintergedanken, dem Trommler und talentvollen

Krawallmacher zu gegebener Zeit «Befehl zum Weggang aus der Politik» zu geben.<sup>137</sup>

Aller Reserve, allem gegenseitigen Unbehagen zum Trotz brachte die Auseinandersetzung mit der Reichsregierung sie dennoch zusammen, die weiterbestehenden Meinungsverschiedenheiten betrafen den Führungsanspruch und vor allem den Zeitpunkt des Losschlagens. Während Kahr, der mit Lossow und Seisser bald zum «Triumvirat» der legalen Gewalt zusammenfand, in dieser Frage zu einer gewissen Umsicht neigte und einigen Abstand zu seinen kühnen Worten hielt, drängte Hitler ungeduldig zur Aktion. «Nur eine Frage bewegt noch das Volk: ‘Wann geht es los?’» rief er aus und feierte fast schwärmerisch, in eschatologischen Tiraden, den bevorstehenden Zusammenbruch:

«Dann ist der Tag gekommen», prophezeite er, «für den diese Bewegung geschaffen wurde! Die Stunde, für die wir Jahre gekämpft haben. Der Augenblick, in dem die nationalsozialistische Bewegung den Siegeszug antreten wird zum Heile Deutschlands! Nicht für eine Wahl sind wir gegründet worden, sondern um als letzte Hilfe in der grössten Not einzuspringen, wenn dieses Volk angstvoll und verzweifelt das rote Ungeheuer herankommen sieht ... Von unserer Bewegung geht die Erlösung aus, das fühlen heute schon Millionen. Das ist fast wie ein neuer religiöser Glauben geworden!»<sup>138</sup>

Im Laufe des Oktober verstärkten alle Seiten ihre Vorbereitungen. In einer wispernden Atmosphäre von Intrige, Heimlichkeit und Verrat wurden pausenlos Besprechungen geführt, Aktionspläne herübergereicht, Stichworte für die Stunde des Losschlagens ausgetauscht, aber auch Waffen gesammelt und Einsatzübungen abgehalten. Schon Anfang Oktober nahmen die Gerüchte über einen unmittelbar bevorstehenden Putsch der Hitlerleute so bestimmte Formen an, dass Oberstleutnant Kriebel, der militärische Führer des Kampfbundes, sich genötigt sah, in einem Brief an den Ministerpräsidenten V. Knilling alle Umsturzabsichten zu leugnen. In dem Gestrüpp der Interessen, Pakte, Scheinmanöver und Hinterhalte überwachte einer den anderen, Tausende waren in Erwartung irgendwelcher Befehle. An den Häuserwänden tauchten Parolen und Gegenparolen auf, der «Marsch nach Berlin» wurde zur magi-

sehen Formel, die wie mit einem Schlage die Lösung aller Probleme verhies. Wie seit Wochen schürte **Hitler** die Aufbruchpsychose: «Diese Novemberrepublik geht zu Ende. Es beginnt allmählich das leise Rascheln, das ein Ungewitter anzeigt. Und dieses Ungewitter wird losbrechen, und in diesem Sturm wird die Republik eine Änderung erfahren, so oder so. Reif dazu ist sie.»<sup>139</sup>

Kahr gegenüber schien **Hitler** seiner Sache ziemlich sicher. Zwar blieb der Argwohn, das Triumvirat könnte ohne ihn losmarschieren oder die Massen nicht mit der revolutionären Devise «Auf nach Berlin!», sondern mit dem Kampfruf der Separatisten «Los von Berlin!» mobilisieren; gelegentlich fürchtete er wohl auch, es werde überhaupt nicht zur Aktion kommen, und schon Anfang Oktober begann er, wenn die Hinweise nicht trügen, Überlegungen anzustellen, wie er die Partner durch einen Handstreich zum Losschlagen zwingen und sich selber an die Spitze des Aufbruchs bringen könnte. Doch dass die Bevölkerung, wenn er den richtigen Zeitpunkt nicht versäumte, im Konflikt zu ihm und keineswegs zu Kahr halten würde, war ihm nicht zweifelhaft. Er verachtete diese blasierte Bourgeoisie, ihr falsches Hochbewusstsein, ihre Unfähigkeit vor den Massen, die sie ihm wegzunehmen trachtete. Kahr nannte er in einem Interview einen «schwächlichen Vorkriegsbürokraten» und erklärte, die «Geschichte aller Revolutionen (zeige), dass nie ein Mann des alten Systems sie meistern könne, nur ein Revolutionär». Zwar gehörte dem Triumvirat die Gewalt; er selber aber hatte den «Nationalfeldherrn» Ludendorff an seiner Seite, das «Armeekorps auf zwei Beinen», dessen politische Beschränktheit er rasch erkannte und mit Glätte nutzen lernte. Sein Selbstbewusstsein zeigte schon damals die charakteristische Tendenz ins Ungemessene, er verglich sich mit Gambetta oder Mussolini, auch wenn seine Mitstreiter darüber lachten und Kriebel einem Besucher erklärte, **Hitler** komme für eine leitende Stelle selbstverständlich nicht in Frage, er habe ohnehin nur seine Propaganda im Kopf. **Hitler** selber dagegen erklärte einem der hohen Offiziere aus Losows Umgebung, er fühle in sich den Beruf, Deutschland zu retten, Ludendorff brauche er zur Gewinnung der Reichswehr: «In der Politik wird er mir nicht das mindeste dreinreden – ich bin kein Bethmann Hollweg ... Wissen Sie, dass auch Napoleon bei Bildung sei-

nes Konsulats sich nur mit unbedeutenden Männern umgeben hat?»<sup>140</sup>

In der zweiten Oktoberhälfte nahmen die Münchener Pläne gegen Berlin festeren Umriss an. Am 16. Oktober unterzeichnete Kriebel einen Befehl zum Ausbau des Grenzschutzes nach Norden, der zwar als polizeiliche Massnahme gegen das unruhigere Thüringen ausgegeben war, tatsächlich aber kriegsmässig von «Aufmarschräumen» und «Eröffnung der Feindseligkeiten» sprach, von «Angriffsgeist», «Jagdeifer» sowie der «Vernichtung» der gegnerischen Kräfte, und vor allem die Möglichkeit offener Mobilmachung für den Bürgerkrieg bot. Die Zeitfreiwilligen hielten unterdessen Einsatzübungen an Hand des Stadtplanes von Berlin ab, und vor den Fahnenjunkern der Infanterieschule rühmte [Hitler](#) unter donnerndem Beifall das Ethos der Revolution: «Die höchste Pflicht Ihres Fahneneides, meine Herren, ist die, ihn zu brechen.» Um die Streitmacht des Partners zu irritieren, riefen die Nationalsozialisten vor allem die Angehörigen der Landespolizei zum Eintritt in die SA auf, und spätere Angaben [Hitlers](#) sprachen von sechzig bis achtzig Feldhasen, Haubitzen und schweren Geschützen, die vorsorglich aus den Verstecken geholt worden seien. Auf einer Besprechung des Kampfbundes am 23. Oktober teilte Göring Einzelheiten für die «Offensive nach Berlin» mit und empfahl unter anderem die Vorbereitung schwarzer Listen: «Es muss mit schärfstem Terror vorgegangen werden; wer die geringsten Schwierigkeiten macht, ist zu erschiessen. Es ist notwendig, dass die Führer sich jetzt schon die Persönlichkeiten herausuchen, deren Beseitigung notwendig ist. Mindestens einer muss zur Abschreckung nach Erlass sofort erschossen werden»: Das «Ankara Deutschlands» rüstete zum Aufbruch nach innen.<sup>141</sup>

In der Atmosphäre misstrauischer Rivalität zog ein Vorhaben das andere nach. Am 24. Oktober rief Lossow im Wehrkreiskommando Vertreter von Reichswehr, Landespolizei und Vaterländischen Verbänden zusammen, um ihnen die Mobilmachungsplanung der Reichswehr für den Marsch nach Berlin vorzutragen, die Parole lautete «Sonnenaufgang». Dazu hatte er zwar den militärischen Führer des Kampfbundes, Hermann Kriebel, geladen, [Hitler](#) dagegen und die Führung der SA übergeben. Als Antwort hielt

**Hitler** unverzüglich eine «grosse Heerschau» ab, wie es in einem zeitgenössischen Bericht heisst, «schon in der Frühe hörte man aus der Stadt Trommelwirbel und Musik schallen, und im Laufe des Tages sah man allerorten uniformierte Leute mit dem Hakenkreuz **Hitlers** am Kragen oder dem Oberland-Edelweiss an der Mütze»<sup>142</sup>. Kahr wiederum erklärte unaufgefordert, angeblich um «vielfach umlaufenden Gerüchten» zu begegnen, dass er jedes Verhandeln mit der gegenwärtigen Reichsregierung ablehne.

Es war wie ein stiller, erbitterter Wettlauf, und die Frage schien nur noch, wer als erster losschlagen werde, um endlich aus den Händen der erlösten Nation «den Siegeslorbeer am Brandenburger Tor» entgegenzunehmen. Eine eigentümliche, lokal gefärbte Hitzigkeit durchsetzte alle Pläne mit einem durchaus phantastischen Element und verschaffte den vielfältigen Aktivitäten einen Zusatz weiträumiger und soldatenmässiger Indianerspielerei. Ohne sich lange bei den wirklichen Machtverhältnissen aufzuhalten, verkündeten die Protagonisten, dass es an der Zeit sei, zu «marschieren und gewisse Fragen endlich wie Bismarck (zu) lösen», andere feierten die «Ordnungszelle Bayern» oder die «bayerischen Fäuste», die «den Saustall in Berlin aufräumen» müssten. Eine anheimelnde Düsternis lag über den gern verwendeten Bildern, die die Hauptstadt als das grosse Babylon beschrieben, und manche Redner gewannen die Herzen dadurch, dass sie «den kernigen Bayern einen Straffeldzug nach Berlin, den Triumph über die grosse apokalyptische Hure, und vielleicht auch ein wenig Freuden mit ihr» in Aussicht stellten. Ein Gewährsmann aus dem Hamburger Raum unterrichtete **Hitler** davon, dass ihm «Millionen in Norddeutschland am Tage der Abrechnung zur Seite stehen» würden, und vielfach herrschte die Vorstellung, dass die Nation sich in allen Stämmen und allen Landschaften dem Aufruhr von München, wenn er erst losgebrochen sei, anschliessen werde und eine «frühlingshafte Erhebung des deutschen Volkes gleich der des Jahres 1813» unmittelbar bevorstehe.<sup>143</sup> Am 30. Oktober nahm **Hitler** Kahr gegenüber sein Wort zurück, dass er nicht vordrängen werde.

Kahr selber konnte sich freilich auch jetzt nicht zur Aktion entschliessen, und möglicherweise hat er so wenig wie Lossow je wirklich daran gedacht, aus eigener Initiative zum Umsturz zu schrei-

ten; mitunter scheint es vielmehr, das Triumvirat habe mit allen Herausforderungen, Drohungen und Aufmarschplänen lediglich Seeckt und die nationalkonservativen «Herren aus dem Norden» ermutigen wollen, ihre vielbemunkelten Diktaturkonzepte zu verwirklichen, um selber erst in dem Augenblick einzugreifen, den die Aussichten des Unternehmens sowie die bayerischen Interessen geboten. Anfang November schickten sie Oberst Seisser nach Berlin, um die Lage zu erkunden. Sein Bericht war freilich enttäuschend, mit einer breiten Unterstützung war nicht zu rechnen, insbesondere Seeckt blieb zurückhaltend.

Daraufhin riefen sie am 6. November die Führer der Vaterländischen Verbände zusammen und eröffneten ihnen in energischem Ton, dass sie allein das Recht und das Kommando für die erwartete Aktion beanspruchten und jede Eigenmacht brechen würden: es war der letzte Versuch, das Gesetz des Handelns, das ihnen zwischen manchen herzhaften Worten und beständigem Zaudern verlorengegangen war, zurückzugewinnen. Hitler blieb auch von dieser Zusammenkunft ausgeschlossen. Am gleichen Abend kam der Kampfbund überein, die nächste Gelegenheit zum Losschlagen zu ergreifen und sowohl das Triumvirat als auch eine möglichst grosse Anzahl Unentschlossener durch eine mitreissende Aktion zum Marsch auf Berlin zu bringen.

Der Entschluss ist häufig als Zeugnis für das theatralische, überspannte, grössenwahnsinnige Temperament Hitlers herangezogen und als «Beer-hall-Putsch», «Politischer Fasching», «Hintertreppenputsch» oder «Wildwestgaudi» dem öffentlichen Hohn überantwortet worden. Gewiss sind alle diese Züge dem Unternehmen nicht fremd; zugleich aber zeugt es doch auch von dem Vermögen Hitlers zur Lagebeurteilung, seinem Mut und seiner taktischen Konsequenz. Es enthielt in bezeichnender Verschlingung so viele Elemente von Posse und Brigantenstück wie von kühler Rationalität.

In der Tat hatte Hitler am Abend des 6. November 1923 eigentlich keine Wahl mehr. Der Zwang zum Handeln war bereits seit der kaum überwundenen Niederlage vom 1. Mai unabweisbar, wenn er nicht alles aufs Spiel setzen wollte, was ihn für eine wachsende Zahl aus der Menge der Parteien und Politiker heraushob und



glaubwürdig machte: den radikalen, nahezu existentiellen Ernst seiner Empörung, die durch ihre Unnachgiebigkeit beeindruckte und sichtlich nicht auf heimliche Kompromisse sann. Als Führer des Kampfbundes verfügte er inzwischen auch über eine Streitmacht, deren Aktionswille nicht mehr durch die Misshelligkeiten kollegialer Führung beeinträchtigt wurde, und schliesslich drängten auch die Sturmtruppen selbst ungeduldig zur Tat.

Ihre Unruhe hatte unterschiedliche Ursachen. Sie spiegelte die Unternehmungslust abenteuernder Dauersoldaten, die nach wochenlanger konspirierender Vorbereitung endlich losmarschieren und zum Ziel kommen wollten. Viele hegten auch die Hoffnung, die künftige nationale Diktatur werde über die Beschränkungen des Versailler Vertrages hinweg die Reichswehr vergrössern. Seit Wochen im Zustand ständiger Marschbereitschaft, hatten einige Verbände am Manöver «Herbstübung» der Reichswehr teilgenommen, doch inzwischen waren alle Mittel aufgezehrt, auch Hitlers Reserven waren erschöpft, die Mannschaften hungerten, lediglich Kahr konnte seine Verbände noch unterhalten, ein Vortrag Kapitän Ehrhardts vor Industriellen in Nürnberg brachte 20'000 Dollar ein.

Das Dilemma, in das Hitler damit geriet, tritt anschaulich in der Aussage hervor, die der Führer des SA-Regiments München, Wilhelm Brückner, in einer Geheimsitzung des späteren Prozesses abgegeben hat: «Ich hatte den Eindruck, dass die Reichswehroffiziere selbst unzufrieden waren, weil der Marsch nach Berlin nicht losging. Sie sagten: der Hitler ist der gleiche Lügenbeutel wie alle anderen auch. Ihr schlagt nicht los. Wer losschlägt, ist uns ganz gleichgültig, wir marschieren einfach mit. Ich habe auch Hitler persönlich gesagt: es kommt der Tag, da kann ich die Leute nicht mehr halten. Wenn jetzt nichts geschieht, dann petzen die Leute weg. Wir hatten sehr viele Erwerbslose darunter, Leute, die ihr letztes Gewand, ihre letzten Schuhe, ihr letztes Zehneri an die Ausbildung taten und sagten: es geht jetzt bald los, dann werden wir in die Reichswehr eingestellt und sind aus dem ganzen Schlammassel heraus.»<sup>144</sup> Hitler selber meinte Anfang November im Gespräch zu Seisser, jetzt müsse etwas geschehen, sonst würden die Mannschaften des Kampfbundes aus wirtschaftlicher Not ins Lager der Kommunisten getrieben.

Zur Sorge **Hitlers**, die Kampfbundeeinheiten könnten zerfallen, trat die Befürchtung angesichts der verrinnenden Zeit: Der revolutionäre Unmut drohte zu erliegen, er war lange überdehnt worden. Zugleich deuteten das Ende des Ruhrkampfes und die Niederschlagung der Linken eine Wende zur Normalisierung an, auch die Bewältigung der Inflation schien greifbarer denn je, und mit der Krise zogen auch die Gespenster ab. Unverkennbar war, welchen weiten agitatorischen Spielraum die nationalen Notstände **Hitler** geöffnet hatten. Er durfte nicht zögern, auch wenn dem Entschluss das eine oder andere von ihm gegebene Ehrenwort entgegenstand; bedenklicher war, dass sein taktisches Konzept nicht erfüllt war: Er wagte die Revolution ohne Einwilligung des Herrn Präsidenten.

Immerhin hoffte er, diese Einwilligung und sogar die Beteiligung des Herrn Präsidenten gerade durch seinen Tatentschluss zu erhalten: «Wir waren überzeugt, hier wird nur gehandelt, wenn zu dem Willen ein Wille kommt», erklärte **Hitler** später vor Gericht. Der Summe gewichtiger Gründe, die allesamt für die Aktion sprachen, stand folglich nur die Gefahr gegenüber, dass der geplante Coup ohne die erhoffte zündende Wirkung blieb und das Triumvirat nicht mitzureissen vermochte. Es scheint, als habe **Hitler** diese Gefahr gering geachtet, da er nur erzwang, was die Herren ohnehin planten; doch hat dieser Irrtum am Ende das ganze Unternehmen verdorben und **Hitlers** mangelnden Realitätssinn blossgestellt. Er selber freilich hat diesen Einwand nie gelten lassen, sich vielmehr auf die Verachtung der Wirklichkeit immer einiges zugute gehalten und Lossows berühmte Äusserung, er werde sich am Staatsstreich beteiligen, wenn nur einundfünfzig Prozent Gewissheit für einen erfolgreichen Ausgang gegeben seien, als Beispiel eines hoffnungslosen Realitätssinnes nicht ohne Geringschätzung vor Augen gehabt.<sup>145</sup> Doch sprachen nicht nur die kalkulierbaren Gründe für den Entschluss zur Tat; vielmehr hat der Verlauf der Geschichte selber **Hitler** in einem weit umfassenderen Sinne recht gegeben. Denn das Unternehmen, das in einem einzigartigen Debakel endete, offenbarte sich doch als der entscheidende Durchgang **Hitlers** auf dem Wege zur Macht.

Ende September, inmitten all der hektischen Vorbereitungen und Positionsmanöver, hatte Hitler in Bayreuth einen «Deutschen Tag» veranstaltet und im Haus Wahnfried um einen Empfang gebeten. Tiefbewegt hatte er die Räume betreten, das Arbeitszimmer des Meisters mit der grossen Bibliothek und das Grab im Garten aufgesucht. Dann wurde er Houston Stewart Chamberlain vorgestellt, der mit einer der Töchter Richard Wagners verheiratet und einer der grossen Leseindrücke seiner Formationsjahre gewesen war. Der nahezu gelähmte Greis nahm ihn nur noch mühsam wahr, doch spürte er die Energie und das Zielbewusstsein, die von Hitler ausgingen. In einem Brief, den er seinem Besucher eine Woche später, am 7. Oktober, schrieb, feierte er ihn nicht nur als Vorläufer und Begleitfigur eines Grösseren, sondern als den Retter selber, die entscheidende Figur der deutschen Gegenrevolution; er habe geglaubt, einem Fanatiker zu begegnen, doch sein Empfinden sage ihm, dass Hitler anders, schöpferischer sei und trotz seiner spürbaren Willenskraft kein Gewaltmensch. Er selber sei nun endlich, so meinte er, beruhigt und der Zustand seiner Seele mit einem Schlage umgewandelt: «Dass Deutschland in den Stunden seiner höchsten Not sich einen Hitler gebiert, das bezeugt sein Lebendigkeit.»

Für den von Unsicherheiten bewegten, nur in jähren Phantasien zur Gewissheit seines Ranges durchstossenden Demagogen, der gerade vor einer seiner grossen Lebensentscheidungen stand, waren diese Worte wie ein Zuruf durch den Bayreuther Meister selber.

## 4. KAPITEL

### Der Putsch

«Und dann schrie eine Stimme: 'Da kommens,  
Heil Hitler!' «  
*Augenzeugenbericht vom 9. November 1923*

Die zwei Tage bis zum 8. November waren erfüllt von nervöser Betriebsamkeit. Jeder verhandelte mit jedem, München hallte wider von kriegsmässigen Vorbereitungen und Gerüchten. Die ursprünglichen Pläne des Kampfbundes sahen vor, am 10. November mit beginnender Dunkelheit eine grosse Nachtübung auf der Fröttmaninger Heide im Norden Münchens zu veranstalten und am nächsten Morgen in aller Frühe unter dem Anschein eines der gewohnten Aufmärsche in München einzumarschieren, um die nationale Diktatur auszurufen und das Triumvirat zum Handeln zu zwingen. Noch während der Beratungen wurde bekannt, dass Kahr am Abend des 8. November im Bürgerbräukeller eine programmatische Rede halten werde, zu der das Kabinett, ferner Lossow, Seisser, die Spitzen der Behörden, der Wirtschaft sowie der Vaterländischen Vereinigungen geladen seien. In der Sorge, Kahr könnte ihm zuvorkommen, warf Hitler daraufhin im letzten Augenblick alle Pläne um und beschloss, schon am nächsten Tag zu handeln. Pausenlos und in aller Eile wurden die SA und die Kampfbundeeinheiten mobilisiert.

Die Versammlung begann um 20.15 Uhr. Im langen schwarzen Gehrock, das Eiserne Kreuz angeheftet, fuhr Hitler zum Bürgerbräukeller, neben sich in dem erst unlängst erworbenen roten Mercedes Alfred Rosenberg, Ulrich Graf sowie den ahnungslosen Anton Drexler, der an diesem Abend zum letzten Mal in denkwürdi-

gern Zusammenhang in Erscheinung trat. Aus Geheimhaltungsgründen war ihm mitgeteilt worden, man fahre zu einer Versammlung aufs Land. Als Hitler ihm jetzt eröffnete, er werde um halb neun losschlagen, erwiderte Drexler verstimmt, er wünsche zu dem Unternehmen Glück, und zog sich zurück.

Vor dem Saaleingang herrschte grosses Gedränge, und in der Sorge, er werde die Versammlung, die soeben begonnen hatte, nicht wie geplant stürmen können, befahl Hitler dem diensthabenden Polizeioffizier kurzerhand, den Vorplatz zu räumen. Als Kahr gerade «die sittliche Berechtigung der Diktatur» mit einem neuen Menschenbild begründete, stellte sich Hitler an der Saaltür bereit. Nach Berichten von Augenzeugen war er ausserordentlich erregt, als draussen die Mannschaften vorfuhren und der Stosstrupp Hitler ausschärmte, um das Gebäude kriegsmässig abzuriegeln. Mit jener Neigung zur chargierenden Szene, die ihm eigen war, hielt er ein Bierglas in der erhobenen Hand, und während ein schweres Maschinengewehr neben ihm auffuhr, tat er einen letzten dramatischen Schluck, dann warf er das Glas klirrend zu Boden und stürmte, eine Pistole in der erhobenen Hand an der Spitze eines bewaffneten Stosstrupps mitten in den Saal. Und während um ihn herum Krüge zu Boden krachten, Stühle umkippten, sprang er auf einen Tisch, feuerte, um sich Gehör zu verschaffen, den berühmt gewordenen Pistolenschuss in die Decke und bahnte sich durch die fassungslose Menge den Weg zum Podium: «Die nationale Revolution ist ausgebrochen», rief er. «Der Saal ist von sechshundert Schwerbewaffneten besetzt. Niemand darf den Saal verlassen. Wenn nicht sofort Ruhe ist, werde ich ein Maschinengewehr auf die Galerie stellen lassen. Die bayerische Regierung und die Reichsregierung sind abgesetzt, eine provisorische Reichsregierung wird gebildet, die Kasernen der Reichswehr und Landespolizei sind besetzt, Reichswehr und Landespolizei rücken bereits unter den Hakenkreuzfahnen heran.» Dann forderte er Kahr, Lossow und Seisser «in barschem Befehlston», wie es heisst, auf, ihm in einen Nebenraum zu folgen. Und während die SA begann, unter den Anwesenden, die inzwischen ihre Fassung wiedergewonnen hatten und laut «Theater!» oder «Südamerika!» riefen, mit Saalschlachtmethode Ordnung zu schaffen, versuchte Hitler in einem

bizarren Auftritt, die widerspenstige Staatsautorität für sich zu gewinnen.

Ungeachtet aller Widersprüche und unklar gebliebenen Zusammenhänge treten die Grundzüge des Geschehens doch deutlich hervor. Wild mit der Pistole fuchtelnd, drohte Hitler den drei Männern, keiner von ihnen werde lebend den Raum verlassen, entschuldigte sich jedoch gleich unter förmlichem Gehabe, dass er auf so ungewöhnliche Weise vollendete Tatsachen habe schaffen müssen, er wolle den Herren damit nur die Übernahme der neuen Ämter erleichtern. Allerdings bliebe ihnen ohnehin nichts übrig, als mitzumachen: Pöhner sei zum bayerischen Ministerpräsidenten mit diktatorischen Vollmachten ernannt, Kahr werde Landesverweser, er selber trete an die Spitze der neuen Reichsregierung, Ludendorff befehle die nationale Armee zum Marsch auf Berlin, und Seisser sei als Polizeiminister vorgesehen. In wachsender Erregung stiess er hervor: «Ich weiss, dass den Herren der Schritt schwerfällt, der Schritt muss aber gemacht werden. Man muss es den Herren erleichtern, den Absprung zu finden. Jeder hat den Platz einzunehmen, auf den er gestellt wird, tut er das nicht, so hat er keine Daseinsberechtigung. Sie müssen mit mir kämpfen, mit mir siegen oder mit mir sterben. Wenn die Sache schiefgeht, vier Schüsse habe ich in der Pistole, drei für meine Mitarbeiter, wenn sie mich verlassen, die letzte Kugel für mich.» Dann setzte er, wie es in einem der Berichte heisst, mit theatralischem Gestus die Pistole an die Schläfe und versicherte: «Wenn ich nicht morgen Nachmittag Sieger bin, bin ich ein toter Mann.»

Zur Verblüffung Hitlers zeigten die drei Männer sich jedoch kaum beeindruckt, vor allem Kahr war der Situation gewachsen. Sichtlich gekränkt durch das verrückt anmutende Räuberstück und die Rolle, die ihm darin zugeordnet war, äusserte er: «Herr Hitler, Sie können mich totschiessen lassen. Sie können mich selber totschiessen. Aber sterben oder nicht sterben ist für mich bedeutungslos.» Seisser warf Hitler vor, sein Ehrenwort gebrochen zu haben, Losow schwieg. An Türen und Fenstern standen unterdessen bewaffnete Anhänger Hitlers und drohten gelegentlich mit ihren Gewehren.

Für einen Augenblick schien es, als werde die Überrumpelungs-

aktion an der schweigenden Indolenz der drei Männer scheitern. Als Hitler mit dem zu Boden geworfenen Bierglas das Zeichen zum Handstreich gegeben hatte, war Scheubner-Richter mit dem Auto losgefahren, um den bis dahin uneingeweihten Ludendorff herbeizuholen; von ihm und seiner Autorität erhoffte Hitler sich jetzt eine Wende. Er selber begab sich unterdessen erneut in den unruhigen Saal. Nervös, enttäuscht von seinem Misserfolg zog er sich zu der Menge zurück, wo er seiner Wirkungen sicherer war. Der Historiker Karl Alexander v. Müller hat als einer der Augenzeugen die Aufgebrachtheit der versammelten Prominenz beschrieben, die sich festgehalten, verhöhnt und von den rüden SA-Männern bedroht sah, deren Anführer sich jetzt erregt zur Rednertribüne drängte; ein hintergrundloser, anmassender junger Mann mit eher aberwitzigen Anwandlungen und einer eigentümlichen Wirkung auf den gemeinen Mann; so stand er vor ihnen, wie verkleidet in seinem schwarzen Gehrock, nicht ohne lächerliche, kellnerhafte Züge angesichts der selbstbewussten, kühlen Notabein des Landes – und in einer meisterhaften Rede drehte er «die Stimmung der Versammlung mit wenigen Sätzen um ... wie einen Handschuh. Ich habe so etwas», fährt der erwähnte Bericht fort, «noch selten erlebt. Wie er aufs Podium ging, war die Unruhe so gross, dass er kein Gehör fand und einen Schuss abgab. Ich sehe noch die Bewegung. Er holte den Browning hinten aus der Tasche ... Er kam eigentlich herein, um zu sagen, dass seine Voraussage, dass in zehn Minuten die Sache erledigt sein würde, nicht eingetroffen sei.»<sup>147</sup> Doch kaum stand er vor der Versammlung und registrierte, wie die Gesichter sich ihm zuwandten, die Mienen erwartungsvoll wurden und die Unruhe der Stimmen in unterdrücktem Räuspern erstarb, als er seine Selbstsicherheit zurückgewann.

Er hatte, strenggenommen, der Versammlung nicht viel zu sagen. In knappem und befehlendem Ton, wie eine Aneinanderreihung von Tatsachen, wiederholte er nur, was bis dahin nichts weiter als ein exzentrisches System von Hoffnungen, Vorgefühlen und Wunschvorstellungen war: die neuen Namen, die neuen Ämter und eine Folge von Vorschlägen. Dann rief er: «Die Aufgabe der provisorischen deutschen nationalen Regierung ist, mit der ganzen Kraft dieses Landes und der herbeigezogenen Kraft aller deutschen

Gaue den Vormarsch anzutreten in das Sündenbabel Berlin, das deutsche Volk zu retten. Ich frage Sie nun: draussen sind drei Männer: Kahr, Lossow und Seisser. Bitter schwer fiel ihnen der Entschluss. Sind Sie einverstanden mit der Lösung der deutschen Frage? Sie sehen, was uns führt, ist nicht Eigendünkel und Eigennutz, sondern den Kampf wollen wir aufnehmen in zwölfter Stunde für unser deutsches Vaterland. Aufbauen wollen wir einen Bundesstaat föderativer Art, in dem Bayern das erhält, was ihm gebührt. Der Morgen findet entweder in Deutschland eine deutsche nationale Regierung oder uns tot!» Seine Überzeugungskraft sowie das Täuschungsmanöver, das er den Versammelten vorspiegelte, Kahr, Lossow und Seisser seien bereits mit ihm einig, bewirkten, was der Augenzeugenbericht «eine vollkommene Umdrehung» nennt; **Hitler** verliess den Saal «mit der Vollmacht der Versammlung, Kahr zu sagen, dass der ganze Saal hinter ihm stehen würde, wenn er sich anschliessen würde».

Inzwischen war auch Ludendorff eingetroffen, ungeduldig und sichtlich erbost über **Hitlers** Heimlichtuerei sowie die eigenmächtige Ämterverteilung, die ihm nur die Armee überliess; ohne zu fragen, ohne sich umzusehen, begann er zu reden und forderte die drei Männer auf, in seine Hand einzuschlagen, auch er sei überrascht, doch handle es sich um ein grosses historisches Geschehen. Nun erst, unter dem persönlichen Eindruck der legendären nationalen Prestigefigur, begann einer nach dem anderen nachzugeben. Lossow nahm Ludendorffs Aufforderung nach Offiziersart als einen Befehl hin, Seisser tat es ihm nach, nur Kahr weigerte sich störrisch, und als **Hitler** ihm aufgeregt bedeutete, er müsse mit ihnen gehen, die Menschen würden dann vor ihm niederknien, erwiderte Kahr unbewegt, darauf lege er keinen Wert. Der ganze Unterschied zwischen dem wirkungssüchtigen Theater temperament **Hitlers** und dem nüchternen Machtverständnis des politischen Beamten wurde in den zwei Sätzen blitzartig sichtbar.

Am Ende jedoch und von allen Seiten bedrängt, gab auch Kahr nach, und gemeinsam kehrte die Gruppe zu einer gestellten Verbrüderungsszene in den Saal zurück. Die Demonstration scheinbarer Einigkeit reichte aus, die Versammlung auf die Stühle zu bringen, und unter begeistertem Jubel schüttelten die Akteure sich die



Hände. Während insbesondere Ludendorff und Kahr bleich, mit starrem Ausdruck, vor die überschwenglich gestikulierende Menge traten, wirkte [Hitler](#) «eigentlich leuchtend vor Freude», wie der Bericht vermerkt, «selig ..., dass es ihm geglückt war, Kahr zu bewegen, mitzutun». Für einen kurzen, köstlichen Augenblick schien, wovon er je geträumt hatte, erreicht: Umjubelt im Kreise der Honoratioren, deren Beifall seit den Wiener Bitterkeiten so viel persönliche Genugtuung für ihn einschloss, Kahr und die Staatsautorität an seiner Seite, den Nationalfeldherrn Ludendorff neben und als designierter Reichsdiktator eigentlich auch schon unter sich – er, der so lange lebensunschlüssige, vielfach gescheiterte Berufslose, hatte es weit gebracht: «Der Nachwelt wird es vorkommen wie ein Märchen», liebte er mit staunendem Blick auf die unvermutet kühnen Aufwärtswendungen seines Lebens zu versichern;<sup>148</sup> und in der Tat durfte er sich sagen, dass es von nun an, wie immer das Abenteuer dieses Futsches ausgehen mochte, nicht mehr auf der Provinzbühne vergangener Jahre spielte, sondern auf die grosse Szene getreten war. Inbrünstig, mit unbewusst travestierendem Ton, schloss er seine Ansprache: «Ich will jetzt erfüllen, was ich mir heute vor fünf Jahren als blinder Krüppel im Lazarett gelobte: nicht zu ruhen und zu rasten, bis die Novemberverbrecher zu Boden geworfen sind, bis auf den Trümmern des heutigen jammervollen Deutschland wieder auferstanden sein wird ein Deutschland der Macht und Grösse, der Freiheit und der Herrlichkeit. Amen!»<sup>149</sup> Und während die Menge schrie und jubelte, mussten auch die anderen eine kurze Erklärung abgeben, Kahr fand einige undurchsichtige Bekenntnisformeln zu Monarchie, bayerischer Heimat und deutschem Vaterland, Ludendorff sprach von einem Wendepunkt und beteuerte, noch immer grimmig über [Hitlers](#) Verhalten: «Ergriffen von der Grösse des Augenblicks und überrascht stelle ich mich kraft eigenen Rechts der deutschen Nationalregierung zur Verfügung.»

Im Auseinandergehen vergass man nicht, den Ministerpräsidenten V. Knilling, die anwesenden Minister sowie den Polizeipräsidenten festzunehmen. Während die Verhafteten von dem Führer der SA-Studentenkompanie, Rudolf Hess, in die Villa des völkischen Verlegers Julius Lehmann verbracht wurden, sah [Hitler](#) sich

abberufen, weil es vor der Pionierkaserne zu einem Zwischenfall gekommen war. Kaum hatte er den Raum verlassen, gegen 22.30 Uhr, verschwanden, von Ludendorff kameradschaftlich verabschiedet, Lossow, Kahr und Seisser in der Nacht.

Als Scheubner-Richter und der zurückkehrende **Hitler** voller misstrauischem Instinkt Bedenken äusserten, fuhr Ludendorff sie ungehalten an, er verbitte sich jeden Zweifel an dem Ehrenwort eines deutschen Offiziers. Rund zwei Stunden zuvor hatte Seisser gegenüber **Hitler** den Vorwurf erhoben, er habe mit diesem Putschversuch sein Ehrenwort gebrochen, und die beiden Randszenen spiegelten die Konfrontation zweier Welten: der bürgerlichen mit ihren Grundsätzen, ihren points d'honneur und dem charakteristischen Ehrenpussel des Reserveleutnants auf der einen und der nur an ihren Machtzwecken orientierten, voraussetzungslosen Welt des neuen Mannes auf der anderen Seite. Die konsequente Benutzung bürgerlicher Normen und Ehrbegriffe, die immer erneut treuherzige Beschwörung von Spielregeln, die er verachtete, hat **Hitler** über Jahre hin ein hohes Mass unsentimentaler Überlegenheit gesichert und als Erfolgsprinzip inmitten einer Umwelt gedient, die nicht Abschied zu nehmen vermochte von Grundsätzen, an die sie nicht mehr glaubte. In dieser Nacht indessen fand **Hitler** «Gegenspieler, die auf Wortbruch mit Wortbruch antworteten und das Spiel gewannen»<sup>150</sup>.

Gleichwohl war es eine grosse Nacht für **Hitler**, die alles enthielt, wonach er verlangte: Dramatik, Jubel, Trotz, die Euphorien der Aktion und jene unvergleichliche Erregung halbverwirklichter Träume, die ihm keine Realität wettmachte. In den Gedenkfeiern späterer Jahre, die er als «Marsch des Sieges» mit zunehmend exzessiverem Pomp veranstaltete, hat er versucht, das Erlebnis und die Grösse dieser Stunde zu bewahren. «Nun wird eine bessere Zeit kommen», sagte er überschwenglich zu Röhm und umarmte den Freund, «wir alle wollen Tag und Nacht arbeiten für das grosse Ziel, Deutschland aus Not und Schmach zu retten.» Eine Proklamation an das deutsche Volk und zwei Erlasse wurden formuliert, durch die ein politischer Gerichtshof zur Aburteilung politischer Verbrechen errichtet sowie «die führenden Schufte des Verrats vom 9. November 1918 ... von heute ab als vogelfrei» und eine Pflicht postu-

liert wurde, sie «tot oder lebendig in die Hände der völkischen nationalen Regierung zu liefern»<sup>151</sup>.

Unterdessen liefen schon die Gegenaktionen an. Lossow war von seinen führenden Offizieren bei der Rückkehr vom Bürgerbräu mit der drohend vorgebrachten Bemerkung begrüsst worden, man gehe davon aus, dass die Verbrüderungsszene mit **Hitler** nur Bluff gewesen sei, und was immer der General in seinem undurchsichtigen Wankelmut wirklich beabsichtigt hatte – vor seinen entrüsteten Offizieren gab er jeden Putschgedanken auf. Kurz darauf veröffentlichte Kahr eine Erklärung, mit der er die gegebenen Zusagen widerrief, sie seien ihm, wie er in Vorbereitung einer eigenen Verteidigungsstellung versicherte, unter Waffengewalt abgepresst worden, sowohl die NSDAP als auch den Kampfbund erklärte er für aufgelöst. Ahnungslos, in geschäftigem Überschwang, mobilisierte **Hitler** noch die Kräfte für den geplanten grossen Marsch auf Berlin, als der Generalstaatskommissar bereits Weisung gab, den Zugang nach München für **Hitler**anhänger zu unterbinden. In revolutionärer Aufbruchsstimmung zerstörte ein Stosstrupp inzwischen die Räume der sozialdemokratischen ‘Münchener Post’, andere Einheiten holten Geiseln aus den Häusern, plünderten wahllos etwas herum, während Röhm das Wehrkreiskommando in der Schönfeldstrasse besetzte. Dann wusste niemand weiter, die Zeit verstrich. Ein leichter, feuchter Schnee begann zu fallen. Als bis nach Mitternacht jede Nachricht von Kahr und Lossow ausblieb, wurde **Hitler** unruhig. Melder, die ausgeschickt wurden, kehrten nicht zurück, Frick schien verhaftet, etwas später blieb auch Pöhner unauffindbar, und **Hitler** schien zu begreifen, dass er übertölpelt worden war.

Wie immer in den Rückschlägen und Enttäuschungen seines Lebens gaben die empfindlichen Nerven augenblicklich nach, und mit der einen Intention brachen alle zusammen. Als Streicher im Laufe der Nacht mit dem Vorschlag im Bürgerbräukeller erschien, durch einen leidenschaftlichen Appell an die Massen doch noch den Erfolg zu erzwingen, sah **Hitler** ihn, dem Bericht Streichers zufolge, mit grossen Augen an und übertrug ihm dann, resigniert und ratlos, auf einem Blatt Papier «die gesamte Organisation»: Es

schien, als habe er alles aufgegeben.<sup>152</sup> Dann wiederum, nach Phasen der Apathie, folgten Verzweiflungsausbrüche, deren ungezügelt hysterische Abfolge das Bild der Krämpfe und Tobsuchtsanfälle späterer Jahre schon vorwegnahm. Entschlossen zu wildem Widerstand, dann alles jäh wegwerfend, liess er sich schliesslich zu einem Demonstrationszug für den kommenden Tag bestimmen: «Geht's durch, ist's gut; geht's nicht durch, hängen wir uns auf», erklärte er, und auch diese Äusserung antizipierte die zwischen Sieg und Untergang, Triumph oder Selbstvernichtung pendelnde Haltung späterer Jahre. Als jedoch eine von ihm ausgesandte Stimmungspatrouille mit günstig lautenden Meldungen zurückkehrte, gewann er augenblicklich Hoffnung, Überschwang und das Vertrauen in die Macht der Agitation zurück: «Propaganda, Propaganda», rief er, «es kommt jetzt nur noch auf Propaganda an!» Unverzüglich setzte er für den Abend vierzehn Massenversammlungen an, auf denen er als Hauptredner auftreten wollte, eine zweite Veranstaltung sollte schon am folgenden Tag Zehntausende auf dem Königsplatz zur Feier der nationalen Erhebung vereinen, und noch in den Morgenstunden gab er die Plakate dafür in Auftrag.<sup>153</sup>

Es war tatsächlich nicht nur ein bezeichnender, sondern vielmehr der einzige erfolgversprechende Ausweg, der **Hitler** noch verblieben war. Der in der Geschichtsschreibung nahezu durchweg erhobene Vorwurf, er habe im entscheidenden Augenblick als Revolutionär versagt, ist denn auch schwerlich haltbar, weil er Voraussetzungen und Ziele **Hitlers** unberücksichtigt lässt.<sup>154</sup> Versagt, gewiss, haben die Nerven; doch dass er weder Telegrafämter noch Ministerien besetzen liess, die Bahnhöfe und Kasernen nicht unter seine Kontrolle brachte, war nur folgerichtig, da er keineswegs die Macht in München revolutionär erobern, sondern mit der Macht Münchens im Rücken gegen Berlin marschieren wollte, und seine Resignation erfasste schärfer und illusionsloser als das Urteil seiner Kritiker, dass mit dem Abfall der Partner das Unternehmen im ganzen gescheitert war. Von dem Demonstrationszug sowie der geplanten Agitationswelle hat er denn auch offenbar keine Wende mehr erwartet, sondern im Grunde nur noch gehofft, sie würden die an dem hochverräterischen Unternehmen Beteiligten durch eine dichte Stimmungsmauer gegen die politischen und strafrecht-

lichen Folgen der Aktion absichern, auch wenn in den abrupten Stimmungsumschlägen jener Nacht gelegentlich der Gedanke auftauchte, die Massen im Sturm mitzureissen und doch noch, über München hinaus, den vielbeschworenen Marsch nach Berlin anzutreten. Von der Imagination auf seinem eigenen Felde mitgerissen, entwickelte **Hitler** gegen Morgen den Plan, Patrouillen mit dem Ruf «Fahnen heraus!» durch die Strassen zu schicken: «Dann wollen wir sehen, ob wir nicht eine Begeisterung bekommen!»<sup>155</sup>

Tatsächlich waren die Aussichten des Unternehmens keineswegs ungünstig. Die Stimmung der Öffentlichkeit neigte, wie am Morgen deutlich wurde, durchaus auf die Seite **Hitlers** und des Kampfbundes. Vom Rathaus sowie an zahlreichen Gebäuden und Wohnhäusern der Stadt wehte, zum Teil eigenmächtig gesetzt, die Hakenkreuzfahne, und die Morgenpresse berichtete beifällig über die Vorgänge im Bürgerbräu. Seit dem Vortage verzeichnete die Partei zweihundertsiebenundachtzig Neuzugänge, auch die Werbebüros, die der Kampfbund in verschiedenen Stadtteilen eingerichtet hatte, fanden beträchtlichen Zulauf, und in den Kasernen sympathisierten die niederen Offiziersgrade und die Mannschaften unverhohlen mit der Aktion und den Marschplänen **Hitlers**. Die Redner, die Streicher ausgesickt hatte, fanden in der merkwürdig fiebernden Atmosphäre des kalten Novembertags lebhaften Beifall.

Doch abgeschnitten von der Öffentlichkeit, von den Impulsen und Ermunterungen durch die Menschenschwärme ringsum, kamen **Hitler** im Verlauf des Vormittags wieder Bedenken, und mitunter scheint es, als seien schon zu diesem Zeitpunkt die Massen im ganz konstitutionellen Sinn das Element gewesen, das ihn, seine Sicherheit, Energie und seinen Mut steigerte oder reduzierte. Er hatte am frühen Morgen den Leiter der Nachrichtenstelle des Kampfbundes, Leutnant Neunzert, nach Berchtesgaden zum Kronprinzen Rupprecht mit der Bitte um Vermittlung geschickt und wollte nichts vor dessen Rückkehr unternehmen. Auch fürchtete er, ein Demonstrationzug könne zum Zusammenstoß mit der bewaffneten Macht führen und die unvergessene Niederlage vom 1. Mai auf weit fatalere Weise wiederholen. Erst nach längeren Auseinandersetzungen, während **Hitler** zögerte, zweifelte und ver-

geblich Neunzerts Rückkehr beschwor, machte Ludendorff allem Reden mit einem energischen «Wir marschieren!» ein Ende. Gegen Mittag formierten sich daraufhin einige tausend Menschen hinter den Fahnenträgern. Die Führer und Offiziere wurden an die Spitze befohlen: Ludendorff trat in Zivil an, Hitler hatte über den Gehrock vom vergangenen Abend einen Trenchcoat gezogen, neben ihm standen Ulrich Graf und Scheubner-Richter, dann Dr. Weber, Kriebel, Göring. «Wir gingen in der Überzeugung», hat Hitler später bemerkt, «dass es das Ende war, so oder so. Ich weiss einen, der mir draussen, auf der Treppe, als wir weggingen, sagte: ‘Das ist der Schluss!’ Jeder trug diese Überzeugungen in sich.»<sup>156</sup> Singend zog man los.

Eine starke Postenkette der Landespolizei, die sich dem Zug auf der Isarbrücke entgegenstellte, wurde von Göring mit der Drohung eingeschüchtert, man werde beim ersten Schuss sämtliche inhaftierten Geiseln umbringen. Unsicher geworden, sahen die Polizisten sich von den Sechzehnerreihen augenblicklich beiseite gedrückt, überrollt und inmitten der Menge entwaffnet, angespuckt und geohrfeigt. Am Marienplatz, vor dem Münchener Rathaus, hielt Streicher gerade vom hohen Podest aus vor einer grossen Menge eine Rede, und mit Recht hat man das Ausmass der Krise, in der Hitler sich befand, daran abgelesen, dass er selber, dem die Massen zugeströmt waren «wie einem Heiland», an diesem Tage schweigend marschierte.<sup>157</sup> Er hatte sich bei Scheubner-Richter untergehakt, auch dies eine merkwürdig haltsuchende, abhängige Geste, die seiner Vorstellung vom Führer schwerlich entsprach. Begleitet vom Jubel der Passanten, schwenkte der Zug ziellos in die engen Strassen der Innenstadt ein; als er sich der Residenzstrasse näherte, stimmte die Führungsgruppe «O Deutschland hoch in Ehren» an. Auf dem Odeonsplatz trat ihm wiederum eine Sperrkette der Polizei entgegen.

Was dann geschah, hat sich in Beginn und Verlauf nicht mehr klären lassen, aus dem Gestrüpp der teils phantasievollen, teils rechtfertigungsbemühten Zeugenaussagen tritt übereinstimmend nur hervor, dass ein einzelner Schuss voraufging, der einen heftigen Feuerwechsel, kaum sechzig Sekunden lang, auslöste. Als erster stürzte Scheubner-Richter tödlich getroffen zu Boden, im Sturz

riss er [Hitler](#) mit und renkte ihm den Arm aus; auch Oskar Körner, der ehemalige zweite Vorsitzende der Partei, brach zusammen, desgleichen der Oberlandesgerichtsrat von der Pfordten, am Ende lagen vierzehn Angehörige des Zuges und drei Polizisten tot oder sterbend auf der Strasse, viele andere, darunter Hermann Göring, waren verwundet. Und während alles im Kugelhagel stürzte, fiel oder in wilder Flucht auseinanderstob, schritt Ludendorff aufrecht, bebend vor Zorn, durch die Postenkette, und es ist nicht ausgeschlossen, dass der Tag tatsächlich anders geendet hätte, wenn ihm eine kleine Gruppe entschlossener Männer gefolgt wäre; doch niemand ging ihm nach. Gewiss war es nicht Feigheit, was die meisten zu Boden zwang, sondern der Autoritätsinstinkt der Rechten vor den Gewehrläufen der Staatsmacht. In grandiosem Dünkel, längst hinaus über die subalternen Gesichtspunkte der Mitstreiter, erwartete der Nationalfeldherr auf dem Platz den diensthabenden Offizier und liess sich verhaften. Gleichzeitig mit ihm stellten sich Brückner, Frick, Drexler und Dr. Weber. Rossbach flüchtete nach Salzburg, Hermann Esser suchte jenseits der tschechoslowakischen Grenze Zuflucht. Im Laufe des Nachmittags kapitulierte auch Ernst Röhm, der das Wehrkommando besetzt hatte, nachdem ein kurzer Schusswechsel noch zwei Angehörige des Kampfbundes das Leben gekostet hatte. Sein Fahnenträger an diesem Tage war ein junger Mann mit femininem, bebrilltem Gesicht, Sohn eines angesehenen Münchener Gymnasialdirektors, namens Heinrich Himmler. In einem waffenlosen, schweigenden Abschiedsmarsch, die Toten auf den Schultern, zog der Verband durch die Stadt, dann löste er sich auf. Röhm selber wurde verhaftet.

Ludendorffs steifes Heldentum hatte vor allem [Hitler](#) blossgestellt, der an diesem Tag zum zweiten Mal versagt hatte. Nur in unwesentlichen Details widersprechen sich die Berichte seiner Anhänger, wonach er sich, noch bevor alles entschieden war, aus der Menge der in Deckung gegangenen Gefolgsleute erhob und überstürzt das Weite suchte. Die Toten und Verwundeten liess er zurück, und wenn er später apologetisch versichert hat, er habe in der Verwirrung geglaubt, Ludendorff sei tot, so hätte gerade das sein Verbleiben erfordert. Mit Hilfe eines Sanitätsautos gelang ihm in dem allgemeinen Durcheinander die Flucht, und die wenige Jahre

später von ihm selber verbreitete Legende, er habe ein hilfloses Kind aus dem Feuer getragen, das er zur Bekräftigung sogar vorführte, ist schon vom Ludendorff-Kreis widerlegt worden, ehe er selber davon Abstand nahm.<sup>158</sup> In Uffing am Staffelsee, sechzig Kilometer vor München, verbarg er sich im Landhaus Ernst Hanfstaengls und pflegte die schmerzhaft Luxation des Armgelenks, die er sich zugezogen hatte. Gebrochen versicherte er, nun müsse er Schluss machen und sich erschiessen, doch gelang es den Hanfstaengls, ihn umzustimmen. Zwei Tage später wurde er verhaftet und «mit bleichem, abgehetztem Gesicht, in das eine wirre Haarsträhne fällt», in die Festung Landsberg am Lech eingeliefert. Selbst in den Katastrophenlagen seines Lebens um wirkungsvolle Auftritte bemüht, hatte er sich, bevor er abgeführt wurde, von dem Offizier des Verhaftungskommandos das EK I anstecken lassen.

Auch in der Anstalt verharrte er in dumpfen Verzweiflungszuständen, er glaubte zunächst, «dass er erschossen werde»<sup>159</sup> Während der folgenden Tage wurden Amann, Streicher, Dietrich Eckart und Drexler eingeliefert, in den Münchener Gefängnissen sassen Dr. Weber, Pöhner, Dr. Frick, Röhm und andere, nur Ludendorff hatte man nicht festzunehmen gewagt. Hitler selber fühlte offenbar vage, dass er sich ins Unrecht setzte, weil er überlebt hatte, und jedenfalls gab er seine Sache verloren. Einige Tage trug er sich, wie ernsthaft auch immer, mit dem Gedanken, dem Peloton zuvorzukommen und seinem Leben durch einen Hungerstreik ein Ende zu setzen; Anton Drexler nahm später in Anspruch, ihm diese Absichten ausgeredet zu haben. Auch die Witwe des toten Freundes, Frau v.Scheubner-Richter, half ihm über die Verdüsterungen dieser Tage hinweg. Denn die unerwarteten Schüsse vor der Feldherrnhalle bedeuteten nicht nur das abrupte Ende eines unaufhaltsam scheinenden dreijährigen Aufstiegs und aller seiner taktischen Voraussetzungen, sondern auch und vor allem einen schrecklichen Zusammenstoss mit der Wirklichkeit. Seit den ersten orgiastischen Redeerfahrungen hatte er sich, vom Applaus und Lärm der grossen Heldenrolle umtost, in einer zusehends phantastischer illuminierten Schweinwelt bewegt, auf traumhaften Höhen die Komödientricks der Massen- und Selbstverzauberung entfaltet und schon die Fahnen, die Armeen, die Triumph-



züge gesehen – ehe der Schleier hinter seinen Wachträumen jäh und plötzlich zerrissen war.

Bezeichnenderweise hat er denn auch die verlorene Zuversicht zurückgewonnen, als erkennbar wurde, dass ein ordentliches Gerichtsverfahren in Vorbereitung war. Augenblicklich witterte er die grosse Szene, die ihm damit bereitgestellt wurde: dramatische Auftritte, Publikum, Beifall. Er hat später, in einer bekannten Wendung, das gescheiterte Unternehmen vom 9. November 1923 als das «vielleicht grösste Glück» seines Lebens bezeichnet und dabei offenbar nicht zuletzt die Chance dieses Prozesses vor Augen gehabt, der ihn aus seinen Stimmungen der Verzweiflung und Selbstaufgabe in die begehrte Spielersituation zurückversetzte: die Möglichkeit, durch einen erneuten Einsatz alles zu gewinnen und die Katastrophe des planlosen und blamabel beendeten Putsches doch noch in den Triumph des Demagogen zu verwandeln.

Der Hochverratsprozess, der am 24. Februar 1924 im Gebäude der ehemaligen Kriegsschule in der Blütenburgstrasse eröffnet wurde, war bestimmt von dem stillschweigenden Einverständnis aller Beteiligten, «an das ‘Eigentliche’ jener Ereignisse beileibe nicht zu rühren». Angeklagt waren [Hitler](#), Ludendorff, Röhm, Frick, Pöhner, Kriebel und vier weitere Beteiligte, während Kahr, Lossow und Seisser als Zeugen auftraten, und schon aus dieser eigentümlichen prozessualen Gegenüberstellung, die den komplizierten Einverständnissen der Vorgeschichte schwerlich entsprach, hat [Hitler](#) allen Nutzen gezogen. Er beteuerte nicht etwa seine Unschuld wie die Akteure des Kapp-Putsches: «Da hob jeder den Schwurfinger empor: er habe nichts gewusst. Er habe nichts beabsichtigt und nichts gewollt. Das hat die bürgerliche Welt vernichtet, dass sie nicht den Mut hatten, einzustehen für ihre Tat, vor den Richterstuhl hinzutreten und zu sagen: ‘Ja, das haben wir gewollt, wir wollten diesen Staat stürzen.’ Infolgedessen bekannte er sich offen zu seinen Absichten, wies allerdings den Vorwurf des Hochverrats weit von sich:

«Ich kann mich nicht schuldig bekennen», erklärte er. «Ich bekenne mich zwar der Tat, doch des Hochverrats schuldig bekenne ich mich nicht. Es gibt keinen Hochverrat bei einer Handlung, die sich gegen den Landesverrat von

1918 wendet. Im Übrigen kann ein Hochverrat nicht in der alleinigen Tat vom 8. und 9. November liegen, sondern höchstens in den Beziehungen und Handlungen der Wochen und Monate vorher. Wenn wir schon Hochverrat betrieben haben sollen, dann wundere ich mich, dass diejenigen, die damals das gleiche Bestreben hatten, nicht an meiner Seite sitzen. Ich muss ihn jedenfalls ablehnen, solange nicht meine Umgebung hier Ergänzung findet durch jene Herren, die mit uns die gleiche Tat gewollt, sie besprochen und bis ins Kleinste vorbereitet haben. Ich fühle mich nicht als Hochverräter, sondern als Deutscher, der das Beste wollte für sein Volk.»<sup>160</sup>

Keiner der Attackierten wusste dieser Argumentation zu begegnen, und tatsächlich hat **Hitler** den Prozess auf diese Weise nicht nur zu einem «politischen Karneval» gemacht, wie ein Augenzeuge schrieb, sondern auch die Rolle des Angeklagten mit der des Anklägers vertauscht, während der Staatsanwalt sich unversehens als Verteidiger des einstigen Triumvirats wiederfand. Der Vorsitzende hatte daran kaum etwas zu beanstanden, er rügte keine der Beleidigungen und Kampfansagen gegen die «Novemberverbrecher», nur die allzu stürmischen Beifallsbekundungen des Publikums provozierten milde Verweise. Selbst als der Oberlandesgerichtsrat Pöhner von «Ebert Fritze» sprach und die Republik, «ihre Einrichtung und Gesetze nicht als für mich verbindlich» bezeichnete, kam es zu keiner Unterbrechung: das Gericht habe «noch nie merken lassen», äusserte einer der bayerischen Minister in der Kabinettsitzung vom 4. März, «dass es anderer Ansicht sei als die Angeklagten»<sup>161</sup>.

Kahr und Seisser resignierten unter diesen Umständen bald, der ehemalige Generalstaatskommissar starrte düster vor sich hin und versuchte unter zahlreichen Widersprüchen, **Hitler** alle Schuld für das Unternehmen zuzuschieben, ohne zu begreifen, wie sehr er dessen Taktik damit entgegenkam. Nur Lossow wehrte sich mit Energie. Immer aufs Neue hielt er dem Gegenspieler die vielen Wortbrüche vor, «und wenn Herr **Hitler** noch so oft sagt, es ist un-wahr»; er beschrieb den Führer der NSDAP mit der ganzen Verachtung seines Standes als «taktlos, beschränkt, langweilig, bald brutal, bald sentimental und jedenfalls als minderwertig» und liess ein psychologisches Gutachten über ihn anfertigen: «Er hielt sich für den deutschen Mussolini, den deutschen Gambetta, und seine

Gefolgschaft, die das Erbe des Byzantinismus der Monarchie angetreten hatte, bezeichnete ihn als den deutschen Messias.» Als [Hitler](#) den General gelegentlich aufgebracht niederschrie, erhielt er statt einer «Ungebührstrafe», die nach Ansicht des Vorsitzenden «doch nur geringen praktischen Wert» haben würde, eine Ermahnung, sich zu mässigen.<sup>162</sup> Selbst der Erste Staatsanwalt verband die Begründung des Strafantrags mit auffälligen Artigkeiten an die Adresse [Hitlers](#), rühmte dessen «einzigartige Rednergabe» und fand es «doch ungerecht, ihn als Demagogen zu bezeichnen». Mit wohlwollendem Respekt fuhr er fort: «Sein Privatleben hat er stets rein erhalten, was bei den Verlockungen, die an ihn als gefeierten Parteiführer naturgemäss herantraten, besondere Anerkennung verdient ... [Hitler](#) ist ein hochbegabter Mann, der aus einfachen Verhältnissen heraus sich eine angesehene Stellung im öffentlichen Leben errungen hat, und zwar in ernster und harter Arbeit. Er hat sich den Ideen, die ihn erfüllten, bis zur Selbstaufopferung hingeeben und als Soldat in höchstem Masse seine Pflicht getan. Dass er die Stellung, die er sich schuf eigennützig ausnützte, kann ihm nicht zum Vorwurf gemacht werden.»<sup>163</sup>

Die Gunst aller dieser Umstände hat zusammengewirkt, [Hitler](#) die Umkehrung der Prozesssituation ausserordentlich zu erleichtern. Gleichwohl war es zuletzt aber doch das eigene Vermögen, das aus dem vielbelächelten Fiasko dieses Rutsches einen Triumph gemacht und die Qual und Unentschiedenheit jener Nacht vom 9. November zur kühnen nationalen Tat stilisiert hat. Die intuitiv und herausfordernd bezeugte Sicherheit, mit der [Hitler](#), so kurz nach einer schweren Niederlage, dem Verfahren begegnete und alle Schuld für das gescheiterte Unternehmen auf sich zog, um damit zugleich sein Verhalten im höheren Namen vaterländischer und historischer Pflicht zu rechtfertigen, zählt zweifellos zu seinen eindrucksvollsten politischen Leistungen. In seinem Schlusswort das den selbstsicheren Charakter seines Prozessverhaltens treffend widerspiegelt, erklärte er unter Hinweis auf eine vorausgegangene Bemerkung Lossows, die ihn auf die Rolle als «Propagandist und Weckrufer» beschränken wollte:

«Wie klein denken doch kleine Menschen! Nehmen Sie die Überzeugung mit, dass ich die Erringung eines Ministerpostens nicht als erstrebenswert ansehe. Ich halte es eines grossen Mannes nicht für würdig, seinen Namen der Geschichte nur dadurch überliefern zu wollen, dass er Minister wird ... Was mir vor Augen stand, das war vom ersten Tage an tausendmal mehr, als Minister zu werden. Ich wollte der Zerbrechet des Marxismus werden. Ich werde diese Aufgabe lösen, und wenn ich sie löse, dann wäre der Titel eines Ministers für mich eine Lächerlichkeit. Als ich zum erstenmal vor Wagners Grab stand, da quoll mir das Herz über vor Stolz, dass hier ein Mann ruht, der es sich verboten hat, hinauf zu schreiben: Hier ruht Geheimrat Musikdirektor Exzellenz Baron Richard von Wagner. Ich war stolz darauf, dass dieser Mann und so viele Männer der deutschen Geschichte sich damit begnügen, ihren Namen der Nachwelt zu überliefern, nicht ihren Titel. Nicht aus Bescheidenheit wollte ich damals 'Trommler' sein; das ist das Höchste, das andere ist eine Kleinigkeit»<sup>164</sup>.

Die Selbstverständlichkeit, mit der er die Würde des grossen Mannes beanspruchte und gegen Lossow verteidigte, der Tonfall ungezierter Selbstverherrlichung, haben gleich zu Beginn die überrumpelnde Wirkung nicht verfehlt und ihn zur Mittelpunktfigur des Prozesses gemacht. Zwar hielt der amtliche Schriftverkehr, mit seinem strengen Sinn für Rangunterschiede, bis zum Ende an der Reihenfolge Ludendorff-**Hitler** fest; doch das Bestreben aller Seiten, den Generalquartiermeister des Grossen Krieges zu schonen, hat **Hitler** eine zusätzliche Chance zugespielt, die er erkannte und nutzte: Mit dem Anspruch auf die alleinige Verantwortung drängte er sich an der Person Ludendorffs vorbei in die vakante Führerrolle der gesamten völkischen Bewegung. Und mit wachsender Verhandlungsdauer brachte er auch das Brigantenmässige, Irreale, ganz und gar Verzweifelte des Unternehmens zum Verschwinden, desgleichen trat sein in Wirklichkeit doch ziemlich passives, ratloses Verhalten am Morgen vor dem Demonstrationzug in den Hintergrund, und zur Verblüffung und Bewunderung aller gewann der Geschehensablauf mehr und mehr den Rang eines genialen geplanten, durchaus zum Ziel geführten Meisterstreichs. «Die Tat des 8. November ist nicht misslungen», konnte er schon im Gerichtssaal verkünden und damit vor aller Öffentlichkeit den Grund der späteren Legende legen; in den Schlussätzen entfaltete er bewegt die Vision seines Triumphs in der Politik und in der Geschichte:

«Die Armee, die wir herangebildet haben, die wächst von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde schneller. Gerade in diesen Tagen habe ich die stolze Hoffnung, dass einmal die Stunde kommt, dass diese wilden Scharen zu Bataillonen, die Bataillone zu Regimentern, die Regimente zu Divisionen werden, dass die alte Kokarde aus dem Schmutz herausgeholt wird, dass die alten Fahnen wieder voranflattern, dass dann die Versöhnung kommt beim ewigen letzten Gottesgericht, zu dem anzutreten wir willens sind. Dann wird aus unseren Knochen und aus unseren Gräbern die Stimme des Gerichtshofes sprechen, der allein berufen ist, über uns zu Gericht zu sitzen. Denn nicht Sie, meine Herren, sprechen das Urteil über uns, das Urteil spricht das ewige Gericht der Geschichte, das sich aussprechen wird über die Anklage, die gegen uns erhoben ist. Ihr Urteil, das Sie fällen werden, kenne ich. Aber jenes Gericht wird uns nicht fragen: Habt Ihr Hochverrat getrieben oder nicht? Jenes Gericht wird über uns richten, über den Generalquartiermeister der alten Armee, über seine Offiziere und Soldaten, die als Deutsche das Beste gewollt haben für ihr Volk und Vaterland, die kämpfen und sterben wollten. Mögen Sie uns tausendmal schuldig sprechen, die Göttin des ewigen Gerichts der Geschichte wird lächelnd den Antrag des Staatsanwaltes und das Urteil des Gerichtes zerreißen; denn sie spricht uns frei.»

Das Urteil des Münchener Volksgerichts entsprach, wie man zutreffend bemerkt hat, nahezu dem von [Hitler](#) vorausgesagten Urteil des «ewigen Gerichts der Geschichte». Nur mit Mühe gelang es dem Vorsitzenden, die drei Laienrichter überhaupt zu einem Schuldspruch zu veranlassen, er erhielt ihre Zustimmung erst aufgrund der Versicherung, dass eine vorzeitige Begnadigung [Hitlers](#) mit Gewissheit zu erwarten sei. Die Urteilsverkündung selber war ein Ereignis der Münchener Gesellschaft, die ihren vielbegonnenen Krawallmacher feiern wollte. Das Urteil, dessen Begründung noch einmal den «rein vaterländischen Geist und edelsten Willen» der Angeklagten hervorhob, lautete für [Hitler](#) auf die Mindeststrafe von fünf Jahren Festungshaft und stellte ihm nach Verbüßung von sechs Monaten eine Bewährungsfrist in Aussicht; Ludendorff wurde freigesprochen. Die Entscheidung des Gerichts, von der zwingenden gesetzlichen Vorschrift über die Ausweisung lästiger Ausländer im Falle eines Mannes, «der so deutsch denkt und fühlt wie [Hitler](#)», keinen Gebrauch zu machen, wurde im Zuschauerraum mit stürmischen Bravorufen aufgenommen. Als die Richter den Saal verliessen, rief Brückner zweimal laut: «Nun erst recht!» Anschliessend zeigte [Hitler](#) sich von einem Fenster des Ge-

richtsgebäudes aus der jubelnden Menge. Im Raum hinter ihm häuften sich die Blumen. Der Staat hatte erneut die Auseinandersetzung verloren.

Gleichwohl schien es, als sei für **Hitler** die Zeit des Aufstiegs vorüber. Zwar hatten sich unmittelbar nach dem 9. November die Massen in München zusammengerottet und gewalttätig für ihn demonstriert; auch die anschliessenden Wahlen zum Bayerischen Landtag wie zum Reichstag brachten den Völkischen beachtliche Gewinne. Doch die Partei oder die Tarnform, unter der sie nach dem Verbot weitergeführt wurde, zerfiel ohne den in **Hitlers** magischen ebenso wie machiavellistischen Fähigkeiten begründeten Zusammenhalt innerhalb kurzer Zeit in eifersüchtig und erbittert sich befehdende Gruppen ohne Bedeutung. Schon klagte Drexler, **Hitler** habe «die Partei in alle Zeit hinein total zerstört mit seinem verrückten Putsch»<sup>165</sup>. Die Chancen, die eine fast ausschliesslich von öffentlichen Unmutskomplexen genährte Agitation besass, verringerten sich weiter, als mit dem Ende des Jahres 1923 die Verhältnisse im Land sich zusehends stabilisierten, insbesondere die Inflation überwunden wurde und die Periode der «glücklichen Jahre» im Verlauf der so glücklos ins Leben getretenen Republik anbrach. Allen lokalen Antrieben zum Trotz wirkt daher der 9. November wie die Peripetie im grösseren Drama der Geschichte von Weimar: er schloss die Nachkriegszeit ab. Die Schüsse vor der Feldherrnhalle schienen eine bemerkenswerte Ernüchterung hervorzurufen und den so lange getrüben, in die Irrealität verwirrten Blick der Nation, teilweise doch, auf die Wirklichkeit zu lenken.

Auch für **Hitler** selber und die Geschichte seiner Partei ist das gescheiterte Novemberunternehmen zu einer Wende geworden, und die taktischen und persönlichen Lehren, die er daraus zog, haben seinen ganzen weiteren Weg bestimmt. Die düstere Gala des Kults, den er mit dem Ereignis trieb, wenn er später Jahr für Jahr zwischen blakenden Pylonen zum Gedenkmarsch antrat und auf dem Königsplatz die Toten jenes trüben Novembermorgens aus ihren Bronzesärgen zum Letzten Appell rufen liess, hatte nicht nur mit seiner Theatromanie zu tun, die aus dem Material der Geschichte jede Gelegenheit zu politischer Schaustellerei schlug; viel-

mehr war es zugleich die Huldigung des erfolgreichen Politikers an eines seiner prägenden politischen Bildungserlebnisse: in der Tat das «vielleicht grösste Glück» seines Lebens, der «eigentliche Geburtstag» der Partei.<sup>166</sup> Es schuf ihm erstmals, weit über Bayern und selbst über Deutschland hinaus, eine Öffentlichkeit, verschaffte der Partei Märtyrer, eine Legende, die romantische Aura der verfolgten Treue und sogar den Nimbus der Entschlossenheit: «Täuschen Sie sich nicht», versicherte Hitler in einer seiner späteren Gedenksprachen, die alle diese Vorteile feierte und der «Weisheit der Vorsehung» zuschrieb: «Wenn wir damals nicht gehandelt hätten, hätte ich niemals eine revolutionäre Bewegung gründen ... können. Man hätte mir mit Recht sagen können: Du redest wie die anderen, und handeln wirst du genauso wenig wie die anderen.»<sup>167</sup>

Der Kniefall vor den Gewehrläufen der staatlichen Autorität zu Füßen der Feldherrnhalle hat zugleich Hitlers Verhältnis zur Staatsmacht ein für allemal geklärt und ist zum Ausgangspunkt des konsequenten Machteroberungskurses geworden, den er in den folgenden Jahren allmählich entwickelt und gegen alle Widerstände und Revolten der Ungeduld in den eigenen Reihen verteidigt hat. Zwar hatte er auch vorher schon, wie die Entwicklung zeigt, um die Macht und ihre Gunst geworben, und man darf sein Eingeständnis, dass er «von 1919 bis 1923 überhaupt an nichts dachte als an einen Staatsstreich»<sup>168</sup>, nicht wörtlich nehmen; doch lernte er jetzt, jenen eher instinktiven Drang in den Schatten der Macht zu rationalisieren und zum taktischen System der nationalsozialistischen Revolution zu entwickeln.

Denn die Novembertage hatten ihn gelehrt, dass die Eroberung moderner Staatsgebilde auf gewaltsamem Wege aussichtslos und der Griff nach der Macht nur vom Boden der Verfassung aus erfolgverheissend sei. Gewiss bedeutete das nicht Hitlers Bereitschaft, die Verfassung als verbindliche Schranke im Zuge seines Herrschaftsstrebens zu akzeptieren, sondern lediglich den Entschluss, die Illegalität im Schutze der Legalität anzusteuern: Nie liess er einen Zweifel daran, dass die zahlreichen Verfassungsbeteuerungen der folgenden Jahre nur die Gesetzmässigkeit des Kampfes um die Macht gelobten, und sprach offen von der anschliessenden Zeit

der Abrechnung. «Die Nationale Revolution», so hatte Scheubner-Richter schon in einer Denkschrift vom 24. September 1923 verlangt, «darf der Übernahme der politischen Macht nicht vorausgehen, sondern die Besitzergreifung der polizeilichen Machtmittel des Staates bildet die Voraussetzung für die nationale Revolution.»<sup>169</sup> Als «Adolphe Légalité», wie die zeitgenössische Formel mit kennerischer Ironie meinte, entwickelte Hitler sich zu einem Manne der strikten Ordnung, sammelte Sympathien bei Honoratioren und machtvollen Institutionen und überdeckte seine revolutionären Absichten durch unermüdlich neu vorgetragene Wohlverhaltensschwüre und Traditionsbekenntnisse. Die früheren Töne einer gewaltgelaunten Aggressivität wurden gedämpft und nur gelegentlich noch einschüchternd zur Geltung gebracht: Er suchte nicht die Niederlage, sondern die Kollaboration des Staates. Es war diese taktische Pose, die so viele Beobachter und Interpreten bis auf den heutigen Tag über die revolutionären Ambitionen Hitlers getäuscht und das vereinfachte Zerrbild einer konservativen oder platt reaktionären Kleinbürgerpartei hervorgerufen hat.

Hitlers Konzept verlangte vor allem ein verändertes Verhältnis zur Reichswehr. Den Fehlschlag vom 9. November hat er nicht zuletzt auf sein Unvermögen zurückgeführt, die Spitzen der bewaffneten Macht auf seine Seite zu bringen. Schon das Schlusswort vor dem Münchener Volksgericht nahm daher jene Werbung um die Reichswehr auf, die zu den unumstösslichen, nahezu dogmatisch verteidigten Grundsätzen der neuen Taktik rechnete: «Einmal wird die Stunde kommen», hat er im Gerichtssaal gerufen, «dass die Reichswehr an unserer Seite stehen wird», und diesem Ziel beispielsweise die Rolle der eigenen Parteiarmee rigoros, bis zu der blutigen Ergebnissadresse vom 30. Juni 1934, untergeordnet. Gleichzeitig aber löste er seine Sturmabteilungen aus der Abhängigkeit der Armee: Die SA sollte weder Teil noch Rivale der Reichswehr sein.

Es war daher nicht nur ein gehärtetes taktisches Rezept, mit dem Hitler aus der Niederlage vor der Feldherrnhalle hervorging; weit darüber hinaus hat sie sein Verhältnis zur Politik überhaupt verändert. Bis dahin hatte er sich vor allem durch seine kategorische Unbedingtheit, durch radikale Alternativen hervorgetan und



«wie eine Naturkraft» aufgeführt; Politik war, nach dem aus dem Felde bezogenen Daseinsmodell, Sturm gegen den Feind, Durchbruch durch die Linien, Zusammenprall und am Ende immer Sieg oder Untergang, jetzt erst schien Hitler den Sinn und die Chance des politischen Spiels, der taktischen Schliche, Scheinkompromisse und zeitraubenden Manöver ganz zu begreifen und sein gefühlsge-ladenes, naiv demagogisches, «künstlerisches» Verhältnis zur Poli-tik zu überwinden. Die Erscheinung des von den Ereignissen und den eigenen impulsiven Reaktionen mitgerissenen Agitators trat damit endgültig zurück und machte der des methodisch handeln- den Machttechnikers Platz. Der fehlgeschlagene Putsch vom 9. No- vember markiert daher einen der grossen entscheidenden Ein- schnitte im Leben Hitlers; er schliesst dessen Lehrzeit ab; in einem genaueren Sinne bezeichnet er überhaupt erst Hitlers Eintritt in die Politik.

Hans Frank, Hitlers Anwalt und späterer Gouverneur in Polen, hat in seinem Nürnberger Rechenschaftsbericht bemerkt, Hitlers «ganzes Leben in der Geschichte», die «Substanz seines Gesamt- charakters», werde im Ablauf des Novemberputsches in nuce er- kennbar. Was zuerst ins Auge fällt, sind das Nebeneinander der widersprüchlichsten Zustände, die Selbststeigerungen und Schwel- lungen des Gefühls, die so auffällig an die hysterischen Wachträu- mereien und Phantasiegewissheiten des halbwüchsigen Städteplä- ners, Komponisten und Erfinders erinnern – und dann die unver- mittelten schweren Einbrüche, die alles wegwerfenden Gesten des verzweifelten Hasardeurs, sein Absacken in Apathie. Im Septem- ber hatte er einem seiner Gefolgsleute selbstbewusst auseinander- gesetzt: «Kennen Sie die römische Geschichte? Ich bin Marius und Kahr ist Sulla; ich bin der Führer des Volkes, er aber vertritt die herrschende Schicht, aber diesmal wird Marius siegen»;<sup>170</sup> Joch nach dem ersten Anzeichen eines Widerstands hatte er alles ent- nervt fallen lassen, er war nicht der Mann, sondern nur der Ver- künder der Aktion. Gewiss hatte er die Fähigkeit bewiesen, sich grosse Aufgaben zu stellen, doch seine Nerven waren seiner Taten- lust nicht gewachsen. Er hatte einen «Titanenkampf» vorausgesagt und noch in jener exaltierten Stunde im Bürgerbräu versichert, es gebe kein Zurück mehr, die Sache sei «bereits weltgeschichtliches

Ereignis» – doch dann, im Angesicht der Weltgeschichte, unrühmlich das Weite gesucht und «nichts mehr wissen (wollen) von dieser verlogenen Welt»<sup>171</sup>, wie er dem Gericht erklärte: Er hatte noch einmal um das grosse Los gespielt und verloren.

Erst rhetorisch rettete er alles. Die Umkehrung der Niederlage machte deutlich, wie wenig er sich auf die Wirklichkeit verstand und wie ausserordentlich auf die Art, sie zu präsentieren, zu färben und propagandistisch damit fertig zu werden. Der Fieberhaftigkeit seines Agierens, der überstürzten, wankelmütigen, stümpernden Unsicherheit widerspricht aufs Entschiedenste die Kälte und Geistesgegenwart seines Auftritts vor Gericht.

Ein Element von Spielerwesen und Glücksrittertum war in alledem greifbar, der desperate Hang ins Ausweglose, zu verlorenen Posten. In allen Entscheidungssituationen des Jahres 1923 hatte er die Neigung bewiesen, sich keine taktische Wahlmöglichkeit freizuhalten: Immer schien es, als suche er zunächst die Wand, gegen die er sich mit dem Rücken stellen könne, und verdoppele sodann den ohnehin überzogenen Einsatz – man wird das eine wirkliche Selbstmörderkonstitution nennen. In diesem Sinne verhöhnte er auch das Bemühen der Politik, die erbarmungslosen Alternativen zu vermeiden, als die Ideologie der «Politischen Dreikäsehochs» und äusserte seine Verachtung über jene, die «sich nie überspannen»; Bismarcks Wendung von der Politik als der Kunst des Möglichen sei nur «eine billige Ausrede»<sup>172</sup>. Es ist denn auch sicherlich mehr als nur ein Ausdruck seines melodramatischen Temperaments, dass seit dem Jahre 1905 eine Kette von Selbstmorddrohungen sein Dasein begleitet, die erst in der äussersten Herausforderung, dem wiederum alternativlosen Einsatz um Weltmacht oder Untergang, auf dem Sofa im Bunker der Reichskanzlei zu Ende ging. Bezeichnenderweise war auch sein Eintritt in die grosse Politik von einer solchen Drohung begleitet. Gewiss wirkten noch immer zahlreiche seiner Auftritte überspannt und nicht ohne jenen Hang zur pathetischen Posse, von dem er schwerlich loskam; aber ist es wirklich nur eine der Projektionen aus späterer Erfahrung, wenn man wahrzunehmen meint, dass schon um den aufgeregten Akteur jener frühen Phase gleichsam die Luft der grossen Katastrophe war?

Der 9. November 1923 war der Durchbruch. Noch am Mittag jenes Tages, als der Demonstrationszug sich dem Odeonsplatz näherte, hatte ein Passant gefragt, ob der **Hitler** da an der Spitze «tatsächlich der Kerl von der Strassenecke» sei.<sup>173</sup> Jetzt war er in der Geschichte. Zu den Übereinstimmungen, die der 9. November mit seinem Leben im Ganzen besitzt, zählt am Ende auch, dass er sich den Zugang dahin vermittle durch eine Niederlage erzwungen hatte; nicht anders als später, in verheerend vergrössertem Rahmen, den dauernden Platz darin mit Hilfe einer Katastrophe.

## DRITTES BUCH

Jahre des Wartens

## 1. KAPITEL

### Die Vision

«Sie sollen wissen, dass wir eine historische Vision  
der Ereignisse haben.»

*Adolf Hitler*

Der Lorbeerkranz, den **Hitler** auf der Festung Landsberg an der Wand seines Raumes aufgehängt hatte, war mehr als ein herausfordernder Hinweis auf seine ungebrochenen Absichten. Der zwangsweise Ausschluss vom politischen Geschehen durch die Haft kam ihm politisch wie persönlich zugute; denn er erlaubte ihm, den Konsequenzen, die das Desaster vom 9. November für die Partei hatte, zu entgehen und die Querelen der verbitterten und zersprengten Anhänger aus unbehelligter, noch dazu vom Leidensglanz nationalen Märtyrertums umgebener Distanz zu verfolgen. Gleichzeitig verhalf er ihm, nach Jahren einer nahezu besinnungslosen Unrast, zu sich selbst: zum Glauben an sich und seine Sendung. Während der Aufruhr der Emotionen sich legte, verfestigte sich die zunächst zögernd beanspruchte, vom Prozessverlauf bekräftigte Rolle als Führungsfigur der völkischen Rechten zur immer selbstbewussteren Kontur des messianisch beauftragten einzigen Führers. Mit Konsequenz und hohem Rollenbewusstsein verschaffte **Hitler** dem Gefühl besonderer Erwähltheit schon unter den Mithäftlingen Geltung, und es war dieses Bewusstsein, das seiner Erscheinung von diesem Zeitpunkt an jene maskenhaften, gefrorenen Züge gab, die kein Lächeln, keine uneigennützig Geste, keine selbstvergessene Haltung je löste. In merkwürdig ungreifbarer, fast abstrakter Unpersönlichkeit bewegte er sich künftig durch eine Szenerie, die er gleichwohl unbestritten beherrschte. Schon

vor dem Novemberputsch hatte Dietrich Eckart über **Hitlers** folie de grandeur, seinen «Messiaskomplex», geklagt<sup>1</sup>. Jetzt erstarrte er immer absichtsvoller in der statuarischen Pose, die den monumentalen Dimensionen seines Bildes von Grösse und Führertum entsprach.

Der Strafvollzug störte den planvollen Prozess der Selbststilisierung nicht. In einem Anschlussverfahren waren rund vierzig weitere Teilnehmer des Putsches verurteilt und sodann nach Landsberg verbracht worden: die Angehörigen des «Stosstrupps **Hitler**», Berchtold, Haug, Maurice, ferner Amann, Hess, Heines, Schreck und der Student Walter Hewel. Inmitten dieses Anhangs gewährte die Anstaltsleitung **Hitler** einen ungezwungenen, in eher geselligen Formen verlaufenden Aufenthalt, der seinen Sonderansprüchen auf jede Weise gerecht zu werden trachtete. Während der Mahlzeiten im grossen Tagesraum führte er unter der Hakenkreuzfahne den Vorsitz, Mithäftlinge hielten sein Zimmer in Ordnung, an den Spielen und leichten Arbeiten dagegen beteiligte er sich nicht. Die nach ihm in die Anstalt eingelieferten Gesinnungsgenossen mussten «unverzüglich beim Führer zur Meldung» erscheinen, und regelmässig um zehn war, wie es in einem der Erlebnisberichte heisst, «Vortrag beim Chef». Während des Tages widmete **Hitler** sich einer umfangreichen Korrespondenz, ein sprachlich bemerkenswertes Huldigungsschreiben stammte von einem jungen promovierten Philologen namens Joseph Goebbels, der über **Hitlers** prozessuales Schlusswort äusserte: «Was Sie da sagten, das ist der Katechismus eines neuen politischen Glaubens in der Verzweiflung einer zusammenbrechenden, entgötterten Welt ... Ihnen gab ein Gott, zu sagen, was wir leiden. Sie fassten unsere Qual in erlösende Worte ...» Auch Houston Stewart Chamberlain schrieb ihm, während Rosenberg durch eine «in Millionen Stücken als Symbol unseres Führers» verbreitete «**Hitler**postkarte» das Andenken des Inhaftierten in der Aussenwelt aufrechterhielt.<sup>2</sup>

Häufig ging **Hitler** auch im Anstaltsgarten spazieren, er hatte noch immer mit den alten Stilunsicherheiten zu tun und trug zur Cäsarenmiene, während er die Huldigungen seiner Getreuen entgegennahm, kurze Lederhosen, eine Trachtenjacke und dazu häufig einen Hut. Wenn er an den sogenannten Kameradschaftsaben-

den sprach, «sammelten sich draussen im Treppenhaus lautlos die Beamten der Festung und lauschten»<sup>3</sup>. Wie unberührt von den Wirkungen der Niederlage entwickelte er die Legenden und Visionen seines Lebens und, in charakteristischer Verbindung, praktische Pläne für jenen Staat, als dessen einstigen Diktator er sich nach wie vor sah: Die Idee der Autobahnen beispielsweise oder des Volkswagens stammten, einer späteren Bemerkung zufolge, aus dieser Zeit. Obwohl die Besuchszeit auf sechs Stunden wöchentlich beschränkt war, empfing Hitler bis zu sechs Stunden täglich die Anhänger, Bittsteller und befreundeten Politiker, die nach Landsberg pilgerten, wieder fanden sich zahlreiche Frauen darunter; Nicht zu Unrecht hat man von der Haftanstalt als einem «ersten Braunen Haus» gesprochen.<sup>4</sup> An Hitlers 35. Geburtstag, kurz nach Beendigung des Prozesses, füllten die Blumen und Pakete für den prominenten Häftling mehrere Räume.

Die Atempause, zu der er sich gezwungen sah, diente ihm gleichzeitig zu einer Bestandsaufnahme, in deren Verlauf er den Wust der Affekte zu rationalisieren versuchte und das Geröll von ehemals Angelesenem und Halbverarbeitetem mit den jüngsten Lesefrüchten zum Umriss eines weltanschaulichen Systems zusammentrug: «Diese Zeit gab mir Gelegenheit, mir über verschiedene Begriffe klarzuwerden, die ich bis dahin nur instinktiv empfunden hatte.»<sup>5</sup> Was er tatsächlich gelesen hat, ist im Ganzen nur aus Indizien oder Äusserungen Dritter zu schliessen, er selber hat, mit der immerwachen Sorge des Autodidakten vor dem Verdacht geistiger Abhängigkeiten, überaus selten von Büchern und bevorzugten Autoren gesprochen: Mehrfach und in wechselnden Zusammenhängen taucht lediglich Schopenhauer auf, dessen Werke er im Krieg angeblich bei sich führte und in ausgedehnten Passagen anführen konnte, desgleichen Nietzsche, Schiller und Lessing. Immer vermied er Zitate und erweckte auf diese Weise zugleich den Eindruck originärer Erkenntnisse. In einer autobiographischen Skizze aus dem Jahre 1921 hat er für seine Jugend ein «gründliches Studium volkswirtschaftlicher Lehren, sowie der damals zur Verfügung stehenden gesamten antisemitischen Literatur» behauptet und bemerkt: «Seit meinem 22. Jahr warf ich mich mit besonderem Feuereifer über militärpolitische Schriften und

unterliess die ganzen Jahre niemals, mich in sehr eindringlicher Weise mit der allgemeinen Weltgeschichte zu beschäftigen.»<sup>6</sup> Doch kein Autor, kein Buchtitel findet je Erwähnung, immer sind es, wie in einer abseitigen Äusserungsform seines Quantitätskomplexes, ganze Wissensgebiete, die er sich aneignete; er nennt im gleichen Zusammenhang, mit wiederum ins Weite zielender Geste, die Kunstgeschichte, die Kulturgeschichte, die Baugeschichte und «politische Probleme»; doch der Verdacht liegt nahe, dass er sich seine Kenntnisse bis dahin fast nur in Aufgüssen aus zweiter und dritter Hand erworben hat. Hans Frank hat für die Landsberger Monate Nietzsche, Chamberlain, Ranke, Treitschke, Marx und Bismarck genannt sowie Kriegserinnerungen deutscher und alliierter Staatsmänner. Aber daneben und auch davor hat er die Elemente seines Weltbilds aus den Ablagerungen bezogen, die der Strom pseudowissenschaftlicher Kleinliteratur aus weit entfernten, kaum mehr auffindbaren Quellen bezogen hat: rassenkundliche und antisemitische Schriften, Theorienwerk zu Germanentum, Blutmystik und Eugenik, auch geschichtsphilosophische Traktate und Darwinismuslehren.

Glaubwürdig an den zahlreichen zeitgenössischen Bekundungen über die Lektüre [Hitlers](#) klingt im Grunde lediglich die Intensität, der Lesehung, der berichtet wird. Schon Kubizek überliefert, [Hitler](#) sei in Linz bei drei Bibliotheken gleichzeitig eingeschrieben gewesen und erscheine ihm in der Erinnerung «nie mehr anders als von Büchern umgeben», während er selber, zieht man sein Vokabular heran, sich entweder über Bücher zu «werfen» oder sie zu «verschlingen» pflegte.<sup>7</sup> Seine Reden und Schriften jedoch, bis hin zu den Tischgesprächen, sowie die Erinnerungen seiner Umgebung zeigen einen Menschen von bemerkenswerter geistiger und literarischer Indifferenz; in den rund zweihundert Monologen seiner Tafelrunde tauchen beiläufig die Namen von zwei oder drei Klassikern auf, während «Mein Kampf» nur einmal auf Goethe und Schopenhauer im eher abgeschmackten antisemitischen Zusammenhang verweist. Erkenntnis bedeutete ihm in der Tat nichts, er kannte weder ihre Hochgefühle noch ihre Mühsal, sondern nur ihre Nützlichkeit, und die von ihm als «Kunst des richtigen Lesens» bezeichnete und beschriebene Übung war nie mehr als die



Suche nach Lehnformeln sowie angesehenen Eideshelfern für die eigenen Voreingenommenheiten: die «sinngemässe Eingliederung in das immer schon irgendwie vorhandene Bild»<sup>8</sup>.

Hektisch und mit der gleichen Gier wie auf die zusammengerafften Bücherberge warf er sich Anfang Juli auf die Niederschrift von «Mein Kampf», dessen ersten Teil er schon nach dreieinhalb Monaten abschloss/ er habe sich «alles von der Seele schreiben müssen, was ihn bewegte», sagte er: «Bis spät in die Nacht hinein klapperte die Schreibmaschine, und man konnte ihn in der engen Stube seinem Freunde Hess diktieren hören. Die bereits fertigen Abschnitte las er dann meist an ... Samstagabenden seinen wie Jünger um ihn sitzenden Schicksalsgenossen vor.»<sup>9</sup> Anfangs als Abrechnung und Bilanz nach «viereinhalb Jahren Kampf» gedacht, entwickelte es sich zusehends zu einer Mischung aus Biographie, ideologischem Traktat sowie taktischer Aktionslehre und diente gleichzeitig der Verfertigung der Führerlegende. In der verklärenden Darstellung gewannen die kläglichen, dumpfen Jahre vor dem Eintritt in die Politik mit den kühn hineinverwobenen Zügen der Not und Entbehrung sowie mit ihrer Vereinsamung den Charakter einer Phase der Sammlung und inneren Vorbereitung; eine Art dreissigjährigen Aufenthalts in der Wüste nicht ohne providentiellen Sinn. Max Amann, der Verleger des Buches, der sich offenbar einen Erlebnisbericht mit sensationellem Hintergrund versprochen hatte, war von der steifen und redseligen Langeweile des Manuskripts zunächst überaus enttäuscht.

Doch muss man davon ausgehen, dass [Hitlers](#) Ehrgeiz von vornherein höher zielte, als Amann blicken konnte; er wollte nicht enttuschen, sondern den erst jüngst erworbenen Führungsanspruch intellektuell untermauern und sich in der von ihm selber gefeierten genialen Verbindung von Politiker und Programmatiker präsentieren; die Passage des Buches, die den Schlüssel seiner hochgesteckten Absichten enthält, findet sich an unauffälliger Stelle in der Mitte des ersten Teils:

«Wenn die Kunst des Politikers wirklich als eine Kunst des Möglichen gilt, dann gehört der Programmatiker zu jenen, von denen es heisst, dass sie den

Göttern nur gefallen, wenn sie Unmögliches verlangen und wollen ... Innerhalb langer Perioden der Menschheit kann es einmal vorkommen, dass sich der Politiker mit dem Programmierer vermählt. Je inniger aber diese Verschmelzung ist, umso grösser sind die Widerstände, die sich dem Wirken des Politikers dann entgegenstemmen. Er arbeitet nicht mehr für Erfordernisse, die jedem nächstbesten Spiessbürger einleuchten, sondern für Ziele, die nur die wenigsten begreifen. Daher ist dann sein Leben zerrissen von Liebe und Hass ...

Umso seltener (ist) der Erfolg. Blüht er aber dennoch in Jahrhunderten Einem, dann kann ihn vielleicht in seinen späten Tagen schon ein leiser Schimmer des kommenden Ruhmes umstrahlen. Freilich sind diese Grossen nur die Marathonläufer der Geschichte; der Lorbeerkranz der Gegenwart berührt nur mehr die Schläfen des sterbenden Helden.»<sup>10</sup>

Dass niemand anderes als er selber diese von leisem Schimmer umstrahlte Erscheinung sei, ist die stete, aufdringliche Insinuation des Buches, und das Bild vom sterbenden Helden eher ein Versuch, den Misserfolg, der hinter ihm lag, tragisch zu verklären. Hitler hat sich der Niederschrift mit ausserordentlichem, beifallsbesorgtem Ernst gewidmet und mit dem Buch offenbar nicht zuletzt den Nachweis beabsichtigt, dass er sich trotz seiner unvollständigen Schulbildung, trotz seines Scheiterns an der Akademie und der fatalen Männerheimvergangenheit auf der Höhe bürgerlicher Bildung bewegte; dass er tief nachgedacht habe und neben der Deutung der Gegenwart einen Entwurf für die Zukunft vorweisen konnte: dies ist die präventive Grundanstrengung des Buches. Hinter den tönenden Wortfassaden hockt unverkennbar die Sorge des Halbgebildeten vor dem Zweifel des Lesers an seiner intellektuellen Kompetenz, bezeichnenderweise verwendet er, um der Sprache Monumentalität zu geben, häufig lange Substantivreihen, viele der Wörter bildet er aus Adjektiven oder Verben, so dass ihr Gewicht hohl und künstlich wirkt: «Durch das Vertreten der Meinung, dass man auf dem Wege einer durch demokratische Entscheidungen erfolgten Zubilligung ...» – es ist im Ganzen eine Sprache ohne Atem, ohne Freiheit und wie im Krampfzustand: «Indem ich neuerdings mich in die theoretische Literatur dieser neuen Welt vertiefte und mir deren mögliche Auswirkungen klarzumachen versuchte, verglich ich diese dann mit den tatsächlichen Erscheinungen und Ereignissen ihrer Wirksamkeit im politischen, kultu-

rellen und wirtschaftlichen Leben ... Allmählich erhielt ich dann eine für meine eigene Überzeugung allerdings geradezu granitene Grundlage, so dass ich seit dieser Zeit eine Umstellung meiner inneren Anschauung in dieser Frage niemals mehr vorzunehmen gezwungen wurde ...»<sup>11</sup>

Auch die zahlreichen stilistischen Entgleisungen, die trotz ausgedehnter redaktioneller Bemühungen mehrerer Gefolgsleute nicht ganz beseitigt werden konnten, haben in der wortreich vorgespiegelten Scheingelehrsamkeit des Verfassers ihre Ursache, so wenn er «die Ratten der politischen Vergiftung unseres Volkes» das ohnehin geringe Schulwissen «aus dem Herzen und der Erinnerung der breiten Masse heraus(fressen)», «die Flagge des Reiches ... aus dem Schosse des Krieges» hervorgehen oder die Menschen «einfach auf den Körper los(sündigen)» lässt. Rudolf Olden hat gelegentlich darauf aufmerksam gemacht, wie der Logik durch die stilistischen Überspannungen **Hitlers** Gewalt angetan wird; so äussert er sich beispielsweise über die Not: «'Wer nicht selber in den Klammern dieser würgenden Natter sich befindet, lernt ihre Giftzähne niemals kennen.' In so ein paar Worten sind mehr Fehler, als sich in einem ganzen Aufsatz richtigstellen liessen. Eine Natter hat keine Klammern, und eine Schlange, die einen Menschen umklammern kann, hat keine Giftzähne. Wenn aber ein Mensch von einer Schlange gewürgt wird, so lernt er doch dadurch nie ihre Zähne kennen.»<sup>12</sup> Gleichzeitig und inmitten aller hochtrabenden Unordnung der Gedanken finden sich in dem Buch jedoch scharfsinnige Überlegungen, die unmittelbar aus tiefer Irrationalität hervortreten, nicht selten auch treffende Formulierungen oder eindrucksvolle Bilder: Es sind überhaupt die widersprüchlichen und sperrigen Züge, die das Werk vor allem kennzeichnen. Seine Steife und Verbissenheit kontrastiert eigentümlich mit der unstillbaren Neigung zur strömenden Phrase, der stets spürbare Stilisierungswille mit dem gleichzeitigen Mangel an Selbstkontrolle, die Logik mit der Dumpfheit, und nur die monoton und manisch in sich verbissene Egozentrik, der die Menschenleere des dickleibigen Buches nur zu genau entspricht, bleibt ohne Gegensatz: So ermüdend und schwierig die Lektüre im Ganzen auch ist, vermittelt sie doch ein bemerkenswert genaues Porträt des Verfassers, der sich in

der immer präsenten Besorgnis, durchschaut zu werden, erst eigentlich durchschaubar macht.

Wohl in Erkenntnis des decouvrierenden Charakters seines Buches hat Hitler sich später auch davon zu distanzieren versucht. Gelegentlich hat er «Mein Kampf» eine stilistisch missglückte Aneinanderreihung von Leitartikeln für den ‘Völkischen Beobachter’ genannt und als «Phantasien hinter Gittern» abgetan: «Das jedenfalls weiss ich, wenn ich 1924 gehnt hätte, Reichskanzler zu werden, dann hätte ich das Buch nicht geschrieben.» Gleichzeitig allerdings deutete er an, dass nur solche taktischen oder stilistischen Überlegungen den Vorbehalt begründeten: «Inhaltlich möchte ich nichts ändern.»<sup>13</sup>

Der präventöse Stil des Buches, die gedrechselten, wurmartigen Perioden, in denen sich bildungsbürgerliche Paradiersucht und österreichischer Kanzlistenschwulst umständlich verbanden, hat zweifellos den Zugang dazu erheblich erschwert und zur Folge gehabt, dass das am Ende in nahezu zehn Millionen Exemplaren verbreitete Werk das Schicksal aller Pflicht- und Hofliteratur erlitt und ungelesen blieb. Nicht minder abweisend wirkte offenbar auch der unausgelüftete, von immer den gleichen trüben Zwangsvorstellungen heimgesuchte Bewusstseinsgrund, auf dem alle seine Komplexe und Gefühle gediehen und den Hitler offenbar nur als Redner, in präparierten Auftritten, zu überspielen vermochte: Ein merkwürdig verdorbener Geruch schlägt dem Leser aus den Seiten entgegen, am spürbarsten aus dem Kapitel über die Syphilis, aber darüber hinaus auch aus dem vielfach schmuddeligen Jargon, den abgestandenen Bildern, dem schwer beschreibbaren, aber unverwechselbaren Armeleutegeruch seiner Stilhaltung im Ganzen. Die gaukelnden Verbotsvorstellungen des verkorksten jungen Mannes, der durch den Krieg und den Aktivitätsrausch der darauffolgenden Jahre bis in die Landsberger Haft allenfalls zu mütterlichen Freundinnen gefunden hatte und, einem Zeugnis aus seiner Umgebung zufolge, von der Angst besessen war, «mit einer Frau ins Gerede zu kommen»<sup>14</sup>, spiegeln sich in dem eigentümlich schwülen Fluidum, das er seinem Weltbild vermittelt hat. Alle Vorstellungen von Geschichte, Politik, Natur oder Menschenleben bewahren die Ängste und Begierden des einstigen Männerheiminsassen:

den stimulierenden Walpurgisnachtstraum einer Dauerpubertät, der die Welt in Bildern von Paarung, Unzucht, Perversion, Schändung, Blutverpestung erscheint:

«Das jüdische Endziel ist die Entnationalisierung, die Durcheinanderbastardisierung der anderen Völker, die Senkung des Rassenniveaus der Höchsten, sowie die Beherrschung dieses Rassenbreies durch Ausrottung der völkischen Intelligenzen und deren Ersatz durch die Angehörigen des eigenen Volkes ... So wie er (der Jude) selber planmässig Frauen und Mädchen verdirbt, so schreckt er auch nicht davor zurück, selbst in grösserem Umfange die Blutschranken für andere einzureissen. Juden waren und sind es, die den Neger an den Rhein bringen, immer mit dem gleichen Hintergedanken und klaren Ziele, durch die dadurch zwangsläufig eintretende Bastardisierung die ihnen verhasste weisse Rasse zu zerstören, von ihrer kulturellen und politischen Höhe zu stürzen und selber zu ihren Herren aufzusteigen ... Würde nicht die körperliche Schönheit heute vollkommen in den Hintergrund gedrängt durch unser laffiges Modewesen, wäre die Verführung von Hunderttausenden von Mädchen durch krummbeinige, widerwärtige Judenbankarte gar nicht möglich ... Planmässig schänden diese schwarzen Völkerparasiten unsere unerfahrenen, jungen blonden Mädchen und zerstören dadurch etwas, was auf dieser Welt nicht mehr ersetzt werden kann ... Der völkischen Weltanschauung muss es endlich gelingen, jenes edlere Zeitalter herbeizuführen, in dem die Menschen ihre Sorge nicht mehr in der Höherzüchtung von Hunden, Pferden und Katzen erblicken, sondern im Emporheben des Menschen selbst...»<sup>15</sup>

Die unverwechselbar neurotische Ausdünstung des Buches, seine Manieriertheit und fragmentarische Unordnung haben aber auch die Unterschätzung mitbegründet, die der Bedeutung der nationalsozialistischen Ideologie lange zuteil geworden ist. «Niemand nahm es ernst, konnte es ernst nehmen oder verstand diesen Stil überhaupt», schrieb Hermann Rauschning und versicherte aus genauerer Hintergrunderfahrung: «Was Hitler eigentlich will, ... steht nicht in 'Mein Kampf'»<sup>16</sup>. Nicht ohne stilistische Brillanz und jedenfalls mit beträchtlicher historiographischer Wirkung hat er die Theorie formuliert, die den Nationalsozialismus als eine «Revolution des Nihilismus» deutete. Hitler, meinte er, sowie die von ihm geführte Bewegung hatten keine Idee oder gar annähernd schlüssige Weltanschauung, sondern bedienten sich vorhandener Stimmungen und Tendenzen nur, sofern sie sich Wirkung und Anhängerschaft davon versprachen. Nationalismus, Antikapitalis-

mus, Brauchtumskult, aussenpolitische Konzepte und selbst Rasenglaube oder Antisemitismus waren einem immer beweglichen, gänzlich prinzipienlosen Opportunismus offen, der nichts achtete, fürchtete, glaubte und gerade seine feierlichsten Eide am skrupellosesten brach. Die taktische Treulosigkeit des Nationalsozialismus sei buchstäblich grenzenlos und alle Ideologie lediglich lärmender Vordergrundauber, um einen Machtwillen zu verdecken, der nur und immer nur sich selber wolle und jeden Erfolg ausschliesslich als Chance und Stufe zu neuen, wilden und ehrgeizigen Abenteuern betrachte – ohne Sinn, ohne konkretes Ziel, ohne Sättigung: «Diese Bewegung ist in ihren treibenden und leitenden Kräften völlig voraussetzungslos, programmlos, aktionsbereit, in ihren besten Kerntruppen instinktiv, in ihrer leitenden Elite höchst überlegt, kalt und raffiniert. Es gab und gibt kein Ziel, das nicht der Nationalsozialismus um der Bewegung willen jederzeit preiszugeben oder aufzustellen bereit wäre.» Das gleiche meinte der Volksmund der dreissiger Jahre, wenn er im Blick auf die Ideologie des Nationalsozialismus höhnisch von der «Welt als Wille ohne Vorstellung» sprach.

Richtig daran war und bleibt wohl, dass der Nationalsozialismus stets ein hohes Mass an Anpassungsbereitschaft gezeigt und [Hitler](#) selber sich in programmatischen wie ideologischen Fragen bemerkenswert indifferent gezeigt hat: An den fünfundzwanzig Punkten hielt er, wie überholt sie auch waren, eingestandenermassen nur aus der taktischen Erwägung fest, dass jede Änderung verwirrend wirke und Programme ohnehin gleichgültig seien, während er beispielsweise von dem Hauptwerk seines Chefideologen Alfred Rosenberg, das als eine der Grundschriften des Nationalsozialismus galt, unumwunden erklärte, er habe es «nur zum geringen Teil gelesen, da es ... zu schwer verständlich geschrieben sei».<sup>17</sup> Doch wenn der Nationalsozialismus keine Orthodoxie entwickelte und sich zum Beweise der Rechtgläubigkeit zumeist mit dem blossen Kniefall zufriedengab, so war er doch kein ausschliesslich taktisch bestimmter Erfolgs- und Beherrschungswille, der sich selbst absolut setzte und sich die Ideologiestücke nach wechselnden Erfordernissen beliebig zur Verfügung hielt. Er war vielmehr beides, Herrschaftspraxis und Doktrin zugleich, das eine überlagert und viel-

fach durchkreuzt vom anderen, und selbst in den ruchlosesten Ein-  
geständnissen eines zweckfreien Machthungers, wie sie vereinzelt  
überliefert sind, erwiesen **Hitler** und seine enge Umgebung sich  
doch immer auch als die Gefangenen ihrer Vorurteile und bedrück-  
enden Utopien. Wie der Nationalsozialismus keine ideologischen  
Motive in sich aufnahm, ohne nach deren machtsteigernden Mög-  
lichkeiten zu fragen, so sind auch seine entscheidenden Machtbe-  
kundungen nicht ohne ein mitunter freilich flüchtiges und nur  
schwer greifbares ideologisches Motiv zu verstehen. In seiner er-  
staunlichen Laufbahn verdankte **Hitler** der taktischen Wendigkeit  
alles, was der Taktik überhaupt verdankt werden kann: die mehr  
oder minder eindrucksvollen Begleitumstände des Erfolges. Der  
Erfolg an sich dagegen hat mit dem ganzen Komplex ideologisier-  
ter Ängste, Hoffnungen, Visionen zu tun, dessen Opfer und Aus-  
beuter **Hitler** selber war, sowie mit der zwingenden gedanklichen  
Kraft, die er seinen Vorstellungen zu einigen Grundfragen von Ge-  
schichte und Politik, Macht und Menschendasein zu geben ver-  
mochte.

So unzureichend und literarisch missglückt daher der mit «Mein  
Kampf» unternommene Versuch zur Formulierung einer Weltan-  
schauung auch ausgefallen ist, so unverkennbar enthält er bereits,  
wenn auch bruchstückhaft und ungeordnet, alle Elemente der na-  
tionalsozialistischen Ideologie: Was **Hitler** eigentlich wollte, steht  
tatsächlich in dem Buch, auch wenn die Zeitgenossen es nicht darin  
fanden. Wer die verstreuten Teile zu ordnen und ihre logischen  
Strukturen herauszupräparieren versteht, erhält schliesslich ein  
«Ideengebäude, dessen Folgerichtigkeit und Konsistenz den Atem  
verschlägt»<sup>18</sup>. Zwar hat **Hitler** es in den darauffolgenden Jahren,  
nach der Landsberger Haft, weiter abgerundet und vor allem syste-  
matisiert, doch im Ganzen erlebte es keine Entwicklungen mehr.  
Die Fixierungen des Anfangs überdauerten bis in die einzelne For-  
mulierung die Jahre des Aufstiegs sowie der Herrschaft und erwie-  
sen, weit entfernt von aller nihilistischen Attitüde, noch im Ange-  
sicht des Endes ihre paralyisierende Kraft: Raumwille, Antimarxis-  
mus und Antisemitismus, verklammert durch eine darwinistische  
Kampfidologie, bildeten die Konstanten seines Weltbildes und be-  
stimmten seine ersten wie seine letzten überlieferten Äusserungen.

Es war freilich ein Weltbild, das weder eine neue Idee noch eine neue soziale Glücksvorstellung formulierte, sondern sich als die eher willkürliche Kompilation zahlreicher Theorien erwies, die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts zum verbreiteten Bestand einer obskuren nationalistischen Vulgärwissenschaft rechneten: Was immer **Hitlers** «Schwammgedächtnis» in den zurückliegenden Perioden gieriger Lektüre aufgesogen hatte, tauchte nun in oft überraschenden Abwandlungen und neuartigen Zusammenhängen wieder auf: ein kühnes und schreckliches Gebäude, nicht ohne düstere Winkel, aufgeführt aus dem Ideenschutt der Epoche, und **Hitlers** Originalität offenbarte sich gerade in der Fähigkeit, das Heterogene, kaum Vereinbare zusammenzuzwingen und dem Flickenteppich seiner Ideologie doch Dichte und Struktur zu vermitteln; sein Verstand, so liesse sich formulieren, produzierte kaum Gedanken, wohl aber grosse Kraft. Sie verengte und härtete das Ideengemenge und gab ihm eine glaziale Ungerührtheit. Hugh Trevor-Roper hat die kalte Irrwelt dieses Geistes in einem einprägsamen Bilde erschreckend genannt, «wahrhaft imponierend in ihrer granitene Starre und doch erbärmlich in ihrer wirren Überladenheit – wie irgendein gewaltiges Barbarenstandbild, Ausdruck riesiger Stärke und wilden Geistes, umgeben von verfaulenden Abfallhaufen: alten Büchsen und totem Ungeziefer, Asche und Schalen und Schmutz – dem intellektuellen Geröll von Jahrhunderten»<sup>19</sup>.

Von besonderem Gewicht war dabei wohl **Hitlers** Fähigkeit, jedem Gedanken die Machtfrage zu stellen. Im Gegensatz zu den Wortführern der Völkischen Bewegung, die nicht zuletzt an ihren ideologischen Spitzfindigkeiten gescheitert waren, betrachtete er Gedanken an sich geringschätzig als «blosse Theorie» und machte sie sich erst zu eigen, wenn ein praktischer, organisationsfähiger Kern darin zum Vorschein kam. Was er das «Denken nach parteizweckmässigen Gesichtspunkten» nannte, war sein Vermögen, allen Ideen, Tendenzen und selbst dem Köhlerglauben machtgerechte, im eigentlichen Sinne politische Form zu geben.

Er formulierte die Verteidigungsideologie eines lange verschreckten Bürgertums, indem er dessen eigene Vorstellungen vergrößerte und mit einer aggressiven und zielbewussten Aktionslehre versah. In seiner Weltanschauung waren alle Alpträume und



intellektuellen Moden des bürgerlichen Zeitalters aufgefangen: die grosse, seit 1789 untergründig weiterwirkende und in Russland wie in Deutschland aktualisierte Furcht vor der Revolution von links als soziale Angst, die Überfremdungspsychose des Deutschösterreichers als rassistisch-biologische Angst; die hundertfach artikulierte Besorgnis der Völkischen, dass die t äppischen und verträumten Deutschen im Wettkampf der Völker unterliegen müssten, als nationale Angst, sowie schliesslich auch die Epochenangst des Bürgertums, das die Zeit seiner Grösse zu Ende gehen und das Gefühl der Sicherheit zerbrechen sah; «nichts ist mehr verankert», rief [Hitler](#) aus, «nichts mehr wurzelt in unserem Innern. Alles ist äusserlich, flieht an uns vorbei. Unruhig und hastig wird das Denken unseres Volkes. Das ganze Leben wird vollständig zerrissen ...»<sup>20</sup>

Sein ausschweifendes Temperament, das grenzenlose Räume suchte und sich mit Vorliebe in Eiszeitepochen bewegte, hat dieses Grundgefühl der Angst zum Symptom einer der grossen Weltkrisen erweitert, in denen Zeitalter geboren werden oder zugrunde gehen und das Schicksal der Menschheit auf dem Spiele steht: «Diese Welt ist am Ende!» Er war wie behext von der Vorstellung einer grossen Weltkrankheit, von Viren, Termitenfrass und Menschheitsgeschwüren, und wenn er sich später der Welteislehre Hörbigers zuwandte, so überzeugte ihn daran vor allem die Rückführung von Erdgeschichte und Menschheitsentwicklung auf gewaltige kosmische Katastrophen. Wie fasziniert spürte er Untergänge nahen, und aus diesem Sintflut-Aspekt seines Weltbildes leitete er seinen Berufungsglauben ab, den missionarischen, heilsbringerischen Zug eines Bewusstseins vor der Geschichte. Die vielfach so unbegreiflich empfundene Konsequenz, mit der er im Krieg bis zum letztmöglichen Zeitpunkt und ungeachtet aller entgegenstehenden militärischen Notwendigkeiten das Vernichtungswerk gegen die Juden fortsetzte, rührte primär nicht aus krankhaftem Starrsinn; sie war vielmehr in der Vorstellung begründet, einen Titanenkampf zu führen, der alles Tagesinteresse weit überstieg, und jene «andere Kraft» zu sein, die, zur Rettung des Universums auserwählt, den Bösen «wieder zum Luzifer zurückwirft»<sup>21</sup>.

Die Vorstellung eines gewaltigen kosmischen Ringens beherrschte alle Thesen und Frontstellungen des Buches, und wie ab-

surd oder phantastisch sie auch erscheinen mögen: sie verliehen seinen Deutungen metaphysischen Ernst und stellten sie vor einen düster-grandiosen Theaterprospekt: «Wir können untergehen, vielleicht. Aber wir werden eine Welt mitnehmen. Muspilli, Weltenbrand», äusserte er einmal in einer seiner apokalyptischen Stimmungen. Zahlreich sind die Passagen in «Mein Kampf», in denen er seinen Beschwörungen einen universellen, das Weltall bildhaft einbeziehenden Charakter gibt. «Die jüdische Lehre des Marxismus», so versicherte er, «würde als Grundlage des Universums zum Ende jeder gedanklich für Menschen fasslichen Ordnung führen», und gerade die Sinnlosigkeit dieser Hypothese, die eine Ideologie zum Ordnungsprinzip des Weltalls erhebt, demonstriert **Hitlers** unwiderstehlichen Hang, in universellen Dimensionen zu denken. Er bezog die «Sterne», die «Planeten», den «Weltäther», «Jahrmillionen» in das dramatische Geschehen mit ein, und die «Schöpfung», der «Erdball», das «Himmelreich» dienten ihm als Kulisse.<sup>22</sup>

Es war ein Hintergrund, der sich auf einleuchtende Weise mit dem Prinzip vom erbarmungslosen Kampf aller gegen alle und vom Sieg der Starken über die Schwachen zur Deckung bringen und zu einer Art eschatologischem Darwinismus entwickeln liess. «Die Erde», so pflegte **Hitler** zu sagen, «sei eben wie ein Wanderpokal und habe deshalb das Bestreben, immer in die Hand des Stärksten zu kommen. Seit Jahrzehntausenden ...»<sup>23</sup> Im permanenten, tödlichen Konflikt aller gegeneinander glaubte er eine Art Weltgrundgesetz gefunden zu haben:

«Die Natur ... setzt die Lebewesen zunächst auf diesen Erdball und sieht dem freien Spiel der Kräfte zu. Der Stärkste an Mut und Fleiss erhält dann als ihr liebstes Kind das Herrenrecht des Daseins zugesprochen ... Nur der geborene Schwächling kann dies als grausam empfinden, dafür aber ist er auch nur ein schwacher und beschränkter Mensch; denn würde dieses Gesetz nicht herrschen, wäre ja jede vorstellbare Höherentwicklung aller organischen Lebewesen undenkbar ... Am Ende siegt ewig nur die Sucht der Selbsterhaltung. Unter ihr schmilzt die sogenannte Humanität als Ausdruck einer Mischung von Dummheit, Feigheit und eingebildetem Besseren, wie Schnee in der Märzsonne. Im ewigen Kampfe ist die Menschheit gross geworden – im ewigen Frieden geht sie zugrunde.»

Dieses «eherne Naturgesetz» war Ausgang und Bezugspunkt aller Überlegungen: Es bestimmte die Vorstellung, dass die Geschichte nichts anderes sei als der Lebenskampf der Völker um Lebensraum und dass in diesem Lebenskampf «alle denkbaren Mittel» erlaubt seien: «Überredung, List, Klugheit, Beharrlichkeit, Güte, Schläue, aber auch Brutalität», ja dass zwischen Krieg und Politik im Grunde kein Gegensatz existiere, vielmehr «das letzte Ziel der Politik der Krieg» sei;<sup>24</sup> es prägte die Begriffe des Rechts oder der Moral, die nur respektierten, was mit den Normen des Naturgeschehens in Einklang stand, und inspirierte zugleich auch die aristokratische Führeridee sowie die Theorie der rassistischen Bestenauslese mit ihren nationalaggressiven Akzenten: in grossen, «blutmässigen Fischzügen» werde er über Europa hingehen, um das blonde und hellhäutige Menschenmaterial der «Verbreiterung der eigenen Blutbasis» dienstbar zu machen und unbesiegbar zu werden. Im Zeichen dieser totalen Kampfphilosophie war der Gehorsam mehr als der Gedanke, der Einsatzwille besser als die Einsicht und die fanatische Blindheit die höchste Tugend: «Wehe dem, der nicht glaubt!», rief Hitler immer wieder. Selbst die Ehe wurde zum Selbstbehauptungsverband, das Haus zur «Burg, aus der heraus der Lebenskampf geführt wird». In groben Analogien zwischen Tierreich und menschlicher Gesellschaft feierte Hitler die Überlegenheit der Rücksichtslosen über die empfindlich organisierten Naturen, der Kraft über den Geist: Die Affen, so meinte er, trampelten jeden «Aussenseiter» als gemeinschaftsfremd tot. Und was für die Affen gelte, müsse in erhöhtem Masse für die Menschen gelten ...»<sup>25</sup>

Wie wenig Ironie sich in solchen Äusserungen verbarg, wird an dem Brustton deutlich, mit dem er die Fressgewohnheiten der Affen als Bestätigung der eigenen vegetarischen Ernährungsweise anführte: die Affen wiesen den richtigen Weg. Auch lehre ein Blick in die Natur, dass beispielsweise das Fahrrad richtig, das Luftschiff dagegen «total verrückt» erdacht sei. Dem Menschen bleibe keine Wahl, als die Gesetze der Natur zu erforschen und ihnen Folge zu leisten, man könne sich «überhaupt keine bessere Konstruktion denken» als die gnadenlosen Auslesegrundsätze der freien Wildbahn. Die Natur sei nicht unmoralisch: «Wer hat die Schuld, wenn

die Katze die Maus frisst?» höhnte er. Die sogenannte Humanität des Menschen sei «nur die Dienerin seiner Schwäche und damit in Wahrheit die grausamste Vernichterin seiner Existenz». Kampf, Unterwerfung, Vernichtung seien unabänderlich: «Ein Wesen trinkt das Blut des anderen. Indem das eine stirbt, ernährt sich das andere. Man soll nicht faseln von Humanität.»<sup>26</sup>

Nur selten hat sich **Hitlers** gänzliche Verständnislosigkeit für fremdes Recht und fremden Glücksanspruch, seine äusserste Amoralität krasser offenbart als in dieser «bedingungslosen Verbeugung vor den ... göttlichen Gesetzen des Daseins». Gewiss kam darin ein Element spätbürgerlicher Ideologie zum Vorschein, die das Dekadenz- und Schwächebewusstsein der Zeit zu kompensieren versuchte, indem sie das Leben in seiner Unbedenklichkeit zu glorifizieren begann und dazu neigte, das Rücksichtslose, Primitive auch für das Urtümliche zu halten. Freilich lässt sich auch vermuten, dass **Hitler** in der Gleichsetzung mit dem Naturgesetz eine pompöse Rechtfertigung seiner individuellen Kälte und Gefühlsarmut gesucht habe. Die Identifizierung mit einem überpersönlichen Prinzip wirkte entlastend und verwandelte Kampf, Mord und «Blutopferung» in Akte demütiger Erfüllung eines göttlichen Gebots: «Indem ich mich des Juden erwehre, kämpfe ich für das Werk des Herrn», hat er in «Mein Kampf» geschrieben und fast zwanzig Jahre später, mitten in Krieg und Ausrottung, nicht ohne moralische Befriedigung versichert: «Ich habe das reine Gewissen gehabt.»<sup>27</sup>

Denn Krieg und Vernichtung waren notwendig gewesen, um die bedrohte Grundordnung der Welt wiederherzustellen: Das war Moral und Metaphysik seiner Politik. Wenn er, aus jenen grossen und ungenauen Abständen, die er liebte, die Weltepochen an seinem Auge vorüberziehen liess und die Ursachen für den Niedergang von Völkern und Kulturen erwog, stiess er immer wieder auf den Ungehorsam gegen die eigenen Instinkte. Alle Ermüdungen, Schwächezustände und Katastrophen grosser Herrschaftssysteme waren zurückzuführen auf die Missachtung der Natur, insbesondere die Rassenvermischung. Denn während jedes Lebewesen den eingewurzelten Trieb zur Rassenreinheit strikt beachte und «Meise zu Meise, Fink zu Fink, der Storch zur Störchin, Feldmaus zu Feld-

maus» ging, war der Mensch der Versuchung ausgesetzt, den Gesetzen der Natur zuwiderzuhandeln und biologische Untreue zu begehen. Es war die These, die auch der Gegenstand des Aufsatzes «Über das Weibliche im Menschlichen» gewesen war, den Richard Wagner an seinem Todestage, dem 11. Februar 1883, in Venedig zu schreiben begonnen, aber nicht mehr vollendet hatte. Impotenz und Alterstod der Völker waren nichts anderes als die Rache der verleugneten Urordnung: «Die Blutsvermischung und das dadurch bedingte Senken des Rassenniveaus ist die alleinige Ursache des Absterbens alter Kulturen; denn die Menschen gehen nicht an verlorenen Kriegen zugrunde, sondern am Verlust jener Widerstandskraft, die nur dem reinen Blute zu eigen ist. Was nicht gute Rasse ist auf dieser Welt, ist Spreu.»<sup>28</sup>

Dahinter stand die Lehre von den schöpferischen Rassekernen, der zufolge seit Urzeiten kleine arische Eliten die dumpf und geschichtslos dahindämmernden Massen minderwertiger Völker überwältigten, um mit Hilfe der Unterworfenen ihre genialen Fähigkeiten zu entfalten: prometheische Lichtgestalten, die allein in der Lage seien, Staaten zu errichten und Kulturen zu begründen, «immer von Neuem jenes Feuer entzündend, das als Erkenntnis die Nacht der schweigenden Geheimnisse aufhellte und den Menschen so den Weg zum Beherrscher der anderen Wesen dieser Erde emporsteigen liess». Erst wenn der arische Rassekern sich mit den Unterjochten zu vermischen begann, folgten Abstieg und Untergang; denn «menschliche Kultur und Zivilisation sind auf diesem Erdteil unzertrennlich gebunden an das Vorhandensein des Ariers. Sein Aussterben oder Untergehen wird auf diesen Erdball wieder die dunklen Schleier einer kulturlosen Zeit senken.»<sup>29</sup>

Eben dies war die Gefahr, der sich die Menschheit erneut gegenüber sah. Anders als beim Untergang der antiken Grossreiche drohte nicht nur das Erlöschen einer Kultur, sondern das Ende des höheren Menschentums überhaupt. Denn der Verfall der arischen Kernsubstanz war weiter denn je fortgeschritten, «das germanische Blut auf dieser Erde geht allmählich seiner Erschöpfung entgegen», äusserte [Hitler](#) verzweifelt, und wie im Bewusstsein des nahe bevorstehenden Triumphs drängten von allen Seiten die

Mächte der Finsternis heran: «Ich zittere für Europa», rief er in einer Rede aus und sah den alten Kontinent «in ein Meer von Blut und Trauer versinken»<sup>30</sup>. Wiederum waren «feige Besserwisser und Kritiker der Natur» im Begriff, deren elementare Gesetze zu unterlaufen, Agenten eines «allumfassenden Generalangriffs», der unter zahlreichen Tarnformen vorgetragen wurde. Kommunismus, Pazifismus und Völkerbund, alle internationalen Bewegungen und Institutionen überhaupt, aber auch die jüdisch-christliche Mitleidsmoral und ihre phrasenreichen weltbürgerlichen Varianten versuchten dem Menschen einzureden, dass er die Natur überwinden, sich zum Herrn seiner Triebe aufwerfen und den ewigen Frieden verwirklichen könne. Doch niemand vermag «sich aufzulehnen gegen ein Firmament»<sup>31</sup>. Der unbezweifelbare Wille der Natur bejahe die Existenz von Völkern, ihre kriegerische Entfaltung, die Trennung in Herren und Sklaven, die brutale Erhaltung der Art.

Im System dieses Deutungsversuchs waren unschwer die Spuren Gobineaus zu erkennen, dessen schon erwähnte Lehre von der Ungleichheit der menschlichen Rassen erstmals die Angst vor dem Rassenwarrwarr der Neuzeit formuliert und den Untergang aller Kulturen mit der Promiskuität des Blutes verknüpft hatte. Auch wenn der Rassenkomplex des französischen Aristokraten, seine Abneigung gegen das «verdorbene Pöbelblut», die Herkunft aus dem Klassenressentiment einer abtretenden Herrschaftsschicht kaum verbarg, hat der Entwurf in seiner ideenreichen Willkür und genialen Unbestimmtheit das schriftstellernde Sektierertum der Zeit anhaltend inspiriert und eine umfangreiche, ausschweifende Anschlussliteratur hervorgebracht, die wiederum bis zu Richard Wagner und dessen Essay über das «Heldenthum» oder den «Parisifal» reicht. Hitler hat diese Lehre bezeichnenderweise abermals verengt, bis sie demagogisch handlich wurde und ein System plausibler Erklärungen für alle Missgefühle, Ängste und Krisenerscheinungen der Gegenwart bot. Versailles und die Schrecken der Räterepublik, der Druck der kapitalistischen Ordnung und die moderne Kunst, das Nachtleben und die Syphilis wurden nun zu Erscheinungsformen jenes uralten Ringens, das die niederrassigen Schichten im tödlichen Ansturm gegen den arischen Menschenadel

zeigte. Und hinter allem verborgen, als Anstifter, Strategie und machtgeriger Hauptfeind erschien, endlich demaskiert, das in mythologische Dimension gebrachte Schreckbild des Ewigen Juden. Es war eine infernalische, fratzenhafte Spukgestalt, «eine Wucherung über die ganze Erde hinweg», der Erbfeind und «Herr der Gegenwelt», eine schwer entwirrbare Konstruktion aus Besessenheit und psychologischer Berechnung.<sup>32</sup> Entsprechend der Theorie vom ungeteilten Gegner hat Hitler die Figur des Juden zur Inkarnation aller nur denkbaren Laster und Ängste stilisiert, er war die Sache und ihr Widerspruch, der Satz und der Gegensatz, buchstäblich «an allem schuld»: an Börsendiktatur und Bolschewismus, an humanitären Ideologien wie an den dreissig Millionen Opfern in der Sowjetunion, und in einem während der Landsberger Haftzeit publizierten Gespräch mit dem inzwischen verstorbenen Dietrich Eckart hat Hitler unter Berufung auf Jesaja 19, 2-3 und Exodus 12, 38 sogar die Identität von Judentum, Christentum und Bolschewismus behauptet.<sup>33</sup> Denn die Austreibung der Juden aus Ägypten sei die Folge ihres Versuchs gewesen, durch Aufwiegelung des Pöbels mit humanitären Phrasen («Genau wie bei uns») eine revolutionäre Stimmung zu erzeugen, so dass Moses unschwer als der erste Führer des Bolschewismus erkennbar wird. Und wie Paulus gewissermassen das Christentum erfand, um das römische Weltreich zu untergraben, so bediente Lenin sich der Lehre des Marxismus, um der gegenwärtigen Ordnung das Ende zu bereiten, die alttestamentliche Quelle verriet das Modell des durch die Zeiten immer wiederholten jüdischen Anschlags auf die höherwertige schöpferische Rasse.

Hitler hat den propagandatechnischen Aspekt seines Antisemitismus, der den Juden zum alleinschuldigen Universalfeind erhob, offenbar nie aus dem Auge verloren: Wenn es den Juden nicht gäbe, so hat er bemerkt, dann «müssten wir ihn erfinden. Man braucht einen sichtbaren Feind, nicht bloss einen unsichtbaren.»<sup>34</sup> Gleichzeitig aber war der Jude der Fixpunkt seiner Affekte, ein pathologisches Wahnbild, das sich in seiner subjektiven Gestalt nicht allzu auffällig von dem diabolischen Propagandabild unterschied. Es war die exzentrische Projektion alles dessen, was er hasste und begehrte. Aller machiavellistischen Rationalität zum Trotz hat er

in der These vom jüdischen Streben nach Weltherrschaft nicht nur eine psychologisch wirksame Phrase gesehen, sondern offenbar nichts Geringeres als den Schlüssel zum Verständnis aller Erscheinungen und auf diese «erlösende Formel»<sup>35</sup> seine wachsende Überzeugung gegründet, dass nur er allein das Wesen der grossen Zeitkrise begreife und sie zu heilen vermöge. Als er Ende Juli 1924 in Landsberg von einem böhmischen Nationalsozialisten, der ihn zu einer Unterredung aufgesucht hatte, gefragt wurde, ob seine Stellung zum Judentum sich gewandelt habe, erwiderte er: «Ja, ja, es ist ganz richtig, dass ich meine Ansicht über die Kampfweise gegen das Judentum geändert habe. Ich habe erkannt, dass ich bisher viel zu milde war! Ich bin bei der Ausarbeitung meines Buches zur Erkenntnis gekommen, dass in Hinkunft die schärfsten Kampfmittel angewendet werden müssen, um uns erfolgreich durchzusetzen. Ich bin überzeugt, dass nicht nur für unser Volk, sondern für alle Völker dies eine Lebensfrage ist. Denn Juda ist die Weltpest.»<sup>36</sup>

In Wirklichkeit ist die beispiellose Verschärfung und Brutalisierung seines Hasskomplexes zweifellos nicht nur das Ergebnis des Nachdenkens in der Landsberger Haft; schon im Mai 1923 hatte [Hitler](#) in einer Rede im Zirkus Krone ausgerufen: «Der Jude ist wohl Rasse, aber nicht Mensch. Er kann gar nicht Mensch im Sinne des Ebenbildes Gottes, des Ewigen, sein. Der Jude ist das Ebenbild des Teufels. Das Judentum bedeutet Rassetuberkulose der Völker.»<sup>37</sup> Doch indem er die zahlreichen Ideenketten und Emotionen erstmals in einen überschaubaren Zusammenhang brachte, gewann er intellektuelle Bestätigung sowie die unanfechtbare Sicherheit des Ideologen, den das Gebäude seiner Weltanschauung mit Gewissheiten versorgt. Es war nun nicht mehr blosses Demagogengeschrei, sondern tödlicher und heilsgewisser Ernst, wenn er dem Juden die Menschennatur bestritt und zur Begründung die Begriffssprache der Parasitologie heranzog: Das Naturgesetz selber verlangte gegen den «Schmarotzer», den «ewigen Blutegel» und «Völkervampyr» Massnahmen, die ihre eigene unwiderrufliche Moral hatten, und es lag in der Konsequenz seines gedanklichen Systems, dass Vernichtung und Massenmord zugleich der äusserste Triumph dieser Moral waren. [Hitler](#) hat sich denn auch bis zuletzt auf die Erkenntnis dieser Zusammenhänge und die Radikalität, mit



der er die Folgerungen daraus zog, wie auf ein Menschheitsverdienst berufen: Er habe, so meinte er, nicht allein den Ruhm des Eroberers gesucht wie Napoleon, der eben doch «nur ein Mensch, kein Weltereignis» gewesen sei.<sup>38</sup> Ende Februar 1942, kurz nach der Wannsee-Konferenz, auf der die sogenannte Endlösung beschlossen wurde, erklärte er seiner Tischrunde: «Die Entdeckung des jüdischen Virus ist eine der grössten Revolutionen, die in der Welt unternommen worden sind. Der Kampf, den wir führen, ist von derselben Art wie im vergangenen Jahrhundert derjenige von Pasteur und Koch. Wie viele Krankheiten gehen auf den jüdischen Virus zurück! ... Wir werden die Gesundheit nur wiedererlangen, wenn wir den Juden ausrotten.» Mit der Unbeirrbarkeit dessen, der tiefer gedacht und mehr durchschaut hat als alle anderen, hat er darin seinen eigentlichen Auftrag erkannt, die säkulare Mission, die ihm, dem Demiurg der Naturordnung, zugewiesen war: seine «Zyklopaenaufgabe»<sup>39</sup>.

Denn das war die andere wesentliche Korrektur, die er an Gobineau vorgenommen hat: Er personalisierte den Prozess des Rasse- und Kulturtodes nicht nur durch die Erscheinung des Juden, in der alle Ursachen für den Untergang zusammenliefen, sondern gab der Geschichte auch die Utopie zurück, indem er den «schwermütigen und fatalistischen Pessimismus Gobineaus in einen aggressiven Optimismus» verwandelte.<sup>40</sup> Im Gegensatz zu dem französischen Adligen beharrte er darauf, dass der Rasseverfall nicht unvermeidlich war. Zwar sah, wie er annahm, die Strategie der jüdischen Weltverschwörung in Deutschland als der arischen Vormacht den allesentscheidenden Gegner, und nirgendwo sonst wurde die biologische Verseuchung oder das Zusammenspiel von kapitalistischen und bolschewistischen Machinationen ähnlich systematisch und zermürbend betrieben; aber gerade daraus leitete er die Energie seiner Willensappelle ab: Deutschland war das Schlachtfeld der Welt, auf dem über das Erbe des Erdballs entschieden wurde. In solchen Vorstellungen wird sichtbar, wie fern er dem altmodischen Antisemitismus der deutschen und europäischen Tradition war und dass ihn das Wahnbild des Juden manischer trieb als alle Vision nationaler Grösse. «Werden unser Volk und unser Staat das Opfer dieser blut- und geldgierigen jüdischen Völkertyrannen, so sinkt

die ganze Erde in die Umstrickung dieses Polypen; befreit sich Deutschland aus dieser Umklammerung, so darf die grösste Völkergefahr als für die gesamte Welt gebrochen gelten»; dann gebühre ihm jenes Tausendjährige Reich, dessen Anbruch er in all seiner Ungeduld schon feierte, als er lediglich eine Wegmarke zurückgelegt hatte; dann werde aus tiefem Verfall die Ordnung wiedererstehen, die Einheit sich verwirklichen, Herren und Sklaven sich gegenüberstehen und die weise geführten «Kernvölker der Welt» einander achten und schonen, da die Wurzel der Weltkrankheit, die Quelle aller Instinktunsicherheit und naturwidrigeren Vermischung endlich beseitigt ist.<sup>41</sup>

Es war diese fest verzahnte, wenn auch nie als geschlossenes System formulierte Ideologie, die seinem Weg jene Sicherheit gab, die er selber mit Vorliebe «traumwandlerisch» nannte. Welche Zustände er der Gunst der Stunde auch immer gemacht hat: die Deutung des Weltzustandes und das Bewusstsein eines Kampfes auf Leben oder Tod blieben davon unberührt. Sie gaben seiner Politik apodiktische Konsequenz und Ungerührtheit. Seine Scheu vor Festlegungen, die übereinstimmend von nahezu allen Mitakteuren berichtete Entscheidungsangst [Hitlers](#), hat immer nur taktische Alternativen zum Gegenstand gehabt, während er angesichts der Grundsatzfrage kein Zögern oder Zurückschrecken kannte, und wie sehr er den Aufschub liebte und das Abwarten, so ungeduldig und entschlossen trieb er die grosse Endauseinandersetzung voran. Kaum etwas hat ihn nachdrücklicher verkannt als der zeitgenössische Volksmund, der manche Unmenschlichkeit des Regimes in aller Naivität seiner Unwissenheit zugutehielt. Tatsächlich wusste er weit mehr, als geschah, und weit mehr auch, als irgendeiner ahnte – der «radikalste Nationalsozialist», wie einer seiner engen Gefolgsleute versichert hat.

Der weitgespannte Komplex seiner ideologischen Vorstellungen prägte insbesondere das aussenpolitische Konzept, dessen wesentliche, bis ans Ende befolgte Grundlinien bereits in «Mein Kampf» entwickelt, wenn auch in ihrer eher phantastisch scheinenden Zielsetzung niemals als konkretes politisches Programm begriffen wurden. Ausgehend vom bestehenden Niedergang Deutschlands,

machte es den Wiederaufstieg des Landes von der Bereitschaft abhängig, das getrübte rassische Material wiederherzustellen. Was [Hitler](#) die «blutmässige Zerrissenheit» nannte, habe das Reich «um die Weltherrschaft gebracht», so meinte er: «Würde das deutsche Volk in seiner geschichtlichen Entwicklung jene herdenmässige Einheit besessen haben, wie sie anderen Völkern zugute kam, dann würde das Deutsche Reich heute wohl Herrin des Erdballs sein.» Der auch in der NSDAP verbreiteten nationalistischen Traditionsphrase vom «Volk ohne Raum» stellte er die Formel vom «Raum ohne Volk» entgegen und sah die vordringliche innenpolitische Sendung des Nationalsozialismus gerade darin, ein Volk in den leeren Raum zwischen Maas und Memel zu stellen; denn «was heute vor uns ist, sind marxistische Menschenmassen, aber kein deutsches Volk mehr»<sup>42</sup>

Das Bild der Revolution, das ihm vorschwebte, war denn auch stark von elitär-biologischen Vorstellungen durchsetzt, es zielte nicht allein auf neue Herrschaftsformen und Institutionen, sondern auf einen neuen Menschen, dessen Heraufkunft in zahlreichen Reden und Verlautbarungen als der Anbruch des «wahrhaft goldenen Zeitalters» gefeiert wurde: «Wer den Nationalsozialismus nur als politische Bewegung versteht», so hat [Hitler](#) geäußert, «weiss fast nichts von ihm. Er ist mehr noch als Religion: er ist der Wille zur neuen Menschenschöpfung.»<sup>43</sup> Zu den brennendsten Aufgaben des neuen Staates gehöre es daher, der «weiteren Bastardisierung» Einhalt zu gebieten, «die Ehe aus dem Niveau einer dauernden Rassenschande herauszuheben» und ihr wieder zu ermöglichen, «Ebenbilder des Herrn zu zeugen und nicht Missgeburten zwischen Mensch und Affe». Den Idealzustand, in dem der durch «Verdrängungskreuzungen» zurückgezüchtete reine arische Typus wieder vorherrsche, hat [Hitler](#) als das Ergebnis eines langwierigen biologischen und pädagogischen Prozesses angesehen. In einer Geheimrede vom 25. Januar 1939 vor einem Kreis höherer Offiziere sprach er von einer hundert Jahre dauernden Entwicklung, an deren Ende eine Mehrheit über jene Auslesemkmale verfügen werde, mit denen sich die Welt erobern und beherrschen lasse.<sup>44</sup>

Der Lebensraum, dessen Erwerb er bekenntnisgleich immer

wieder gefordert hat, war denn auch keineswegs nur gedacht, um die Ernährung für die «überlaufende» Bevölkerungszahl sicherzustellen, der Gefahr der «Hungerverelendung» zu entgehen und den von Industrie und Handel bedrohten Bauernstand wieder in sein Unrecht einzusetzen; vielmehr sollte er vor allem der Strategie der Welteroberung als Ausgangsbasis dienen. Jedes Volk mit einer ehrgeizigen Phantasie benötige eine bestimmte Raummenge, eine territoriale Quantität, die es unabhängig mache von den Bündnissen und Konstellationen des Tages, und an diesem Gedanken, der die geschichtliche Grösse an die geographische Ausdehnung band, hat [Hitler](#) bis zuletzt festgehalten. Noch in den Bunker-Meditationen kurz vor dem Ende hat er das Schicksal beklagt, das ihn zu überstürzten Eroberungen zwang, weil ein Volk ohne grossen Raum sich nicht einmal grosse Ziele zu setzen vermöge. Von den vier Möglichkeiten, der Bedrohung durch die Zukunft zu begegnen, hat er daher auch die Geburtenbeschränkung, die innere Kolonisation sowie die überseeische Kolonialpolitik teils als kleinmütige Träume, teils als «unwürdige Aufgaben» verworfen und unter ausdrücklichem Hinweis auf die Vereinigten Staaten nur die des kontinentalen Eroberungskrieges gelten lassen: «Was der Güte verweigert wird, hat eben die Faust sich zu nehmen», schrieb er in Landsberg und nannte sogleich auch die Richtung seiner Expansionsbestrebungen; «Wollte man in Europa Grund und Boden, dann konnte dies im Grossen und Ganzen nur auf Kosten Russlands geschehen, dann musste sich das neue Reich wieder auf der Strasse der einstigen Ordensritter in Marsch setzen.»<sup>45</sup>

Dahinter erhob sich erneut die Vorstellung der grossen Weltwende: die Geschichte, so hatte er herausgefunden, stehe am Anfang eines neuen Zeitalters, noch einmal setze sie das gewaltige Rad in Bewegung und verteile die Lose und die Chancen neu. Was dem Ende entgegengehe, sei die Epoche der Seemächte, die mit ihren Flotten ferne Länder erobert, Reichtümer aufgehäuft, Stützpunkte errichtet und die Welt beherrscht hätten. Das Meer, der klassische Verbindungsweg einer vortechnischen Zeit, erschwere unter den Bedingungen der Modernität die Beherrschung ausgedehnter Imperien, die koloniale Grösse sei anachronistisch und zum Untergang verurteilt. Die technischen Hilfsmittel der Gegen-

wart, die Möglichkeit, Strassen, Rollbahnen, Schienenwege in endlose, unerschlossene Gebiete vorzutreiben und durch ein enges Stützpunktsystem zu verbinden, kehrten die alte Ordnung um: das Weltreich der Zukunft, so behauptete er, werde eine Landmacht sein, ein kompaktes, fugenlos organisiertes, wehrhaftes Riesengebilde, und die Epoche sei schon auf dem Wege dahin, das Erbe der Vergangenheit längst ausgerufen. Die überfallartige Abfolge der späteren aussenpolitischen Unternehmungen **Hitlers** hat sicherlich mit der extremen Ruhelosigkeit seines Wesens zu tun; doch gleichzeitig war sie ein verzweifelt Anrennen gegen die Zeit, gegen den Lauf der Geschichte, und unablässig quälte ihn die Besorgnis, Deutschland könne bei der Verteilung der Welt ein zweites Mal zu spät kommen. Wenn er die Mächte prüfte, die bei Beginn der neuen Weltstunde mit Deutschland um die künftige Herrschaftsrolle konkurrieren könnten, stiess er immer erneut auf Russland. Der rassistische, der politische, der geographische und der historische Aspekt waren damit zur Deckung gebracht; alles wies nach Osten.<sup>46</sup>

Vor diesem Epochenhorizont entwickelte **Hitler** seine aussenpolitischen Vorstellungen. Er hatte seine Laufbahn, in Übereinstimmung mit der herrschenden Meinung, als Revisionist begonnen und mit der Annullierung des Versailler Vertrages zugleich die notfalls gewaltsame Wiederherstellung der Grenzen von 1914 sowie den Zusammenschluss aller Deutschen in einem machtvollen Grossstaat verlangt. Dieses Konzept rückte die Feindschaft gegen Frankreich, das der argwöhnische Hüter dieser Friedensordnung war, in den Vordergrund und zielte darauf, aus den sich abzeichnenden Meinungsverschiedenheiten des westlichen Nachbarn mit Italien und England den Ansatzpunkt umfassender Revancheabsichten zu gewinnen. Doch **Hitlers** Neigung, in grossen Verhältnissen zu denken, hatte seinen Blick alsbald auf den Kontinent im ganzen gelenkt und den gedanklichen Übergang von der Grenzpolitik zur Raumpolitik eingeleitet.

Ausgangspunkt aller Überlegungen war, dass Deutschland in seiner militärisch, politisch und geographisch bedrohten Mittellage nur überleben könne, «wenn es rücksichtslos Machtpolitik in den Vordergrund stellt». Schon in einer früheren Auseinanderset-

zung mit der wilhelminischen Aussenpolitik hatte [Hitler](#) die Alternative entwickelt, dass Deutschland sich entweder unter Verzicht auf Seehandel und Kolonien mit England gegen Russland – oder aber, wenn es Seemacht und Welthandel anstrebte, im Verein mit Russland gegen England hätte wenden können.<sup>47</sup> Er selber gab in den frühen zwanziger Jahren eindeutig der zuletzt genannten Möglichkeit den Vorzug. Denn er rechnete England zu den «prinzipiellen» Gegnern des Reiches und entwickelte aus diesem Ansatz sein unverkennbar prorussisches Konzept; unter dem Einfluss der Emigrantenkreise um Scheubner-Richter und Rosenberg zielte es auf ein Bündnis mit einem «nationalen», «wiedergesundeten», vom «jüdisch-bolschewistischen Joch» befreiten Russland gegen den Westen, und weder der Lebensraumbegriff noch die Überzeugung von der Minderwertigkeit der slawischen Rasse, die später im Mittelpunkt seiner expansiven Ostideologie stand, spielten damals eine Rolle. Erst Anfang 1923, vor allem wohl angesichts der Stabilisierung des Sowjetregimes, tauchte der Gedanke auf, die Bündnissituation umzukehren und mit England gegen Russland zu paktieren. Mehr als ein Jahr lang hat [Hitler](#), wenn die Quellen diesen Schluss erlauben, die neue Konzeption immer wieder überprüft, weitergeführt, ihre Konsequenzen und Realisierungschancen berechnet, ehe er dann in dem berühmten 4. Kapitel von «Mein Kampf» den Gedanken des Lebensraumkrieges gegen Russland programmatisch entwarf.

Die Idee des Krieges gegen Frankreich war damit gewiss nicht aufgegeben, sie blieb vielmehr eine der aussenpolitischen Konstanten [Hitlers](#) bis hin zu den letzten Bunkermonologen; aber sie rückte nun, ebenso wie das mit dem Verzicht auf Südtirol erkaufte Wohlwollen Italiens oder das mit der Preisgabe aller kolonialen Forderungen erstrebte Bündnis mit England, in die Reihe der Voraussetzungen für die ungehinderte Wendung Deutschlands nach Osten. Schon im zweiten Band von «Mein Kampf», den er im Laufe des Jahres 1925 niederschrieb, wandte [Hitler](#) sich mit äusserster Schärfe gegen das revisionistische Konzept, das auf die Wiederherstellung gänzlich unlogischer, zufälliger, viel zu enger und überdies militärgeographisch unzweckmässiger Grenzen gerichtet sei und überdies dazu führe, Deutschland in Gegensatz zu allen

ehemaligen Kriegsgegnern zu bringen und den zerfallenden Bund der Feinde erneut zusammenzuführen: «Die Forderung nach Wiederherstellung der Grenzen des Jahres 1914», so formulierte er im Sperrdruck, «ist ein politischer Unsinn von Ausmassen und Folgen, die ihn als Verbrechen erscheinen lassen.» Demgegenüber sei der Erwerb von Grossräumen die einzige Aktion, «die vor Gott und unserer deutschen Nachwelt einen Bluteinsatz» rechtfertige und die verantwortlichen Staatsmänner «dereinst freispreche von Blutschuld und Volksofferung»<sup>48</sup>.

Die kriegerische Wendung in die Weiten Russlands, die Idee des grossen Germanenzuges zur Errichtung eines gewaltigen Kontinentalreichs in dem alten «deutschen Befehlsraum im Osten» war von da an der zentrale Gedanke der **Hitlerschen** Politik, er selber hat ihm «ungeteilte Hingabe» sowie «Anspannung aber auch der letzten Energie» zugestanden und als «ausschliesslichen Zweck» sinnvollen politischen Handelns gerühmt. Auch dieser Entschluss gewann säkularen Rang:<sup>49</sup>

«Damit ziehen wir Nationalsozialisten bewusst einen Strich unter die aussenpolitische Richtung unserer Vorkriegszeit. Wir setzen dort an, wo man vor sechs Jahrhunderten endete. Wir stoppen den ewigen Germanenzug nach dem Süden und Westen Europas und weisen den Blick nach dem Land im Osten. Wir schliessen endlich ab die Kolonial- und Handelspolitik der Vorkriegszeit und gehen über zur Bodenpolitik der Zukunft.»

Es kann dahingestellt bleiben, ob dieses Konzept durch folgerichtige Fortentwicklung eigener Denkansätze oder im Rückgriff auf Theorien von dritter Seite entstanden ist. Der Lebensraumgedanke, der diesem Entwurf die entscheidende Wendung gab, ist offenbar über Rudolf Hess in die Ideenwelt **Hitlers** geraten. Dank seiner aufdringlichen Bewunderung für «den Mann», wie er **Hitler** mit der Atemlosigkeit des wahrhaft Gläubigen zu nennen liebte, war es ihm im Laufe der Zeit gelungen, alle Rivalen in der Landsberger Haftanstalt zu verdrängen und insbesondere Emil Maurice die Sekretärsstellung streitig zu machen. Hess hatte auch, offenbar schon im Jahre 1922, den persönlichen Kontakt zwischen **Hitler** und seinem Lehrer Karl Haushofer vermittelt, der den ursprünglichen fruchtbaren Ansatz einer politischen Geographie, die von

dem Engländer Sir Halford Mackinder begründete «Geopolitik», zu einer imperialistischen Expansionsphilosophie weiterentwickelt hatte. Bei aller machiavellistischen Unbewegtheit, die Hitlers Eroberungskonzept kennzeichnete, war es doch nicht frei von jener verschwommenen Gewissheit über die Kraft dessen, was Mackinder «das Herzland» genannt hatte: Osteuropa und das europäische Russland, durch riesige Landmassen vor jedem Zugriff geschützt und unverwundbar gemacht, waren danach die «Zitadelle der Weltherrschaft», wie der Begründer der Geopolitik verheissen hatte: «Wer immer das Herzland beherrscht, beherrscht die Welt.» Es scheint, als habe gerade der eigentümlich magische Rationalismus solcher halbwissenschaftlicher Formeln der besonderen Struktur des Hitlerschen Intellekts entsprochen: auch die Erkenntnis hatte für ihn ihre Dunkelbereiche.<sup>50</sup> Doch so viel auch an solchen und anderen Einflüssen greifbar wird: selten hat sich Hitlers «ausgesprochen kombinierendes Talent» so eindrucksvoll zur Geltung gebracht wie bei dem Versuch, ein aussenpolitisches Konzept zu entwerfen, das die Beziehung Deutschlands zu den verschiedenen europäischen Grossmächten, das Vergeltungsbedürfnis gegenüber Frankreich, die Raum- und Eroberungsbestrebungen, den Aspekt der Zeitenwende sowie schliesslich die verschiedenen ideologischen Fixierungen zu einem gedanklich kohärenten System zusammenfügte. Seine Bekrönung und universale Rechtfertigung erhielt dieses Konzept durch die Einfügung in das rassengeschichtliche Vorstellungsthema, mit dem sich der Kreis schloss:

«Das Schicksal selbst scheint uns hier einen Fingerzeig geben zu wollen. Indem es Russland dem Bolschewismus überantwortete, raubte es dem russischen Volke jene Intelligenz, die bisher dessen staatlichen Bestand herbeiführte und garantierte. Denn die Organisation eines russischen Staatsgebildes war nicht das Ergebnis der staatspolitischen Fähigkeiten des Slawentums in Russland, sondern vielmehr nur ein wundervolles Beispiel für die staatenbildende Wirksamkeit des germanischen Elementes in einer minderwertigen Rasse ... Seit Jahrhunderten zehrte Russland von diesem germanischen Kern seiner oberen leitenden Schichten. Er kann heute als fast restlos ausgerottet und ausgelöscht angesehen werden. An seine Stelle ist der Jude getreten. So unmöglich es dem Russen an sich ist, aus eigener Kraft das Joch des Juden abzuschütteln, so unmöglich ist es dem Juden, das mächtige Reich auf die Dauer zu erhalten. Er selbst ist kein Element der Organisation, son-



dem ein Ferment der Dekomposition. Das Riesenreich im Osten ist reif zum Zusammenbruch. Und das Ende der Juden Herrschaft in Russland wird auch das Ende Russlands als Staat sein. Wir sind vom Schicksal ausersehen, Zeugen einer Katastrophe zu werden, die die gewaltigste Bestätigung für die Richtigkeit der völkischen Rassentheorie sein wird.»<sup>51</sup>

Aus diesen Vorstellungen formte sich schon Anfang der zwanziger Jahre die Konzeption der später von [Hitler](#) betriebenen Politik; das frühe Bündnisbemühen um England und die Achse mit Rom, der Feldzug gegen Frankreich sowie der umfassende Ausrottungskrieg im Osten zur Eroberung und Inbesitznahme des «Herzlandes der Welt». Moralische Überlegungen beschwerten ihn nicht. Ein Bündnis, dessen Ziel nicht die Absicht zu einem Kriege umfasse, sei sinnlos, versicherte er in «Mein Kampf», Staatsgrenzen würden stets durch Menschen geschaffen und geändert, «nur dem gedankenlosen Schwachkopf» erschienen sie als unabänderlich, die Kraft des Eroberers beweise hinlänglich dessen Recht, «wer hat, hat»: das waren die Maximen seiner politischen Moral.<sup>52</sup> Und so haarsträubend und aberwitzig das Programm auch anmutete, das er sich aus seinen Alpträumen, seinen Geschichtstheorien, seinen biologischen Trugschlüssen und Situationsanalysen zurecht konstruiert hatte: es war, so viel ist richtig, in all seiner überspannten Radikalität erfolversprechender als das massvollere revisionistische Konzept, das Südtirol oder das Elsass zurückverlangte. Im Gegensatz zu seinen nationalen Partnern hatte [Hitler](#) begriffen, dass Deutschland innerhalb des bestehenden Macht- und Ordnungssystems ohne Chance war, und sein tiefes Ressentiment gegen die Normalität kam ihm zugute, als er sich aufmachte, es von Grund auf in Frage zu stellen. Nur wer das Spiel verweigerte, konnte es gewinnen. Indem er sich nach aussen wandte, gegen die Sowjetunion, die diesem System offen mit Vernichtung drohte, wuchsen ihm dessen Kräfte zu und machten Deutschland unversehens «potentiell so stark ..., dass die Eroberung eines Weltreichs in ganz präziser Hinsicht leichter war als die isolierte Wiedergewinnung von Bromberg oder Königshütte»<sup>53</sup> und der Griff nach Moskau aussichtsreicher als der nach Strassburg oder Bozen.

Wie das Ziel, so kannte und akzeptierte [Hitler](#) auch das Risiko,

und es ist bemerkenswert, mit welcher Unbeirrbarkeit er sich 1933 an die Verwirklichung des frühen Entwurfs gemacht hat. Für ihn lautete die Alternative niemals anders als auf Weltmacht oder Untergang im denkbar buchstäblichsten Sinne. «Jedes Wesen strebt nach Expansion», hatte er 1930 in einer Rede vor Professoren und Studenten in Erlangen versichert, «und jedes Volk strebt nach der Weltherrschaft»: der Satz folgte, wie er meinte, ohne alle Umstände aus dem Gesetz der Natur, das allenthalben den Sieg des Stärkeren und die Vernichtung oder bedingungslose Unterwerfung des Schwachen wünschte. Daher auch am Ende, als er alles verspielt und den Untergang vor Augen sah, die ungerührte, den einstigen Vertrauten tief irritierende, aber doch nur konsequente Äusserung zu Albert Speer, «es sei nicht notwendig, auf die Grundlagen, die das (deutsche) Volk zu seinem primitivsten Weiterleben braucht, Rücksicht zu nehmen», denn es «hätte sich als das schwächere erwiesen, und dem stärkeren Ostvolk gehöre dann ausschliesslich die Zukunft»<sup>54</sup>. Deutschland hatte weit mehr als einen Krieg verloren, er war ganz ohne Hoffnung. Zum letzten Mal beugte er sich dem Naturgesetz, «dieser grausamen Königin aller Weisheit», die die gebieterischste Instanz seines Lebens und Denkens gewesen war.

Schon Ende 1924, nach rund einjähriger Dauer, neigte sich die Haftzeit, die [Hitler](#) ironisch seine «Hochschule auf Staatskosten» genannt hat<sup>55</sup>, dem Ende zu. Auf Ersuchen der Staatsanwaltschaft beim Landgericht München I stellte ihm der Gefängnisdirektor Leybold am 15. September 1924 ein Zeugnis aus, das die Bewilligung einer Bewährungsfrist nahezu unvermeidlich machte: «[Hitler](#) zeigt sich als ein Mann der Ordnung», hiess es da, «der Disziplin nicht nur in Bezug auf seine eigene Person, sondern auch in Bezug seiner Haftgenossen. Er ist genügsam, bescheiden und gefällig. Macht keinerlei Ansprüche, ist ruhig und verständig, ernst und ohne jede Ausfälligkeit, peinlich bemüht, sich den Einschränkungen des Strafvollzugs zu fügen. Er ist ein Mann ohne persönliche Eitelkeit, ist zufrieden mit der Anstaltsverpflegung, raucht und trinkt nicht, und weiss sich bei aller Kameradschaftlichkeit seinen Haftgenossen gegenüber eine gewisse Autorität zu sichern ... [Hit-](#)

ler wird die nationale Bewegung in seinem Sinne neu zu entfachen suchen, aber nicht mehr wie früher mit gewalttätigen, im Notfälle (!) gegen die Regierung gerichteten Mitteln, sondern in Föhlung mit den berufenen Regierungsstellen.»

Der musterhafte Aufföhrungsstil und die Taktik, die das Gutachten beschrieb, waren die Voraussetzung für die Bewährungsfrist, die das Gericht nach sechsmonatiger Haftverbüßung in Aussicht gestellt hatte. Zwar war kaum erkennbar, wie der Föhrer der Nationalsozialisten, der bereits eine Bewährungsfrist verwirkt, einem Verfahren durch die Eigenmacht eines ideologisch korrupten Ministers entkommen war, der jahrelang Unruhen und Saalschlachten angezettelt, die Reichsregierung abgesetzt, Minister verhaftet und Tote zurückgelassen hatte, sich noch bewähren könne, und eine Beschwerde der Staatsanwaltschaft bewirkte denn auch, dass der Gerichtsbeschluss zunächst ausgesetzt wurde; aber die Staatsautorität war doch bereit, dem Gesetzesbrecher ihre eigene Schwäche zugute zu halten. Infolgedessen betrieb sie auch die gesetzlich zwingend vorgeschriebene Ausweisung **Hitlers** nur mit halbem Nachdruck. Die Polizeidirektion München hatte sie zwar noch am 22. September in einem Schreiben an das Staatsministerium des Innern als «unerlässlich» bezeichnet, und der neue bayerische Ministerpräsident Held hatte sogar vorgefühlt, ob die österreichischen Behörden bereit seien, **Hitler** im Falle einer Ausweisung zu übernehmen<sup>56</sup>; doch weiter war nichts erfolgt. **Hitler** selber, aufs Äusserste besorgt, zeigte sich bedacht, seine Wohlverhaltensabsichten auf jede erdenkliche Weise anzuzeigen. Unwillig registrierte er, dass Gregor Strasser im Landtag die fortdauernde Inhaftierung **Hitlers** ein Schandmal für Bayern nannte, das Land werde von «einer Schweinebande, einer hundsgemeinen Schweinebande» regiert. Auch Röhms Untergrundtätigkeit störte ihn.

Doch erneut arbeiteten die Umstände ihm entgegen. In den Wahlen zum Reichstag, die am 7. Dezember veranstaltet wurden, konnte die völkische Bewegung nur drei Prozent der Stimmen auf sich vereinigen, und von den dreiunddreissig Abgeordneten, die sie bis dahin im Parlament vertreten hatten, kehrten nur vierzehn dorthin zurück. Die Vorstellung, dass der Rechtsradikalismus seinen Höhepunkt überschritten habe, ist offenbar nicht ohne Einfluss

auf die Entscheidung des Obersten Landgerichts vom 19. Dezember geblieben, die Beschwerde der Staatsanwaltschaft gegen den Bewährungsbeschluss des Putschgerichts zu verwerfen und Hitler doch noch vorzeitig freizusetzen. Am 20. Dezember, als die Häftlinge in Landsberg schon zum Weihnachtsfest rüsteten, ordnete ein Telegramm aus München die sofortige Haftentlassung für Hitler und Kriebel an.

Einige Freunde und Anhänger, die vorzeitig informiert worden waren, erwarteten Hitler mit dem Auto vor dem Gefängnistor, ein enttäuschendes Häuflein. Die Bewegung war auseinandergefallen, die Anhänger verstreut oder verfeindet. In der Münchener Wohnung hatten sich Hermann Esser und Julius Streicher eingefunden. Kein grosser Auftritt, kein Triumph. Hitler, rundlich geworden, wirkte unruhig und gespannt. Am Abend des gleichen Tages kam er zu Ernst Hanfstaengl und bat beim Eintreten, unvermittelt und pathetisch: «Spielen Sie mir den Liebestod.» Schon in Landsberg hatten ihn gelegentlich Endstimmungen erfasst. Ein ironischer Nachruf meldete nun, er sei jung gestorben, «die germanischen Götter liebten ihn wohl»<sup>57</sup>.

## 2. KAPITEL

### Krisen und Widerstände

«Der Hitler wird sich totlaufen!»

*Karl Stüttzel, bayerischer Innenminister, im Jahre 1925*

«Ha! Ich werde diesen Hunden zeigen, wie tot ich bin!»

*Hitler, im Frühjahr 1925*

Es war in der Tat eine entmutigend veränderte Szenerie, in die Hitler aus Landsberg zurückkehrte. Die Erregungen des Vorjahres waren zerstoßen, die Hysterien dahin, und aus dem Staub und hoch fliegenden Dunst waren wieder die flachen, unromantischen Konturen des Alltags getreten.

Eingeleitet worden war die Wendung mit der Stabilisierung der Währung, die fürs erste das Gefühl verlässlichen Grundes wiederhergestellt und in ihren Folgen vor allem den militanten Trägern der chaotischen Wirren, den oft mit nur geringen Devisenbeträgen unterhaltenen Freikorps und halb-militärischen Verbänden, die materielle Grundlage entzogen hatte. Allmählich gewann die Staatsgewalt Festigkeit und Autorität. Ende Februar 1924 konnte der in der Nacht zum 9. November verkündete Ausnahmezustand aufgehoben werden. Noch im Laufe des gleichen Jahres zeitigte die Verständigungspolitik der Ära Stresemann die ersten Auswirkungen. Sie äusserten sich weniger in einzelnen konkreten Erfolgen als vielmehr in der verbesserten psychologischen Stellung Deutschlands, dem es nun doch schrittweise gelang, die obsoleten Hassgefühle und Ressentiments der Kriegszeit aufzulockern: im Dawes-Plan wurde eine Lösung des Reparationsproblems sichtbar, die Franzosen machten Anstalten zur Räumung des Ruhrgebiets, ein

Sicherheitsabkommen sowie Deutschlands Aufnahme in den Völkerbund wurden erörtert, und mit dem nunmehr hereinströmenden amerikanischen Anleihekaptal begannen viele wirtschaftliche Verhältnisse sich zu bessern. Die Arbeitslosigkeit, die den Elendsbildern an den Strassenecken, vor den Armenküchen und Sozialämtern die graue Farbe gegeben hatte, ging spürbar zurück. Der Situationswechsel spiegelte sich in den Wahlergebnissen. Im Mai 1924 hatten zwar die radikalen Kräfte noch einmal einen Erfolg davontragen können, aber schon in den Dezemberwahlen des gleichen Jahres waren sie empfindlich zurückgeworfen worden; allein in Bayern hatten die völkischen Gruppen nahezu siebzig Prozent ihres Anhangs eingebüsst. Auch wenn die Wendung sich nicht augenblicklich in einer Stärkung der demokratischen Mittelparteien niederschlug, hatte es doch den Anschein, als sei Deutschland, nach Jahren der Krisen, der Umsturzdrohungen und Depressionen, endlich auf dem Wege in die Normalität.

Gleich zahlreichen anderen aus der erstmals in Erscheinung getretenen Schicht berufsloser Berufspolitiker schien auch Hitler selber damit an das Ende einer zehnjährigen Phase ungereregelter, von Abenteuern und unbürgerlichen Bedürfnissen bestimmter Existenz gelangt und wiederum jener «Ruhe und Ordnung» konfrontiert, die schon der Schrecken des Halbwüchsigen gewesen war.<sup>58</sup> Seine Lage war, bei nüchterner Betrachtung, ziemlich aussichtslos. Trotz seines rhetorischen Triumphs vor Gericht war er inzwischen doch in die von Geringschätzung und halbem Vergessen gekennzeichnete Lage des gescheiterten Politikers abgedrängt. Die Partei war mit allen ihren Organisationen verboten, desgleichen der ‚Völkische Beobachter‘, die Reichswehr sowie überwiegend auch die privaten Gönner der Bewegung hatten sich zurückgezogen und nach den Erregungen und Bürgerkriegsspielereien wieder den Pflichten und Geschäften des Alltags zugewandt. Das Jahr 1923 erschien im Rückblick vielen, mit irritiertem Achselzucken, als eine verrückte und schlimme Zeit, Dietrich Eckart und Scheubner-Richter waren tot, Göring lebte im Exil, Kriebel war auf dem Wege dahin. Die Mehrzahl der engeren Gefolgsleute sass entweder noch in Haft oder hatte sich verstritten und zerstreut. Unmittelbar vor seiner Verhaftung war es Hitler gelungen, Alfred Rosenberg eine

eilig mit Bleistift gekritzelte Notiz zuzuleiten: «Lieber Rosenberg, von jetzt ab werden Sie die Bewegung führen.» Unter dem beziehungsreichen Pseudonym Rolf Eidhalt, das anagrammatisch aus dem Namen Adolf **Hitler** gewonnen war<sup>59</sup>, versuchte Rosenberg daraufhin, die Reste des einstigen Anhangs als «Grossdeutsche Volksgemeinschaft» (GVG) zusammenzuhalten, die SA wurde in verschiedenen Sportvereinen, Liedertafeln und Schützengilden weitergeführt. Doch angesichts seiner geringen Autorität und störrischen Weitschweifigkeit zerfiel die Bewegung alsbald in antagonistisch sich befehdende Cliques. Ludendorff setzte sich für die Vereinigung der ehemaligen NS DAP-Mitglieder mit der Deutschvölkischen Freiheitspartei v. Graefes und Graf Reventlows ein, in Bamberg gründete Streicher einen «Völkischen Block Bayern», der wiederum eigene Ansprüche erhob. In der GVG rissen schliesslich der zurückgekehrte Esser, Streicher und der in Thüringen ansässige Dr. Artur Dinter, Verfasser überdrehter rassistischer Blutschwärmereien in Romanform, die Führung an sich, während Ludendorff zusammen mit v. Graefe, Gregor Strasser und bald auch Ernst Röhm die Nationalsozialistische Freiheitspartei als eine Art Dachverband aller völkischen Gruppen organisierte. Endlose Querelen und Intrigen begleiteten diese verschiedenen Versuche, **Hitlers** Inhaftierung auszunutzen, um innerhalb der völkischen Bewegung nach oben zu stossen oder ihn sogar aus der im Prozess eroberten Führungsposition in die Rolle des Trommlers zurückzudrängen.

Die deprimierenden Umstände schreckten **Hitler** indessen keineswegs, vielmehr sah er gerade darin seine Chance und den Ansatzpunkt neuer Hoffnungen. Rosenberg hat später bekannt, dass seine Ernennung zum interimistischen Führer der Bewegung ihn sehr überrascht habe, und nicht zu Unrecht dahinter einen taktischen Schachzug **Hitlers** vermutet, der den Ruin der Bewegung bewusst in Kauf genommen und sogar gefördert habe, um den eigenen Führungsanspruch umso nachhaltiger zu behaupten. Der daraus nicht selten abgeleitete Vorwurf verkennt die Natur des Anspruchs, den **Hitler** inzwischen erhob; denn er konnte seine Schicksalsberufung nicht delegieren, die Heilsgeschichte kennt die Figur des Vize-Erlösers nicht.

Unbewegt sah [Hitler](#) infolgedessen den Streitigkeiten zwischen Rosenberg, Streicher, Esser, Röhner, Röhm, Amann, Strasser, V. Graefe, v. Reventlow sowie Ludendorff zu und rührte, wie einer seiner Gefolgsleute meinte, «nicht einmal seinen kleinen Finger»; vielmehr ermunterte er die Gegner wechselseitig und hintertrieb insbesondere alle Fusionsbestrebungen der völkischen Gruppen: Solange er sich in Haft befand, sollten nach Möglichkeit keine Entscheidungen gefällt, keine Machtzentren gebildet oder Führungsansprüche begründet werden. Aus dem gleichen Grunde kritisierte er die Teilnahme an den Parlamentswahlen, obwohl sie der neuen Taktik legaler Machteroberung entsprach; denn jedes Parteimitglied das über Immunität und Diäten verfügte, erwarb damit eine gewisse Unabhängigkeit. Mit Missvergnügen registrierte er von Landsberg aus, dass die Nationalsozialistische Freiheitspartei bei den Reichstagswahlen vom Mai 1924 immerhin zweiunddreißig von insgesamt vierhundertzweiundsiebzig Sitzen errang. In einem offenen Brief legte er kurz darauf die Führung der NSDAP nieder, zog die erteilten Vollmachten zurück und verbat sich alle Besuche aus politischen Motiven. Nicht ohne selbstgefälligen Unterton sprach Rudolf Hess in einem Schreiben aus der Haftanstalt von der «Dummheit» der Anhänger<sup>60</sup>, während [Hitler](#) seinen hohen Einsatz hoch vergütet sah. Als er aus Landsberg zurückkehrte, gab es zwar nur noch Trümmer, dafür jedoch keinen ernsthaften Rivalen, und statt einer geschlossenen Front von Widersachern begegnete er der Ungeduld ohnmächtiger Fraktionen: Er kam als der langersehnte Retter der nicht ohne sein eigenes Zutun im Marasmus versinkenden völkischen Bewegung. [Hitler](#) hat seinen bald unbestrittenen Führungsanspruch nicht zuletzt darauf aufbauen können: «Was sonst nie möglich gewesen wäre», so hat er freimütig eingestanden, «konnte ich damals (nach der Haftentlassung) allen in der Partei sagen: Es wird jetzt so gekämpft, wie ich es will, und nicht anders.»<sup>61</sup>

Immerhin sah er sich bei seiner Rückkehr nicht nur weitreichenden Hoffnungen, sondern auch den widersprüchlichsten Forderungen der zersplitterten Anhänger gegenüber. Es musste über seine politische Zukunft entscheiden, ob es ihm gelang, sich von allen Teilinteressen zu lösen und der Partei im dicht besetzten Feld



der Rechten ein unverwechselbares Profil zu geben, das gleichwohl undeutlich genug war, die divergierenden Ansprüche zusammenzuhalten. Zahlreiche Erwartungen gingen dahin, er werde mit Ludendorff zusammen eine völkische Einheitsbewegung organisieren. Doch erkannte er, dass nur eine alles überragende, in kultische Höhen entrückte Führerfigur die integrierende Kraft entwickeln könnte, die sein Konzept verlangte. Es kam für ihn im Augenblick daher nicht darauf an, eilige Bündnisse zu schliessen, sondern Scheidelinien zu ziehen und den persönlichen Unbedingtheitsanspruch zu verwirklichen. **Hitlers** taktisches Verhalten in den folgenden Wochen ist von diesen Erwägungen bestimmt.

Auf Pöhners Rat ersuchte er zunächst den neuen bayerischen Ministerpräsidenten Held um eine Unterredung. Der streng katholische, entschieden föderalistische Vorsitzende der Bayerischen Volkspartei war von ihm und seinen Mitstreitern einst leidenschaftlich bekämpft worden. Um daher den spektakulären Charakter der Begegnung, die am 4. Januar 1925 stattfand, zu mildern, gab **Hitler** vor, er beabsichtige lediglich, für die Freilassung der noch in Landsberg inhaftierten Kameraden zu intervenieren. Tatsächlich aber machte er den ersten Schritt in die Legalität. Die Kritiker aus dem völkischen Lager warfen ihm vor, er wolle durch den Besuch seinen «Frieden mit Rom» machen. In Wirklichkeit suchte er den Frieden mit der Staatsgewalt. Anders als Ludendorff, bemerkte er zynisch, könne er es sich nicht leisten, seinen Gegnern vorher anzukündigen, dass er sie totschiagen wolle.<sup>62</sup>

Der Erfolg dieser Unternehmung war für sein weiteres politisches Schicksal nicht unwichtiger als die Verwirklichung seines Führungsanspruchs innerhalb des völkischen Lagers. Denn neben dem Aufbau einer diktatorisch geführten, militanten Partei kam für die unbeirrbar bewahrten Ambitionen zur Eroberung der Macht alles darauf an, das verlorene Vertrauen der mächtigen Institutionen wiederzugewinnen und die Lehre des 9. November zu ziehen: dass Politik nicht nur aus Überwältigung, Rausch und Aggression bestand, sondern ein Doppelwesen besass, das ihm eine neuartige Rolle abverlangte. Entscheidend war, revolutionär und zugleich als Verteidiger der bestehenden Verhältnisse zu erschei-

nen, radikal und gemässigt zugleich zu wirken, die Ordnung zu bedrohen und sich als ihr Bewahrer aufzuspielen, auch das Recht zu brechen und am glaubwürdigsten seine Wiederherstellung zu beschwören. Es ist nicht sicher, ob Hitler sich die Paradoxien seiner Taktik theoretisch je bewusst gemacht hat; doch seine Praxis zielte in nahezu jedem ihrer Schritte darauf, sie zu verwirklichen.

Dem reservierten Ministerpräsidenten versicherte er zunächst seiner Loyalität und beteuerte sodann, er werde sich künftig legal verhalten, der Putsch vom 9. November sei ein Fehler gewesen. Inzwischen habe er erkannt, dass die Autorität des Staates respektiert werden müsse, er selber sei als bürgerlicher Patriot bereit, nach Kräften dazu beizutragen und sich vor allem der Regierung im Kampf gegen die zersetzenden Mächte des Marxismus zur Verfügung zu stellen. Allerdings benötige er dazu seine Partei sowie den 'Völkischen Beobachter'. Auf die Frage, wie er dieses Anerbieten mit dem antikatholischen Komplex der Völkischen zu vereinbaren gedenke, erklärte Hitler diese Angriffe zu einer persönlichen Marotte Ludendorffs, er stehe dem General ohnehin skeptisch gegenüber und habe nichts damit zu schaffen. Seit je sei ihm aller konfessionelle Hader zuwider, doch auch die erprobten nationalen Kräfte müssten zusammenstehen. Held verharrete der Suada gegenüber kühl. Er freue sich, versicherte er, dass Hitler die Staatsautorität endlich zu achten gedenke, doch wenn er sie nicht achten würde, wäre ihm das auch gleichgültig; er, der Ministerpräsident, werde diese Autorität gegen jedermann behaupten, Zustände wie vor dem 9. November würden in Bayern nicht wiederkehren. Immerhin liess er sich, gedrängt von seinem persönlichen Freunde Dr. Gürtner, der gleichzeitig zu den Protektoren Hitlers zählte, schliesslich doch dazu überreden, das Verbot der NSDAP und ihrer Zeitung aufzuheben; denn, so formulierte er seinen Eindruck über das Gespräch mit Hitler, «die Bestie ist gezähmt»<sup>63</sup>.

Wenige Tage später erschien Hitler vor der Landtagsfraktion, und als sei der Zustand der Bewegung noch nicht desolat genug, provozierte er eine erbitterte Auseinandersetzung. Die Nilpferdpeitsche in der Hand, die er jetzt zu einer seiner Dauerrequisiten machte, betrat er das Landtagsgebäude, in dem sich die völkischen Abgeordneten, feierlich gestimmt, zu seiner Begrüssung eingefun-

den hatten. Ohne lange Vorrede überfiel er sie jedoch mit Anklagen, warf ihnen Führungsmangel sowie Konzeptionslosigkeit vor und zeigte sich besonders aufgebracht darüber, dass sie die von Held angebotene Regierungsbeteiligung abgelehnt hätten. Als die konsternierte Runde ihm entgegenhielt, es gebe Grundsätze, die ein anständiger Mann nicht preisgebe, man könne einem Gegner nicht Verrat am deutschen Volke vorwerfen und mit ihm zusammen die Regierung bilden, und einer der Versammelten schliesslich sogar den Verdacht äusserte, **Hitler** habe mit dieser Koalition nur seine vorzeitige Haftentlassung erkaufen wollen, kam die verächtliche Antwort, diese Entlassung sei für die Bewegung tausendmal wichtiger gewesen als die bewahrten Grundsätze von zwei Dutzend völkischen Parlamentariern.

Tatsächlich schien es, als trachte er durch einen schroff und herausfordernd zur Geltung gebrachten Führungsanspruch diejenigen abzustossen, die sich ihm nicht unterordnen wollten. Er hat später mit ironischer Geringschätzung von dem «Inflationsgewinn» der Partei im Jahre 1923 gesprochen, ihrem allzu schnellen Wachstum, das die entscheidende Ursache für die Schwäche und mangelnde Widerstandskraft in der Krise gewesen sei; jetzt zog er die Folgerungen daraus. Die Führer der völkischen Gruppen beklagten sich alsbald bitter über **Hitlers** mangelnde Bereitschaft zur Zusammenarbeit und beriefen sich gern auf das gemeinsam vor der Feldherrnhalle hingeebene Blut.<sup>64</sup> Doch bestimmender als solche mystischen Sentimentalitäten war für **Hitler** die Erinnerung an die Abhängigkeiten des Jahres 1923, die ständige Rücksichtnahme auf so viele zimperliche oder starrköpfige Mitstreiter und die daraus gewonnene Lehre, dass jede Partnerschaft eine Form der Gefangenschaft war. So nachgiebig er nach aussen, der Staatsgewalt gegenüber, aufgetreten war, so herrisch und unnachsichtig bestand er daher innerhalb der Bewegung auf Unterwerfung. Bereitwillig nahm er in Kauf, dass am Ende der Auseinandersetzung nur sechs der vierundzwanzig Landtagsabgeordneten zu ihm hielten und die Mehrheit zu anderen Parteien überlief.

Doch gab er sich mit diesem Zusammenstoss keineswegs zufrieden, ungeduldig eröffnete er neue Auseinandersetzungen und sprengte weiter Stücke von den Rändern der klein gewordenen Be-

wegung ab. Mit Vorliebe betonte er, was ihn von den zahlreichen anderen völkischen und rechtsradikalen Gruppen trennte, und verwarf jede Zusammenarbeit. Von den vierzehn Reichstagsabgeordneten blieben nur vier ihm treu, selbst diese zeigten sich widersetzlich und verlangten vor allem, dass er sich von so zwielichtigen und unsauberen Gefolgsleuten wie Hermann Esser und Julius Streicher trenne. Da Hitler schärfer als seine Gegenspieler erfasste, dass der monatelange, erbitterte Streit nicht um die Sauberkeit, sondern um die Alleinherrschaft in der Partei ging, gab er keinen Schritt nach.

Unterdessen bereitete er schon den Bruch mit Ludendorff vor. Motivierend dafür war nicht nur die unverziehene Bemerkung des Generals am Mittag des 9. November, nichts könne Hitlers Flucht vor der Feldherrnhalle ungeschehen machen, kein deutscher Offizier könne noch unter einem solchen Manne dienen; vielmehr war der «Nationalfeldherr» auch, zumindest in Süddeutschland, zu einer erheblichen Belastung geworden, seit sein Starsinn und der exzentrische Ehrgeiz seiner zweiten Frau, der Ärztin Mathilde V. Kemnitz, ihn in immer neue Zwickigkeiten verwickelten. Er brüskierte und bekriegte die katholische Kirche, zettelte einen überflüssigen Ehrenhandel mit dem bayerischen Kronprinzen an, überwarf sich mit dem Offizierskorps, bis ihm eine Anzahl ehemaliger Kameraden die Standesgemeinschaft aufkündigte, und verstrickte sich immer auswegloser in die pseudoreligiösen Finsternisse einer sektiererischen Ideologie, in der mancherlei Verschwörungsgänge, germanischer Götterglaube und Zivilisationspessimismus tief sinnig zusammengereimt waren. Hitler selber hatte sich von solchen Neigungen, in denen er dem Obskurantismus seiner frühen Jahre, Lanz V. Liebenfels und den Wahnbildern der Thulegesellschaft, wiederbegegnete, längst gelöst und in «Mein Kampf» seine beißende Verachtung für jenen völkischen Romantizismus formuliert, den seine eigene Vorstellungswelt gleichwohl rudimentär bewahrte. Auch Eifersuchtskomplexe spielten eine Rolle, nur zu genau erfasste er den uneinholbaren Rückstand, der den ehemaligen Gefreiten von dem General in einem militärstrengen Volke trennte. Bezeichnenderweise nannte eine völkische Gruppe in einem Schreiben Anfang 1925 Ludendorff «Ew. Exz. den grossen

Führer», während sie in **Hitler** «den Feuergeist» sah, «der mit seinem Licht in das Dunkel der heutigen Zustände hineinleuchtet». Als persönlichen Affront Ludendorffs empfand **Hitler** schliesslich, dass der Generalquartiermeister des Weltkriegs ihm seinen persönlichen Begleiter, Ulrich Graf, durch militärischen Befehl ausgespannt hatte, und schon in der ersten Unterredung überfiel er ihn daher mit heftigen Vorwürfen. Zu gleicher Zeit, wie in einem unablässig sich steigenden Verfeindungsrausch, leitete er die Auseinandersetzung mit den Führern der norddeutschen Nationalsozialistischen Freiheitsbewegung, v. Graefe und v. Reventlow, ein, die öffentlich erklärt hatten, **Hitler** dürfe die einstige Machtstellung nicht zurückgewinnen, er sei ein begabter Agitator, doch kein Politiker. In einem späteren Brief, der sein gewandeltes Selbstbewusstsein verdeutlicht, hat **Hitler** v. Graefe geantwortet, er sei früher der Trommler gewesen und werde es wieder sein, aber nur noch für Deutschland und nie mehr für Graefe und seinesgleichen, «so wahr mir Gott helfe!»<sup>65</sup>

Am 26. Februar 1925 erschien erstmals wieder der ‘Völkische Beobachter’ und kündigte für den folgenden Tag im Bürgerbräukeller, an der Stelle des missglückten Futsches, die Neugründung (nicht die Wiedergründung) der NSDAP an. In seinem Leitartikel «ein neuer Beginn» sowie in den gleichzeitig veröffentlichten Richtlinien für die Organisation der Partei unterbaute **Hitler** seinen Führungsanspruch: Er lehnte alle Bedingungen ab und versicherte mit dem Blick auf die Vorwürfe gegen Esser und Streicher, dass die Führung der Partei so wenig mit der Moral ihrer Anhänger wie mit konfessionellem Zwist zu schaffen, sondern Politik zu treiben habe, seine Kritiker nannte er «politische Kinder». In einer ersten Reaktion auf seinen energischen Kurs gingen aus allen Teilen des Landes Treuebekundungen ein.

Der Auftritt vom folgenden Tag war taktisch sorgfältig durchdacht. Um seinem Appell grössere Wirkung zu verschaffen, hatte **Hitler** sich zwei Monate lang nicht als Redner gezeigt und auf diese Weise die Erwartungen seiner Anhänger und die Nervosität seiner Rivalen ausserordentlich gesteigert; er hatte keine Besucher empfangen, selbst auswärtige Delegationen abgewiesen und erklären lassen, er werfe alle politischen Schreiben «ungelesen in den Pa-

pierkorb». Obwohl die Versammlung erst um 20 Uhr begann, erschienen die ersten Teilnehmer, «Eintritt 1 Mark», schon am frühen Nachmittag. Um sechs Uhr musste die Polizei den Saal schließen, etwa viertausend Anhänger hatten bis dahin Platz gefunden, viele von ihnen verfeindet und in gegenseitige Intrigen verstrickt. Doch als Hitler den Saal betrat, kam es zu einer ersten überschwenglichen Huldigung, die Anwesenden stiegen auf die Tische, jubelten, schwenkten die steinernen Masskrüge oder lagen sich in den Armen vor Glück. Max Amann führte den Vorsitz, da Anton Drexler den Parteiausschluss von Esser und Streicher zur Bedingung seiner Teilnahme gemacht hatte. Auch Strasser, Röhm und Rosenberg fehlten. An sie alle, die zögernden oder eigensinnigen Parteigänger, wandte sich Hitler in einer zweistündigen, überaus wirkungsvollen Rede. Er begann mit Allgemeinheiten, rühmte die kulturschöpferischen Leistungen des Ariers, erörterte die Aussenpolitik und versicherte, der Friedensvertrag lasse sich zerbrechen, die Reparationsvereinbarung ungültig erklären, doch an der jüdischen Blutvergiftung werde Deutschland zugrunde gehen. Im Rückgriff auf die alte Zwangsvorstellung verwies er auf die Berliner Friedrichstrasse, wo jeder Jude ein blondes deutsches Mädchen am Arm führe. Der Marxismus, so versicherte er, könne «gestürzt werden, sowie ihm eine Lehre gegenüber tritt von besserer Wahrheitigkeit, aber gleicher Brutalität der Durchführung». Dann kritisierte er Ludendorff, der sich überall Gegner schaffe und nicht begreife, dass man einen Gegner nennen und einen anderen meinen könne, und kam schliesslich zum Kern:

«Wenn jemand kommt und mir Bedingungen stellen will, dann sage ich ihm: Freundchen, warte erst einmal ab, welche Bedingungen ich dir stelle. Ich buhle ja nicht um die grosse Masse. Nach einem Jahr sollen Sie urteilen, meine Parteigenossen; habe ich recht gehandelt, dann ist es gut; habe ich nicht recht gehandelt, dann lege ich mein Amt in Ihre Hände zurück. Bis dahin aber gilt: ich führe die Bewegung allein und Bedingungen stellt mir niemand, solange ich persönlich die Verantwortung trage. Und ich trage die Verantwortung wieder restlos für alles, was in der Bewegung vorfällt.»<sup>66</sup>

Mit zornrotem Gesicht beschwor er schliesslich die Versammelten, ihre vielfachen Feindschaften zu begraben. Vergangenes zu vergessen, den Streit in der Bewegung zu beenden. Er bat nicht um Gefolgschaft, deutete keine Kompromisse an, sondern verlangte einfach Unterwerfung oder Trennung. Der Jubel am Schluss bestätigte seine Absicht, der neuen NSDAP den autoritären Zuschnitt einer ausschliesslich von ihm selber kommandierten Führerpartei zu geben. Als Max Amann inmitten der Begeisterung vortrat und feierlich in die Menge rief: Der Streit muss ein Ende haben – Alles zu **Hitler!**, standen sich auf dem Podium plötzlich die alten Widersacher gegenüber: Streicher, Esser, Feder, Frick, der thüringische Gauleiter Dinter sowie der bayerische Fraktionsführer Buttman. In einer überwältigend wirkenden Szene reichten sie sich vor den Tausenden, die schreiend auf Stühle und Tische stiegen, demonstrativ die Hände. Streicher stammelte benommen etwas von einem «Gottesgeschick», und Buttman, der dem Gefeierten kürzlich vor der Landtagsfraktion scharf und nicht ohne Hohn widersprochen hatte, erklärte nun, alle Bedenken, mit denen er gekommen sei, «schmolzen in mir weg, als der Führer sprach». Was die überragende Erscheinung Ludendorffs, was v. Graefe, Strasser, Rosenberg und Röhm einzeln oder im Verein nicht vermocht hatten, erreichte er in wenigen Zügen, und diese Erfahrung stärkte seine Autorität sowie sein Selbstbewusstsein. Nach der Formel Buttmanns, die in der Vergangenheit schon, wenn auch eingeengt, durch Ludendorff und andere Konkurrenten, auf ihn angewendet worden war, hiess und war er von diesem Tage an unbestritten «Der Führer».

Kaum hatte **Hitler** sich die Herrschaft über die Partei, diktatorischer denn je, gegen das «kanaillös fluchwürdige Intrigantenpack» der völkischen Rivalen, wie Hermann Esser schrieb, gesichert, machte er sich an die Verwirklichung seiner zweiten Zielsetzung: die Organisation der NSDAP zu einem gefügigen und schlagkräftigen Instrument seiner taktischen Absichten. Zu seinem Entschluss, die Revolution nicht mehr durch Gewalt, sondern durch Gesetz zu machen, hatte er einem seiner Anhänger, sarkastisch gelaunt, schon in Landsberg versichert: «Wenn ich meine Tätigkeit wiederaufnehme,

werde ich eine neue Politik befolgen müssen. Statt die Macht mit Waffengewalt zu erobern, werden wir zum Verdruss der katholischen und marxistischen Abgeordneten unsere Nasen in den Reichstag stecken. Zwar mag es länger dauern, sie zu überstimmen, als sie zu erschiessen, am Ende aber wird uns ihre eigene Verfassung den Erfolg zuschieben. Jeder legale Vorgang ist langsam.»<sup>67</sup>

Er war weit langsamer und mühevoller, als [Hitler](#) vermutet hatte, und begleitet von immer erneuten Rückschlägen, Widerständen und Konflikten. Die Umstände wollten es, dass er selber für das erste schwere Missgeschick verantwortlich war. Denn die bayerische Regierung hatte nicht nur seine Bemerkung, dass man durchaus von einem Gegner reden und einen anderen meinen könne, ganz wie sie gedacht war, als Beweis ungebrochener Verfassungsfeindlichkeit verstanden, sondern auch Anstoss an einer Äusserung genommen, dass entweder der Feind über seine Leiche oder er über die des Feindes gehen werde: «Es ist mein Wunsch», so war er fortgefahren, «dass das Hakenkreuzbanner, wenn der Kampf mich das nächste Mal niederstreckt, mein Leichentuch werden soll.» Diese Bekundungen weckten so starke Zweifel an der Aufrichtigkeit seiner Legalitätsversicherungen, dass die Behörden in Bayern und bald darauf auch in den meisten anderen Ländern ihm kurzerhand untersagten, öffentlich zu reden. In Verbindung mit der Bewährungsfrist, der nach wie vor drohenden Ausweisung sowie vor dem Hintergrund der allgemeinen Lage schien dieses Verbot, das ihn fürchterlich und überraschend traf, allen Aussichten ein Ende zu setzen. Es bedeutete nichts weniger als das vorläufige Scheitern seines Konzepts.

Doch keine Unsicherheit, kein Anflug von Irritation verwirrten ihn. Anderthalb Jahre zuvor, im Sommer 1923, hatte ein Rückschlag ihn noch aus der Bahn werfen, die Lethargien und Schwächebedürfnisse der Jugendjahre zu erneuern vermocht, jetzt blieb er unbewegt und zeigte sich auch von den persönlichen Folgen des Redeverbots, dem Verlust der wichtigsten Einnahmequelle, kaum beeindruckt; seinen Unterhalt sicherte er sich mit Honoraren der Leitartikel, die er von nun an für die Parteipresse schrieb. Häufig sprach er auch vor kleinen Gruppen von vierzig bis sechzig Gästen im Hause der Bruckmanns, und das Fehlen aller Betäubungsmittel,



aller Aufpeitschungshilfen zwang ihn zu neuen Methoden der Werbung und Verstellung. Zeitgenössische Beobachter haben übereinstimmend die Veränderungen bemerkt, die Hitler während der Haftzeit durchgemacht hatte, die rigoroseren, strengeren Züge, die dem matten Psychopathenantlitz erstmals Umriss und Individualität verschafften: «Das schmale, blasse, kränkliche, oft fast leer wirkende Gesicht war kräftiger zusammengefasst, die starke Struktur des Knochenbaus, von der Stirn bis zum Kinn, trat ausgeprägter hervor; was früher schwärmerisch wirken konnte, war nun einem unverkennbaren Zug der Härte gewichen.»<sup>68</sup> Sie gab ihm, durch alle Desaster, jene Zähigkeit, mit deren Hilfe er die Phase der Stagnation bis zu dem endlich einsetzenden triumphalen Siegeszug der beginnenden dreissiger Jahre überwand. Als im Sommer 1925, auf dem Tiefpunkt seiner Hoffnungen, eine Führertagung der NSDAP den Antrag erörterte, einen Vertreter für ihn zu bestellen, widersprach er mit der herausfordernden Begründung, dass mit ihm allein die Bewegung stehe oder falle.<sup>69</sup>

Das Bild seiner engeren Umgebung gab ihm zweifellos recht. Nach willentlich herbeigeführten Kollisionen und Abspaltungen der zurückliegenden Monate waren naturgemäss vor allem die mittelmässigen oder subalternen Gefolgsleute bei ihm verblieben und seine Entourage wieder auf jene Kohorte von Viehhändlern, Chauffeuren, Rausschmeissern und ehemaligen Berufssoldaten reduziert, zu denen er seit den trüben Anfängen der Partei eine eigentümlich sentimentale, nahezu menschliche Beziehung gewonnen hatte. Der meist bescholtene Ruf dieser Trabanten störte ihn so wenig wie deren lärmende Derbheit und Primitivität, und es war vor allem dieser Umgang, der erkennbar machte, wie sehr er seinen bürgerlichen, ästhetisierenden Ursprüngen verloren war. Auf gelegentliche Vorhaltungen erwiderte er damals noch mit einem Anflug von Unsicherheit, auch er könne sich in seinem Umgang einmal vergreifen, das liege in der Natur des Menschen, der «nicht unirrbar» sei.<sup>70</sup> Doch bis in die Kanzlerjahre hinein bildete dieser Typus seine bevorzugte Umgebung, unverkennbar beherrschte er jene private Dauerrunde der langen leeren Abende, wenn Hitler in den einstigen Räumen Bismarcks zu Kinovergnügen oder Bagatellgespräch den Rock aufknöpfte und aus schwerem Sessel weit die

Beine von sich streckte. Ohne Hintergrund, ohne Familie und Beruf, aber doch durchweg mit einer Bruchstelle im Charakter oder in der Lebensbahn, weckten sie mancherlei vertraute Erinnerungen in dem einstigen Männerheiminsassen, und es mag sein, dass es Aura und Geruch aus Wiener Jahren waren, die er im Kreis der Christian Weber, Hermann Esser, Josef Berchtold oder Max Amann wiedertraf. Bewunderung und aufrichtige Hingabe waren alles, was sie bieten konnten und ihm vorbehaltlos entgegenbrachten. Stauend hingen sie an seinen Lippen, wenn er in der «Osteria Bavaria» oder im «Café Neumaier» zu seinen weitläufigen Monologen ansetzte, und denkbar ist, dass er in ihrem unkritischen Enthusiasmus einen Ersatz für die wie eine Droge benötigte Massenbegeisterung fand, die er vorerst entbehrte.

Zu den spärlichen Erfolgen, die Hitler in dieser Periode der Lähmung verzeichnen konnte, zählte vor allem der Gewinn Gregor Strassers. Bis zum gescheiterten Novemberputsch war der Landshuter Apotheker und Gauleiter von Niederbayern, den das «Frontenerlebnis» zur Politik gebracht hatte, nur gelegentlich in Erscheinung getreten. Die Abwesenheit Hitlers hatte er jedoch genutzt, sich nach vorn zu bringen, und dem Nationalsozialismus im Rahmen der «Nationalsozialistischen Freiheitsbewegung» vor allem in Norddeutschland und im Ruhrgebiet einigen Anhang verschafft. Der massig gebaute, gleichwohl sensible Mann, der sich in Wirtshäusern herumschlug, Homer im Urtext las und im Ganzen tatsächlich wie das Klischee des schwerblütigen bajuwarischen Kleinstadthonoratioren wirkte, war eine eindrucksvolle Erscheinung und verfügte neben der eigenen rhetorischen Begabung in seinem Bruder Otto zugleich über einen journalistisch gewandten, aggressiven Bundesgenossen. Mit dem vielfach gebrochenen, kalten, neurasthenischen Hitler fand er nur schwer zusammen, die Person störte ihn ebensowenig wie deren anrühige, unterwürfige Umgebung, während sich die Übereinstimmung in den politischen Auffassungen fast auf den interpretatorisch vielfarbig schillernden, noch gänzlich undefinierten Begriff des «Nationalsozialismus» beschränkte. Doch bewunderte er Hitlers Magie sowie seine Fähigkeit, Anhänger zu sammeln und für eine Idee zu mobilisieren. An der Veranstaltung zur Neugründung der Partei hatte er nicht teil-

genommen. Als [Hitler](#) ihm Anfang März 1925 als Gegenleistung für sein Ausscheiden aus der Nationalsozialistischen Freiheitsbewegung die weitgehend selbständige Führung der NSDAP im gesamten norddeutschen Raum anbot, betonte Strasser denn auch selbstbewusst, dass er nicht als Gefolgsmann, sondern als Mitstreiter zu [Hitler](#) stosse. Er halte seine moralischen Skrupel und Bedenken aufrecht, doch über allem stehe die zukunftsreiche und notwendige Idee: «Darum habe ich mich Herrn [Hitler](#) zur Mitarbeit zur Verfügung gestellt.»<sup>71</sup>

Diesem Zugang stand jedoch ein bemerkenswerter Verlust gegenüber. Während Strasser mit stürmischer Energie daranging, in Norddeutschland eine Parteiorganisation aufzubauen, und innerhalb kurzer Zeit zwischen Schleswig-Holstein, Pommern und Niedersachsen sieben neue Gaue errichtete, demonstrierte [Hitler](#) seine Entschlossenheit, die eigene Autorität und Konzeption um jeden Preis, selbst auf Kosten weiterer Rückschläge, zu behaupten: Er brach mit Ernst Röhm. Vom Münchener Volksgericht trotz Schuldspruchs freigesetzt, hatte der ehemalige Hauptmann unverzüglich begonnen, die alten Kameraden aus Freikorps- und Kampfbundtagen in einem neuen Verband, dem «Frontbann», zu sammeln. Ratlos angesichts der wachsenden Normalität der Verhältnisse, waren die ewigen Nursoldaten fast ohne Ausnahme bereit, der unter Röhm's Tatkraft und Organisationstalent rasch anwachsenden Neugründung beizutreten.

Schon von Landsberg aus hatte [Hitler](#) diese Aktivität nicht ohne Besorgnis verfolgt, da sie seine vorzeitige Entlassung, seine Machtstellung innerhalb der völkischen Bewegung sowie seine neue Taktik gleichermaßen bedrohte. Zu den Lehren des November 1923 zählte, dass er sich ein für allemal von den Wehrverbänden, ihrem waffentragenden Selbstbewusstsein, ihrer konspirativen Manie und ihrer Soldatenspielererei trennen müsse. Was die NSDAP nach dem Willen [Hitlers](#) benötigte, war eine halb-militärisch organisierte, ausschliesslich der politischen Führung und folglich ihm selber unterstellte Parteitruppe, während Röhm an der einstigen Idee des heimlichen Hilfsheeres für die Reichswehr festhielt und sogar daran dachte, die SA völlig unabhängig von der Partei als Unterverband seines Frontbanns zu führen.

Es war im Grunde der alte Streit um Botmässigkeit und Funktion der SA. Im Gegensatz zu dem schwerfälligen Röhm hatte [Hitler](#) inzwischen Ressentiments und Erkenntnisse hinzugewonnen. Er hatte Lossow und den Offizieren aus dessen Stab den Verrat vom 8. und 9. November nicht vergessen, zugleich aber aus den Vorgängen jener Nacht gelernt, dass Eid und Legalität für die Mehrzahl der Offiziere eine unübersteigbare moralische Barriere bildeten. Der Treubruch Lossows war nicht zuletzt ein verzweifelter Versuch gewesen, dem kommentwidrigen, unehrenhaften Zwielficht der Illegalität zu entkommen, in das Kahr, [Hitler](#), Lossows eigener Wankelmut und die Umstände überhaupt die Armee gedrängt hatten, und [Hitler](#) hatte daraus die Folgerung gezogen, die auch sein Führungsehrgeiz ihm gebot: jede enge Verquickung mit der Reichswehr zu meiden, weil eben darin der Beginn aller Illegalität lag.

In der ersten Aprilhälfte kam es zum Streit. Röhm hing mit einer schwärmerischen Zuneigung an [Hitler](#), er war aufrichtig, ungezwungen und seinen Freunden so unbeweglich treu wie seinen Auffassungen. Vermutlich hatte [Hitler](#) nicht vergessen, was er Röhm seit den Anfängen seiner politischen Laufbahn verdankte, aber er sah zugleich auch, dass die Zeiten sich geändert hatten und der einst einflussreiche Mann inzwischen nur noch ein eigenwilliger, schwieriger Freund war, der sich kaum in die gewandelten Verhältnisse einfügen liess. Einige Zeit immerhin zögerte er und wich dem Drängen Röhm aus; dann aber entschloss er sich ohne ein Zeichen der Gemütsbewegung zum Bruch. In einer Unterredung Mitte April, in deren Verlauf Röhm noch einmal eine strenge Trennung zwischen NSDAP und SA forderte und zugleich hartnäckig darauf beharrte, seine Einheiten als unpolitische Privatarmee jenseits aller Partei- und Tagesstreitigkeiten zu führen, kam es zu einem heftigen Wortwechsel. Kränkend empfand [Hitler](#) insbesondere, dass Röhm's Konzept ihn nicht nur wie im Sommer 1923 zum Gefangenen fremder Zwecke machen, sondern überdies erneut zum «Trommler» degradieren wollte. Als er ihm beleidigt vorwarf, die Freundschaft zu verraten, brach Röhm die Unterredung ab. Tags darauf gab er schriftlich den Auftrag zur Führung der SA zurück, doch [Hitler](#) antwortete nicht. Ende April, nachdem er auch

die Leitung des Frontbanns niedergelegt hatte, schrieb er **Hitler** noch einmal und schloss den Brief mit der bezeichnenden Wendung: «Ich benütze die Gelegenheit, in Erinnerung an schöne und schwere Stunden, die wir mitsammen verlebt haben. Dir für Deine Kameradschaft herzlich zu danken und Dich zu bitten, mir Deine persönliche Freundschaft nicht zu entziehen.» Doch auch darauf blieb er ohne Antwort. Als er am folgenden Tag den Blättern der völkischen Presse eine Abschiedsnotiz übergab, druckte der ‘Völkische Beobachter’ sie kommentarlos ab.<sup>72</sup>

In die gleiche Zeit fiel ein Ereignis, das **Hitler** nicht nur über seine prekär geschwundenen Aussichten belehrte, sondern ihm auch deutlich machte, dass der aus überwiegend persönlichen Gründen vollzogene Bruch mit Ludendorff politisch gerechtfertigt war. Ende Februar 1925 war der sozialdemokratische Reichspräsident Friedrich Ebert gestorben, und auf Veranlassung Gregor Strassers stellten die völkischen Gruppen dem Kandidaten der bürgerlichen Rechtsparteien, dem tüchtigen, aber gänzlich unbekanntem Dr. Jarres, in Ludendorff einen eigenen namhaften Bewerber entgegen. Mit nicht viel mehr als einem Prozent der Stimmen erlitt der General eine vernichtende Niederlage, die **Hitler** nicht ohne grimmige Genugtuung registrierte. Als wenige Tage nach der Wahl Dr. Pöhner, der einzige vertrauenswürdige und gewichtige Mitstreiter, der ihm verblieben war, tödlich verunglückte, schien er tatsächlich am Ende seiner politischen Laufbahn angelangt. In München hatte die Partei nur noch 700 Mitglieder. Anton Drexler trennte sich von ihm und gründete enttäuscht eine eigene Partei für seine stilleren Neigungen, doch **Hitlers** Prügelgarden stöberten sie mit Vorliebe auf und schlugen das Konkurrenzunternehmen zusammen. Ähnlich erging es anderen verwandten Gruppen, nicht selten stürmte **Hitler** selber, die Nilpferdpeitsche in der Hand, die Versammlungen und zeigte sich von der Tribüne aus, da er nicht reden durfte, lächelnd und grüssend den Massen. Vor dem zweiten Wahlgang zur Reichspräsidentenschaft forderte er seine Anhänger auf, für den inzwischen nominierten Feldmarschall v. Hindenburg zu stimmen. Zwar berechtigte ihn, wie die Dinge standen, nichts zu der «langjährigen politischen Spekulation», die man in der Entscheidung für Hindenburg hat sehen wollen<sup>73</sup>; auch fielen die we-

nigen Stimmen, über die er gebot, nicht ins Gewicht. Wichtig war jedoch, dass er sich damit demonstrativ wieder in die Front der «Ordnungsparteien» einreihete und nahe heranrückte an den legendenumwobenen Mann, den heimlichen «Ersatzkaiser», der über einen Schlüssel zu nahezu allen machtvollen Institutionen gebot oder einmal gebieten würde.

Die anhaltenden Rückschläge beeinträchtigten zwangsläufig **Hitlers** innerparteiliche Position. Während er vor allem in Thüringen, Sachsen und Württemberg um seine angefochtene Herrschaft kämpfen musste, setzte Gregor Strasser den Aufbau der Partei in Norddeutschland fort. Rastlos war er unterwegs. Die Nächte verbrachte er zumeist auf der Bahn oder in Wartesälen, tagsüber besuchte er Anhänger, gründete Bezirksstellen, berief Funktionäre, konferierte oder trat in Versammlungen auf. In den Jahren 1925 und 1926 bestritt er jeweils nahezu hundert Veranstaltungen als Hauptredner, während **Hitler** zum Schweigen verurteilt war, und dieser Umstand, weniger Strassers rivalisierender Ehrgeiz, erweckte zeitweilig den Eindruck, als verlagere sich das Schwergewicht der Partei nach Norden. Dank der Loyalität Strassers blieb **Hitlers** Führungsposition zwar im Ganzen zunächst anerkannt, doch das Misstrauen der nüchternen, protestantischen Norddeutschen gegen den melodramatischen, kleinbürgerlichen Bohémien und dessen angeblichen «Romkurs» kam immer wieder zum Vorschein, und nicht selten waren neue Parteigänger nur mit der Zusage weitgehender Unabhängigkeit gegenüber der Münchener Zentrale zu gewinnen. Auch blieb **Hitlers** Forderung, dass die Führer der Ortsgruppen von der Parteileitung zu ernennen seien, im Norden zunächst undurchführbar. Geraume Zeit schwelte auch der Streit zwischen der Zentrale und den Gauen über das Recht, die Mitgliedsbücher auszugeben. Mit seinem überwachen Machtsinn erfasste **Hitler** augenblicklich, dass solche organisatorischen Nebenfragen die Entscheidung über Kontrollgewalt oder Ohnmacht der Zentrale enthielten. Doch obwohl er in der Sache unnachgiebig blieb, musste er die Eigenmacht einzelner Gae lange Zeit dulden, der Gau Rheinland-Nord beispielsweise weigerte sich noch gegen Ende 1925, die Mitgliedsbücher der Münchener Zentrale zu verwenden.<sup>74</sup>

Geschäftsführer dieses Gaus mit Sitz in Elberfeld war ein junger Akademiker, der einige vergebliche Anläufe als Journalist, Schriftsteller und Ausrufer an der Börse unternommen hatte, ehe er schliesslich als Sekretär eines deutschvölkischen Politikers mit den Nationalsozialisten und bald auch mit Gregor Strasser in Verbindung gekommen war. Er hiess Paul Joseph Goebbels, und was ihn an die Seite Strassers geführt hatte, war vor allem sein intellektueller Radikalismus, den er in pathetischen Literaturstücken und Tagebuchnotizen nicht ohne Erbeben vor sich selber festgehalten hatte. «Ich bin der radikalste. Vom neuen Typ. Der Mensch als Revolutionär.»<sup>75</sup> Er besass eine hohe, eigentümlich faszinierende Stimme und verfügte über einen Stil, der Prägnanz mit einem der Zeit glaubwürdigen Pathos verband. Sein Radikalismus bediente sich vornehmlich nationalistischer sowie sozialrevolutionärer Ideologien und wirkte wie die dünne, schneidende Version der Vorstellungen und Thesen seines neuen Mentors. Denn im Gegensatz zu dem blutleeren, in einer merkwürdig abstrakten Gefühlswelt hausenden Hitler hatte sich der emotionalere Gregor Strasser von der Not und den Elendserfahrungen der Nachkriegszeit zu einem romantisch geprägten Sozialismus führen lassen, der sich mit der Erwartung verband, dass dem Nationalsozialismus der Einbruch in die proletarischen Schichten gelingen werde. In Joseph Goebbels fand er neben seinem Bruder Otto für einige Zeit die intellektuellen Wortführer eines eigenen programmatischen Weges, der freilich nie besritten worden und lediglich als flüchtiger Ausdruck einer sozialistischen Alternative zum «faschistischen» süddeutschen Nationalsozialismus Hitlers bedeutsam geworden ist.

Das Sonderbewusstsein der norddeutschen Nationalsozialisten formierte sich erstmals in einer am 10. September 1925 in Hagen gegründeten Arbeitsgemeinschaft, an deren Spitze, neben Gregor Strasser, sogleich auch Goebbels in Erscheinung trat. Und obwohl die Teilnehmer wiederholt jede Frontstellung gegen die Münchener Zentrale bestritten, sprachen sie doch vom «Westblock», von «Gegenangriff» und den «verkalkten Bonzen in München» oder hielten der Parteiführung das geringe Interesse an programmatischen Fragen vor, während Gregor Strasser das «grauenhaft tiefe Niveau» des ‚Völkischen Beobachters‘ beklagte. Bezeichnender-

weise richtete sich jedoch keiner der zahlreichen Vorwürfe gegen Person oder Amtsführung **Hitlers**, dessen Stellung nach dem Willen der Beteiligten viel eher gestärkt als beeinträchtigt werden sollte, sondern gegen die «Sau- und Luderwirtschaft in der Zentrale», sowie erneut gegen das «gewandte Maulheldentum» Essers und Streichers.<sup>76</sup> In gänzlicher Fehleinschätzung der Verhältnisse hoffte die Runde, **Hitler** aus den Fängen der «verderblichen Münchener Richtung», der «Esserdiktatur», befreien und der eigenen Sache verpflichten zu können. Nicht zum erstenmal begegnet man der schwer begreiflichen, schon in den frühen Jahren verbreiteten und bis ans Ende gegen alle Beweise und allen Augenschein wirksamen Vorstellung, der «Führer» sei, unsicher und menschlich, nur immer von falschen Ratgebern, von egoistischen oder böartigen Elementen umgeben, die ihn hinderten, seinem ehrlichen Willen zu folgen und den Zusammenhang des Unheils zu überblicken.

Das Programm der Gruppe, das in einer anspruchslos aufgemachten, aber von Goebbels selber bemerkenswert redigierten Halbmonatsschrift, den 'Nationalsozialistischen Briefen', formuliert wurde, versuchte vor allem, das Gesicht der Bewegung der Gegenwart zuzuwenden und der Enge einer sehnsüchtig-rückwärtsgerichteten Mittelstandsideologie zu entkommen. Fast alles, was in München «heilig war, wurde hier irgendwann einmal als fragwürdig hingestellt oder offen madig gemacht». Insbesondere trugen die 'Briefe' den andersartigen sozialen Bedingungen des Nordens, seiner im Gegensatz zu Bayern proletarisch-städtischen Struktur durch eine betont antikapitalistische Tendenz Rechnung; der Nationalsozialismus dürfe nicht, wie einer seiner Berliner Parteigänger in einem Brief schrieb, «aus radikalisierten Bourgeois» bestehen und «Angst vor den Worten Arbeiter und Sozialist» haben:<sup>77</sup> «Wir sind Sozialisten», so formulierte die Zeitschrift in einem programmatischen Bekenntnis, «sind Feinde, Todfeinde des heutigen kapitalistischen Wirtschaftssystems mit seiner Ausbeutung der wirtschaftlich Schwachen, mit seiner Ungerechtigkeit der Entlohnung ... wir sind entschlossen, dieses System unter allen Umständen zu vernichten.» Ganz in diesem Sinne suchte Goebbels nach Annäherungsformeln zwischen nationalen Sozialisten und Kommunisten und fand einen ganzen Katalog identischer Haltun-



gen und Überzeugungen. Er lehnte die Klassenkampftheorie keineswegs ab, versicherte, dass der Zusammenbruch Russlands «auf ewig unsere Träume von einem nationalsozialistischen Deutschland begraben» würde, stellte gleichzeitig Hitlers Theorie vom jüdischen Universalfeind mit der Bemerkung in Frage, «es wird wahrscheinlich nicht so sein, dass der kapitalistische und der bolschewistische Jude ein und dasselbe sind», und versicherte keck, die Judenfrage sei überhaupt «komplizierter als man denkt»<sup>78</sup>.

Auch die aussenpolitischen Vorstellungen wichen erheblich von den Ansichten der Münchener Führung ab. Die Strassergruppe hatte den sozialistischen Appell der Epoche zwar aufgenommen, aber «nicht als Ruf an die proletarische Klasse, sondern die proletarischen Nationen» verstanden, unter denen das verratene, gedemütigte, ausgeraubte Deutschland vornean stand. Sie sah die Welt in unterdrückende und unterdrückte Völker geteilt und machte sich jene revisionistischen Forderungen zu eigen, die in «Mein Kampf» als «politischer Unsinn» verurteilt worden waren. Während Hitler Sowjetrußland als Objekt ausgreifender Eroberungspläne betrachtete und Rosenberg es als «jüdische Henkerkolonie» beschrieb, äusserte sich Goebbels voller Hochachtung über den russischen Willen zur Utopie oder plädierte Strasser selber für ein Bündnis mit Moskau, «gegen den Militarismus Frankreichs, gegen den Imperialismus Englands, gegen den Kapitalismus der Wallstreet»<sup>79</sup>. In programmatischen Erklärungen verlangte die Gruppe die Abschaffung des Grossgrundbesitzes und die Zwangsorganisation aller Bauern in landwirtschaftliche Genossenschaften, den Zusammenschluss aller Kleinbetriebe in Innungen sowie eine teilweise Sozialisierung aller Erwerbsgesellschaften mit mehr als zwanzig Arbeitnehmern: der Belegschaft war, bei fortbestehender privatwirtschaftlicher Unternehmungsführung, ein Anteil von zehn Prozent zugedacht, dem Reich dreissig Prozent, der Landschaft sechs und der Gemeinde fünf Prozent. Auch befürworteten sie Vorschläge zur Vereinfachung der Gesetzgebung, zur Einrichtung eines klassendurchlässigen Schulwesens sowie zur teilweisen Naturalentlohnung, die das in der Inflation geweckte populäre Misstrauen gegen das Geldwesen zu romantischem Ausdruck brachte.

Die Grundzüge dieses Programms wurden von Gregor Strasser

auf einer Tagung vorgetragen, die am 22. November 1925 in Hannover stattfand und die aufsässige Stimmung der nord- und westdeutschen Gaue gegen die Zentrale und den «Papst in München», wie der Gauleiter Rust unter allgemeinem Beifall erklärte, über jedes vermutete Mass hinaus sichtbar machte. Auf einer erneuten Zusammenkunft, die Ende Januar wiederum in Hannover in der Wohnung des Gauleiters Rust stattfand, verlangte Goebbels sogar, dem von [Hitler](#) als Beobachter entsandten Gottfried Feder, der jede pointierte Bemerkung der Runde notierte, kurzerhand die Türe zu weisen. In der gleichen Sitzung beantragte er, sofern die Quellen nicht trügen, «dass der kleine Bourgeois Adolf [Hitler](#) aus der Nationalsozialistischen Partei ausgestossen wird»<sup>80</sup>.

Weitaus alarmierender als solche aufrührerischen Töne deuteten allerdings die sachlichen Erörterungen der Runde an, wie empfindlich [Hitlers](#) Prestige inzwischen gesunken war. Strasser hatte im Dezember seinen Programmentwurf, der die ziemlich willkürlich zusammenredigierten 25 Punkte von einst ersetzen und die Partei vom Ruch der kleinbürgerlichen Interessentenvertretung befreien sollte, ohne Wissen der Zentrale in der Partei verbreitet, und obwohl [Hitler](#) über diese Eigenmacht «wütend» war, schenkte niemand den Einwänden Feders Gehör und verweigerte ihm überdies für alle Abstimmungen das Stimmrecht. Mit ihm, den Goebbels als «Aufwertungskaktus» verspottete, trat nur noch einer der fünfundzwanzig Teilnehmer, der Kölner Gauleiter Robert Ley, «ein Dummkopf und vielleicht ein Intrigant», offen für [Hitler](#) ein.<sup>81</sup> Auch in der unterdessen von der Öffentlichkeit des Landes leidenschaftlich diskutierten Frage, ob die deutschen Fürstenhäuser enteignet werden oder ihr 1918 beschlagnahmtes Vermögen zurückerhalten sollten, entschied sich die Arbeitsgemeinschaft schliesslich gegen die Auffassung [Hitlers](#), der sich von seinen taktischen Überlegungen an die Seite der Fürsten sowie der besitzenden Schichten überhaupt gedrängt sah, während die Strassergruppe, gleich den linken Parteien, für die entschädigungslose Enteignung der ehemaligen Landesherren eintrat, nicht ohne dem Beschluss freilich das verbale Zugeständnis voranzustellen, es sei nicht beabsichtigt, der Parteileitung vorzugreifen. Auch wurde ohne Zustimmung der Münchener Zentrale beschlossen, eine Zei-

tung unter dem Titel 'Der Nationale Sozialist herauszugeben und mit den Geldern, die Gregor Strasser für die Verpfändung seiner Landshuter Apotheke erhielt, einen Verlag aufzubauen, der sich alsbald zu einem Konzern von beachtlichem Ausmass entwickelte; mit seinen sechs Wochenzeitungen überflügelte er zeitweilig nicht nur dem Umfang nach den Eher-Verlag der Münchener Zentrale, sondern liess, dem Urteil Konrad Meidens zufolge, dessen Publikationen auch «an geistiger Vielseitigkeit und Ehrlichkeit» weit hinter sich.<sup>82</sup> Die Entschlossenheit der in Hannover versammelten Runde zur Machtprobe mit **Hitler** kam am unverblühtesten jedoch in der Forderung Gregor Strassers zum Ausdruck, die ängstliche Legalitätstaktik durch eine aggressive, zum Äussersten bereite «Katastrophenpolitik» zu ersetzen. Jedes den Staat schädigende, die Ordnung zersetzende Mittel: Putsch, Bomben, Streiks, Strassenschlachten oder Krawalle schienen seinem frontaleren Machteroberungswillen geeignet, den Erfolg herbeizuführen: «Wir erreichen alles», umschrieb Goebbels kurze Zeit darauf dieses Konzept, «wenn wir Hunger, Verzweiflung und Opfer für unsere Ziele in Marsch setzen», und bezeugte seine Absicht, die «Farnale an(zu)stecken in unserem Volk zu einem einzigen grossen Feuer nationaler und sozialistischer Verzweiflung»<sup>83</sup>.

Bis dahin hatte **Hitler** zu den Aktivitäten der Gruppe geschwiegen, obwohl sie ein Machtzentrum aufrichtete, das zeitweilig den Charakter einer innerparteilichen Nebenregierung anzunehmen schien, und der Name Gregor Strassers in Norddeutschland «beinahe mehr» als sein eigener galt: «Kein Mensch glaubt mehr an München», jubelte Goebbels in seinem Tagebuch, «Elberfeld soll das Mekka des deutschen Sozialismus werden.»<sup>84</sup> Auch die angeblichen Absichten, ihn als Ehrenvorsitzenden kaltzustellen und das zersplitterte völkische Lager in einer grossen Bewegung zusammenzufassen, übersah **Hitler** verachtungsvoll und widmete ihnen lediglich einige höhnische Seiten in «Mein Kampf».

Die Zurückhaltung **Hitlers** war zum Teil von privaten Motiven bestimmt. Denn inzwischen hatte er auf dem Obersalzberg bei Berchtesgaden, wo auch die Bechsteins ein Anwesen besaßen, das Landhaus eines Hamburger Kaufmanns gemietet, einen schön gelegenen, wenn auch bescheidenen Besitz mit einem grossen Wohn-

raum und einer Veranda im Erdgeschoss sowie drei oberen Zimmern. Besuchern gegenüber legte er grossen Wert auf den Hinweis, dass das Haus nicht ihm gehöre, «von irgendwelchen Bonzenallüren nach dem schlechten Vorbild anderer 'Parteigrössen' könne also keine Rede sein»<sup>85</sup>. Seine verwitwete Halbschwester Angela Raubal hatte er gebeten, ihm den Haushalt zu führen. Mit ihr war ihre siebzehnjährige Tochter Geli gekommen, und aus der Zuneigung, die er für die hübsche, oberflächliche und emphatische Nichte empfand, entwickelte sich alsbald eine leidenschaftliche Beziehung, die allerdings mit seiner Unduldsamkeit, seinem romantisch überspannten Frauenideal sowie den Skrupeln einer Onkelromanze ausweglos belastet war und schliesslich in einer Verzweiflungstat endete. Nur selten verliess **Hitler** sein Quartier, am ehesten noch, um mit der Nichte die Münchener Oper oder gelegentlich auch Freunde in der Stadt zu besuchen, es waren noch immer die Hanfstaengls, die Bruckmanns, die Essers, die Hoffmanns. Um die Partei kümmerte er sich wenig, selbst in Süddeutschland wurde verbreitet Kritik an seiner nachlässigen Führung laut, an der unbefangenen Inanspruchnahme der Parteikasse für private Zwecke, an den ausgedehnten Landpartien mit der hübschen Nichte, doch **Hitler** nahm die Vorwürfe kaum zur Kenntnis. Im Sommer 1925 war der erste Band von «Mein Kampf» erschienen, und obwohl das Buch kein Erfolg war und im ersten Jahr nicht einmal zehntausend Exemplare verkauft werden konnten, machte **Hitler** sich in seinem gestauten Mitteilungsdrang sowie seinem Rechtfertigungsbedürfnis unverzüglich daran, den zweiten Band zu diktieren.

Scheinbar gelassen hatte er von seinem Bergidyll aus auch die Programmdiskussion der norddeutschen Anhängerschaft verfolgt. Seine Zurückhaltung war nicht nur von seiner kennzeichnenden Scheu vor Festlegungen bestimmt, sondern auch von der theoretischen Gleichgültigkeit des Praktikers, der die Begriffe verachtet und nötigenfalls jede beliebige Sache mit jeder beliebigen Vokabel deckt. Auch hoffte er insgeheim wohl, jenes Spiel zu wiederholen, das von Landsberg aus so erfolgreich gewesen war, als er die Rivalen ermunterte, die Antagonismen gefördert und seine Autorität gerade dadurch gesteigert hatte, dass er ihren Einsatz verringerte. Jetzt erst, mit dem Katastrophenkonzept Strassers, änderte sich die

Situation für ihn schlagartig. Nicht ohne Grund musste er in diesen Absichten eine vorbedachte persönliche Herausforderung erblicken, da sie, nicht anders als die Unternehmungen Röhm's, seine Bewährungsfrist und damit seine politische Zukunft überhaupt in Frage stellten. Ungeduldig wartete er daher von nun an auf eine Chance, die sich formierenden Gegner zu zerschlagen und seine brüskierte Autorität wiederaufzurichten.

Im Rückblick schien es, als habe **Hitlers** ungeduldiges und heroisches Wesen die Partei nach dem gelungenen Wiederbeginn nicht weniger rasch zugrunde gerichtet als der Vorstoss vom November 1923: Sein Temperament narrete offenbar jedes taktische Konzept. Eine Ortsgruppe meldete im August 1925, dass von den einhundertachtunddreissig Mitgliedern im Januar nur noch zwanzig bis dreissig aktiv seien. In einem Beleidigungsprozess, den **Hitler** zu dieser Zeit gegen Anton Drexler führte, trat einer seiner ehemaligen Anhänger als Zeuge gegen ihn auf und rief ihm im Schlusswort zu, die NSDAP werde mit seinen Methoden auf die Dauer keinen Erfolg haben: «Sie werden noch sehr traurig enden!»<sup>86</sup>

Nur **Hitler** selber schien von der nicht abreisenden Kette seiner Misserfolge nach wie vor unbeeindruckt. Die Gewissheiten, die ihm die Formulierung seines Weltbildes verschafft hatte, sowie sein Eigensinn liessen ihn alle Krisen ohne Andeutung einer Entmutigung oder resignativen Stimmung überstehen, und fast schien es, als lasse er die Entwicklung wiederum und nicht ohne Genugtuung ihrem äussersten dramatischen Punkt entgegenreiben. Wie unberührt von den fatalen Geschehnissen um ihn herum zeichnete er zu jener Zeit in seinem Skizzenbuch oder auf kleinen Briefkarten antikisierende Repräsentationsbauten, Triumphbögen, pompöse Kuppelhallen: eine Theaterkulisse von erhaben gebändigter Leere, die seinen ungebrochenen Weltherrschaftsplänen und seiner Jahrhundertervartung, allem Scheitern und aller Kläglichkeit seiner derzeitigen Umstände zum Trotz, anmassend Ausdruck gab.<sup>87</sup>

## Die Aufstellung zum Kampf

«Wollen wir einen Machtfaktor schaffen, dann brauchen wir Einheit, Autorität und Drill. Wir dürfen uns niemals leiten lassen von dem Gedanken, etwa ein Heer von Politikern zu schaffen, sondern ein Heer von Soldaten der neuen Weltanschauung.»

*Adolf Hitler, 1925*

Die Situation, der Hitler sich gegenüber sah, verlangte das nahezu Unmögliche. Die messianische Aura, die ihn nach seiner Rückkehr aus Landsberg getragen und seinen Herausforderungen, seinen Beleidigungen und Spaltungsmanövern das höhere Recht des Retters und Einigers verliehen hatte, war nach einem Jahr verflogen und die Partei offenkundig nicht in der Lage, ähnliche Belastungsproben noch einmal zu überstehen. Wollte er seine politischen Aussichten wahren, musste er die Fronde zerschlagen und gleichzeitig zu sich herüberziehen, die sozialistischen Tendenzen sowie das Katastrophenkonzept der Norddeutschen zurückweisen und die Einheit der Partei wiederherstellen, vor allem aber Gregor Strasser ausbooten, gewinnen und ausserdem mit der Münchener Kumpanei der Streicher, Esser und Amann versöhnen. Hitlers taktische Gewandtheit, seine im Nachhinein schwer entschlüsselbare Kunst der Menschenbehandlung, auch seine Magie sind selten überzeugender offenbar geworden.

Als Hebel diente ihm der Streit um die Enteignung der Fürstenhäuser. Denn der von den sozialistischen Parteien beantragte Volksentscheid hatte Gegensätze quer durch alle Fronten und politischen Zusammenhänge aufgetan und schien deshalb besonders geeignet, bestehende Gruppierungen zu zersprengen. Auch in

Hannover war die Frage leidenschaftlich diskutiert und eine Einigung nur durch Kompromissformeln erzielt worden. Nicht nur die Arbeiterschaft, sondern auch der Mittelstand, die kleinen Sparer und Vermögensinhaber, jener Urtypus des Parteigenossen, vermerkte mit spontaner Empörung, dass die Fürstenhäuser zurück-erhalten sollten, was sie selber unwiderruflich verloren hatten. Gleichzeitig aber war gerade ihm und seinem nationalen Empfinden der Gedanke unerträglich, mit den Marxisten ein Bündnis gegen die ehemaligen Landesherren einzugehen und mit der Enteignung das Unrecht der Revolution teilweise doch zu sanktionieren: Eine Kette von Streitigkeiten war die Folge.

Den taktischen Vorteil dieser Situation machte **Hitler** sich in einem raschen Entschluss zunutze. Für den 14. Februar 1926 rief er in Bamberg eine Führertagung der Gesamtpartei zusammen. Schon die Wahl der Stadt erfolgte nicht ohne Vorbedacht. Bamberg war eine der Hochburgen des ihm unbedingt ergebenen Julius Streicher, und erst wenige Wochen zuvor hatte **Hitler** die örtliche Parteigruppe durch seine Teilnahme an der Weihnachtsfeier ausgezeichnet. Überdies sorgte er dafür, dass die norddeutschen Gauleiter, die meist nur über unscheinbare lokale Organisationen verfügten, bei ihrer Ankunft durch Fahنشmuck, auffällige Plakate sowie die Ankündigung massierter Grossveranstaltungen beeindruckt und möglicherweise auch etwas entmutigt wurden. Darüber hinaus sicherte er sich und seinem Anhang durch die kurzfristige Einberufung sowie durch Manipulationen mit der Teilnehmerliste eine deutliche Mehrheit.<sup>88</sup> Mit einer nahezu fünfständigen Rede eröffnete er die den ganzen Tag dauernde Auseinandersetzung. Er nannte die Befürworter der Fürstenteignung verlogen, weil sie das Eigentum der jüdischen Bank- und Börsenfürsten verschonten; er beteuerte, die ehemaligen Landesherren sollten nichts erhalten, worauf sie keinen Anspruch hätten; doch dürfe ihnen auch nicht genommen werden, was ihnen gehöre: die Partei verteidige das Privateigentum und das Recht. Anschliessend ging er Punkt für Punkt, unter dem wachsenden Beifall seiner süddeutschen Anhänger, denen sich, allmählich und zögernd, der eine oder andere der Norddeutschen anschloss, mit dem Programm der Strassergruppe ins Gericht und hielt ihr das Parteiprogramm von 1920 entgegen:

dies sei «die Gründungsurkunde unserer Religion, unserer Weltanschauung. Daran zu rütteln, würde einen Verrat an jenen bedeuten, die im Glauben an unsere Idee gestorben sind.» Eine Tagebuchaufzeichnung von Goebbels spiegelt den Prozess der wachsenden Irritation unter den Frondeuren: «Ich bin wie geschlagen. Welch ein [Hitler](#)? Ein Reaktionär? Fabelhaft ungeschickt und unsicher. Russische Frage: vollkommen daneben. Italien und England naturgegebene Bundesgenossen. Grauenhaft! Unsere Aufgabe ist die Zertrümmerung des Bolschewismus. Bolschewismus ist jüdische Mache! Wir müssen Russland beerben! 180 Millionen!!! Fürstenabfindung! ... Grauensvoll! Programm genügt. Zufrieden damit. Feder nickt. Ley nickt. Streicher nickt. Esser nickt. Es tut mir in der Seele weh, wenn ich Dich in der Gesellschaft seh!!! Kurze Diskussion. Strasser spricht. Stockend, zitternd, ungeschickt, der gute, ehrliche Strasser, ach Gott, wie wenig sind wir diesen Schweinen da unten gewachsen! ... Ich kann kein Wort sagen! Ich bin wie vor den Kopf geschlagen.»<sup>89</sup>

Zwar gelang es [Hitler](#) nicht, die Gegenseite zum Widerruf zu zwingen. Strasser beharrte vielmehr darauf, den Antibolschewismus instinktos zu nennen und als Musterfall für die Verwirrkunst des kapitalistischen Systems zu bezeichnen, dem es gelungen sei, die nationalen Kräfte seinen Ausbeuterinteressen dienstbar zu machen. Aber die Niederlage war doch vollständig. Otto Strasser hat später, um ihren schmählichen Charakter zu rechtfertigen, darauf verwiesen, dass [Hitler](#) arglistigerweise die Tagung an einem Werktag einberufen habe, um die unbesoldeten norddeutschen Gauleiter, die neben dem Parteiamt einem Beruf nachgingen, fernzuhalten, und nur Gregor Strasser und Goebbels seien in Bamberg gewesen; aber der 14. Februar war ein Sonntag, und die Strasser-runde mit fast allen namhaften Wortführern zur Stelle: mit Heinrich Lohse aus Schleswig-Holstein, Theodor Vahlen aus Pommern, Rust aus Hannover, Klant aus Hamburg. Keiner jedoch erhob sich, um die Idee des linken Nationalsozialismus zu verteidigen, verlegen sahen sie auf Joseph Goebbels, das rhetorische Naturtalent in ihren Reihen, und fühlten sich, nicht anders als er, wie vor den Kopf geschlagen. Und wie Goebbels von der suggestiven Gewalt [Hitlers](#), von seinem glanzvoll arrangierten Auftritt, seiner Wagen-



kolonne, dem Apparat und materiellen Aufwand der Münchener bis zum Verstummen beeindruckt war, so erlag auch Gregor Strasser, für den Augenblick zumindest, dem Geschick und der Verführungsmacht **Hitlers**. Als die Angriffe auf den «Verräterkonzern»<sup>90</sup> zum Höhepunkt kamen, trat **Hitler** unvermittelt und demonstrativ zu ihm hin, um ihm den Arm um die Schultern zu legen, und wenn die Geste auch Strasser selber nicht bekehrte, so verfehlte sie doch ihren Eindruck auf die Versammelten nicht und zwang Strasser zu einer versöhnlichen Reaktion: die Arbeitsgemeinschaft der nord- und westdeutschen Gauleiter wurde praktisch aufgelöst, ihr Programmwurf nicht einmal zur Diskussion zugelassen und die Fürstenenteignung abgelehnt. Drei Wochen später, am 5. März, ersuchte Gregor Strasser in hektographierten Schreiben seine Genossen dringend, den Programmwurf zurückzusenden: «aus ganz bestimmten Gründen», wie er schrieb, und weil er sich «Herrn **Hitler** gegenüber verpflichtet habe, die restlose Hereinholung des Entwurfs zu veranlassen»<sup>91</sup>.

Man kann davon ausgehen, dass **Hitlers** energischer Widerspruch nicht so sehr gegen das linke Programm als vielmehr gegen die linke Mentalität des Strasseranhangs gerichtet war. Jedenfalls hat er die Vorzeichen einer Idee nicht höher eingeschätzt als diese selber und früher wie später beliebig sozialistische Vorstellungen übernommen oder doch dekorativ verwendet; nicht ohne Grund konnte Goebbels noch kurz vor der Bamberger Tagung hoffen, «**Hitler** auf unser Terrain (zu) locken»<sup>92</sup>. Was er jedoch als eine Absurdität und tödliche Gefahr für die Bewegung betrachtete, war der diskutierende, problemverstrickte, von intellektuellen Rechenschaftsbedürfnissen und Zweifeln bewegte Nationalsozialist, wie er sich im Umkreis der Gebrüder Strasser entwickelte. In ihm fürchtete er die Wiederkehr jenes sektiererischen Typus, dessen zersetzende Kraft die völkische Bewegung zugrunde gerichtet hatte, und in seiner bezeichnenden Neigung zu extremen Positionen setzte er kurzerhand allen Ideenstreit dem Sektierertum gleich. So sehr **Hitler** persönliche Konflikte unter seinen Gefolgsleuten schätzte und zuzeiten sogar förderte, so zuwider waren ihm programmatische Meinungsverschiedenheiten, die, wie er meinte, lediglich Energien verbrauchten und die Stosskraft nach aussen her-

absetzen. Eines der Erfolgsgeheimnisse des Christentums, so pflegte er zu sagen, liege in der Unabänderlichkeit seiner Dogmen, und Hitlers «katholisches» Temperament wird selten greifbarer als in seinem Vertrauen auf den Halt starrer, unwandelbarer Formeln. Es komme einzig auf einen politischen Glauben an, «um den die ganze Welt sich im Kreise dreht», äusserte er gelegentlich, ein Programm könne «noch so blödsinnig sein, in der Festigkeit, in der es vertreten wird, liegt die Ursache zum Geglautwerden». Schon wenige Wochen später hat er denn auch eine Gelegenheit geschaffen und genutzt, das alte Parteiprogramm, allen erkennbaren Schwächen zum Trotz, für «unabänderlich» zu erklären. Gerade die überholten, altertümlichen Züge verwandelten es aus einem Gegenstand der Diskussion in einen der Verehrung, es sollte nicht Fragen beantworten, sondern Energien übermitteln; Verdeutlichung hiess, wie Hitler meinte, nur Zersplitterung. Dass er mit strikter Konsequenz auf der Identität von Führer und Idee bestand, entsprach überdies dem Prinzip des unfehlbaren Führers, dem des unabänderlichen Programms. «Blinder Glaube stürzt Berge um», formulierte Hitler, während einer seiner Getreuen knapp versicherte: «Unser Programm lautet mit zwei Worten: ‘Adolf Hitler’.»<sup>93</sup>

Die Bamberger Tagung und die anschliessende Demütigung Gregor Strassers bedeuteten nahezu schon das Ende des linken Nationalsozialismus, und allem lautstarken, insbesondere von Otto Strasser entfachten publizistischen Tumult zuwider war er künftig nur noch eine störende Theorie, keine ernsthafte politische Alternative mehr. Der «Sozialismus» wurde durch die Parolen eines apolitischen Patriotismus ersetzt, und bezeichnenderweise machte in der Agitation der Partei die Figur des «Schieberkapitalisten» mehr und mehr dem «Ausverkäufer nationaler Interessen» wie Gustav Stresemann oder anderen Regierungsvertretern Platz. Damit zugleich hat das Treffen aber auch die endgültige Wendung der NSDAP zur reglementierten Führerpartei eingeleitet. Es gab von nun an, bis ans Ende, keine ideologischen Richtungskämpfe mehr, sondern nur noch den Kampf um Posten und Gunsterweise: «Die Assimilationskraft unserer Bewegung ist eine ungeheure», stellte Hitler befriedigt fest. Zugleich verzichtete der Nationalsozialismus

darauf, die Ordnung der Republik mit einem eigenen gesellschaftlichen Entwurf herauszufordern; statt einer Idee setzte er ihr eine einsatzwillige, disziplinierte, vom Charisma des «Führers» dumpf beglückte Kampfgemeinschaft entgegen: die «primitive Kraft der Einseitigkeit», die «gerade unseren Höherstehenden so viel Grauen abnötigt», wie [Hitler](#) erklärte, ehe er in einem nicht ganz gelungenen Bilde die «Mannesfaust» beschwor, «die weiss, man kann Gift nur durch Gegengift brechen ... Entscheiden muss der härtere Schädel, die grösste Entschlossenheit und der grössere Idealismus.» Und an anderer Stelle versicherte er; «Ein solcher Kampf wird nicht ausgefochten durch 'geistige' Waffen, sondern durch den Fanatismus.»<sup>94</sup>

Es war dieser rücksichtslos instrumentale Charakter, der die NSDAP alsbald von allen anderen Parteien und politischen Kampf- bewegungen unterschieden und ihr selbst gegenüber den gefügigen Kadern der Kommunisten, in deren Reihen sich doch immer wieder Elemente von Abweichung, Skepsis und intellektueller Verweigerung zeigten, einen unverkennbaren disziplinären Vorsprung gesichert hat. Mit der eigentümlich widerstandslosen Selbstauflösung der Fronde schien ein breiter Unterwerfungswille zu erwachen, und gerade zahlreiche Anhänger Strassers setzten nun ihren Ehrgeiz daran, die «Bewegung zu einem handlichen, tadellos arbeitenden Werkzeug in der Hand des Führers» zu machen.<sup>95</sup> Selbst seinen höchsten Führungsstufen gegenüber hat [Hitler](#) fortan die absolute Befehlsstruktur mit knallender Reitpeitsche zur Geltung gebracht und ihnen nicht einmal sachlich belanglose Entscheidungen zugestanden. Als «Prototyp eines guten Nationalsozialisten» galt nunmehr, wer «sich für seinen Führer jederzeit totschiessen lässt», während die Generalmitgliederversammlungen den statutenmässig eingebrachten Vorschlag, [Hitler](#) zum ersten Vorsitzenden zu wählen, künftig nur noch als formale Farce mit Heiterkeit entgegennahmen.<sup>96</sup> In der Tat zählte, wie Göring später versichert hat, neben der überwältigenden Autorität des «Führers» keiner «mehr als der Stein, auf dem er steht». [Hitler](#) selber begründete seinen absoluten Führungsanspruch historisch: «Man wirft uns vor, wir treiben Personenkult», äusserte er auf einer Mitgliederversammlung im März 1926; «das ist nicht wahr.

In allen grossen Zeiten tritt in der Geschichte immer nur eine Person in einer jeden Bewegung hervor; und nicht eine Bewegung, nur Personen werden in der Geschichte genannt.»

Den Erfolg von Bamberg verband [Hitler](#), entgegen seiner üblichen Neigung zum exzessiven Triumph, mit entgegenkommenden Gesten. Als Gregor Strasser einen Autounfall erlitt, erschien er «mit einem Riesenblumenstrauss» an dessen Krankenbett und war, einem Brief des Patienten zufolge, «sehr nett». Auch Goebbels, der in der Münchener Parteileitung als einer der Wortführer des Strasserkreises den schlechtesten Ruf hatte, sah sich unvermittelt von ihm umworben und als Hauptredner zu einer Veranstaltung im Münchener Bürgerbräu eingeladen, an deren Ende [Hitler](#) ihn überwältigt und mit Tränen in den Augen umarmte: «Er ist beschämend gut zu uns», notierte Goebbels bewegt.<sup>97</sup> Gleichzeitig begann [Hitler](#) jedoch, seine neugewonnene Autorität ein für allemal institutionell abzusichern.

Eine Generalmitgliederversammlung am 22. Mai 1926 in München gab der NSDAP eine neue Satzung, die ganz unverhüllt auf ihn persönlich zugeschnitten war. Träger der Partei war danach der Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterverein in München, seine Leitung bildete zugleich die Reichsleitung. Der Erste Vorsitzende wurde zwar, um dem Vereinsgesetz zu entsprechen, gewählt, doch [Hitlers](#) Hausmacht, die wenigen tausend Mitglieder der Münchener Ortsgruppe, stellten das Wahlgremium für die Gesamtpartei, die damit völlig entmündigt war. Da ebenfalls nur die Münchener Gruppe nach einem überdies höchst umständlich geregelten Verfahren das Recht besass, den Ersten Vorsitzenden zur Rechenschaft zu ziehen, war dessen unbeschränkte, unkontrollierte Herrschaft über die Partei gesichert. Es gab keine Majoritätsbeschlüsse, die für ihn bindend waren. Auch die Gauleiter wurden, um die Bildung selbst machtloser Fraktionen zu verhindern, künftig nicht mehr von den lokalen Parteiversammlungen gewählt, sondern vom Ersten Vorsitzenden ernannt, desgleichen die Vorsitzenden der Ausschüsse. Um dieses System von Machtsicherungen noch einmal abzusichern, wurde überdies ein Untersuchungs- und Schlichtungsausschuss (USCHLA) geschaffen, eine Art Parteigericht, dessen eigentliche Bedeutung in dem Recht zum Ausschluss einzelner

oder auch ganzer Ortsgruppen aus der NSDAP bestand. Als sein erster Vorsitzender, der ehemalige Generalleutnant Heinemann, den Ausschuss als Instrument zur Bekämpfung innerparteilicher Korruption und Unmoral missverstand, ersetzte **Hitler** ihn durch den fügsamen Major Walter Buch, zu Beisitzern ernannte er den dienstbaren Ulrich Graf sowie den jungen Rechtsanwalt Hans Frank.

Sechs Wochen später, in den ersten Julitagen, feierte **Hitler** in Weimar seinen Sieg auf einem Parteitag, der die Entwicklungen und Tendenzen der neuen Ära deutlich zum Vorschein brachte. Alle kritischen oder, wie **Hitler** verächtlich meinte, «geistreichen» Regungen, alle «ungegorenen und unsicheren Ideen» waren unterdrückt und erstmals die spätere Parteitagspraxis angewandt, nur solche Anträge zuzulassen, die «die Unterschrift des Ersten Vorsitzenden erhalten haben». Statt einer debattierenden, in programmatische Meinungsverschiedenheiten und «Stänkereien» verstrickten Partei sollte der Öffentlichkeit das Bild «einer auf das Äusserste zusammengeschweissten und in sich vergossenen Führung» vermittelt werden, die Vorsitzenden der einzelnen Sondertagungen hätten sich, wie **Hitler** in den «Grundsätzlichen Richtlinien» bestimmte, «als Führer zu fühlen und nicht als Vollzugsorgan von Abstimmungsergebnissen»; überhaupt seien Abstimmungen untersagt und «uferlose Diskussionen zu ersticken», sie förderten nur den Irrtum, politische Fragen «von den Sitzplätzen eines Vereinstages aus lösen zu können». Schliesslich wurde auch die Redezeit im Plenum strikt begrenzt, damit nicht «das gesamte Programm durch einen einzelnen Herrn vernichtet» werden kann.<sup>98</sup> Es schien nicht ohne tiefere Bedeutung, dass **Hitler** nach der Veranstaltung im Nationaltheater, als er vom offenen Wagen aus, in Windjacke mit Ledergürtel und Gamaschenhosen, den Vorbeimarsch von 5'000 Anhängern abnahm, erstmals mit dem ausgestreckten Arm der italienischen Faschisten grüsste. Und obwohl Goebbels angesichts der uniformierten SA-Kolonnen jubelnd das Dritte Reich heraufziehen und Deutschland erwachen sah, hat die Unterdrückung aller Spontaneität dem Parteitag, nach dem Urteil zeitgenössischer Beobachter, einen eher matten Anstrich gegeben, zumal die Fertigkeit, ideologische Armut und Meinungsöde durch

blendendes Kundgebungsgloria zu überdecken, noch nicht zur Höhe späterer Jahre entwickelt war. Zwar fanden sich unter den Ehrengästen der Stahlhelm-Führer Theodor Duesterberg sowie der Kaisersohn Prinz August Wilhelm, der bald darauf zur SA übertrat; auch entschlossen sich einige völkische Gruppen, beeindruckt von der Einigkeit und Kraft der Partei, ihre Unabhängigkeit aufzugeben und sich der NSDAP anzuschliessen; doch zugleich wurde in Weimar, aus dem Munde Gregor Strassers, die Formel vom «toten Nationalsozialismus» geprägt.

Als letztes Element der Unruhe und rebellischen Energie verblieb die SA, in deren Reihen die radikalen Parolen der Strasserrunde ein besonders nachhaltiges Echo gefunden hatten. Hitler liess daher nach dem Abgang Röhm's über ein Jahr verstreichen, ehe er im Herbst 1926 den ehemaligen Hauptmann Franz Pfeffer v. Salomon, der in verschiedene Freikorps- und Femeaktivitäten verwickelt und zuletzt Gauleiter von Westfalen gewesen war, zum Obersten Führer der neuen SA (OSAF) bestellte. Mit ihm versuchte er das traditionelle Rollenproblem der SA zu lösen und die Grundsätze einer Organisation zu entwickeln, die weder militärischer Hilfsverband noch Geheimbund oder Prügelgarde lokaler Parteiführer sein, sondern in der Hand der Zentrale zu einem straff gelenkten Instrument der Propaganda und des Massenterrors werden sollte: die Umsetzung der nationalsozialistischen Idee in fanatische, reine Kampfkraft. Um den Abschied von allen halb-militärischen Sonderaufgaben und die endgültige Eingliederung der SA in die Partei zu demonstrieren, übergab er den neuen Einheiten im Nationaltheater zu Weimar «mit Treuverspruch» und mystischem Zeremoniell die von ihm entworfenen Standarten. «Die Ausbildung der SA», so formulierte er in einem Schreiben an v. Pfeffer, «hat nicht nach militärischen Gesichtspunkten, sondern nach parteizweckmässigen zu erfolgen.» Die einstigen Wehrverbände wären zwar mächtig, aber ohne Idee gewesen und seien deshalb gescheitert; die Geheimorganisationen und Attentatszirkel wiederum hätten nie begriffen, dass der Feind anonym in den Köpfen und den Seelen wirke und nicht mit einzelnen seiner Wortführer auszurotten sei: der Kampf müsse daher «aus der Atmosphäre kleiner Rache- und Verschwörungsak-

tionen herausgehoben (werden) zur Grösse eines weltanschaulichen Vernichtungskrieges gegen den Marxismus, seine Gebilde und Drahtzieher ... Nicht in geheimen Konventikeln soll gearbeitet werden, sondern in gewaltigen Massenaufzügen, und nicht durch Dolch und Gift oder Pistole kann der Bewegung die Bahn freigemacht werden, sondern durch die Eroberung der Strasse.»<sup>99</sup>

In einer Folge von sogenannten SA-Befehlen und Grundsätzlichen Anordnungen hat v. Pfeffer im Laufe der Zeit Eigenart und Wirkungsmöglichkeiten der SA weiter differenziert und dabei einen eigentümlichen Sinn für die massenpsychologische Wirksamkeit strenger, exerziermässiger Mechanik entwickelt. In seinen Veranstaltungsbefehlen empfand er sich als Führer wie als Regisseur, der jeden Auftritt, jede Marschbewegung, jedes Armaufheben oder Heilrufen geregelt und die Wirkungen seiner Massenszenen sorgsam kalkuliert hat. Nicht selten besaßen seine Verlautbarungen den Charakter psychotechnischer Belehrungen: «Die einzige Form», so erklärte er, «in der sich die SA an die Öffentlichkeit wendet, ist das geschlossene Auftreten. Das ist zugleich eine der stärksten Propagandaformen. Der Anblick einer starken Zahl innerlich und äusserlich gleichmässiger, disziplinierter Männer, deren restloser Kampfwille unzweideutig zu sehen oder zu ahnen ist, macht auf jeden Deutschen den tiefsten Eindruck und spricht zu seinem Herzen eine überzeugendere und mitreissendere Sprache, als Schrift und Rede und Logik je vermag. Ruhiges Gefasstsein und Selbstverständlichkeit unterstreicht den Eindruck der Kraft – der Kraft der marschierenden Kolonnen.»

Doch der Versuch, die SA zu einem waffenlosen Heerhaufen der Propaganda umzuformen und ihr zwar den schaustellerischen Attraktionswert, nicht aber das anspruchsvolle Sonderbewusstsein des Militärs zu gestatten, blieb im Ganzen erfolglos. Trotz aller entgegenwirkenden Bemühungen ist es [Hitler](#) nur in beschränktem Umfang gelungen, sie zum gehorsamen Werkzeug seiner politischen Zwecke zu machen. Die Ursachen dafür waren nicht nur die unideologische Landsknechtsgesinnung dieser Dauersoldaten, sondern auch die Tradition eines Landes, das der militärischen Instanz gegenüber der politischen stets eine besondere Kompetenz eingeräumt hatte. Die Umerziehungsparolen Pfeffers haben nie

verwischen können, dass die SA sich als die «Kämpfende Bewegung» der Politischen Organisation (PO) als ihrem lediglich redenden Teil geradezu moralisch überlegen empfand und bezeichnerweise weiterhin, nicht ohne offene Verachtung, von der P-Null zu sprechen pflegte. Ganz in diesem Sinne sah sie sich auch als «die Krönung unserer Organisation» herausgestrichen: «Den SA-Mann machen sie uns nicht nach», hiess es mit geringschätzigem Blick auf die sogenannten Parlamentsparteien.<sup>100</sup> Allerdings sahen diese sich auch nicht den anhaltenden Schwierigkeiten gegenüber, die sich für die NSDAP aus der Existenz einer Parteiarmee ergaben und zuletzt aus dem Dilemma rührten, den komplexerfüllten Offizieren und Soldaten des Weltkrieges den heiklen Balanceakt eines unterwürfigen, eigentümlich mürben Herrenmenschentums abzuverlangen, dem erst die folgende Generation gewachsen war. Bald kam es denn auch zu den ersten Konflikten mit v. Pfeffer, der sich so widerspenstig wie Röhm erwies, dabei unabhängiger war, kälter und nicht wie sein Vorgänger durch Sentiments geschwächt; dieser «schlappe Österreicher» imponiere ihm nicht, erklärte der preussische Geheimratssohn.<sup>101</sup>

Besonders aufsässig gebärdete sich die Berliner SA, deren Unterorganisationen ihre eigene, von kriminellen Neigungen und Ganoventallüren geprägte Politik betrieben, ohne dass der Gauleiter Dr. Schlange sich dagegen durchsetzen konnte. Der Streit zwischen den Berliner Führern der Politischen Organisation und der SA führte gelegentlich zum Austausch von Ohrfeigen, doch stand dieser Lärm in einigem Gegensatz zur Bedeutung der Berliner NSDAP. Sie hatte nicht einmal tausend Mitglieder und begann gerade erst Beachtung zu finden, da die Gebrüder Strasser im Frühsommer angefangen hatten, ihr Zeitungsunternehmen in der Stadt aufzubauen. «Die innerparteiliche Lage in diesem Monat», hiess es in einem Situationsbericht vom Oktober 1926, «ist keine gute gewesen. Es haben sich in unserem Gau Zustände herausgebildet, die sich diesmal derartig zuspitzten, dass mit einer vollständigen Zerrüttung der Berliner Organisation gerechnet wurde. Es ist die Tragik des Gaues gewesen, dass er nie einen richtigen Führer besessen hatte.»<sup>102</sup>



Noch im gleichen Monat machte Hitler den unhaltbar gewordenen Zuständen ein Ende, und sein ganzes taktisches Raffinement wurde in der Art erkennbar, wie er den Wirrwarr benutzte, um gleichzeitig die lokale Parteiorganisation der Zuständigkeit Gregor Strassers zu entziehen sowie dessen fähigsten Gefolgsmann zu korrumpieren und auf seine Seite zu ziehen: Er ernannte Joseph Goebbels zum neuen Gauleiter der Reichshauptstadt. Schon im Juli hatte der ehrgeizige Frondeur unter dem Eindruck der grosszügigen Einladung nach München und Berchtesgaden die lebhaftesten Zweifel an seinen linksradikalen Überzeugungen bekommen und den verlästerten Hitler in seinem Tagebuch lapidar «ein Genie» genannt, «das selbstverständlich schaffende Instrument eines göttlichen Schicksals», und schliesslich bekannt: «Ich stehe vor ihm erschüttert. So ist er: wie ein Kind, lieb, gut barmherzig. Wie eine Katze, listig, klug und gewandt, wie ein Löwe, brüllend-gross und gigantisch. Ein Kerl, ein Mann... Er verhätschelt mich wie ein Kind. Der gütige Freund und Meister!»<sup>103</sup> Der Überschwang verbarg nicht ohne Mühe die Skrupel, die der flinke Opportunist zunächst angesichts seiner Abkehr von Strasser empfand, über den es nunmehr an gleicher Stelle hiess: «Er kommt doch wohl zuletzt mit dem Verstand nicht mit. Mit dem Herzen immer. Ich liebe ihn manchmal sehr.» Hitler sorgte nun dafür, dass die Entfremdung rasch voranschritt.

Denn er erteilte Goebbels bei der Übernahme des Amtes besondere Vollmachten, die nicht nur die Position des neuen Gauleiters stärken, sondern zugleich auch Reibungsflächen mit Strasser schaffen sollten. Ausdrücklich unterstellte er Goebbels die SA, die überall sonst ihre Unabhängigkeit gegenüber den Gauleitern eifersüchtig verteidigte. Um Strasser zu besänftigen oder doch die Energie seines Widerspruchs zu lähmen, beförderte er ihn zum Reichspropagandaleiter der Partei, nahm jedoch Goebbels, um den Konflikt unausweichlich und dauerhaft zu machen, sogleich wieder aus der Zuständigkeit Strassers heraus. Die Freunde und Mitstreiter von einst haben dem neuen Berliner Gauleiter daraufhin schimpflichen Verrat vorgeworfen – doch haben seinen Verrat über kurz oder lang alle die Frondeure eines linken Nationalsozialismus begangen, sofern sie nicht stattdessen, wie die Gebrüder Strasser, die Kaltstellung und später die Flucht oder auch den Tod wählten.

Mit Goebbels als Berliner Gauleiter begann die schon zerrüttete Macht der Linken im norddeutschen Raum sichtbar zu zerfallen. Ahnungslos hatte Strasser die Berufung seines vermeintlichen Mitstreiters gegen den Widerstand Münchener Parteichargen wie Hess und Rosenberg noch gefördert, doch schien Goebbels die geheimen Intentionen [Hitlers](#) schärfer zu erfassen. Jedenfalls ging er schon bald zum offenen Kampf nicht nur gegen die Kommunisten, sondern auch gegen seine Kumpane von gestern über, inszenierte Schlägereien, eröffnete mit dem frechen Boulevardblatt 'Der Angriff' eine Konkurrenzzeitung gegen die Gebrüder Strasser und liess sogar verbreiten, sie stammten von Juden ab und seien vom Grosskapital gekauft. «A saublöder Oberrarr» sei er gewesen, klagte Gregor später im Blick auf Goebbels.<sup>104</sup> Kaltblütig, frivol, ein Meister der rabulistischen wie der sentimentaln Beweisführung, leitete er eine neue Ära der politischen Demagogie ein, deren moderne Möglichkeiten er wie kein anderer erkannte und ausschöpfte. Um die namenlose Berliner Parteiorganisation ins Gerede zu bringen, stellte er einen wüsten Knüppelhaufen zusammen und veranstaltete unentwegt Saalschlachten, Krawalle, Schiesereien, die, wie ein Polizeibericht vom März 1927 nach einer blutigen Schlacht mit Kommunisten auf dem Bahnhof Lichterfelde-Ost meldete, «alles bisher Dagewesene in den Schatten» stellten.<sup>105</sup> Zwar riskierte er auf diese Weise ein tatsächlich bald erteiltes Verbot der NSDAP in Berlin, doch verschaffte er seinem Anhang zugleich Märtyrerbewusstsein und Verschworenheitsgefühle. Aus der Zone der Bedeutungslosigkeit kam die Berliner Organisation jedenfalls bald heraus, und im Laufe der Zeit gelangen ihr sogar beträchtliche Einbrüche in die massiven Fronten des sogenannten «roten Berlin».

Gleichzeitig mit diesen expansiven Bestrebungen nutzte [Hitler](#) die Zeit für den allmählichen, nunmehr aber konsequent vorangetriebenen Ausbau der Parteiorganisation im Innern. Er zielte auf eine geschlossene, zentrale Kommandostruktur unter der charismatisch beglaubigten Erscheinung des einzigartigen Führers. Im hierarchischen Instanzenzug, im strikten Befehls- und Anordnungston aller Verlautbarungen der Spitze sowie in der zunehmenden Uniformie-

zung kam der paramilitärische Charakter einer Partei zum Ausdruck, deren Führungsgarnitur vom Kriegserlebnis geprägt war und der Goebbels gelegentlich die Aufgabe gestellt hatte, «im entscheidenden Augenblick in allen Gliedern dem leisesten Druck» zu gehorchen.<sup>106</sup> Die Beschränkungen und behördlichen Kontrollen, denen die Partei ausgesetzt war, haben diese Absichten noch gefördert, wie denn überhaupt das Bewusstsein der Anfeindungen von aussen sowohl der Straffung des Apparats wie der totalen Führerschaft **Hitlers** entscheidend vorgearbeitet hat. Müheless erweiterte die Münchener Zentrale ihren Einfluss bis in die untersten Instanzen. Und wie **Hitler** alsbald die in den ersten Auflagen von «Mein Kampf» noch zugestandenen, geringfügigen demokratischen Elemente beseitigt und die «germanische Demokratie» durch den «Grundsatz der unbedingten Führerautorität» ersetzt hatte, so warnte er jetzt auch vor «zu vielen Mitgliederversammlungen in den Ortsgruppen», die «nur die Quelle von Streitigkeiten» bildeten.<sup>107</sup>

Neben der Parteiorganisation entstand eine durchgebildete, in zahlreiche Ressorts gegliederte Bürokratie, die der NSDAP rasch den einstigen, selbst in der stürmischen Aufstiegsphase der Putschpartei bewahrten provinziellen Vereinscharakter nahm. Obwohl **Hitler** im persönlichen Verhalten wie im Arbeitsstil eher den Typus des desorganisierten Menschen darstellte, war er überaus stolz auf das dreifache Registratursystem für Mitglieder und verfiel geradezu in schwärmerische Töne, wenn er vom Erwerb neuer Büromittel, neuer Karteien und Ordner berichtete. An die Stelle der primitiven Feldwebelbürokratie der frühen Jahre trat ein ausgedehntes Netz immer neuer Ämter und Unterabteilungen, allein im Verlauf des Jahres 1926 wurden die Räume der Münchener Zentrale dreimal beträchtlich erweitert. Zwar war der Apparat der NSDAP, der bald sogar die legendäre Parteiorganisation der SPD übertraf, für die geringe, nur langsam wachsende Mitgliederzahl unangemessen gross, zumal **Hitler** selber bedacht war, die Partei als einen kleinen und harten Kern geschulter Propaganda- und Gewaltspezialisten aufzubauen: Immer wieder betonte er, dass eine Organisation von zehn Millionen zwangsläufig friedfertig sei und nicht aus sich selber, sondern nur durch fanatische Minoritäten in

Bewegung versetzt werden könne.<sup>108</sup> Von den 55'000 Mitgliedern des Jahres 1923 hatte die NSDAP denn auch Ende 1925 erst knapp die Hälfte zurückgewonnen, zwei Jahre später waren es annähernd 100'000 Mitglieder. Aber das aufgebläht wirkende System bot **Hitler** nicht nur einen weitgespannten Rahmen für den nach wie vor mit unbedingter Zuversicht erwarteten Durchbruch zur Massenpartei, sondern verschaffte ihm zugleich vielfältige Möglichkeiten der Patronage und Aufteilung fremder Macht, durch die er die eigene ausdehnte und absicherte.

In die gleiche Zeit fallen auch die Ansätze zur Bildung eines Schattenstaates, die energisch vorangetrieben und ständig ausgebaut wurden. Bereits in «Mein Kampf» hatte **Hitler** als Voraussetzung für die geplante Umwälzung eine Bewegung gefordert, die nicht nur «in sich selbst schon den kommenden Staat trägt», sondern «ihm auch bereits den vollendeten Körper ihres eigenen Staates zur Verfügung stellen kann». In diesem Sinne dienten die innerparteilichen Ämter auch dazu, den Institutionen des «Weimarer Unstaates» im Namen des wahren, angeblich unvertretenen Volkes Kompetenz und Legitimation zu bestreiten. Der ministerialen Bürokratie entsprechend entstanden die Ressorts des Schattenstaates, zum Beispiel das Aussenpolitische, das Rechtspolitische oder Wehrpolitische Amt der NSDAP; andere Ämter beschäftigten sich mit den Vorzugsthemen nationalsozialistischer Politik, der Volksgesundheit und Rasse, der Propaganda, der Siedlung oder der Agrarpolitik, und bereiteten den neuen Staat in teilweise kühn dilettierenden Entwürfen und Gesetzesplänen vor. Im Nationalsozialistischen Ärzte-, Rechtswahrer-, Studenten-, Lehrer- oder Beamtenbund entstanden seit 1926 weitere Hilfsorganisationen der Partei, selbst der Gartenbau und die Geflügelwirtschaft hatten in diesem Geflecht der Ämter und Gliederungen ihren Platz. Nachdem 1927 die Bildung einer Frauen-SA kurz erwogen, doch dann verworfen worden war, kam es im Jahr darauf zur Gründung des «Roten Hakenkreuzes» (der späteren NS-Frauenschaft), das die wachsenden Mengen überschwenglich politisierter Frauen auffangen und ihnen gleichzeitig in der nach wie vor homoerotisch geprägten Männerpartei einen auf praktische Barmherzigkeit beschränkten Winkel zuweisen sollte. Und wenn es sich auch nicht

verhielt, wie Goebbels in einer geheimen Erklärung aus dem Jahre 1940 versichert hat: dass der Nationalsozialismus, als er 1933 zur Macht gelangte, «seine Organisation, seinen Staat zu übertragen» hatte und «ein Staat im Staate gewesen» ist, der «alles vorbereitet und alles bedacht» hatte, so ist doch richtig, dass die NSDAP ihren Anspruch auf die Macht wirksamer und herausfordernder begründet hat als irgendeine andere Partei.<sup>109</sup> Reichs- und Gauleiter traten lange vor 1933 mit dem Gebaren von Ministern auf, die SA usurpierte bei öffentlichen Veranstaltungen kurzerhand polizeiliche Aufgaben, und nicht selten liess Hitler sich als Führer des «oppositionellen Staates»<sup>110</sup> auf internationalen Konferenzen durch einen eigenen Beobachter vertreten. Die gleiche polemische Idee lag auch der ausgiebig verwendeten parteieigenen Symbolik zugrunde: Das Hakenkreuz wurde zusehends als das Hoheitszeichen des wahren, ehrbewussten Deutschland ausgegeben, mit dem Horst-Wessel-Lied die Hymne des Schattenstaates geschaffen, während Brauhemd, Orden und Abzeichen ebenso wie die Gedenktage der Partei ein dem Staate unversöhnlich entgegengesetztes Zugehörigkeitsgefühl erzeugten.

Aller bürokratischen Manie zum Trotz, die der Nationalsozialismus in jenen Jahren entwickelt und später in labyrinthischen Zuständigkeitsystemen befriedigt hat, war sein Führungsstil jedoch von stark subjektiven Elementen durchsetzt. Sie überspielten immer wieder die sachliche Bindung an Normen und Kompetenzen, deren Verlässlichkeit im Ernstfall nicht weit reichte. Und wie eine Stellung innerhalb der Parteihierarchie weniger durch den Rang als durch die Zeichen der Gunst bestimmt war, die ihr Inhaber genoss, so waren alle Normen dem Gutdünken offen und das Gesetz der Laune anheimgegeben. Weit darüber stand der ungebundene, seinen impulsiven Eingebungen folgende «Wille des Führers» als die höchste und unanfechtbare Verfassungstatsache. Er bestellte und verabschiedete die Unterführer und Angestellten der Partei, setzte Kandidaturen oder Wahllisten fest, regelte ihre Einkünfte und kontrollierte selbst ihre privaten Verhältnisse: das Führerprinzip kannte dem Grundsatz nach keine Schranke. Als der Hamburger Gauleiter Albert Krebs Anfang 1928 nach einer Auseinandersetzung innerhalb des Gaues seinen Rücktritt erklärte, lehnte Hit-

ler das Ersuchen zunächst ab und demonstrierte sodann der Partei mit Hilfe eines protokollarischen Verfahrens von grossartiger Umständlichkeit, dass nicht das Vertrauen der Mitglieder, sondern das Vertrauen des Führers Machtstellungen gewähre oder entziehe; er allein lobte das Verdienst, tadelte das Versagen, schlichtete, dankte, verzieh. Dann sprach er den Rücktritt aus.<sup>111</sup>

Die immer dominierender hervortretende Person **Hitlers** prägte und bestimmte durch solche Mittel zunehmend die Strukturen: Selbst der Apparat spiegelte charakteristische Züge seiner Biographie. Schon die exzessive bürokratische Leidenschaft in den weitläufigen und vertrackt gestaffelten Ämtern sowie der Kult mit Titeln und nichtssagenden Zuständigkeiten verriet das ununterdrückbare Erbe des k. k. Beamtensohnes; in ähnlicher Weise deutete die Vorherrschaft des subjektiv willkürlichen Elements auf die Herkunft **Hitlers** aus dem Untergrund gesetz- und bindungsloser Wehrverbände; auch die alten megalomanen Neigungen machten sich in den masslos übertriebenen Grössenordnungen erkennbar, nicht anders als die hochstaplerische Repräsentationslust, die noch den Institutionen von kümmerlichstem Gewicht prunkende Bezeichnungen verlieh.

Die Idee des Schattenstaates wie die Errichtung einer überdimensionalen Parteibürokratie waren darüber hinaus freilich zugleich ungeduldige Vorgriffe auf die Zukunft, Versuche vorweggenommener Realität. Nebenher lief eine unermüdliche Versammlungstätigkeit, allein im Jahre 1925 waren es nach einer von **Hitler** vorgelegten Bilanz fast 2'400 Kundgebungen; doch die Öffentlichkeit zeigte ein nur mühsames Interesse daran, und aller Lärm, all diese erbitterten Schlägereien und Kämpfe um eine Schlagzeile, brachten der Partei nur geringe Erfolge. Mitunter schien selbst **Hitler** in jenen Jahren der sich festigenden Republik, als die NSDAP nach einem Wort von Goebbels nicht einmal den Hass ihrer Gegner besass, am Erfolg zu zweifeln. Dann flüchtete er aus der Wirklichkeit in seine atemberaubenden Perspektiven und verlegte seine Gewissheit in die Zukunft: «Es mögen noch zwanzig oder hundert Jahre vergehen, ehe unsere Idee siegreich ist. Es mögen die, die heute an die Idee glauben, sterben – was bedeutet ein Mensch in der Entwicklung des Volks, der Menschheit?» fragte er

dann. In anderen Stimmungen sah er sich den grossen Krieg der Zukunft führen. Zu Hauptmann Stennes sagte er, vor einem Kuchenteller im Café Heck, mit lauter Stimme: «Und dann, Stennes, wenn wir dann gesiegt haben, dann bauen wir eine Siegesallee, von Döberitz bis zum Brandenburger Tor, sechzig Meter breit, rechts und links umsäumt von Trophäen und Beutestücken.»<sup>112</sup>

Unterdessen klagte die Zentrale, dass einige dreissig Ortsgruppen (von rund zweihundert) es versäumt hätten, die Plakate für den Mitte August 1927 anberaumten Parteitag zu bestellen, und sprach von Schwierigkeiten der Partei, Massenveranstaltungen zu organisieren. Nicht zuletzt aus diesem Grund verfiel Hitler darauf, den Parteitag erstmals vor der romantischen Kulisse der alten Reichsstadt Nürnberg zu veranstalten, wo Julius Streicher, ähnlich wie im benachbarten Bamberg, als lokale Zugfigur wirkte. Anders als in Weimar spürte man dieses Mal Hitlers Regie, die der Geschlossenheit und Kampfbereitschaft der Bewegung effektiv Ausdruck gab; einer seiner frühen Anhänger hat ihn aus Anlass dieses Tages einen «Zauberkünstler der Massenführung» genannt, und tatsächlich wurden auf dieser Veranstaltung auch die ersten Ansätze des später zum pompösen Ritual entwickelten Ablaufs erkennbar. In Sonderzügen, mit Fahnen, Wimpeln und Musikkapellen, rückten die SA- und Parteiformationen aus allen Gegenden des Reiches an, auch zahlreiche Delegationen aus dem Ausland traten auf, und erstmals zeigte sich die ein Jahr zuvor gegründete Hitlerjugend. Auch die in Weimar noch bunt und zufällig wirkende Uniformierung war fast verwirklicht, selbst Hitler trug das von Rossbach aus alten Schutztruppenbeständen übernommene und bei der SA eingeführte Braunhemd, das er freilich hässlich fand. Die grosse Kundgebung im Luitpoldhain wurde mit einer feierlichen Weihe von zwölf Standarten beschlossen, ehe Hitler auf dem Marktplatz, vom offenen Kraftwagen aus, mit unbewegt gerecktem Arm die Parade seiner Gefolgsleute abnahm. Die NS-Presse sprach von dreissigtausend, der 'Völkische Beobachter' gar von hunderttausend Teilnehmern, doch kühlere Schätzungen rechneten mit fünfzehntausend Paradiesenden. Einige Frauen und Mädchen, die in braunen Phantasiekostümen erschienen waren, wurden zum Vorbeimarsch an Hitler nicht zugelassen. Der Parteitag empfahl die

Einberufung eines Kongresses für Gewerkschaftsfragen (der freilich nie stattfand), beschloss die Bildung eines «Opferringes» zur Überwindung der finanziellen Notlage der Partei und forderte die Gründung einer wissenschaftlichen Gesellschaft, um auch intellektuelle Kreise propagandistisch erfassen zu können.<sup>113</sup> Einige Zeit später sprach Hitler in Hamburg erstmals vor einigen tausend Bauern aus Schleswig-Holstein; die Stagnation zwang die Partei, ihre Anhängerschaft in neuen gesellschaftlichen Gruppen zu suchen.

In der Tat hatte der Staat inzwischen die Stabilisierungsansätze der Jahre 1923/24 erfolgreich fortgesetzt. Ein neues Reparationsabkommen, der Locarno-Vertrag und die Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund, der Kellogg-Pakt sowie schliesslich die vorerst noch im persönlichen Respekt zwischen Stresemann und Briand begründete, aber doch von einer wachsenden öffentlichen Stimmung getragene Verständigung mit Frankreich machten erkennbar, wie nachdrücklich die Zeittendenz auf Entspannung und internationalen Ausgleich gerichtet war. Die umfangreichen amerikanischen Anleihen hatten zwar zu einer nicht unerheblichen Verschuldung des Reiches geführt, gleichzeitig aber auch die Möglichkeit ausgedehnter Investitionen zur Rationalisierung und Modernisierung der Wirtschaft geschaffen. Die Steigerung der Indexzahlen zwischen 1923 und 1928 übertraf auf nahezu jedem Sektor nicht nur alle anderen europäischen Staaten, sondern, trotz des verkleinerten Reichsgebiets, auch die Vorkriegsleistungen des Landes. 1928 lag das Volkseinkommen rund zwölf Prozent über dem von 1913, die sozialen Verbesserungen waren beträchtlich und die Arbeitslosenziffern bis auf rund 400'000 herabgedrückt.<sup>114</sup>

Es war offenkundig, dass die Zeit dem Radikalismus der Nationalsozialisten entgegenstand. Hitler selber lebte zurückgezogen, oft für Wochen nahezu unsichtbar, auf dem Obersalzberg, doch sein Rückzug liess erkennen, wie unangefochten er sich endlich wusste. Nur dann und wann, in offenbar berechneten Abständen, brachte er seine Autorität mit einer Zurechtweisung, einer Drohung ins Spiel. Gelegentlich reiste er, um Kontakte zu pflegen oder Geldgeber ausfindig zu machen. Am 10. Dezember 1926 war der



zweite Band von «Mein Kampf» erschienen, doch auch damit blieb er ohne den erwarteten durchschlagenden Erfolg. Hatte er von dem ersten Band 1925 noch fast zehntausend Exemplare und im Jahr darauf nahezu siebentausend verkauft, so ging der Absatz des Gesamtwerkes 1927 auf 5'607 zurück, 1928 waren es sogar nur 3'015.<sup>115</sup> Immerhin erlaubten ihm die Einnahmen den Erwerb des Anwesens auf dem Obersalzberg. Frau Bechstein unterstützte ihn bei der Einrichtung, die Wagners aus Bayreuth steuerten das Haus mit Wäsche und Porzellan aus, später schickten sie ein Exemplar der Gesammelten Werke des Meisters sowie eine Seite aus der Originalpartitur des «Lohengrin». Etwa zur gleichen Zeit erwarb Hitler für zwanzigtausend Mark einen sechssitzigen, offenen Mercedes-Kompressor, der seine technischen wie repräsentativen Bedürfnisse gleichermaßen befriedigte. Seine nach dem Krieg aufgefundenen Steuerunterlagen weisen aus, dass dieser Aufwand die gemeldeten Einkünfte erheblich überstieg, ein Sachverhalt, der dem Finanzamt nicht verborgen blieb. In einem Schreiben an die Behörde, das in seiner larmoyanten Schlaueit an den Brief des aufgespürten Wehrdienstflüchtigen an den Magistrat der Stadt Linz erinnert, beteuerte er seine Mittellosigkeit und die Bescheidenheit seines Lebensstils: «Besitztümer oder Kapitalvermögen, das ich mein eigen nennen könnte, besitze ich nirgendwo. Ich beschränke meine persönlichen Bedürfnisse auf das Notwendigste, und zwar derart, dass ich mich des Alkohols und Tabaks völlig enthalte, meine Mahlzeiten in bescheidensten Restaurants einnehme und abgesehen von meiner geringfügigen Wohnungsmiete keine Ausgaben habe, die nicht zu den Werbungskosten eines politischen Schriftstellers gehören ... Auch das Auto ist für mich nur ein Mittel zum Zweck. Nur mit seiner Hilfe ist es mir möglich, meine tägliche Arbeit zu leisten.»<sup>116</sup> Im September 1926 erklärte er sich ausserstande, seine Steuern zu bezahlen und sprach wiederholt von seinen hohen Bankschulden. Noch Jahre später erinnerte er sich gelegentlich dieser Periode ständiger Geldverlegenheit und äusserte, er habe zeitweilig nur von Äpfeln gelebt. Seine Wohnung bei der Witwe Reichert in der Thierschstrasse war in der Tat anspruchslos: ein kleines, dürftig möbliertes Zimmer, dessen Fussboden mit abgetretenem Linoleum ausgelegt war.

Um seine Einkünfte zu verbessern, gründete Hitler zusammen mit Hermann Esser und dem Fotografen Heinrich Hoffmann, dem er eine Art Exklusivrecht an seinem Bilde eingeräumt hatte, den 'Illustrierten Beobachter', für den er unter der Rubrik «Politik der Woche» künftig regelmässig einen Artikel beisteuerte; die Monotonie und auffallende stilistische Blässe seiner Kommentare spiegelte die Themenverlegenheit jener Phase. Im Sommer 1928 begann er, inmitten dieser Zeit des Wartens, Planens und Stillhaltens, mit der Niederschrift eines zweiten, zu seinen Lebzeiten jedoch unveröffentlicht gebliebenen Buches, das die inzwischen abgerundete aussenpolitische Konzeption im Zusammenhang darstellte. Nicht ohne Mühe und mit gewaltsam wirkenden Appellen hielt er die von divergierenden Kräften unruhig bewegte Partei zusammen, alle Unmutszeichen über den Legalitätskurs wies er zurück. Die Festigung der Republik verführte ihn nicht zu den kurzatmigen Schlüssen mancher seiner Anhänger, sein Instinkt für alles Schwache und Brüchige gab seinen Ressentiments Geduld. In einer bezeichnenden Wendung entnahm er den Widerständen und Aussichtslosigkeiten der Lage die besondere Erfolgsgewissheit: «Gerade darin liegt der unbedingte, ich möchte sagen, der mathematisch berechenbare Grund für den künftigen Sieg unserer Bewegung», rief er seinen Gefolgsleuten zu; «solange wir eine radikale Bewegung sind, solange die öffentliche Meinung uns ächtet, solange die momentanen Umstände im Staat gegen uns sind – solange werden wir fortfahren, das wertvollste Menschenmaterial um uns zu versammeln, sogar in Zeiten, in denen, wie man sagt, alle Gründe der menschlichen Vernunft gegen uns sprechen.» Und auf der Weihnachtsfeier einer Münchener Sektion der NSDAP verbreitete er Zuversicht, indem er die Lage der Partei, ihre Verfolgungen und Nöte, wie schon verschiedentlich, mit der Lage des Urchristentums verglich: Der Nationalsozialismus, so erweiterte er die Parallele noch, mitgerissen von dem eigenen kühnen Bild und der weihnachtlichen Ergriffenheit der Runde, werde «die Ideale von Christus zur Tat werden lassen. Das Werk, welches Christus angefangen hatte, aber nicht beenden konnte, werde er – Hitler – zu Ende führen.»<sup>117</sup> Das voraufgegangene Laienspiel «Erlösung» hatte seinen Auftritt durch eine Darstellung der gegenwärtigen

«Not und Knechtschaft» vorbereitet: «Der aufgehende Stern in der Weihnachtsnacht deutete auf den Erlöser», hatte der ‘Völkische Beobachter’ den Ablauf geschildert; «der sich nun teilende Vorhang zeigte den neuen Erlöser, den Erretter des deutschen Volkes aus Schande und Not – unseren Führer Adolf [Hitler](#).»

Für die Aussenwelt verstärkten solche Verlautbarungen noch die befremdende Aura, die ihn umgab. Wie zu Beginn seiner Laufbahn ging ihm der Ruf einer eher bizarren Erscheinung voraus, die kaum ernstgenommen und deren Züge gern mit den pittoresken Eigenarten der bayerischen Politik erklärt wurden. Auch der Stil, den er pflegte und ausbaute, weckte vielfach ungläubiges Staunen: Das Fahmentuch beispielsweise, das auf dem Marsch zur Feldherrnhalle mitgeführt worden war, liess er als «Blutfahne» verehren, deren Zipfel bei jeder Standartenweihe durch Berührung mystische Kräfte übertrug, während sich die Parteigenossen zeitweilig, um ihr rassistisch einwandfreies Pedigree kenntlich zu machen, im Schriftwechsel als «Euer Deutschgeborenen» angesprochen sahen.<sup>118</sup> Andere Aktivitäten deuteten indessen auf den unverminderten Ernst und Anspruch, mit dem die NSDAP ihre Absichten verfolgte. Ende 1926 richtete die Partei eine Rednerschule ein, die den Anhängern Techniken, Kenntnisse und Material vermittelte und bis Ende 1932 nach eigenen Angaben rund 6'000 Redner ausgebildet hat.

Vom Vertrauen in den neugewonnenen Grund und der Gering-schätzung der NSDAP zeugten im Frühjahr 1927 der Beschluss der sächsischen und bayerischen Regierung, das Redeverbot für den Führer der Partei aufzuheben. Bereitwillig hatte [Hitler](#) die von ihm verlangte Erklärung abgegeben, dass er keinerlei gesetzwidrige Ziele verfolgen und keinerlei gesetzwidrige Mittel anwenden werde. Grellrote Plakate verkündeten daraufhin, dass er am 9. März um 20 Uhr im Zirkus Krone erstmals wieder zur Münchener Bevölkerung sprechen werde. Der Polizeibericht schildert einprägsam und wie im Modell den Verlauf der Veranstaltung:

«Der Zirkus ist bereits zehn Minuten nach 7 Uhr bis weit über die Hälfte angefüllt. Von der Bühne herunter hängt die rote Fahne mit dem Hakenkreuz im weissen Kreis. Die Bühne ist für hervorragende Parteimitglieder und den

Redner reserviert. Auch die Logenplätze scheinen, da sie von Braunhemden verteilt werden, für besondere Parteileute vorgesehen zu sein. Auf der Tribüne hat sich eine Musikkapelle eingefunden. Sonstige Dekorationen waren nicht zu sehen.

Die Leute in den Bänken sind aufgeregt und mit Erwartungen angefüllt. Man spricht von **Hitler**, von seinen einstigen rednerischen Triumphen im Zirkus Krone. Die Frauen, von denen auffallend viele sich einfanden, scheinen noch immer für ihn begeistert zu sein. Man erzählt sich von früheren Tagen des Glanzes ... In der heissen süsslichen Luft liegt Sensationsgier. Die Musik spielt einige klangreiche Militärmärsche, während immer neue Scharen hereinströmen. Der 'Völkische Beobachter' wird herumgetragen und angepriesen. An der Kasse bekam man das Programm der Nationalsozialistischen Arbeiterpartei ausgehändigt, und im Eingang werden einem Zettel in die Hand gedrückt, auf denen ermahnt wird, sich zu keinen Provokationen hinreissen zu lassen und die Ordnung zu bewahren. Fähnchen werden verkauft: 'Begrüssungsfähnchen, das Stück 10 Pfennig.' Sie sind entweder schwarzweissrot oder ganz rot und haben das Hakenkreuzzeichen. Die Frauen sind die besten Käufer hierfür.

Unterdessen füllen sich die Reihen. 'Es muss so werden wie früher!' hört man sagen. Die Manege füllt sich ... Die meisten gehören den unteren Erwerbsschichten an, sind Arbeiter, Kleingewerbler, Kleinhändler. Viele Jugendliche in Windjacken und Wadenstrümpfen. Vertreter der radikalen Arbeiterschaft sieht man wenig, fast keine. Die Leute sind gut angezogen, einige Herren zeigen sich sogar im Frack. Man schätzt die Menschenmasse im Zirkus, der nahezu ganz voll ist, auf siebentausend Personen ...

So ist es halb neun Uhr geworden. Da brausen vom Eingang her Heilrufe, Braunhemden marschieren herein, die Musik spielt, der Zirkus spendet lärmenden Jubel, **Hitler** erscheint im braunen Regenmantel, geht rasch in Begleitung seiner Getreuen durch den ganzen Zirkus bis hinauf zur Bühne. Die Leute gebärden sich froh erregt und winken, rufen andauernd Heil, stehen auf den Bänken. Getrappel donnert. Dann ein Posaunenstoss, wie im Theater. Plötzliche Stille.

Unter der tosenden Begrüssung der Zuschauer marschieren nun Braunhemden in Reih und Glied herein, voran zwei Reihen Trommler, dann die Fahne. Die Leute grüssen nach Faschistenart mit ausgestrecktem Arm. Das Publikum jubelt ihnen zu. Auf der Bühne hat **Hitler** in gleicher Weise den Arm zum Gruss gestreckt. Die Musik rauscht. Fahnen ziehen vorüber, blitzende Standarten mit Hakenkreuzen im Kranz und den Adlern, den altrömischen Feldzeichen nachgebildet. Es mögen ungefähr zweihundert Mann vorbeidefilieren. Sie füllen die Manege und stellen sich darin auf, während die Fahnen- und Standartenträger die Bühne bevölkern ...

**Hitler** tritt rasch in den Vordergrund der Bühne. Er spricht frei, zuerst mit langsamer Betonung, später überstürzen sich die Worte, bei mit übertriebenem Pathos vorgetragenen Stellen kommt die Stimme gepresst und nicht mehr verständlich zu Gehör. Er gestikuliert mit den Armen und Händen, springt erregt hin und her und sucht das aufmerksam ihm lauschende.

tausendköpfige Publikum stets zu faszinieren. Wenn der Beifall ihn unterbricht, streckt er theatralisch die Hände aus. Das Nein, das im späteren Fluss der Rede oft vorkommt, mutet schauspielerisch an, ist auch gewollt betont. Die rednerische Leistung an und für sich war... dem Berichterstatter nichts Hervorragendes.»<sup>119</sup>

Die zurückgewonnene Redefreiheit löste die Schwierigkeiten nicht, denen die NSDAP sich gegenüber sah, [Hitler](#) selber, so zeigte sich jetzt, war durch das Verbot eher begünstigt worden; denn es hatte seinem Namen in der Zeit belustigter Gleichgültigkeit, als auch er die Veranstaltungssäle nicht zu füllen vermochte, den Abnutzungsprozess erspart. Infolgedessen hielt er sich alsbald selber zurück, 1927 sprach er noch sechsfünfzig Mal öffentlich, zwei Jahre später hatte er seine Auftritte auf neunundzwanzig vermindert. Einiges spricht dafür, dass ihm erst zu diesem Zeitpunkt deutlich wurde, welche Vorzüge jener Zustand halbgöttlicher Entrücktheit ihm gewährt hatte. Im Augenblick der Rückkehr zu den Massen trat er in Konkurrenz mit der Übermacht ungünstiger Umstände, sogleich stellten die Misserfolge sich ein und damit die Kritik. Sie richtete sich ebenso gegen seinen Führungsstil wie gegen die mit Strenge durchgehaltene Legalitätspolitik. Selbst Goebbels, der [Hitler](#) peinlich ergeben und einer der Propheten des divinatorischen Führerkults war, hatte in seinem Pamphlet von 1927 «Der Nazi-Sozi» den bedingungslos legalen Kurs kritisiert und auf die Frage, wie die Partei sich verhalten werde, wenn ihr Bemühen um eine Mehrheit scheitere, aufsässig versichert: «Was dann?! Dann beissen wir die Zähne aufeinander und machen uns bereit. Dann marschieren wir gegen diesen Staat, dann wagen wir den letzten grossen Streich um Deutschland, aus Revolutionären des Wortes werden dann Revolutionäre der Tat. Dann machen wir Revolution!»

Kritik fand aber auch [Hitlers](#) persönliches Verhalten, sein geringschätziger Umgang mit verdienten Genossen, die «vielbesungene Mauer um Herrn [Hitler](#)», die ein alter Parteimann rügte, seine nachlässige Geschäftsführung oder sein Eifersuchtskomplex gegenüber seiner Nichte. Als er im Frühsommer 1928 Emil Maurice im Zimmer Geh Raubais überraschte, bedrohte er ihn dem

Vernehmen nach so aufgebracht mit der Reitpeitsche, dass Maurice sich nur durch einen Sprung aus dem Fenster retten konnte. In «rückhaltloser Ergebenheit» sah sich der Vorsitzende des Untersuchungs- und Schlichtungsausschusses, Walter Buch, schliesslich genötigt, seinen Eindruck vorzutragen, «dass Sie, Herr Hitler, allmählich zu einer Menschenverachtung kommen, die mich mit banger Sorge erfüllt»<sup>120</sup>.

Angesichts der rumorenden Stimmungen in der Partei sagte Hitler daher für 1928 den geplanten Parteitag ab und berief statt dessen eine Führertagung nach München ein. Er verbot den Untergliederungen alle vorbereitenden Sitzungen und rühmte, als er am 31. August das Treffen eröffnete, erregt Gehorsam und Disziplin. Nur bedingungslos verschworene Eliten seien als «historische Minorität» in der Lage, die Geschichte zu gestalten, die NSDAP dürfe höchstens sechs- bis achthunderttausend Mitglieder haben: «Das ist die Zahl, die etwas taugt!» Alle anderen seien als blosse Anhänger zu sammeln und für die Zwecke der Partei einzusetzen. «Eine kleine Gruppe Fanatischer zwingt die Masse mit sich, siehe Russland und Italien ... Den Kampf um die Majorität ficht man erst dann durch, wenn man eine schlagkräftige Minorität hat», erklärte er.<sup>121</sup> Höhnisch verwarf er den Antrag, ihm einen «Senat» an die Seite zu stellen, er halte nichts von Ratgebern; den Antragsteller selber, den thüringischen Gauleiter Dinter, liess er bald darauf aus der Partei ausschliessen. In einem voraufgegangenen Schriftwechsel hatte er ihm versichert, als Politiker «Unfehlbarkeit in Anspruch zu nehmen», und erklärt, dass er «den blinden Glauben besitze, einst zu denen zu gehören, die Geschichte machen». Als kurz darauf eine erneute Tagung einberufen wurde, die nicht in der nun üblich werdenden Form des Befehlsempfangs organisiert war, sass er während der Diskussion schweigend, mit demonstrativ gelangweilter Miene herum und verbreitete allmählich ein so erdrückendes Gefühl der Nichtigkeit und Lähmung, dass die Tagung in allgemeiner Resignation zu Ende ging. Einer der Teilnehmer hat später vermutet, Hitler habe der Durchführung der Veranstaltung nur zugestimmt, um sie auf diese Weise nachdrücklich zu ruinieren.<sup>122</sup>

Als Führer einer unscheinbaren, aber straff organisierten Partei erwartete Hitler seine Chance. Er sah keinen Grund zur Entmuti-

gung, denn er hatte erstmals seine Unabhängigkeit nach innen wie nach aussen durchgesetzt. Gelegentlich trat die Partei von nun an auch offiziell als «Hitler-Bewegung» auf. Ohne nennenswerte Unterstützung durch einflussreiche Gönner und machtvolle Institutionen bewies sie immerhin, dass sie aus eigener Kraft, wenn auch nicht siegen, so doch überdauern konnte.

Als am 20. Mai 1928 ein neuer Reichstag gewählt wurde, platzierte sich die NSDAP mit 2,6 Prozent der Stimmen an neunter Stelle, unter ihren zwölf Abgeordneten befanden sich Gregor Strasser, Gottfried Feder, Goebbels, Frick sowie der inzwischen mit einer vermögenden Frau und weitreichenden Verbindungen aus Schweden zurückgekehrte Hermann Göring. Hitler selber hatte als «Staatenloser» nicht kandidiert. Doch mit der ihm eigenen Fähigkeit, seine Verlegenheiten und Nöte als Vorzüge darzustellen, nutzte er diese Behinderung, um erneut Distanz zu gewinnen und – fern von jedem Zugeständnis an das verächtliche parlamentarische System – die Rolle des einzigartigen, hoch über den Anstrengungen, den Geschäften und Begehrlichkeiten des Tages stehenden Führers auszubauen. Der erst nach längerem Schwanken gefasste Beschluss, an den Wahlen teilzunehmen, war nicht zuletzt von der Überlegung beeinflusst worden, der Partei zu den Privilegien der Abgeordneten zu verhelfen. Goebbels versicherte denn auch eine Woche nach der Wahl in einem Artikel, der zugleich ein Licht auf die Legalitätsbeteuerungen der Partei warf: «Ich bin kein Mitglied des Reichstags. Ich bin ein Idl. Ein IdF. Ein Inhaber der Immunität, ein Inhaber der Freifahrkarte. Was geht uns der Reichstag an? Wir sind gegen den Reichstag gewählt worden, und wir werden auch unser Mandat im Sinne unserer Auftraggeber ausüben ... Ein Idl hat die Erlaubnis, einen Misthaufen Misthaufen zu nennen, und braucht sich nicht mit der Umschreibung Staat herauszureden» – ein Eingeständnis, das er mit den Worten abschloss: «Jetzt staunt ihr, he? Aber glaubt nicht, dass wir bereits am Ende seien ... Ihr werdet noch manchen Spass mit uns haben. Lasst das Theater nur mal anfangen.»<sup>123</sup>

Die schnöde Brillanz solcher Äusserungen verbarg indessen nicht ihren selbsterhitzten Charakter: Die NSDAP blieb eine Splitterpartei der outrierten Gestik. Kühl, wohl vorbereitet, die Kader

zum Einsatz bereit, wartete dagegen [Hitler](#) auf eine neuerliche Radikalisierung der Verhältnisse, von der er den Durchbruch zur Massenpartei erhoffte. Mit allem Eifer, aller organisierenden Unruhe war er bislang nicht aus dem Schatten der tüchtigen, wenn auch glanzlos operierenden Republik getreten. Sein Charisma, das sich so wirkungsvoll in pathetischen Wirrnissen bewährte, drohte in der Normalität der Verhältnisse zu zergehen. Denn mitunter schien es, als sei die Nation endlich bereit, ihren Frieden mit der Republik, mit den unansehnlichen grauen Verhältnissen zu machen und all die erfundenen Wirklichkeiten, die heroisch-romantischen Erinnerungen verloren zu geben und sich mit dem Alltag der Geschichte auszusöhnen. Zwar hatten die Reichstagswahlen den lautlosen Zersetzungsprozess der bürgerlichen Mitte sichtbar gemacht und in den zahlreich auftauchenden Splitterparteien die verborgene Krise des Systems annonciert; auch war die Gefolgschaft der Partei auf annähernd 150'000 Mitglieder gestiegen. Doch noch zu Beginn des folgenden Jahres wies der in Bonn lehrende Soziologe Joseph P. Schumpeter auf «die sehr grosse und möglicherweise noch zunehmende Stabilität unserer sozialen Verhältnisse» hin und versicherte: «In keinem Sinn, auf keinem Gebiet, in keiner Richtung sind daher starke Ausschläge, Aufschwünge oder Katastrophen wahrscheinlich.»<sup>124</sup>

Schärfer, durchdringender erfasste [Hitler](#) die Lage. Zur Psychologie der Deutschen während dieser kurzen glücklichen Periode der Republik bemerkte er in einer Rede: «Wir haben einen dritten Wert: den Kampfsinn. Er ist da, nur begraben unter einem Wust von fremden Theorien und Doktrinen. Eine grosse, mächtige Partei bemüht sich, das Gegenteil zu beweisen, bis plötzlich eine ganz gewöhnliche Militärkapelle kommt und spielt, dann erwacht der Nachläufer manchmal aus seinem Traumzustand, auf einmal beginnt er sich zu fühlen als Genosse des Volkes, das marschiert, mit dem er geht. So ist es heute. Es braucht unserem Volke dieses Bessere nur gezeigt zu werden – und Sie sehen: schon marschieren wir.»<sup>125</sup>

Seither wartete er auf das Zeichen zum Einsatz. Die Frage war, ob die Partei ihre Dynamik, ihre Hoffnungen, die Zielvorstellungen und das Bild des erwählten Führers: dieses ganze System der



Fiktionen und Glaubensgespinste, auf denen sie stand, über die Zeit behaupten konnte. In einer Analyse der Wahlen vom Mai 1928 hatte Otto Strasser beklagt, dass die «Erlösungsbotschaft des Nationalsozialismus» keine Massenresonanz gefunden habe und insbesondere der Einbruch in die proletarischen Schichten missglückt sei.<sup>126</sup> In der Tat bestand der Anhang der Partei vorwiegend aus Angestellten, kleinen Gewerbetreibenden, bäuerlichen Gruppen sowie der zu romantischem Protest gestimmten Jugend: einer Vorhut jener Schichten, die für den Erweckungston «ganz gewöhnlicher Militärkapellen» empfänglicher als andere waren. Doch nur wenige Monate später hatte sich die Szenerie gänzlich verändert.

VIERTES BUCH

Die Zeit des Kampfes

## 1. KAPITEL

### Der Vorstoss in die grosse Politik

«Nach unserer alten Methode nehmen wir den Kampf wieder auf und sagen Angreifen! Angreifen! Immer wieder angreifen! Wenn einer sagt. Sie können doch nicht noch einmal, ich kann nicht nur noch einmal, ich kann noch zehnmal.»

*Adolf Hitler*

Den ersten massiven Angriff auf das sich gerade festigende System der Republik eröffnete **Hitler** im Sommer 1929, und augenblicklich stiess er weit vor. Er hatte lange nach seiner mobilisierenden Parole gesucht, als die Aussenpolitik Stresemanns seiner Agitation plötzlich eine Einbruchsstelle bot. Mit allem Aufwand, über den er verfügte, nutzte er die erneut aufbrechende Auseinandersetzung über die Reparationen, um die NSDAP aus der Rolle der isolierten Splitterpartei zu befreien und an die Rampe der grossen Politik zu führen. Zugute kam ihm dabei, dass sein Vorstoss zeitlich und psychologisch eng mit der darauffolgenden Weltwirtschaftskrise verknüpft war, so dass er Gelegenheit erhielt, seine Mittel, seine Organisationen sowie seine Taktiken wie in einem Vorspiel zu erproben: Der Streit um die Reparationen bildete den Auftakt zu jener Dauerkrise, die nunmehr die Republik erfasste und, von **Hitler** zugleich beschworen und einfallsreich gefördert, bis zu ihrem Ende nicht mehr losliess.

Den Wendepunkt markierte, strenggenommen, der Tod Gustav Stresemanns Anfang Oktober 1929. Der deutsche Aussenminister hatte sich an den Widerständen eines komplizierten aussenpolitischen Konzepts aufgerieben, das, als Erfüllungspolitik etikettiert, tatsächlich auf die schrittweise Beseitigung des Versailler Vertrages

abzielte. Bis kurz vor seinem Ende war er, wenn auch nicht ohne innere Zweifel, für die Annahme einer Reparationsneuregelung eingetreten, die von einem Sachverständigenausschuss unter dem amerikanischen Bankier Owen D. Young entworfen worden war. Sie sah nicht nur eine nicht unerhebliche Verbesserung der geltenden Bedingungen vor, sondern war auch, dank der Hartnäckigkeit und diplomatischen Geschicklichkeit Stresemanns, mit einem Plan zur vorfristigen Räumung des Rheinlands von der alliierten Besatzung verknüpft.

Gleichwohl stiess das Abkommen auf heftige Gegenwehr und enttäuschte vielfach auch diejenigen, deren Einsicht der Zwangslage des Reiches Rechnung trug. Immerhin war es problematisch, für nahezu sechzig Jahre Zahlungsverpflichtungen einzugehen, während nicht einmal die ersten Jahresraten verfügbar waren. Zweihundertzwanzig namhafte Persönlichkeiten der Wirtschaft, der Wissenschaft und der Politik, darunter Carl Duisberg, Adolf Harnack, Max Planck, Konrad Adenauer und Hans Luther, äusseren sich denn auch mit grosser Besorgnis in einer öffentlichen Erklärung. Elf Jahre nach dem Ende des Krieges schien der Plan die Idee der Völkerfamilie, in der sich das Pathos der Epoche artikuliert, höhnisch blosszustellen und den hinter so vielen versöhnlichen Vordergrundgesten fortbestehenden Gegensatz von Siegern und Besiegten unnachlässig aufzudecken, zumal er als Anspruchsgrundlage für die bis zum Jahre 1988 geforderten Lasten erneut den problematischen Kriegsschuldartikel 231 heranzog, der das Selbstbewusstsein der Nation schon einmal nachhaltig verletzt hatte. Eindrucksvoll konnten die radikal nationalistischen Gruppen an dem realitätsfremden Plan die vergiftende Wirkung der Formel «le boche payera tout» entfalten, und was ein weiterer Schritt im Prozess der allmählichen Überwindung der Kriegsfolgen sein und damit der Stabilisierung der Republik dienen sollte, wurde nun im Gegenteil zum «Kristallisationspunkt der grundsätzlichen Opposition gegen das 'System' von Weimar»<sup>1</sup>.

Am 9. Juli 1929 vereinigte sich die radikale Rechte zu einem Reichsausschuss für ein Volksbegehren gegen den Young-Plan. In einer wilden, pausenlos trommelnden Kampagne, die sich bis zur Unterzeichnung des Abkommens ein Dreivierteljahr später hinzog

und in die von der äussersten Linken her auch die Kommunisten einstimmten, betrieb sie dessen Widerruf, indem sie das komplizierte Geflecht der Abhängigkeiten in wenige suggestive Schlagworte fasste und durch tausendfache Wiederholung den Hass auf die scharf entwickelten Feindbilder psychisch zu verwurzeln suchte: Die Vereinbarung wurde zur «Todesstrafe gegen Ungeborene», zum «Golgatha des deutschen Volkes», das der Henker «hohnlachend ans Kreuz» schlage. Gleichzeitig aber verlangte die «Nationale Opposition», die hier erstmals geschlossen aufmarschierte, auch die Streichung des Kriegsschuldartikels, das Ende aller Reparationen, die sofortige Räumung der besetzten Gebiete sowie schliesslich die Bestrafung aller Minister und Regierungsvertreter, die der «Versklavung» des deutschen Volkes Beihilfe leisteten.

An der Spitze des Ausschusses stand der Geheimrat Alfred Hugenberg, ein ehrgeiziger, engstirniger und skrupelloser Mann von dreiundsechzig Jahren, der als Siedlungskommissar im Osten begonnen hatte, Direktoriumsmitglied der Firma Krupp gewesen war und schliesslich ein weitverschachteltes Presseimperium aufgebaut hatte, das neben einem ausgedehnten Katalog von Zeitungen zugleich einen Annoncenverlag, eine Nachrichtenagentur sowie die UFA-Filmgesellschaft kontrollierte. Als politischer Vertrauensmann der Schwerindustrie gebot er ausserdem über beträchtliche Gelder, und alle diese Mittel setzte er zielbewusst dazu ein, die «Sozialisten-Republik» zugrunde zu richten, die Gewerkschaften zu zerschlagen und den Klassenkampf von unten, wie er zu sagen pflegte, mit dem Klassenkampf der Oberschicht zu beantworten. Klein und rundlich, mit Schnauzbart und Borstenhaarschnitt, wirkte er wie die martialisch stilisierte Erscheinung eines pensionierten Portiers, nicht dagegen wie der Mann von stolzen und erbitterten Grundsätzen, der er sein wollte.

Im Herbst 1928 hatte Hugenberg als «Mann aus dem Dunkeln» die Führung der Deutschnationalen Volkspartei übernommen und sich sogleich zum Fürsprecher radikaler Ressentiments gemacht. Der Anschluss der Rechten an die Republik, der soeben ansatzweise zu gelingen schien, kam unverzüglich zum Erliegen. Sowohl methodisch als auch in einzelnen Programmpunkten begann die

DNVP vielmehr, die Hitlerpartei zu kopieren, ohne freilich mehr als deren bürgerliche Karikatur zustandezubringen. Immerhin schreckte Hugenberg in seinem Kampf gegen die verhasste Republik vor keinem Mittel zurück. Während der Auseinandersetzung über den Young-Plan warnte er dreitausend amerikanische Geschäftsleute in einem vervielfältigten Schreiben, dem gerade in die ersten Krisenstände geratenen Lande Kredite zu gewähren.<sup>2</sup> Zwar bürsteten die Deutschnationalen unter ihrem neuen Vorsitzenden rasch rund die Hälfte ihres Bestandes ein, doch Hugenberg versicherte unbeeindruckt, er wolle eher einen kleinen Block als einen grossen Brei.

Das von ihm in die Wege geleitete Volksbegehren war nicht nur der erste Höhepunkt des neuen radikalen Kurses, sondern gleichzeitig der Versuch, die verstreute Rechte, vor allem den Stahlhelm, die Alldutschen, den Landbund und die Nationalsozialisten, unter seiner Führung zu sammeln und zum Angriff zu organisieren, um der alten Oberschicht einen Teil ihres verlorenen Einflusses zurückzuerobern. Infolge der versäumten Revolution von 1918 verfügte sie zwar noch immer über Einfluss, Machtpositionen, materielle Mittel, hatte aber das Volk nicht mehr. Mit der ganzen Anmassung des «besseren Herrn» gegenüber dem Führer einer ungehörigen Pöbelpartei glaubte Hugenberg in Hitler die agitatorische Begabung gefunden zu haben, die geeignet sei, der in gesellschaftlichem Dünkel isolierten konservativen Sache wieder die Massen zuzuführen; zu gegebener Zeit, so war seine Absicht, würde er Hitler kurzerhand überspielen und bändigen.

Hitlers eigene Gedanken waren weit weniger hinterhältig. Als der Abgeordnete Hinrich Lohse von dem Bündnis hörte, äusserte er besorgt: «Man muss hoffen, dass der Führer schon weiss, wie er den Hugenberg hereinlegen wird.»<sup>3</sup> Doch Hitler dachte nicht an Täuschung. Von vornherein trat er mit unverkennbarer Überheblichkeit auf und verhehlte kaum sein verächtliches Urteil über den bourgeoisen Reaktionär Hugenberg und all die «grauen, vermoderten Adler», wie Goebbels abfällig meinte. Die geforderten Zugeständnisse lehnte er, argwöhnisch von den «Linken» innerhalb der Partei beobachtet, nahezu durchweg ab: Er allein nannte die Bedingungen, unter denen sie sich vorwärtshelfen liess. Zunächst schlug

er getrenntes Marschieren vor, doch liess er sich schliesslich zum Bündnis überreden. Allerdings forderte er völlige Unabhängigkeit in der Propaganda sowie einen beträchtlichen Anteil an den bereitgestellten Mitteln; und als wolle er seine neuen Bundesgenossen bewusst verwirren oder demütigen, ernannte er den prominentesten Kapitalsteuergegner in seinen Reihen, Gregor Strasser, zu seinem Stellvertreter im gesamten Finanzierungsausschuss.

Das Bündnis war der erste Erfolg in einer bemerkenswerten Kette taktischer Triumphe, die erheblich dazu beigetragen haben, **Hitler** vorwärts und schliesslich ans Ziel zu bringen. **Hitlers** ungewöhnliche Fähigkeit, Situationen zu erkennen, Interessenlagen zu durchschauen, Schwächen ausfindig zu machen, Momentankoalitionen herbeizuführen: sein taktisches Sensorium, das durch seine Überredungsgabe noch wirksamer wurde, hat seinen Aufstieg mindestens ebenso begründet wie seine rhetorische Macht, die Hilfestellungen von Reichswehr, Industrie und Justiz oder der Terror der braunen Garden. Der einseitige Hinweis auf die magischen, konspirativen oder brachialen Elemente in **Hitlers** Aufstiegs-geschichte verrät nicht nur ein unzulängliches Verständnis der Vorgänge, sondern verharret auch, ungeachtet aller Widerlegungen, bei der verhängnisvoll gewordenen Vorstellung vom Führer der NSDAP als dem Trommler oder Werkzeug und verkennt, dass **Hitler** sich auch auf dem eigentlichen Felde der Politik bewährte.

**Hitlers** taktischem Geschick, seinem Zögern zu Beginn, seiner teils herausfordernden, teils mürrischen Verhandlungsführung sowie dem Eindruck von Aufrichtigkeit, Ehrgeiz und Energie, den er zu verbreiten wusste, gelang es schliesslich, seine Partner dergestalt zu manövrieren, dass sie ihm den Aufstieg auch noch förderten und finanzierten, den sie zugleich politisch bezahlen mussten. Gewiss wurde sein Erfolg durch den Widerstand aus den eigenen Reihen mitbewirkt, der ihm keine nennenswerten Zugeständnisse erlaubte, die Zeitungen des Strasserschen Kampfverlages veröffentlichten während der Verhandlungen, fett und mit breitem Balkenrand, das **Hitler**wort: Die grösste Gefahr für das deutsche Volk sei nicht der Marxismus, das seien vielmehr die bürgerlichen Parteien.<sup>4</sup> Desgleichen kann die Bewertung dieses taktischen Triumphes auch die machthungrige Blindheit des Konservatismus

deutschnationaler Prägung nicht übersehen, der sich die Kraft und Vitalität der nationalsozialistischen Bewegung parasitär zu eigen zu machen und dank der Vereinigung mit dem heimlich verachteten, aber doch auch bewunderten Emporkömmling **Hitler** den längst besiegelten Abschied von der Geschichte zu verzögern trachtete. Gleichwohl bleibt **Hitlers** Erfolg bemerkenswert. Vier-einhalb Jahre hatte er gewartet, sich vorbereitet und, wie es der un-vergessenen Lehre Karl Luegers entsprach, auf das Bündnis mit je-nen «mächtigen Einrichtungen», den Inhabern des politischen und gesellschaftlichen Einflusses, hingearbeitet. Als das Angebot end-lich eintraf, hatte er jeden Eindruck eines überstürzten Machthun-gers sorgfältig vermieden, vielmehr kühl, selbstbewusst reagiert und seine Bedingungen genannt, obwohl sein gesamtes Machter-oberungskonzept darauf beruhte. Nur wer die Zumutung bedenkt, die für seinen individuellen wie politischen Ehrgeiz darin lag, jah-relang an der Spitze einer unscheinbaren, totgeschwiegenen oder dem Gespött ausgesetzten Extremistenpartei zu stehen, wird ganz ermessen können, wieviel das Protektionsverhältnis ihm bedeu-tete, das Hugenberg offerierte: Es befreite ihn vom Ludergeruch des Revoluzzers und Putschisten und brachte ihm die Möglichkeit zurück, im Kreise einflussreicher bürgerlicher Gewährspersonen vor die Öffentlichkeit zu treten und sich den Leumund angesehe-ner Honoratioren zunutze zu machen. Es war die Chance, die er schon einmal gehabt und verspielt hatte; nun deutete er seine Ent-schlossenheit an, sie umsichtiger wahrzunehmen.

Mit dem Abschluss des Bündnisses verfügte die NSDAP erst-mals über die Mittel zur Entfaltung ihres überlegenen propagandi-stischen Apparats, und sogleich demonstrierte sie der Öffentlich-keit einen Propagandastil von bislang beispielloser Radikalität und Wucht. Etwas ähnliches sei in Deutschland noch nie dagewesen, äusserte **Hitler** in einem Brief aus jener Zeit: «Wir haben unser Volk durchgepflügt wie keine andere Partei es tut.»<sup>5</sup> Alle in den Jahren des Wartens gestaute Energie, der Zorn der aktionssüchti-gen Gefolgsleute, schien in diesem Ansturm durchzubrechen. Kei-ner der nationalen Bündnispartner kam der NSDAP an Hem-mungslosigkeit, Schärfe und agitatorischem Witz gleich. Von al-lem Anfang an liess sie keinen Zweifel daran, dass der Young-Plan



nur der Anlass der Kampagne war, und erweiterte ihre Agitation zu einem lärmenden Gericht über das angeblich in Unfähigkeit, Verrat und Geschäftemacherei versinkende «System»: «Es wird die Zeit kommen», rief Hitler in einer Rede Ende November in Hersbruck, «da wird den Schuldigen an Deutschlands Zusammenbruch das Lachen vergehen. Es wird sie die Angst erfassen. Sie sollen dann wissen, dass der Richter kommt.» Fasziniert von der demagogischen Wildheit der Nationalsozialisten starteten Hugenberg und die übrigen konservativen Koalitionsgenossen auf die gewaltige Woge, die sie freigesetzt hatten, ermunterten, trieben sie immer erneut voran und glaubten sich in führungsgewisser Verblendung noch von ihr getragen, als sie längst davon verschlungen waren.

Unter diesen Umständen wog es für Hitler nicht schwer, dass der Kampagne der äussere Erfolg versagt blieb. Zwar erreichte der Entwurf zu einem «Gesetz gegen die Versklavung des deutschen Volkes» im Volksbegehren knapp die erforderliche Unterstützung von zehn Prozent der Stimmberechtigten; doch im Reichstag schlossen sich nur zweiundachtzig Abgeordnete gegen dreihundertachtzehn der Vorlage an, und auch der abschliessende Volksentscheid vom 22. Dezember 1929 endete in einer Niederlage. Mit knapp vierzehn Prozent der Stimmen erhielten die Initiatoren des Unternehmens nur rund ein Viertel der erforderlichen Stimmen und blieben überdies um annähernd fünf Prozent unter dem Stimmenanteil, den NSDAP und DNVP in der Reichstagswahl ein Jahr zuvor erzielt hatten.

Für Hitler war es gleichwohl der endgültige Durchbruch in die grosse Politik. Dank der Unterstützung durch die vielfältigen Publikationsmittel des Hugenberg-Konzerns hatte er sich nicht nur mit einem Schlag einen populären Namen gemacht, sondern sich zugleich als die zielbewussteste Energie auf der richtungslosen und zerstrittenen Rechten vorgestellt. Er selber sprach von dem «sehr grossen Umschwung» in der öffentlichen Meinung und nannte es «staunenswert, wie sich hier die vor wenigen Jahren noch selbstverständliche, arrogante, hochnäsige oder dumme Ablehnung der Partei in eine erwartungsvolle Hoffnung verwandelt hat»<sup>6</sup>. Nach der Eröffnung der Kampagne, am 3. und 4. August 1929, hatte er einen Reichsparteitag nach Nürnberg einberufen, und die Vermu-

tung liegt nahe, dass er damit vor allem seinen konservativen Partnern die Stärke und Schlagkraft der Bewegung zur Schau stellen wollte. Es war die erste Veranstaltung im Übergang vom traditionellen Parteitag zur militärisch geplanten, nach inszenatorischen und psychologischen Regeln durchgeführten Massendemonstration. Über dreissig Sonderzüge brachten, wenn die Zahlenangaben zutreffen, aus allen Teilen Deutschlands rund zweihunderttausend Anhänger herbei, deren Uniformen, Fahnen und Kapellen während mehrerer Tage das Bild der alten Reichsstadt aufdringlich beherrschten. Die Mehrzahl der vierundzwanzig neuen Standarten, die mit feierlichem Zeremoniell geweiht wurden, kam aus Bayern, Österreich und Schleswig-Holstein. In der grossen Abschlusskundgebung zogen rund sechzigtausend SA-Leute, inzwischen einheitlich eingekleidet und in feldmarschmässiger Ausrüstung, dreieinhalb Stunden lang zur Marschmusik an [Hitler](#) vorbei. Einige Einheiten drohten in der Euphorie dieser Tage mit gewaltsamen Aktionen, und die gleiche Stimmung lag einem Antrag des radikalen Flügels zugrunde, wonach jede Regierungsbeteiligung der NSDAP «für jetzt und immer verboten» sein sollte. Mit der ebenso lapidaren wie bezeichnenden Bemerkung, dass jeder Schritt gerechtfertigt sei, der die Bewegung «in den Besitz der politischen Macht führen» könne, wies [Hitler](#) den Antrag zurück. Immerhin drohten dem Legalitätskurs jetzt vor allem vom Selbstbewusstsein der rasch anwachsenden Parteiarmee neue Gefahren. Schon zu Ende des Jahres hatte die SA die Mannschaftsstärke der Reichswehr erreicht.<sup>7</sup>

Das Bündnis mit Hugenberg stellte auch zahlreiche Verbindungen zur Wirtschaft her, die im Ganzen über Jahre hin Stresemanns Aussenpolitik gestützt hatte, sich jedoch nun dem Young-Plan energisch widersetzte. Bis dahin hatte [Hitler](#), abgesehen von einzelnen namhaften Ausnahmen wie Fritz Thyssen, nur beim kleineren Fabrikantentum materielle Unterstützung gefunden, auch seine antisozialistische, eigentumsfreundliche Haltung in der Frage der Fürstenenteignung hatte ihm keinen materiellen Gewinn gebracht. Jetzt dagegen öffneten sich ihm die Zugänge zu opulenteren Quellen. Schon die Zeit des Redeverbots hatte er genutzt, um vor allem das Ruhrgebiet systematisch zu bereisen und in geschlossenen Veranstaltungen vor oftmals mehreren hundert

zumeist skeptisch gestimmten Unternehmern die Schrecken eines nationalen Sozialismus auszuräumen, der sich als energischer Verteidiger des Privateigentums verstand. Seiner Auffassung getreu, dass der Erfolg ein aristokratisches Indiz sei, feierte er den grossen Unternehmer als Typus von höherer, führungsberufener Rasse und erweckte im Ganzen den Eindruck, dass er «nichts verlange, was den Arbeitgebern unmöglich sei».<sup>8</sup> Auch bewährten sich wiederum die Beziehungen zu den Münchener Salons, in denen er nach wie vor ein vielumworbener Gast war. Elsa Bruckmann, die es sich inzwischen, ihren eigenen Worten zufolge, zur «Lebensaufgabe» gemacht hatte, [Hitler](#) «mit den leitenden Männern der Schwerindustrie in Verbindung zu bringen», hatte 1927 die Bekanntschaft mit dem alten Emil Kirdorf vermittelt. Und wie [Hitler](#) von dem rüden Greis, der zeitlebens nach oben frondierte und nach unten verachtet hatte, stark beeindruckt war, so zeigte auch Kirdorf sich von seinem Gegenüber fasziniert und wurde eine Zeitlang zu dessen wertvollem Fürsprecher. Er veranlasste [Hitler](#), seine Gedanken in einer Broschüre niederzulegen, die er als Privatdruck unter Industriellen verteilte. Am Parteitag in Nürnberg nahm er als Ehrengast teil und schrieb anschliessend an [Hitler](#), er werde nie das Gefühl der Überwältigung vergessen, das ihn in jenen Tagen erfüllt habe.<sup>9</sup>

In den regionalen Wahlen des Jahres 1929 setzten sich alle diese neuen Mittel und Beistände erstmals in nennenswerte Erfolge um. In Sachsen und Mecklenburg-Schwerin hatten die Nationalsozialisten schon im Frühjahr jeweils knapp fünf Prozent der Stimmen erobert, noch eindrucksvoller waren ihre Vorstösse in den preussischen Gemeindewahlen, in Coburg stellten sie den Bürgermeister, und Thüringen erlebte mit Wilhelm Frick den ersten Minister aus ihren Reihen, der auch sogleich von sich reden machte, indem er nationalsozialistische «Gebete» in den Schulen einführte und einen Konflikt mit der Reichsregierung entfesselte, obzwar er im ganzen bemüht blieb, die Koalitionsfähigkeit seiner Partei nachzuweisen.

Wie es seinem repräsentationshungrigen Temperament entsprach, ging [Hitler](#) unverzüglich daran, seinem Erfolg eine auf-

wendige Kulisse zu errichten, die ihrerseits wiederum den künftigen Erfolgen vorarbeiten sollte. Die Parteizentrale hatte seit Juni 1925 in einem einfachen, aber zweckmässigen Gebäude in der Schellingstrasse residiert. Jetzt übernahm Hitler mit Geldern, die vor allem von Fritz Thyssen und aus den Spenden der Mitglieder stammten, in der Briennerstrasse in München das Palais Barlow und baute es zum «Braunen Haus» aus. Zusammen mit dem Architekten Paul Ludwig Troost widmete er sich anhaltend und wie in einer späten, selbstvergessenen Rückkehr zu den Jugendträumen vom hochherrschaftlichen Haus dem Entwurf der Inneneinrichtung und zeichnete Möbel, Türen und Intarsien. Eine grosse Freitreppe führte in seinen Arbeitsraum, der neben wenigen schwerfälligen Möbeln nur mit einem Bilde Friedrichs des Grossen, einer Büste Mussolinis und dem Gemälde von einem Angriff des Regiments List in Flandern ausgestattet war. Daneben lag der sogenannte Senatssaal, um einen riesigen Tisch in Hufeisenform standen sechzig Sessel in rotem Maroquin-Leder, deren Rückseiten den Parteiadler zeigten. Bronzetafeln zu beiden Seiten des Eingangs verzeichneten die Namen der Opfer vom 9. November 1923, in dem Raum selber waren Büsten Bismarcks und Dietrich Eckarts aufgestellt. Indessen diente der Saal nie seiner Bestimmung, sondern offenbar nur den theatralischen Bedürfnissen Hitlers, der seit je alle Vorschläge, ihm einen Senat an die Seite zu stellen, entschieden verworfen hatte. In der Wirtsstube im Keller des Braunen Hauses war ihm unter einem Bilde Dietrich Eckarts der «Führerplatz» reserviert, wo er stundenlang im Kreis von Adjutanten und andächtigen Chauffeuren zu sitzen pflegte und der ununterdrückbaren Schwatzsucht des Caféhausbesuchers in gewaltigen Tiraden nachgab.

Auch seinen persönlichen Lebenszuschnitt passte er nun den kapitaleren Verhältnissen an, zu denen die Partei inzwischen gefunden hatte. Im Laufe des Jahres 1929 verschwanden aus seinen Unterlagen unvermittelt die Zinsen und Tilgungsraten für die beträchtlich angewachsenen Schulden. Zur gleichen Zeit bezog er eine grosszügige Neunzimmerwohnung in der Prinzregentenstrasse 16, in einem der gutbürgerlichen Wohnviertel Münchens. Seine Wirtin aus der Thierschstrasse, Frau Reichert, und Frau

Anny Winter führten ihm den Haushalt, während seine Halbschwester, Frau Raubal, nach wie vor das Haus Wachenfeld am Hang des Obersalzbergs versorgte. In die Etage an der Prinzregentenstrasse zog alsbald auch seine Nichte Geli ein, die inzwischen die Theaterneigung des Onkels in sich entdeckt hatte und seither Gesang- und Schauspielunterricht nahm. Die Gerüchte über das Verwandtenverhältnis störten ihn wohl, doch schätzte er auch die Aura unbürgerlicher Freiheit sowie grosser und fataler Lebensverstrickung, die der Onkelneigung innewohnte.

Das neugewonnene politische Selbstbewusstsein bekundete Hitler sogleich nach dem Abschluss der Kampagne gegen den Young-Plan durch eine riskante, aber überaus wirkungsvolle Geste: Er brach demonstrativ mit den konservativen Partnern um Hugenberg und bezichtigte sie, ihre Halbherzigkeit und bürgerliche Schwäche, der Schuld am Scheitern des Volksbegehrens. Seine bemerkenswerte Treulosigkeit, die durch kein Gefühl gemeinsamer Absichten und durchgestandener Kämpfe je behindert war, kam ihm wieder einmal taktisch zugute; denn die unvermutete Schwenkung brachte nicht nur die unruhigen Kritiker in den eigenen Reihen, die ihm das Bündnis mit dem «kapitalistischen Schweinehund Hugenberg» vorgeworfen hatten<sup>10</sup>, zum Verstummen, sondern festigte auch seinen Ruf als die einzige energische Kraft auf der antirepublikanischen Rechten und leugnete überdies den Anteil an einer Niederlage, die zweifellos auch die seine war.

Solche kühnen Gesten imponierten umso mehr, als sie der zahlenmässigen Bedeutung der nach wie vor kleinen Partei kaum entsprachen. Doch Hitler hatte erkannt, dass nun alles darauf ankam, das einmal erfolgreich geweckte Interesse an der Bewegung wachzuhalten und zu verstärken. Den offensiveren Absichten entsprechend, nahm er eine Neuorganisation der Parteizentrale vor, Gregor Strasser erhielt die Leitung der Organisationsabteilung I (Politische Organisation), während der ehemalige Oberst Konstantin Hierl die Organisationsabteilung II (Nationalsozialistischer Staat) übernahm; Goebbels wurde Reichspropagandaleiter. In einem Brief vom 2. Februar 1930 sagte Hitler «mit fast hellseherischer Sicherheit» voraus, dass «längstens in zweieinhalb bis drei Jahren ... der Sieg unserer Bewegung eintritt.»

Ohne Unterbrechung und in nahezu unverminderter Heftigkeit setzte er daher nach dem Bruch mit Hugenberg die Kampagne gegen die Republik auf eigene Faust fort. Schon ein Jahr zuvor hatte eine Anweisung der Parteizentrale, die von dem damaligen Propagandabbeauftragten Heinrich Himmler unterzeichnet war, zur Durchführung sogenannter Propaganda-Aktionen aufgefordert, die eine neuartige Taktik politischer Werbung darstellten. In unerhörter Dichte, bis in die letzten Dörfer hinein, wurden die Gaue von sorgfältig vorbereiteten, überfallartigen Operationen heimgesucht, die im Verlauf einer Woche die gesamte Rednerliste der Partei in oft mehreren hundert Veranstaltungen «bis zur äussersten Grenze» ihres Leistungsvermögens massierte. Alle Städte und Ortschaften sahen sich während dieser Zeit mit Plakaten, Transparenten und Flugblättern, deren Auswahl nicht selten von [Hitler](#) selbst vorgenommen wurde, überschwemmt, und «Werbeabende» wurden organisiert, wo zur Musik der Spielmannszüge die SA zeigen sollte, wie es in der Anweisung hiess, «was sie aus eigenen Kräften zu leisten vermag, als da sind: sportliche Vorführungen, lebende Bilder, Theaterstücke, Singen von Liedern, Vorträge von SA-Leuten, Vorführung des Parteitagfilms»<sup>11</sup>. Vor den sächsischen Landtagswahlen im Juni 1930 hielt die Partei nicht weniger als dreizehnhundert solcher Veranstaltungen ab.

Diese regionalen Einsätze waren begleitet von gezielten Bemühungen, innerhalb bestimmter gesellschaftlicher Gruppen Fuss zu fassen und insbesondere Teile der Angestelltenschaft sowie der bäuerlichen Bevölkerung zu gewinnen. Durch gezielte, kräftige Vorstösse eroberte die Partei die Führung in Genossenschaften, Innungen oder Berufsvereinen. Auf dem Lande konnte sie akuten Notständen, wie sie beispielsweise in der unter Schwarzen Fahnen aufmarschierenden bäuerlichen Protestbewegung Schleswig-Holsteins sichtbar wurden, mit der ungreifbaren Parole der «Bodenreform» entgegentreten und sich bei ihren Schuldsprüchen auf den latenten bäuerlichen Antisemitismus stützten, der, wie es in einem Schulungsbrief hiess, «bis zur Raserei aufgestachelt werden» müsse.<sup>12</sup> Ein junger Auslandsdeutscher namens Walter Darré, den [Hitler](#) durch Vermittlung von Rudolf Hess kennengelernt hatte, arbeitete unterdessen ein Agrarprogramm aus, das, als es Anfang

März 1930 veröffentlicht wurde, ein umfangreiches Subventionsangebot mit reichlichen Huldigungen an den «vornehmsten Stand des Volkes» verband. Den Angestellten gegenüber machte die Partei sich das allgemeine Krisenbewusstsein zunutze, das die von Kriegsausgang, Verstädterung und dem Druck gesellschaftlicher Strukturveränderungen am härtesten betroffenen Schichten erfüllte. Die eigentliche Fabrikarbeiterschaft dagegen blieb der Partei zunächst fern; aber der mit dem Beginn des Jahres 1929 einsetzende Zustrom der Angestellten und Landarbeiter begründete doch ihren Anspruch als «Partei aller Schaffenden» und brachte im ganzen Land eine Fülle kleiner Zellen und Stützpunkte hervor, die den grossen Durchbruch vorbereiteten.

Diese Erfolge gründeten sich indes nicht nur auf die Aktivität der von [Hitler](#) unermüdlich angetriebenen Partei und seine Fähigkeit, das wirre und sentimentbestimmte Gedankengut der traditionell zersplitterten Rechten zusammenzuhalten und taktisch zu härten; vielmehr kam ihm unterdessen auch die einsetzende Weltwirtschaftskrise zugute, die sich in Deutschland bereits mit dem Beginn des Jahres 1929 angekündigt hatte, als die Zahl der Arbeitslosen erstmals kurz die Drei-Millionen-Grenze überschritt. Im Verlauf des Frühjahrs begann die Anzahl der Geschäftszusammenbrüche in alarmierender Weise anzusteigen, ehe in den ersten fünf Novembertagen allein in Berlin fünfundfünfzig Konkursanmeldungen gezählt und täglich fünf- bis siebenhundert Offenbarungseide geleistet wurden.<sup>13</sup> Die Zahlen spiegelten zum Teil bereits die wirtschaftlichen und psychologischen Folgen des 25. Oktober 1929, der als berühmter «Schwarzer Freitag» mit dem Zusammenbruch der New Yorker Börse geendet und insbesondere in Deutschland verheerende Wirkungen hervorgerufen hatte.

Augenblicklich nämlich wurden die meist kurzfristig gewährten ausländischen Anleihen, die den wirtschaftlichen Aufschwung des Landes ermöglicht und mitunter auch einer leichtfertigen Abgabewirtschaft vor allem der Gemeinden Vorschub geleistet hatten, von den beunruhigten Gläubigern abgezogen. Der schlagartige Rückgang des Welthandels verdarb gleichzeitig alle Aussichten, die Einbussen durch gesteigerten Export wenigstens teilweise wettzu-

machen. Mit den sinkenden Weltmarktpreisen wurde auch die Landwirtschaft verstärkt in die Krise hineingezogen und bald nur noch mühsam durch Subventionen erhalten, die wiederum zu Lasten der Allgemeinheit gingen. Ein Verhängnis gab dem anderen in buchstäblicher Kettenreaktion die Hand. Dem alsbald auch in Deutschland einsetzenden Sturz der Aktienkurse entsprach der rapide Aufstieg der Arbeitslosenziffern, der Betriebsstillegungen und Pfändungen. Spaltenweise wurden in den Zeitungen Zwangsversteigerungen annonciert. Die politischen Rückwirkungen blieben nicht aus. Seit der Wahl von 1928 wurde das Land von einer nur unter Spannungen und Mühen zusammengehaltenen Grossen Koalition mit dem sozialdemokratischen Kanzler Hermann Müller an der Spitze regiert. Als das verringerte Steueraufkommen jetzt zu rigorosen Einsparungen nötigte, kam es zwischen dem konservativen und dem linken Flügel innerhalb der Regierung zu einem hartnäckigen Streit, wer die Last der Krise vor allem zu tragen habe.

Schon zu diesem Zeitpunkt war freilich unverkennbar, dass niemand verschont bleiben werde. Das hervorstechendste Merkmal der Krise in Deutschland war ihre Totalität. Obwohl die ökonomischen und sozialen Begleitumstände beispielsweise in England sowie namentlich in den Vereinigten Staaten kaum weniger einschneidend waren, mündeten sie dort doch nicht in jene umfassende Bewusstseinskrise, die alle politischen, moralischen und intellektuellen Massstäbe zerschlug und weit über ihre engeren Ursachen hinaus als Krise des Vertrauens in die bestehende Ordnung der Welt empfunden wurde. Die Wendung, die sie in Deutschland nahm, kann denn auch mit den objektiven wirtschaftlichen Bedingungen nicht zureichend erfasst werden; vielmehr war die Krise vor allem ein psychologisches Phänomen. Müde der ewigen Bedrängnisse, in ihrer seelischen Widerstandskraft noch von Krieg, Niederlage und Inflation zermürbt, überdrüssig auch der demokratischen Schönrederei mit ihren fortwährenden Appellen an Vernunft und Nüchternheit, ergaben die Menschen sich nun ihren Affekten.

Sie reagierten zunächst freilich eher unpolitisch, resignierend angesichts der Fatalität und Undurchschaubarkeit der Katastrophe.



Beherrschend waren die Sorgen persönlicher Existenzsicherung: der tägliche Weg zu den Arbeitsämtern, die Ansteherei vor Lebensmittelläden oder öffentlichen Notküchen, die Plage mit den elenden Nichtigkeiten des Überlebens – und daneben das apathische und verzweifelte Herumlungern in verödeten Kneipen, an den Strassenecken oder in den dunklen Wohnungen, mit dem Gefühl vergeudetem Lebens. Im September 1930 überschritt die Zahl der Arbeitslosen erneut die Drei-Millionen-Grenze, ein Jahr später waren es fast viereinhalb und im September 1932 mehr als fünf Millionen, nachdem die Statistiken zu Beginn des Jahres schon über sechs Millionen Erwerbslose registriert hatten, die Kurzarbeiter nicht eingerechnet. Ungefähr jede zweite Familie war unmittelbar betroffen, und fünfzehn bis zwanzig Millionen Menschen sahen sich auf einen Unterstützungsakt angewiesen, der nach den Berechnungen des amerikanischen Journalisten H.R. Knickerbocker in gewissem Sinne zum Leben ausreichte, weil der Empfänger zehn Jahre brauchte, um damit zu verhungern.<sup>14</sup>

Das Gefühl gänzlicher Entmutigung und Sinnlosigkeit überlagerte alles. Zu den auffallenden Begleiterscheinungen der Krise zählte eine beispiellose Selbstmordwelle, deren Opfer anfangs vor allem fallierende Bankiers und Geschäftsleute, doch mit dem Vorschreiten der Krise immer häufiger Angehörige des Mittelstands und des Kleinbürgertums waren, die Inhaber kleiner Läden, Angestellte, Rentner, deren ausgeprägtes Statusempfinden Armut seit je nicht nur als Entbehrung, sondern weit eher noch als entwürdigendes Indiz sozialer Degradierung aufgefasst hatte. Nicht selten gingen ganze Familien geschlossen in den Tod. Sinkende Geburtenziffern und steigende Sterberaten führten in zwanzig deutschen Grossstädten zu abnehmenden Bevölkerungszahlen. Die Gesamtheit der chaotischen Bilder sowie die mitunter groteske Inhumanität eines krisenhaft entartenden Kapitalismus hat dem Bewusstsein vom Untergang eines Zeitalters vorgearbeitet und, wie immer in Endzeitstimmungen, wild wuchernde Hoffnungen und irrationale Sehnsüchte auf eine radikale Umwandlung des ganzen Weltzustandes wachgerufen. Scharlatane, Astrologen, Hellseher, Chironten und Spiritisten hatten eine grosse Zeit. Es war eine Not, die, wenn nicht beten, so doch pseudoreligiöse Empfindungen

lehrte und den Blick unwillkürlich auf offenbar begnadete Erscheinungen lenkte, die nicht Menschenwerk allein verrichten und mehr als Normalität, Ordnung, «Politik» verhiessen: nämlich Offenbarung des verlorenen Lebenssinns.

Instinktsicher wie kein anderer hat **Hitler** diese Bedürfnisse erfasst und auf sich zu ziehen gewusst. In jedem Sinne war dies seine Stunde. Die phlegmatischen Anwandlungen, der Hang zum Rückzug ins Private, der sich in den zurückliegenden Jahren nicht selten bemerkbar gemacht hatte, waren wie mit einem Schlage überwunden. Lange hatten die Anlässe gefehlt, die seinem Pathos gerecht wurden. Dawes-Plan, Besatzerschikanen oder Stresemanns Aussenpolitik bildeten keine angemessenen Verdammungsgegenstände, und vermutlich war ihm bewusst, dass das Missverhältnis zwischen diesen Tatbeständen und der Exaltation, die er daran zu entfachen versucht hatte, nicht frei von absurden Wirkungen gewesen war. Jetzt dagegen sah er endlich die Katastrophenkulisse erstehen, die seiner demagogischen Durchgängerei den dramatischen Hintergrund gab. Zwar waren seine agitatorischen Fixpunkte nach wie vor Versailles und Stresemanns Aussenpolitik, Parlamentarismus und Franzosenbesatzung, Kapitalismus, Marxismus und vor allem die jüdische Weltverschwörung; doch liess sich nun jeder dieser Begriffe unschwer mit der herrschenden Malaise, dem Elend, das alle spürten, verknüpfen.

**Hitlers** Überlegenheit gegenüber seinen Konkurrenten zeigte sich vor allem in dem Vermögen, den persönlichen Wünschen und Verzweiflungsgefühlen der Massen die Farbe eines politischen Entschlusses zu geben und den widersprüchlichsten Erwartungen die eigenen Absichten zu soufflieren. Die Wortführer der anderen Parteien begegneten der Bevölkerung eher verlegen, mit zurendenden Gesten: indem sie ihre Ratlosigkeit eingestanden, bauten sie auf die Solidarität aller Ohnmächtigen im Angesicht der Katastrophe. **Hitler** dagegen gab sich optimistisch, aggressiv, zukunfts-bewusst und pflegte seine Feindschaften: «Niemals in meinem Leben», so hat er erklärt, «habe ich mich so wohl und innerlich zufrieden gefühlt wie in diesen Tagen.»<sup>15</sup> In variantenreichen Alarmrufen appellierte er an die verwirrten, von Deklassierungs-ängsten erfüllten Menschen, die sich von rechts wie von links, von

Kapitalismus wie Kommunismus gleichermaßen bedrängt fühlten und der bestehenden Ordnung den unterlassenen Beistand zum Vorwurf machten. Seine Programmatik verwarf das eine und alles andere: sie war antikapitalistisch und antiproletarisch, revolutionär und restaurativ, sie beschwor ihre kalten Zukunftsvisionen zugleich mit den Heimwehbildern der guten alten Zeit und war suggestiv zugeschnitten auf das Paradox einer revolutionären Empörung, die auf Wiedereinsetzung in den einstigen Stand drängte. Bewusst überschritt sie alle herkömmlichen Fronten. Doch indem [Hitler](#) sich weit und radikal ausserhalb des «Systems» stellte, beteuerte er seine Unschuld an den herrschenden Notständen und legitimierte zugleich sein Verdikt über das Bestehende.

Wie um ihn zu bestätigen, versagten die parlamentarischen Institutionen schon angesichts der ersten Belastungsprobe. Noch vor dem Höhepunkt der Krise zerriss im Frühjahr 1930 die Grosse Koalition. Ihr Ende war bereits das Einsatzzeichen zum Abschied von der Republik. Im Vordergrund stand die schon lange schwelende, in der Sache eher geringfügige Meinungsverschiedenheit der Flügelparteien über die Lastenverteilung in der Arbeitslosenversicherung; tatsächlich jedoch zerbrach die Regierung Hermann Müller an dem in fast allen politischen Lagern schlagartig bemerkbar werdenden Hang zur Flucht in die Opposition, und die Bevölkerung, die zu den Radikalen überlief, wiederholte auf anderer Ebene nur, was vor allem Sozialdemokraten und Deutsche Volkspartei ihr vorgemacht hatten. Der Vorgang offenbarte, wie gering der Rückhalt war, den die Republik besass, und wie unverlässlich das Fundament der Loyalitäten. Zwar hatte sie in wenigen Jahren Beachtliches erreicht; aber noch die Farbe ihrer Tüchtigkeit war grau gewesen, und selbst in ihren besten Jahren hatte sie die Menschen im Grunde nur gelangweilt. Erst [Hitler](#) hat die Triebkräfte mobilisiert, die von der bemühten Alltagstüchtigkeit der republikanischen Politiker weder erkannt noch aufgefangen worden waren: den Drang nach Utopie und überpersönlichen Zielen, das Bedürfnis nach Appellen an Grossmut und Hingabewillen, die elementare Sehnsucht nach Führergestalten, in denen die Undurchsichtigkeit moderner Machtprozesse anschaulich würde, sowie das Verlangen nach heroisierender Deutung der aktuellen Notstände.

Weit mehr als die vagen wirtschaftlichen Versprechungen haben denn auch diese Parolen des «dritten Werts» die desorientierten Mengen auf den Weg zur NSDAP geführt. Hitler selber verdrängte nun seine Vorbehalte gegen die Massenpartei, und erstmals bewährte sich die Elastizität der weitgespannten Parteiorganisationen. Unbehindert durch programmatische Fesseln, aber auch frei von der Beschränkung auf eine einzelne Klasse, war die NSDAP imstande, die entlegensten Elemente fast mühelos aufzusaugen. Sie bot Raum für jede Herkunft, jedes Alter, jedes Motiv, ihr Mitgliedsbild schien eigentümlich strukturlos und verleugnete jeden strengeren Klassenbegriff. Man verkennt noch immer die entscheidende Ursache für den Aufstieg der Hitlerpartei, wenn man sie lediglich unter ökonomisch-sozialem Aspekt als Bewegung der rückständigen bürgerlichen und bäuerlichen Massen begreift und ihre Dynamik überwiegend aus den materiellen Interessen dieser Gefolgschaft zu erschliessen versucht.

Schon der vielgestaltige Gegensatz zwischen Kleingewerbe, Bauern, Grossunternehmern und Verbrauchern, die auf verschiedene Weise allesamt für die Partei unentbehrlich waren, beschränkte die Möglichkeiten zur Bildung einer Klassenbewegung. Es war dies die Grenze, an die bis dahin jede Partei früher oder später gestossen war. Sie schien unüberwindlich und war gerade in einer Zeit schwersten wirtschaftlichen und sozialen Elends nicht einfach durch die Taktik der leeren Versprechungen nach allen Seiten zu lösen, die allzu viele Adepten hatte und bald niemanden mehr narrete. Wer sich überhaupt auf die materiellen Wünsche einliess, sah sich bald dem Dilemma gegenüber, dass er die Massen nur gewinnen konnte, wenn er höhere Löhne und geringere Preise, mehr Dividenden und weniger Steuern, bessere Renten, höhere Zölle und im Hinblick auf die Landwirtschaftsprodukte sogar den Erzeugern höhere und den Verbrauchern niedrigere Preise versprach. Es war aber gerade Hitlers Kunstgriff, über die ökonomischen Gegensätze in tönenden Appellen hinwegzureden und die materiellen Interessen vor allem zu benutzen, um sich wirkungsvoll von seinen Gegnern abzusetzen: «Ich verspreche nicht Glück und Wohlleben wie die anderen», rief er aus, «ich kann nur das eine sagen: wir wollen Nationalsozialisten sein, wir wollen erkennen,

dass wir kein Recht haben, national zu sein und 'Deutschland, Deutschland über alles' zu schreien, wenn Millionen von uns zum Stempeln gehen müssen und nichts zum Anziehen haben.»<sup>16</sup> Seine Überlegenheit beruhte nicht zuletzt auf der Einsicht, dass das Verhalten der Menschen nicht ausschliesslich ökonomisch motiviert ist; er baute vielmehr auf ihr Bedürfnis, ein überpersönliches Motiv für das Dasein zu besitzen, und vertraute auf die klassensprengende Kraft des «dritten Wertes»: der Parolen von nationaler Ehre, Grösse, Verschworenheit und Opferbereitschaft; von Hingabe ohne Vorteil: «Und Sie sehen – schon marschieren wir!»

Immerhin blieben Resonanz und Zulauf der Partei auch jetzt vor allem auf jene Mittelschichten beschränkt, die den Grund ihrer politischen Vorstellungen am ehesten bewahrt und seit je die Neigung gezeigt hatten, aus problematischen Existenzlagen in die Geborgenheit einer rücksichtslosen und unkomplizierten Ordnung zu flüchten. Ihre Wünsche, Ressentiments und Interessen waren im bestehenden Parteienfeld nur ungenau repräsentiert. Die ungeliebte Republik hatte sie der Politik entfremdet, doch Hunger und Angst brachten sie nun, ziellos fluktuierend, auf die Suche nach «ihrer» Partei. In der Begegnung mit [Hitler](#) erlagen sie nicht nur einer grossen demagogischen Kraft, sondern in kaum geringerem Masse der suggestiven Gemeinsamkeit der Lebensschicksale: auch er ein Bürgerlicher mit der überwältigenden Deklassierungsangst und in seinen zivilen Ambitionen gescheitert, ehe er die Politik entdeckte, die ihn befreit, nach oben gebracht hatte und an ihnen nun die gleiche Zauberwirkung, so hofften sie, entfalten würde. Sein Schicksal schien die Apotheose ihres eigenen.

Es war dieser «versinkende Mittelstand», der den Durchbruch der NSDAP zur Massenpartei eingeleitet und ihr soziologisches Bild während jener Jahre ganz überwiegend bestimmt hat. Freilich ist die Annahme irrig, dass die wirtschaftliche Not unmittelbar zu einer erhöhten Anfälligkeit für die Parolen der NSDAP geführt habe; denn nicht in den Grossstädten und Industrierevieren, wo die Depression die bedrückendsten Ausmasse erreichte, erzielte die [Hitlerpartei](#) den grössten Zulauf, sondern in den Kleinstädten sowie in den ländlichen Gegenden. Vor dem Hintergrund einer im ganzen noch intakten Ordnung wurde der Einbruch des Elends

weitaus elementarer, katastrophentypischer empfunden als in den grossen Städten, die mit der Not seit je auf vertrautem Fuss gelebt hatten; hier war der Begriff des Chaos nur ein anderes Wort für Kommunismus.<sup>17</sup>

Immerhin gelangen der NSDAP mit dem Fortgang der Krise auch die ersten Erfolge innerhalb der Arbeiterschaft. Zwar ist der von Gregor Strasser unternommene Versuch, mit Hilfe einer Betriebszellenorganisation (NSBO) den sogenannten «Betriebsmarxismus» zu überwinden («Keine Arbeitsstelle ohne Nazizelle», dichtete Goebbels), im Ganzen gescheitert, nicht zuletzt, weil Hitler gegenüber dem Gedanken einer breiten nationalsozialistischen Gewerkschaftsorganisation stets reserviert geblieben war: Das Beispiel der SPD schien ihm zu demonstrieren, wie eine Partei sich durch das Bündnis mit den Gewerkschaften die Idee der Weltrevolution abkaufen lassen könne und in der Fixierung auf Lohntütenprobleme die Befreiung des Menschengeschlechts aus dem Blick verlor. Jedenfalls unterstützte er die verbliebene NS-Linken kaum bei deren Versuch, der Gefahr entgegenzuwirken, dass die sozialrevolutionäre Arbeiterpartei in die Niederungen einer «Nur-Antisemitischen- und Kleinbürgerpartei» abrutschte: «Die Gewinnung eines einzigen Arbeiters ist ungleich wertvoller als die Beitrittserklärungen von einem Dutzend Exzellenzen, überhaupt von 'gehobenen' Persönlichkeiten», versicherte einer der ihren.<sup>18</sup> Doch wiederum hatte Hitler mit seiner Überlegung Erfolg: Was der NSDAP gegenüber der klassenbewussten Arbeiterschaft lange versagt geblieben war, erreichte sie nun unter den wachsenden Massen der Arbeitslosen. Als ideales Auffangbecken erwies sich dabei vor allem die SA, in Hamburg waren von viertausendfünfhundert SA-Mitgliedern zweitausendsechshundert ohne Beschäftigung, es waren annähernd sechzig Prozent, in Breslau konnte ein Sturm bei heftigem Frost zu einer Besichtigung nicht antreten, weil er kein Schuhwerk hatte.

Vor den Stempelstellen, auf denen die Erwerbslosen sich zweimal wöchentlich einfinden mussten, verteilten organisierte Werbetrupps das auf die Sorgen und Nöte der Betroffenen geschickt zugeschnittene Propagandablatt 'Der Erwerbslose' und verwickelten die Herumstehenden in anhaltende Diskussionen. Die Gegenakti-

vität der Kommunisten, die sich von den Nazis auf ihrer eigensten Domäne herausgefordert sahen, führte zu ersten Schlägereien und Strassenkämpfen, die bei schrittweise gesteigerten Einsätzen allmählich in jenen «stillen Bürgerkrieg» übergingen, der bis in den Januar 1933 eine dünne, aber unablässig blutende Spur zog und erst mit der Machteroberung der einen Seite abrupt erstickt wurde. Den Anfang hatte schon im März 1928 ein erbittertes Handgemenge in Dithmarschen gemacht, in dessen Verlauf zwei Angehörige der SA, der Bauer Hermann Schmidt sowie der Tischler Otto Streibel, getötet und dreissig Personen teilweise schwer verletzt worden waren. Nunmehr verlagerte sich die Auseinandersetzung zusehends in die Grossstädte, deren Arbeiterviertel und Hinterhofsysteme zur finsternen Kulisse eines Kleinkriegs wurden, der in Ecklokalen und Kellerkneipen seine Stützpunkte hatte, jenen sogenannten «Sturmlokalen», die, ganz in diesem Sinne, von einem der Mitlebenden als «befestigte Stellung in der Kampfzone» beschrieben wurden.<sup>19</sup> Vor allem in den Grossstädten kam es zwischen SA und Rotem Frontkämpferbund, der Kampforganisation der Kommunisten, zu Feindseligkeiten, die nicht selten ganze Strassenzüge in lärmenden, kriegsähnlichen Aufruhr versetzten und zahlreiche Tote und Verletzte forderten. Häufig konnte erst das massierte Eingreifen gepanzerter Polizeiverbände Kampfhandlungen unterbinden.

Mehr und mehr rückte Berlin jetzt überhaupt in den Mittelpunkt der nationalsozialistischen Machtergreifungsstrategie. Die traditionell linksorientierte Stadt, in der die marxistischen Parteien seit je alle Rivalen weit hinter sich liessen, war nicht nur die Bastion, deren Eroberung von der Legalitätstaktik zwingend vorgeschrieben war; vielmehr gebot die NSDAP in Goebbels dort auch über den Mann, der Energie und Verwegenheit genug besass, mit einem verschwindend kleinen Anhang die «Roten» mitten im Zentrum ihrer Macht, wo sie sich unangefochten glaubten, herauszufordern: «Adolf Hitler frisst Karl Marx!», lautete eine der dreisten Parolen, mit denen er den Kampf eröffnete. Aus den bürgerlichen Vororten, in denen die NSDAP ein unbehelligtes, vom Selbstzank ausgefülltes Vereinsleben geführt hatte, dirigierte er sie mitten in die proletarischen Elendsquartiere des Nordens und Ostens der Stadt und machte erstmals den Linken die Strasse und die Betriebe

streitig. Blass, übermächtig, im zweireihigen, schwarzen Lederjackett, war er eine der charakteristischen Figuren aus der Typengalerie jener Zeit. Die Beunruhigung der Linken, die den enttäuschten Massen zu lange die Weltrevolution nur gemimt hatte, spiegelt die berühmt gewordene Formel wider, mit der die KPD-Bezirksleitung Berlin schon im August 1928 auf die Goebbels'sche Konkurrenz reagierte: «Jagt die Faschisten aus den Betrieben! Schlagt sie, wo ihr sie trefft!»

Dem Beispiel [Hitler](#) folgend, entwickelte auch Goebbels seine Praktiken am Vorbild des Gegners: Die Sprechchöre, Musikzüge, die Werbetätigkeit am Arbeitsplatz oder das System der Strassenzellen, die Massendemonstrationen sowie die Kleinarbeit an der Wohnungstür griffen Methoden der sozialistischen Parteiwerbung auf und verknüpften sie mit dem von [Hitler](#) geprägten «grossen Münchener Stil». Der provinziellen Physiognomie der Partei gab Goebbels einige grossstädtische und intellektuelle Züge, die ihr neue Schichten erschlossen. Er war auf jene Art geistreich, abgebrüht und zynisch, die dem Publikum imponiert. Aus dem republikanischen Slogan «Schützt alle die Republik!» schuf er die diffamierend jiddisch klingende Vokabel «Schadre», machte die von der gegnerischen Agitation verwendete Bezeichnung «Oberbandit von Berlin» zu einer Art Ehrentitel, mit dem er sich ganovenhaft schmückte, oder ironisierte eine Formel aus den Revolutionstagen von 1918, die ein Leben in Schönheit und Würde verheissen hatte, indem er die mit penibler Roheit geführte Selbstmörderspalte im 'Angriff' mit der stets wiederkehrenden Wendung überschrieb: «Das Glück dieses Lebens in Schönheit und Würde vermochten nicht länger zu ertragen»: dann folgten die Namen.<sup>20</sup>

Die unbegrenzte Bereitschaft, vom Gegner zu lernen, der Mangel an machttaktischer Arroganz und Besserwisserei, unterschied die Nationalsozialisten von den Konservativen alter Prägung und gab ihrer Rückwärtsgewandtheit die moderne Gestalt. Der linksradikalen Presse schenkten sie bezeichnenderweise weit grössere Aufmerksamkeit als den bürgerlichen Blättern und druckten in ihren eigenen Publikationen nicht selten «beachtenswerte Abschnitte» aus kommunistischen Instruktionen zur Belehrung der eigenen Gefolgschaft ab.<sup>21</sup> Desgleichen trachteten sie, auch darin



die Praxis der Kommunisten aufgreifend, den Gegner durch rüdes Auftreten zu demoralisieren, nicht ohne freilich die eigene Schwäche als Folge von Arglosigkeit und Idealismus darzustellen: «Helden mit grossem Kinderherzen», «Christus-Sozialisten», formulierte Goebbels unverföhren, als er Horst Wessel, den zumindest teilweise aus Eifersuchtsmotiven, im Streit um eine Dirne, von einem kommunistischen Rivalen erschossenen SA-Führer, zum Märtyrer stilisierte. Zu seinen wirksamsten Rühreffekten gehörte es, die bandagenvermummten Verwundeten der Strassenschlachten neben seiner Rednertribüne auf Tragbahnen zur Schau zu stellen. Der Polizeibericht über den blutigen Zwischenfall in Dithmarschen hatte die Propagandawirkung Toter und Verwundeter beschrieben und der Hitlerbewegung bestätigt, wie vorteilhaft die Investition blutiger Opfer als Mittel der Agitation war: Die Nationalsozialisten hätten rund dreissig Prozent Neuzugänge zu verzeichnen, meldete das Schreiben und teilte die Beobachtung mit, dass seither «einfache und alte Bauernfrauen an ihren blauen Arbeitsschürzen das Hakenkreuzabzeichen (tragen). Bei der Unterhaltung mit solchen alten Müttern fühlte man sofort, dass sie von den Zielen und Zwecken der nationalsozialistischen Partei gar keine Ahnung haben. Sie sind aber davon überzeugt, dass alle ehrlichen Leute in Deutschland heute ausgenutzt werden, dass die Regierung unfähig ist und ... nur die Nationalsozialisten die Retter aus diesem angeblichen Elend sein können.»<sup>22</sup>

Der wohl bemerkenswerteste Einbruch gelang der NSDAP innerhalb der Jugend. Wie keine andere politische Partei vermochte sie sich sowohl die Erwartungen der jungen Generation selber als auch die verbreiteten Hoffnungen darauf zunutze zu machen. Naturgemäss war die Generation der Achtzehn- bis Dreissigjährigen, deren Ehrgeiz und Bewährungswille angesichts der herrschenden Massenarbeitslosigkeit ins Leere lief, von der Krise besonders betroffen. Radikal und wirklichkeitsflüchtig zugleich, bildeten sie ein riesiges aggressives Potential. Sie verachteten ihre Umwelt, die Elternhäuser, Erzieher und angestammten Autoritäten, die verzweifelten immer nur die alte bürgerliche Ordnung wiederhaben wollten, über die sie längst hinaus waren: «Wir können nicht mehr gläubig rückwärts blicken und sind doch zum Verneinen zu gesund!» hiess

es in einem Zeitgedicht.<sup>23</sup> Auf intellektuellerer Ebene äusserte sich die gleiche Stimmung beispielsweise in der Formel, dass Deutschland nicht nur den Krieg, sondern auch die Revolution verloren habe und sie nachholen müsse. In ihrer Mehrheit verachtete die Jugend die Republik, die ihre eigene Ohnmacht feierte und ihre Schwäche und Unentschiedenheit als demokratischen Kompromisswillen ideologisierte; sie verwarf aber auch ihren platten sozialstaatlichen Materialismus, ihre «epikureischen Ideale», in denen sie nichts von der tragischen Lebensstimmung wiederfand, die sie erfüllte.

Zugleich mit der Republik lehnte sie auch den traditionellen Parteientypus ab, der das von der Jugendbewegung geweckte und im Krieg legendär bestätigte Verlangen nach «organischen» Gemeinschaftsformen unbefriedigt liess. Das Ressentiment gegen die «Herrschaft der Alten» entzündete sich geradezu am Bilde des herkömmlichen Parteivorstandes in all seiner bornierten Rechtschaffenheit. Nichts auf diesen breiten, selbstzufriedenen Gesichtern spiegelte die Unruhe, das Bewusstsein der grossen «Zeitwende», das diese bürgerliche Jugend erfüllte. Ein nicht unerheblicher Teil schloss sich den Kommunisten an, obwohl die klassenkämpferische Enge der Partei vielen den Zugang erschwerte; andere versuchten in der buntgewürfelten nationalbolschewistischen Bewegung ihrem eigentümlich gebrochenen Rigorismus Ausdruck zu geben; die Mehrheit indessen, insbesondere aus der akademischen Jugend, ging zu den Nationalsozialisten über, die NSDAP war ihre natürliche Alternative. Aus dem schillernden ideologischen Angebot der nationalsozialistischen Propaganda hörten sie vor allem die revolutionären Töne heraus, sie suchten Disziplin, Opfer und fühlten sich überdies von der Romantik einer Bewegung angezogen, die immer hart am Rande der Legalität operierte und dem rücksichtslosen Einsatzwillen auch den Schritt darüber hinaus erlaubte: weniger eine Partei als eine Kampfgemeinschaft, die den ganzen Mann verlangt und einer morschen und zerbrechenden Welt das Pathos einer martialischen neuen Ordnung entgensetzte.

Unter dem Zulauf der jüngeren Jahrgänge gewann die NSDAP, vor allem bevor sie zur Massenpartei wurde, geradezu den Charakter einer Jugendbewegung eigenen Stils. Im Gau Hamburg bei-

spielsweise waren 1925 rund zwei Drittel der Parteimitglieder jünger als dreissig Jahre, in Halle sogar sechsundachtzig Prozent, und in den übrigen Gauen lauteten die Zahlen durchweg ähnlich. Im Jahre 1931 waren siebenzig Prozent der Berliner SA-Leute unter dreissig, in der Gesamtpartei gehörten immerhin noch annähernd vierzig Prozent dieser Altersgruppe an, in der SPD dagegen kaum halb so viele; und während rund zehn Prozent der SPD-Abgeordneten unter vierzig Jahre alt waren, waren es bei den Nationalsozialisten rund sechzig Prozent. Hitlers Bestreben, die jungen Menschen anzusprechen, zu stimulieren und mit Verantwortung zu betrauen, erwies sich als überaus wirksam. Goebbels wurde mit achtundzwanzig, Karl Kaufmann mit fünfundzwanzig Jahren Gauleiter, Baldur v. Schirach war sechsundzwanzig, als er zum Reichsjugendführer ernannt wurde, und Himmler nur zwei Jahre älter bei der Beförderung zum Reichsführer-SS. Die Unbedingtheit und ungeschwächte Glaubenskraft dieser jugendlichen Führungsleute, ihre «rein körperliche Energie und Rauflust verliehen der Partei eine Stosskraft, der vor allem die bürgerlichen Parteien je länger, je weniger etwas Gleichwertiges entgegenzusetzen hatten».<sup>24</sup>

Alle diese Merkmale prägten die Zusammensetzung der Partei schon seit dem Jahre 1929, noch vor dem grossen, sprunghaften Überlaufen. Allerdings blieb ihr soziologisches Bild immer undeutlich, nicht ohne Absicht vernebelt von anspruchsvollen Sammelparolen, hinter denen Hitler zu verbergen suchte, dass die Werbung um die politisch bewusste Arbeiterschaft nur geringe Erfolge zeitigte und die NSDAP überwiegend auf ihre Ursprungsschichten begrenzt blieb. Erstmals wurde auch ein staatlicher Widerstand spürbar. Am 5. Juni 1930 erliess Bayern ein Uniformverbot, eine Woche später untersagte Preussen das Braunhemd, so dass die SA künftig in weissen Hemden auftreten musste, und wiederum vierzehn Tage später verbot das Land seinen Beamten die Zugehörigkeit zur NSDAP und KPD. Der Abwehrwille äusserte sich auch in einer wachsenden Anzahl von Gerichtsprozessen, bis 1933 fanden rund 40'000 Verfahren statt, in deren Verlauf 14'000 Jahre Haft und annähernd anderthalb Millionen Mark Geldstrafen verhängt wurden.<sup>25</sup>

Diese Gesten verdrängten gleichwohl den Eindruck der Schwäche nicht, der dem «System» unverlierbar anhaftete. Schon vor dem rühmlosen Ende der Grossen Koalition waren auch in der Umgebung des Reichspräsidenten v. Hindenburg, der bis dahin zwar verfassungsfremd, aber formal verfassungstreu amtiert hatte, Überlegungen verlangt, die zur Ablösung des unfähigen parlamentarischen Regimes durch ein autoritäres Präsidialregiment rieten; und wie weit auch immer der Präsident diesen Erwägungen jetzt schon entgegenkam: jedenfalls schaltete er sich bei der Bildung der neuen Regierung erstmals energisch und tonangebend in die Verhandlungen ein. Desgleichen deutete die Wahl Heinrich Brünings darauf hin, dass er sich künftig auch in die Regierungsgeschäfte einzumischen gedenke; denn die Person des neuen Kanzlers vereinte Loyalität, Charakterstrenge und Pflichtbewusstsein zu eigentümlich romantischer Nüchternheit, die allemal auch zu jenen stummen Selbstopferungen bereit schien, wie Hindenburg sie seit je von seiner Umgebung zu verlangen pflegte. Mit unangemessener Eile, und ohne die Kompromissmöglichkeiten auszuschöpfen, riskierte Brüning schon bald nach Übernahme seines Amtes, in einem Augenblick unablässig steigender Arbeitslosenzahlen und wachsender Krisenangst, eine parlamentarische Abstimmungs Niederlage und löste den Reichstag auf. Vergeblich hatte der Reichsinnenminister Wirth die Gegenspieler beschworen, nachzugeben und die Krise des Parlaments nicht zu einer Krise des Systems zu erweitern, es schien, als sei die Demokratie ihrer selbst überdrüssig geworden. Für den September wurden Neuwahlen anberaumt.<sup>26</sup>

Sogleich flammte die ohnehin nur geringfügig abgeflaute nationalsozialistische Propaganda wieder auf und gewann jenen schrillen Kampagnenton zurück, der dem Feldzug gegen den Young-Plan das Gepräge gegeben hatte. Wieder schwärmten ihre Werbekommandos aus und fielen laut und turbulent in Städte und Landstriche ein, veranstalteten in nicht abreissender Folge Platzkonzerte, Sportfeste, Sternfahrten, Zapfenstreiche oder gemeinsame Kirchgänge. Sie wussten vernünftig, radikal oder begeistert und durchweg volkstümlicher als ihre Mitbewerber zu sein. «Heraus mit dem Geschmeiss! Reisst ihm die Masken von der Fratze herunter! Packt sie beim Genick, gebt ihnen am 14. September Fusstritte

auf die Fettbäuche und fegt sie mit Glanz und Gloria zum Tempel hinaus! «, schrieb Goebbels, für den dieser Wahlkampf die erste Bewährungsprobe seit der Ernennung zum Reichspropagandaleiter war. Ernst Bloch hat abfällig von der «dummen Begeisterung» der Nationalsozialisten gesprochen; aber eben das machte einen Teil ihrer Überlegenheit aus, während die Kommunisten, aller hochtrabenden Siegesgewissheit zum Trotz, immer grau und missmutig wirkten, als hätten sie nicht die Geschichte, sondern allenfalls den Alltag für sich. Auch die zwei- bis dreitausend Absolventen der Parteirednerschule kamen jetzt in gesteuerten Masseneinsätzen zum Zuge, und wenn der vielfach primitive und einstudiert wirkende Vortrag des ideologischen Weistums der Partei auch wenig neue Anhänger gewann, so festigte das scharenweise Auftreten zahlloser Kleinpropagandisten doch den Eindruck unermüdlicher und allesüberrollender Aktivität, dem nach der Auffassung **Hitlers** eine grosse Suggestivwirkung innewohnte. Zugleich traten die erprobten Gau- und Reichsredner im Rahmen aufwendig arrangierter Veranstaltungen vor die Bevölkerung. «Versammlungen mit einer Besucherzahl von tausend bis fünftausend Personen», vermerkte eine Denkschrift des preussischen Innenministeriums, «sind in grösseren Städten eine tägliche Erscheinung; oft müssen sogar eine oder mehrere Parallelversammlungen stattfinden, weil die vorgesehenen Versammlungslokale die Zahl der Besucher nicht fassen können.»<sup>27</sup>

In jedem Sinne an der Spitze, als Führer, Star und Organisator der Kampagne, stand **Hitler** selber. Er hatte sie mit einer Grossveranstaltung in Weimar eröffnet und war seither pausenlos, im Auto, im Flugzeug oder mit der Eisenbahn, unterwegs. Wo immer er auftauchte, setzte er die Massen in Bewegung, ohne dass er einen Plan, eine Theorie der Krise und ihrer Abwehr gehabt hätte. Aber er hatte die Antwort; er wusste die Schuldigen zu nennen: die Alliierten, die korrupten Systempolitiker, die Marxisten und die Juden; und er kannte die Voraussetzungen zur Beendigung der Not; den Willen, das Selbstbewusstsein und die wiedergewonnene Macht. Seine Gefühlsappelle blieben immer im Allgemeinen. «Schweigt mir mit euren Tagesfragen!», rechtfertigte er sich, das deutsche Volk sei darüber zugrunde gegangen: «Die Tagesfragen

sind dazu angetan, den Blick für das Grosse zu trüben.» Er begründete die Krise des parlamentarischen Systems geradezu damit, dass die Parteien und ihre Ziele zu sehr auf den «Tageskram» fixiert seien, als dass «Menschen bereit wären, dafür Opfer zu bringen»<sup>28</sup>. Nach wie vor befolgte er das bewährte Rezept, die tausend Unglücke des Tages auf wenige, leicht fassliche Ursachen zurückzuführen, ihnen jedoch durch ein düsteres Weltpanorama, das von unheimlichen Hintergrundfiguren verschwörerisch belebt war. Weite und dämonische Aura zu verleihen. Er wirkte durch das gewaltige Zeremoniell und die Entschiedenheit seines Auftretens nicht weniger als durch die rednerische Kraft. Immer blieb er darauf bedacht, dass seine Deutungen ins Schlagwort umsetzbar waren und viele grelle, haftende Begriffe ergaben, die noch lange nach seinen Auftritten, in den unkontrollierten Bewusstseinsschichten, selbsttätig ihre Wirkung entfalteten. In jenen Wochen gewann er, neben einer ausserordentlichen organisatorischen Erfahrung, das psychotechnische Raffinement für die weit umfangreicher angelegten, ungestümeren Kampagnen, die er zwei Jahre später ins Werk setzte.

Die Programmverlegenheit, die in so auffallendem Kontrast zur Energie und Lautstärke der nationalsozialistischen Agitation stand, hat zu einer anhaltenden Unterschätzung der NSDAP geführt. Im Urteil gerade der kritischen Zeitgenossen behauptete sie sich überwiegend als eine geräuschvolle, lästige und leicht verrückte Erscheinung in geräuschvollen und leicht verrückten Zeitläuften. Eine eigentümlich treffende und gleichzeitig höchst irrtümliche Formulierung Kurt Tucholskys über [Hitler](#) hat dieses Fehlurteil bewahrt: «Den Mann gibt es gar nicht; er ist nur der Lärm, den er verursacht.»<sup>29</sup> Eine Denkschrift des Reichsinnenministeriums, die den hinter formalen Legalitätsbeteuerungen kaum verhüllten verfassungsfeindlichen Charakter der Partei blosslegte, blieb unbeachtet; stattdessen vertraute man auf die Sprengkraft, die den inneren Widersprüchen der überhastet anschwellenden Partei, dem intellektuellen Mittelmaß, der Roheit und dem Ehrgeiz ihres Führerkorps innewohnte.

Diese Erwartungen sahen sich durch jene Krisen bestärkt, die im Sommer 1930 die NSDAP noch einmal nachhaltig zu erschüttern schienen und sich erst der späteren Betrachtung als Säuberungsaktionen zu erkennen gaben, die dem disziplinierten Zusammenhalt der Partei und ihrer Stosskraft zugutekamen. Getragen von dem anschwellenden Jubel zu allen Seiten, in dem immer betäubender heranrollenden Beben die unwiederholbare Chance witternd, rüstete Hitler sich, indem er die Partei von ihren letzten Kritikern und unabhängigen Oppositionellen reinigte.

Zunächst zwang er den Linken innerhalb der Partei, deren Stellung zusehends widersprüchlicher geworden war, die wiederholt hinausgeschobene Auseinandersetzung auf. Solange die NSDAP als Randpartei und nur durch den Lärm, den sie verursachte, in Erscheinung getreten war, ohne in Parlamenten oder Regierungen ihre Grundsätze in die Praxis umsetzen zu müssen, hatte sie ihre ideologischen Meinungsverschiedenheiten unschwer verbergen können; die regionalen Wahlerfolge der jüngsten Zeit zwangen sie unaufhörlich zu verbindlicher Selbstauslegung. Hartnäckig hatten Otto Strasser und sein um den Kampfverlag gruppierter Anhang immer wieder Hitlers Legalitätskurs in Frage gestellt und eine aggressive «Katastrophentaktik» befürwortet; sie hatten einen ungehörigen Antikapitalismus herausgekehrt, für umfangreiche Verstaatlichungen plädiert, ein Bündnis mit der Sowjetunion gefordert oder, abweichend von der Parteilinie, lokale Streikbewegungen unterstützt. Naturgemäss setzten sie damit nicht nur die soeben hergestellten gewinnträchtigen Beziehungen der Partei zur Wirtschaft aufs Spiel, sondern durchkreuzten mit ihrer unbekümmerten Neigung zu programmatischen Festlegungen auch Hitlers Taktik des Ausweichens und der Offenheit nach allen Seiten. Schon im Januar hatte der Führer der NSDAP von Otto Strasser die Auslieferung des Kampfverlages gefordert. Doppelzünftig, die Schmeicheleien mit Drohungen und Korruptionsversuchen durchsetzend, dann wieder mit Tränen in den Augen, hatte er dem widerspenstigen Genossen das Amt des Pressechefs in der Münchener Zentrale angetragen und für den Verlag rund achtzigtausend Mark geboten. Er hatte ihn als alten Soldaten und langjährigen Nationalsozialisten beschworen – doch Strasser, der sich als Siegel-

bewahrer der wahren nationalsozialistischen Idee ansah, hatte alle Angebote mitsamt den Einschüchterungen zurückgewiesen. Zu einer grundsätzlichen Unterredung kam es daraufhin am 21. / 22. Mai 1930 in [Hitlers](#) damaligem Berliner Quartier, dem Hotel «Sanssouci» in der Linkstrasse. Im Beisein von Max Amann, Rudolf Hess und Otto Strassers Bruder Gregor tauschten die Kontrahenten sieben Stunden lang erregt ihre Argumente aus.

Der weiträumigen Manier des Autodidakten entsprechend, die später die stumme Verzweiflung seiner Tischrunden war, eröffnete [Hitler](#) das in einer Aufzeichnung Strassers überlieferte Gespräch mit dozierenden Auslassungen über die Kunst (sie kenne keine revolutionären Brüche, sondern bestehe nur als «ewige Kunst», und was überhaupt diesen Namen verdiene, sei griechisch-nordischer Art, alles andere sei Irreführung), erging sich über die Rolle der Persönlichkeit, über Probleme der Rasse, der Weltwirtschaft, des italienischen Faschismus und wandte sich dann dem Sozialismus zu, der «Pilatusfrage»<sup>30</sup>, die freilich von Beginn an präsent gewesen war. Er warf Strasser vor, dass er die Idee höher setze als den Führer und «jedem Parteigenossen das Recht geben wolle, über die Idee zu entscheiden, sogar darüber zu entscheiden, ob der Führer noch der sogenannten Idee treu ist oder nicht. Das ist schlimmste Demokratie, für die es eben bei uns keinen Platz gibt», rief er aufgebracht. «Bei uns ist Führer und Idee eins und jeder Parteigenosse hat das zu tun, was der Führer befiehlt, der die Idee verkörpert und allein ihr letztes Ziel kennt.» Er habe keine Lust, die Partei-Organisation, die auf der Disziplin der Mitglieder aufgebaut sei, «von einigen grössenwahnsinnigen Literaten zerschlagen zu lassen».

[Hitlers](#) Unvermögen, menschliche Beziehungen anders als unter hierarchischem Aspekt zu sehen, ist selten greifbarer geworden als im Verlauf dieser Auseinandersetzung. Jeder Überlegung, jedem Einwand hielt er, wie in einer intellektuellen Reflexbewegung, die Machtfrage entgegen: wer hat die Anordnungsgewalt, wer ist der Befehlende und wer der Unterworfenene? Alles war unnachlässig auf den Gegensatz von Herren und Knechten reduziert; es gab die rohe, ungebildete Masse und die grosse Persönlichkeit, deren Instrument und Manipulationsmaterial sie war. Die Befriedigung der legitimen Schutz- und Fürsorgebedürfnisse dieser Masse: das



war, seiner Vorstellung zufolge, Sozialismus. Als Strasser ihm vorwarf, er versuche, den revolutionären Sozialismus der Partei im Interesse seiner neuen Verbindungen zur bürgerlichen Reaktion abzdrosseln, erwiderte [Hitler](#) heftig: «Ich bin Sozialist, ganz anders als z.B. der hochvermögende Herr Graf Reventlow. Ich habe als einfacher Arbeiter angefangen. Ich kann heute noch nicht sehen, wenn mein Chauffeur ein anderes Essen hat als ich. Aber was Sie unter Sozialismus verstehen, das ist einfach krasser Marxismus. Sehen Sie, die grosse Masse der Arbeiter will nichts anderes als Brot und Spiele, die hat kein Verständnis für irgendwelche Ideale und wir werden nie damit rechnen können, die Arbeiter in erheblichem Masse zu gewinnen. Wir wollen eine Auswahl der neuen Herrenschaft, die nicht von irgendeiner Mitleidsmoral getrieben wird, sondern die sich darüber klar ist, dass sie auf Grund ihrer besseren Rasse das Recht hat, zu herrschen und die diese Herrschaft über die breite Masse rücksichtslos aufrechterhält und sichert ... Ihr ganzes System (ist) eine Schreibtischarbeit, die mit dem wirklichen Leben nichts zu tun hat.» Er wandte sich an seinen Verleger: «Herr Amann, würden Sie es sich gefallen lassen, wenn plötzlich Ihre Stenotypistinnen Ihnen dreinreden würden? Der Unternehmer, der die Verantwortung für die Produktion trägt, der schafft auch den Arbeitern Brot. Gerade unseren grossen Unternehmern kommt es nicht auf das Zusammenraffen von Geld an, auf Wohlleben usw, sondern denen ist die Verantwortung und die Macht das wichtigste. Sie haben sich auf Grund ihrer Tüchtigkeit an die Spitze gearbeitet und auf Grund dieser Auslese, die wiederum nur die höhere Rasse beweise, haben sie ein Recht zu führen.» Als Strasser ihm nach bewegter Diskussion die Kardinalfrage stellte, ob im Falle einer Machtübernahme die Produktionsverhältnisse unverändert blieben, antwortete [Hitler](#): «Aber selbstverständlich. Glauben Sie denn, ich bin so wahnsinnig, die Wirtschaft zu zerstören? Nur wenn die Leute nicht im Interesse der Nation handeln würden, dann würde der Staat eingreifen. Dazu bedarf es aber keiner Enteignung und keines Mitbestimmungsrechtes.» Denn in Wirklichkeit gebe es immer nur ein System: «Verantwortung nach oben, Autorität nach unten», das sei seit Jahrtausenden so gewesen und könne gar nicht anders sein.<sup>31</sup>

Sichtlich sind im Sozialismus-Begriff **Hitlers** weder ein humanitärer Antrieb noch das Bedürfnis nach einem Neuentwurf der Gesellschaft spürbar, sein Sozialismus, so hat er selber versichert, habe mit einer «mechanischen Konstruktion des Wirtschaftslebens gar nichts zu tun»; vielmehr sei er der Komplementärbegriff zum Wort «Nationalismus»: er bedeute die Verantwortung des Ganzen für den Einzelnen, während «Nationalismus» die Hingabe des einzelnen für das Ganze sei; im Nationalsozialismus fänden die beiden Elemente zusammen. Der Kunstgriff verhalf allen Interessen zu ihrem Recht und degradierte die Begriffe zu reinen Spielmarken: der Kapitalismus fand erst im **Hitlerschen** Sozialismus seine Erfüllung, während der Sozialismus nur realisierbar war unter dem kapitalistischen Wirtschaftssystem. Das linke Etikett trug diese Ideologie vor allem aus machttaktischen Erwägungen. Sie forderte den nach innen wie nach aussen machtvollen Staat, eine unangefochtene Führung über der «grossen Masse der Anonymen», dem «Kollektiv der ewig Unmündigen»<sup>32</sup>. und was immer der Ausgangspunkt der Parteigeschichte gewesen war: im Jahre 1930 war die NSDAP nach der Vorstellung **Hitlers** «sozialistisch», um sich den Stimmungswert einer populären Vokabel zunutze zu machen, und «Arbeiterpartei», um sich der energischsten gesellschaftlichen Kraft zu vergewissern. Wie das Bekenntnis zur Tradition, zu konservativen Wertvorstellungen oder zum Christentum gehörten die sozialistischen Parolen ins manipulationsfähige ideologische Vorfeld, das der Tarnung, der Verwirrung diene und nach Opportunitätsmotiven mit wechselnden Schlagworten bestückt war. Wie zynisch zumindest an der Spitze die Programmgrundsätze missachtet wurden, erfuhr einer der jungen enthusiastischen Überläufer zur Partei im Gespräch mit Goebbels; auf die Bemerkung, dass Feders Brechung der Zinsknechtschaft doch ein Element Sozialismus enthalte, bekam er zur Antwort, brechen müsse höchstens der, der diesen Unsinn anhöre.<sup>33</sup>

Die Unbefangenheit, mit der Otto Strasser die Ungereimtheiten und Begriffsmanöver in der Argumentation seines Gegenübers aufdeckte, traf **Hitler** sehr. Verstimmt reiste er nach München zurück und liess, wie es in solchen Auseinandersetzungen seiner Art entsprach, wochenlang nichts von sich hören, so dass Strasser ganz

im Ungewissen blieb. Erst als er in einem Pamphlet mit dem Titel «Ministersessel oder Revolution?» den Verlauf des Disputs schilderte und den Parteiführer des Verrats am sozialistischen Kernstück der gemeinsamen Idee bezichtigte, schlug Hitler zurück. In einem Schreiben, dessen stilistische Missgriffe den Grad seiner Ungehaltenheit kenntlich machten, befahl er seinem Berliner Gauleiter den rücksichtslosen Ausschluss Strassers und seiner Gefolgsleute. Er schrieb:

«Seit Monaten verfolge ich als verantwortlicher Leiter der NSDAP Versuche, in die Reihen der Bewegung Uneinigkeit, Verwirrung und Disziplinlosigkeit hineinzutragen. Unter der Maske, für den Sozialismus kämpfen zu wollen, wird eine Politik zu vertreten versucht, die vollkommen der Politik unserer jüdisch-liberal-marxistischen Gegner entspricht. Was von diesen Kreisen gefordert wird, ist der Wunsch unserer Feinde ... Ich halte es nunmehr für notwendig, diese destruktiven Elemente rücksichtslos und ausnahmslos aus der Partei hinauszwerfen. Den Wesensinhalt unserer Bewegung haben wir geformt und bestimmt, die wir diese Bewegung gründeten und die wir für sie kämpften, für sie in den Gefängnissen litten, und die wir sie aus dem Zusammenbruch auch wieder zu ihrer heutigen Höhe emporgeführt haben. Wem dieser von uns und in erster Linie von mir der Bewegung zugrunde gelegte Wesensinhalt nicht passt, soll in die Bewegung nicht kommen oder hat sie wieder zu verlassen. Die Nationalsozialistische Partei wird, so lange ich sie führe, kein Debattierklub wurzelloser Literaten oder chaotischer Salonbolschewisten werden, sondern sie wird bleiben, was sie heute ist: eine Organisation der Disziplin, die nicht für doktrinaire Narreteien politischer Wandervögel geschaffen wurde, sondern zum Kampf für eine Zukunft Deutschlands, in der die Klassenbegriffe zerbrochen sein werden.»<sup>34</sup>

Am 30. Juni rief Goebbels daraufhin eine Gaumitgliederversammlung in der Berliner Hasenheide zusammen. «Wer sich nicht einordnet», rief er den Versammelten zu, «der wird hinausgefeuert!» Otto Strasser und sein Anhang, die gekommen waren, um ihre Auffassung vorzutragen, wurden von der SA gewaltsam aus dem Saal geführt. Die Strassergruppe sprach daraufhin von «Stalinismus in Reinkultur» und gezielter «Sozialistenverfolgung» durch die Parteileitung, doch geriet sie immer offenkundiger auf den Rückzug. Schon am folgenden Tage legte Gregor Strasser die Herausgeberschaft der Kampfverlags-Presse nieder und distanzierte sich in scharfer Form von seinem Bruder, desgleichen liessen v. Re-

ventlow und andere prominente linke Flügelleute die Rebellen im Stich: viele wohl aus wirtschaftlichen Überlegungen, da sie [Hitler](#) ein Amt, eine Pfründe, ein Mandat verdankten, die Mehrheit aber zweifelte infolge jener «fast perversen persönlichen Loyalität», die [Hitler](#) in ihnen zu wecken und über zahllose Akte der Untreue hinweg zu erhalten verstand. Zuversichtlich äusserte Goebbels, die Partei werde «diesen Sabotageversuch ausschwitzen»<sup>35</sup>. Am 4. Juli verkündeten daraufhin Otto Strassers Zeitungen: «Die Sozialisten verlassen die NSDAP!» Aber kaum jemand folgte ihm, die Partei besass, so stellte sich heraus, fast keine Sozialisten und überhaupt kaum Menschen, die ihr politisches Verhalten theoretisch gedeutet wissen wollten. Otto Strasser gründete eine neue Partei, die sich zunächst «Revolutionäre Nationalsozialisten» nannte und später «Schwarze Front», doch vom Geruch dieser literarischen Sektierergruppe nie loskam. Die Lektüre der Kampfverlags-Blätter wurde dem [Hitler](#)anhang verboten, aber ihre Vorzugsthematik fand ohnehin bald kaum noch Beachtung: Die Enthüllungen aus der Intimsphäre des Führungsapparats wirkten pedantisch und unangemessen gegenüber einer Partei, die gerade den Appell der Geschichte zu vernehmen schien und entschlossen den Kampf gegen die Weltkatastrophe aufnahm; und für den theoretischen Begriffsstreit interessierte sich niemand; die Massen setzten ihre Hoffnungen und Heilserwartungen auf [Hitler](#), nicht auf ein Programm.

Das Ausscheiden Otto Strassers beendete nicht nur ein für allemal den sozialistischen Grundsatzstreit innerhalb der NSDAP, es bedeutete auch einen erheblichen Machtverlust für Gregor Strasser, der seither keine Hausmacht und keine Zeitung mehr besass. Zwar war er nach wie vor Reichsorganisationsleiter der Partei, residierte in München und hielt zahlreiche Fäden in der Hand; aber den Mitgliedern und der Öffentlichkeit entrückte er immer mehr. Noch ein halbes Jahr zuvor hatte die 'Weltbühne' vermutet, er werde «eines nicht sehr fernen Tages seinen Herrn und Meister [Hitler](#) in die Ecke» stellen und selbst die Macht über die Partei ergreifen;<sup>36</sup> jetzt hatte er sie schon verloren und damit bereits die Niederlage zwei Jahre später besiegelt, als er seine Resignation in einer letzten widersetzlichen Geste überwand, ehe er müde und gebrochen der Partei den Rücken kehrte.

Zu den Nachwehen der Strasserkrise zählte der Aufruhr der Berliner SA unter dem OSAF-Stellvertreter Ost, dem früheren Polizeihauptmann Stennes. Der Unmut der Parteitruppe hatte weniger mit dem Sozialismus-Streit zu tun als mit den immer neuen Anzeichen für Bonzentum und Cliquenwirtschaft in der PO sowie mit der schlechten Löhnung für den anstrengenden Wahlkampfdienst. Während die SA, abgerissen und erschöpft, Abend für Abend ihre «Knochen hinhalten» musste, errichtete sich die Politische Organisation einen luxuriösen, verschwenderisch ausgestatteten Palast, lautete ein häufiger Vorwurf, und den Einwand, dass im Braunen Haus doch gerade der SA ein Denkmal in Marmor und Bronze geschaffen worden sei, fertigte sie mit der Erwiderung ab, so sehe eher ein Grabmal aus. Überhaupt sei in der PO die Überzeugung verbreitet, «dass SA nur zum Sterben da» sei, schrieb ein Oberführer. Ratlos erbat Goebbels von Schlesien aus die Hilfe [Hitlers](#) und der SS. Als die aufsässige SA wenige Tage später das Gaubüro in der Hedemannstrasse stürmte, kam es zum ersten blutigen Zusammenstoß mit der Himmelschen schwarzen Garde. Es wirft ein Licht auf die Autorität [Hitlers](#), dass die Rebellion mit seinem Erscheinen augenblicklich ihr Ende fand. Bezeichnenderweise allerdings trachtete er zunächst, die Aussprache mit Stennes zu vermeiden und stattdessen die Mannschaften unmittelbar zum Einlenken zu überreden. Von einem Ecklokal zum anderen ziehend, suchte er, begleitet von bewaffneten SS-Leuten, die Stammtische und Wachstuben der SA auf, beschwor die Einheiten, brach gelegentlich sogar in Tränen aus, sprach von bevorstehenden Siegen und dem reichen Lohn, der ihnen, den Soldaten der Revolution, am Ende gebühre; für den Augenblick sicherte er ihnen Rechtsschutz und bessere Bezahlung zu, die Mittel beschaffte er durch eine SA-Sondersteuer von zwanzig Pfennigen je Mitglied. Zum Dank für ihre Dienste erhielt die SS ihre Devise; «Deine Ehre heisst Treue!»

Das Ende der Rebellion bedeutete zugleich das Ausscheiden V. Pfeffers. Anfangs widerstrebend, doch allmählich resignierend, hatte der OSAF den ständigen Machtzuwachs der PO beobachtet, der mit einem spürbaren Einflussverlust der SA einhergegangen war. Zu den Ursachen dieser Gewichtsverschiebung zählte offenkundig vor allem der zunehmend byzantinische Stil, den [Hitler](#) in

seiner Umgebung entfaltete. Im anwachsenden Bewusstsein der Begnadung, das der Massenjubel täglich neu bekräftigte und aufblühte, entwickelte er Huldigungsbedürfnisse, denen der kleinbürgerliche Funktionärstypus der PO weit eher gerecht zu werden vermochte als die von militärischem Rangbewusstsein erfüllten Führer der SA. Infolgedessen sah sich die PO bei der Verteilung der knappen Geldmittel ebenso wie bei der Aufstellung der Abgeordnetenliste und anderen Akten der Patronage deutlich bevorzugt. Hinter den Spannungen stand aber auch das Gefühl gänzlicher Fremdheit zwischen dem Halbkünstler und süddeutschen Bohémien auf der einen und dem strengeren, «preussischen» Typus auf der anderen Seite, was immer davon in der Person v. Pfeffers oder seinem engeren Führungskorps überdauert haben mochte. Mit gereiztem Blick auf die Standesarroganz seines OSAF meinte Hitler gelegentlich, er hätte, genaugenommen, nicht v. Pfeffer, sondern V. Kümmel heissen müssen.<sup>37</sup>

Wie später, 1938 und 1941, in den Konflikten mit der Wehrmacht, übernahm Hitler Ende August, mit der Ablösung v. Pfeffers, selber das Amt des Obersten SA-Führers, für die tägliche Führungsarbeit rief er den inzwischen als Militärinstrukteur in Bolivien tätigen Ernst Röhm zurück. Er war damit endgültig Herr über die Bewegung, in seiner Person liefen nun auch die von V. Pfeffer erwirkten und behaupteten Sonderrechte der SA zusammen. Schon wenige Tage später liess Hitler sich jeden SA-Führer durch «unbedingtes Treuegelöbnis» persönlich verpflichten und die gleiche Bindung bald darauf jedem SA-Angehörigen auferlegen; eine zusätzliche Verpflichtung lag in dem beim Eintritt erforderlichen Versprechen, «alle Befehle unverdrossen und gewissenhaft zu vollziehen, da ich weiss, dass meine Führer nichts Ungesetzliches von mir fordern.» Der Artikel im ‘Völkischen Beobachter’, in dem Hitler die Bilanz der Krise zog und sein Verhalten begründete, enthielt einhundertdreiunddreissig Mal das Wort «ich»<sup>38</sup>.

Es war bezeichnend, dass der unbedingte Anspruch Hitlers inzwischen selbst in der SA kaum noch auf Widerstand stiess: Institutionell wie psychologisch hatte sich die Bewegung damit endgültig instrumental organisiert, während Hitler es verstanden hatte, auch aus diesem Angriff, wie aus allen Konflikten der Vergangen-

heit, eine Stärkung von Stellung und Prestige zu gewinnen. Schon im Juni hatte er einigen ausgesuchten Parteijournalisten im Senatorensaal des neuen Braunen Hauses den totalen Führungsanspruch offenbart, indem er mit scharfen Strichen ein Bild von der Hierarchie und Organisation der katholischen Kirche entwarf. Nach ihrem Vorbild, so hatte er versichert, müsse auch die Partei auf einem «breiten Sockel von im Volke stehenden ... politischen Seelsorgern» ihre Führungspyramide errichten, die «über die Stockwerke der Kreisleiter und Gauleiter zur Senatorenschaft und schliesslich zu ihrem Führer-Papst aufsteigen». Er scheute, wie einer der Teilnehmer berichtet hat, den Vergleich zwischen Gauleitern und Bischöfen, zwischen zukünftigen Senatoren und Kardinälen nicht und übertrug unbedenklich die Begriffe Autorität, Gehorsam oder Glauben in verwirrenden Parallelen aus dem geistlichen in den weltlichen Bereich. Ohne jede Ironie beendete er seine Rede mit dem Bemerkten, er wolle «dem Heiligen Vater in Rom seinen Anspruch auf geistige – oder heisst es geistliche – Unfehlbarkeit in Glaubensfragen nicht bestreiten. Davon verstehe ich nicht viel. Desto mehr aber glaube ich, von der Politik zu verstehen. Darum hoffe ich, dass der Heilige Vater nunmehr auch meinen Anspruch nicht bestreitet. Und somit proklamiere ich jetzt für mich und meine Nachfolger in der Führung der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei den Anspruch auf politische Unfehlbarkeit. Ich hoffe, dass sich die Welt daran so schnell und widerspruchslos gewöhnt, wie sie sich an den Anspruch des Heiligen Vaters gewöhnt hat.»<sup>39</sup>

Aufschlussreicher als die Bemerkung war wiederum die Reaktion, die weder Verblüffung noch gar Widerspruch erkennen liess und den Erfolg des von Hitler zähe und mit pedantischer Energie verfolgten innerparteilichen Unterwerfungskurses deutlich machte. Zahlreiche Voraussetzungen hatten ihn gefördert. Die Bewegung hatte sich immer als charismatische, auf Führertum und gläubige Disziplin gegründete Kampfgemeinschaft verstanden und gerade daraus ihre dynamische Zuversicht gegenüber den traditionellen Parteien der Interessen und Programme geschöpft. Zugleich konnte sie auf Herkunft und Erfahrungshintergrund gerade der «Alten Kämpfer» bauen. Fast alle von ihnen hatten am Ersten

Weltkrieg teilgenommen und ihr Bildungserlebnis in einer strikten Kommandowelt gehabt, viele stammten zudem aus Elternhäusern, deren pädagogische Leitbilder vom rigiden Ethos der Kadettenanstalten geprägt waren, wie [Hitler](#) überhaupt von den Eigenarten eines autoritären Erziehungssystems profitierte. Es ist sicherlich mehr als ein Zufall, dass von dreiundsiebzig Gauleitern nicht weniger als zwanzig aus dem Lehrerberuf stammten.<sup>40</sup>

Mit der vergleichsweise mühelosen Bewältigung der beiden innerparteilichen Krisen des Sommers 1930 gab es in der NSDAP keine Amtsmacht und keine Autorität mehr, die nicht von [Hitler](#) abgeleitet war. So gering die von Otto Strasser, von Stennes oder von V. Pfeffer drohende Gefahr gewesen sein mag – ihre Namen bedeuteten eine theoretische Alternative, die dem absoluten Machtanspruch Schranken setzte. Jetzt verkündete der süddeutsche SA-Befehlshaber August Schneidhuber in einer Denkschrift, die wachsende Bedeutung und Anziehungskraft der Bewegung sei nicht das Verdienst ihrer Funktionäre, sondern «allein das des Kennwortes ‘[Hitler](#)’, unter dem alles zusammenhält»<sup>41</sup>. Umschwärmt von geschäftigen Propagandisten, unter immer bewusster betriebener Vermischung von religiöser und profaner Sphäre, wuchs «der Führer» nunmehr in Bereiche einsamer Monumentalität empor, unerschaffbar für alle Reflexion, für Kritik oder innerparteiliche Abstimmungsergebnisse. Einem seiner Gefolgsleute, der sich in einem Konflikt mit seinem zuständigen Gauleiter an ihn wandte, hielt er in einem beleidigten Brief entgegen, er sei nicht der «Lakai» der Partei, sondern ihr Gründer und Führer; jede Beschwerde zeuge von «Dummheit» oder «Rücksichtslosigkeit» sowie von der «unverschämten Anmassung, mich für blinder zu halten als den nächstbesten Parteistänkerer». Die Presse der NSDAP bestehe eigentlich nur noch aus [Hitler](#)verhimmelungen und Judenattacken, schrieb um diese Zeit ein Beobachter.<sup>42</sup>

Naturgemäss tauchten damit verstärkt auch die Klagen wieder auf, dass [Hitler](#) sich seinen Anhängern entziehe und den Abstand über Gebühr betone. Schneidhuber klagte über das Gefühl der Entfremdung, das «fast jeden SA-Mann» erfülle: «Die SA ringt mit dem Führer um seine Seele und hat sie bisher nicht. Aber sie muss



sie haben», äusserte er und sprach vom «Schrei nach dem Führer», der unerwidert geblieben sei. Nicht zufällig setzte sich nun auch die schon früher vereinzelt nachweisbare, dann von Goebbels in Berlin eingeführte Gruss- und Kampfparole «Heil Hitler!» allgemein durch. Gleichzeitig kündigten die Veranstaltungsplakate immer seltener den Redner «Adolf Hitler» an, sondern stattdessen, namenlos und in die Distanz des Begrifflichen entrückt, nur noch den «Führer». Auf seinen Reisen nahm er von den Mitgliedern, die ihn in Hotelhallen oder Geschäftsstellen aufgeregt umdrängten, höchst unwillig Kenntnis, bedrückt über so viel Nähe und subalternen Mitteilungseifer. Nur widerstrebend liess er sich bewährte Parteigenossen vorstellen, er scheute gesellige Umstände mit fremden Menschen.

Gewiss konnte er, zumal nach Überwindung einiger linkischer Eigenarten, auch gewinnende Züge hervorkehren und nach Gutdünken ein liebenswürdiger Plauderer im Kreise der Damen sein, ein Arbeitskollege mit der rauhen Allüre des schlichten Mannes oder auch ein väterlicher Kamerad, freundlich herabgeneigt zu blonden Kinderköpfen: «In feierlichen Händedrücken und Augenaufschlägen ist er unerreich», vermerkte ein zeitgenössischer Beobachter;<sup>42a</sup> Joch der engeren Umgebung blieb nicht verborgen, wieviel absichtsvolle Schaustellerei dabei im Spiel war. Unentwegt dachte er an Wirkungen und kalkulierte das Volkstümliche, die rührende ebenso wie die grosse Geste. Niemand verwandte so viel Aufmerksamkeit auf das eigene Bild, keiner hat so bewusst wie er den Zwang empfunden, sich interessant zu machen. Genauer als alle anderen hatte er erfasst, was der Typus des Stars für die Zeit bedeutete und dass der Politiker den gleichen Gesetzen unterworfen war. Seine empfindliche Gesundheit hatte ihm schon vor geraumer Zeit das Rauchen untersagt, inzwischen hatte er auch den Alkoholenuss aufgeben müssen; beides nutzte er nun, den Ruf asketischer Lebensferne zu gewinnen. Mit seinem Rollenbewusstsein war er gewiss die modernste Erscheinung der deutschen Politik jener Zeit. Den Erfordernissen einer demokratischen Massengesellschaft wurde er jedenfalls weit besser gerecht als seine Gegenspieler von Hugenberg bis Brüning, die den öffentlichen Effekt nicht beherrschten und auch dadurch zu erkennen gaben, wie sehr sie nach

Herkunft und Verwurzelung zu vergangenen Verhältnissen recheneten.

Niemand konnte seit dieser Zeit behaupten, einen nennenswerten, überprüfbaren Einfluss auf Hitler auszuüben, die Tage Dietrich Eckarts, selbst diejenigen Alfred Rosenbergs, lagen weit zurück. «Ich irre mich nie! Jedes meiner Worte ist historisch», hatte er Otto Strasser im Verlauf ihrer ersten Auseinandersetzung angeschrien. Sein Lernbedürfnis ging schon zu dieser Zeit, je mehr er sich zur Figur des «Führer-Papstes» stilisierte, zurück. Immer nur von Bewunderern und schlichtem Tross umgeben, geriet er allmählich auch intellektuell in einen Zustand wachsender Isolierung. An dem bewunderten Vorbild Karl Lueger hatte er nicht zuletzt das pessimistische Urteil über die Menschen gerühmt, nun machte er selber aus seiner Geringschätzung kaum einen Hehl, unterschiedslos gegenüber Anhängern wie Gegnern. Seinem konservativen Grundinstinkt entsprechend, beharrte er darauf, dass der Mensch von Natur aus böse sei, «Zeug, das sich auf der Erde herumtreibt», wie er in einem Brief formulierte; und: «Die breite Masse ist blind und dumm und weiss nicht, was sie tut.»<sup>43</sup>

Sein Menschenverschleiss war so gross wie seine Menschenverachtung. Unablässig stürzte, massregelte oder beförderte er, tauschte Menschen und Positionen – darin lag gewiss eine der Voraussetzungen seiner Erfolge; aber seine Erfahrung hatte ihn auch gelehrt, dass Gefolgschaften rücksichtslos behandelt und überfordert werden wollen. Unnachsichtig trieb er seine Agitatoren in den Wahlkampf. Der Kern der Funktionäre und Helfer der Partei kam aus den traditionell unpolitischen Schichten der Bevölkerung; sie waren unverbraucht, bedenkenlos und machten den permanenten Wahlkampf begeistert zu ihrem Beruf. Ihre Draufgängerei überbot eindrucksvoll die matte Routine, mit der die etablierten Parteien sich ihrer Wahlkampfpflichten entledigten. Allein in den letzten beiden Tagen vor der Wahl fanden in Berlin vierundzwanzig Grosskundgebungen der Nationalsozialisten statt; ihre Plakate klebten noch einmal an allen Häuserwänden, Mauern und Gartenzäunen und tauchten die Stadt in grelles Rot; die Parteizeitungen wurden in Riesenaufgaben für einen Pfennig das Stück an die Genossen zur Verteilung an der Wohnungstür oder in den Betrieben ausgegeben.

Hitler selber trat zwischen dem 3. August und dem 13. September in mehr als zwanzig Grosskundgebungen als Hauptredner auf. Die agitatorischen Anstrengungen seines Anhangs betrachtete er als eine Art Ausleseverfahren: «Jetzt wird einfach ein Magnet an einem Misthaufen vorbeigezogen, und nachher werden wir sehen, wieviel Eisen in dem Misthaufen war und an dem Magnet hängen geblieben ist.»<sup>44</sup>

Die Wahlen waren auf den 14. September 1930 angesetzt. Hitler rechnete mit fünfzig, in überschwenglichen Stimmungen auch mit sechzig bis achtzig Mandaten. Er baute auf die Wähler der zerbröckelnden bürgerlichen Mitte, auf die Jugendlichen, die erstmals zur Urne gingen, sowie auf die langjährigen Nichtwähler, die ihm nach aller politischen Logik zufallen mussten; vorausgesetzt, sie würden überhaupt zur Wahl gehen.

## 2. KAPITEL

### Der Erdrutsch

«Im richtigen Moment muss auch die richtige Waffe geführt werden. Eine Etappe ist die der Erforschung des Gegners, eine andere die der Vorbereitung, eine dritte die des Ansturmes.»

*Adolf Hitler*

Der 14. September 1930 wurde einer der Wendepunkte in der Geschichte der Weimarer Republik: Er bedeutete das Ende des demokratischen Parteienregimes und kündigte die beginnende Agonie des Staates im Ganzen an. Als morgens gegen drei Uhr die Ergebnisse vorlagen, war alles anders. Die NSDAP befand sich mit einem Schlage im Vorraum der Macht und ihr Führer, der trommelnde, bewunderte, belächelte Adolf Hitler, war eine der Schlüsselfiguren der politischen Szene. Das Schicksal der Republik sei besiegelt, jubelte die nationalsozialistische Presse, jetzt beginne die Verfolgungsschlacht.

Nicht weniger als achtzehn Prozent der Wähler waren dem Appell der NSDAP gefolgt. Die Partei hatte ihre Stimmenzahl in den rund zwei Jahren seit der Wahl von 810'000 auf 6,4 Millionen erhöhen können, statt zwölf Mandaten besass sie nun nicht fünfzig, wie Hitler vermutet hatte, sondern einhundsieben und war nach der SPD die zweitstärkste Partei: die Parteiengeschichte kennt keinen vergleichbaren Durchbruch. Von den bürgerlichen Parteien hatte nur das katholische Zentrum seine Position behaupten können, alle anderen hatten empfindliche Einbussen hinnehmen müssen. Die vier Mittelparteien verfügten künftig nur noch über dreiundsiebzig Sitze, während Hugenberg's Deutschnationale Volks-

partei ziemlich genau halbiert worden war, von 14,3 Prozent hatte sie nicht mehr als 7 Prozent behalten können: Die Verbindung mit ihrem radikaleren Partner hatte selbstmörderische Wirkungen gehabt. Mit nur noch 41 Reichstagssitzen war sie der NSDAP nun auch äusserlich unterlegen und Hitlers Führungsanspruch auf der Rechten eindrucksvoll bestätigt. Auch die Sozialdemokraten hatten erhebliche Verluste hinnehmen müssen, und nur die Kommunisten waren, als einzige Partei neben der NSDAP überhaupt, mit Gewinnen in freilich bescheidenem Umfang aus der Wahl hervorgegangen, ihr Anteil war von 10,6 auf 13,1 Prozent gestiegen. Nichtsdestoweniger feierten sie, geschichtsgläubig und in leiernder Selbstvergötterung, das Ergebnis als ausschliesslich ihren Erfolg: «Der einzige Sieger bei den Septemberwahlen ist die Kommunistische Partei.»<sup>45</sup>

Die historische Bedeutung des Ereignisses ist von den Zeitgenossen überwiegend verstanden worden. Unter wechselndem Akzent sah es sich mit der tiefen Krise des Parteiensystems erklärt, als Ausdruck einer um sich greifenden Skepsis in die Lebenskraft der liberalen und kapitalistischen Ordnung, die einhergehe mit einer wachsenden Sehnsucht nach gründlicher Änderung aller Verhältnisse: «Die meisten Wähler, denen die extremen Parteien ihren Mandatszuwachs verdanken, sind gar nicht radikal, nur ohne Glauben an das Alte.» Nicht weniger als ein Drittel hatte die bestehende Ordnung im Grundsatz verworfen, ohne zu wissen oder zu fragen, was danach kommen würde. Man sprach von «Erbitterungswahlen»<sup>46</sup>.

Es ist nützlich, sich an dieser Stelle noch einmal der Zwangslagen, aber auch der Halbherzigkeit zu erinnern, die zehn Jahre zuvor der Entstehung der Republik das Gepräge gegeben und sie eigentlich zu niemandes Staat gemacht hatten: das schlug jetzt auf sie zurück. Im Grunde hatte sie nie mehr als die Duldung der Nation erwirkt und schien im Bewusstsein vieler von der Geschichte nur als Interregnum gedacht: eine Erscheinung des Übergangs, die «kein mächtiger Anblick» war, «nichts Begeisterndes», «keinen kühnen Frevel», «kein bleibendes Wort» und «keinen grossen Mann» hervorgebracht hatte, wie einer ihrer romantischen Kritiker formulierte.<sup>47</sup> Mit ihm warteten, links wie rechts, zusehends

breitere Schichten darauf, dass der Staat sich wieder auf seinen Begriff besinne und zu seiner traditionellen Gestalt zurückfinde. Alle die unterdrückten Zweifel am demokratischen Parteienregime, die schlummernde Geringschätzung des «undeutschen» Parlamentarismus, kamen nun, in den krisenhaften Verzweiflungsstimmen, wieder zum Vorschein und gewannen eine Überredungsmacht, der kein Argument gewachsen war. Hitlers tausendfach wiederholte These, dass dieser Staat nur eine Form der Tributeleistung an die Feinde und die schlimmste Fessel des Versailler Vertrages sei, war nicht ohne breite Resonanz geblieben.

Auf einen ähnlichen Ton waren bemerkenswerterweise auch zahlreiche ausländische Urteile gestimmt, vor allem englische und amerikanische Blätter deuteten das Wahlergebnis als Reaktion auf den brutalen Widersinn der Friedensbestimmungen und die doppelzüngige Praxis der Siegermächte. Nur Frankreich war im ganzen indigniert, wenn auch nicht ohne heimliche Hoffnung, die rechtsextremen Tendenzen könnten einer rigoroseren Politik gegen den Nachbarn über dem Rhein Vorwände und Rechtfertigungen liefern. Aus dem Chor aufgeregter Reaktionen wurde zugleich erstmals eine jener Stimmen vernehmbar, die von nun an rund zehn Jahre lang Hitlers Politik begleitet und seine Übergriffe sowie seine moralischen Herausforderungen gedeckt hatten, indem sie ihn als Instrument eigener Zwecke auslobten. In der 'Daily Mail' schrieb Lord Rothermere, man solle den Sieg dieses Mannes nicht nur als Gefahr betrachten, sondern erkennen, dass er «allerlei Vorteile» biete: «Er errichtet nämlich einen verstärkten Wall gegen den Bolschewismus. Er schaltet die schwere Gefahr aus, dass der Sowjetfeldzug gegen die europäische Zivilisation nach Deutschland vordringt.»<sup>48</sup>

Der Erfolg der NSDAP war zu einem erheblichen Teil auf die gelungene Mobilisierung der Jugendlichen sowie der unpolitischen Nichtwähler zurückzuführen: die Wahlbeteiligung war gegenüber 1928 um über viereinhalb Millionen auf 80,2 Prozent angestiegen. In freilich geringerem Umfang stützten sich auch die Kommunisten auf diese Wählerschichten, sie hatten ihren Wahlkampf bemerkenswerterweise mit entschieden nationalen Parolen geführt. In welchem Mass die Nationalsozialisten von ihrem Sieg über-

rascht worden waren, beleuchtet die Tatsache, dass sie bei weitem nicht die geforderten einhundsieben Kandidaten aufgestellt und offenbar zunächst auch nicht zur Verfügung hatten.<sup>49</sup> Hitler selber hatte nicht kandidiert, da er noch immer nicht im Besitz der deutschen Staatsangehörigkeit war.

Das Wahlergebnis ist vielfach als «Erdrutsch» beschrieben worden, doch seine Wirkungen waren fast noch verhängnisvoller. In der Bestürzung der Wahnacht waren wilde Gerüchte über nationalsozialistische Putschprojekte aufgetaucht, die zu erheblichen Rückzugsbewegungen ausländischer Gelder führten und die ohnehin katastrophale Kreditkrise weiter verschärften. Gleichzeitig wendeten sich wie in einer ruckartigen Bewegung das Interesse und die Neugier der Öffentlichkeit der neuen Partei zu. Die Konkurrenten, die Besorgten, die ahnungslosen Opportunisten richteten sich auf die veränderten Machtverhältnisse ein, insbesondere das Heer der immerwachen Journalisten suchte nun eilig Anschluss an die Welle der Zukunft und glich durch umfassende Berichterstattung die traditionelle Schwäche der NS-Presse aus, «the wave of the Future». Vielfach wurde es jetzt «modern», der NSDAP anzugehören. Schon im Frühjahr war Prinz August Wilhelm («Auwi»), einer der Kaisersöhne, ihr beigetreten und hatte dazu bemerkt, wo ein Hitler führe, könne sich jeder einordnen; jetzt kam Hjalmar Schacht, der den Young-Plan mitverfasst und anfangs gegen die Kritik der Nationalsozialisten verteidigt hatte, viele andere folgten. Allein in den zweieinhalb Monaten bis zum Jahresende stieg die Mitgliederzahl der NSDAP um fast genau hunderttausend auf 389'000. Auch die Interessenverbände suchten der Machtverschiebung sowie der offenkundig gewordenen Tendenz gerecht zu werden, und «fast automatisch wuchsen der NSDAP jetzt Querverbindungen und Positionen zu, die der weiteren Ausbreitung und Festigung der Bewegung erheblich Vorschub leisteten»<sup>50</sup>.

«Wenn erst die grosse Masse mit Hurra bei uns einschwenkt, sind wir verloren», hatte Hitler zwei Jahre zuvor, auf der Münchener Führertagung 1928, versichert, und Goebbels sprach nun verächtlich von den «Septemberlingen», oft, so meinte er, denke er «mit Wehmut und Rührung an die schönen Zeiten zurück, da wir

noch im ganzen Reich eine kleine Sekte bildeten und der Nationalsozialismus in der Reichshauptstadt kaum ein Bäckerdutzend Anhänger besass»<sup>51</sup>.

Die Sorge ging dahin, dass die gesinnungslose Masse die Partei überfluten und ihren revolutionären Willen korrumpieren werde, um schliesslich bei den ersten Rückschlägen, wie den unvergessenen «Inflationsgewinnen» des Jahres 1923, eilig auseinanderzulaufen: «Wir dürfen uns nicht mit den Leichnamen eines abgewirtschafteten Bürgertums belasten», hiess es in einer Denkschrift fünf Tage nach der Wahl.<sup>52</sup> Doch wider Erwarten hatte die Partei kaum Mühe, den Zulauf, wie Gregor Strasser schrieb, «in den grossen Topf der nationalsozialistischen Idee hereinzuholen» und einzuschmelzen; und während die Gegenspieler der Bewegung noch nach beschwichtigenden Formeln suchten, drang sie stürmisch weiter vor. Der psychologischen Maxime Hitlers getreu, dass die günstigste Zeit für den Angriff unmittelbar nach dem Siege sei, eröffnete er sogleich nach dem 14. September eine Veranstaltungswelle, die der Partei neue Erfolge einbrachte. In der Bremer Bürgerschaftswahl vom 30. November konnte sie ihre Stimmenzahl gegenüber der Reichstagswahl fast verdoppeln und mehr als fünfundzwanzig Prozent der Mandate erringen, alle anderen Parteien mussten Verluste hinnehmen; ähnlich waren die Ergebnisse in Danzig, Baden und Mecklenburg. Im Rausch dieser Erfolge schien Hitler gelegentlich zu glauben, dass man das Regime nun doch, ohne alle Hilfe von aussen, «totwählen» könne.

Am 13. Oktober wurde unter Tumulten der Reichstag eröffnet. Aus Protest gegen das anhaltende preussische Uniformverbot hatten sich die Abgeordneten der NSDAP im Parlamentsgebäude umgezogen und den Sitzungssaal johlend und mit unmissverständlichen Gesten des Protests im Braunhemd betreten. In einer leidenschaftlichen Rede formulierte Gregor Strasser die Kampfansage gegen «das System der Schamlosigkeit, der Korruption und des Verbrechens», seine Partei scheue als letztes Mittel auch den Bürgerkrieg nicht, meinte er, der Reichstag werde ihre Ziele nicht vereiteln; entscheidend sei das Volk, und das sei auf ihrer Seite. Draussen wurden unterdessen Schlägereien mit den Kommunisten inszeniert sowie das erste von Goebbels organisierte Pogrom gegen



jüdische Geschäfte und Passanten. Auf Befragen äusserte **Hitler**, die Ausschreitungen seien von Rowdys, Ladendieben und kommunistischen Provokateuren veranstaltet worden. Der 'Völkische Beobachter' fügte hinzu, im Dritten Reich würden die Schaufenster jüdischer Geschäfte besser geschützt sein als jetzt unter der marxistischen Polizei. Gleichzeitig streikten, gemeinsam von Kommunisten und Nationalsozialisten unterstützt, weit über hunderttausend Metallarbeiter: Es waren Bilder einer zerfallenden Ordnung.

**Hitler** selber schien in der Frage seines taktischen Verhaltens auch jetzt nicht einen Augenblick zu schwanken: zu den unvergessenen Lehren des November 1923 rechnete er die Erfahrung, dass auch eine zersetzte, in Auflösung begriffene Ordnung der Attacke von der Strasse her hoch überlegen ist. Den romantischen Revoluzern in der Partei, die sich eine Revolution ohne Pulverdampf nicht vorstellen konnten und sogleich nach dem Triumph vom 14. September wieder vom Marsch nach Berlin, von Revolution und Schlachtengetümmel sprachen, hielt er unbeirrt das Legalitätskonzept entgegen, allerdings nicht ohne dessen rein taktisches Motiv zu offenbaren: «Im Prinzip sind wir keine parlamentarische Partei», erklärte er in München, «denn damit stünden wir im Widerspruch zu unserer ganzen Auffassung; wir sind nur zwangsweise eine parlamentarische Partei, und was uns zwingt, ist die Verfassung ... Der Sieg, den wir gerade errungen haben, (ist) nichts anderes als der Gewinn einer neuen Waffe für unseren Kampf.» Zynischer, doch in der Sache übereinstimmend, erklärte Göring: «Wir kämpfen gegen diesen Staat und das gegenwärtige System, weil wir sie restlos vernichten wollen, aber auf legalem Wege. Ehe wir das Gesetz zum Schutz der Republik hatten, haben wir gesagt, wir hassten diesen Staat; seitdem wir es haben, sagen wir, wir lieben ihn – und immer noch weiss jedermann, was wir meinen.»<sup>53</sup>

Der strenge Legalitätskurs **Hitlers** war nicht zuletzt vom Blick auf die Reichswehr bestimmt, ihretwegen, so hat er später gestanden, habe er sich den Gedanken an einen Staatsstreich versagen müssen.<sup>54</sup> Denn je sichtbarer die öffentliche Ordnung zerfiel, desto ausschlaggebener wurden Macht und Einfluss der Reichswehr. Der Putsch und das an die neugegründete SA ergangene Kontaktverbot

hatten die gegenseitigen Beziehungen erheblich getrübt. Schon im März 1929 hatte Hitler daher der bewaffneten Macht eine erste vorsichtige Offerte gemacht. In einer gezielten Rede hatte er die von General v. Seeckt entwickelte Maxime vom «Unpolitischen Soldaten» verworfen und den Offizieren nach einem Sieg der Linken eine Zukunft als «Henker und politische Kommissare» vorausgesagt, vor der sich die eigenen, auf die Grösse und Waffenehre der Nation gerichteten Absichten umso strahlender abhoben.<sup>55</sup> Dank ihrer genauen Psychologie hatte die Rede vor allem im jüngeren Offizierskorps ihre Wirkung nicht verfehlt. Wenige Tage nach der Septemberwahl kam es vor dem Reichsgericht in Leipzig zu einem Prozess gegen drei Offiziere der Ulmer Garnison, die, einem Erlass des Reichswehrministeriums zuwider, Verbindung zur NSDAP aufgenommen und innerhalb der Reichswehr für sie geworben hatten. Auf Antrag seines Anwalts Hans Frank wurde Hitler als Zeuge geladen. Der als Sensation gewertete Prozess gab ihm Gelegenheit, seine Annäherungsbemühungen gegenüber der Reichswehr vor grossem Publikum fortzusetzen und gleichzeitig seine politischen Ziele wirksam darzutun. Am dritten Verhandlungstag, dem 25. September 1930, trat er mit dem Selbstbewusstsein des erfolgsgewissen, soeben erst mit einem Sieg verwöhnten Parteiführers vor das Gericht.

Während der Vernehmung erklärte Hitler, seine Überzeugung sei dreifach motiviert: durch die überall zutage tretende Gefahr der völkischen Überfremdung, des Internationalismus; sodann durch die Entwertung der Persönlichkeit und den Aufstieg des demokratischen Gedankens sowie durch die drohende Vergiftung des deutschen Volkes mit pazifistischem Geist. Er habe 1918 den Kampf aufgenommen, um diesen beunruhigenden Tendenzen mit einer Partei des fanatischen Deutschtums, der absoluten Führerautorität und des unbedingten Kampfwillens entgegenzutreten; keineswegs aber wende er sich gegen die bewaffnete Macht. Wer das Heer zersetze, sei ein Feind des Volkes; die SA sei weder gedacht, den Staat anzugreifen noch der Reichswehr Konkurrenz zu machen.

Dann wurde er zur Legalität seines Kampfes befragt. Kühn beteuerte Hitler, die NSDAP habe Gewalt nicht nötig: «Noch zwei bis drei Wahlen, und die nationalsozialistische Bewegung hat im

Reichstag die Mehrheit, und dann werden wir die nationale Revolution machen.» Auf die Frage, was damit gemeint sei, erwiderte [Hitler](#):

«Der Begriff 'Nationale Revolution' wird immer als ein rein innenpolitischer aufgefasst. Für die Nationalsozialisten ist das aber lediglich eine Erhebung des geknechteten Deutschtums. Deutschland ist durch die Friedensverträge geknebelt. Die ganze deutsche Gesetzgebung ist heute nichts anderes als der Versuch, die Friedensverträge im deutschen Volk zu verankern. Die Nationalsozialisten sehen diese Verträge nicht als Gesetz an, sondern als etwas Aufgezwungenes. Wir erkennen unsere Schuld am Krieg nicht an, vor allem nicht, künftige Geschlechter, die völlig unschuldig sind, damit zu belasten. Wir werden gegen diese Verträge vorgehen, sowohl auf diplomatischem Wege wie durch ihre restlose Umgehung. Wenn wir uns dagegen mit allen Mitteln wehren, befinden wir uns auf dem Weg der Revolution.»

Die Entgegnung, die den Revolutionsbegriff gegen die Aussenwelt kehrte, verschwieg allerdings die Absichten im Innern. Auf die Frage des Vorsitzenden, ob die Revolution nach aussen auch mit illegalen Mitteln betrieben werden solle, bestätigte [Hitler](#) ohne Zögern: «Mit sämtlichen, vom Angesicht der Welt aus gesehen auch mit illegalen Mitteln.» Zu den zahlreichen Drohungen gegen die sogenannten Verräter im Innern befragt, entgegnete [Hitler](#):

«Ich stehe hier unter dem Eid vor Gott dem Allmächtigen. Ich sage Ihnen, dass, wenn ich legal zur Macht gekommen sein werde, dann will ich in legaler Regierung Staatsgerichte einsetzen, die die Verantwortlichen an dem Unglück unseres Volkes gesetzmässig aburteilen sollen. Dann werden möglicherweise legal einige Köpfe rollen.»<sup>56</sup>

Der Beifall von der Galerie, der daraufhin laut wurde, kennzeichnete die Stimmung im Gerichtssaal. Die Gegenvorstellungen des Reichsinnenministeriums, das reichliche Beweise für die verfassungsfeindliche Aktivität der NSDAP anbot, blieben ungehört. Ohne sichtbare Reaktion nahm das Gericht [Hitlers](#) anschliessende Erklärung entgegen, er fühle sich nur während des Kampfes um die Macht an die Verfassung gebunden, als Inhaber der verfassungsmässigen Rechte werde er sie abschaffen oder doch ersetzen. Tatsächlich widersprach die Verfassungsbeseitigung mit legalen Mit-

teln, der herrschenden Lehre zufolge, nicht der strikten demokratischen Verfassungs-idee; die Souveränität des Volkes deckte auch den Verzicht des Volkes auf die Souveränität. Hier lag eines der Einfallstore, durch die Hitler ungehindert vorrücken, allen Widerstand lähmen und den Staat erobern und sich unterwerfen konnte.

Doch stand hinter Hitlers Verfassungsbeteuerung nicht nur der in seinem höhnisch formalen Charakter offen erkennbare Wille, auf die Gewalt nur so lange zu verzichten, bis er ihr einen Mantel aus Paragraphenwerk überwerfen konnte; vielmehr hat Hitler sich durchweg bestrebt gezeigt, den Legalitätsbekenntnissen eine beunruhigende Zweideutigkeit zu verschaffen. Während er noch versicherte, er stehe «granithart auf dem Boden der Legalität», ermunterte er zugleich seinen Anhang zu wilden und zügellosen Reden, in denen die Gewalt freilich vor allem in Bildern und beängstigenden Metaphern auftauchte: «Wir kommen als Feinde! Wie der Wolf in die Schafherde einbricht, so kommen wir.» Legal im strengen Sinne waren überhaupt nur die Deklamationen der Parteit Spitze, während weiter unten, in den Hinterhöfen des Berliner Wedding, in den nächtlichen Strassen Altonas oder Essens, Mord, Totschlag sowie jene Gesetzesverachtung herrschten, deren Zeugnisse als «Übergriffe örtlicher Einheiten» achselzuckend abgetan wurden. Den lediglich rhetorischen Charakter der Zusagen enthüllte Goebbels gegenüber einem der in Leipzig schliesslich verurteilten jungen Offiziere; dem Leutnant Scheringer erklärte er belustigt: «Ich halte diesen Eid (Hitlers) für einen genialen Schachzug. Was wollen die Brüder danach noch gegen uns machen? Sie haben doch nur darauf gewartet, zupacken zu können. Nun sind wir streng legal, egal legal.»<sup>57</sup>

Gerade die Ungewissheit über Hitlers Absichten, der ständige Wechsel von Verfassungsschwüren und Drohungen, hat seiner Sache, wie es der Absicht entsprach, nach vielen Seiten genutzt. Denn sein Verhalten besänftigte das breite Publikum, ohne ihm doch ganz jenes Gefühl der Unruhe zu nehmen, das so viele Überläufer und Renegaten macht; zugleich enthielt es für diejenigen, die über die Zugänge zur Macht verfügten, vor allem für Hindenburg und die Reichswehr, ein Bündnisangebot, aber doch auch wiederum eine Warnung vor unzumutbaren Bedingungen; und es beschäf-

tigte schliesslich die Phantasie derjenigen Anhänger, die noch immer den Marsch nach Berlin erwarteten, und schien sie augenzwinkernd ins Einvernehmen darüber zu ziehen, dass der Führer in seiner Genialität noch jeden Gegner hinter Licht zu führen verstand. In diesem Sinne hat der Leipziger Eid **Hitlers** eine nicht abzuschätzende Wirkung geübt. Auf's Ganze gesehen offenbarte jedoch **Hitlers** Taktik, die nach allen Seiten Türen offenliess, nicht nur ein ausgepichtes, scharfes Kalkül, sondern auch einen Charakter; denn sie entsprach der tiefen Unschlüssigkeit seines Wesens. Zugleich freilich war sie überaus waghalsig, erforderte ein hohes Balancegefühl und kam darin seinem Risikobedürfnis entgegen; denn scheiterte er, blieb nur der übereilte und nahezu aussichtslose Putsch oder der Rückzug aus der Politik.

Die Idee der von **Hitler** befolgten Taktik, aber auch deren Risiken und Schwierigkeiten, verkörperte auf's Anschaulichste die SA; denn **Hitlers** kompliziertes Konzept sah vor, innerhalb der braunen Parteiarmee die formale Achtung vor dem Gesetz mit der Romantik politischen Kämpfertums zu verbinden, der Waffe abzuschwören, doch ihrem Geist zu huldigen. Es war nicht zuletzt diese paradoxe Forderung, an der v. Pfeffer gescheitert war. Anfang 1931 übernahm Ernst Röhm sein Amt als Stabschef, und sogleich orientierte er die SA wieder stärker am militärischen Vorbild: Das Reichsgebiet wurde in fünf Obergruppen und achtzehn Gruppen unterteilt, die Standarten – die den Regimentern entsprachen – enthielten die Nummern ehemaliger Regimenter aus der Kaiserzeit, und ein System von Sondereinheiten, wie die Flieger-SA, die Marine-, Pionier- oder Sanitäts-SA, machte die militärähnliche Struktur des Verbandes noch deutlicher. Gleichzeitig liess Röhm die unübersehbar gewordenen Einzelbestimmungen v. Pfeffers in einer «SA-Dienstvorschrift» zusammenfassen. Als gehorche er einem mechanischen Zwang, zielten seine Planungen immer wieder auf die alte Idee der Bürgerkriegsarmee. Wenn **Hitler** ihn diesmal, anders als im Jahre 1925, gewähren liess, so hatte das nicht nur mit seinem inzwischen gefestigten Vertrauen in die eigene Autorität zu tun; vielmehr kam Röhm's Konzept auch dem Kurs der Zweideutigkeit entgegen. Überblickt man die mit der Ablösung V. Pfeffers eingeleitete Reform der SA im Ganzen, erkennt man

daran alle Merkmale **Hitlerscher** Scheinreformen: statt einer Entscheidung in der Sache wurden einige Führungsfiguren ausgetauscht, Treuegelöbnisse geleistet und eine konkurrierende Institution geschaffen;<sup>58</sup> denn unter dem Eindruck der anhaltenden Schwierigkeiten mit der SA begann **Hitler** vorsichtig, die SS, die als eine Art Elite, Stosstrupp und «innere Parteipolizei» ein Schattendasein führte und Anfang 1929 bis auf zweihundertachtzig Mann abgesunken war, in zunehmender Unabhängigkeit von Röhm aufzubauen. Und auch der spätere Abschluss der Reform glich dem Ende aller anderen: die Lösung der unvermeidlich zum Konflikt drängenden Tendenzen in einem blutigen und masslosen Überraschungscoup.

Erst unter Röhm begann die Entwicklung der SA zu jenem Massenheer, das dank der ungewöhnlichen Organisationsgabe des neuen Stabschefs bis Ende 1932 auf über eine halbe Million anwuchs. Von den SA-Heimen und SA-Küchen angezogen, strömten den braunen Formationen unzählige arbeitslose Bewerber zu, deren antigesellschaftliche Hassgefühle sich mit den Ressentiments der abenteurenden Aktivisten zu ausserordentlicher Aggressivität aufluden. Röhm selber machte sich unverzüglich daran, die SA-Führungsränge in einem umfassenden Personalschub von v. Pfeffers Offizieren zu säubern und stattdessen mit seinen homosexuellen Freunden zu besetzen. Hinter ihnen her zog eine breite, anrühige Kumpanei, Röhm baue, so hiess es bald, eine «Privatarmee innerhalb der Privatarmee» auf. Der heftigen Opposition, die dagegen laut wurde, trat **Hitler** selber mit einem berühmt gewordenen Befehl entgegen, in dem er die Berichte über das strafwürdige Treiben der Obersten SA-Führung als «Zumutung grundsätzlich und in aller Schärfe» zurückwies; die SA sei eine «Zusammenfassung von Männern zu einem politischen Zweck, ... keine moralische Anstalt zur Erziehung von höheren Töchtern»; entscheidend sei, ob der Einzelne seine Pflicht erfülle oder nicht. «Das Privatleben kann nur dann Gegenstand der Betrachtung sein, wenn es wesentlichen Grundsätzen der nationalsozialistischen Weltanschauung zuwiderläuft.»<sup>59</sup>

Dieser Freibrief erst besiegelte die Herrschaft des gesetzlosen Elements innerhalb der SA. Allen Legalitätsgelübden zum Trotz

verbreitete Hitlers Armee bald eine beispiellose Atmosphäre der Lähmung und der Angst, die wiederum der unentwegten Forderung nach Errichtung der Diktatur zur Begründung diene. Nach den Feststellungen der Polizei fanden sich in den Waffenlagern der SA alle klassischen Verbrecherwaffen: Totschläger, Schlagringe und Gummischläuche, während für die Pistolen, in Situationen drohender Entdeckung, nach dem Vorbild der Ringvereine, die «Mädels» als Waffenträger eingesetzt wurden. Auch der verwendete Jargon deutete den Stil der Unterwelt an, ob nun Münchener Einheiten die mitgeführte Pistole als «Feuerzeug» und den Gummiknüppel als «Radiergummi» bezeichneten oder die Berliner SA sich mit dem pervertierten Stolz des Mob Spitznamen zulegte, die alle Beteuerungen über den angeblich revolutionären Impuls dieser Kampfgemeinschaften als propagandistische Verbrämungen enthüllten: ein SA-Sturm am Wedding hiess «Räubersturm», ein Trupp aus dem Bezirk Mitte «Tanzgilde», einer der Männer «Mollenkönig», ein anderer «Schiessmüller», wiederum ein anderer «Revolverschnauze»<sup>60</sup>. Die charakteristische Mischung von proletarischem Dünkel, Gewaltentschlossenheit und dürftiger Ideologie veranschaulicht das «Berliner S. A.-Lied», in dem es heisst: «Im Arbeitsschweiss die Stirne/den Magen hungerleer:/Die Hand voll Russ und Schwielen / umspannet das Gewehr. / So stehn die Sturmkolonnen/zum Rassenkampf bereit. /Erst wenn die Juden bluten/ erst dann sind wir befreit.»

Doch war das die abschreckende, nur augenblicksweise in Erscheinung tretende Rückseite des Bildes; die Vorderansicht war beherrscht vom strengen Gleichmass marschierender Kolonnen, von Uniformen und hallenden Kommandos, die der Nation als Symbol der Ordnung vertraut waren: Deutschland, so meinte Hitler später, habe in jenen Jahren des Chaos nach Ordnung gelehzt und sie um jeden Preis wiederhergestellt wissen wollen.<sup>61</sup> Immer häufiger bogen in die eigentümlich ausgestorben wirkenden Strassen, hinter Fahnen und Kapellen, die selbstbewusst paradierenden braunen Kolonnen ein, deren Disziplin so suggestiv gegen die grauen Elendszüge der Kommunisten abstach, die schlecht geordnet hinter dem aufreizenden Näseltönen einer Schalmeienkapelle herliefen und mit geballter Faust die Parole «Hunger!» ausstiessen: ein patheti-

ches Bild, das die Not der Ärmsten nur zum Bewusstsein brachte, doch eigentlich nie darüber hinauswies. Welches Mass an Hingabebereitschaft und verbissener Uneigennützigkeit der politische Kleinkrieg jener Jahre auf allen Seiten aktivierte, geht aus dem Schreiben eines vierunddreissigjährigen SA-Standartenführers an Gregor Strasser hervor:

«... Ich habe in meiner Arbeit für die NSDAP mehr als dreissigmal vor Gericht gestanden und bin achtmal wegen Körperverletzung, Widerstandsleistung und ähnlicher für einen Nazi selbstverständlicher Delikte vorbestraft. An der Abzahlung der Geldstrafen trage ich heute noch und habe zudem noch weitere Verfahren laufen. Ich bin ferner mindestens zwanzigmal mehr oder weniger schwer verletzt worden. Ich trage Messerstichnarben am Hinterkopf, an der linken Schulter, an der Unterlippe und am rechten Oberarm. Ich habe ferner noch nie einen Pfennig Parteigeld beansprucht oder bekommen, habe aber auf Kosten meines mir von meinem Vater hinterlassenen guten Geschäfts meine Zeit unserer Bewegung geopfert. Ich stehe heute vor dem wirtschaftlichen Ruin ...»<sup>62</sup>

Gegen eine Entschlossenheit wie diese war die Republik ohne Mittel. Auch hatte sie nach dem Durchbruch der [Hitler](#)bewegung nicht mehr die Kraft, einen energischen Gegenkurs ohne die Gefahr bürgerkriegsähnlicher Zustände einzuschlagen. Ihre Verteidiger klammerten sich an die Hoffnung, den Ansturm des Irrationalismus durch die Kraft des Arguments brechen zu können, und vertrauten auf die erzieherische Wirkung demokratischer Institutionen, auf die unumkehrbare Entwicklung zu humaneren gesellschaftlichen Zuständen. Doch schon zu diesem Zeitpunkt erwiesen sich solche Vorstellungen, in denen Spuren des alten Fortschritts Glaubens wirksam waren, als irrig, weil sie dort noch Vernunft und Unterscheidungsvermögen voraussetzten, wo nur noch ein unentwirrbares Gemisch von Angst, Panik und Aggressivität herrschte. Der geringe Sachverstand der [Hitler](#)propagandisten, ihre unzureichenden Antworten auf die Schrecknisse der Krise, die öden antisemitischen Deutungen irritierten die wenigsten, und unbeirrt durch die selbstgewissen Widerlegungen der Fachleute setzten die Nationalsozialisten ihren Aufstieg fort. Brüning dagegen wurde, als er im Frühjahr 1931 eine Reise durch Ostpreussen und die schlesischen Elendsgebiete unternahm, überall kühl und nahezu feind-



selig empfangen, aus der Menge wurden ihm Transparente mit der Aufschrift «Hungerdiktator» entgegengehalten, verschiedentlich wurden Pfiffe laut.

Unterdessen spielten die Nationalsozialisten im Reichstag ihre Doppelrolle als Zerstörer und Richter des «Systems» mit wachsender Meisterschaft. Ganz anders als bisher waren sie dank der Stärke ihrer Fraktion in der Lage, das Parlament lahmzulegen und dessen Ruf als «Schwatzbude» durch eine johlende, disziplinlose Aufführung zu bestätigen. Jedem ernsthaften Stabilisierungsbemühen dagegen widersetzten sie sich mit der Begründung, die Besserung der Verhältnisse diene nur der Erfüllungspolitik, jedes Opfer, das die Regierung dem Volk abverlange, sei ein Akt des Landesverrats. Daneben nutzten sie die Mittel der technischen Obstruktion: Lärm, Geschäftsordnungsdebatten oder den geschlossenen Auszug aus dem Saal, sobald ein «Marxist» das Wort ergriff. Es wirft ein Licht auf die alle Konventionen verachtende Aggressivität der Fraktion, dass, nach einem Bericht des Geschäftsordnungsausschusses, gegen ihre einhundertseven Abgeordneten vierhundert Strafanträge vorlagen. Als im Februar 1931 ein Gesetz verabschiedet wurde, das die Missbrauchsmöglichkeiten der Abgeordnetenimmunität einschränkte, zogen sich die Nationalsozialisten, gefolgt von den Deutschnationalen und zunächst auch von den Kommunisten, gänzlich aus dem Reichstag zurück. Stärker noch als bisher verlegten sie ihre Aktivität auf die Strasse und in die Versammlungsarenen, wo sie nicht zu Unrecht die weit grösseren Aussichten vermuteten, Profil und Anhängerschaft zu gewinnen. Den Zurückgebliebenen höhnte Goebbels das Wort von den «Gesässparteien» nach und rechnete ihnen vor, dass er in vier Tagen, statt vor einem machtlosen Parlament, vor über 50'000 Menschen gesprochen habe.<sup>63</sup> Die demagogische Absicht allerdings, mit Hilfe des thüringischen Innenministers Frick in Weimar einen Gegen-Reichstag der nationalen Opposition zu organisieren, wurde fallengelassen, als das Reich die Exekution gegen das Land androhte.

Der Exodus der Nationalsozialisten aus dem Parlament war freilich eine Entscheidung nicht ohne Folgerichtigkeit. Zwar hatten die Nationalsozialisten zur Lähmung des Reichstags und zum Nieder-

gang seines Ansehens alles Erdenkliche getan; aber auch unabhängig davon war er nicht mehr der Ort der politischen Entscheidung. Schon vor den Wahlen vom September 1930 hatte Brüning über das zerstrittene Parlament hinweg mit dem Notverordnungsrecht des Reichspräsidenten nach Art. 48 der Weimarer Verfassung regiert. Seit aber die Wege normaler parlamentarischer Mehrheitsbildung blockiert waren, bediente er sich fast ausschliesslich der Ausnahme Gewalt des Präsidenten, um ein halbdiktatorisches Regierungsverfahren zu praktizieren. Wer darin bereits «die Todesstunde der Weimarer Republik» erblickt<sup>64</sup>, sollte freilich bedenken, dass diese Machtverschiebung nur möglich war, weil sie dem Hang nahezu aller Parteien zur Flucht aus der politischen Verantwortung entgegenkam. Noch immer besteht die Neigung, die «unpolitischen Massen» für die autoritäre Wendung des Geschehens verantwortlich zu machen; doch wenn irgendwo «obrigkeitsstaatliche Strukturen» in Erscheinung traten, dann in der resignierten Eile, mit der die Parteien von rechts bis links im Augenblick der Krise dem präsidentialen «Ersatzkaiser» die Verantwortung zuschoben und danach trachteten, mit den durchweg unpopulären Entscheidungen, die zu treffen waren, nicht unmittelbar verknüpft zu erscheinen. Die Nationalsozialisten hatten, als sie den Reichstag verliessen, den übrigen Parteien lediglich die grössere Konsequenz voraus. Das «Geheimnis» ihres Aufstiegs hat auch damit zu tun.

Der Überdross an dem Parteienstaat, der nahezu keiner mehr war, wurde noch gesteigert durch die offensichtliche Erfolglosigkeit der Regierung nach innen wie nach aussen. Brünings weitgesteckte und mit selbstquälerischer Gewissheit verfolgte Politik strengster Sparsamkeit vermochte weder die Finanzschwierigkeiten noch die Absatzkrise zu beseitigen; auch das unübersehbare Heer der Arbeitslosen wurde dadurch nicht verringert; desgleichen blieben alle Erfolge in der Reparations- und Abrüstungsfrage aus. Vor allem Frankreich sperrte sich, durch das Wahlergebnis vom September alarmiert, gegen jedes Zugeständnis und pflegte seine Hysterien.

Anfang 1931 gerieten auch die Ansätze, den mit der Krise ausgebrochenen allgemeinen Wirtschaftskrieg der Staaten durch eine Handelsvereinbarung zu beenden und die Zollgrenzen abzubauen,

ins Stocken. Als Deutschland und Österreich daraufhin aus eigener Initiative einen Zollvertrag schlossen, der die wirtschaftspolitische Selbständigkeit beider Partner unberührt liess und ausdrücklich weitere Länder zum Beitritt aufforderte, erklärte wiederum Frankreich, darin einen Versuch zu sehen, den Versailler Vertrag an entscheidender Stelle aufzubrechen, und befand, wie einer seiner diplomatischen Vertreter noch rückblickend schrieb, nicht weniger, als dass «der Friede auf dem alten Kontinent erneut gefährdet» sei.<sup>65</sup> Augenblicklich präsentierten die französischen Banken in Deutschland wie in Österreich ihre kurzfristigen Wechsel und rissen beide Länder «in einen Riesenbankerott», der sie zwang, den Plan im Herbst unter demütigenden Umständen aufzugeben. Österreich musste beträchtliche wirtschaftliche Zugeständnisse leisten, während in Deutschland Hitler und die radikale Rechte den Prestigeverlust der Regierung ausgelassen feierten und die zwangsläufig fortgesetzten Bemühungen zur Verständigung dem Hohn und der Verachtung aller preisgaben. Als der amerikanische Präsident Hoover am 20. Juni den Aufschub der Reparationszahlungen für die Dauer eines Jahres vorschlug, herrschte in der Pariser Kammer «eine Stimmung wie bei Kriegsausbruch»<sup>66</sup>. Anschliessend zögerte Frankreich, das von dem Plan allerdings besonders betroffen war, die Verhandlungen darüber so lange hinaus, bis eine Kette von Zusammenbrüchen in Deutschland die Krise über jedes für denkbar gehaltene Mass verschärft hatte. Auch in Berlin fühlte ein zeitgenössischer Beobachter sich an die Tage vor dem Ausbruch des Krieges erinnert, doch war es mehr die Leere in den Strassen, die grosse Stille über der Stadt und deren äusserst gespannte Atmosphäre, was seine Erinnerung bewegte.<sup>67</sup> Nach wie vor fanden an den Wochenenden heftige Zusammenstösse und Strassenschlachten statt. Ende 1931 gab Hitler mit grosser Aufrundungsgeste bekannt, die Partei habe im zurückliegenden Jahr fünfzig Tote und viertausend Verletzte gehabt.

Wie in der Wirklichkeit, vollzog sich jetzt auch in der Theorie immer spürbarer die Abkehr vom demokratischen Parteiensystem. Die Selbstaufgabe des Parlaments, seine Ohnmacht gegenüber der Krise, das Zurückweichen der staatlichen Autorität vor der Strasse belebte zwangsläufig die Erörterung neuer Verfassungsprojekte. In

einer Überfülle von Reformentwürfen verband sich die Geringschätzung der unzulänglichen parlamentarischen Demokratie mit der Sorge vor den totalitären Konzepten der Extremen von rechts und von links. Dunstiges Ideengemenge, wie es vor allem von Seiten konservativer Tagesschriftsteller in den Theorien des «Neuen Staates» oder einer «Rechtsstaatlichen Diktatur» entwickelt wurde, zielte darauf ab, die radikale Alternative [Hitler](#) durch eine mittlere Alternative abzufangen.

Die gleichen Absichten verfolgten die autoritär-restaurativen Verfassungskonzepte, die in der Umgebung des Reichspräsidenten angesichts der wachsenden Ermüdung der Demokratie erörtert wurden. Die gewichtigsten Wortführer dieser Pläne, die darauf abzielten, durch schrittweise Wiederherstellung der Monarchie das demokratische Regime mit der Tradition und den rückwärtsgerichteten Sehnsüchten der Bevölkerung zu versöhnen, waren Brüning selber, der Reichswehrminister Groener sowie dessen politischer Vertrauter, der Chef des Ministeramts, General Kurt v. Schleicher, der inzwischen dank seiner engen Beziehung zu Hindenburg zur bestimmenden Hintergrundfigur der politischen Szene aufgerückt war.

Schon bei der Berufung Brünings zum Kanzler hatte er sich mit Nachdruck bemerkbar gemacht und seinen Einfluss durch Geschick, Scharfsinn und Verschlagenheit so weit ausgebaut, dass seit dieser Zeit kein Kanzler oder Minister ohne seine Zustimmung ernannt oder entlassen werden konnte. Seine Neigung zum Zwielflicht, wo die Umriss des politischen Charakters verschwimmen und die feingesponnenen Netze der Intrige unsichtbar werden, hatte ihm bald den Ruf einer «feldgrauen Eminenz» eingetragen. Er war zynisch nach der Art sensibler Naturen, impulsiv, vorurteilsfrei und besass ein seiltänzerisches Temperament auch insofern, als er überall Gefahren witterte. Selbst Freunde und Nachbarn liess er mit den Mitteln der Abwehr überwachen. Die eigentümliche Verbindung von Leichtsin, Verantwortungsbewusstsein und intriganter Lust machte ihn zu einer der problematischsten Erscheinungen in der Endphase der Republik.

Schleichers Überlegungen gingen davon aus, dass eine so breite Volksbewegung, wie [Hitler](#) sie mobilisiert hatte, nicht mit den

Machtmitteln des Staats zu überwinden sei. Die Schockerfahrung der Revolution, als das Offizierskorps unvermittelt der grauen, aufrührerischen und unheimlichen Masse konfrontiert worden war, hatte gerade die aufgeschlossenen Ränge der Reichswehrführung zu der Erkenntnis gebracht, dass das Heer nie mehr gegen das Volk stehen dürfe. Auch wenn Schleicher den Führer der NSDAP kaum ernst nahm und ihn als «Visionär und Götzen der Dummheit» verspottete, erkannte und respektierte er doch die Motive, die ihm den gewaltigen Zulauf verschafften. Zwar übersah er keineswegs die fragwürdigen Seiten der Bewegung, jene Verbindung aus Gesetzlosigkeit, Ressentiment und ideologischem Fanatismus, die einer seiner Offizierskameraden den «russischen Charakter» der Partei genannt hatte,<sup>68</sup> doch sie gerade veranlassten ihn, seine Pläne zu beschleunigen. Solange Hindenburg noch lebte und die Reichswehr im Ganzen frei von Zersetzungserscheinungen war, glaubte er an eine Chance, [Hitler](#) zu «erziehen» und an die Kette politischer Verantwortung zu nehmen, während das Massenheer seiner Gefolgschaft, angesichts der Beschränkungen des Versailler Vertrages, zur Stärkung des «Wehrwillens» genutzt werden konnte. Vorsichtig begann er, auf dem Umweg über Röhm und Gregor Strasser, den Kontakt zu [Hitler](#) zu suchen.

Ähnliche Überlegungen, die vom Bestreben konservativer Kräfte zeugten, die verlorengegangene Macht in der Form eines pädagogischen Führungsanspruchs über den ungehobelten Herrn der Arenen und Versammlungshallen zurückzuholen, bewegten auch Alfred Hugenberg. Als Hindenburg sich im Sommer 1931 bei ihm über «diese verhetzten jungen Leute» [Hitlers](#) beklagte und versicherte, er halte die NSDAP «nicht für eine zuverlässige nationale Partei», bekam er von Hugenberg die selbstgewisse Antwort, gerade deshalb sei es notwendig, das Bündnis zu schliessen, und überdies glaube er, zur politischen Erziehung der Nationalsozialisten bereits beigetragen zu haben.<sup>69</sup> Auch er suchte nun, allen misslichen Erfahrungen zum Trotz, die gestörte Verbindung zu [Hitler](#) wiederherzustellen.

Die von mehreren Seiten vorgetragenen Annäherungsversuche trafen sich mit den Vorstössen, die der irritierte Führer der NSDAP zu gleicher Zeit unternahm; denn bislang war sein Erfolg vom Sep-

tember ohne Folgen geblieben. Der Wahlausgang hatte ihn zwar zu einem der Hauptakteure auf der politischen Bühne gemacht, doch spielte er, solange seine Isolierung anhielt, gewissermassen eine stumme Rolle. «Hitler hat viele Monate verloren», schrieb ein Beobachter, «er hat seine Zeit untätig verbraucht, die ihm keine Ewigkeit wieder zurückbringen wird. Diesen 15. September mit dem Zittern der Besiegten und der amtlichen Ratlosigkeit wird ihm keine Macht der Welt mehr wiedergebend. Damals war die Stunde für den deutschen Duce da, legal oder illegal, wer fragte danach? Aber dieser deutsche Duce ist eine feige, verweichlichte Pyjamaexistenz, ein schnell feist gewordener Kleinbürgerrebell, der sich's wohl sein lässt und nur sehr langsam begreift, wenn ihn das Schicksal samt seinen Lorbeeren in beizenden Essig legt. Dieser Trommler haut nur in der Etappe aufs Kalbfell... Brutus schläft.»<sup>70</sup>

Angesichts einer Anhängerschaft, die weniger von politischen Überzeugungen als von labilen, augenblickbestimmten Affekten zusammengehalten wurde, war Hitler tatsächlich in höherem Masse als andere auf immer neue, spektakuläre Erfolge angewiesen. Zwar setzte die Partei auch 1931 ihren Siegeszug fort: Anfang Mai erzielte sie in Schaumburg-Lippe bei der Landtagswahl 26,9 Prozent, vierzehn Tage später in Oldenburg sogar 37,2 Prozent und stellte damit erstmals in einem Landtag die stärkste Fraktion. Doch im Grunde wiederholten diese Erfolge nur im Kleinen, was der Partei im September schon auf grösserer Ebene gelungen war. Der Macht kam sie dadurch nicht näher, und wenn ihre Anhänger auf Plätzen oder durch die engen Strassen dröhnend ihr «Hitler vor den Toren!» skandierten, so klang es, als wollten sie ihn erst dorthin bringen, wo der Ruf ihn zu wissen vorgab. Auch in den Parlamenten selber konnte die NSDAP, ihrer paralysierenden Taktik entsprechend, naturgemäss kaum Erfolge vorweisen. So blieb nur der rasch fade werdende, zusehends angestregtere Jubel über ständig wachsende Mitgliederzahlen, immer neue Versammlungsrekorde oder, mit salbungsvollem Unterton, immer neue Märtyrer. In einer Revolte der Ungeduld machte sich im Frühjahr, wiederum in der Berliner SA unter Walter Stennes, der Groll über die anhaltende Stagnation Luft. Doch noch bevor der SA-Führer den offenen Abfall von der Partei organisieren und den schwankenden Goebbels

auf seine Seite ziehen konnte, traf die Absetzungsverfügung **Hitlers** ein, und unter erneuten Zusicherungen, neuen Treuegelöbnissen zerging der Unmut der Verschwörer.

Entgegen seinen Versicherungen, das «System» in einer Folge von Wahlschlachten niederzuringen, war **Hitler** seit dem Frühjahr offenbar bestrebt, in einer umfassenden Aktion das Vertrauen und die Unterstützung aller einflussreichen Kräfte zu gewinnen. Deutlicher denn je war ihm bewusst geworden, dass er, nur gestützt auf den Erfolg bei den Massen, die Regierungsgewalt nie erringen würde. Der Artikels, der die Macht auf den Präsidenten und seine engste Umgebung verlagerte, minderte mit der Macht des Parlaments auch die Bedeutung eines Wahlsiegs: Nicht die Zahl der Stimmen, sondern der Wille des Präsidenten begründete den Anspruch auf die Kanzlerschaft. In gewissem Sinne war es daher wichtiger, Hindenburg zu gewinnen als die Mehrheit.

Wie immer ging **Hitler** auf mehreren Ebenen gleichzeitig vor. Schon der Leipziger Legalitätseid hatte eine verborgene Wohlverhaltens- und Bündnisofferte enthalten. Zu Beginn des Jahres war ihm ein Fingerzeig v. Schleichers zugegangen und die Mitwirkung von Nationalsozialisten im Grenzschutz freigegeben worden. Als Gegenleistung untersagte **Hitler** der SA durch Erlass vom 20. Februar die Teilnahme an Strassenschlachten und liess eine Kasseler Einheit kurzerhand auflösen, weil sie sich befehlswidrig Waffen beschafft hatte, während Röhm in einer Denkschrift vom April sogar erklären musste, dass die SA-Abteilungen unter der Kanzlerschaft **Hitlers** «vielleicht überflüssig» sein würden: «Der schöne Adolf trieft vor Loyalität», schrieb Groener zur gleichen Zeit einem Freund, **Hitler** mache keine Kopfschmerzen mehr.<sup>71</sup> Als die katholischen Bischöfe in einer scharfen Verlautbarung vor der NSDAP warnten, entsandte **Hitler** augenblicklich Hermann Göring, seinen vertrauenerweckenden Verbindungsmann, vermittelnd nach Rom. In einem Interview für den 'Daily Express' sprach er sich für eine intensive deutsch-englische Zusammenarbeit bei Aufhebung der Reparationen aus, er gab sich einsichtig und gereift und betonte das Verbindende. Als der kommunistische Reichstagsabgeordnete Wilhelm Pieck äusserte, dass die Rote Armee bereit stehe, um den revolutionären Befreiungsheeren im Innern zu

Hilfe zu eilen, erklärte **Hitler** einer amerikanischen Zeitung, die NSDAP sei der Damm gegen den heranrückenden Weltbolschewismus. «Er schimpft sehr viel weniger», bemerkte eine zeitgenössische Darstellung, «er frühstückt gar keine Juden mehr» und legt offenbar Wert darauf, «nicht mehr für monoman zu gelten»<sup>72</sup>, Seine Sorge um einen bürgerlichen Ruf bezog auch Äusserlichkeiten mit ein. Er verliess das kleine, bescheidene Hotel «Sanssouci», wo er bei seinen Aufenthalten in Berlin bisher abgestiegen war, und nahm künftig, nicht ohne herausfordernde Absicht, im angesehenen «Kaiserhof» am Wilhelmsplatz, schräg gegenüber der Reichskanzlei, Quartier. Die Wortführer der Rechten, das Bändigungskonzept bereit, versicherten sich gegenseitig, **Hitler** sei endlich auf dem Wege zum Staat.

Auch um die Unternehmer, die sich im Ganzen noch immer reserviert zeigten, bemühte er sich auf breiter Ebene. In Frau v. Dirksen, die im «Kaiserhof» Cercle hielt und einflussreiche Verbindungen hatte, stellte sich zur rechten Zeit wiederum eine jener älteren Freundinnen ein, deren eifernder Rührigkeit er so viel verdankte, auch Frau Bechstein war nach wie vor für ihn geschäftig. Andere Kontakte kamen über Göring, der ein grosses Haus führte, sowie über den Wirtschaftsjournalisten Walter Funk zustande. Auch Wilhelm Keppler, ein von der Krise mitgenommener Unternehmer, führte sympathisierende Industrielle an die Bewegung heran und gründete den «Freundeskreis der Wirtschaft», der durch die spätere Verbindung zu Himmler einen monströsen Ruf erwarb. Otto Dietrich, der über weitläufige familiäre Industriebeziehungen verfügte und seit August als Reichspressechef der NSDAP amtierte, vermerkte: «Im Sommer 1931 fasste der Führer in München plötzlich den Entschluss, die im Zentrum des Widerstandes stehenden massgebenden Persönlichkeiten der Wirtschaft und der von ihnen getragenen bürgerlichen Mittelparteien systematisch zu bearbeiten.» In einer ausgedehnten Tournee durchquerte er mit seinem Mercedes-Kompressor ganz Deutschland zu vertraulichen Besprechungen, einige davon fanden, um keinen Verdacht zu erwecken, «auf einsamen Waldwiesen in Gottes freier Natur» statt, auf Kirdorfs Besetzung «Streithof» sprach er zu über dreissig führenden Schwerindustriellen.<sup>73</sup> Ostentativ nötigte er Gregor Stras-



ser und Gottfried Feder, die in einer Reverenz vor den preisgegebenen sozialistischen Zielsetzungen im Reichstag die Enteignung der «Bank- und Börsenfürsten» gefordert hatten, den Antrag zurückzuziehen, und als die kommunistische Fraktion sich ein Vergnügen daraus machte, die Vorlage im Wortlaut noch einmal einzubringen, zwang er die Abgeordneten, dagegen zu stimmen. Über sein Wirtschaftsprogramm äusserte er sich künftig nur noch in dunklen Andeutungen, zugleich distanzierte er sich von dem starrköpfigen Gottfried Feder und verbot ihm gelegentlich sogar das öffentliche Auftreten.

In den ersten Julitagen traf Hitler sich schliesslich in Berlin mit Hugenberg, bald darauf hatte er eine Unterredung mit den Stahlhelmführern Seldte und Duesterberg, die ihn erneut für ein Bündnis gewinnen wollten; dann kam er mit v. Schleicher und dem Chef der Heeresleitung, General v. Hammerstein-Equord, zusammen, er konferierte mit Brüning, Groener und noch einmal mit Schleicher sowie mit Brüning. Die Gespräche dienten der Absichtserkundung sowie der Annäherung mit dem Ziel, Hitler in das von ihm prinzipiell bekämpfte System hineinzuholen, durch taktische Bündnisse einzufangen und, wie General Groener meinte, «jetzt doppelt und dreifach an den Legalitätspfahl» zu binden.<sup>74</sup> Doch hatte keiner der Kontrahenten einen zutreffenden Begriff von der Härte und Intransigenz Hitlers, und sie alle täuschten sich über sein Verstellungsvermögen. Das Ergebnis war daher nur, dass der Führer der NSDAP aus seiner Isolierung geriet und den Rang eines Partners gewann: Die Unterredungen stimulierten die Anhänger, verwirrten die Gegner und beeindruckten die Wähler. Wie verzweifelt Hitler auf diese Wendung gewartet hatte, zeigte seine Reaktion, als er zur Unterredung mit Brüning nach Berlin gerufen wurde. Hess, Rosenberg und dessen Stellvertreter Weiss waren bei ihm, als in München das Telegramm eintraf, das er hastig überflog und den Anwesenden erregt entgegenhielt: «Jetzt habe ich sie in der Tasche! Sie haben mich als Verhandlungspartner anerkannt.» Das Bild, das er zu erzeugen vermochte, spiegelt das Urteil Groeners: «Absichten und Ziele Hitlers sind gut, aber Schwarmgeist, glühend, vielseitig. Sympathischer Eindruck, bescheidener, ordentlicher Mensch und im Auftreten Typ des strebsamen Autodi-

dakten.» Im vertraulichen Meinungs­austausch der führenden Akteure erschien er von nun an bezeichnenderweise, wenn auch nicht ohne einen Unterton geringschätziger Ironie, als «Adolf»<sup>75</sup>. Das Entree war gelungen.

Lediglich die Unterredung mit Hindenburg, die auf Vermittlung Schleichers am 10. Oktober zustande kam, endete mit einem Misserfolg. Tatsächlich bestanden im Präsidentenpalais die entschiedensten Vorbehalte, und Oskar, der Sohn Hindenburgs, hatte das Ersuchen Hitlers um eine Unterredung zunächst mit der bissigen Bemerkung glossiert: «Der will wohl einen Schnaps haben.» Im Verlauf der Begegnung selber schien Hitler, der zusammen mit Göring gekommen war, nervös und übergang die Empfehlung des Präsidenten, die Regierung angesichts der schwierigen Lage des Landes zu unterstützen, mit weitschweifenden Ausführungen über die Ziele seiner Partei. Auch auf die Vorhaltungen über die sich häufenden Gewalttaten reagierte er mit wortreichen Beteuerungen, ohne offenbar sein Gegenüber zufriedenzustellen. Aus der Umgebung Hindenburgs sickerte später die Bemerkung durch, der Präsident sei allenfalls bereit, diesen «böhmischen Gefreiten» zum Postminister zu machen; zum Reichskanzler sicherlich nicht.<sup>76</sup>

Im Anschluss an die Unterredung mit Hindenburg begab Hitler sich nach Bad Harzburg, wo schon am folgenden Tage die Nationale Opposition in einer machtvollen Kundgebung ihren Zusammenschluss feiern und sich zum Generalangriff auf das «System» formieren wollte. Noch einmal hatte Hugenberg zur umfassenden Heerschau alles zusammengeholt, was auf der Rechten Macht, Geld oder Prestige besass: die Führungsspitzen der Nationalsozialisten und der Deutschnationalen einschliesslich der Fraktionen des Reichstags und des preussischen Landtags, die Vertreter der Deutschen Volkspartei, der Wirtschaftspartei, des Stahlhelms und des Reichslandbundes; ferner zahlreiche prominente Gönner, Angehörige ehemals regierender Häuser mit zwei Hohenzollernprinzen an der Spitze, Justizrat Glass mit dem Vorstand der Alldeutschen, pensionierte Generale wie v. Lüttwitz und v. Seeckt sowie zahlreiche renommierte Namen der Finanz und der Industrie, darunter Hjalmar Schacht, Ernst Poensgen von den Vereinigten Stahlwerken,

Louis Ravené vom Eisengrosshandelsverband, Blohm aus Hamburg sowie V. Stauss, Regendanz und Sogemeier. Es war, die Kommunisten ausgenommen, der Aufmarsch aller Gegner der Republik, ein buntes Heer von Unzufriedenen, die durch ein Ressentiment, weniger durch ein gemeinsames Ziel geeint waren.

Hitler selber zeigte sich aufs Äusserste verstimmt. Nur mit grossem Widerstreben hatte er überhaupt seine Teilnahme zugesagt, und der fehlgeschlagene Besuch bei Hindenburg hatte seinen Unmut noch verstärkt. Wie schon beim Bündnis gegen den Young-Plan musste er wiederum mit starker Kritik aus den eigenen Reihen rechnen, und auch ihm selber war diese bourgeoise Liaison unbehaglich. Kurz vor Beginn der Veranstaltung liess er daher seine Gefolgschaft zu einer geschlossenen Sitzung zusammenrufen und durch Frick das Bündnis mit dem «bürgerlichen Mischmasch» durch rein taktische Überlegungen rechtfertigen; auch Mussolini habe die Macht auf dem Umweg über eine nationale Koalition erringen müssen. Im effektvollen Überrumpelungsstil betrat er, kaum dass Frick geendet hatte, zusammen mit seiner persönlichen Begleitung den Saal und verpflichtete sich die Teilnehmer mit feierlichem Zeremoniell. Die «Nationale Einheitsfront» wartete unterdessen im Kursaal auf sein Erscheinen.

Für Hugenberg, der dem Führer der NSDAP schon während der Vorbereitungen zahlreiche Zugeständnisse geleistet hatte, war dies nicht die letzte Demütigung im Verlauf des Treffens. Herausfordernd und ohne Rücksicht auf die Empfindlichkeiten der einflussreichen Partner zerbrach Hitler ihm das ehrgeizige Bündniskonzept. Schon am Vorabend hatte er die Sitzung des gemeinsamen Redaktionskomitees versäumt und dessen Arbeit für reine Zeitverschwendung erklärt. Als in der Abschlussparade, die den begeisternden Höhepunkt der Veranstaltung bilden sollte, die SA-Formationen vorbeigezogen waren und der Stahlhelm heranrückte, verliess er demonstrativ die Tribüne, auch an dem gemeinsamen Essen nahm er nicht teil und liess wissen, er sei dazu ausserstande, solange Tausende seiner Anhänger «mit hungrigem Magen Dienst» leisteten. Nur «die Rücksicht auf die allen Beteiligten unerwünschten Presseauswirkungen», so klagte Hugenberg enttäuscht, hätte den «Bruch auf offener Szene» verhindert.<sup>77</sup>

Für Hitler war die Missgestimmtheit von Harzburg keineswegs taktische Finesse, nicht nur Primadonnenrezept wonach erst die mürrische Laune Anbeter macht; vielmehr stellte ihm das Treffen, dringlicher denn je, die Machtfrage. Hugenberg's Einigkeitsphrasen täuschten nicht über den Führungsanspruch hinweg, den er als Arrangeur der Festivität geltend machte. Mit der ihm eigentümlichen Konsequenz erfasste Hitler, dass jede Gemeinsamkeit nur Unterordnung bedeuten konnte, allenfalls auch, dass Deutschland ab-surderweise künftig auf zwei «Retter» blicken müsse. Um den irri-gen Eindruck zu verdrängen, veranstaltete er schon eine Woche nach der Harzburger Tagung eine machtvolle Demonstration auf dem Franzschen Feld in Braunschweig. Über hunderttausend SA-Leute waren in Sonderzügen herantransportiert worden, während der sechsstündigen Parade kreisten Flugzeuge mit riesigen Hakenkreuzschleppen über dem Feld, und Hitler erklärte während der Standartenweihe, es sei die letzte vor der Machtergreifung, die Bewegung stehe «einen Meter vor dem Ziel»; und um alle Zweifel zu beschwichtigen, erklärte der 'Angriff' am 21. Oktober: «Harzburg war ein taktisches Teilziel, Braunschweig die Verkündigung des unveränderlichen Endziels. Am Ende liegt Braunschweig, nicht Harzburg.»

Indessen kam in Hitlers schroffem Harzburger Auftritt zugleich etwas von seinem Affekt gegen die bürgerliche Welt zum Vorschein, den er zu keiner Zeit gänzlich beherrscht hat. Schon der Anblick der Zylinder, Gehröcke und gesteiften Hemdbrüste irritierte ihn, desgleichen die Titel, die Orden und der Dünkel, den sie anzeigten: Es war eine Welt, die ihren Herrschaftsanspruch gleichsam in der sittlichen Idee selber verankert glaubte und gern von ihrer «geschichtsbefugten Rolle» sprach. Hitlers untrügliches Gefühl für Schwäche und Fäulnis witterte hingegen die Gebrechlichkeit hinter der stämmigen Willensallüre, das verhasste Vorgestern in diesen Mumienschwärmen mit Mittelstandsmanieren.

Zwar war es die gleiche bürgerliche Welt, die die Sehnsucht des jungen Caféhaus-Elegant, des verbummelten Kunststadepten gewesen war, der trotz aller Zurückweisung ihre sozialen, ideologischen und ästhetischen Wertvorstellungen unkritisch übernommen und lange bewahrt hatte; doch hatte diese Welt inzwischen ihren Offen-

barungseid geleistet, und anders als ihre Repräsentanten vergass er das nicht. In Hugenberg begegnete ihm noch einmal der schlaue, arrogante und schwächliche Herr v. Kahr, der das Bild des bürgerlichen Honoratioren unwiderlegbar in ihm fixiert hatte: eine Gruppe mit dem Anspruch von Herrschaft und dem Wesen von Personal. Schon der Gedanke daran löste seither nahezu reflexartig das herabsetzende Epitheton aus, insbesondere «feige», «blöde», «idiotisch» und «verfault»: «Keine Bevölkerungsschicht sei in politischen Dingen blöder als dieses sogenannte Bürgertum», betonte er häufig und fügte einmal hinzu, er habe es durch schreiende Propaganda und inkorrekte Manieren lange Zeit bewusst von der Partei fernzuhalten versucht. Als Richard Breiting, der Chefredakteur der 'Leipziger Neuesten Nachrichten', ihn im Mai 1931 zu einer Unterredung aufsuchte, begann er das Gespräch mit der Bemerkung: «Sie sind ein Repräsentant des Bürgertums, das wir bekämpfen», und versicherte, er sei bestimmt nicht ausgezogen, das sterbende Bürgertum zu retten, er werde es im Gegenteil ausschalten und jedenfalls viel eher mit ihm fertig werden als mit dem Marxismus.<sup>78</sup> Mit Vorliebe, wenn auch nicht ohne Angestrengtheit, betonte er zu jener Zeit auch seine Distanz zu den kulturbürgerlichen Anfängen von einst: «Wenn mir heute ein Prolet brutal seine Meinung sagt, habe ich die Hoffnung, dass diese Brutalität eines Tages nach aussen gekehrt werden könnte. Wenn ein Bürger traumverloren dahervandert und nur von Kultur, Zivilisation und ästhetischer Weltbefriedigung redet, dann sage ich ihm: 'Du bist für die deutsche Nation verloren! Du passt in den Berliner Westen! Gehe dorthin, hopse Deine Negertänze zu Ende und verrecke!'<sup>79</sup> Er hat sich denn auch gelegentlich als «Proletarier» bezeichnet, dabei jedoch nie den Eindruck vermeiden können, er formulierte weniger eine soziale Zugehörigkeit als vielmehr eine soziale Absage: «Ich bin niemals unter dem Aspekt des Bürgerlichen zu verstehen», versicherte er. Noch in der Hoffnung auf die Arbeiterschaft, die er verschiedentlich zum Ausdruck brachte, in den bewundernden Äusserungen über diesen «wahren Adel», schien keineswegs die Sympathie für die eine Klasse am Werk, sondern der unverwundene Hass auf die andere, die ihn verschmäht hatte: Sein Bürgerhass war nicht ohne inzestuöse Beimischung. Immer wieder schlugen die Enttäuschun-

gen eines erst abgewiesenen, dann Hintergangenen Tendenzbürgers durch. Auch der bevorzugte Spiessgesellen-Typus in seiner engsten persönlichen Umgebung, die derbe und primitive «Chauffeureska» der Schaub, Schreck, Graf oder Maurice, spiegelte forciert dieses Ressentiment, das nur von wenigen einzelnen auf Zeit durchbrochen werden konnte; von Ernst Hanfstaengl beispielsweise oder von Albert Speer. Zum Völkerbundskommissar für Danzig, Carl Jacob Burckhardt, sagte [Hitler](#) 1939 «traurig»: «Sie kommen aus einer Welt, die mir fremd ist.»<sup>80</sup>

Zu dieser fremden Welt gab es keine Verbindung, nicht einmal eine haltbare taktische Beziehung war herstellbar, wie das Harzburger Treffen erwies. Weder das gemeinsame Oppositionskonzept noch das zuvor vielfach erörterte Schattenkabinett oder die Einiung über einen gemeinsamen Kandidaten in der bevorstehenden Wahl zum Reichspräsidenten kamen zustande, und auch die Vorstellung einer Kampfgemeinschaft, die das bürgerliche Lager beim Blick auf die braunen Sturmabteilungen so sehr beflügelte, wurde von den selbstbewussten [Hitler](#)leuten nur verspottet. Hugenberg hatte gehofft, in Harzburg das Bündnis zwischen der NSDAP, den übrigen Rechtsgruppen und den Kreisen von Geld und Prestige zustande zu bringen, und sich selber, im Hintergrund manövrierend und mit füchsischer Schlaueit wirkend, als den grossen Spielmeister der nationalen Opposition gesehen; doch hatte [Hitler](#) ihn statt dessen brüsk vor die Alternative gestellt, sich zu unterwerfen oder auf die Idee einer nationalen Einheitsfront überhaupt zu verzichten. Wie alle vorausgegangenen «Probeehen»<sup>81</sup> zwischen den Nationalsozialisten und der bürgerlichen Rechten war damit auch diese gescheitert und das Treffen eher ein Ende als ein Anfang: Jedenfalls bedeutete es für Hugenberg den Abschied von seinen Führungssillusionen, von jenem Bild des Trommlers, des Bierhausagitators und Anstreichers, das der deutschnationale Herrschaftshochmut sich von [Hitler](#) geschaffen hatte. Doch war es noch nicht der Abschied von der Bündnisidee überhaupt. «Wir haben», protestierte Hugenberg nur, «nicht die Absicht, uns als ‘Mischmasch’ zu fühlen, als Vorspann benützen zu lassen und uns dann einen Fusstritt geben zu lassen.» Aber sein Kurs ging weiterhin gegen seine Absicht.

So ist die vielbeschworene «Harzburger Front» eher ein Begriff der politischen Mythologie als einer der wirklichen Geschichte. Sie gilt als eines der grandiosen Beweisstücke für jene Verschwörungstheorie, die in der Vorgeschichte des Dritten Reiches eine Kette finsterner Machinationen sieht und sich dabei vornehmlich von jenen ordensbestennten Brüsten, den Gehröcken und Standesallüren blenden lässt, die Hitler mit so viel besserem Recht verachtete; vor allem gilt sie als die Selbstenthüllung des Komplotts zwischen Hitler und dem Grosskapital.

Unstreitig gab es ein Netz von Verbindungen zwischen dem Führer der NSDAP und einer Anzahl einflussgebietender Unternehmer, und ebenso sicher ist, dass die Partei materiellen Nutzen sowie ein gesteigertes Prestige aus diesen Beziehungen erlangte. Aber was ihr zugutekam, wurde den zerbröckelnden Parteien der Mitte früher, ebensolange und in erheblich höherem Masse zuteil. Weder die Stimmengewinne der einen noch die Verluste der anderen werden durch diese vermögenden Gönnerschaften erklärt. Wiederholt hat Hitler die Zurückhaltung der Unternehmer beklagt, Mussolini habe es, so meinte er, «in seinem Kampfe viel leichter gehabt, da er die italienische Industrie auf seiner Seite gehabt hat ... Was tut die deutsche Industrie für die Wiedergeburt des deutschen Volkes – nichts!»<sup>82</sup> Noch im April 1932 zeigte er sich bestürzt darüber, dass die zusammengeschmolzene DVP höhere Beträge von der Industrie bezog als seine eigene Partei, und als Walter Funk gegen Ende des Jahres eine Bettelreise durch das Ruhrgebiet unternahm, erhielt er nur einen einzigen Betrag zwischen zwanzig- und dreissigtausend Mark. Überhaupt wird der Umfang dieser Hilfeleistungen häufig weitaus zu hoch angesetzt. Wer die Schätzung von rund sechs Millionen zwischen 1930 und dem 30. Januar 1933 für realistisch hält, würde selbst mit dem doppelten Betrag keine Parteiorganisation mit rund zehntausend Ortsgruppen und einem ausgedehnten Funktionärskorps, einer Privatarmee von annähernd einer halben Million Mann sowie die zwölf aufwendig geführten Wahlkämpfe des Jahres 1932 finanzieren können: Der Jahresetat der NSDAP lag tatsächlich, wie Konrad Heiden ermittelt hat, zu dieser Zeit bei siebenzig bis neunzig Millionen Mark, und solche Grössenordnungen waren es, die Hitler ver-

anlassten, sich gelegentlich ironisch als einen der grössten deutschen Wirtschaftsführer zu bezeichnen.<sup>83</sup>

Keineswegs zufällig neigt die Verschwörungstheorie, selbst in ihren seriösen Zeugnissen, zu breiten und unscharfen Begriffen, um «das» Grosskapital und die NSDAP zusammenzuführen, während auf der Ebene pseudowissenschaftlicher Polemik **Hitler** allen Ernstes zum «mühselig hochgespielten und teuer bezahlten politischen Kandidaten» einer im Hintergrund wirkenden kapitalistischen «Nazi-Clique», zu ihrem «Public-Relations»-Manager, wird.<sup>84</sup> Im Gegensatz dazu gab es deutlich divergierende Interessen zwischen den einzelnen Unternehmern sowie den Unternehmenszweigen. Sowohl die Exportunternehmer, die Börsenkreise und die Inhaber grosser Warenhäuser als auch die chemische Industrie und die alten Familienunternehmen wie Krupp, Hoesch, Bosch oder Klöckner standen der **Hitler**partei zumindest vor 1933 mit beträchtlichem, zumeist durch wirtschaftliche Überlegungen motiviertem Vorbehalt gegenüber, ganz abgesehen von der nicht unerheblichen Zahl jüdischer Unternehmen. Otto Dietrich, der **Hitler** zu einem Teil seiner Kontakte mit der rheinisch-westfälischen Grossindustrie verhelfen hat, beklagte in einem zeitgenössischen Bericht die Weigerung der Wirtschaft, «in der Zeit unseres härtesten Kampfes ... an **Hitler** zu glauben». Noch Anfang 1932 seien «starke Herde des wirtschaftlichen Widerstandes» spürbar gewesen, und **Hitlers** berühmte Rede vor dem Düsseldorfer Industrieklub vom 26. Januar 1932 sollte gerade ihrer Überwindung dienen.<sup>85</sup> Die finanziellen Mittel, die der Partei im Anschluss daran gewährt wurden, beseitigten zwar die dringendsten Sorgen, erreichten aber nicht den erwarteten Umfang. Nicht einmal eine Ende 1932 von Schacht, dem Bankier v. Schroeder und Albert Vögler aufgesetzte Petition an Hindenburg, **Hitler** zum Kanzler zu ernennen, hatte Erfolg; die Mehrzahl der aufgeforderten Unternehmer weigerte sich, ihre Unterschrift herzugeben. Die Schwerindustrie, klagte Schacht in einem Brief an **Hitler**, trage ihren Namen zu Recht; denn sie entschlösse sich schwer.<sup>86</sup>

Die Theorie vom engen instrumentalen Bündnis zwischen **Hitler** und dem Grosskapital weiss aber auch nicht zu begründen, warum die Millionen Wähler sich so erhebliche Zeit vor den Mil-



lionen der Industrie einfanden; als **Hitler** die Düsseldorfer Rede hielt, hatte seine Partei weit über 800'000 Mitglieder und schätzungsweise über zehn Millionen Wähler. Sie waren seine Basis, und die «grosse antikapitalistische Sehnsucht», die sie erfüllte, zwang ihn stärker als die eigenwilligen und widerspenstigen Unternehmer zur Rücksichtnahme. Den Industriellen opferte er nicht viel mehr als den Räsoneur Otto Strasser, der auch ihm verhasst war, und begründete ihnen gegenüber die Teilnahme seiner Anhänger am Berliner Metallarbeiterstreik brüsk damit, dass streikende Nationalsozialisten immer noch besser seien als streikende Marxisten.<sup>87</sup> Am wenigsten vermag die These von der **Hitler**partei im Solde des Kapitals jedoch die Frage zu klären, auf die sie eigentlich die Antwort sein will: warum diese neuartige, aus dem Nichts aufgetauchte Massenbewegung die traditionsreiche und hervorragend organisierte deutsche Linke so mühelos überflügeln konnte; die These ist denn auch eher eine Sache des Dämonenglaubens oder der marxistischen Orthodoxie, und im einen wie im anderen Falle ein Ausdruck linken Rationalitätsverlusts, gleichsam «der Antisemitismus der Linken»<sup>88</sup>.

Doch ist es eines, von einer verschwörerischen Verflechtung «der» Industrie mit dem Nationalsozialismus zu sprechen, ein anderes aber, die Atmosphäre von «Geneigtheit» oder gar Sympathie zu vermerken, die den Nationalsozialismus umgab. Erhebliche Kräfte innerhalb der Industrie zeigten ein unverhohlenes, wenn auch ungerne aktiviertes Interesse an der Kanzlerschaft **Hitlers**, und viele, die keineswegs bereit waren, ihn materiell zu unterstützen, betrachteten doch sein Programm nicht ohne Zustimmung. Sie verbanden damit keine konkreten wirtschaftspolitischen Erwartungen und verloren nie ganz ihr Misstrauen gegenüber den sozialistischen antibürgerlichen Stimmungen innerhalb der NSDAP; eine kleine Gruppe industrieller Sympathisanten errichtete im Sommer 1932 sogar eine Arbeitsstelle, um dem Wirtschaftsradikalismus des linken Parteiflügels entgegenzuwirken. Insgesamt aber hatten die Unternehmer die bürgerliche Demokratie mit deren Folgen, den Ansprüchen und Rechten der Massen, nie wirklich angenommen, die Republik war in all den Jahren nicht ihr Staat geworden. Die Vorstellung von Ordnung im Lande, wie **Hitler** sie herzu-

stellen versprach, war für viele von ihnen mit unternehmerischer Autonomie, Steuerprivilegien und dem Ende der Gewerkschaftsmacht verbunden. Das Schlagwort der «Rettung von diesem System!», von einem der Wortführer der Industrie ausgegeben, wurde immer vor dem Hintergrund autoritärer Ordnungsentwürfe artikuliert.<sup>89</sup> Kaum irgendwo sonst in der deutschen Gesellschaftsstruktur haben die obrigkeitsstaatlichen Petrefakte so hartnäckig überdauert wie in der Unternehmerschaft, deren technologische Modernität mit einer geradezu vorkapitalistischen Sozialgesinnung einherging. Nicht in gemeinsamen Zielsetzungen, schon gar nicht in einem dunklen Komplott, sondern in dem antidemokratischen, auf Überwindung des «Systems» gerichteten Klima, das von ihm ausging, liegt die eigentliche Mitverantwortung «des» Kapitals für den Aufstieg der NSDAP. Freilich täuschten seine Wortführer sich in **Hitler**; sie sahen nur seine Ordnungsmanie, den steifen Autoritätskult, den er übte, seine rückwärtsgewandten Züge. Darüber entging ihnen die eigenartige Zukunftsstimmung, die zugleich um ihn war.

**Hitler** hat die autoritären, macht- und ordnungsstaatlichen Vorstellungen der Unternehmer mit ungewöhnlichem Einfühlungsvermögen in seiner schon erwähnten Rede vor dem Düsseldorfer Industrieklub, die zu den eindrucksvollsten Zeugnissen seiner Redekunst zählt, erfasst und auf sich gezogen. Im zweireihigen dunklen Anzug, mit gewandten und zugleich korrekten Manieren, entwickelte er vor den zunächst unverkennbar reservierten Grossindustriellen die ideologischen Grundlagen seiner Politik. In Anspruch, Tonlage und Akzentuierung war jedes Wort des zweieinhalbstündigen Auftritts sorgfältig auf sein Publikum zugeschnitten.

An den Anfang rückte **Hitler** seine These vom Primat der Innenpolitik und widersprach nachdrücklich der von Brüning zu einer Art Doktrin erhobenen Auffassung, dass Deutschlands Schicksal überwiegend von seinen aussenpolitischen Beziehungen abhängig sei. Die Aussenpolitik, so erklärte er, werde vielmehr «bestimmt durch die innere Verfassung» eines Volkes; alles andere sei Resignation, nationaler Selbstverzicht oder Ausflucht schlechter Regierungen. In Deutschland sei die innere Verfassung der Nation

allerdings durch die nivellierenden Wirkungen der Demokratie untergraben: «Wenn die immer in der Minderzahl befindlichen fähigen Köpfe einer Nation wertmässig gleichgesetzt werden all den anderen, (muss) damit langsam eine Majorisierung des Genies, eine Majorisierung der Fähigkeit und des Persönlichkeitswertes eintreten, eine Majorisierung, die man fälschlicherweise dann mit Volksherrschaft bezeichnet. Denn dies ist nicht Volksherrschaft, sondern in Wirklichkeit Herrschaft der Dummheit, der Mittelmässigkeit, der Halbheit, der Feigheit, der Schwäche, der Unzulänglichkeit. Es ist mehr Volksherrschaft, ein Volk auf allen Gebieten des Lebens von seinen fähigsten, dafür geborenen Einzelwesen regieren und leiten zu lassen, als ... von einer jeweils diesen Gebieten naturnotwendigerweise fremd gegenüberstehenden Majorität.»

Der demokratische Gleichheitsgrundsatz, fuhr er fort, sei aber keine belanglose, nur theoretisch bedeutsame Idee, er wirke vielmehr über kurz oder lang in alle Lebensbereiche hinein und sei in der Lage, langsam ein Volk zu vergiften. Das Privateigentum, hielt er den Unternehmern entgegen, sei im Grunde mit dem Prinzip der Demokratie unvereinbar. Denn seine logische und moralische Rechtfertigung sei in der Überzeugung begründet, dass die Menschen und ihre Leistungen verschieden sind. Dann kam er zum Kern seines Angriffs:

«Dies zugegeben, ist es jedoch ein Wahnsinn zu sagen: Auf wirtschaftlichem Gebiet sind unbedingt Wertunterschiede vorhanden, auf politischem Gebiete aber nicht! Es ist ein Widersinn, wirtschaftlich das Leben auf dem Gedanken der Leistung, des Persönlichkeitswertes, damit praktisch auf der Autorität der Persönlichkeit aufzubauen, politisch aber diese Autorität der Persönlichkeit zu leugnen und das Gesetz der grösseren Zahl, die Demokratie, an dessen Stelle zu schieben. Es muss damit langsam ein Zwiespalt zwischen der wirtschaftlichen und der politischen Auffassung entstehen, den zu überbrücken man durch Angleichung der ersteren an die letztere versuchen wird ... Der politischen Demokratie analog ist auf wirtschaftlichem Gebiet aber der Kommunismus. Wir befinden uns heute in einer Periode, in der diese beiden Grundprinzipien in allen Grenzgebieten miteinander ringen ...

Im Staat steht eine Organisation – das Heer – die überhaupt nicht irgendwie demokratisiert werden kann, ohne dass sie sich selbst aufgibt... Die Armee kann nur bestehen unter Aufrechterhaltung des absolut antidemokratischen Grundsatzes unbedingter Autorität nach unten und absoluter Verantwortlichkeit nach oben. Das Ergebnis aber ist, dass in einem Staat, in

dem das ganze politische Leben – angefangen bei der Gemeinde und endigend im Reichstag – sich auf dem Gedanken der Demokratie aufbaut, die Armee allmählich ein Fremdkörper werden muss.»

**Hitler** demonstrierte diesen strukturellen Widerspruch an zahlreichen weiteren Beispielen und beschrieb dann die bedrohliche Verbreitung, die der demokratische und damit kommunistische Gedanke in Deutschland gefunden habe. Ausführlich beschwor er die Angst vor dem Bolschewismus, der «nicht nur eine in Deutschland auf einigen Strassen herumtobende Rotte» sei, sondern «eine Weltauffassung, die im Begriffe steht, sich den ganzen asiatischen Kontinent zu unterwerfen, und ... die ganze Welt langsam erschüttern und zum Einsturz bringen» werde. Er fuhr fort:

«Der Bolschewismus wird, wenn sein Weg nicht unterbrochen wird, die Welt genauso einer vollständigen Umwandlung aussetzen wie einst das Christentum ... 30 und 50 Jahre spielen dabei, da es sich um Weltanschauungen handelt, gar keine Rolle. 300 Jahre nach Christus hat das Christentum erst langsam begonnen, den ganzen Süden Europas zu durchsetzen.»

In Deutschland habe sich der Kommunismus infolge der besonderen geistigen Verirrung und inneren Zersetzung schon weiter ausgebreitet als in anderen Ländern. Millionen Menschen seien dahin gebracht, im Kommunismus die «weltanschauliche Ergänzung ihrer tatsächlichen praktischen wirtschaftlichen Situation» zu sehen. Deshalb sei es verfehlt, die Ursachen der herrschenden Not in äusseren Umständen zu suchen und sie mit äusseren Mitteln zu bekämpfen; wirtschaftliche Massnahmen oder «noch 20 Notverordnungen» könnten den Zerfall der Nation nicht aufhalten; die Gründe des Niedergangs seien politischer Natur, sie verlangten daher politische Entscheidungen, und zwar «eine grundsätzliche Lösung»:

«Sie beruht auf der Erkenntnis, dass zusammenbrechende Wirtschaften immer als Vorläufer den zusammenbrechenden Staat haben, und nicht umgekehrt; dass es keine blühende Wirtschaft gibt, die nicht vor sich und hinter sich den blühenden mächtigen Staat als Schutz hat, dass es keine karthagische Wirtschaft gab ohne karthagische Flotte.»

Macht und Wohlergehen der Staaten aber seien eine Folge ihrer inneren Organisation, der «Festigkeit gemeinsamer Anschauungen über gewisse grundsätzliche Fragen», Deutschland befinde sich heute im Zustand grosser innerer Zerrissenheit, rund die Hälfte des Volkes sei im weiteren Sinne bolschewistisch, die andere Hälfte national gesinnt; die einen bekannten sich zum Privateigentum, die anderen erblickten darin eine Art Diebstahl, die einen hielten Landesverrat für ein Verbrechen, die anderen für eine Pflicht. Um dieser Zerrissenheit Herr zu werden und die Ohnmacht Deutschlands zu überwinden, habe er eine Bewegung und eine Weltanschauung geschaffen:

«Sie sehen hier eine Organisation vor sich ... erfüllt von eminentestem nationalem Gefühl, aufgebaut auf dem Gedanken einer absoluten Autorität der Führung auf allen Gebieten, in allen Instanzen – die einzige Partei, die in sich nicht nur den internationalen, sondern auch den demokratischen Gedanken restlos überwunden hat, die Befehl und Gehorsam kennt und die damit zum erstenmal in das politische Leben Deutschlands eine Millionen-Erscheinung eingliedert, die nach dem Leistungsprinzip aufgebaut ist. Eine Organisation, die ihre Anhänger mit unbändigem Kampfsinn erfüllt, zum ersten Male eine Organisation, die, wenn der politische Gegner erklärt: ‘Euer Auftreten bedeutet für uns eine Provokation’, es nicht für gut befindet, sich dann plötzlich zurückzuziehen, sondern die brutal ihren Willen durchsetzt und ihm entgegenschleudert: Wir kämpfen heute! Wir kämpfen morgen! Und haltet Ihr unsere Versammlung heute für eine Provokation, so werden wir nächste Woche wieder eine abhalten ... Und wenn Ihr sagt: ‘Ihr dürft nicht auf die Strasse’ – wir gehen trotzdem auf die Strasse! Und wenn Ihr sagt: ‘Dann schlagen wir Euch!’ – so viele Opfer Ihr uns auch aufbürdet, dieses junge Deutschland wird immer wieder marschieren ... Und wenn man uns unsere Unduldsamkeit vorwirft, so bekennen wir uns stolz zu ihr-ja, wir haben den unerbittlichen Entschluss gefasst den Marxismus bis zur letzten Wurzel in Deutschland auszurotten. Wir fassten diesen Entschluss nicht etwa aus Rauflust, denn ich könnte mir an sich ein schöneres Leben denken, als durch Deutschland gehetzt zu werden ...

(Aber) heute stehen wir an der Wende des deutschen Schicksals. Nimmt die derzeitige Entwicklung ihren Fortgang, so wird Deutschland eines Tages zwangsläufig im bolschewistischen Chaos landen, wird diese Entwicklung aber abgebrochen, so muss unser Volk in eine Schule eiserner Disziplin genommen werden ... Entweder es gelingt, aus diesem Konglomerat von Parteien, Verbänden, Vereinigungen, Weltauffassungen, Standesdünkel und Klassenwahnsinn wieder einen eisenharten Volkskörper herauszuarbeiten, oder Deutschland wird am Fehlen dieser inneren Konsolidierung endgültig zugrunde gehen ...

Man sagt mir so oft: 'Sie sind nur der Trommler des nationalen Deutschland!' Und wenn ich nur der Trommler wäre?! Es würde heute eine grössere staatsmännische Tat sein, in dieses deutsche Volk wieder einen neuen Glauben hineinzutrommeln, als den vorhandenen langsam zu verwirtschaften. (Lebhafte Zustimmung)... Ich weiss sehr wohl, meine Herren, wenn Nationalsozialisten durch die Strassen marschieren, und es gibt plötzlich abends Tumult und Radau, dann zieht der Bürger den Vorhang zurück, sieht hinaus und sagt: 'Schon wieder bin ich in meiner Nachtruhe gestört und kann nicht schlafen ...' Aber vergessen Sie nicht, dass es Opfer sind wenn heute viele Hunderttausende von SA- und SS-Männern der nationalsozialistischen Bewegung jeden Tag auf den Lastwagen steigen, Versammlungen schützen, Märsche machen müssen, Nacht um Nacht opfern, um beim Morgengrauen zurückzukommen – entweder wieder zur Werkstatt und in die Fabrik, oder aber als Arbeitslose die paar Stempel Groschen entgegenzunehmen ... Wenn die ganze Nation heute den gleichen Glauben an ihre Berufung hätte wie diese Hunderttausende, wenn die ganze Nation diesen Idealismus besässe: Deutschland würde der Welt gegenüber heute anders dastehen! (Lebhafter Beifall).»<sup>90</sup>

Bei allem Beifall, durch den [Hitlers](#) Plädoyer für den imperialen Machtstaat und unternehmerische Privilegien im Namen der «Autorität der Persönlichkeit» unterbrochen wurde, wollte am Ende der Veranstaltung doch nur etwa ein Drittel der Teilnehmer in Fritz Thyssens Ruf «Heil, Herr [Hitler!](#)» einstimmen. Und wenn auch die materielle Ausbeute dieses Auftritts hinter den Erwartungen zurückblieb, so war der entscheidende Gewinn, dass [Hitler](#) endlich jener langanhaltenden Isolierung entkam, in die nun statt dessen mehr und mehr der Staat geriet. Von allen Seiten belagerten die anwachsenden Heere der Gegner die zerrütteten Stellungen der Republik. Der Versuch, die Machtverhältnisse in dem noch immer von einer Koalition unter sozialdemokratischer Führung regierten Land Preussen durch einen Volksentscheid zur Auflösung des Landtages umzuwerfen, fand Stahlhelm, DNVP, NSDAP, DVP und sogar die Kommunisten zu gemeinsamer Aktion vereint; auch wenn sie alle gemeinsam nur 37 Prozent der Stimmen erhielten, blieb der Eindruck der breiten Front umsturzgewillter Gegner nicht ohne nachhaltige Wirkung.

Auch die erbitterten Zusammenstösse, die sich die halb-militärischen Kampfformationen vor allem der Kommunisten und Nationalsozialisten sowie beide zusammen der Polizei lieferten, das

Chaos auf den Strassen, die blutigen Ausschreitungen an den Wochenenden, waren Symptome der ramponierten Autorität des Staates. Am jüdischen Neujahrsfest veranstaltete die Berliner SA unter Graf Helldorf eine Reihe wilder Tumulte, an den Universitäten kam es zu Krawallen gegen missliebige Professoren, die Prozesse gegen Parteiangehörige waren Schauplatz beispielloser Szenen. Zwar herrschte in der Tat kein Bürgerkrieg. Aber noch immer hallte die Bemerkung **Hitlers**, dass einst Köpfe rollen würden, der Nation laut in den Ohren, und zusehends breitete die Vorstellung sich aus, dass auf den Strassen mehr im Gange sei als die gelegentlich blutige Balgerei konkurrierender Parteien um Wählersympathien und Parlamentssitze. «Den bürgerlichen Parteien schwebt als Ziel nicht die Vernichtung (des Gegners) vor, sondern nur ein Wahlsieg», hatte **Hitler** einige Zeit zuvor versichert und hinzugefügt: «Wir erkennen ganz genau, dass, wenn der Marxismus siegt, wir vernichtet werden; wir erwarten auch gar nichts anderes; allein, wenn wir siegen, wird der Marxismus vernichtet, und zwar auch restlos; auch wir kennen keine Toleranz. Wir haben nicht eher Ruhe, bis die letzte Zeitung vernichtet ist, die letzte Organisation erledigt ist, die letzte Bildungsstätte beseitigt ist und der letzte Marxist bekehrt oder ausgerottet ist. Es gibt kein Mittelding.»<sup>91</sup> Was auf den Strassen begann, waren die Vorgefechte eines Bürgerkriegs, der die Entscheidung über die 1919 abgebrochene Revolution nachholte und erst im Frühjahr 1933 in den «Heldenkellern» und Konzentrationslagern der SA zu Ende geführt werden sollte.

In der hochgespannten Atmosphäre beherrschte die Sorge, **Hitler** zum Äussersten zu treiben, das Verhalten seiner Gegenspieler. Ende November 1931, zehn Tage nach den hessischen Landtagswahlen, in denen die NSDAP mit 38,5 Prozent der Mandate zur weitaus stärksten Partei aufgestiegen war, wurde dem Frankfurter Polizeipräsidenten von einem nationalsozialistischen Überläufer ein Aktionsplan hessischer Nationalsozialisten für den Fall eines kommunistischen Aufstandsversuchs überbracht. Dieses «Boxheimer Dokument», das nach einem bei Worms gelegenen Gutshof benannt war, auf dem die hochverräterischen Zusammenkünfte der **Hitler**leute stattgefunden hatten, sah die Übernahme der Macht durch die SA und verwandte Organisationen vor, sprach

von «rücksichtslosem Durchgreifen», um die «schärfste Disziplin der Bevölkerung» zu erzielen, und setzte für jeden Akt des Widerstandes oder auch des Ungehorsams generell die Todesstrafe fest, die unter bestimmten Voraussetzungen «ohne Verfahren auf der Stelle» zu vollstrecken war. Das Privateigentum sowie alle Zinsverpflichtungen sollten suspendiert, die Bevölkerung öffentlich gespeist und eine Arbeitsdienstpflicht eingeführt werden; Juden freilich waren von Dienst wie Speisung ausgenommen.<sup>92</sup>

Hitlers Reaktion auf diese Entdeckung liess erkennen, dass er immer bewusster die Besorgnisse seiner Gegenspieler sowie die Furcht der Öffentlichkeit in seine taktischen Überlegungen einbezog. Jedenfalls sah er, anders als noch bei den Legalitätsverstössen ein halbes Jahr zuvor, von allen disziplinarischen Massnahmen gegen die Verfasser des Aktionsprogramms ab und wies lediglich die Verantwortung dafür zurück. Mochte es auch in Einzelheiten von seinen Überlegungen abweichen und vor allem in seinen halbsozialistischen Elementen dem neuen Kurs widersprechen, so erfasste es doch überaus genau die von ihm stets erstrebte ideale Ausgangslage der Machteroberung: Wie dieses Konzept, so ging auch seine Vorstellung von einem kommunistischen Aufstandsversuch aus, der den Hilferuf der bedrohten Staatsgewalt auslösen und ihn mit der SA auf den Plan bringen sollte, so dass er die Gewalt im Namen und mit dem Schein des Rechts üben konnte. Es war der Ruf, den er schon in der Nacht vom 8. zum 9. November 1923 vergeblich Herrn v. Kahr abzunötigen versucht hatte: Nie wollte er nur die Macht gewinnen, ein Politiker wie zahllose andere auch, sondern stets als Retter vor der tödlichen Umklammerung des Kommunismus inmitten rettender Heerscharen erscheinen und die Herrschaft ergreifen. Diese Ausgangssituation entsprach sowohl seinem dramatischen als auch seinem eschatologischen Temperament, das sich stets in ein erdumfassendes Ringen mit den Mächten der Finsternis eingeordnet sah; wagnerische Motive, das Bild vom weissen Ritter, von Lohengrin, dem Gral und der bedrohten blonden Frau, spielten vage und halb bewusst hinein. Als später die Umstände diese Konstellation nicht zuwege brachten und der kommunistische Putschversuch nicht, wie Goebbels schrieb, «aufflamte», hat er sie annähernd zu konstruieren versucht.



Die Bekanntgabe der Boxheimer Pläne blieb ohne Folgen. Es wirft ein bezeichnendes Licht auf den nun von allen Seiten einsetzenden rapiden Loyalitätsverfall, dass nicht nur Bürokratie und Justiz die Verfolgung der schwerwiegenden Hochverratsache offensichtlich verschleppten, sondern auch die politischen Instanzen den Vorfall achselzuckend und resigniert abtaten und die Gelegenheit verstreichen liessen, ihn zum Ausgangspunkt einer durchgreifenden Aktion in letzter Stunde zu machen. Statt Hitler angesichts des durchaus hinreichenden Belastungsmaterials zu verhaften und ihm den Prozess zu machen, hielten sie vielmehr an ihrer Verhandlungsbereitschaft fest und verstärkten sogar, von seinen Drohungen beunruhigt, ihre Bemühungen noch: Erstmals erwies sich nun, wie wichtig es gewesen war, dass er von Schleicher und Hindenburg empfangen, von einflussreichen Politikern, Unternehmern und Honoratioren als Partner akzeptiert worden, kurzum: wieder in die Nähe des «Herrn Präsidenten» gelangt war. So schien es inzwischen auch fraglich, ob polizeiliche oder juristische Massnahmen die nationalsozialistische Bewegung zu dieser Zeit noch ernsthaft gefährden konnten oder nicht gerade einen höchst unerwünschten psychologischen Effekt erzielen mussten. Der preussische Innenminister Severing verzichtete jedenfalls im Dezember 1931 auf den Plan, Hitler aus einer Pressekonferenz im Hotel Kaiserhof heraus polizeilich festnehmen zu lassen, und General v. Schleicher antwortete um die gleiche Zeit, als im Verlauf einer Konferenz die Forderung nach energischen Massnahmen gegen die Nationalsozialisten laut wurde: «Dazu sind wir nicht mehr stark genug. Wenn wir das probieren, dann werden wir einfach hinweggefegt!»<sup>93</sup>

Unvermittelt begann die selbstgewisse Vorstellung, dass die Hitlerpartei lediglich ein Haufen kleinbürgerlichen Unrats und demagogischer Windmachei sei, umzuschlagen. Vereinzelt nur, aber doch unverkennbar, breitete ein Gefühl der Lähmung sich aus, nicht unähnlich der Apathie gegenüber einer Naturgewalt. «It is the Jugendbewegung, it can't be stopped», notierte der britische Militärattaché die herrschende Auffassung im deutschen Offizierskorps. Die Geschichte vom Aufstieg der NSDAP, die wir hier verfolgen, ist ebenso sehr die Geschichte von Auszehrung und Verfall der Republik. Zum Widerstand fehlte ihr nicht nur die Kraft,

sondern auch ein suggestives Bild von der Zukunft, wie [Hitler](#) es in seinen rhetorischen Exzessen entwarf. Wenige glaubten noch, dass die Republik überdauern werde.

«Armes System!»<sup>94</sup> vermerkte Goebbels ironisch in seinem Tagebuch.

### 3. KAPITEL

## Vor den Toren zur Macht

«Wählen, wählen! Heran ans Volk! Wir sind alle  
sehr glücklich.»

*Joseph Goebbels*

ES war nicht nur **Hitlers** demagogische Virtuosität, nicht nur taktisches Geschick und radikale Verve, die ihm zum Aufstieg verhalfen; die List der Widervernunft selber schien am Werk, ihm alle Wege zu ebneten. Fünf grosse Wahlgänge, die weitgehend auf den Zufall der Termine zurückgingen, spielten ihm im Verlauf des Jahres 1932 die Chance zu, seine Überlegenheit auf dem ihm eigenen Feld der Agitation eindrucksvoll zu entfalten.

Im Frühjahr lief die Amtsperiode des Reichspräsidenten aus. Um die Risiken und Radikalisierungseffekte einer Wahl zu vermeiden, hatte Brüning schon frühzeitig den Plan entwickelt, durch eine Verfassungsänderung die Amtszeit Hindenburgs auf Lebenszeit zu verlängern. Alle seine Überlegungen zielten darauf, Zeit zu gewinnen. Der Winter hatte eine neue, kaum für vorstellbar gehaltene Verschärfung der Krise gebracht. Im Februar 1932 stieg die Zahl der Arbeitslosen auf über sechs Millionen. Doch mit der sachlichen Starre des Fachmanns, der seine Grundsätze aller niedrigen Anpassungsbereitschaft des Politikers hoch überlegen weiss, hielt Brüning an seinem Kurs fest: Er setzte auf den endgültigen Erlass der Reparationen, auf einen Erfolg in der Abrüstungskonferenz, auf Deutschlands Gleichberechtigung sowie allenfalls auf den Frühling und auf sein Konzept des rigorosen Durchhungerns.

Aber die Menschen teilten weder seine Strenge noch seine Hoffnungen; sie litten an Hunger, Kälte und den entwürdigenden

Begleiterscheinungen des Elends. Sie hassten die ständigen Notverordnungen mit den formelhaften Begleitappellen an den Opfer-sinn: Die Regierung verwalte die Not nur, statt ihr abzuhelpfen, lautete der verbreitete Vorwurf.<sup>95</sup> Wie problematisch Brüning's Politik der unerbittlichen Sparsamkeit unter volkswirtschaftlichen Überlegungen auch war: als weitaus problematischer erwies es sich, dass sie politisch unwirksam blieb und die Verzweiflung der Menschen nicht erreichte, weil der Kanzler in seiner sachlichen Kühle über den pathetischen Opfertön nicht gebot, der noch aus Blut, Schweiß und Tränen umjubelte Zugnummern macht. Niemand findet sich leicht damit ab, dass das Elend nur einfach das Elend ist. Die wachsende Abwendung von der Republik war auch in deren Unvermögen begründet, der Not eine Deutung und den immer erneut geforderten Opfern einen Sinn zu geben.

Brüning's Politik des Zeitgewinns war abhängig von der Stützung, die er selber beim Reichspräsidenten fand. Doch überraschenderweise widersetzte Hindenburg sich nun der Absicht, seine Amtszeit zu verlängern. Er war inzwischen vierundachtzig Jahre alt, längst amtsmüde geworden und fürchtete überdies, dass die mit dem Plan unvermeidliche Diskussion über seine Person neuerliche Angriffe seiner ohnehin enttäuschten Freunde auf der Rechten auslösen würde.<sup>96</sup> Erst als die Amtsverlängerung auf zwei Jahre begrenzt wurde, stimmte er endlich, nach langwierigen Bemühungen von vielen Seiten und bezeichnenderweise beeindruckt durch den Hinweis auf Wilhelm I., der noch mit einundneunzig Jahren erklärt hatte, er habe keine Zeit, müde zu sein, zögernd zu; es geschah aber um den Preis seines Vertrauens zu Brüning, den er als Motor hinter aller Bedrängung erkannte: Der Kanzler hatte mit seinem Erfolg im Grunde gerade verloren, was er sich davon erwartet hatte.

Die Verhandlungen, die Brüning mit den Parteien aufnahm, machten Hitler zwangsläufig zum umworbenen Mittelpunkt, weil jede Verfassungsänderung seine Zustimmung voraussetzte. Gleichzeitig aber stellten sie ihn vor eine überaus gefährliche Alternative: denn entweder musste er mit den «Systemträgern» gemeinsame Sache machen und auf diese Weise sowohl Brüning's Stellung festigen als auch seinen eigenen Radikalismus verleug-

nen – oder aber gegen den von vielfältigen Erbauungsgefühlen umgebenen greisen Reichspräsidenten, den getreuen Eckart und Ersatzkaiser der Nation, einen Wahlkampf führen, der die Erfolgsliegende der Bewegung ernstlich aufs Spiel setzen und überdies Gegensätze zu Hindenburg aufreissen konnte, die angesichts der so entscheidenden Präsidialbefugnisse über den Zugang zur Macht unabsehbare Folgen haben mussten. Während Gregor Strasser dazu riet, Brüning's Vorschlag anzunehmen, wandten sich Röhm und vor allem Goebbels strikt dagegen: «Es handelt sich ja hier nicht um den Reichspräsidenten», notierte Goebbels in seinem Tagebuch; «Herr Brüning möchte seine eigene Position und die seines Kabinetts auf unabsehbare Zeit stabilisieren. Der Führer hat um Bedenkzeit gebeten. Die Situation muss nach allen Seiten geklärt werden ... Das Schachspiel um die Macht beginnt. Vielleicht wird es das ganze Jahr andauern. Eine Partie, die mit Tempo, Klugheit und zum Teil auch mit Raffinement durchgespielt werden wird. Hauptsache ist, dass wir stark bleiben und keine Kompromisse schliessen.»<sup>97</sup>

Durch Brüning's Schachzug in eine fatale Lage manövriert, war **Hitler** lange Zeit ratlos. Während Hugenberg das Angebot mit einer prompten und plumpen Ablehnung zurückwies, schwankte **Hitler** noch, und die Antwort, die er schliesslich gab, spiegelte nicht nur seinen Zweifel, sondern auch seine Vorsicht wider. Die beiden Reaktionen deckten den ganzen Unterschied auf zwischen dem bornierten taktischen Verstande Hugenberg's, der unentwegt hinter dem Radikalismus des Partners herlief und ihn atemlos zu überbieten suchte, und **Hitler** selber, der seinen Radikalismus instrumental einsetzte und mit einem Element verschlagener Rationalität untermischte. Jedenfalls verband er seine Zurückweisung mit so vielen Bedingungen, dass sie streckenweise wie ein Angebot zu weiterführenden Verhandlungen wirkte. Vor allem aber versuchte er, die mit sicherem Instinkt erspürte Entfremdung zwischen Hindenburg und dem Kanzler ein Stück voranzutreiben. Mit einer rabulistischen Wendung warf er sich zum Hüter der Verfassung auf und erhob in langatmigen Ausführungen, die sich skrupelvoll um die Eidestreue des Präsidenten zu sorgen schienen, zahlreiche juristische Einwände gegen den Plan des Kanzlers.

Obwohl **Hitler** sich damit im Grunde entschieden hatte, gegen Hindenburg zu kandidieren, zögerte er noch einige Wochen, den Entschluss zu verlautbaren. Denn sein Lebenskonzept hatte stets die «Geneigtheit», nicht die Gegnerschaft des Herrn Präsidenten vorgesehen. Auch erfasste er schärfer als seine Trabanten, wie riskant die Herausforderung des Hindenburgmythos war. Vergeblich bestürmten ihn daher Goebbels und andere, die Kandidatur zu verkünden. Immerhin stimmte er einstweilen dem Vorschlag zu, ihm mit Hilfe des braunschweigischen Innenministers Klagges, der den Nationalsozialisten angehörte, die deutsche Staatsangehörigkeit zu verschaffen, die er für seine Kandidatur benötigte.<sup>98</sup> Seine vielbeschriebene Unschlüssigkeit, seine Entscheidungsscheu und die zum Bild des nachtwandlerisch sicheren Führers eigentümlich kontrastierende Neigung, sich die Entschlüsse im letzten Augenblick von den fatalistisch erwarteten Umständen abnötigen zu lassen, wird an diesem Beispiel besonders greifbar, weil strenggenommen die Entscheidung längst gefallen war. Das Goebbels'sche Tagebuch enthüllt Schritt um Schritt **Hitlers** quälenden, fast bizarren Wankelmut:

«9. Januar 1932. Alles in Wirrwarr. Grosses Rätselraten, was der Führer tun wird. Man soll sich wundern! – 19. Januar 1932. Mit dem Führer die Reichspräsidentenfrage durchgesprochen. Ich berichte über meine Unterredungen. Noch ist keine Entscheidung gefallen. Ich plädiere stark für seine eigene Kandidatur. Es kommt wohl im Ernst auch nichts anderes mehr in Frage. Wir stellen Berechnungen mit Zahlen an. – 21. Januar. Es bleibt in dieser Situation gar nichts anderes übrig, als dass wir unseren eigenen Kandidaten aufstellen. Ein schwerer und unangenehmer Kampf, aber auch der muss durchgestanden werden. – 25. Januar. Die Partei bebt jetzt vor Kampfesstimmung. – 27. Januar. Die Wahlparole für oder gegen Hindenburg scheint unvermeidlich geworden zu sein. Jetzt müssen wir mit unserem Kandidaten heraus. – 29. Januar. Der Hindenburg-Ausschuss tagt. Wir müssen jetzt Farbe bekennen. – 31. Januar. Die Entscheidung des Führers fällt am Mittwoch. Sie kann nicht mehr zweifelhaft sein. – 2. Februar. Die Argumente für die Kandidatur des Führers sind so durchschlagend, dass gar nichts anderes mehr in Frage kommt... Mittags lange mit dem Führer beraten. Er entwickelt seine Ansicht zur Präsidentenwahl. Er entschliesst sich, selbst die Kandidatur zu übernehmen. Aber zuerst muss die Gegenseite festgelegt sein. SPD gibt hier den Ausschlag. Dann wird unsere Entscheidung der Öffentlichkeit mitgeteilt. Es ist ein Kampf der Peinlichkeiten ohne Massen; aber er muss durchgestanden werden. Der Führer zieht seine Züge ohne

jede Übereilung und mit klarem Kopf. – 3. Februar. Die Gauleiter warten auf die Verkündigung des Entschlusses für die Präsidentschaftskandidatur. Sie warten vergebens. Es wird Schach gespielt. Da sagt man nicht vorher, welche Züge man machen wird ... Die Partei ist voll Unruhe, gespannt, aber trotzdem verharrt alles noch in Schweigen ... Der Führer beschäftigt sich in seinen Mussestunden mit Bauplänen für ein neues Parteihaus sowohl als auch für einen grandiosen Umbau der Reichshauptstadt. Er hat das im Projekt fix und fertig, und man staunt immer wieder, mit wie vielen Fragen er sich fachmännisch auseinandersetzt. In der Nacht kommen noch viele treue, alte Parteigenossen zu mir. Sie sind deprimiert, weil sie noch keinen Entschluss wissen. Sie haben Sorge, dass der Führer zu lange wartet. – 9. Februar. Alles bleibt noch in der Schwebe. – 10. Februar. Draussen klirrend-kalter Wintertag. In der klaren Luft liegen klare Entscheidungen. Sie werden nicht lange mehr auf sich warten lassen. – 12. Februar. Ich kalkuliere mit dem Führer im Kaiserhof noch einmal alle Zahlen durch. Es ist ein Risiko, aber es muss gewagt werden. Die Entscheidung ist nun gefallen ... Der Führer ist wieder in München; die offene Entscheidung um einige Tage vertagt. – 13. Februar. In dieser Woche soll nun die öffentliche Entscheidung in der Präsidentschaftsfrage gefällt werden. – 15. Februar. Nun brauchen wir mit unserer Entscheidung nicht mehr hinter dem Berge zu halten. – 16. Februar. Ich arbeite so, als wäre der Wahlkampf schon im Gange. Das bereitet einige Schwierigkeiten, da der Führer noch nicht offiziell als Kandidat proklamiert ist. – 19. Februar. Beim Führer im Kaiserhof. Ich sprach mit ihm lange unter vier Augen. Die Entscheidung ist gefallen. – 21. Februar. Das ewige Warten wirkt fast zermürend.»

Für den folgenden Abend hatte Goebbels im Berliner Sportpalast eine Mitgliederversammlung zusammengerufen. Es war sein erster Auftritt, seit am 25. Januar ein Redeverbot über ihn verhängt worden war. Der Wahltermin war inzwischen auf drei Wochen herangerückt, doch noch immer zögerte [Hitler](#). Im Laufe des Tages begab Goebbels sich in den «Kaiserhof», um ihm den Gedankengang seiner geplanten Rede zu entwickeln. Als er die Frage der Kandidatur zur Sprache brachte, erhielt er unvermittelt die verzweifelt erwartete Erlaubnis, [Hitlers](#) Entschluss zu verkünden. «Gott sei Dank!», notierte Goebbels, und dann:

«Sportpalast überfüllt. General-Mitgliederversammlung der Bezirke Westen, Osten und Norden. Gleich bei Beginn stürmische Ovationen. Als ich nach einer Stunde vorbereitender Rede die Kandidatur des Führers öffentlich proklamiere, tobt fast 10 Minuten lang der Begeisterungssturm. Wilde Kundgebungen für den Führer. Die Menschen stehen auf und jubeln und rufen. Das Gewölbe droht zu brechen. Ein überwältigender Anblick. Das ist

wirklich eine Bewegung, die siegen muss. Es herrscht ein unbeschreiblicher Taumel der Verzückung. Spätabends ruft der Führer noch an. Ich gebe ihm Bericht, und er kommt dann noch zu uns nach Hause. Er freut sich, dass die Proklamierung seiner Kandidatur so eingeschlagen hat. Er ist und bleibt doch unser Führer.»<sup>99</sup>

Der letzte Satz deckte die Zweifel auf, die Goebbels in den zurückliegenden Wochen angesichts der Führungsschwäche Hitlers ganz offenbar empfunden hat. Doch wenn der Vorgang zu den erhellendsten Zeugnissen für Hitlers Entscheidungsphegma zählt, so ist ebenso kennzeichnend die plötzliche, gewissermassen aus dem Stand entfaltete vehemente Energie, mit der er nach getroffenem Entschluss die Auseinandersetzung aufnahm. Am 26. Februar liess er sich in einer Zeremonie im Hotel «Kaiserhof» für eine Woche zum braunschweigischen Regierungsrat ernennen und erwarb dadurch die deutsche Staatsangehörigkeit. Einen Tag danach rief er im Sportpalast seinen Gegnern zu: «Ich kenne Eure Parole! Ihr sagt: 'Wir bleiben um jeden Preis, und ich sage Euch: Wir stürzen Euch auf alle Fälle! ... Ich bin glücklich, dass ich jetzt mit meinen Kameraden schlagen kann, so oder so.» Er griff eine Bemerkung des Berliner Polizeipräsidenten Grzesinski auf, der gedroht hatte, ihn mit der Hundepeitsche aus Deutschland zu jagen: «Sie können mir ruhig mit der Hundepeitsche drohen. Wir werden sehen, ob am Ende dieses Kampfes die Peitsche sich noch in Euren Händen befindet.» Gleichzeitig versuchte er, die ihm von Brüning aufgenötigte Gegnerschaft zu Hindenburg zu umgehen, und sprach von seiner Pflicht, dem Generalfeldmarschall, dessen «Name dem deutschen Volk als Führer des grossen Ringens erhalten bleiben» solle, zuzurufen: «Alter Mann, du bist uns zu verehrungswürdig, als dass wir es dulden können, dass hinter dich sich die stellen, die wir vernichten wollen. So leid es uns daher tut, du musst zur Seite treten, denn sie wollen den Kampf, und wir wollen ihn auch.»<sup>100</sup> Überglücklich notierte Goebbels, der Führer stehe «wieder auf der Höhe der Situation».

In welchem Mass Hitler und die Nationalsozialisten inzwischen die politische Szene beherrschten, wurde damit sichtbar. Denn obwohl sich in Hindenburg, dem kommunistischen Bewerber Ernst



Thälmann und Theodor Duesterberg, dem Kandidaten der radikalen bürgerlichen Rechten, bereits drei Konkurrenten seit geraumer Zeit gegenüberstanden, setzte nun erst der Wahlkampf ein. Wiedum entwickelten die Nationalsozialisten eine wilde, alles überrennende Gewalt. Die schlagartig einsetzende Versammlungstätigkeit bezeugte nicht nur die verbesserte Kassenlage der Partei, sondern auch das schon immer dichter geknüpft Netz agitatorischer Stützpunkte. Schon im Februar hatte Goebbels die Reichspropagandaleitung nach Berlin verlegt und einen Wahlkampf vorhergesagt, «wie ihn die Welt noch niemals gesehen hat». Die gesamte Rednerelite der Partei war aufgeboten, [Hitler](#) selber reiste vom 1. bis 11. März im Auto kreuz und quer durch Deutschland und sprach angeblich vor rund fünfhunderttausend Menschen. Dem «Demagogen grössten Stils» zur Seite stand, wie er gefordert hatte, jene «Armee von Hetzern, die die Leidenschaften des an sich gequälten Volkes aufpeitschten»<sup>101</sup>. Ihr Witz und ihr Einfallsreichtum, der erstmals auch die modernen technischen Medien einsetzte, erwies sich erneut allen Konkurrenten hoch überlegen. In einer Auflage von fünfzigtausend Stück wurden eine Grammophonplatte verschickt, Tonfilme angefertigt und den Kinobesitzern für das Vorprogramm aufgenötigt, ferner eine Wahlillustrierte hergestellt und ein, wie Goebbels es nannte, Plakat- und Fahnenkrieg entfesselt, der ganze Städte oder Stadtteile über Nacht mit schreiendem, blutigem Rot überzog. Tagelang fahren, oft kolonnenweise, Lastwagen durch die Strassen, unter wehenden Fahnen standen, die Sturmriemen heruntergezogen, die SA-Einheiten und sangen oder schrien ihr «Deutschland erwache!» Der dröhnende Propagandafeldzug erzeugte innerhalb der Partei alsbald eine auto-suggestive Siegesstimmung, die in einer Dienstanweisung Himmels zum Ausdruck kam, durch die der Alkoholverbrauch auf den Siegesfeiern der SS limitiert wurde.<sup>102</sup>

Auf der Gegenseite stand, merkwürdig einsam wirkend, im Grunde nur Brüning, der seiner Verehrung für den Präsidenten das Opfer eines aufreibenden Wahlkampfes brachte; denn das Engagement der Sozialdemokraten verriet allzu deutlich, dass sie Hindenburg nur stützten, um [Hitler](#) zu schlagen, und ihr Unbehagen wurde von Hindenburg selber erwidert, der sich in der einzigen

Rundfunkansprache, mit der er in den Wahlkampf eingriff, bekümmert gegen den Vorwurf verwehrte, er sei der Kandidat einer «schwarz-roten Koalition». Immerhin zeigte sich, dass die Wahl, die alle Fronten vertauschte und alle Loyalitäten spaltete, nur zwischen Hindenburg und Hitler entschieden wurde. Am Vorabend des 13. März verkündete der Berliner ‘Angriff’ selbstbewusst: «Morgen wird Hitler Reichspräsident.»

Angesichts so hochgestimmter Erwartungen war das Ergebnis jedoch ein schwerer schockartiger Schlag. Es erbrachte einen eindrucksvollen Sieg Hindenburgs, der mit 49,6 Prozent der Stimmen Hitler über Erwarten eindeutig distanzierte (30,1 Prozent). Triumphierend liess Otto Strasser in den Strassen Plakate kleben, die Hitler in der Rolle Napoleons auf dem Rückzug von Moskau zeigten: «Die grosse Armee ist vernichtet», stand darunter, «Seine Majestät der Kaiser befinden sich wohl.» Weit abgeschlagen, mit 6,8 Prozent der Wähler hinter sich, endete Duesterberg, dessen Niederlage immerhin die Rivalität innerhalb des nationalen Lagers ein für allemal zugunsten Hitlers entschied. Thälmann erzielte 13,2 Prozent der Stimmen. An verschiedenen Orten setzten die Nationalsozialisten die Hakenkreuzfahnen auf Halbmast.

Da Hindenburg jedoch die vorgeschriebene absolute Mehrheit knapp verfehlt hatte, war eine Wiederholung der Wahl erforderlich, und wiederum war bezeichnend, wie Hitler sich der Situation stellte. Während sich in der Partei die befürchtete Depression breitmachte und vereinzelt schon der Verzicht auf den zweifellos aussichtslosen zweiten Wahlgang erwogen wurde, zeigte Hitler keine Gefühlsregung und trieb noch am Abend des 13. März in Aufrufen an die Partei, an SA, SS, Hitlerjugend und NS-Kraftfahrer-Korps zu neuer, vermehrter Aktivität an: «Der erste Wahlkampf ist beendet, der zweite hat mit dem heutigen Tage begonnen. Ich werde auch ihn mit meiner Person führen», verkündete er und richtete, wie Goebbels hymnisch schrieb, die Partei «in einer einzigen Symphonie des Offensivgeistes» wieder auf. Doch einer seiner engen Begleiter traf ihn zu später Nachtzeit in der dunklen Wohnung in dumpfes Brüten versunken, «das Bild eines enttäuschten, mutlos gewordenen Spielers, der über seine Verhältnisse gewettet hatte»<sup>103</sup>.

Alfred Rosenberg rüttelte unterdessen die entmutigten Anhänger im 'Völkischen Beobachter' auf: «Jetzt geht es weiter, mit einer Erbitterung, einer Rücksichtslosigkeit, die Deutschland noch nicht erlebt haben soll... Grund unseres Kämpfens ist der Hass gegen alles, was gegen uns steht. Jetzt wird kein Pardon gegeben.» Wenige Tage später erklärten sich nahezu fünfzig angesehene Persönlichkeiten in einem Aufruf für **Hitler**: Adlige, Generäle, Hamburger Patrizier und Professoren. Als Tag der Wahl wurde der 10. April festgesetzt. In der Absicht, die aufwühlende, von Hass, Ressentiments und Bürgerkriegsparolen genährte Agitation der Radikalen von rechts und links einzudämmen, verordnete jedoch die Regierung unter Hinweis auf das bevorstehende Osterfest einen «Burgfrieden», der den Wahlkampf auf annähernd eine Woche beschränkte. Aber wie stets, wenn er sich mit dem Rücken gegen die Wand gedrängt sah, entwickelte **Hitler** gerade aus dieser Behinderung einen seiner wirkungsvollsten propagandistischen Einfälle. Um sein rhetorisches Vermögen möglichst umfangreich einsetzen und denkbar grosse Menschenmassen persönlich erreichen zu können, charterte er für sich und seine engste Umgebung, Schreck, Schaub, Brückner, Hanfstaengl, Otto Dietrich und Heinrich Hoffmann, ein Flugzeug. Am 3. April startete er zum ersten jener berühmt gewordenen Deutschlandflüge, die ihn Tag für Tag auf vier oder fünf generalstabsmässig organisierte Kundgebungen in insgesamt einundzwanzig Städten führte; und wie sehr die Parteipropaganda das Unternehmen auch legendär verbrämt hat: die Flüge haben doch weithin den Eindruck von Einfallsreichtum, verwegener Modernität, von Angriffslust und nicht ganz geheurer Allgegenwart gemacht. «**Hitler** über Deutschland!» war der wirkungsvolle Slogan, dessen Doppelsinn millionenfachen Erwartungen und millionenfachen Ängsten gleichermaßen Ausdruck gab. Selbstergriffen meinte **Hitler** angesichts des Jubels rings um ihn, er glaube, dass er ein Werkzeug Gottes sei und dazu ausersehen, Deutschland zu befreien.<sup>104</sup>

Den Voraussagen entsprechend, erreichte Hindenburg in der Wahl mit 53 Prozent und knapp zwanzig Millionen Wählern ohne Mühe die erforderliche absolute Mehrheit. Immerhin jedoch erzielte **Hitler** einen grösseren Stimmenzuwachs, die dreizehneinhalb Millionen Wähler, die er auf sich vereinigte, entsprachen

einem Anteil von 36,7 Prozent. Duesterberg hatte nicht mehr kandidiert, während Thälmann nur noch wenig mehr als zehn Prozent der Stimmen erhalten hatte.

Noch am gleichen Tage, in einer von Erschöpfung, Hektik und Erfolgsrausch geprägten Stimmung, traf Hitler die Anordnungen für die vierzehn Tage später stattfindenden Landtagswahlen in Preussen, Anhalt, Württemberg, Bayern und Hamburg, die erneut nahezu das ganze Land, vier Fünftel der Bevölkerung, erfassten: «Wir ruhen keinen Augenblick und fassen gleich die Entschlüsse», notierte Goebbels.<sup>105</sup> Wiederum begab Hitler sich auf einen Deutschlandflug und sprach in acht Tagen in fünfundzwanzig Städten, seine Umgebung sprach prahlerisch von einem «Weltrekord» der persönlichen Begegnungen. Aber gerade das ereignete sich nicht. Vielmehr verlor sich Hitlers individuelle Erscheinung hinter der pausenlosen Aktivität, als sei nur noch ein dynamisches Prinzip am Werk: «Unser ganzes Leben ist jetzt eine Hetzjagd nach dem Erfolg und nach der Macht.»

Über weite Strecken verflüchtigt sich damit auch die ohnehin schwer greifbare Person dieses Mannes und widersetzt sich dem biographischen Zugriff. Vergebens hat Hitlers Umgebung sich bemüht, der Erscheinung Farbe, Eigenart und Menschenaura zu verleihen. Selbst das propagandistische Alleskönnertum, das beinahe jeden Effekt beherrschte, geriet angesichts dieser Aufgabe bald an seine Grenze, die Tagebücher und Erlebnisberichte von Goebbels und Otto Dietrich sind beredete Beispiele dafür. Die unablässig in Umlauf gesetzten Anekdoten über den Kinderfreund, den instinkt-sicheren Navigator im verirrtten Flugzeug, den «absolut sicheren» Pistolenschützen oder geistesgegenwärtigen Kopf inmitten des «roten Janhagel» wirkten stets angestrengt und verstärkten den Eindruck der Lebensferne noch, den sie gerade zu verdrängen suchten. Nur die Requisiten, die er sich zugelegt hatte, verliehen ihm einigen individuellen Umriss: Regenmantel, Filzhut oder Lederkappe, die schnippende Peitsche, der krasse schwarze Schnurrbart und das unverwechselbar in die Stirn gestrichene Haar. Doch gleichbleibend, wie sie waren, entpersönlichten sie ihn auch. Goebbels hat die jedes Profil verzehrende Unrast, die alle führenden Mitglieder der Partei während dieser Zeit erfüllte, anschaulich beschrieben:

«Es beginnt die Reiserie wieder. Die Arbeit muss im Stehen, Gehen, Fahren und Fliegen erledigt werden. Die wichtigsten Unterredungen hält man auf der Treppe, im Hausflur, an der Türe, auf der Fahrt zum Bahnhof ab. Man kommt kaum zur Besinnung. Man wird von Eisenbahn, Auto und Flugzeug kreuz und quer durch Deutschland getragen. Eine halbe Stunde vor Beginn kommt man in einer Stadt an, manchmal auch später, dann steigt man auf die Rednertribüne und spricht... Wenn die Rede zu Ende ist, befindet man sich in einem Zustande, als ob man in vollen Kleidern eben aus einem heissen Bad herausgezogen würde. Dann steigt man ins Auto, fährt wieder zwei Stunden ...»<sup>106</sup>

Einige wenige Male nur in den letzten anderthalb Jahren, bevor dieser atemlose Dauereinsatz zum Erfolg führt, zerrten die Umstände **Hitler** aus seinen unpersönlichen Verhältnissen und warfen einen Augenblick lang ein Licht auf den individuellen Charakter.

Schon Mitte September des vorangegangenen Jahres, in der gerade anhebenden Hetzjagd quer durch Deutschland, hatte ihn auf einer Wahlreise nach Hamburg, kurz hinter Nürnberg, die Nachricht erreicht, dass seine Nichte Geli Raubal sich in ihrer gemeinsamen Wohnung in der Prinzregentenstrasse das Leben genommen habe. Tief getroffen, den Berichten zufolge in fassungslosem Erschrecken, machte **Hitler** unverzüglich kehrt, und wenn nicht alle Zeichen trügen, hat kaum ein Ereignis seines persönlichen Lebens ihn je wieder so getroffen wie dieses. Wochenlang schien er einem Nervenzusammenbruch nahe und wiederholt entschlossen, die Politik aufzugeben. In den Stimmungsverdüstungen, die ihn befiehlen, deutete er einmal mehr die Absicht an, mit dem Leben Schluss zu machen: Es war wieder die ins Bodenlose abstürzende, alles wegwerfende Bewegung, die so auffällig die Unglücksschläge seines Lebens begleitet. Sie offenbarte erneut den hochgespannten Zustand seiner Existenz, die permanente Willensmühe, die er aufbrachte, um derjenige zu sein, der er scheinen wollte. Die Energie, die von ihm ausging, war nicht im Wesen eines kraftvollen Charakters begründet, sondern der Kraftakt eines neurotischen Charakters. Und wie es seiner Auffassung entsprach, dass die Grösse keine Gefühle hat, zog er sich, um den Menschen auszuweichen, für mehrere Tage in ein Haus am Tegernsee zurück. Auch später noch hatte er, seiner engeren Umgebung zufolge, nicht selten Trä-

nen in den Augen, wenn er von seiner Nichte zu sprechen begann; niemand sonst durfte, einer ungeschriebenen Regel folgend, ihre Erinnerung beschwören. Seinem pathetischen Temperament entsprechend, das die Feier des Todes liebte, machte er auch ihr Andenken zum Gegenstand eines exzessiven Kults. Ihr Zimmer auf dem Berghof blieb so erhalten, wie sie es zurückgelassen hatte, während in dem Raum, wo sie am Boden liegend aufgefunden worden war, ihre Büste aufgestellt wurde, vor der Hitler sich Jahr für Jahr am Todestag zu stundenlanger Meditation einschloss.<sup>107</sup>

Ein merkwürdig überschwenglicher, verhimmelnder Zug, der zu aller sonstigen Beziehungsarmut und Gefühlskälte Hitlers einen bezeichnenden Hintergrund bildet, ist seinen Reaktionen auf den Tod der Nichte durchweg eigentümlich. Einiges spricht dafür, dass nicht nur Theaterbedürfnis und Selbstmitleid sein Verhalten bestimmt haben, sondern in dem Vorfall eines der Schlüsselereignisse seines individuellen Lebens zu suchen ist, das nicht zuletzt sein ohnehin komplexreiches Verhältnis zum anderen Geschlecht für immer fixiert hat.

Seit dem Tode der Mutter hatten Frauen, wenn die vorhandenen Zeugnisse glaubwürdig sind, nur ersatzweise oder beiläufige Rollen gespielt. Das Männerheim, die Zufallsnachbarschaften in den Münchener Bierkellern, der Unterstand, die Kaserne und die von Uniform und Männerkumpanei geprägte Partei waren seine Welt und ihr Komplementärbereich eher das, wenn auch verabscheute, Bordell, die frivolen und flüchtigen Verhältnisse, in die sein schweres, stockiges Temperament sich allerdings nur mühsam fand. Schon in der Neigung zu dem Jugendidol Stefanie kam der eigenartig verengte Charakter seiner Beziehung zu den Frauen zum Ausdruck, unter den Kameraden im Feld galt er als «Weiberfeind»<sup>108</sup> und obwohl er sich immer in dichten sozialen Verhältnissen befand, immer in Gegenwart zahlloser Menschen, ist seine Biographie auf geradezu unheimliche Weise menschenleer: Es gibt in ihr keine einzelnen, individuellen Beziehungen. Die für ihn charakteristische Angst vor allen selbstentäußerten Haltungen schloss, einem Bemerkten aus seiner Umgebung zufolge, auch die ständige Sorge ein, «mit einer Frau ins Gerede zu kommen».

Erst mit dem Erscheinen Geh Raubais, ihrer schwärmerischen,

anfangs offenbar eher halbkindlichen Zuneigung zu «Onkel Alf», schienen die Komplexe sich zu lockern. Es mag immerhin sein, dass die Furcht vor unstilisierten Haltungen, vor dem Verzicht auf die Staatsmannsposen und vor den Akten der Selbstentblössung durch das Verwandtschaftsbewusstsein gemindert wurde; nicht ausgeschlossen ist allerdings auch, dass die Empfindungen für Geli aus problematischeren Schichten stammten: Auch die Neigung des Vaters für das Mädchen, das er sechzehnjährig in sein Haus genommen und zunächst zu seiner Geliebten gemacht hatte, ehe sie Adolf **Hitlers** Mutter wurde, war nicht ohne inzestuöses Element. Unter den zahlreichen Frauen, die **Hitlers** Weg gekreuzt haben: von Jenny Haug, der Schwester seines ersten Chauffeurs, über Helena Hanfstaengl, Unity Mitford und allen jenen, die er im österreichischen Intimstil «Mein Prinzesschen», «Meine kleine Gräfin», «Tschapperl» oder «Flietscherl» anzureden oder zu bezeichnen pflegte, bis hin zu Eva Braun, hat sicherlich keine die Bedeutung Geli Raubais gehabt. Sie war seine einzige und, so eigentümlich unangemessen es klingen mag, grosse Liebe, voll der Verbotsgefühle, der Tristanstimmungen und der tragischen Sentimentalität.

Umso bemerkenswerter ist, dass er mit allem psychologischen Spürsinn, der ihm zu Gebote stand, die problematische Situation des unausgeglichenen und impulsiven jungen Mädchens offenbar nicht durchschaut hat. Ungeklärt ist, ob sie **Hitlers** Geliebte war: einige Berichte wollen es so wissen und deuten den Selbstmord als verzweifelten Ausweg aus den unerträglich gewordenen Bedrückungen der Onkelbeziehung; andere behaupten darüber hinaus, erst gewisse perverse Zumutungen des abartig veranlagten **Hitler** hätten das Mädchen zu seiner Tat gedrängt, während eine dritte Version jede sexuelle Verbindung zwischen beiden bestreitet, freilich die eher wahllose Promiskuität der Nichte gegenüber dem gestiefelten Personal **Hitlers** betont.<sup>109</sup> Ziemlich sicher ist, dass sie den Ruhm des Onkels genossen und an seiner Starrolle naiv partizipiert hat.

Doch die Beziehung, die jahrelang von gemeinsamen Schwärmereien, von Opernvergnügen und den Seligkeiten von Landpartie und Caféhausbummel getragen war, hatte allmählich unverkennbar beklemmende Züge entwickelt. **Hitlers** schwerer Schat-

ten: seine quälende Eifersucht, die ständigen Überforderungen, wenn er beispielsweise die mässig begabte und kaum ehrgeizige junge Nichte zu berühmten Gesangslehrern schickte, um sie zur Wagner-Heroine auszubilden, die unablässigen Eingriffe überhaupt beschränkten zusehends ihre Möglichkeiten, ein eigenes Leben zu führen. Aus [Hitlers](#) Umgebung verlautete denn auch, es sei unmittelbar vor der Abreise nach Hamburg zu einer heftigen, laut geführten Auseinandersetzung gekommen, die sich an dem Wunsch des Mädchens entzündet habe, für einige Zeit nach Wien zu gehen; und wenn nicht alles täuscht, sind es diese verwickelten, im Ganzen ausweglos erscheinenden Umstände gewesen, die sie schliesslich zur Tat getrieben haben. Abenteuerlich waren dagegen die von der politischen Gegnerschaft inspirierten Gerüchte, die augenblicklich die Runde machten: Sie unterstellten, das Mädchen habe sich erschossen, weil es ein Kind von [Hitler](#) erwartete, bezichtigten [Hitler](#) selber des Mordes oder wussten von einem Femegericht der SS, da Geli Raubal ihren Onkel seiner historischen Mission entfremdet habe. [Hitler](#) klagte gelegentlich, dieser «furchtbare Schmutz» bringe ihn um, und äusserte düster, er werde seinen Gegnern die Nachreden jener Wochen nicht vergessen.<sup>110</sup>

Kaum hatte er seine Haltung zurückgewonnen, reiste er doch noch nach Hamburg und hielt, unter dem Jubel Tausender, eine jener aufpeitschenden Reden, in deren Verlauf das Publikum wie zu kollektiver Ausschweifung zusammenschmolz: begierig auf den Augenblick der Enthemmung, der grossen Lustauslösung, der sich im überschnappenden Aufschrei anzeigte. Der Zusammenhang ist zu offensichtlich, um übergangen zu werden: er erlaubt es, die rhetorischen Triumphe [Hitlers](#) als Ersatzhandlungen einer ins Leere laufenden Sexualität zu deuten. Wohl nicht ohne tieferen Grund pflegte [Hitler](#) die Masse schon begrifflich «dem Weibe» gleichzusetzen, und es bedarf nur eines Blickes auf die entsprechenden Seiten seines Buches «Mein Kampf», auf die durchaus erotische Inbrunst, die Idee und Vorstellung der Masse in ihm wecken, ihm die Sprache zu immerhin bemerkenswerter stilistischer Freiheit lösen, um zu erkennen, was dieser Kontaktgestörte, Einsame in den immer süchtiger begehrten Kollektivvereinigungen, hoch auf dem



Podium über seiner Masse, suchte und fand: In einer enthüllenden Wendung hat er sie denn auch, wenn wir der Quelle Glauben schenken können, seine «einzige Braut» genannt.<sup>111</sup> Die Unwiderstehlichkeit seiner triebhaften rhetorischen Selbstentladungen rührte nicht zuletzt gerade daher, dass sie in der von der anhaltenden Not entnervten, auf wenige elementare Bedürfnisse reduzierten, eben «triebhaft» reagierenden Masse ein gleichgestimmtes Publikum fanden. Die Tondokumente der Zeit geben den eigentümlichen obszönen Kopulationscharakter der Veranstaltungen deutlich wider: die atemverhaltende Stille zu Beginn, die kurzen schrillen Aufschreie, die Steigerungen und ersten Befreiungslaute der Menge, schliesslich der Taumel, neue Steigerungen und dann die ekstatischen Verzückungen angesichts der endlich enthemmt dahinströmenden Redeorgasmen: Der Dichter René Schickele hat gelegentlich von den Reden [Hitlers](#) gesprochen, «die wie Lustmorde sind», und zahlreiche andere zeitgenössische Beobachter haben das scharfe, sinnlich aufgeladene Fluidum dieser Kundgebungen, dem Sinne nach gleich, mit dem Vokabular von Walpurgisnacht und Blocksberg zu fassen versucht.

Gleichwohl täuschte sich, wer in der triebhaften, aufs sexuelle Surrogat abzielenden Ausschweifung das ganze Erfolgskonzept des Redners [Hitler](#) erblickte: Vielmehr war es auch hier wieder das eigentümlich verwobene Nebeneinander von Rausch und Rationalität, das ihn kennzeichnete: Im Scheinwerferlicht gestikulierend, bleich und mit rauher, sonorer Stimme die Anklagen, Ausbrüche und Hasstiraden herausschleudernd, war er doch stets der wache Kontrolleur seiner Emotionen, und alle Besinnungslosigkeit hinderte ihn nicht, seinen Instinkten Methode zu geben. Es ist das gleiche Doppelwesen, das alle seine Verhaltensweisen geprägt hat und zu den Grundtatsachen seines Charakters zählt: die rhetorische Technik war davon so spürbar geprägt wie die Legalitätstaktik und später die Methodik der Machteroberung oder das aussenpolitische Manövrieren, ja das Regime selber, das er errichtete, hat diesen Zug angenommen und ist geradezu als «Doppelstaat» definiert worden.<sup>112</sup>

Gerade die zusehends planvoller ausgebildete Rationalität der psychischen Überwältigungskunst, das erweiterte technische In-

strumentarium, unterschied die Triumphe dieser Phase von denen früherer Jahre. Nach wie vor beruhte Hitlers Erfolg im wesentlichen darauf, dass er stets bis an die äusserste Grenze ging; doch war er radikaler nicht nur in seinen Emotionen, sondern auch in seinem rationalen Kalkül. Wenn er es schon in einer Rede vom August 1920 als seine Aufgabe definiert hatte, vom Grunde nüchterner Erkenntnis her «das Instinktmässige ... zu wecken und aufzupeitschen und aufzuwiegeln»<sup>113</sup>, so stand dahinter zwar bereits ein Begriff vom Geheimnis seiner eigenen Massenerfolge während dieser Zeit; doch nun erst, unter den unendlich verschärften Bedingungen der Weltwirtschaftskrise, diktierte diese Einsicht seinem Agitationsstil die kühl ermittelten und zur Anwendung gebrachten Methoden für jene psychische «Kapitulation», die er als Ziel aller Propaganda bezeichnet hat. In der Planung seiner Kampagnen war jede Einzelheit, wie Goebbels schrieb, «bis ins Kleinste organisiert» und nichts dem Zufall überlassen: die Route, die Massierung der Einsätze, die Grösse der Versammlungen, das genau bestimmte Mischungsverhältnis des Publikums oder das zur Spannungssteigerung durch eine Regie der Fahnenaufzüge, Marschrhythmen und ekstatisch angestimmten Heilrufe immer wieder künstlich hinausgezögerte Erscheinen des Redners, der dann plötzlich, unter aufflammenden Lichteffekten, vor eine zielbewusst hungrig gemachte, zum Taumel präparierte Menge tritt. Seit Hitler einmal, in der Frühzeit der Partei, eine Vormittagskundgebung veranstaltet und trotz überfülltem Saal, «tief unglücklich, keine Verbindung, nicht den leisesten Kontakt» mit seinen Zuhörern hatte herstellen können, setzte er die Veranstaltungen nur noch in den Abendstunden an, selbst während der Deutschlandflüge hielt er sich nach Möglichkeit daran, obwohl die Massierung der ohnehin zusammengedrängten Einsätze auf wenige Stunden zahlreiche Schwierigkeiten bereitete. So konnte es geschehen, dass er sich, wie auf einem Flug nach Stralsund, verspätete und erst nachts gegen halb drei Uhr zu der Kundgebung erschien; doch 40'000 Menschen hatten nahezu sieben Stunden ausgeharrt, und als er seine Rede beendete, zog der Morgen herauf. Und wie der Zeit, so wies er auch dem Raum ausschlaggebende Bedeutung zu. Der «geheimnisvolle Zauber» des dunklen Bayreuther Festspielhauses während einer Parsifalauffüh-

rung oder «der künstlich gemachte und doch geheimnisvolle Dämmerchein katholischer Kirchen» waren, wie er selber meinte, kaum überbietbare Modellfälle psychologischer Räume, die der Propagandistenabsicht zur «Beeinträchtigung der Willensfreiheit des Menschen» schon ein erhebliches Stück vorarbeiteten.<sup>114</sup>

«Denn wahrlich», so hat er gelegentlich im feierlichen Verkündungston seiner Grunderkenntnisse bemerkt, «stellt jede solche Versammlung einen Ringkampf zweier entgegengesetzter Kräfte dar»; und wie es seiner Auffassung von der Natur kämpferischer Auseinandersetzungen entsprach, waren dem Agitator alle Mittel zur Überwältigung erlaubt. Jede seiner Überlegungen hatte der «Ausschaltung des Denkens», der «suggestiven Lähmung», der Erzeugung eines «aufnahmewilligen Zustandes fanatischer Hingabe» zu dienen. Nicht anders als Raum, Zeit, Marschmusik und Lichterspiel war die Massenversammlung selber ein Instrument psychotechnischer Kampfführung: Wenn der Einzelne, so hat [Hitler](#) erläuternd bemerkt, aus seiner «Arbeitsstätte oder aus dem grossen Betrieb, in dem er sich recht klein fühlt, zum ersten Mal in die Massenversammlung hineintritt und nun Tausende und Tausende von Menschen gleicher Gesinnung um sich hat, wenn er als Suchender in die gewaltige Wirkung des suggestiven Rausches und der Begeisterung von drei- bis viertausend anderen mitgerissen wird, wenn der sichtbare Erfolg und die Zustimmung von Tausenden ihm die Richtigkeit der neuen Lehre bestätigen und zum erstenmal den Zweifel an der Wahrheit seiner bisherigen Überzeugungen erwecken – dann unterliegt er selbst dem zauberhaften Einfluss dessen, was wir mit dem Wort Massensuggestion bezeichnen. Das Wollen, die Sehnsucht, aber auch die Kraft von Tausenden akkumuliert sich in jedem Einzelnen. Der Mann, der zweifelnd und schwankend eine solche Versammlung betritt, verlässt sie innerlich gefestigt: er ist zum Glied einer Gemeinschaft geworden.»<sup>115</sup>

Seinen Einfällen und demagogischen Maximen, denen er die «genaue Berechnung aller menschlichen Schwächen» nachrühmte, billigte er eine geradezu «mathematische» Erfolgsgewissheit zu. Als er im Verlauf des zweiten Deutschlandfluges nach einer Rede in Görlitz die magische Wirkung entdeckt hatte, die das erleuchtete

Flugzeug am Nachthimmel, kreisend über Zehntausenden gebannt starrer Menschen erzeugte<sup>116</sup>, wendete er das Mittel wieder und wieder an, um jene Stimmung der Hingabe und Führungssehnsucht zu erzeugen, der er sich als Idol und Abgott anbot. Unverhohlen pries er in aller Öffentlichkeit die Gnade des Allmächtigen, der die Bewegung mit Blutzeugen und Märtyrern bedacht habe. Nach der ersten Niederlage in der Präsidentschaftswahl warf er der Parteipresse «Langweiligkeit, Gleichförmigkeit, Unselbständigkeit, laue Leidenschaftslosigkeit» vor und stellte ihr ungehalten die Frage, was sie aus dem Tod der zahlreichen SA-Männer gemacht habe. Man habe die toten Kameraden, so hat sich einer der Teilnehmer seiner Worte erinnert, «mit Trommeln und Pfeifen begraben, und die Parteiblättchen hätten einen geschwollenen und wehleidigen Sermon dazu geschrieben. Warum habe man die Toten mit zertrümmerter Hirnschale, mit von Messern zerfetzten blutigen Hemden nicht hinter den Schaufenstern der Parteizeitungen dem Volke gezeigt? Warum hätten diese Zeitungen selbst nicht das Volk an den Bahren der Toten zum Aufruhr, zur Erhebung gegen die Mörder und ihre Hintermänner zusammengetrommelt, anstatt lächerliche politische Halbweisheiten von sich zu geben? Die Matrosen vom Panzerkreuzer Potemkin hätten aus einem schlechten Frass eine Revolution gemacht, wir aber könnten aus dem Tod der Kameraden keinen nationalen Befreiungskampf machen.»<sup>117</sup>

Doch kehrten alle seine Überlegungen, seine ganze psychologische Leidenschaft immer wieder zu den Massenversammlungen zurück, die «dem kleinen armseligen Menschen die stolze Überzeugung einbrannten, als kleiner Wurm dennoch Glied eines grossen Drachens zu sein, unter dessen glühendem Atem die verhasste bürgerliche Welt dereinst in Feuer und Flammen aufgehen» werde.<sup>118</sup> Dem Ablauf der Veranstaltung lag eine gleichbleibende taktische und liturgische Ordnung zugrunde, die er immer wirkungsvoller auf die Erhöhung der eigenen Erscheinung zuschnitt. Während die Fahnen, die Marschrhythmen und Erwartungsschreie die Massen in einen Zustand aufgelockerter Unruhe versetzten, sass er selber nervös, pausenlos Mineralwasser trinkend, in einem Hotelzimmer, einer Parteigeschäftsstelle, und liess sich in

kurzen Abständen mit Stimmungsberichten aus dem Saal versorgen. Nicht selten erteilte er letzte Anweisungen oder regte pointierte Durchsagen an, und erst, wenn die Ungeduld der Massen abzusinken, der kunstvoll hochgetriebene Empfängniskoller zu erlahmen drohte, machte er sich auf.

Er war auf lange, spannungssteigernde Gänge bedacht und betrat die Versammlungsarenen grundsätzlich von hinten. Im «Badenweiler Marsch» hatte er eine eigene, nur ihm vorbehaltene Auftrittsmusik, deren fern sich ankündigender Klang das Geraune verstummen liess und die Menschen, mit erhobenem Arm ins Leere schreiend, von den Sitzen holte – überwältigt in jenem Doppelsinn manipulierter und beseligter Existenz: ER war nun da. Zahlreiche Filme der Zeit haben bewahrt, wie er im Lichtband der Scheinwerfer durch tobende, schluchzende Spaliere schreitet, eine «Via triumphalis ... aus lebenden Menschenleibern», wie Goebbels überschwänglich schrieb<sup>119</sup>, nicht selten Frauen vornean, und er selber einsam, verschlossen, entrückt solcher Gier nach seelischer Vergewaltigung. Er verbat sich Einleitungsreden oder Begrüssungen, die nur von seiner Person wegführten. Einige Augenblicke blieb er vor dem Podium, mechanisch die Hände schüttelnd, stumm, abwesend, mit ruhelosem Blick, doch medial bereit, sich von der Kraft erfüllen und emporführen zu lassen, die sich im Schrei der Massen ankündigte.

Die ersten Worte fielen gedämpft und tastend in die atemlose Stille, oft ging ihnen eine minutenlange und bis ins Unerträgliche gesteigerte Sammlungspause voraus. Der Anfang blieb eintönig, trivial, meist verharrend bei der Legende seines Aufstiegs: «Als ich im Jahre 1918 als namenloser Frontsoldat...» Mit diesem formelhaften Beginn verlängerte er nicht nur die Spannung noch einmal bis in die Rede selbst hinein, er diente vielmehr auch dazu, Witterung zu nehmen, sich einzustimmen. Ein Zwischenruf konnte ihn dann unvermittelt inspirieren: zu einer Antwort, einer zuspitzenden Bemerkung, bis der erste begierig erwartete Beifall aufbrandete, der ihm Kontakt verschaffte, ihn rauschhaft steigerte, und «nach etwa fünfzehn Minuten tritt ein», wie ein zeitgenössischer Beobachter bemerkt hat, «was sich nur mit dem alten primitiven Bilde sagen lässt: Der Geist fährt in ihn»<sup>120</sup>. Mit wilden, explosiven

Bewegungen, die metallisch verwandelte Stimme unnachlässig in die Höhe treibend, schleuderte er dann die Worte aus sich heraus, nicht selten zog er, im Furor der Beschwörung, die geballten Fäuste vor das Gesicht und schloss die Augen, hingegen den Exaltationen seiner versetzten Sexualität.

Obwohl seine Reden sorgfältig präpariert waren und streng den Notizen folgten, die er stets vor sich hatte, entstanden sie doch durchweg im engen, kommunizierenden Austausch mit den Massen. Einem seiner zeitweiligen Anhänger schien es, als atme er geradezu die Empfindungen seiner Zuhörer ein, und diese ungeweine Sensibilität, die ihm eigen war und eine unverwechselbare feminine Aura um ihn her verbreitete, hat jene orgiastischen Zusammenschlüsse mit seinem Publikum ermöglicht, das sich im biblischen Wortsinne «in ihm erkannte». Weder psychologischer Spürsinn noch die Rationalität seiner Kundgebungsregie hätten ihm eine so grosse Verzauberungsmacht verschafft, wenn er die geheimsten Regungen der Masse nicht geteilt und ihre Gestörtheiten auf eine exemplarische Weise in sich vereint hätte. Vor seiner Rednertribüne begegnete, feierte und vergötzte sie sich selbst, es war ein Austausch der Pathologien, die Vereinigung von individuellen und kollektiven Krisenkomplexen in rauschhaften Verdrängungsfesten.

So trifft denn auch die immer wiederkehrende Behauptung, [Hitler](#) habe jeder Versammlung nur gesagt, was sie hören wollte, den wahren Sachverhalt nur auf höchst vordergründige Weise. Er war gewiss nicht der opportunistische Schönredner der Menge, sondern Mundstück abertausender Gefühle der Überwältigung, der Angst, des Hasses, die er gleichzeitig integrierte und in politische Dynamik verwandelte. Der amerikanische Journalist H.R. Knickerbocker notierte nach einer Massenversammlung in München: «[Hitler](#) sprach im Zirkus. Er war ein Evangelist, der vor einem Meeting spricht, der Billy Sunday der deutschen Politik. Seine Bekehrten gingen mit ihm, lachten mit ihm, empfanden mit ihm. Mit ihm verhöhnten sie die Franzosen. Mit ihm zischten sie die Republik aus»: In solchen Zusammenschlüssen vermochte er «die eigene Neurose als allgemeine Wahrheit zu erleben und die kollektive Neurose zum Resonanzboden der eigenen Besessenheit

zu machen»<sup>121</sup>. Aus keinem anderen Grunde war er auch in so hohem Masse von seinen Wirkungen abhängig, er brauchte den Beifall, um seine Rhetorenmacht voll zur Entfaltung zu bringen. Schon eine widerstrebende Stimmung im Saal irritierte ihn, und die SA, die er seit Anfangszeiten bei jedem Auftritt um sich hatte, diente ihm nicht so sehr als Ordnerdienst, sondern um allen Widerspruch, alle Resistenzgefühle, mundtot zu machen und dem Jubel durch die Drohung aufzuhelfen. Verschiedentlich wird berichtet, [Hitler](#) habe angesichts eines unfreundlichen Publikums unvermittelt den Faden verloren, die Rede abgebrochen und verstimmt auf dem Absatz den Raum verlassen.

Er brauchte aber den Massenjubel auch in einem ganz konstitutionellen Sinne; denn dieser Jubel hatte ihn einst geweckt, jetzt hielt er ihn in seinen Spannungszuständen und trieb ihn weiter vorwärts. Er selber hat gesagt, er werde inmitten des Taumels «ein anderer Mensch». Schon der Historiker Karl Alexander v. Müller hatte angesichts der frühen Redeübungen seines Kursusteilnehmers das Gefühl, als vermittele er den Zuhörern eine Erregung, die ihm selber zugleich die Stimme gebe. Gewiss war er ein überragender Taktiker, ein fähiger Organisator der Macht, ein genauer Psychologe und mit allen Brüchen, Leerstellen und inferioren Zügen eine der ungewöhnlichen öffentlichen Erscheinungen jener Zeit; aber jene unbezwinglich anmutende Genialität, die ihn weit forttrug aus allen Niederungen, erreichte er nur in den Massenvereinigungen, wenn er die Platttheit zum machtvollen Prophetenwort erhob und sich wirklich in jenen Führer zu verwandeln schien, den er in seinen Alltagszuständen nicht ganz mühelos posierte. Sein Grundzustand war apathisch, von «österreichischen» Müdigkeiten durchsetzt, und stets schien er versucht, sich mit allerlei Kinoshlendrian, mit der «Lustigen Witwe», den Mohrenköpfen der Carlton-Teestuben oder uferlosen Architekturgesprächen zufriedenzugeben. Das emphatische Tohuwabohu um ihn herum erst ließ ihm die Impulse für jenen permanenten Willensakt, der ihm Tatenlust, Beharrlichkeit sowie selbstsichere Aggressivität verschaffte und ihm auch psychische Ausdauer während der unheimlich strapaziösen Kampagnen und Deutschlandflüge gab: Es war die Droge, deren seine hochgetriebene Existenz ständig bedurfte.

Als er sich Anfang Oktober 1931 erstmals privat mit Brüning traf, setzte er nach den Ausführungen des Kanzlers zu einer einstündigen Rede an, in deren Verlauf er zusehends heftiger und ungebärdiger auftrat: stimuliert durch eine SA-Einheit, der er befohlen hatte, in regelmässigen Abständen singend unter den Fenstern vorbeizumarschieren, und dies offenbar ebenso zur Einschüchterung Brünings wie zur eigenen Aufladung.<sup>122</sup>

Es war jene tiefe Verbindung mit den Massen, die aus **Hitler** mehr als einen effektsicheren Demagogen gemacht und beispielsweise seinen unbestrittenen Vorsprung gegenüber dem pointierter und gerissener agierenden Goebbels allezeit sichergestellt hat. Der Einfall, für seine Wahlreisen ein Flugzeug zu benutzen, gewann erst vor diesem Hintergrund seinen ingeniösen Zug; denn er gab den Auftritten messianischen Schimmer. Wie ein Retter senkte **Hitler** sich über die brodelnden, geduldig Stunde um Stunde ausharrenden Menschenansammlungen herab und riss sie aus ihrer Dumpfheit und Verzweiflung zu, wie er selber es nannte, «vortwärtstreibender Hysterie» hin. «Gottesdienste unserer politischen Arbeit», hat Goebbels diese Kundgebungen genannt, und eine Hamburger Lehrerin schrieb im April 1932, nach einer von 120'000 Menschen besuchten Wahlversammlung, von Bildern «ergreifender Gläubigkeit», die **Hitler** «als den Helfer, Erretter, als den Erlöser aus übergrosser Not» zeigten; ähnlich äusserte Elisabeth Förster-Nietzsche, die Schwester des Philosophen, nach einem Besuch **Hitlers** in Weimar, er habe «mehr den Eindruck eines religiös als politisch bedeutenden Menschen» gemacht.<sup>123</sup>

Es waren denn auch weit mehr diese metaphysischen Attribute als alle ideologischen Elemente, die ihm den Zulauf verschafft und die sich steigernden Triumphe jener Phase ermöglicht haben: Der Massenerfolg **Hitlers** war vor allem ein religionspsychologisches Phänomen, es machte weniger politische Überzeugungen als seelische Zustände sichtbar. Gewiss konnte **Hitler** an ein ausgedehntes System traditioneller Denk- und Reaktionsweisen anknüpfen: an die deutsche Disposition für autoritäre Zustände, für irrealer Gedankengebilde, an tiefe Gefolgschaftsbedürfnisse oder an das eigentümliche Unverhältnis zur Politik. Doch kurz hinter solchen ziemlich allgemeinen Anschlussstellen endete die Übereinstim-



mung zumeist schon. Es war nicht etwa ein besonders ungestümer deutscher Antisemitismus, der [Hitlers](#) Hassparolen die Resonanz verlieh, sondern der wirkungsvolle Rückgriff auf die alte demagogische Spielfigur des anschaulichen Feindes; und es war nicht die ganz einzigartige kriegerische Laune der Deutschen, die er mobilisierte, sondern die lange ignorierten Gefühle der Selbstachtung und des nationalen Trotzes; auch folgten die Massen ihm nicht, weil er die ungezügelte imperialistische Begehrlichkeit der Nation mit den Bildern der ukrainischen Ebene lockte, sondern um des vermissten Stolzes willen, wieder an der Geschichte beteiligt zu sein. Die auffallend geringe Leserschaft, die «Mein Kampf» trotz aller Auflagenrekorde bis zuletzt gefunden hat, deutet etwas von der anhaltenden ideologischen Indolenz an, der die konkrete Programmatik [Hitlers](#) stets begegnet ist.

Der Aufstieg und Machtgewinn der NSDAP war denn auch nicht, wie man im Rückblick oft gemeint hat, die grosse Verschwörung der Deutschen gegen die Welt im Zeichen imperialistischer und antisemitischer Zielsetzungen. Die Reden [Hitlers](#) in den Jahren seines grossen Massenzulaufs enthalten bemerkenswerterweise nur ein ganz geringes Mass konkreter Absichtserklärungen und vernachlässigen selbst seine ideologischen Fixpunkte, den Antisemitismus und den Lebensraum. Ihr auffallendstes Merkmal sind vielmehr ihre vage, allgemeine Thematik und der häufige Rückgriff auf unverbindliche weltanschauliche Metaphern; in der fassbaren Zielbeschreibung dagegen blieben sie weit hinter der Offenheit von «Mein Kampf» zurück. [Hitler](#) selbst hat sich einige Monate vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, inmitten einer der von ihm entfesselten Krisen, zu seiner jahrelangen Verharmlosungstaktik bekannt und versichert, die Umstände hätten ihn zu Maskeraden der Friedwilligkeit gezwungen.<sup>124</sup>

Mit dem Selbstgefühl des grossen Redners machte er sich jedoch gleichzeitig mehr und mehr von Inhalten und konkreter Begrifflichkeit überhaupt frei. Er setzte auf seine Stärke im Formalen. Seine anhaltenden Erfolge demonstrierten, wie sehr der Nationalsozialismus eine charismatische, wie wenig er eine ideologische Bewegung war; dass er nicht auf ein Programm, sondern auf einen Führer blickte. Erst durch ihn erhielt das diffuse Ideengemenge im

Vordergrund Umriss und Zusammenhang, er verhalf ihm überhaupt erst aus dumpfen, chimärischen Zuständen zur Erscheinung. Es war ein Ton, dem die Menschen folgten, eine suggestive Stimme, und so unverkennbar **Hitler** sich unerledigte Sehnsüchte und hegemoniale Träume dienstbar machen konnte: die Mehrheit derer, die ihm zujubelten, suchte vor seiner Rednertribüne ihre Erschöpfung und ihre Panik zu vergessen und dachte gewiss nicht an Minsk oder Kiew und sicherlich auch nicht an Auschwitz. Sie wollte vor allem, dass es anders werde. Ihr politisches Bekenntnis reichte über die blinde Verneinung des Bestehenden kaum hinaus.

Schärfer als alle Konkurrenten von links bis rechts hat **Hitler** die in diesen Verneinungskomplexen liegenden Möglichkeiten erkannt. Seine agitatorische Taktik bestand eigentlich nur aus Diffamierung und Vision, der hasserfüllten Bezeichnung der Gegenwart und der Verheissung einer machtvollen Zukunft; es war die beständig variierte Anpreisung des starken Staates, die Verherrlichung der Nation, die Forderung völkischer Wiedergeburt sowie politischer Handlungsfreiheit; mit Vorliebe appellierte er an das deutsche Einigkeitsbedürfnis, beklagte die «Selbsterfleischung» der Nation, nannte den Klassenkampf die «Religion der Minderwertigen», feierte die Bewegung als «Brückenschlag der Nation» oder beschwor die Angst, die Deutschen könnten einmal mehr zum «Kulturdünger» der Welt werden.

Sein eigentliches Dauerthema aber, Mittel der Selbsterregung und der Massenmobilisierung, war die Abwertung der Gegenwart: der «Ruin des Reiches», die Verelendung der Nation, die Gefahr des Marxismus, die «widernatürliche Unzucht des Parteienstaates», die «Tragödie der kleinen Sparer», Hunger, Arbeitslosigkeit, Selbstmorde. Die bewusst allgemein gehaltenen Elendsbeschreibungen sicherten ihm nicht nur den grössten gemeinsamen Nenner für seine Massengefolschaft; vielmehr hatte **Hitler** auch erkannt, dass die innere Zwietracht der Parteien stets eine Folge präziser Absichtserklärungen ist und die Stosskraft einer Bewegung mit der Unklarheit ihrer Ziele wächst. Die Massen, und am Ende auch die Macht, mussten demjenigen zufallen, dem es gelang, die radikalste Verneinung der Gegenwart mit der unbestimmtesten Zukunftsverheissung zu verbinden. So äusserte er in einer dieser bezeichnen-

den, tausendfach abgewandelten Verknüpfungen von Bild und Gegenbild, von Verdammung und Utopie: «Ist das vielleicht deutsch, wenn unser Volk in dreissig Parteien zerrissen ist, wenn nicht eine mit der anderen sich vertragen kann? Ich sage aber allen diesen traurigen Politikern: ‘Deutschland wird eine einzige Partei werden, die Partei eines heldischen grossen Volkes!’»<sup>125</sup>

Gleichzeitig gab ihm die strikte agitatorische Wendung gegen das Bestehende aber auch die Chance zur Einfachheit, in der er selber eine der Ursachen seines Erfolges und überdies die glänzende Bestätigung seiner propagandistischen Maximen gesehen hat: «Jede Propaganda hat volkstümlich zu sein und ihr geistiges Niveau einzustellen nach der Aufnahmefähigkeit des Beschränktsten.» Als Beispiel kann eine Passage aus einer Rede vom März 1932 dienen, in der er dem Regime vorhielt, es habe dreizehn Jahre Zeit zur Bewährung gehabt, doch nur eine «Katastrophenreihe» hervorgebracht:

«Angefangen vom Tage der Revolution bis in die Epoche der Unterjochung und Versklavung, bis in die Zeit der Verträge und Notverordnungen sehen wir Fehlschlag auf Fehlschlag, Zusammenbruch auf Zusammenbruch, Elend über Elend, Verzagtheit, Lethargie, Hoffnungslosigkeit sind überall die Meilensteine dieser Katastrophen ... Der Bauernstand liegt heute am Boden, das Gewerbe bricht zusammen, Millionen haben ihre Spargroschen verloren, Millionen andere sind arbeitslos. Alles, was früher war, hat sich gewendet, alles, was früher gross schien, ist gestürzt worden. Nur etwas ist uns erhalten geblieben: die Männer und die Parteien, die das Unglück verschuldet haben. Sie sind auch heute noch da.»<sup>126</sup>

Mit solchen tausendfach wiederholten und abgewandelten, nur zu plausibel klingenden Anklageformeln, mit den aufpeitschenden Parolen der Empörung, den vagen Rezepturen von Vaterland, Ehre, Grösse, Macht und Rache hat er die Massen mobilisiert. Seine Sorge war, dass der Aufruhr der Affekte das Chaos auch nachhaltig förderte, das er so anklagend und erbittert beschwor; er baute auf alles, was die bestehenden Verhältnisse zersetzte, in Bewegung brachte, weil alle Dynamik sich von dem vorhandenen System fortentwickeln und zuletzt ihm zugutekommen musste. Denn niemand formulierte glaubwürdiger, entschiedener und massenwirksamer das unerträglich wachsende Verlangen nach Änderung. Die

Menschen seien so verzweifelt, notierte Harold Nicolson Anfang 1932 in seinem Tagebuch anlässlich eines Berlin-Besuchs, dass sie «alles hinnehmen würden, was wie eine Alternative aussähe»<sup>127</sup>

Die unbestimmte, vornehmlich auf die Entfesselung gesellschaftlicher Schubkraft gerichtete Agitation **Hitlers** hat ihn aber auch in die Lage versetzt, über alle sozialen Konflikte hinwegzureden und die Gegensätze wortreich zu verschleiern. Zu einer mitternächtlichen Rede **Hitlers** im Berliner Bezirk Friedrichshain notierte Goebbels: «Dort sind die ganz kleinen Leute. Die sind nach der Rede des Führers ganz gerührt.» Doch die ganz grossen waren es nicht weniger und die Gruppen im Zwischenfeld auch. Ein Professor Burmeister empfahl ihn als «Kandidaten der deutschen Künstler» und rühmte «die menschlich packenden Herzensteine seiner Redekunst». Nach einem zweistündigen Auftritt **Hitlers** vor den Führern des Landbundes und des märkischen Adels bat einer der Agrarier «im Namen aller», keine Diskussion zu veranstalten; zwar ging es um Krisen, Interessen, soziale Konflikte; aber «die Weihestunde des eben Erlebten soll durch nichts gestört werden». Mit Skeptikern, so begründete **Hitler** selber die immer wieder erhobene Forderung nach gläubiger Hinnahme seines Vortrags, könne man «natürlich keine Welt erobern, mit denen kann man weder ein Himmelreich noch einen Staat stürmen»<sup>128</sup>. Dem Sammelsurium seiner Schlagworte, eklektischen Philosophismen und scharfsinnig unterbauten Affekte konnte jeder entnehmen, was er hineinlegte: das verängstigte Bürgertum die Verheissung von Ordnung und wiedergewonnener Sozialgeltung; die revolutionär gestimmten Jugendlichen den Entwurf einer neuen, romantischen Gesellschaft; die demoralisierten Arbeiter Sicherheit und Brot; die Angehörigen des Hunderttausend-Mann-Heeres die Aussicht auf Karrieren und dekorierte Uniformen oder die Intellektuellen eine kühne und vitale Antwort auf die modischen Stimmungen der Vernunftsverachtung und Lebensvergötzung; Dieser Vieldeutigkeit lag weniger eine Verlogenheit nach allen Seiten zugrunde als vielmehr die Fähigkeit, den Grundton einer unpolitischen Haltung zu treffen. Wie Napoleon konnte er von sich sagen, jeder sei ihm ins Garn gelaufen und es habe, als er zur Macht gelangte, keine Gruppe gegeben, die nicht irgendeine Hoffnung auf ihn baute.<sup>129</sup>

Das Jahr 1932 war im Ganzen zweifellos die Zeit der grössten rednerischen Triumphe Hitlers. Zwar hat er, vereinzelt Bekundungen aus seiner nächsten Umgebung zufolge, in früheren Jahren reicher, glaubwürdiger gesprochen und später, in den perfekt ritualisierten Massenveranstaltungen der Kanzlerjahre, die grösseren, inzwischen fast unüberschaubar gewordenen Mengen erreicht. Aber nie wieder kamen Erlösungssehnsucht, das persönliche Bewusstsein charismatischer Bekehrungskraft, die äusserste Anspannung auf ein Ziel hin und der Glaube an die eigene Erwähltheit vor einer pathetischen Elendskulisse zu einer so «alchemistischen» Verbindung zusammen. Für Hitler selber ist jener Zeitabschnitt eines der prägenden Urerlebnisse gewesen, das immer wieder beispielgebend seine Entscheidungen beeinflusst hat. Im Mythos der «Kampfzeit», die als «Heldenepos», als «durchkämpfte Hölle» oder «Titanenkampf der Charaktere» verherrlicht wurde<sup>130</sup>, hat dieses Gefühl überdauert.

Dem sorgfältig berechneten Ritual der Veranstaltungseröffnung entsprach der Abschluss. In den Lärm und den Jubel hinein intonierte die Musikkapelle das Deutschlandlied oder eine der Parteihymnen, die nicht nur den Eindruck von Geschlossenheit und verschworener Zustimmung erzeugen, sondern auch die Versammelten festhalten sollten, bis Hitler, noch benommen und von der Anstrengung am ganzen Körper durchnässt den Raum verlassen und den wartenden Wagen bestiegen hatte. Mitunter stand er noch Augenblicke lang grüssend, mechanisch lächelnd, neben dem Fahrer, während die Menge herandrängte oder SA und SS sich in breiten Kolonnen zum Fackelzug formierten. Er selber dagegen begab sich müde, entkräftet, ausgegeben in sein Hotelzimmer zurück, und es ist dieser eigentümliche Zustand taumeliger Dumpfheit nach den Reden, der das Bild vom Ausschweifungscharakter seiner grossen Massenauftritte erst abrundet. Einem Beobachter, der ihn in einem solchen Augenblick, still und mit verglastem Blick vor sich hin starrend, angetroffen hatte, wurde vom Adjutanten Brückner der Weg mit den Worten versperrt: «Lassen Sie ihn doch in Ruhe; der Mann ist fertig!» Und einer seiner Gauleiter fand ihn noch am Morgen nach einer Rede im letzten Raum der von ihm und seinem Gefolge bewohnten Zimmerflucht des Hotels, wie er

«allein, mit krummem Rücken, müde und melancholisch wirkend, an einem runden Tisch hockte und langsam seine Gemüsesuppe schlürfte»<sup>131</sup>.

Der von **Hitler** entfesselte agitatorische Aufruhr allein hätte ihn freilich nie zur Macht geführt. Die Landtagswahlen in Preussen hatten der NSDAP zwar 36,3 Prozent der Stimmen gebracht und das Übergewicht der bisherigen Koalition aus Sozialdemokraten und Mittelparteien beseitigt. Aber die erhoffte absolute Mehrheit war dabei ebenso ausgeblieben wie drei Monate später in den Reichstagswahlen vom 31. Juli. Immerhin hatte die Partei mit 230 Sitzen ihre bisherige Mandatszahl mehr als verdoppeln und zur weitaus stärksten Partei aufrücken können. Gleichzeitig aber deutete alles darauf hin, dass **Hitler** an die Grenze seiner Ausdehnungsmöglichkeiten gestossen war. Zwar hatte er die bürgerlichen Parteien der Mitte und der Rechten dezimiert oder gänzlich aufgesogen, doch der Einbruch in das Zentrum, in die Sozialdemokratische und die Kommunistische Partei war ihm nicht gelungen. Der riesige agitatorische Aufwand, all die pausenlosen Massenveranstaltungen, Aufmärsche, Plakat- und Flugblattaktionen, die bis zur Erschöpfung getriebenen Einsätze der Parteiredner und schliesslich **Hitlers** dritter Deutschlandflug, in dessen Verlauf er innerhalb von fünfzehn Tagen in fünfzig Städten sprach, hatten der Partei gegenüber der preussischen Landtagswahl nur eine Steigerung von rund einem Prozent gebracht. Schon damals hatte Goebbels das Ergebnis mit den Worten kommentiert: «Jetzt muss irgendetwas geschehen. Wir müssen in absehbarer Zeit an die Macht kommen. Sonst siegen wir uns in Wahlen tot.»<sup>132</sup>

Für diese Erwartungen fanden sich alsbald erste Anknüpfungspunkte. Mit dem Übergang zum reinen Notverordnungssystem und insbesondere seit seiner Wiederwahl hatte Hindenburg seinem Amt eine zunehmend persönliche Auslegung gegeben und immer eigenwilliger und nachdrücklicher seine Wünsche mit dem Wohl des Staates gleichgesetzt. Er war darin von der kleinen Gruppe unverantwortlicher Ratgeber bestärkt worden, von denen nicht nur sein eigener Sohn Oskar, einem populären Spottwort der Zeit zufolge, «in der Verfassung nicht vorgesehen war»: dazu gehörten vor allem der Staatssekretär Meissner und General Schlei-

cher, der junge konservative Abgeordnete Dr. Gereke oder auch Hindenburgs Gutsnachbar v. Oldenburg-januschau, der schon seit Kaisers Zeiten mit Vorliebe den «reaktionären Grobian» spielte und beispielsweise die Öffentlichkeit durch die Behauptung in helle Aufregung versetzte, man müsse jederzeit in der Lage sein, das Parlament durch einen Leutnant und zehn Mann aufzulösen; ferner einige andere ostelbische Standesgenossen, später auch Franz v. Papen. Die folgenden Monate sind erfüllt von ihren Hintergrundaktivitäten. Nicht immer ist die Bestimmung ihrer Motive und Interessen eindeutig. Wie ein gewaltiger, herausfordernder Block war Hitler in der politischen Szenerie aufgetaucht, und ihre Absicht ging dahin, ihn zu integrieren, zu binden, auch als Mittel der Drohung gegen links zu benutzen. Es war der letzte, von illusionärem Führungshochmut geprägte Versuch des alten Deutschland, die verlorene Rolle in der Geschichte wiederaufzunehmen.

Ihr erstes Opfer war ironischerweise Brüning selber. Der Kanzler hatte sich, im Vertrauen auf seinen Rückhalt beim Reichspräsidenten, einige jener «mächtigen Institutionen» zum Gegner gemacht, um deren Wohlwollen sein Widersacher Hitler so viel beharrlicher und erfolgreicher warb. Die mangelnde Bereitschaft, den verschiedentlich vorgetragenen Forderungen der Industrie Rechnung zu tragen, hatte deren Abwendung weiter verstärkt, als nun auch die agrarischen Standesgenossen Hindenburgs der Regierung grollend den Rücken kehrten. Sie waren insbesondere über die Absicht Brünings empört, die materielle Hilfe für die in Schwierigkeiten geratenen Güter von einer Rentabilitätsprüfung abhängig zu machen und die hoffnungslos verschuldeten Besitzungen einer grosszügigen Siedlungsaktion zur Milderung der Arbeitslosigkeit zur Verfügung zu stellen. Die sogleich massiv einsetzenden Angriffe der Interessentengruppen gipfelten in dem Vorwurf, der Kanzler hege bolschewistische Neigungen, und wenn die motivierende Bedeutung der ausgedehnten Pressionen für den alten und urteilsschwachen Reichspräsidenten auch nicht im einzelnen nachzuweisen ist, so kann doch kein Zweifel bestehen, dass sie seinen Entschluss, sich von Brüning zu trennen, mitgetragen haben. Überdies sah Hindenburg in dem Kanzler nach wie vor den

Mann, der ihn anlässlich seiner Wiederwahl vor die falsche Front geführt hatte, und er war, von den Einflüsterungen seiner Umgebung gelenkt, nicht bereit, ihm den tiefen persönlichen Konflikt zu vergessen, in den er damit geraten war. Brüning's Ende kam, als er schliesslich das Vertrauen Schleichers verlor, der vorgab, im Namen der Reichswehr zu sprechen.

Den Auftakt bildete ein Ereignis, das wie eine Energietat der Regierung aussah, in Wirklichkeit jedoch die verborgenen Gegensätze innerhalb der Führung des Reiches zum Ausbruch trieb und damit die Agonie der Republik einleitete: das Verbot von SA und SS. Seit der Entdeckung der Boxheimer Dokumente waren neuerliche Anhaltspunkte aufgetaucht, dass die Nationalsozialisten einen gewaltsamen Umsturz auch weiterhin in ihre Überlegungen einbezogen. Die Parteiarmee trat zusehends ungeduldiger und selbstbewusster auf, und zur Zweideutigkeit der von Hitler geübten Legitimitätstaktik gehörte es, dass er von Zeit zu Zeit nicht ohne gespielte Besorgnis öffentlich darüber nachdachte, wie lange es ihm wohl noch gelingen werde, die braunen Sturmtruppen im Zaum zu halten. Gereizt bezeichnete Ludendorff Deutschland gelegentlich als «besetztes Gebiet der SA». Zwei Tage vor der ersten Präsidentschaftswahl hatte Goebbels in seinem Tagebuch notiert: «Mit SA- und SS-Führung Verhaltensmassregeln für die nächsten Tage durchgesprochen. Überall herrscht eine tolle Unruhe. Das Wort Putsch geistert um.»<sup>133</sup> Und am Wahltage selbst hatte Röhm seinen Verbänden Alarmbereitschaft befohlen und Berlin von den Braunhemden einschliessen lassen. Als die preussische Polizei einige Organisationszentren der SA aushob, war sie auf Unterlagen gestossen, die zwar keine Umsturzaktion grossen Stils, wohl aber detaillierte Alarm- und Gewaltmassnahmen für den Fall eines Hitlerschen Wahlsiegs erwiesen und wiederum die geheime Putschparole enthielten: «Grossmutter gestorben.»<sup>134</sup> Überdies waren Befehle aufgefunden worden, in denen die SA der östlichen Gebiete angewiesen wurde, im Falle eines polnischen Angriffs jede Teilnahme an der Landesverteidigung abzulehnen, eine Entdeckung, die insbesondere auf Hindenburg ihren Eindruck nicht verfehlte. Der Entschluss zum Verbot, der nicht zuletzt auf ultimatives Drängen einiger Länderregierungen zustande kam, wurde denn



auch einmütig gefasst und brachte lange gehegte und immer wieder verschobene Überlegungen zum Abschluss.

Doch wenige Tage vor der Verkündung des Verbots nahmen die Ereignisse eine dramatische Wendung. Schleicher, der dem Vorhaben zunächst zugestimmt und sich sogar der Urheberschaft dafür gerühmt hatte, warf «über Nacht» alle Auffassungen um und entwickelte, als er nicht sogleich auf Zustimmung stiess, eine rastlose Gegenaktivität, in die sich alsbald auch Hindenburg einbezogen sah, dem er die Sorge suggerierte, er werde sich mit dem Verbot bei seinen ohnehin enttäuschten Anhängern auf der Rechten noch unbeliebter machen. Schleichers Opposition ging von der Überlegung aus, es sei vorzuziehen, zusammen mit der SA alle Wehrverbände wie beispielsweise den Stahlhelm oder das republiktreue Reichsbanner aufzulösen und in einen umfassenden, der Reichswehr unterstellten Miliz- oder Wehrsportverband einzubringen. Darüber hinaus hatte sie aber auch mit seinem intriganten Temperament zu tun, dem das grobe Mittel des Verbots tief zuwider und nur feiner Eingefädertes sympathisch war; sein Gegenvorschlag ging bezeichnenderweise dahin, **Hitler** eine Anzahl ultimativer Forderungen zur Entmilitarisierung der SA zuzuschieben, die so unerfüllbar waren, dass er sich durch ihre Zurückweisung ins Unrecht setzen musste.

Nicht ohne Skrupel und mit besorgtem Seitenblick auf die in der SA und SS dienenden «alten Kriegskameraden» unterschrieb Hindenburg schliesslich das Verbot, und am 14. April wurde in einer umfassenden Polizeiaktion die Privatarmee **Hitlers** aufgelöst, ihre Stabsquartiere, Heime, Schulen und Zeugmeistereien besetzt. Es war der energischste Schlag, den die staatliche Gewalt seit dem November 1923 gegen den Nationalsozialismus führte. Die amtliche Begründung, die nicht einzelne Vorkommnisse, sondern die Existenz einer Privatarmee an sich als Verbotsmotiv nannte, verriet erstmals wieder einen staatlichen Willen zur Selbstbehauptung; «Es ist ausschliesslich Sache des Staates, eine organisierte Macht zu unterhalten. Sobald eine solche Macht von privater Seite organisiert wird und der Staat dies duldet, besteht bereits Gefahr für Ruhe und Ordnung ... Unzweifelhaft (ist), dass in einem Rechtsstaat die Gewalt lediglich bei den verfassungsmässigen Or-

ganen des Staates selbst organisiert sein darf. Jede private Gewaltorganisation kann deshalb ihrem Wesen nach keine legale Einrichtung sein ... Die Massnahme der Auflösung dient der Staatserhaltung selbst.»<sup>135</sup>

Gestützt auf die Aggressivität und Stärke seiner 400'000 Mann schien Röhm im ersten Augenblick zur Kraftprobe entschlossen; doch Hitler blieb unnachgiebig. Kurzerhand nahm er die SA in die PO hinein und hielt auf diese Weise ihre Organisation intakt. Wiederum erwies sich, dass faschistische Bewegungen beim ersten Widerstand des Staates kampflos das Feld räumen: So hatte Gabriele d'Annunzio im Jahre 1920 auf einen einzigen Kanonenschuss hin die Stadt Fiume geräumt, so ordnete Hitler jetzt in einem Legalitätsappell die strikte Befolgung der Verbotsmassnahmen an; nicht aus Furcht, sondern weil ein Schuss mehr bedeutete als ein Schuss und ein Verbot etwas anderes war als eine begrenzte Abwehrmassnahme, nämlich die Ausserkraftsetzung der «faschistischen Konstellation», des Bündnisses von konservativer Herrschaft und revolutionärer Volksbewegung.

Hitlers Bereitschaft zum Nachgeben mochte freilich erleichtert worden sein, seit ihm über Schleicher oder dessen Umgebung Informationen über die Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Regierung zugeleitet worden waren. Darauf hatte er nun seine weitere Taktik. Er gab sich zuversichtlich. Noch am Abend des Tages, der den Überwältigungsprozess der Hitlerbewegung einleiten sollte, notierte Goebbels über eine Unterredung mit Hitler im Kaiserhof: «Wir bereden Personalfragen für die Machtübernahme, als wenn wir schon an der Regierung wären. Ich glaube, niemals ist eine Bewegung in der Opposition ihres Erfolges so sicher gewesen wie die unsere!»<sup>136</sup>

Schon am folgenden Tage gab ein auffallend frostiges Schreiben Hindenburgs an Groener das Signal zu einer grossangelegten Intrige. Sie war begleitet von einer leidenschaftlichen Kampagne der Rechtsblätter, der sich ein Chor prominenter Stimmen des nationalen Lagers anschloss. Der Kronprinz fand es «auch unverständlich», dass gerade der Reichswehrminister «das wunderbare Menschenmaterial, das in der SA und SS vereinigt ist und das dort eine wertvolle Erziehung geniesst, zerschlagen» helfe, Schleicher selber

riet seinem vorgesetzten Minister, der ihn noch immer als seinen «Wahlsohn» betrachtete, zum Rücktritt und brachte böswillige Verleumdungen in Umlauf oder liess sie doch unwidersprochen: Groener sei krank, Pazifist oder habe die Armee durch die vorzeitige Geburt eines Kindes aus zweiter Ehe in Verruf gebracht; dem Präsidenten erzählte er, das Kind werde in der Reichswehr nach dem finnischen Läufer und Spurtphänomen «Nurmi» genannt.<sup>137</sup>

Gleichzeitig informierte Schleicher die Führung der NSDAP, dass er persönlich mit dem SA-Verbot keineswegs einverstanden sei. Nach wie vor hielt er an dem Konzept fest, den Nationalsozialisten durch Beteiligung an der Macht den Donner zu stehlen, sie durch ein Kabinett einflussreicher Fachleute «einzurahmen», wie das Zauberwort der Stunde lautete, obwohl doch das Beispiel Mussolinis hätte zeigen können, dass an Volkstribunen, die überdies eine Privatarmee besitzen, dieser Zauber vergeblich seine Macht erprobt. Ende April traf er sich zu einer ersten Unterredung mit Hitler. «Das Gespräch verlief gut», notierte Goebbels, und bald darauf, nach der zweiten Begegnung, zu der sich auch Meissner und Oskar v. Hindenburg hinzugezogen sahen, um nun nicht nur den Sturz Groeners, sondern den des ganzen Kabinetts Brüning zu erörtern: «Alles geht gut... Beglückend das Gefühl, dass noch kein Mensch etwas ahnt, am wenigsten Brüning selbst.»

Nach rund einem Monat unausgesetzter Unterminierarbeit kamen die Dinge schliesslich zur Entscheidung. Am 10. Mai verteidigte Groener im Reichstag das SA-Verbot gegen die wütenden Angriffe der Rechten. Doch der Protest des ohnehin schwachen Redners gegen den nationalsozialistischen «Staat im Staat», diesen «Staat gegen den Staat», kam angesichts des wüsten Tumults, den die Nationalsozialisten entfesselten, über Ansätze kaum hinaus, so dass mit dem irritierten, hilflosen und wohl erschöpften Minister auch die Sache, die er verfocht, eine Niederlage erlitt. Jedenfalls traten ihm schon kurz darauf Schleicher und General v. Hammerstein, der Chef der Heeresleitung, entgegen, um ihm kühl mitzuteilen, dass er nicht mehr das Vertrauen der Reichswehr genieisse und zurücktreten müsse. Zwei Tage später reichte Groener, nach einem vergeblichen Appell an Hindenburg, seine Demission ein.

Sie war in der Tat, den Plänen der Kamarilla entsprechend, nur

das Vorspiel, dem Mantel folgte bald der Herzog nach. Am 12. Mai fuhr Hindenburg für annähernd vierzehn Tage nach Neudeck, und als Brüning den Wunsch nach einer Unterredung äusserte, winkte der Präsident unwillig ab. Er stand damals unverkennbar unter dem Druck seiner Standesgenossen, die nun zum Ansturm auf die wankende Position des Kanzlers ansetzten. Wie immer die Argumente gelautes haben mögen: sie wurden sicherlich «mit der Grossagrariern und alten Offizieren eigenen Massivität ohne Rücksicht auf Redlichkeit und Prinzipientreue» vorgetragen. Als Hindenburg daher Ende des Monats nach Berlin zurückkehrte, war er entschlossen, sich von seinem Kanzler zu trennen. Zwar glaubte sich Brüning unmittelbar vor aussenpolitischen Erfolgen, und noch am Morgen des 30. Mai, kurz bevor er sich auf den Weg zu Hindenburg machte, waren ihm Informationen zugegangen, die ihm eine entscheidende Wende in der Abrüstungsfrage versprachen. Doch ein intrigenreiches Protokoll verwehrte ihm die Chance, den Präsidenten in letzter Minute davon zu unterrichten. Noch ein Jahr zuvor hatte Hindenburg ihm versichert, er sei sein letzter Kanzler, er werde sich nicht von ihm trennen. Nun sah er sich in einer beleidigend brüskten Szene von wenigen Minuten verabschiedet, weil Hindenburg den Aufzug der Marinewache aus Anlass des Tages der Schlacht vom Skagerrak nicht versäumen wollte. Eine Kriegserinnerung und ein militärisches Schauspiel von minderer Bedeutung erhielten den Vorrang gegenüber einer Erwägung, die das Schicksal der Republik entschied.<sup>138</sup>

Als Nachfolger Brünings schwatzte General v. Schleicher dem Reichspräsidenten einen Mann auf, dessen politische Karriere nicht ohne Grund so lange im Dunkel dilettierender Bemühung verblieben war: Franz v. Papen entstammte einer alten westfälischen Adelsfamilie, hatte in einem feudalen Kavallerieregiment gedient und zum erstenmal eine gewisse und sogleich bezeichnende Publizität erlangt, als er 1915, während des Ersten Weltkrieges, wegen konspirativer Unternehmungen als Militärattaché aus den Vereinigten Staaten ausgewiesen worden war, auf der Überfahrt nach Europa jedoch leichtfertigerweise britischen Behörden wichtige Unterlagen über seine geheimdienstliche Tätigkeit in die

Hände fallen liess. Seine Heirat mit der Tochter eines führenden Saar-Industriellen hatte ihm zu nicht unerheblichem Reichtum und zu guten Beziehungen zur Industrie verholfen. Zugleich gebot er als katholischer Adliger ebenso über Verbindungen zum hohen Klerus wie als ehemaliger Generalstabsoffizier über vielfältige Kontakte zur Reichswehr, und es mag dieser Standort im Schnittpunkt zahlreicher Interessen gewesen sein, der Schleichers Aufmerksamkeit erregt hatte. Papen wirkte auf fast groteske Weise antikiert, und in all seiner langbeinigen Steifheit, Überheblichkeit und meckernden Arroganz beinahe wie die Karikatur seiner selbst, eine Figur aus «Alice in Wonderland», wie ein zeitgenössischer Beobachter treffend bemerkt hat. Dabei galt er als leichtfertig, vorschnell, niemand nahm ihn ganz ernst: «Wenn ihm eine Sache gelingt, ist er sehr vergnügt, misslingt sie ihm, macht er sich nichts daraus.»<sup>139</sup>

Doch war es offenbar gerade die flotte und beherzte Unbekümmertheit des «Herrenreiters», die in den Augen Schleichers die besondere Eignung Papens begründete; denn sie mochte ihn befähigen, die zusehends konkreter erwogenen Pläne zur Beseitigung des schwer angeschlagenen parlamentarischen Systems im Zeichen «gemäßigter» Diktaturkonzepte voranzutreiben. Darüber hinaus hat zweifellos zugleich die Vermutung eine Rolle gespielt, der unerfahrene und aufs Äussere bedachte Papen werde seine Eitelkeit mit dem Amte selbst und den damit verbundenen repräsentativen Funktionen befriedigt sehen und im Übrigen ein gefügiges Werkzeug sein. Gerade diese Erwägung entsprach dem ebenso ehrgeizigen wie öffentlichkeitsscheuen Temperament Schleichers. Als Freunde ihm mit ungläubigem Staunen entgegenhielten, Papen sei doch kein Kopf, erwiderte der General denn auch: «Das soll er ja auch nicht sein, aber er ist ein Hut.»

Wenn Schleicher freilich geglaubt hatte, Papen werde dank seiner weitreichenden Beziehungen eine Koalition oder doch die parlamentarische Tolerierung aller Parteien rechts von der Sozialdemokratie zustande bringen, so sah er sich bald getäuscht. Der neue Kanzler war ohne jede politische Grundlage. Das Zentrum trat, erbittert über den Verrat an Brüning, in schroffe Opposition, und auch Hugenberg zeigte sich indigniert, weil er seine eigenen Am-

bitionen einmal mehr übergangen sah. Desgleich stiess Papen in der Öffentlichkeit auf feindselige Zurückweisung. Selbst als er gleich zu Beginn seiner Amtszeit den noch von Brüning vorbereiteten Erfolg einstrich und auf der Konferenz in Lausanne den Abschluss der Reparationsfrage erreichte, blieb das ohne die erhoffte Wirkung. In der Tat konnte sein Kabinett in keinem Betracht als demokratisch oder fachlich legitimierte Lösung gelten, es waren durchweg Männer von Stand und Familie, die sich dem vaterländischen Appell des Präsidenten nicht hatten versagen können und Hindenburg nun «umstanden wie Offiziere ihren General»<sup>140</sup>: sieben Adlige, zwei Konzerndirektoren, dazu Hitlers Protektor aus Münchener Tagen, Franz Gürtner, sowie ein General, jedoch kein Vertreter des Mittelstands oder der Arbeiterschaft, bildeten die Regierung. Es schien, als kehrten die Schatten wieder. Dass die massierte Empörung, der Hohn und Protest der Bevölkerung nichts bewirkten, offenbarte das Mass des Realitätsverlustes, den die alten Führungsschichten erlitten hatten. Das «Kabinett der Barone», wie es bald genannt wurde, stützte sich lediglich auf die Autorität Hindenburgs und die Macht der Reichswehr.

Die ausserordentliche Unpopularität der Regierung veranlasste auch Hitler zu vorsichtiger Zurückhaltung. In den Unterhandlungen mit Schleicher hatte er zugesagt, die Regierung zu tolerieren, falls Neuwahlen ausgeschrieben, die Verbotsmassnahmen gegen die SA aufgehoben und der NSDAP volle Agitationsfreiheit eingeräumt würden. Noch am Nachmittag des 30. Mai, wenige Stunden nach Brünings Entlassung, hatte er dem Reichspräsidenten auf die Frage, ob er der Ernennung Papens beipflichte, mit «Ja» geantwortet. Und obwohl der Kanzler schon am 4. Juni die Reihe seiner verhängnisvollen Konzessionen mit der Auflösung des Reichstags eröffnete und gleichzeitig die Aufhebung des SA-Verbots nahe in Aussicht stellte, begannen die Nationalsozialisten sich von ihm zu lösen. «Wir müssen uns von dem bürgerlichen Übergangskabinett so schnell wie möglich absentieren», notierte Goebbels; «das alles sind Fragen des Fingerspitzengefühls.» Und wenige Tage später: «Es liegt an uns, uns möglichst schnell aus der kompromittierenden Nachbarschaft dieser bürgerlichen Halbstarken zu verdrücken. Sonst sind wir verloren. Ich reite im ‘Angriff’ eine neue Attacke

gegen das Papen-Kabinett.» Als das SA-Verbot nicht, wie erwartet, gleich in den ersten Tagen fiel, zog er eines Abends «mit vierzig, fünfzig SA-Führern, die in voller Uniform trotz Verbot aufkruzen, in ein grosses Café am Potsdamer Platz, um zu provozieren. Wir haben nur den einen sehnlichen Wunsch, dass die Polizei uns verhaftet ... Ganz langsam spazieren wir um Mitternacht über Potsdamer Platz und Potsdamer Strasse. Aber kein Aas rührt sich. Die Wachtmeister schauen uns ganz verdutzt an und wenden dann beschämt den Blick zur Seite.»<sup>141</sup>

Zwei Tage später, am 16. Juni, wurde das Verbot schliesslich aufgehoben, doch hatte das Zögern unterdessen den Eindruck eines «förmlichen Kniefalls der Staatsautorität vor der kommenden neuen Macht» erzeugt.<sup>142</sup> Papens durchsichtiger Versuch, für sein Entgegenkommen im letzten Augenblick eine Zusage auf spätere Regierungsbeteiligung der Nationalsozialisten einzuhandeln, kam angesichts der von Schleicher besorgten Vorleistungen nicht nur taktisch zu spät, sondern bekundete auch ein geradezu groteskes Unverständnis für Umfang und Vehemenz des weitgespannten Machthungers **Hitlers**. So sah er sich von seinem kühl und nachgiebig argumentierenden Partner mit allen Gegenforderungen auf die Zeit nach der Reichstagswahl vertröstet.

Schlagartig lebten damit auch die bürgerkriegsähnlichen Auseinandersetzungen auf den Strassen wieder auf und erreichten jetzt erst ihren eigentlichen Höhepunkt. In den fünf Wochen bis zum 20. Juli waren allein in Preussen bei nahezu fünfhundert Zusammenstössen 99 Tote und 1'125 Verletzte zu verzeichnen, der 10. Juli forderte im gesamten Reichsgebiet 17 Tote, an zahlreichen Orten musste die Reichswehr in die erbitterten Strassenkämpfe eingreifen. Zu Recht definierte Ernst Thälmann die Aufhebung des SA-Verbots als offene Aufforderung zum Mord, auch wenn er verschwie, ob seine Bemerkung die eigenen Kampfeinheiten in aktiver oder passiver Rolle sah. Am 17. Juli kam es in Hamburg-Altona zu dem blutigsten Konflikt dieses Sommers. Einen Provokationszug von rund 7'000 Nationalsozialisten durch die Strassen des roten Arbeiterviertels beantworteten die Kommunisten mit einem Feuerüberfall von den Dächern und aus den Fenstern, der wiederum wütende Gegenwehr auslöste und eine erbitterte Schlacht über ei-

lig errichtete Barrikaden hinweg zur Folge hatte. Am Ende gab es siebzehn Tote und zahlreiche Schwerverletzte. Von den 68 Personen, die im Juli 1932 in politischen Auseinandersetzungen ums Leben kamen, hatten 30 auf Seiten der Kommunisten, 38 auf Seiten der Nationalsozialisten gestanden. «Es wird geprügelt und geschossen», bemerkte Goebbels; «letzte Schaustellung des Regimes.»<sup>143</sup>

Blind gegenüber der Einsicht, dass gerade die Zugeständnisse das Selbstbewusstsein der Nationalsozialisten gestärkt hatten, ging Papen noch einen Schritt weiter. In der Hoffnung, das Prestige seiner nahezu isolierten Regierung durch einen grandiosen Akt autoritären Auftrumpfens zu stärken und zugleich Hitler und seine Gefolgschaft versöhnlich zu stimmen, bestellte er am Vormittag des 20. Juli drei Angehörige der geschäftsführenden preussischen Regierung in die Reichskanzlei und eröffnete ihnen abrupt, dass er den Ministerpräsidenten Braun und den anwesenden Innenminister Severing durch Notverordnung abgesetzt habe, er selber werde als Reichskommissar die Geschäfte des Ministerpräsidenten übernehmen. Als Severing erklärte, er werde nur der Gewalt weichen, erwiderte Papen, «Kavalier auch im Staatsstreich», ob er erfahren dürfe, was darunter zu verstehen sei, und der Minister versicherte, sein Amtszimmer nur unter Druck zu räumen. So kam es zu der vielglossierten «Verabredung», die Gewalt am Abend in Form eines einseitigen Polizeiaktes auszuüben. Vermittels einer vorbereiteten zweiten Notverordnung verhängte Papen inzwischen den militärischen Ausnahmezustand über Berlin und Brandenburg und zog auf diese Weise die polizeiliche Gewalt an sich. Auf Ersuchen dreier Polizeioffiziere, die am Abend im Innenministerium erschienen, räumte Severing mit dem Bemerkten, er weiche jetzt also der Gewalt, seinen Platz und begab sich in seine anstossende Wohnung. Schon am Nachmittag waren auf ähnlich widerstandslose Weise die Führungsspitzen der gefürchteten preussischen Polizei überwältigt worden. Als der Berliner Polizeipräsident Grzesinski, sein Vizepräsident Weiss sowie der Polizeikommandeur Heimannsberg zu einer kurzen Internierung über den Hof des Präsidiums geführt wurden, riefen, wie erzählt wird, einige der Beamten ihrem Chef zum Abschied die Parole des Reichsbanners



nach; sie riefen «Freiheit!», und man hat nicht unzutreffend bemerkt, dass es der Abschiedsruf für die schon lange hinfallige, unbegehrte und nun resigniert aufgegebenen Freiheit von Weimar war.<sup>144</sup>

Gewiss war ein Widerstand auf breiter Ebene erwogen worden, und einem zeitgenössischen Beobachter zufolge sollen Grzesinski und Heimannsberg im Verein mit dem Ministerialdirektor Klausener bei Severing auf die «Durchführung des Kampfes mit allen Mitteln» gedrungen und insbesondere «den sofortigen rücksichtslosen Einsatz der Berliner Polizei, die Ausrufung des Generalstreiks, die sofortige Verhaftung der Reichsregierung und des Präsidenten (sowie) dessen Unmündigkeitserklärung» verlangt haben, doch sei der Vorschlag abgelehnt worden.<sup>145</sup> Über wirkungslose publizistische Proteste und die Anrufung des Staatsgerichtshofs kam die Gegenwehr nicht hinaus. Dabei verfügte die preussische Regierung immerhin über 90'000 Mann vorzüglich ausgebildeter Polizeitruppen, über das Reichsbanner, die Anhängerschaft der republikanischen Parteien, die Gewerkschaften und war überdies im Besitz aller wichtigen Schlüsselstellungen. Doch die Sorge vor der Gefahr eines Bürgerkrieges, der Respekt vor der Verfassung, der Zweifel an der Wirksamkeit eines Generalstreiks angesichts der herrschenden Arbeitslosigkeit und zahlreiche ähnlich geartete Erwägungen haben alle Widerstandspläne schliesslich blockiert. Ungestört und nur dem passiven Verzichtsblick seiner Gegner ausgesetzt, konnte Papen die Macht im «stärksten Bollwerk der Republik» ergreifen. Zwar kann man den Motiven der preussischen Politiker Gewicht und Respekt schwerlich versagen, und die Abwägung aller Umstände macht wahrscheinlich, dass ihre Entscheidung vernünftig war. Aber vor der Geschichte zählt ihre Vernünftigkeit wenig. Nicht einmal der Gedanke an eine Demonstration des Trotzes tauchte auch, und in keiner Phase des Geschehens dachten Severing und seine entnervten, moralisch gebrochenen Mitstreiter daran, durch ein Ende in Ehren nicht nur die Halbheiten und Versäumnisse der vergangenen dreizehn Jahre vergessen zu machen, sondern auch den Impuls für ein erneuertes demokratisches Selbstbewusstsein zu gewinnen. In den psychologischen Folgen liegt denn auch die eigentliche, gar nicht zu unterschätzende Be-

deutung des 20. Juli 1932: Er entmutigte die einen und lehrte die anderen, wie wenig Gegenwehr von den Verteidigern der Republik zu erwarten sei.

Infolgedessen steigerte auch dieses Ereignis nur die Ungeduld der Nationalsozialisten. Im Kampf um die Macht standen sich nunmehr drei scharf getrennte Lager gegenüber: die national-autoritäre Gruppe um Papen, die parlamentarisch kaum 10 Prozent der Wähler repräsentierte, doch über die Deckung durch Hindenburg und die Reichswehr gebot; ferner die ausgespielten demokratischen Gruppen, die freilich noch immer auf beträchtlichen Rückhalt in der Öffentlichkeit bauen konnten, sowie schliesslich die totalitären Gegenspieler nationalsozialistischer und kommunistischer Prägung, die zusammen über eine negative Mehrheit von 52 Prozent verfügten. Wie diese beiden, so blockierten und lähmten sich alle diese Gruppen wechselseitig. Der Sommer und Herbst des Jahres 1932 ist von pausenlosen Versuchen bestimmt, die kontrovers erstarrten Fronten durch immer neu angesetzte taktische Manöver aufzubrechen.

Am 5. August traf **Hitler** sich in Fürstenberg, unweit von Berlin, mit Schleicher und forderte erstmals die ganze Macht: das Amt des Kanzlers für sich selber, ferner die Ministerien für Inneres, für Justiz, Landwirtschaft und Luftfahrt, ein neu zu errichtendes Propagandaministerium sowie aufgrund des 20. Juli auch das Amt des preussischen Ministerpräsidenten und des Innenministers; zugleich ein Ermächtigungsgesetz mit der uneingeschränkten Befugnis, durch Erlasse zu regieren. Denn «haben wir die Macht», so bemerkte Goebbels, «dann werden wir sie nie wieder aufgeben, es sei denn, man trägt uns als Leichen aus unseren Ämtern heraus».<sup>146</sup>

In der Überzeugung, unmittelbar vor der Übernahme der Macht zu stehen, trennte sich **Hitler** von Schleicher. Gutgelaunt schlug er beim Abschied vor, zur Erinnerung an die Begegnung an dem Hause in Fürstenberg eine Gedenktafel anbringen zu lassen. Um seinen Forderungen Nachdruck zu verleihen und zugleich die rumorende SA zu beruhigen, deren Mitglieder schon ihre Arbeitsplätze verliessen und sich auf den Tag des Sieges: seine Feiern, seine Ausschreitungen und die verheissenen Machtpositionen vorberei-

teten, liess er die Einheiten um Berlin herum aufmarschieren und die Stadt durch einen immer dichteren Ring einschliessen: Es schien, als ziehe er im letzten Augenblick wiederum, wie schon 1923 im Bürgerbräu, die Pistole. Im ganzen Reichsgebiet, vor allem aber in Schlesien und Ostpreussen, mehrten sich die blutigen Zusammenstösse. Am 9. August drohte daraufhin eine Verordnung gegen den politischen Terror jedem die Todesstrafe an, der «in der Leidenschaft des politischen Kampfes aus Zorn und Hass einen tödlichen Angriff auf seinen Gegner unternimmt». Schon in der folgenden Nacht drangen fünf uniformierte SA-Männer in Potempa, einem Dorf in Oberschlesien, in die Wohnung eines kommunistischen Arbeiters ein, zerrten ihn aus dem Bett und traten ihn vor den Augen seiner Mutter buchstäblich zu Tode.

Noch ist ungeklärt, inwieweit diese Vorgänge die Wendung mitbewirkt haben, die den nationalsozialistischen Machterwartungen jetzt einen Riegel vorschob. Möglicherweise rückte Schleicher selbständig von seinem Zähmungskonzept ab; jedenfalls stiess sein Plan, [Hitler](#) als Kanzler einer Rechtskoalition in der Verantwortung zu fesseln und auf diese Weise seine Popularität zu untergraben, zum erstenmal auf den energischen Widerstand des Reichspräsidenten, der inzwischen an der Fixigkeit und dem frivolen Charme Papens ein väterliches Gefallen gefunden hatte und ihn nicht für den böhmischen Fanatiker und Pseudomessias [Hitler](#), der ihm überdies die liebgewonnene Rolle des Ersatzkaisers streitig machte, eintauschen wollte. Auch als es am 13. August zu einer ausgedehnten Verhandlungsrunde mit der nationalsozialistischen Führung kam, lehnte er im Verein mit Papen alle Ansprüche [Hitlers](#) auf die ganze Macht ab und bot ihm stattdessen an, als Vizekanzler dem bestehenden Kabinett beizutreten. Wutentbrannt, in der Alles-oder-Nichts-Stimmung dieser Tage, wies [Hitler](#) das Ansinnen zurück und blieb bei seiner Weigerung, auch als Papen diesen Vorschlag durch das ehrenwörtliche Angebot erweiterte, nach einer begrenzten Zeit der «vertrauensvollen und fruchtbringenden Zusammenarbeit» zugunsten [Hitlers](#) auf das Kanzleramt zu verzichten. Man kann als gewiss ansehen, dass seine Theaterphantasie bereits antizipiert hatte, wie er einer benommenen, in den Staub sinkenden Welt das Schauspiel seiner Herrschaftsberufung bot; auf

der Fahrt nach Berlin hatte er in einer Gastwirtschaft am Chiemsee seinen Führern schon, «von einem grossen Eierkuchen essend», das Blutbad ausgemalt, das man unter den Marxisten anrichten werde; stattdessen sah er sich plötzlich übertölpelt. Und wie immer in den Rückschlägen seines Lebens folgte der Enttäuschung die grosse Verzweiflungsgeste. Als er noch am Nachmittag des gleichen Tages zu Hindenburg gerufen wurde, schien er zunächst zur Absage entschlossen, und erst die ausdrückliche Versicherung aus dem Präsidentenpalais, es sei noch nichts entschieden, gab ihm noch einmal Hoffnung. Doch Hindenburg begnügte sich mit der knappen, von **Hitler** verneinten Frage, ob er bereit sei, die gegenwärtige Regierung zu unterstützen. Auch der Appell an den Patriotismus, mit dem der alte Mann seine personellen Berufungen mit Vorliebe durchzusetzen pflegte, verfing **Hitler** gegenüber nicht. So blieb es bei Ermahnungen und einem «eisigen Abschied». Auf dem Gang prophezeite **Hitler** erregt den Sturz des Reichspräsidenten.<sup>147</sup>

**Hitlers** Erbitterung wuchs noch, als er sich unmittelbar darauf durch die eilig veröffentlichte amtliche Verlautbarung erneut überspielt sah. Hindenburg, so hiess es darin, habe **Hitlers** Forderung «sehr bestimmt mit der Begründung (abgelehnt), dass er es vor seinem Gewissen und seinen Pflichten dem Vaterland gegenüber nicht verantworten könne, die gesamte Regierungsgewalt ausschliesslich der nationalsozialistischen Bewegung zu übertragen, die diese Macht einseitig anzuwenden gewillt sei». Auch war ein offizielles Bedauern darüber ausgedrückt, dass **Hitler** sich nicht in der Lage sehe, entsprechend seinen früheren Zusagen eine vom Vertrauen des Reichspräsidenten berufene nationale Regierung zu unterstützen: ein Hinweis, der in gedämpftem Amtsdeutsch nichts weniger als den Vorwurf des Wortbruchs erhob und die Gestalten der Vergangenheit, Seisser und den verhassten Herrn v. Kahr, wieder heraufbeschwor. Schon wenige Monate später freilich waren diese Einsichten vergessen.

Unverzüglich gingen die Nationalsozialisten nun zu erbitterter Opposition über und machten Papen deutlich, wie unbedacht und vergeblich die Politik der permanenten Vorleistungen gewesen war. Als am 22. August aufgrund der Verordnung gegen den politischen Terror die Mörder von Potempa zum Tode verurteilt wur-

den, kam es in dem vorwiegend von Nationalsozialisten besetzten Gerichtssaal zu wilden Szenen. Der in voller Uniform erschienene schlesische SA-Führer Edmund Heines drohte dem Gericht lärmend Vergeltung an, und Hitler richtete an die Verurteilten ein Telegramm, das die «Kameraden angesichts dieses ungeheuerlichen Bluturteils» seiner «unbegrenzten Treue» versicherte und baldige Befreiung versprach. Die unmissverständliche Radikalität, mit der er die seit zwei Jahren sorgsam gewahrte Maske bürgerlichen Wohlverhaltens abwarf und wieder die in frühen, wilden Tagen geübte Solidarität mit Mördern offenbarte, enthüllte das ganze Ausmass seiner Empörung, auch wenn ihn dabei gewiss die Rücksicht auf die Erregung seiner Anhänger mitbestimmt hat. Wiederum war vor allem die SA tief enttäuscht. Sie bildete die bei weitem zahlenstärkste Kampforganisation des Landes, besass ein ungestümes Selbstbewusstsein und verachtete die befrackten Bourgeois der Wilhelmstrasse: Für sie war es unbegreiflich, wie Hitler die unablässigen Demütigungen ungerührt hinnehmen konnte, statt seinen treuesten Kämpfern endlich die Strasse zu jenem blutigen Karneval freizugeben, auf den sie ein gutes Anrecht zu haben glaubten.

Immerhin brachte Hitler die SA nun drohender denn je ins Spiel. Und am 2. September, nach zehn Tagen einer nahezu pausenlosen Kampagne, wich Papen tatsächlich zurück und opferte den geringen Rest seines Prestiges: Er empfahl dem Reichspräsidenten die Begnadigung der Verurteilten zu lebenslanglichem Zuchthaus, aus dem sie dann wenige Monate später, als verdiente Kämpfer gefeiert, entlassen wurden. Noch in einer Rede, die Hitler am 4. September hielt, klangen Zorn und Entrüstung des Dämonen durch:

«Ich weiss, was die Herren im Sinne haben: sie möchten uns jetzt mit einigen Posten versehen und mundtot machen. Lange werden sie mit diesem uralten Vehikel nicht kutschieren ... Nein, meine Herren, zum Verfeilschen, zum Verkaufen, zum Verschachern habe ich die Partei nicht gebildet! Sie ist keine Löwenhaut, die sich irgendein Schaf umstülpen kann. Die Partei ist die Partei und damit Schluss! ... Glaubt Ihr wirklich, dass Ihr mich mit ein paar Ministersesseln ködern könnt? Ich will ja gar nicht in Eurer Gesellschaft verkehren! Wie wurschtig mir das alles ist, stellen sich die Herren gar

nicht vor. Wenn der liebe Gott gewollt hätte, dass es so sein soll, wie es ist, dann wären wir mit einem Monokel auf die Welt gekommen. Fällt uns gar nicht ein! Die Ämter können sie behalten, weil sie ihnen gar nicht gehören.»<sup>148</sup>

Hitlers Erregung über die demütigende Zurückweisung durch Hindenburg und Papen war so stark, dass er erstmals die Versuchung zu spüren schien, den Loyalitätskurs zu verlassen und sich mit Hilfe einer blutigen Erhebung in den Besitz der Macht zu bringen. Denn der Affront hatte ihn nicht nur politisch zurückgeworfen, sondern auch seine bürgerlichen Zugehörigkeitsbedürfnisse gekränkt. Häufiger denn je hallte die drohende Formel durch die Kundgebungsstätten: «Die Stunde der Abrechnung kommt!» Er knüpfte Verhandlungen mit dem Zentrum an in der Absicht, die Regierung Papen zu stürzen, und einmal tauchte währenddessen sogar der abenteuerliche Vorschlag auf, Hindenburg mit Hilfe der enttäuschten Linken durch Reichstagsbeschluss mit anschliessender Volksabstimmung absetzen zu lassen. Dann wiederum, in den Racheentscheidungen jener Wochen, malte er sich und seiner Umgebung die Umstände und Chancen einer revolutionären Inbesitznahme der Schlüsselstellungen aus und verweilte erneut ausführlich bei der gewaltsamen Niederringung der marxistischen Gegner. Ohnehin entsprach der legale Weg, dem er seit Jahren angestrengt gefolgt war, nur der kühlen, vorsichtigen, von Anlehnungsinstinkten bestimmten Seite seines Wesens; dagegen standen seine Aggressivität, seine überspannte Phantasie sowie die Vorstellung, dass die historische Grösse nicht ohne Blutvergiessen denkbar sei.

Dieser Zwiespalt bewegte ihn, als Hermann Rauschning, der nationalsozialistische Danziger Senatspräsident, ihn um diese Zeit auf dem Obersalzberg besuchte – verblüfft über den kleinbürgerlichen Lebenszuschnitt des gewaltigen Volkstribunen, die Kattunvorhänge an den Fenstern, die sogenannten Bauernmöbel, die piepsenden Singvögel im verhängten Käfig sowie die Gesellschaft stark überreifer Damen. In heftigen Ausfällen entrüstete sich Hitler über Papen und bezeichnete das nationale Bürgertum als den «eigentlichen Feind Deutschlands». Seinem Protest gegen das Potempa-Urteil gab er eine grosse pädagogische Rechtfertigung: «Wir

müssen grausam sein. Wir müssen das gute Gewissen zur Grausamkeit wiedergewinnen. Nur so können wir unserem Volk die Weichmütigkeit und sentimentale Philiströsität austreiben, diese 'Gemütlichkeit' und Dämmerchoppenseligkeit. Wir haben keine Zeit mehr zu schönen Gefühlen. Wir müssen unser Volk zur Grösse zwingen, wenn es seine historische Aufgabe erfüllen soll.»

Und während er sich wortreich in der Vision solcher geschichtlichen Herausforderungen verlor und sich mit Bismarck verglich, fragte er unvermittelt, ob zwischen Danzig und dem Deutschen Reich ein gerichtlicher Auslieferungsvertrag bestehe. Als Rauschning die Frage nicht verstand, fügte Hitler erläuternd hinzu, dass er gegebenenfalls eine Zufluchtsstätte benötige.<sup>149</sup>

Dann wieder gab er sich, seinen Stimmungen folgend, zuversichtlich. Papens Leichtfertigkeit, Einfalt und Konzessionsbereitschaft, aber auch die skrupelvolle Unsicherheit des Reichspräsidenten gegenüber allen nationalen Elementen sowie dessen Alter, das ihn lachen mache, wie er öffentlich versicherte; das alles stärkte seine Ausdauer und gab ihm hartnäckige Sicherheiten. Wenige Tage nachdem er die Mörder von Potempa als «Kameraden» bezeichnet hatte, war ihm eine Botschaft Hjalmar Schachts übermittelt worden. Sie versicherte den «lieben Herrn Hitler» der «unveränderten Sympathie» des Absenders, sprach die Überzeugung aus, dass ihm die Macht eines Tages so oder so zufallen werde, gab ihm den Rat, sich vorerst nicht auf ein Wirtschaftsprogramm festzulegen, und schloss mit dem Bemerken: «Wo immer mich die Arbeit in der nächsten Zeit hinführt – auch wenn Sie mich einmal innerhalb der Festung erblicken sollten – Sie können auf mich zählen als Ihren zuverlässigen Helfer.»

Als ein Vertreter des amerikanischen Nachrichtenbüros Associated Press Hitler um diese Zeit fragte, ob er nun nicht doch, ähnlich wie Mussolini, auf Berlin marschieren wolle, antwortete er doppelsinnig: «Warum soll ich auf Berlin marschieren? Ich bin ja schon dort!»<sup>150</sup>

#### 4. KAPITEL

### Am Ziel

«Du siehst, Republik, Senat, Würde lebte in keinem  
von uns.»

*Cicero an seinen Bruder Quintus*

Den Regeln des klassischen Dramas folgend, nahmen die Ereignisse vom Herbst 1932 an eine Wendung, die nicht unbegründete Hoffnungen auf eine Überwindung der Krise wachrief: Als sei eine inszenatorische Phantasie am Werk, gerieten die Voraussetzungen, denen der Nationalsozialismus seinen Aufstieg wesentlich verdankte, noch einmal durcheinander. Einen ironischen Augenblick lang schien das Spiel sich auf allen Ebenen umzukehren und die überdehnten Machterwartungen **Hitlers** blosszustellen – ehe die Szene jäh zusammenstürzte.

Seit dem 13. August war Papen offenbar entschlossen, **Hitler** nicht länger entgegenzukommen. Wenn die Motive, die ihn dabei leiteten, angesichts der geringen Glaubwürdigkeit seiner Selbstverlautbarungen im Einzelnen auch schwer fassbar sind, kann man doch davon ausgehen, dass der doppelzüngige Täuschungskurs der Nationalsozialisten, den Goebbels später treffend als «Scheintoleranz» gekennzeichnet hat,<sup>151</sup> den entscheidenden Anstoss zu der verspäteten Einsicht gegeben hat. Die prekäre Situation, der die vom Erfolgswang beherrschte Partei sich augenblicklich gegenüber sah, machte deutlich, welche Chancen noch immer in einer Taktik beharrlicher Zurückweisung lagen. Zwar hatte die schmale Autoritätsbasis der Regierung den Kanzler gezwungen, das Potempa-Urteil aufzuheben; doch am Ende hatte **Hitler** sich, nervös geworden, durch sein Grusstelegramm an die Mörder selber blossge-



stellt. Kurze Zeit darauf unterlief ihm erneut ein gravierender Fehler.

Denn in der ersten Arbeitssitzung, zu der Papen den Reichstag am 12. September zusammengerufen hatte, liess er sich dazu verleiten, die Auflösung des Parlaments hinzunehmen, obwohl ihm daraus schwere taktische Nachteile erwuchsen. Aber sein Bedürfnis, sich an Papen zu rächen, überwand alle Bedenken. Mit Hilfe Hermann Görings, der inzwischen zum Präsidenten des Hauses gewählt worden war, bereitete er dem Kanzler denn auch die schwerste Niederlage der deutschen Parlamentsgeschichte (42:512); doch im Gegenzug gelang es Papen, dem Reichstag die berühmte rote Mappe mit einer schon vor der Sitzung erwirkten Auflösungsorder zu präsentieren: ein in der Tat einzigartiger Vorgang, der die inzwischen eingetretene Verhöhnung von parlamentarischem Betrieb und Prestige schlagartig erhellte. Nach einer rund einstündigen Sitzung war das soeben erst gewählte Parlament aufgelöst, die Neuwahlen wurden auf den 6. November festgesetzt.

Wenn nicht alles trügt, hatte [Hitler](#) ursprünglich eben diese Wendung vermeiden wollen, weil sie ganz offensichtlich seinen Interessen zuwiderlief: «Alles ist noch wie konsterniert», notierte Goebbels; «kein Mensch hat es für möglich gehalten, dass wir den Mut hätten, diese Entscheidung herbeizuführen. Nur wir freuen uns.» Doch die euphorische Kampfeslaune verflog schon bald und machte einer seit Jahren ungewohnten Niedergeschlagenheit Platz. [Hitler](#) selber war sich nur zu genau bewusst, dass gerade bei den Stimmungswählern, denen die Partei ihren Zulauf verdankte, erst der Nimbus der Unwiderstehlichkeit ihn unwiderstehlich gemacht hatte. Deutlich spürte er, dass das Debakel vom 13. August, der erneute Schritt in die Opposition, die Affäre Potempa sowie der Konflikt mit Hindenburg dem Glauben an seine Erwählung und an die Unvergleichlichkeit seiner Rolle abträglich waren. Schlug jedoch die Erfolgstendenz erst einmal um, war nach dem inneren Gesetz der Partei auch ihre Anziehungskraft dahin und der Absturz ins Bodenlose möglich.

Auch von den internen Folgen der Zermürbungsstrategie Papens zeigte [Hitler](#) sich beunruhigt. Denn nach den aufwendigen

Kampagnen des zurückliegenden Jahres schien die Bewegung erstmals an die Grenzen ihrer Leistungskraft gelangt; desgleichen waren ihre Mittel erschöpft. «Unsere Gegner rechnen auch damit», schrieb Hitlers Paladin in den zusehends deprimierter klingenden Aufzeichnungen, «dass wir in diesem Kampf die Nerven verlieren und mürbe werden.» Vier Wochen später sprach er von den Reibereien unter den Anhängern, dem Streit um Geld und Mandate und meinte, «dass die Organisation natürlich durch die vielen Wahlkämpfe sehr nervös geworden ist. Sie ist überarbeitet wie eine Kompanie, die zu lange im Schützengraben lag». Nicht ohne Mühe behauptete er seinen Optimismus: «Unsere Chancen bessern sich von Tag zu Tag. Wenn auch die Aussichten noch ziemlich faul sind, jedenfalls können sie nicht mit unseren trostlosen Aussichten vor wenigen Wochen verglichen werden.»<sup>152</sup>

Nur Hitler schien wiederum, wie immer nach getroffener Entscheidung, zuversichtlich und frei von Stimmungen. In der ersten Oktoberhälfte begab er sich auf seinen vierten Deutschlandflug und erhöhte erneut, dem Zwang zu ständigen Steigerungen folgend, die Zahl der Reden und Flugkilometer. Vor Kurt Luedecke, der ihn kurz zuvor besucht und in der martialischen Mercedes-Kavalkade, umgeben von schwerbewaffneten «Marsmenschen», zum Reichsjugendtag nach Potsdam begleitet hatte, entwickelte er Überlegungen, in denen Hoffnungen und Wirklichkeit eigentümlich vermischt waren und er selber schon als Kanzler in Erscheinung trat. Doch auch er schien am Ende seiner Kräfte. Während der Autofahrt musste der Begleiter ihn durch Berichte über Amerika wachhalten, das in seiner Vorstellung durchsetzt war von den Reminiszenzen des Karl-May-Lesers, der den Geschichten Winnetous und Old Shatterhands, wie er versicherte, nach wie vor hohe Spannung abgewann. Immer wenn ihm die Augen zufielen, raffte er sich auf und murmelte: «Weiter, weiter, ich darf nicht einschlafen!» Als Luedecke sich zwei Tage später, nach einer eindrucksvollen Propaganda-Schau mit siebzigtausend Hitlerjungen und stundenlangen Vorbeimärschen, auf dem Bahnhof von Hitler verabschiedete, fand er ihn erschöpft, nur noch matter und kraftloser Gesten fähig, in der Ecke seines Abteils.<sup>153</sup>

Lediglich die Exaltationen des Kampfes, die Verheissung der

Macht, das Theater der Auftritte, Huldigungen und Kollektivdelirien hielten ihn aufrecht. Auf einer Führertagung in München zeigte er sich drei Tage später «ganz gross in Form», wie Goebbels notierte, und gab «einen fabelhaften Umriss über Entwicklung und Stand unseres Kampfes auf ganz weite Sicht. Er ist in der Tat der Grosse über uns allen. Er reisst die Partei aus jeder verzweifelten Stimmung wieder hoch.» Die Schwierigkeiten, denen sie sich gegenüber sah, wuchsen tatsächlich zusehends und schienen inzwischen zu gross für ihr politisches Gewicht. Lähmend machte sich vor allem der Mangel an Geld bemerkbar. Die Frontstellungen gegen Papen und dessen «Kabinett der Reaktion» brachte sie zwangsläufig in Gegensatz zu den kapitalkräftigen Kreisen der Nationalen Opposition, deren Beiträge spärlicher denn je flossen: «Die Geldbeschaffung ist ausserordentlich schwer. Die Herren von 'Besitz und Bildung' stehen alle bei der Regierung.»<sup>154</sup>

Auch der Wahlkampf wurde vornehmlich gegen die «Adelsclique», die «bürgerlichen Halbstarke», das «verrottete Herrenclubregime» geführt, und eine Propagandaanweisung der Partei gab Mund-zu-Mund-Parolen aus, die das Ziel verfolgten, «eine direkte Panikstimmung gegen Papen und sein Kabinett» zu entfachen.<sup>155</sup> Noch einmal hatten Gregor Strasser und sein zusammengeschmolzener Anhang eine Zeit grosser, wenn auch trügerischer Hoffnungen. «Gegen die Reaktion! « lautete die offizielle, von Hitler ausgegebene Wahlparole, die in leidenschaftlichen Angriffen auf die unternehmerfreundliche Wirtschaftspolitik der Regierung, in der Sprengung deutschnationaler Versammlungen und organisierten Überfällen auf Stahlhelmführer ihren sichtbaren Ausdruck fand. Zwar blieb der Sozialismus der NSDAP nach wie vor programmlos und definierte sich nur in der beschwörerischen Bildersprache eines vorwissenschaftlichen Bewusstseins: Er war «das Leistungsprinzip des preussischen Offiziers, des deutschen unbestechlichen Berufsbeamten, die Mauern, das Rathaus, der Dom, das Spital einer freien Reichsstadt, das alles», er war auch die «Überführung von der Arbeiterschaft zum Arbeitertum»; doch gerade seine aufrichtige Vieldeutigkeit machte ihn volkstümlich. «Ehrliches Auskommen für ehrliche Arbeit»: Das leuchtete eher ein als eine Heilsgewissheit, die in der Abendschule erworben wurde. «Wenn

der Verteilungsapparat des weltwirtschaftlichen Systems von heute es nicht versteht, den Ertragsreichtum der Natur richtig zu verteilen, dann ist dieses System falsch und muss geändert werden»: Das entsprach dem Grundgefühl, dass alles anders werden müsse. Bezeichnenderweise ist denn auch nicht den Kommunisten, sondern Gregor Strasser die populärste, sogleich zum Schlagwort avancierte Formel für diese breite, an theoretischen Konzepten irregewordene Zeitstimmung geglückt, als er in einer Rede von der «antikapitalistischen Sehnsucht» sprach, die weithin durch die Öffentlichkeit gehe und der Beweis einer grossen Epochenwende sei.<sup>156</sup>

Wenige Tage vor der Wahl, als der mit deutlichem Überdruß und versagender Kraft geführte Wahlkampf seinem Ende zuing, bot sich der Partei eine Gelegenheit, die Ernsthaftigkeit ihrer linken Parolen zu demonstrieren. Anfang November brach in den Berliner Verkehrsbetrieben ein Streik aus, der von den Kommunisten gegen das Votum der Gewerkschaften veranlasst worden war, und tatsächlich schlossen sich ihm, wider alles Erwarten, die Nationalsozialisten sogleich an. Gemeinsam legten SA und Rotfront fünf Tage lang die öffentlichen Verkehrsmittel still, rissen Schienenstränge auf, bildeten Streikposten, schlugen Arbeitswillige zusammen und unterbanden gewaltsam den notdürftig organisierten Aushilfsverkehr. Die Aktionseinheit ist stets als Beweis für die fatale Gemeinsamkeit linker und rechter Radikalismen bewertet worden; aber unabhängig davon bot sich der NSDAP in diesem Augenblick schwerlich eine andere Wahl, auch wenn das Entsetzen unter ihren bürgerlichen Wählern gross war und die finanziellen Zuwendungen daraufhin nahezu gänzlich versiegten. «Die ganze Presse schimpft toll auf uns», notierte Goebbels. «Sie nennt das Bolschewismus; und dabei blieb uns eigentlich gar nichts anderes übrig. Wenn wir uns diesem Streik, der um die primitivsten Lebensrechte der Strassenbahnarbeiter geht, entzogen hätten, dann wäre damit unsere feste Position im arbeitenden Volk ins Wanken gekommen. Hier haben wir vor der Wahl noch einmal die grosse Gelegenheit, der Öffentlichkeit zu zeigen, dass unser antireaktionärer Kurs wirklich von innen heraus gemeint und gewollt ist.» Und wenige Tage später, am 5. November: «Letzter Ansturm. Ver-

zweifelt es Aufbäumen der Partei gegen die Niederlage ... Es gelingt uns in letzter Minute noch, RM 10'000 aufzutreiben, die wir am Sonnabendnachmittag noch in die Propaganda hineinpeffern. Was getan werden konnte, das haben wir getan. Nun muss das Schicksal entscheiden.»<sup>157</sup>

Das Schicksal entschied zum erstenmal seit 1930 nachdrücklich gegen die Machtansprüche der Nationalsozialisten: Sie verloren zwei Millionen Stimmen und vierunddreissig Mandate. Auch die SPD hatte zwölf Sitze eingebüsst, während vor allem die Deutschnationalen mit vierzehn und die Kommunisten mit elf zusätzlichen Mandaten aus der Wahl hervorgegangen waren. Im Ganzen schien es, als sei der seit Jahren anhaltende Zerfall der bürgerlichen Mittelparteien zum Stillstand gekommen. Auffallend am Rückgang der NSDAP war insbesondere, dass er überall nahezu gleichmässig eingetreten und folglich nicht regionale Rückschläge, sondern eine Ermüdung im Ganzen widerspiegelte. Selbst in den vorwiegend landwirtschaftlichen Gebieten wie Schleswig-Holstein, Niedersachsen oder Pommern, die in den vorangegangenen Wahlen den stärksten und verlässlichsten Wählerstamm beigesteuert und das Bild der ursprünglich grossstädtischen Kleinbürgerpartei längst verändert hatten, erlitt die NSDAP beträchtliche Verluste.<sup>158</sup> Und obwohl ihre Führer gelobten, sie würden «schufteten und kämpfen, bis diese Scharte wieder ausgewetzt» sei, flaute die Welle in den lokalen Wahlen der folgenden Wochen weiter ab: Der Siegeszug der Partei schien endgültig gebrochen, und wenn sie auch noch immer gross heissen konnte, so war sie doch kein Mythos mehr; die Frage lautete aber gerade, ob sie als gewöhnliche grosse Partei oder nur als Mythos bestehen konnte.

Befriedigt über den Ausgang der Wahl war vor allem Papen. Im Bewusstsein eines grossen persönlichen Erfolges wandte er sich mit dem Vorschlag an [Hitler](#), die alten Streitigkeiten nunmehr zu begraben und erneut den Zusammenschluss aller nationalen Kräfte zu versuchen. Doch [Hitler](#), dem der selbstsichere Ton des Kanzlers nur zu deutlich die eigene Schwäche zum Bewusstsein brachte, hielt sich tagelang ganz von Berlin fern und machte sich un auffindbar. Schon am Abend nach der Wahl hatte er in einem Aufruf

an die Partei jeden Gedanken an eine Verständigung mit der Regierung zurückgewiesen und die «rücksichtslose Fortsetzung des Kampfes bis zur Niederringung dieser teils offenen, teils vertarneten Gegner» proklamiert, deren reaktionäre Politik das Land dem Bolschewismus in die Arme treibe. Erst als Papen sich mit einem offiziellen Schreiben erneut an ihn wandte, erteilte er ihm nach einem wohlberechneten Zögern von mehreren Tagen eine ablehnende Antwort, die er wiederum in eine Reihe unerfüllbarer Bedingungen kleidete. Desgleichen holte der Kanzler sich bei den übrigen Parteien schneidende Absagen.

Damit trieb die Regierung, von den Missfallensbekundungen nahezu des gesamten Landes begleitet, auf die einzig verbleibende Alternative zu: entweder den Reichstag erneut aufzulösen und sich auf diese Weise noch einmal eine ebenso riskante wie kostspielige politische Schonfrist zu verschaffen – oder aber endlich doch den lange erwogenen offenen Schritt gegen die Verfassung zu tun und unter dem Einsatz der präsidentialen und militärischen Machtmittel zunächst NSDAP, KPD und möglicherweise auch die anderen Parteien zu verbieten, sodann die Rechte des Parlaments drastisch zu beschneiden, ein neues Wahlrecht einzuführen und Hindenburg als eine Art Überautorität inmitten der von ihm berufenen Vertreter der alten Führungsschichten zu etablieren. Nach der offensichtlich gescheiterten demokratisch-parlamentarischen «Herrschaft der Minderwertigen» sollte der in Papens Umgebung entworfene Neue Staat die «Herrschaft der Besten» gewährleisten und damit zugleich die wilden Diktaturkonzepte nationalsozialistischer Prägung abfangen. Auch wenn manche Einzelheit dieser Lösung, von der Papen einige Stücke in einer Rede vom 12. Oktober durchblicken liess, noch nebelhaft und blosser Absichtsbekundung war, reichte sie im Ganzen doch über das Stadium unverbindlicher Gedankenspielererei weit hinaus. In seiner reaktionären Ungeschminktheit äusserte Hindenburgs Nachbar und Vertrauensmann, der alte Oldenburg-Januschau, er und seine Freunde würden in Kürze «dem deutschen Volk eine Verfassung einbrennen, dass ihm Hören und Sehen vergeht»<sup>159</sup>

Während Papen noch sein Vorhaben verkündete, eine machtvolle Staatsgewalt zu schaffen, «die nicht als Spielball von den

politischen und gesellschaftlichen Kräften hin und her getrieben wird, sondern über ihnen unerschütterlich steht»<sup>160</sup>, fand er jedoch plötzlich unvermuteten Widerstand von selten Schleichers. Der General war, wie man weiss, ursprünglich auf Papen verfallen, weil er in ihm ein willfähriges und behendes Instrument für die Bändigung der Hitlerpartei in einer breiten nationalen Koalition gesehen hatte. Stattdessen war Papen nicht nur in einen fruchtlosen persönlichen Streit mit Hitler geraten, sondern hatte auch, gestützt auf seine beharrlich ausgebaute Vertrauensstellung bei Hindenburg, jene Lenkbarkeit vermissen lassen, die ihn für den öffentlichkeitsscheuen General überhaupt erst nützlich machte. «Was sagen Sie nun», spottete er gelegentlich gegenüber einem Besucher, «Fränzchen hat sich selbst entdeckt.»<sup>161</sup> Anders als Papen sah er die Probleme eines krisengeschüttelten Industriestaates des Jahres 1932 nicht aus der Kavalierspersion und war nicht so beschränkt, zu glauben, dass ein Staat nichts anderes als stark sein müsse. Infolgedessen irritierten ihn die abenteuerlichen Reformpläne des Kanzlers, für die er die Reichswehr unter keinen Umständen herzugeben gedachte; denn sie mussten die Truppe in eine bürgerkriegsähnliche Auseinandersetzung mit Nationalsozialisten und Kommunisten verwickeln, die zusammen über nahezu achtzehn Millionen Wähler und jedenfalls eine nach Millionen zählende, militante Gefolgschaft verfügten. Entscheidend für Schleichers Abwendung war aber wohl, dass er inzwischen doch noch eine ernsthafte Chance zu erkennen glaubte, in einer veränderten Konstellation seinen Plan zur Zähmung und allmählichen Abnutzung der NSDAP zu verwirklichen.

Nicht ohne Hintergedanken gab er Papen daher den Rat, formell zurückzutreten und Hindenburg selber die Verhandlungen mit den Parteiführern über ein «Kabinett der nationalen Konzentration» zu überlassen. Als Papen am 17. November dieser Empfehlung nachkam, hoffte er freilich insgeheim, nach dem Scheitern der Gespräche erneut berufen zu werden. Zwei Tage später fuhr Hitler, von einer eilig aufgebotenen Menge umjubelt, die wenigen Meter vom Kaiserhof zum Präsidentenpalais hinüber. Doch sowohl dieses Gespräch als auch eine zweite Zusammenkunft blieben ergebnislos. Hartnäckig forderte Hitler ein Präsidialkabinett mit be-

sonderen Vollmachten, während Hindenburg, von Papen aus dem Hintergrund gelenkt, ihm gerade dies nicht zugestehen wollte. Wenn das Land auch weiterhin im Wege der Notverordnungen regiert werden solle, bestehe keine Veranlassung, so meinte er, Papen zu verabschieden; Hitler könne nur Kanzler einer Regierung mit parlamentarischer Mehrheit werden. Da der Führer der NSDAP dazu offenkundig nicht in der Lage war, schrieb ihm Hindenburgs Staatssekretär Meissner in einem abschliessenden Brief vom 24. November:

«Der Herr Reichspräsident dankt Ihnen, sehr verehrter Herr Hitler, für Ihre Bereitwilligkeit, die Führung eines Präsidialkabinetts zu übernehmen. Er glaubt aber, es vor dem deutschen Volk nicht vertreten zu können, dem Führer einer Partei seine präsidialen Vollmachten zu geben, die immer erneut ihre Ausschliesslichkeit betont hat, und die gegen ihn persönlich wie auch gegenüber den von ihm für notwendig erachteten politischen und wirtschaftlichen Massnahmen überwiegend verneinend eingestellt war. Der Herr Reichspräsident muss unter diesen Umständen befürchten, dass ein von Ihnen geführtes Präsidialkabinett sich zwangsläufig zu einer Parteidiktatur mit allen ihren Folgen für eine ausserordentliche Verschärfung der Gegensätze im deutschen Volke entwickeln würde, die herbeigeführt zu haben er vor seinem Eid und seinem Gewissen nicht verantworten könnte.»<sup>162</sup>

Es war eine neuerliche, empfindliche Zurechtweisung, «die Revolution steht wieder vor verschlossenen Türen», notierte Goebbels erbot. Immerhin aber war es Hitler diesmal gelungen, die Niederlage publizistisch zu verschleiern. In einem ausführlichen Schreiben analysierte er nicht ohne Scharfsinn die inneren Widersprüche der von Hindenburg erhobenen Bedingungen und umriss dabei erstmals die Grundzüge der am 30. Januar verabschiedeten Lösung. Besondere Aufmerksamkeit erregte im Präsidentenpalais vor allem sein Vorschlag, das Regierungsverfahren nach Artikels durch ein verfassungsmässig verabschiedetes Ermächtigungsgesetz zu ersetzen, das Hindenburg aus der Verquickung in das politische Tagesgeschäft befreien und von unleidlicher Verantwortung entlasten konnte: eine Anregung, deren Gewicht für den weiteren Gang der Entwicklung kaum überschätzt werden darf und gewiss erheblich dazu beigetragen hat, den im Briefe Meissners noch so unbeirrbar abweisend wirkenden Präsidenten zur Kapitulation vor den



Machtansprüchen jenes Mannes zu bringen, dem er, nicht lange zurück, allenfalls das Postministerium übertragen wollte.

Wenn Papen freilich geglaubt hatte, er selber werde nach dem Scheitern aller Verhandlungen wiederum ins Kanzleramt zurückkehren, so sah er sich getäuscht. Denn inzwischen hatte Schleicher über Gregor Strasser Kontakte zur NSDAP aufgenommen und die Möglichkeiten geprüft, die Nationalsozialisten an einem Kabinett unter seiner Führung zu beteiligen. Dem ausgepichteten Plan lag die Überlegung zugrunde, dass ein grosszügiges Regierungsangebot unter den Hitlerleuten einen Konflikt von sprengender Wirkung erzeugen müsse. So wie Strasser angesichts der jüngsten Rückschläge der Partei wiederholt für eine nachgiebige Taktik eingetreten war, hatten vor allem Goebbels und Göring unnachsichtig jeder «halben Lösung» widersprochen und auf der Forderung nach der ungeteilten Macht bestanden.

Noch während Schleicher seine Sondierungen vorantrieb, wurde er am Abend des 1. Dezember zusammen mit Papen ins Präsidentenpalais gerufen. Von Hindenburg um eine Stellungnahme gebeten, entwickelte Papen nunmehr seinen Plan einer staatsstreichförmigen Verfassungsreform. Der nach den monatelangen offenen Erörterungen ohnehin wohl nur noch förmlich erbetenen Zustimmung des Präsidenten kam Schleicher jedoch mit einem dramatischen Einwurf zuvor. Er bezeichnete Papens Absichten als überflüssig und gefährlich zugleich, malte die Gefahr eines Bürgerkrieges aus und trug sein eigenes Konzept vor, das den Strasserflügel aus der NSDAP herausbrechen und alle konstruktiven Kräfte über den Stahlhelm und die Gewerkschaften bis hin zur Sozialdemokratie in einem überparteilichen Kabinett unter seiner Führung zusammenfassen sollte. Doch starrsinnig und ohne sich lange mit Gründen aufzuhalten, lehnte Hindenburg den Vorschlag ab. Auch Schleichers Hinweis, dass sein Plan dem Präsidenten die Not eines Eidbruchs erspare, vermochte die nun über alle Verfassungsfragen längst hinausgewachsene Neigung des knarrenden alten Mannes für seinen Lieblingskanzler nicht mehr zu irritieren.

Doch gab sich Schleicher noch nicht geschlagen. Als Papen sich im Anschluss an die Unterredung vergewissern wollte, ob die Reichswehr zum Einsatz für die gewaltsame Verfassungsreform

bereitstehe, lehnte Schleicher rundheraus ab. Er verwies jetzt so wie in der Kabinettsitzung vom folgenden Tag auf eine Studie seines Ministeriums, die das Ergebnis eines dreitägigen Kriegsspiels zusammenfasste und das Unvermögen der Armee bezeugte, einer gemeinsamen Aufstandsaktion von Nationalsozialisten und Kommunisten, wie sie nach dem Berliner Verkehrsstreik nicht mehr auszuschliessen sei, erfolgversprechend entgegenzutreten, zumal wenn ein gleichzeitiger Generalstreik sowie polnische Übergriffe an der Ostgrenze in Rechnung gestellt würden. Überdies liess er sein Bedenken spürbar werden, das überparteiliche Instrument der Reichswehr zur Stützung eines nur von einer verschwindenden Minderheit getragenen Kanzlers und dessen tollkühner Restaurationsvorhaben einzusetzen. Angesichts des starken Eindrucks, den Schleichers Erklärungen auf die Kabinettsmitglieder machten, blieb dem empörten Papen, der sich hintergangen und blossgestellt sah, nichts anderes übrig, als unverzüglich den Reichspräsidenten aufzusuchen, um ihn über die neue Lage zu informieren. Einen Augenblick schien er entschlossen, die Abberufung Schleichers zu fordern, um mit einem neuen Reichswehrminister seine Pläne doch noch weiterzutreiben. Nun aber widersetzte sich ihm auch Hindenburg. Papen selber hat die Rührszene, die daran schloss, nicht ohne Anschaulichkeit beschrieben:

«Mit einer Stimme, die fast gequält klang ... wandte er sich zu mir: 'Sie werden mich, lieber Papen, für einen Schuft halten, wenn ich jetzt meine Meinung ändere. Aber ich bin zu alt geworden, um am Ende meines Lebens noch die Verantwortung für einen Bürgerkrieg zu übernehmen. Dann müssen wir in Gottes Namen Herrn v. Schleicher sein Glück versuchen lassen.'

Zwei dicke Tränen rollten über seine Wangen, als der grosse starke Mann mir seine Hände zum Abschied reichte. Unsere Zusammenarbeit war beendet. Das Mass der seelischen Übereinstimmung ... mag auch für den Aussenstehenden wohl erkennbar sein aus der Widmung, die der Feldmarschall unter das Bild setzte, das er mir wenige Stunden später zum Abschied überreichte: «Ich hatt' einen Kameraden!»<sup>163</sup>

Doch war es für Papen, der ebenso schnell das Herz des Präsidenten zu gewinnen wie «die letzten Chancen einer besonnenen Überbrückung der politischen Krise zu verspielen vermocht hatte»<sup>164</sup>, ein Abgang ohne Abschied. Sein Gefühl der Kränkung über den

unvermuteten Sturz wurde schon gemildert durch die Gewissheit, dass Schleicher nun aus seinen Hintergründen und Verstecken hervortreten und deckungslos ins Rampenlicht musste, während er selber beim Präsidenten die nahezu allmächtige Flüsterrolle seines Nachfolgers übernehmen konnte. Nicht minder wichtig als die «seelische Übereinstimmung» mit Hindenburg war, dass Papen auch nach seinem Ausscheiden aus dem Regierungsamt mit dem Anspruchsbewusstsein dessen, der über den Staat wie über ein Besitztum verfügt, sein Dienstappartement weiterbewohnte, von dem aus ein Gartenweg zum benachbarten Wohnsitz Hindenburgs führte. Es war eine Art Hausgemeinschaft, Meissner und Oskar V. Hindenburg noch dazu, die die Bemühungen des gewandten Generals mit kalten beleidigten Blicken verfolgte, konterkarierte und endlich um einen hohen Preis scheitern liess.

Der Zeitpunkt war für Schleichers Absichten im Grunde überaus günstig. Denn die Krise, der Hitler sich gegenübersah, erreichte gerade jetzt ihren Höhepunkt und war gravierender als irgendein anderer Rückschlag in seiner bisherigen Laufbahn. Ungeduld und die enttäuschten Hoffnungen seiner Gefolgschaft machten sich auf breiter Ebene Luft, und überdies schien es zeitweilig, als werde die Partei von ihrer Schuldenlast erdrückt. Waren bislang nur die Spenden vermöglicher Gönner ausgeblieben, so begannen nun auch die Gläubiger unruhig zu werden, die Drucker der Parteiblätter, die Uniformschneider, Zeuglieferanten, die Vermieter der Geschäftsstellen sowie die zahllosen Wechselbesitzer. Hitler hat später mit frivoler Logik bekannt, er habe damals zahllose Schuldverschreibungen unterzeichnet und keine Bedenken dabei verspürt, weil der Sieg die Bezahlung leicht, die Niederlage sie dagegen überflüssig gemacht haben würde.<sup>165</sup> Überall an den Strassenecken lungerten SA-Trupps und streckten den Passanten gestempelte Sammelbüchsen entgegen, «wie abgedankte Soldaten, denen der Kriegsherr statt der Rente einen Erlaubnisschein zum Betteln» ausgestellt hat: «Für die bösen Nazis!» riefen sie ironisch. Konrad Heiden hat überliefert, wie zahlreiche verzweifelte SA-Unterführer zu den gegnerischen Parteien und Zeitungen gelaufen kamen, um ihnen gegen bares Geld angebliche Geheimnisse zu verraten.

Zu den Zeichen des Zerfalls rechnete auch, dass sich das bunte Heer der Opportunisten, das die aufsteigende Bewegung laut und unruhig umschwärmte hatte, allmählich zu verlaufen und, unsicher noch, neue Witterung zu nehmen begann. Bei den Landtagswahlen in Thüringen, das ehemals eine der Hochburgen Hitlers gewesen war, erlebte die NSDAP ihren bislang empfindlichsten Rückschlag. Goebbels notierte am 6. Dezember in seinem Tagebuch: «Die Lage im Reich ist katastrophal. In Thüringen haben wir seit dem 31. Juli nahezu 40 Prozent Verluste erlitten.»<sup>166</sup> Später hat er öffentlich gestanden, er sei zu jener Zeit mitunter vom Zweifel erfasst worden, ob die Bewegung nicht doch zugrunde gehen werde. In Gregor Strassers Geschäftsstellen häuften sich die Austrittserklärungen.

Die Skepsis wandte sich nun doch sichtlich gegen Hitlers Konzept. Unbeugsam hatte er immer wieder die halbe Macht abgelehnt, die ganze jedoch nicht zu erringen vermocht. Die Betrauung Schleichers enthielt eine erneute Zurückweisung seines maximalen, auf Sieg oder Untergang setzenden Anspruchs. Gewiss war dieses Festhalten an der radikalen Alternative über alle Rückschläge, Enttäuschungen und Krisen hinweg nicht ohne imponierende Konsequenz. Aber mit einem zeitgenössischen Kommentator war doch zu fragen, ob Hitlers Starrheit unterdessen nicht zur Narrheit wurde.<sup>167</sup> Einer beträchtlichen Gruppe seines Anhangs, an deren Spitze Strasser, Frick und Feder standen, schien jedenfalls der günstige Augenblick, an die «Macht» zu kommen, nahezu verpasst. Zwar war die Wirtschaftskrise, der die Partei so viel verdankte, noch immer nicht überwunden, die Gesamtzahl der Arbeitslosen, einschliesslich der «unsichtbaren» Teile, war schon im Oktober 1932 mit 8,75 Millionen angegeben worden, und das Land ging soeben in einen neuen Elendswinter mit all den unabsehbaren demoralisierenden und radikalierenden Wirkungen; doch dem Urteil der Sachverständigen zufolge deuteten erstmals einigermaßen verlässliche Anzeichen auf eine Wende, und auch aussenpolitisch schritt der so lange verschleppte Prozess des Ausgleichs weiter voran. Hitlers Devise des Alles oder Nichts war, wie die Strassergruppe zutreffend erkannte, im Grunde revolutionärer Natur und stand daher im Widerspruch zur Legalitätstaktik. Die konkreten Befürchtungen gingen insbesondere dahin, Schleicher könnte er-

neut den Reichstag auflösen und Wahlen veranstalten, denen die Partei weder materiell noch psychologisch gewachsen war.

Es ist nicht mehr genau auszumachen, über welchen Anhang Strasser gebot und, vor allem, wie gross dessen Bereitschaft war, dem Organisationsleiter auch gegen das Votum ihres Führers zu folgen.<sup>168</sup> Eine der Versionen will wissen, **Hitler** habe zunächst nachgeben und dem Eintritt Strassers ins Kabinett zustimmen wollen, da eine solche Lösung zumindest seinen eigenen Unbedingtheitsanspruch gewahrt und gleichzeitig die Partei an die Macht gebracht hätte; erst Göring und Goebbels hätten **Hitler** auf den unnachgiebigen Kurs zurückgedrängt, den er, wiederum anderen Gewährsleuten zufolge, durchweg «schroff und klar» eingehalten haben soll. Ungesichert ist des Weiteren, ob Schleicher in den Verhandlungen über die Bildung seines «Kabinetts der antikapitalistischen Sehnsucht»<sup>169</sup> Strasser den Posten des Vizekanzlers und Arbeitsministers angeboten und als Gegenleistung eine Zusage über die Spaltung der Partei erhalten hat. Gewissheit besteht nicht einmal darüber, ob Strasser überhaupt daran gedacht hat, **Hitler** zu überspielen, oder ob er nicht nur, aus dem selbstbewussten Anspruch des zweiten Mannes in der Partei, Verhandlungen aufgenommen hat, nicht anders möglicherweise als Göring, der sich, nach einer wiederum abweichenden Version, Schleicher als Minister für Luftfahrt empfohlen haben soll. Aus dem Gewirr der vertraulichen Absprachen, der angedeuteten Zusicherungen und Angebereien ist kaum ein verlässliches Dokument überliefert<sup>170</sup>, belegt sind lediglich das intrigante Durcheinander, die Kabalen, Verdächtigungen und erbitterten Rivalitäten selber. Es war dies die Kehrseite der ideologisch so mobilen, auf Führeridee und Treueprinzip gestellten Partei, dass niemals sachliche, sondern immer nur persönliche Überlegungen den Ausschlag gaben und das Führungskorps um **Hitler** bis zuletzt eine wütend und aufgebracht sich befehdende Trabantschaft blieb, in der jeder irgendwann gegen jeden stand.

Am 5. Dezember, nach der verlustreichen Wahl in Thüringen, kam es auf einer Führertagung im Hotel Kaiserhof zu einer heftigen Auseinandersetzung, in deren Verlauf sich Strasser offenbar schon von Frick im Stich gelassen und angesichts der alles überroll-

lenden Redemacht **Hitlers** in die Isolierung gedrängt sah. Zwei Tage später stand er **Hitler** an gleicher Stelle noch einmal gegenüber, konfrontiert mit einer Flut von Vorwürfen und der Hinterhältigkeit, des Verrats und der missbrauchten Treue bezichtigt. Möglicherweise hat schon die Reaktion der Versammlung auf **Hitlers** Anklage und auf seine eigene, zornige Erwiderung Strasser von der Aussichtslosigkeit seiner Bestrebungen überzeugt. Jedenfalls räumte er, während ein wilder Tumult ausbrach, seine Sachen zusammen und verliess schweigend und grusslos den Raum. In seinem Hotelzimmer angekommen, schrieb er **Hitler** einen langen Brief, der die Summe ihrer jahrelangen Beziehungen zog, die demagogische Desperadopolitik der von Goebbels und Göring unheimlich beeinflusste Partei beklagte, **Hitlers** Unbeständigkeit kritisierte und ihm schliesslich prophezeite, dass er auf «Gewaltakte und einen deutschen Trümmerhaufen» hinsteuere. Dann erklärte er resigniert und angewidert seinen Rücktritt von sämtlichen Parteiämtern.

Der Brief versetzte die Partei in einen Zustand verzweifelter Depression, zumal er keine Andeutungen über Strassers weitere Absichten enthielt. Nicht nur die engste Gefolgschaft Strassers wie Erich Koch, Kube, Kaufmann, Graf Reventlow, Feder, Frick und Stöhr wartete offenbar auf ein Zeichen, auch **Hitler** schien nervös geworden und bereit, die Meinungsverschiedenheiten in einer offenen Aussprache zu überbrücken. Die Unruhe wuchs noch, als Strasser unauffindbar blieb. «Abends ist der Führer bei uns zu Hause», notierte Goebbels. «Es will keine rechte Stimmung aufkommen. Wir sind alle sehr deprimiert, vor allem im Hinblick darauf, dass nun die Gefahr besteht, dass die ganze Partei auseinanderfällt und alle unsere Arbeit umsonst getan ist. Wir stehen vor der entscheidenden Probe.» Später, in seinem Hotelzimmer, brach **Hitler** abrupt aus seinem Schweigen und sagte: «Wenn die Partei einmal zerfällt, dann mache ich in drei Minuten mit der Pistole Schluss.»<sup>172</sup>

Doch Strasser, der gesuchte und gefürchtete Strasser, der einen historischen Augenblick lang das Schicksal der Bewegung in den Händen zu halten schien, verbrachte den Nachmittag in der Gesellschaft eines Freundes bei einem Glas Bier. Resigniert und erleich-

tert zugleich liess er dem jahrelang unterdrückten Ärger freien Lauf, schimpfte, seufzte und trank, ehe er abends den Zug bestieg und zermürbt von der aufreibenden Nähe **Hitlers** in Urlaub fuhr. Seinen Anhang liess er ratlos zurück. Wer nach den Gründen dieses Versagens sucht, wird sie vor allem in der korrumpierenden Wirkung jahrelanger bedingungsloser Anhänglichkeit suchen müssen: Gregor Strasser war zu lange treu gewesen, um noch selbständig zu sein. Schon am folgenden Tag machte **Hitler** sich, kaum dass Strassers Abgang bekannt wurde, daran, dessen Apparat zu zerschlagen. Blitzartig, mit einer eigentümlich hektischen Sicherheit, formulierte er eine Serie von Erlassen und Appellen. Wie es dem Lösungsmodell der SA-Krise entsprach, übernahm er die Reichsorganisationsleitung selber und ernannte Robert Ley, der sich schon vor Jahren in Hannover durch blinde Loyalität bewährt hatte, zu seinem Stabschef. Seinen Privatsekretär Rudolf Hess beförderte er zum Leiter eines politischen Zentralsekretariats, das offenbar überwiegend als rivalisierende Instanz gegen den Macht hunger Dritter gedacht war. Darüber hinaus wurden die Ressorts Landwirtschaft und Volksbildung selbständig gemacht und Darré beziehungsweise Goebbels zugeschlagen.

Anschliessend rief **Hitler** die Funktionäre und Abgeordneten der NSDAP im Palais des Reichstagspräsidenten, dem Dienstgebäude Hermann Görings, zu einer bewegenden Treuekundgebung zusammen. Er wies darauf hin, wie er Strasser immer die Treue gehalten, der andere dagegen sie ihm immer wieder gebrochen und die Partei, so unmittelbar vor dem Siege, an den Rand des Ruins gebracht habe. Und wenn auch nicht mehr einwandfrei auszumachen ist, ob er tatsächlich den Kopf schluchzend auf die Tischplatte gelegt und eine Komödie der Verzweiflung vorgespielt hat, so fand doch Goebbels die Ansprache von einer «so starken persönlichen Note, dass einem ganz heiss ums Herz wird ... Alte Parteigenossen, die seit Jahren in der Bewegung unbeirrt kämpften und arbeiteten, haben Tränen in den Augen vor Wut, Schmerz und Scham. Der Abend ist ein ganz grosser Erfolg für die Einheit der Bewegung.» Keinen der Strasseranhänger liess **Hitler** jetzt aus den Fängen pathetischer Überwältigung, von allen verlangte er unnachsichtig den Akt öffentlicher Unterwerfung: «Alle geben ihm die Hand und

versprechen, komme, was komme, mit ihm weiterzukämpfen und, wenn es ihr Leben kosten sollte, nicht von der grossen Sache zu weichen. Strasser ist nun vollkommen isoliert. Ein toter Mann.»

Erneut hatte **Hitler** damit eine der grossen Krisen seiner Laufbahn bewältigt und wiederum sein erstaunliches Talent bewährt, Zerfall und Auflösung in Antriebe für eine verstärkte Härtung der Gefolgschaft umzusetzen. Gewiss hatte ihm Strasser, der ihm weder Kampf noch Kompromiss aufzwang, den Erfolg leichtgemacht und bequemerweise gleich einen Sündenbock für die Misserfolge der vergangenen Monate verschafft. Aber zu den Begleitumständen im Aufstieg **Hitlers** hatte stets gehört, dass seine Gegenspieler nicht zu kämpfen wussten und angesichts seiner Verbissenheit resigniert und achselzuckend zur Aufgabe neigten: Brüning kapitulierte, kaum dass er die Abwendung Hindenburgs spürte, so rasch wie Severing oder Grzesinski am 20. Juli; jetzt waren es Strasser und sein Anhang, dann Hugenberg und andere: Sie alle warfen vor seiner Rage den Bettel hin und gingen. Im Unterschied zu **Hitler** fehlte ihnen die Leidenschaft zur Macht. Eine Krise bedeutete für sie so viel wie eine Niederlage, während sie für ihn die Gelegenheit zum Kampf und der Ausgangspunkt neuer Gewissheiten war. «Machen wir uns nichts vor», so hat er den Typus seines bürgerlichen Gegenspielers mit scharfsinniger Verächtlichkeit erfasst «man will uns ja gar nicht mehr Widerstand leisten. Das Bedürfnis, mit uns zu paktieren, schreit einem aus jedem Wort, was aus jenem Lager kommt, entgegen ... Das sind ja alles keine Männer, die Macht begehren und Genuss im Besitz der Macht verspüren. Sie reden nur von Pflicht und Verantwortung, und sie wären hochbeglückt, wenn sie in Ruhe ihre Blumen pflegen, wenn sie zur gewohnten Stunde angeln gehen und im Übrigen ihr Leben in frommer Betrachtung verbringen könnten.»<sup>173</sup> Gerade die Dezemberkrise 1932 hat dieses überhebliche Bild bestärkt und bis in die Kriegsjahre als stimulierendes Beispiel gedient, wenn es darum ging, aus Niederlagen und Zusammenbrüchen erhöhte Siegesicherheit zu gewinnen: er habe damals, pflegte **Hitler** sich rückblickend zu ermutigen, «zwischen ganz anderen Abgründen hindurch müssen und mehr als einmal vor Alternativen des Seins oder Nichtseins gestanden.»



Mit der Strasseraffäre war allerdings die politische Krise der NSDAP noch keineswegs überwunden. Das von Goebbels geführte Tagebuch ist auch in den folgenden Wochen noch voll von Äusserungen der Niedergeschlagenheit und verzeichnet «sehr viel Stunk und Misshelligkeit». Die Führungsspitze der Partei, insbesondere [Hitler](#), Goebbels, Göring und Ley, bereisten an jedem Wochenende die einzelnen Gaue, um Stimmung und Vertrauen der Gefolgschaft wiederherzustellen, und wie in der Zeit der grossen Kampagnen sprach [Hitler](#) bis zu viermal am Tage in weit entfernten Städten. Auch die Geldkalamitäten nahmen kein Ende. Im Gau Berlin mussten die Gehälter der Parteibeamten gekürzt werden, und die preussische Landtagsfraktion der NSDAP sah sich sogar gezwungen, das weihnachtliche Trinkgeld für die Parlamentsdiener zurückzuhalten. Am 23. Dezember notierte Goebbels: «Die furchtbarste Einsamkeit fällt wie eine dumpfe Trostlosigkeit über mich herein!» Zur Jahreswende feierte die 'Frankfurter Zeitung' bereits die «Entzauberung der NSDAP», während Harold Laski, einer der führenden Intellektuellen der englischen Linken, versicherte: «Der Tag, da die Nationalsozialisten eine Lebensbedrohung darstellten, ist vorbei... Von Zufälligkeiten abgesehen, ist es heute nicht unwahrscheinlich, dass [Hitler](#) seine Laufbahn als ein alter Mann in einem bayerischen Dorf beschliessen wird, der abends im Biergarten seinen Vertrauten erzählt, wie er einmal beinahe das Deutsche Reich umgestürzt hätte.»<sup>174</sup> Wie eine Erwiderung darauf, mit missmutiger Geste, schrieb Goebbels: «Das Jahr 1932 war eine ewige Pechsträhne. Man muss es in Scherben schlagen ... Alle Aussichten und Hoffnungen vollends entschwunden.»

In diesem Augenblick kam es, von allen unvermutet, zu einer plötzlichen Wende. Denn wie klug auch immer Schleicher seine Partie als Kanzler eröffnet hatte, sah er sich doch schon bald zwischen alle Stühle geraten. In seiner Regierungserklärung hatte er sich zwar als «sozialer General» vorgestellt, doch seine Zugeständnisse an die Arbeitnehmer vermochten die Sozialdemokratie nicht zu gewinnen, während die Unternehmer sie ihm übelnahmen. Die Bauern waren erbittert über die Bevorzugung der Arbeiterschaft, und die Grossgrundbesitzer traten dem angekündigten Siedlungs-

programm mit jenem massiven Kastenbewusstsein entgegen, das schon Brüning zum Verhängnis geworden war. Auch kamen seine Einigungsbestrebungen zu unvermittelt und hatten in der intrigenumwitterten Person des Generals einen denkbar unglaublichen Anwalt. Die planwirtschaftlichen Ideen, die er verkündete, seine Annäherungsversuche an die Gewerkschaften oder die Ansätze zur Wiederherstellung parlamentarischer Zustände; das alles mochte aufrichtig gemeint sein, doch trug es ihm nur Misstrauen und Widerstände ein. Der Optimismus, den Schleicher gleichwohl bekundete, beruhte auf der Erwägung, dass seine verschiedenen Gegner nicht in der Lage seien, sich gegen ihn zu verbünden. Gewiss war die Intrige, die er mit Gregor Strasser eingeleitet hatte, vorerst gescheitert; aber die Affäre hatte doch dem Zusammenhalt der tief demoralisierten und verschuldeten NSDAP schweren Schaden zugefügt und bewirkt, dass Hitler, ohne dessen Beteiligung eine Front gegen die Regierung ohne Stosskraft bleiben musste, kaum noch als bündnisfähiger Partner betrachtet wurde.

Es war niemand anderes als Franz v. Papen, der alle Überlegungen Schleichers durcheinanderwarf und der NSDAP zu ihrer unerwarteten Chance verhalf. In ihm fanden die rivalisierenden Gegner Schleichers schliesslich doch noch einen «gemeinsamen Anwalt». <sup>175</sup>

Schon zwei Wochen nach dem Regierungsantritt des Generals hatte Papen dem Kölner Bankier Kurt v. Schroeder sein Interesse an einem Zusammentreffen mit dem Führer der NSDAP bekundet. Es traf sich, dass die Fühlungnahme mit dem Ausscheiden Gregor Strassers zusammenfiel, das doch gleichzeitig als Hinweis für die industriellen Gönner gedeutet werden konnte, dass die revolutionären, antikapitalistischen Stimmungen in der Partei wenn nicht überwunden, so doch ihres Kopfes beraubt seien. Auch hatte der anhaltende Zuwachs kommunistischer Stimmen, den die Reichstagswahl vom November erneut bestätigt hatte, dazu beigetragen, bestehende Vorbehalte der Unternehmer gegen Hitler zu zersetzen, zumal die Propaganda der NSDAP mit der Parole operierte: Wenn die Partei morgen zerbricht, hat Deutschland übermorgen zehn Millionen mehr Kommunisten. Als Leiter des Kölner Herrenclubs verfügte Schroeder über ausgedehnte Beziehungen

zur rheinischen Schwerindustrie. Er war verschiedentlich aktiv für **Hitler** eingetreten, hatte Pläne für die nationalsozialistische Wirtschaftspolitik entworfen und im November 1932 die von Hjalmar Schacht aufgesetzte Petition unterzeichnet, die sich unverhüllt für die Machtansprüche **Hitlers** verwandte. Damals hatte Papen den Vorstoss in einer scharfen Erklärung als unstatthaft bezeichnet, jetzt dagegen sagte er erfreut zu, als Schroeder ihn für den 4. Januar zu einem Zusammentreffen mit **Hitler** einlud.

Das Gespräch, das unter strengsten Geheimhaltungsmassnahmen stattfand, wurde von **Hitler** mit einem bitteren und vorwurfsvollen Monolog eröffnet, der vor allem die Demütigung des 13. August zum Gegenstand hatte. Erst nach einiger Zeit gelang es Papen, das Einvernehmen herzustellen, indem er alle Schuld an der Weigerung des Präsidenten, **Hitler** zum Kanzler zu ernennen, auf Schleicher schob. Dann schlug er eine Koalition zwischen Deutschnationalen und Nationalsozialisten vor, an deren Spitze eine Art Duumvirat zwischen ihm und **Hitler** denkbar sei. Erneut hielt **Hitler** daraufhin «eine lange Rede», so hat v. Schroeder in Nürnberg ausgesagt, «in der er versicherte, er könne, falls er zum Kanzler ernannt werde, nicht davon abgehen, allein an der Spitze der Regierung zu stehen. Immerhin könnten Papens Leute als Minister in seine Regierung eintreten, sofern sie sich bereit zeigten, eine Politik mitzumachen, die vieles ändern würde. Zu den Änderungen, die er andeutete, zählten die Entfernung der Sozialdemokraten, Kommunisten und Juden aus den führenden Stellungen in Deutschland und die Wiederherstellung der Ordnung im öffentlichen Leben. Papen und **Hitler** einigten sich grundsätzlich.»<sup>176</sup> weiteren Verlauf der Unterredung erhielt **Hitler** die überaus wertvolle Information, dass Schleicher keine Ermächtigung besitze, den Reichstag aufzulösen, und die NSDAP infolgedessen vorerst keine Neuwahlen zu befürchten habe.

Mit gutem Grund ist die Zusammenkunft als «Geburtsstunde des Dritten Reiches» bezeichnet worden;<sup>177</sup> denn von ihr führt eine unmittelbare kausale Geschehensfolge bis zum 30. Januar, der denn auch im Zeichen jener Koalition stand, die in Köln erstmals Umriss gewann. Zugleich warf die Unterredung erneut ein Licht auf die Unternehmerkreise, die **Hitlers** Ambitionen unterstützten.

Zwar ist noch immer nicht geklärt, ob gegen Ende des Gesprächs auch die katastrophale Finanzlage der Partei besprochen und konkrete Massnahmen zur Begleichung der Schulden erörtert wurden; aber zweifellos hat bereits die Unterredung als solche die Kreditfähigkeit der Partei wiederhergestellt, sie überhaupt ins Spiel zurückgebracht. Noch am 2. Januar hatte ein Steuerberater der NSDAP bei einem Berliner Finanzamt zu Protokoll gegeben, dass die Partei nur unter Aufgabe ihrer Unabhängigkeit zur Zahlung ihrer Steuern in der Lage sei; jetzt notierte Goebbels, dass die Partei «wieder hoch im Kurs» stehe, und wenn er auch nicht, wie häufig behauptet wird, eine «plötzliche Besserung» ihrer materiellen Situation vermerkte, so schrieb er doch, er habe «kaum noch die Lust, sich um die schlechte Finanzlage der Organisation zu kümmern. Kommen wir diesmal zum Streich, dann spielt das alles keine Rolle mehr.»<sup>178</sup>

In eben dem Masse, in dem das Kölner Treffen Selbstvertrauen und Siegeserwartung der Nationalsozialisten wiederherstellte, fügte es Schleicher und seiner Regierung den wohl schon entscheidenden Schlag zu. Der heraufziehenden Gefahr bewusst, informierte der Kanzler umgehend die Presse und wurde anschliessend bei Hindenburg vorstellig. Doch auf sein Ersuchen, der Präsident möge Papen künftig nur noch in seiner Gegenwart empfangen, erhielt er einen ausweichenden Bescheid, der ihm erstmals die ganze Schwäche seiner Position offenbarte: Hindenburg war nicht mehr bereit, die Institutionen des Staates sowie die Grundsätze korrekter Amtsführung der Zuneigung zu seinem «jungen Freund» Papen voranzustellen, der so viel kecken Charme besass und ein so guter Anekdotenerzähler war.

Das wurde abschliessend in der Unterredung deutlich, die Papen seinerseits mit Hindenburg hatte. Wahrheitswidrig berichtete er dem Präsidenten, [Hitler](#) sei endlich nachgiebig geworden und habe seine Forderung auf Übertragung der ausschliesslichen Regierungsgewalt aufgegeben. Doch anstatt Papens Eigenmacht zu rügen, erklärte Hindenburg nur, er habe sich «ja gleich gedacht, dass diese Darstellung (Schleichers) nicht stimmen» könne, und beauftragte ihn sogar, persönlich und streng vertraulich mit [Hitler](#) in Fühlung zu bleiben. Schliesslich ersuchte er auch seinen Staats-

Sekretär Meissner, Schleicher gegenüber nichts von dem Auftrag Papens zu erwähnen: der Präsident selber schwenkte damit in das Komplott gegen seinen Kanzler ein.<sup>179</sup>

Die sich formierende Front Papen-Hitler erhielt schon bald darauf wirksame Verstärkung. Während Schleicher sich mit nachlassender Zuversicht noch immer um Strasser, die Gewerkschaften und die Parteien bemühte, erschien am 11. Januar im Präsidentenpalais eine Delegation des Reichslandbundes und führte lebhaft Klage über die Untätigkeit der Regierung vor allem in der Schutzzollpolitik. Dahinter stand die Sorge der Agrarier vor dem wieder aufgegriffenen, noch von Brüning stammenden Siedlungsprogramm sowie offenkundig auch vor der parlamentarischen Überprüfung der Osthilfe, deren Etat zahlreichen Standesgenossen Hindenburgs nicht nur dazu gedient hatte, sich ungerechtfertigt zu bereichern, sondern auch der verhassten Republik durch ausbeuterische Akte die grundsatzfeste Unversöhnlichkeit zu beweisen. In Gegenwart der hinzugezogenen Kabinettsmitglieder ergriff Hindenburg sogleich die Partei der grossagrarisches Interessenvertreter. Als Schleicher nicht augenblicklich bindende Zusagen machte, schlug der Gutsherr von Neudeck, dem Bericht eines Augenzeugen zufolge, mit der Faust auf den Tisch und erklärte ultimativ: «Ich ersuche Sie, Herr Reichskanzler v. Schleicher, und als alter Soldat wissen Sie ja, dass das Ersuchen nur die höfliche Form eines Befehls ist, dass noch heute Nacht das Kabinett Zusammentritt, Gesetze in dem dargelegten Sinne beschliesst und mir morgen Vormittag zur Unterschrift vorlegt.»<sup>180</sup>

Zunächst schien Schleicher bereit, dem Druck des Präsidenten nachzugeben. Wenige Stunden später wurde jedoch eine demagogische Entschliessung des Reichslandbundes bekannt, die ihn veranlasste, die Herausforderung anzunehmen und kurzerhand die Verhandlungen abubrechen. Als er zwei Tage darauf dem reaktionären Hugenberg auch noch das Wirtschaftsministerium verweigerte und seine sozialpolitischen Überlegungen ausdrücklich bekräftigte, geriet alles ins Wanken; jetzt stand auch die Rechte gegen ihn auf. Die Sozialdemokratie hatte dem «leibhaftigen General» von vornherein jede Unterstützung versagt und sogar dem Gewerkschaftsführer Leipart die Verhandlungen mit Schleicher ver-

wehrt. In der Beurteilung [Hitlers](#) erlag sie ihren platten, von ideologischen Klischees und Halbgedanken selbstbewusst verbrämten Vorstellungen. Wie auf der Gegenseite die konservativen Honoratioren mit dem «geschichtsbefugten» Sonderbewusstsein, baute sie in ihrer geschichtsphilosophisch unterbauten Selbstzufriedenheit auf einen mechanisch wirkenden Fortschritt und vermochte in [Hitler](#) allenfalls einen kurzen Umweg, eine dramatische Pointe vor dem endgültigen Durchbruch zur befreiten Ordnung zu sehen. Gewiss hatte Schleicher durch zahllose Intrigen und institutionswidrige Machenschaften seinen Kredit nahezu verspielt; aber dies war nicht Grund genug, ihm mehr zu misstrauen als [Hitler](#). In dem Gleichmut, mit dem die sozialdemokratische Führung den General untergehen liess, kam denn auch etwas von der traditionellen Reserve gegen diesen Staat selber zum Vorschein, der nie wirklich ihren Vorstellungen entsprochen hatte, und jedenfalls ging in allen diesen Reserven, Missgefühlen und Einwänden die Erkenntnis unter, dass Schleicher die letzte verbliebene Alternative zu dem ungeduldig vor den Toren zur Macht wartenden [Hitler](#) war. In den Jahren seit dem Zusammenbruch der Grossen Koalition hatte die SPD kaum je eine Initiative entwickelt; jetzt raffte sie sich noch einmal auf, doch nur, um die letzte geringe Chance der Republik zunichte zu machen.<sup>181</sup>

Rascher als erwartet fand sich der listenreiche Kanzler damit vor einer Situation ohne Ausweg; er war nicht der Mann für sein im Grunde zutreffendes Konzept. Sein Arbeitsbeschaffungsprogramm brachte die Unternehmer, sein Siedlungsprogramm die Agrarier, seine Herkunft die Sozialdemokraten, seine Offerte an Strasser die Nationalsozialisten gegen ihn auf; die Verfassungsreform erwies sich als so undurchführbar wie die Regierung mit dem Parlament, ohne das Parlament oder der Griff nach der Gewalt; die Politik selber schien mit ihm an ihr Ende gekommen. Wenn Schleicher zunächst noch im Amt verbleiben konnte, so lediglich, weil ein neues Kabinett von den Verschwörern noch nicht ausgehandelt war. Eben diese Fragen aber wurden jetzt zum Gegenstand einer fieberhaft im Halblicht einsetzenden Aktivität.

[Hitler](#) selber konzentrierte, um seine Verhandlungsposition zu

stärken und die Machtansprüche der NSDAP zu unterbauen, alle Kräfte auf die am 15. Januar stattfindenden Landtagswahlen in dem Zwergstaat Lippe. In einer der aufwendigsten Wahlschlachten zog er noch einmal alle bekannten Parteiredner im Schloss des Barons V. Oeynhausens zusammen und überschwemmte mit ihnen Abend für Abend das Land; Am ersten Tag, so notierte Goebbels, «rede ich dreimal zum Teil in ganz kleinen Bauerndörfern», **Hitler** selber sprach in wenigen Tagen auf achtzehn Kundgebungen. Mit jenem sicheren psychologischen Blick, der auf so viel ahnungslose oder blasierte Geringschätzung stiess, erfasste er die Chance dieser Wahl: Von vornherein war die Agitation ganz darauf eingestellt, das Ergebnis als die entscheidende Probe im Kampf um die Herrschaft darzutun, und tatsächlich liess sich die Öffentlichkeit diese Betrachtungsweise aufnötigen: Sie erwartete dieses Randereignis, das Votum von rund hunderttausend Wählern, wie eine Art Gottesgericht über die «politische Zukunft eines 68-Millionen-Volkes.»<sup>182</sup>

Dem massiven Einsatz entsprechend, konnte **Hitler** am 15. Januar seinen ersten Erfolg seit den Juliwahlen verzeichnen. Zwar blieb die Partei mit 39,5 Prozent hinter dem damals in Lippe erzielten Stimmenanteil zurück; überdies erzielten die demokratischen Parteien, insbesondere die SPD, in ihrer Gesamtheit einen höheren Gewinn als die **Hitler**partei. Doch statt den Erfolg als Ergebnis einer unverhältnismässigen Bemühung zu deuten und auch die Gunst der Umstände in Rechnung zu stellen, die der erschöpften, zu keiner grossen Kampagne mehr fähigen NSDAP die Gelegenheit einer kleinen Wahl zugespielt hatten, betrachtete die Öffentlichkeit mitsamt der präsidentialen Spitze den Wahlausgang als Beweis für den zurückgewonnenen Unwiderstehlichkeitsnimbus der **Hitler**bewegung.

Als **Hitler** sich daher am 18. Januar in der Wohnung des erst kürzlich zu ihm gestossenen Spirituosenkaufmanns Joachim v. Ribbentrop in Berlin-Dahlem mit Franz v. Papen traf, verlangte er mit gesteigertem Selbstbewusstsein für sich persönlich die Kanzlerschaft. Papens Erwidern, dies durchzusetzen übersteige seinen Einfluss beim Reichspräsidenten, drohte jetzt endgültig die Verhandlungen zu blockieren, und erst der schon wenige Tage später

unter peniblen Geheimhaltungsmassnahmen verwirklichte Einfall, den Sohn Hindenburg einzuschalten, brachte sie wieder voran. Während **Hitler** und seine Begleiter die Wohnung v. Ribbentrops bei Dunkelheit von der Gartenseite her betraten, zeigten sich Oskar V. Hindenburg und der Staatssekretär Meissner zunächst demonstrativ in der Oper, ehe sie kurz nach der Pause heimlich die Loge verliessen. Papen wiederum wurde im Wagen Ribbentrops herbeigeholt.

Kaum waren alle Beteiligten versammelt, als **Hitler** den Sohn des Präsidenten in einen Nebenraum bat. Unvermittelt sah sich Oskar v. Hindenburg, der auf der Teilnahme Meissners bestanden hatte, damit isoliert. Bis heute herrscht keine Gewissheit darüber, was in der etwa zweistündigen Aussprache unter vier Augen verhandelt worden ist. Seiner taktischen Methode entsprechend, hat **Hitler** vermutlich versucht, sich den Beistand des Präsidentensohnes durch die bewährte Kombination von Drohungen und Bestechung zu sichern. Zu den Drohungen dürfte die von nationalsozialistischer Seite schon wiederholt in Aussicht gestellte Anklage Hindenburgs wegen der Staatsstreichaktion gegen Preussen gehört haben, und nicht undenkbar ist auch, dass Oskar mit der Andeutung unter Druck gesetzt wurde, die NSDAP werde die skandalöse Steuerhinterziehung des Hauses Hindenburg bei der Übertragung des Gutes Neudeck enthüllen.<sup>183</sup> Darüber hinaus hat die suggestive Überredungsmacht **Hitlers** ihren Eindruck auf den opportunistischen Präsidentensohn gewiss nicht verfehlt. Jedenfalls äusserte Oskar, der das Haus Ribbentrops voller Vorbehalte gegen **Hitler** betreten hatte, auf dem Heimweg zu Meissner, es gebe jetzt keine andere Möglichkeit mehr, **Hitler** müsse Kanzler werden, zumal Papen inzwischen selber mit der Vizekanzlerschaft einverstanden sei.<sup>184</sup>

Um die gleiche Zeit schien Schleicher erstmals die ganze Gefährlichkeit der Situation zu durchschauen. Am 23. Januar erschien er bei Hindenburg und räumte freimütig ein, dass seine Absicht, die NSDAP zu spalten und dem Kabinett eine parlamentarische Basis zu verschaffen, gescheitert sei. Doch als er anschliessend den Präsidenten um die Vollmacht bat, den Reichstag aufzulösen, den Staatsnotstand zu verkünden und ein allgemeines Verbot von



NSDAP und KPD zu erlassen, erinnerte Hindenburg ihn an die Auseinandersetzung vom 2. Dezember. Damals hatte Papen eine ähnliche Lösung vorgeschlagen, war jedoch am Widerstand Schleichers gescheitert. Den Hinweis des Kanzlers auf die veränderten Umstände liess der alte Mann nicht gelten und wies nach einer Rücksprache mit Meissner Schleichers Vorschlag zurück.

Erwartungsgemäss sorgte die Kamarilla dafür, dass die Öffentlichkeit unverzüglich von den Absichten Schleichers erfuhr. Alle Seiten äusserten sogleich energischen Protest. Die Nationalsozialisten klagten mit gespielter Empörung über die Staatsstreichpläne «Primo de Schleicheros», auch die Kommunisten entrüsteten sich verständlicherweise, während der Kanzler bei den demokratischen Mittelparteien nunmehr den Rest seines Prestiges einbüsste. Die einhellige Reaktion verfehlte ihren Eindruck auf Hindenburg nicht und mag dazu beigetragen haben, ihn den Plänen für ein Kabinett [Hitler](#) geneigter zu machen. Am 27. Januar erschien überdies Göring im Palais bei Meissner und liess «dem verehrungswürdigen Generalfeldmarschall» erklären, dass [Hitler](#) im Gegensatz zu Schleicher das Gewissen des Präsidenten nicht mit einem Rechtsbruch zu belasten gedenke, sondern strikte Verfassungstreue üben werde.<sup>185</sup>

Inzwischen trieb der unermüdliche Papen die Entwicklung weiter voran. Seine Bemühungen richteten sich zu diesem Zeitpunkt vor allem darauf, das geplante Kabinett durch eine Beteiligung der Deutschnationalen und der dem Präsidenten nahestehenden Stahlhelm-Führer für Hindenburg annehmbarer zu machen. Während Duesterberg der angeblich «zwingenden Notwendigkeit» eines Kabinetts [Hitler](#) entschieden widersprach, stimmten Seldte und Hugenberg den Plänen Papens zu. Unbelehrt von den Erfahrungen der zurückliegenden Jahre erklärte Hugenberg, «dass ja nichts passieren könne»: Hindenburg bleibe Reichspräsident und Oberbefehlshaber der Reichswehr, Papen würde Vizekanzler, er selber übernehme die ganze Wirtschaft und Seldte das Arbeitsministerium: «Wir rahmen also [Hitler](#) ein.»<sup>186</sup>

Hindenburg selber, müde, verwirrt und nur noch zeitweise fähig, die Dinge zu übersehen, dachte freilich auch zu diesem Zeitpunkt offenbar noch immer an ein Kabinett v. Papen mit [Hitler](#) als

Vizekanzler. Als General v. Hammerstein, der Chef der Heeresleitung, ihm am Vormittag des 26. Januar seine Bedenken wegen der politischen Entwicklung vortrug, verbat sich Hindenburg zwar «äusserst empfindlich jede politische Beeinflussung, sagte dann aber, anscheinend um mich zu beruhigen, 'er dächte garnicht daran, den österreichischen Gefreiten zum Wehrminister oder Reichskanzler zu machen'»<sup>187</sup>. Doch schon am folgenden Tage erschien Papen beim Präsidenten und erklärte, ein Kabinett v. Papen sei zurzeit unmöglich. Hindenburg stand mit seinem Widerstand gegen die Betrauung [Hitlers](#) nunmehr allein.

Welche Umstände im Laufe des folgenden Tages die Wendung herbeiführten, ist im Einzelnen nur schwer greifbar. Gewiss sind die massiven Einwirkungsversuche der Kamarilla so wenig ohne Erfolg geblieben wie die Drohungen der NSDAP oder die Interventionen der grossagrarischen und nationalen Interessengruppen; eine Rolle hat auch gespielt, dass der Name Schleichers inzwischen für niemanden mehr eine Alternative darstellte; und nicht ohne Wirkung ist auf den Präsidenten auch geblieben, dass die von dem verhätschelten Allerweltskerl Papen versprochene neue Regierung ohne Ausnahme aus Vertretern der Rechten bestehen sollte. Denn dass endlich nach rechts regiert und Schluss gemacht werde mit jenen Zuständen, die der müde Geist Hindenburgs als «Herrschaft der Gewerkschaftsfunktionäre» begriff, war schon eines der entscheidenden Motive für die Verabschiedung Brünings gewesen, ehe es sich jetzt gegen Schleicher richtete. Auch die Führer der Parteien, die Hindenburg noch einmal konsultierte, wandten sich nun gegen den Kanzlergeneral, verwarfen aber auch den erneuten Versuch mit Papen; sie gaben vielmehr zu verstehen, dass endlich die Zeit gekommen sei, [Hitler](#) mit allen gebührenden Sicherungen zu berufen und in der Verantwortung jenem Verschleissprozess auszusetzen, dem sie alle so lange Tribut geleistet hatten: Die Republik war in der Tat am Ende.

Am Morgen des 28. Januar liess Schleicher in einem letzten Versuch, das Spiel noch einmal in die Hand zu bekommen, erklären, er werde Hindenburg um die Vollmacht zur Auflösung des Reichstags bitten oder sein Amt zur Verfügung stellen. Gegen Mittag begab er sich ins Präsidentenpalais, und es enthüllt das ganze Aus-

mass seines Einflussverlustes, dass er offensichtlich selbst zu diesem Zeitpunkt nicht über die sich anbahnende Kanzlerschaft **Hitlers** informiert war. Ganz im Gegenteil scheint er bis zuletzt darauf vertraut zu haben, dass Hindenburg zu ihm halten und sein früheres Versprechen einlösen werde, ihm jederzeit die Auflösungsvollmacht zu erteilen.<sup>188</sup> Als der Präsident daher die erneut vorgetragenen Forderungen knapp ablehnte, war er offenbar auch persönlich gekränkt und soll mit scharfer Stimme geäussert haben: «Ich gestehe Ihnen, Herr Reichspräsident, das Recht zu, mit meiner Amtsführung unzufrieden zu sein, obwohl Sie mir vor vier Wochen schriftlich das Gegenteil versicherten. Ich gestehe Ihnen auch das Recht zu, mich abzusetzen. Aber das Recht, hinter dem Rücken des von Ihnen berufenen Kanzlers mit einem anderen zu paktieren, gestehe ich Ihnen nicht zu. Das ist Treubruch.» Und als Hindenburg entgegnete, er stehe mit einem Fuss ohnedies im Grabe und wisse nicht recht, ob er seine Entscheidung dereinst im Himmel bereuen werde, soll Schleicher kalt und empört erwidert haben: «Nach diesem Vertrauensbruch, Exzellenz, bin ich nicht sicher, ob Sie in den Himmel kommen werden.»<sup>189</sup>

Unmittelbar nach dem Abgang Schleichers bedrängte Papen im Verein mit Oskar v. Hindenburg und Meissner den Reichspräsidenten erneut, **Hitler** zum Reichskanzler zu ernennen. Zögernd, noch immer schwankend, unternahm Hindenburg schliesslich einen letzten Versuch, der Last dieser Entscheidung zu entgehen. Entgegen der Gepflogenheit ersuchte er **Hitler** nicht persönlich zur Bildung der neuen Regierung, sondern ernannte Papen zu seinem «homo regius» mit dem Auftrag, «durch Verhandlungen mit den Parteien die politische Lage zu klären und die vorhandenen Möglichkeiten festzustellen».

Schon am Nachmittag des Tages konnte sich Papen die Beteiligung Hugenbergs durch die Zusage zweier Kabinettsitze sichern. Sodann liess er den Führer der NSDAP suchen. In den umfangreichen Vorverhandlungen war bereits Einigkeit darüber erzielt worden, dass die **Hitler**leute neben dem Amt des Reichskanzlers das Reichsinnenministerium und eigens für Göring ein neu zu schaffendes Ministerium für zivile Luftfahrt erhalten sollten. Jetzt verlangte **Hitler** darüber hinaus das Reichskommissariat für Preussen

sowie das Preussische Innenministerium, das ihm die Kontrolle über die preussische Polizei sichern sollte; ausserdem forderte er Neuwahlen.

Wieder geriet alles ins Wanken. Als Hindenburg von **Hitlers** Zusatzwünschen hörte, schien er erneut von schlimmen Ahnungen befallen und beruhigte sich erst, als ihm die, freilich doppelsinnige, Zusicherung **Hitlers** hinterbracht wurde, «dass dies die letzten Wahlen seien». Nun endlich liess er den Ereignissen ihren Lauf: Mit Ausnahme des für Papen selber reservierten Reichskommissariats für Preussen wurden alle Forderungen **Hitlers** erfüllt. Die Entscheidung war gefallen.

Sie wurde noch beschleunigt, als sich am Nachmittag des 29. Januar das Gerücht verbreitete, Schleicher habe zusammen mit Hammerstein die Potsdamer Garnison alarmiert, um den Reichspräsidenten festzusetzen, den Staatsnotstand zu verkünden und mit der Reichswehr die Macht an sich zu reissen: Im «plombierten Viehwagen», so erzählte die Frau Oskar v. Hindenburgs noch tagelang empört, habe man den greisen Präsidenten nach Neudeck schaffen wollen. **Hitler**, der in der Goebbels'schen Wohnung am Reichskanzlerplatz von dem Gerücht erfuhr, reagierte mit einer verwegenen Demagogengeste: Er alarmierte nicht nur augenblicklich die Berliner SA, sondern veranlasste im pathetischen Vorgriff auf die erwartete Macht, sechs gar nicht existierende Polizeibataillone zur Besetzung der Wilhelmstrasse bereitzustellen.<sup>190</sup>

Anders als der Urheber dieses Gerüchts, der bis heute nicht ausfindig gemacht werden konnte, ist doch dessen Nutzniesser eindeutig greifbar. Niemand anderes als Papen machte sich jetzt das Gespenst einer drohenden Militärdiktatur zu eigen, um seine Pläne voranzutreiben. Den von Genf herbeigerufenen General v. Blomberg liess er in der Frühe des 30. Januar, noch vor dem übrigen Kabinett, als Reichswehrminister vereidigen, offenbar um einer letzten verzweifelten Initiative Schleichers zuvorzukommen, der von sich aus Verbindung zu **Hitler** aufgenommen hatte. Desgleichen sah sich Hugenberg, der **Hitlers** Zusatzverlangen nach Neuwahlen hartnäckig abgelehnt hatte, mit dieser Drohung erpresst. Nicht zuletzt in der Absicht, ihm jede Möglichkeit zur Aufklärung der mysteriösen Putschmeldungen abzuschneiden, liess Papen ihn am

30. Januar bereits um sieben Uhr morgens zu sich rufen, um ihn in «grösster Erregung» umzustimmen: «Wenn nicht bis ii Uhr eine neue Regierung gebildet ist», rief er aus, «marschier die Reichswehr!» Doch Hugenberg durchschaute schärfer als Papen die machttaktische Absicht **Hitlers**, der sich schon jetzt die Chance sichern wollte, das Wahlergebnis vom 6. November unter Einsatz staatlicher und unbeschränkter materieller Mittel zu verbessern. Infolgedessen blieb er bei seiner Weigerung.

Sie schien noch einmal alles zu gefährden, als Papen um Viertel vor zehn Uhr die Mitglieder der geplanten Regierung durch die verschneiten Ministergärten hinüber zum Präsidenten führte und im Amtszimmer Meissners **Hitler** feierlich als neuen Reichskanzler begrüßte. **Hitler** verband seinen Dank mit der Erklärung, dass «nunmehr das deutsche Volk durch allgemeine Wahlen die vollzogene Kabinettsbildung bestätigen müsse», doch stiess nun auch er auf den entschiedenen Widerspruch Hugenbergs. In der alsbald mit grosser Heftigkeit geführten Auseinandersetzung trat **Hitler** schliesslich auf seinen Gegenspieler zu und gab ihm sein «feierliches Ehrenwort», dass die Neuwahlen nichts an der personellen Zusammensetzung des Kabinetts ändern würden, er werde sich «von keinem der hier Anwesenden jemals trennen». Besorgt stiess Papen nach: «Herr Geheimrat, wollen Sie die unter solchen Erschwernissen vollzogene Einigung gefährden? Sie können doch nicht an dem feierlichen Ehrenwort eines deutschen Mannes zweifeln!»<sup>191</sup>

Das hochgemute Einrahmungs- und Bändigungskonzept enthielt damit schon bei der ersten Bewährungsprobe seine ganze Schwäche. Zwar war es rein rechnerisch gelungen, **Hitler** in die Minderheit zu drängen, drei Nationalsozialisten standen acht konservative Minister gegenüber, und nahezu alle entscheidenden Schlüsselstellungen des Staates waren in den Händen einer sozial und ideologisch eng verbundenen Gesinnungsgruppe; nur hätten die Einrahmer nicht Papen, Neurath, Seldte oder Schwerin-Krosigk heissen dürfen, die weder ein Wertbewusstsein noch die Energie zu dessen Verteidigung besaßen. Tatsächlich wussten sie sich zu nichts anderem aufgerufen als zur Bewahrung überkommener Vorrechte. Es bezeugt das ganze Selbstbewusstsein, aber auch die tödliche Verachtung **Hitlers** für seine konservativen Gegenspieler,

dass er die numerisch so ungünstige Regelung bereitwillig akzeptierte. In einer Fensternische des Raumes bestürmten seine Bändiger jetzt vereint den weiterhin widerstrebenden Hugenberg, während nebenan der Reichspräsident seinen Staatssekretär rufen liess und ungeduldig fragte, was die Verzögerung zu bedeuten habe. «Mit der Uhr in der Hand» kam Meissner zu den Streitenden zurück: «Meine Herren, die Vereidigung durch den Herrn Reichspräsidenten war um ii Uhr angesetzt. Es ist 11.15 Uhr. Sie können den Herrn Reichspräsidenten nicht länger warten lassen.» Und was der Ansturm der konservativen Freunde, die Überredungskünste [Hitlers](#), die Beschwörungen Papens nicht vermocht hatten, bewirkte nun noch einmal, zum letzten Mal im Leben und Sterben der Republik, der legendäre Name des Feldmarschall-Präsidenten. Mit unverhohlenem Stolz und nicht ohne Grund pflegte Hugenberg sich selber einen «sturen Bock» zu nennen; noch im August hatte er Hindenburg erklärt, er habe «nicht viel Vertragstreue bei [Hitler](#)» gefunden; jetzt dagegen lenkte er ein, wohl wissend, was auf dem Spiele stand, in tiefem Respekt vor dem Terminkalender Hindenburgs. Wenige Minuten später war das Kabinett vereidigt.<sup>192</sup>

Tatsächlich scheint Papen geglaubt zu haben, er habe nichts Geringeres als ein politisches Meisterstück geliefert: Er hatte sich an Schleicher gerächt und zugleich dessen Bändigungskonzept verwirklicht, den eigenen, seit der unvermuteten Kanzlerschaft absurd aufgeblähten Ehrgeiz durch die Rückkehr in die Regierung befriedigt, aber auch [Hitler](#) in die Verantwortung geholt, ohne ihm den Staat auszuliefern. Denn der Führer der NSDAP war nicht einmal Kanzler eines Präsidialkabinetts, sondern hatte eine parlamentarische Mehrheit zusagen müssen; er besass auch nicht das besondere Vertrauen Hindenburgs, das gehörte vielmehr weiterhin Franz v. Papen, der zu seinen stolzesten Verhandlungserfolgen überdies den eigens ausbedungenen Anspruch rechnete, an allen Unterredungen [Hitlers](#) mit dem Präsidenten teilzunehmen. Schliesslich aber war er auch noch Vizekanzler und Herr über Preussen, im Kabinett hatten die Nazis wohlgerne nur das Innenministerium, dem die Landespolizei nicht unterstand, sowie ein weiteres Ministerium, das lediglich Görings Eitelkeit befriedigen,

aber keinen Geschäftsbereich besitzen sollte. Zwar würde Göring gleichzeitig preussischer Innenminister sein, aber da wollte er selber, Franz v. Papen, sich ihm schon entschieden in den Weg stellen. Zu guter Letzt aber befanden sich im Kabinett selber Aussenpolitik, Finanzen, Wirtschaft, Arbeit und Landwirtschaft in bewährten konservativen Händen, und über die Reichswehr gebot nach wie vor der Herr Präsident: es war schon eine scharfsinnige, famose Kombination, die überdies den fatalen Herrn [Hitler](#) nicht nur den Bestrebungen von Unternehmern und Grossgrundbesitzern, sondern auch Papens eigenen Plänen für den autoritären Neuen Staat dienstbar machte. Aus der missglückten Episode seiner Kanzlerschaft schien Papen immerhin gelernt zu haben, dass eine moderne Industrienation im Zustand krisenhafter Erschütterung nicht offen heraus von den verabschiedeten Repräsentanten einer überholten Epoche regiert werden könne. Mit der leicht anrühigen Person jenes Massendompteurs schien das alte Problem einer Führungsschicht ohne Volk endlich der Überwindung nahe, und ganz in diesem Sinne, mit dem Vokabular des politischen Impresarios, hat Papen denn auch allen Warnern selbstbewusst entgegengehalten: «Sie irren sich, wir haben ihn uns engagiert.»<sup>193</sup>

Zweifellos hat [Hitler](#) selber diese Absichten von Beginn an erfasst, und seine Forderung nach Neuwahlen war gerade als taktischer Gegenzug darauf gemeint: In einem Wahltriumph ohnegleichen wollte er den von Papen gezimmerten Rahmen durchbrechen und die ihm zgedachte Rolle des Scheinkanzlers, allen billigen Ehrenworten zuwider, plebiszitär überwinden. Als ein System überkreuzlaufender Hintergedanken präsentierte sich das «Kabinett der nationalen Konzentration», ehe Hindenburg es mit den Worten verabschiedete: «Und nun, meine Herren, mit Gott vorwärts!»<sup>194</sup>

Die Wilhelmstrasse hatte sich unterdessen mit einer von Goebbels aufgebotenen, schweigenden Menschenmenge gefüllt. «Hin- und hergerissen zwischen Zweifel, Hoffnung, Glück und Mutlosigkeit» warteten im gegenüberliegenden Hotel Kaiserhof die Gefolgsleute [Hitlers](#). Mit einem Feldstecher beobachtete Ernst Röhm nervös den Eingang der Reichskanzlei. Als erster kam Göring und rief den Wartenden die Neuigkeit zu, unmittelbar darauf verliess

der Wagen **Hitlers** die Einfahrt. Stehend nahm er die Huldigungen der Menge entgegen. Als er wenige Minuten später im Kaiserhof unter seine Anhänger trat, hatte er Tränen in den Augen, wie einer der Beteiligten überliefert hat. Er werde sich die Macht nicht mehr wegnehmen lassen, so wahr ihm Gott helfe, hatte er einige Zeit zuvor öffentlich erklärt. Noch am Nachmittag dieses 30. Januar sicherte er diese Absicht durch einen ersten Schritt. In einer unverzüglich anberaumten Kabinettsitzung liess er gegen den nunmehr unwirksamen Widerstand Hugenburgs auch formell die Auflösung des Reichstags und Neuwahlen beschliessen. Papen selber war es, der Hindenburgs letzte Bedenken überwand, indem er die Einwände Hugenburgs psychologisch geschickt auf die dem Präsidenten verhassten «parteitaktischen Erwägungen» zurückführte; daraufhin unterschrieb Hindenburg.<sup>195</sup>

Den Abend des Tages feierten die Nationalsozialisten mit einem gewaltigen Fackelzug. Die Bannmeile im Regierungsviertel war aufgehoben, auf den Bürgersteigen stauten sich die Schaulustigen, aufgeregt, lärmend, «Berlin ist heute Nacht in einer reinen Festschingsstimmung»<sup>196</sup>, und dazwischen, ordnend und eingreifend in wichtigtuerischem Glück, das Korps der Amtswalter. Von sieben Uhr abends bis nach Mitternacht marschierten 25'000 uniformierte **Hitler**anhänger zusammen mit Stahlhelm-Einheiten durch das Brandenburger Tor und vorbei an der Reichskanzlei: ein pathetisches Feuerband, das unruhige Schatten auf Gesichter und Häuserwände warf. In einem der erleuchteten Fenster war, nervös und tänzelnd die Gestalt **Hitlers** zu sehen, von Zeit zu Zeit schnellte der Oberkörper mit grüssend erhobenem Arm über die Brüstung, neben ihm Göring, Goebbels und Hess. Einige Fenster weiter startete Hindenburg versonnen auf die vorbeimarschierenden Formationen und schlug mit dem Stock nachdenklich den Takt zur Musik der Kapellen. Gegen den Protest der Verantwortlichen hatte Goebbels die Übertragung der Kundgebung durch den Reichsrundfunk erzwungen, nur der Sender München blieb, wie **Hitler** missgestimmt vermerkte, bei seiner Weigerung. Erst nach Mitternacht zogen die letzten Kolonnen durch das Regierungsviertel, und während Goebbels die ausharrende Menge mit einem Heilruf auf Hindenburg und **Hitler** verabschiedete, ging «in einem sinnlosen Tau-



mel der Begeisterung ... diese Nacht des grossen Wunders zu Ende».

Als «Wunder», auch als «Märchen», ist die sogenannte Machtergreifung von den Nationalsozialisten alsbald lautstark gefeiert worden, und Wortgebilde aus der magischen Sphäre haben den Propagandaspezialisten des Regimes mit Vorliebe dazu gedient, dem Vorgang die Aura übernatürlicher Weihe zu verschaffen. **Hitler** selber hat am 30. Januar einem Anhänger anvertraut, er sei nur durch göttliche Fügung gerettet worden, «als ich im Angesicht des Hafens zu scheitern schien, erstickt unter den Intrigen, den finanziellen Schwierigkeiten, unter dem Gewicht von zwölf Millionen Menschen, die hin- und herwogeten». Solche Formeln konnten um so eher auf Wiederhall rechnen, als dem Geschehen unstreitig etwas eigentümlich Versetztes, kaum Glaubliches anhaftete: auf der politischen Ebene als der plötzliche Schritt von der nahezu parteisprengenden Krise ins Zimmer des Präsidenten, und im individuellen Bereich der Sprung aus trübseligen Anfängen, aus Lethargie und Heruntergekommenheit, an die Macht – in der Tat: «Märchenzüge sind darin kenntlich, wenn auch verhunzt.»<sup>197</sup>

Doch hat der Wundergedanke, einmal von Goebbels eingeführt, der Interpretation des Ereignisses bis auf den heutigen Tag einige prägende Züge vermittelt. Er ist in allen Deutungsversuchen wirksam, die **Hitler** dämonisch stilisieren, seinen Erfolg auf das Hintergrundwirken anonymer Mächte zurückführen oder der Intrige des rachsüchtigen Kavaliers v. Papen das Riesengewicht einer historischen Wende zuerkennen. Der Gedanke enthält, mehr oder minder stark in den verschiedenen Varianten, die Vorstellung, dass die Machtergreifung historisch zufällig war.

Gewiss hätte es, bis zuletzt wohl, Möglichkeiten gegeben, **Hitler** den Weg zu versperren. Sie gingen in Zufall, Leichtsinn und Unglück verloren. Aber deshalb wurde die Geschichte doch nicht um ihren Gang betrogen. Eine Fülle machtvoller Tendenzen teils historischer, teils politischer Natur hat auf den 30. Januar hingedrängt, und das wirkliche Wunder wäre der Entschluss zum Widerstand gewesen. Wer je sich klarmachte, dass spätestens seit der Entlassung Brünnings nichts anderes mehr zwischen der Republik und **Hitler** stand als der wankelmütige Wille eines verdämmern

Greises, der Kabalenwitz Schleichers und die verblendete Einfalt Franz v. Papens, der kann den Machenschaften des Hintergrunds, den Interventionen der Interessengruppen und den selbstherrlichen Intrigen nur vergleichsweise beiläufige Bedeutung beimessen; sie haben lediglich die Umstände beeinflusst unter denen die Republik scheiterte, nicht aber das Scheitern selber bewirkt.

Das kann freilich keineswegs heissen, dass **Hitler** auch bei entschlosseneren Gegenspielern zum Erfolg gekommen wäre. Selten in der modernen Staatengeschichte ist eine Wendung von so unabsehbarem Gewicht stärker von persönlichen Faktoren, von den Launen, Vorurteilen und Affekten einer winzigen Minderheit bestimmt worden, selten nur waren die Institutionen im Augenblick der Entscheidung unsichtbarer. Ohne die präsidentiale Kamarilla ist die Kanzlerschaft **Hitlers** tatsächlich kaum denkbar, und wie kurz der Schritt auch immer war, der ihn vom Sommer 1932 an von der Macht trennte: er war zu gross für seine eigene Kraft. Erst seine Gegenspieler schoben ihm alles zu: die Ausschaltung von Parteien und Parlament, die Serie der Wahlkämpfe, die Gewöhnung an den Verfassungsverstoß. Wann immer einer von ihnen sich zum Widerstand entschloss, stand unvermeidlicherweise ein anderer auf, um die Aktion zu durchkreuzen. Im Ganzen waren die Kräfte der Gegenseite bis zuletzt zweifellos grösser als die seinen; doch indem sie sich gegeneinander kehrten, hoben sie sich selber auf. Unschwer war zu erkennen, dass der Nationalsozialismus der Feind aller war: der Bürger, der Kommunisten und Marxisten, der Juden, der Republikaner; aber daraus folgerten, in Blindheit und Schwäche, die wenigsten, dass alle auch der Feind der Nationalsozialisten sein mussten.<sup>198</sup>

Noch immer taucht in den Apologien Beteiligten der Einwand auf, **Hitlers** Berufung zum Kanzleramt sei mit dem Aufstieg der NSDAP zur stärksten Partei unumgänglich geworden. Doch übersieht das Argument, dass die Sozialdemokratie in allen Jahren der Republik, bis wenige Monate vor dem 30. Januar 1933, das gleiche Übergewicht besass, doch an der Mehrzahl der Kabinette nicht beteiligt war. Dann aber geht es auch daran vorbei, dass **Hitler** sich durchweg als der erklärte Feind jener Verfassung gezeigt hatte, deren Geist solche Auffassungen beschwören. Die Kommunisten

hätten weit mehr Stimmen gewinnen können als je die Nationalsozialisten und wären doch auf jeden denkbaren Widerstand gestoßen. In Wahrheit glaubten die konservativen Helfershelfer Hitlers ihre Absichten bei ihm auf eine zwar vulgäre, aber wirksame Weise aufgehoben, und viel zu spät erst wurden sie gewahr, dass er ihnen und der Welt, die sie zu bewahren hofften, nur auf andere, doch nicht weniger radikale Weise entgegengesetzt war als Thälmann auch. Der namenlose bayerische Kriminalsekretär, der im Sommer 1921, nach dem Besuch einer Kundgebung der NSDAP, seiner Dienststelle berichtet hatte, Hitler sei «nichts anderes ... als der Anführer einer zweiten Roten Armee», erfasste dessen Wesen schärfer als die korrumpierten Honoratioren des Jahres 1933.<sup>199</sup>

Man mag angesichts so vieler begünstigender Kräfte und Umstände fragen, worin die besondere Leistung Hitlers in jenen Wochen eigentlich bestanden habe. Tatsächlich treten seine eigentlichen Fähigkeiten in dem Zeitraum, der dem 30. Januar 1933 unmittelbar vorausgeht, kaum überzeugend in Erscheinung. Seine eigentliche Leistung war passiver Natur: dass er trotz aller Ungeduld warten, die widerspenstige Gefolgschaft bändigen, im Debakel gefasst bleiben konnte und selbst im letzten Augenblick noch, im Vorzimmer des Präsidenten, seine Partie mit der Kälte des grossen Spielers gegen alle Risiken durchzuhalten wusste. Der Rückblick auf die Jahre seit dem Volksbegehren gegen den Young-Plan macht sichtbar, wie sehr er über die Krawall- und Propagandaphase hinaus und als Politiker gewachsen war. Gleichzeitig bestätigte die Erfahrung jener Wochen erneut sein Hasardeurwesen: es sei das Erstaunliche in seinem Leben, äusserte er in diesen Tagen, dass er immer dann gerettet würde, wenn er sich selbst schon aufgegeben habe.<sup>200</sup>

In jener Nacht, nachdem der Jubel verstummt, die Musik und die Marschritte verhallt waren, blieb Hitler noch bis zum frühen Morgen in dem kleinen Zimmer, das neben dem Empfangsraum des Kanzlers lag. Tief bewegt verlor er sich, wie einer der Anwesenden berichtet hat, in einen seiner endlos ausschweifenden Monologe: er rief die Vereidigungsszene des Vormittags in die Erinnerung zurück, memorierte glücklich seine Erfolge, vermerkte die Sprachlosigkeit des «roten» Gegners und lenkte dann zu seinen

Propagandamaximen über; auf keinen Wahlkampf habe er sich so gefreut wie auf diesen, versicherte er. Manche meinten, so sagte er dann, es werde Krieg geben. Sein Wirken, fuhr er fort, eröffne den Schlusskampf des weissen Mannes, des Ariers, um die Herrschaft der Erde. Die Nichtarier, die Farbigen, die Mongolen, seien schon in vollem Aufbruch, um unter dem Bolschewismus die Herrschaft an sich zu reißen, doch mit diesem Tag beginne «die grösste germanische Rassenrevolution der Weltgeschichte». Die eschatologischen Visionen überschritten sich mit Architekturprojekten: als erstes, meinte er, werde er die Reichskanzlei umbauen, sie sei die «reinste Zigarrenkiste»<sup>201</sup>. Erst gegen Morgen verliess er durch ein rückwärtiges Mauertürchen das Gebäude und begab sich hinüber in sein Hotel.

Die betäubenden Erfahrungen dieses Tages, die Genugtuungen und die Kompensationserlebnisse, die er enthielt waren noch nicht das Ziel, sie waren nur eine Etappe auf dem Wege dahin. Wie ungesichert die Eröffnungen aus der Dauerrede dieser Nacht auch sein mögen: sein Vorsatz zielte jetzt, aussichtsreicher denn je, auf die immer wieder angekündigte Revolution. Wie jeder wirkliche Umstürzler glaubte er, da mit ihm ein neuer Tag der Geschichte beginne.

Bezeichnenderweise gab er diesem Gedanken eine negative Fassung. «Die Letzten», erklärte er um diese Zeit, «die in Deutschland Geschichte machen, sind wir.»<sup>202</sup>

## ZWISCHENBETRACHTUNG

Deutsche Katastrophe oder  
Deutsche Konsequenz?

«Die Idee ist nicht so ohnmächtig, es nur bis zur Idee  
zu bringen.»  
*G. W. F. Hegel*

«Der Gedanke geht der Tat voraus wie der Blitz dem  
Donner. Der deutsche Donner ist freilich auch ein Deut-  
scher und nicht sehr gelenkig, und kommt etwas langsam  
herangerollt; aber kommen wird er, und wenn ihr es einst  
krachen hört, wie es noch niemals in der Weltgeschichte  
gekracht hat, so wisst: der deutsche Donner hat endlich  
sein Ziel erreicht.»  
*Heinrich Heine, 1834*

Das dramatische, von Fackelzügen, Massenaufmärschen und Appellen begleitete Zeremoniell, mit dem [Hitler](#) die Kanzlerschaft übernahm, entsprach keineswegs der verfassungstechnischen Bedeutung des Geschehens. Denn strenggenommen hatte der 30. Januar 1933 nichts anderes als einen Regierungswechsel gebracht. Gleichwohl empfand die Öffentlichkeit, dass die Ernennung [Hitlers](#) zum Reichskanzler mit den Kabinettsneubildungen früherer Jahre nicht zu vergleichen war. Allen prahlerisch verkündeten Absichten des deutschnationalen Koalitionspartners zum Trotz, den «verunglückten österreichischen Maler an die Leine zu nehmen»<sup>1</sup>. demonstrierten die Nationalsozialisten von Beginn an ihre Entschlossenheit, die ganze Macht zu erobern. Ihre taktische Zielstrebigkeit und die von einer planmässigen Regie hochgetriebene Druckwelle der Begeisterung erzeugten einen Sog des Neubeginns, der binnen kurzer Zeit die konservativen Domänen erfasste und hinwegriss. Alle Versuche Papens und seiner Nebenmänner, mitzureden, mitzufeiern, mitzudenken, machten nur den Eindruck einer atemlos nachlaufenden Bemühung. Die zahlenmässige Überlegenheit im Kabinett, der Einfluss beim Reichspräsidenten, bei Wirtschaft, Armee und Beamtenkorps, täuschten nicht darüber hinweg, dass dies die Stunde des Rivalen war.

Wie auf ein geheimes Stichwort hin setzte mit dem 30. Januar ein grosses Überlaufen ins Lager der Nationalsozialisten ein. Gewiss bewahrheitete sich auch hier wieder, dass in revolutionären Zeiten die Gesinnungen billig zu haben sind und Treulosigkeit, Berechnung und Furcht die Stunde regieren. Aber es waren doch nicht

nur Charakterlosigkeit und Liebedienerei, die sich in den massenweisen politischen Kehrtwendungen bekundeten, sondern nicht selten der spontan hervorbrechende Wille, alten Vorurteilen, Ideologien und Gesellschaftsschranken abzuschwören und gemeinsam einen neuen Anlauf zu nehmen: «Wir waren nicht alle Opportunisten», hat Gottfried Benn, einer aus dem kaum übersehbaren Heerde derer, die von der turbulent um sich greifenden Aufbruchsstimmung mitgerissen wurden, rückblickend bekundet.<sup>2</sup> Mächtige, traditionsreiche Parteien und Verbände knickten unter dem Ansturm zusammen und überliessen, noch vor Zwangsauflösung und Verbot, den führungslosen Anhang sich selbst. Die Vergangenheit: Republik, Zerrissenheit, Ohnmacht, war vorüber. Die rasch zusammenschmelzende Minderheit derer, die dem hektischen Bekenntnisdrang zum Neuen nicht verfiel, geriet zusehends in die Isolierung und sah sich ausgeschlossen von den überwältigenden Kundgebungen des neuen Gemeinschaftsgefühls mit Massenschwüren unter Lichterdomen, Führeransprachen, nächtlichen Höhenfeuern und Choralgesang von Hunderttausenden. Selbst die ersten Anzeichen des Terrors vermochten den Jubel nicht zu dämpfen, sie trugen ihn vielmehr mit. Denn das öffentliche Bewusstsein deutete sie als Ausdruck einer durchgreifenden Energie, die es allzu lange vermisst hatte, und bald schon übertönte der anschwellende Lärm die Schreie, die in den «Heldenkellern» der SA-Stabskassen laut wurden.

Es sind diese enthusiastischen Begleitumstände, die der Machtergreifung **Hitlers** den eigentlich beunruhigenden Charakter gegeben haben. Denn sie entkräften alle Thesen, die sie als historischen Unfall, als Intrigenstück oder finstere Verschwörung ausgeben. Mit unverkennbarer Irritation hat sich die Deutung des Geschehens jener Jahre immer wieder der Frage gegenübergesehen, wie der Nationalsozialismus in einem alten, erfahrenen Kulturvolk, das geistige und seelische Abenteuer hinter sich hatte wie das deutsche, so rasch und mühelos nicht nur die Macht, sondern auch die Mehrheit erobern und es in einen eigentümlich hysterischen Zustand aus Begeisterung, Gläubigkeit und Hingabe versetzen konnte; wie die politischen, gesellschaftlichen und moralischen Sicherungen, über die ein zum «Hochadel der Nationen»<sup>3</sup> rechnen-

des Land doch verfügt, so eklatant versagen konnten. Ein zeitgenössischer Beobachter hat vor dem Machtantritt **Hitlers** beschrieben, was unvermeidlicherweise die Folgen wären; «Diktatur, Abschaffung des Parlaments, Knebelung aller geistigen Freiheiten, Inflation, Terror, Bürgerkrieg; denn die Opposition wäre nicht einfach auszuschalten; ein Generalstreik wäre die Folge. Die Gewerkschaften gäben den Rückhalt des erbittertsten Widerstandes; dazu kämen das Reichsbanner und die Mithilfe aller für die Zukunft Besorgten. Und wenn **Hitler** selbst die Reichswehr gewänne, Geschütze aufführe – er würde Millionen Entschlossener finden.»<sup>4</sup>

Doch es gab keine Millionen Entschlossener und folglich auch keine blutige Überrumpelung. **Hitler** kam aber auch nicht wie der Dieb in der Nacht. Wie kaum ein anderer Politiker hat er in all seiner Histrionen-Schwatzhaftigkeit aufgedeckt, was er über viele Umwege und taktische Manöver unverrückbar angesteuert hat: die Diktatur, Antisemitismus, Lebensraumeroberung.

Die Euphorien der Machtergreifung haben bei vielen Beobachtern begrifflicherweise die Vorstellung geweckt, als sei Deutschland in jenen Wochen zu sich selber heimgekehrt; obwohl die Verfassung und die Spielregeln der Republik vorerst gültig blieben, wirkten sie doch auf eigentümliche Weise überholt, abgeworfen wie etwas Fremdes; und es war dieses Bild einer Nation, die in der bejubelten Abkehr von den europäischen Traditionen der Vernunft und des Fortschritts den Anschluss an das eigene Wesen wiedergefunden zu haben schien, das über Jahrzehnte hin das Verständnis des Geschehens bestimmt hat.

Schon in den dreissiger Jahren erschienen die ersten Deutungsversuche, die den Erfolg des Nationalsozialismus mit einer besonderen, in deutscher Geschichte und deutscher Mentalität begründeten Andersartigkeit erklärt haben: einem schwer entschlüsselbaren Wesen, das voller Kehrseiten war und seinen Abstand zu Zivilisation und Gesittung nicht ohne ein Gefühl renitenten Stolzes als «Weltanstössigkeit» eines erwählten Kulturvolkes ideologisierte. In waghalsigen Ahnenreihen, die über Bismarck und Friedrich den Grossen bis zurück zu Luther oder ins Mittelalter reichten und gelegentlich sogar den Germanenfürsten Arminius erfassten, der im



Jahre 9 n. Chr. in der Schlacht vom Teutoburger Wald die lateinische Durchdringung des deutschen Raumes verhindert habe, konstruierten sie eine Tradition des latenten **Hitlertums** lange vor **Hitler**. Ihre wirksamste Formulierung hat diese Auffassung in einigen Werken des französischen Germanisten Edmond Vermeil gefunden und dann eine Zeitlang zahlreiche angelsächsische Interpretationsbemühungen gekennzeichnet; noch William L. Shirers Arbeit über das Dritte Reich, die dem Deutschlandbild in aller Welt einige prägende Züge verschafft hat, stützte sich darauf: «In verschiedenen Stadien ihrer Geschichte», schrieb Vermeil, «haben die Deutschen mit einer verzweifelten Gewissheit, die entweder aus innerer Zerrissenheit und Schwäche oder, im Gegenteil, aus der Vorstellung unübertrefflicher und unbesiegbarer Kraft herrührte, geglaubt, sie hätten eine göttliche Mission zu erfüllen und Deutschland sei von der Vorsehung auserwählt.»<sup>5</sup> Die Usurpation des Römischen Reiches, die Hanse, die Reformation, die deutsche Mystik, der Aufstieg Preussens oder die Romantik waren sämtlich mehr oder minder verdeckte Erscheinungsformen dieses Sendungsdranges, der mit der Blut-und-Eisen-Politik Bismarcks und dem Weltmachtwillen des Kaiserreichs eine zunehmend offenere machtpolitische Wendung zu nehmen begann. Im strengen Sinne gab es keine «unschuldigen» Erscheinungen der deutschen Geschichte, selbst in der Idylle waren die Gespenster des Gehorsams, des Militarismus, der Expansionslust greifbar und die deutsche Sehnsucht ins Unendliche nichts anderes als der Versuch, im Reich der Geister eine Herrschaft auszuüben, der es in der Wirklichkeit an Machtmitteln noch gebrach: Am Ende lief alles auf **Hitler** zu, er war keineswegs eine «deutsche Katastrophe», wie ein bekannter Buchtitel behauptete<sup>6</sup>, sondern eine deutsche Konsequenz.

Zweifellos hat es unverwechselbar deutsche Züge im Nationalsozialismus gegeben, doch sind die anderer, komplexerer Art als Vermeil oder Shirer meinen. Kein Stammbaum des Bösen, keine Einzelerklärung kann der Natur des Phänomens gerecht werden, wie es auch irrig wäre, seine Herkunft nur in Erscheinungen zu verfolgen, deren Katastrophentendenz, wie der Blitz in der dunklen Wolke, unverkennbar war; zahlreiche naive oder doch generationenlang unproblematische Haltungen, ja selbst Tugenden und

Wertbegriffe haben den Erfolg des Nationalsozialismus möglich gemacht. Zu den Lehren der Epoche zählt gerade, dass ein totalitäres Machtsystem nicht auf den abartigen oder gar kriminellen Neigungen eines Volkes aufgebaut werden, ein Volk auch nicht, wie Richard III., beschliessen kann, ein Bösewicht zu werden. In zahlreichen Ländern existierten historische, psychologische, auch soziale Bedingungen, die denen in Deutschland vergleichbar waren, und oft trennte nur ein schmaler Grat die Völker von der faschistischen Herrschaft. Ein Nationalbewusstsein, das verspätet war wie das deutsche und es nicht vermocht hatte, sich wirklich und wirksam mit den demokratischen Tendenzen zu verbinden, war keine deutsche Eigentümlichkeit, desgleichen nicht die unüberbrückbare Distanz zwischen liberalen und sozialen Kräften, zwischen Bürgertum und Arbeiterschaft. Auch ist es fraglich, ob Revanchebedürfnisse, Kampffideologien oder Grossmachtträume in Deutschland stärkeres Gewicht besaßen als in einigen der europäischen Nachbarnationen, und selbst der Antisemitismus, so entscheidend er [Hitlers](#) Denken bestimmt hat, war gewiss keine spezifisch deutsche Erscheinung, vielmehr unter Deutschen eher schwächer als in vielen anderen Ländern; die Massen jedenfalls und ihren Enthusiasmus hat der Rasseffekt dem Nationalsozialismus nicht gewonnen, und wie auch sich [Hitler](#) dessen bewusst war, haben die rhetorischen Verheimlichungsbemühungen in der Endphase seines Machtkampfes gezeigt.<sup>7</sup> Infolgedessen sind denn auch in jener Epoche zahlreiche faschistische oder doch faschistoide Regime an die Macht gelangt, in Italien, in der Türkei, in Polen, Österreich oder Spanien. Was am Nationalsozialismus eigenartig deutsch war, tritt am unverwechselbarsten gerade beim Blick auf die vergleichbaren Systeme in diesen und anderen Ländern hervor: Er war die radikalste, unbedingteste Erscheinungsform des Faschismus.

Diese prinzipielle Schärfe, die auf der intellektuellen wie auf der exekutiven Ebene zum Vorschein kam, war [Hitlers](#) eigenster Beitrag zum Wesen des Nationalsozialismus. In seiner Art, einen Gedanken schroff gegen die Wirklichkeit zu stellen, ihm Macht einzuräumen gegenüber der Realität, war er eigentlich deutsch: Der gescheiterte Lokalpolitiker war es, der sich als Untermieter in der

Thierschstrasse die Triumphbögen und Kuppelhallen seines Nachruhms entwarf; der Kanzler, der nicht in Menschenaltern, sondern, ungeachtet allen Hohns, in tausend Jahren rechnete; der nicht Versailles und die Ohnmacht Deutschlands, sondern im Grunde die Ergebnisse der Völkerwanderung ungeschehen machen wollte. Während Mussolinis Ehrgeiz dahin ging, eine historische Grösse wiederherzustellen, Maurras das Ancien régime, die «gloire de la Déesse France» beschwor und auch die übrigen Faschismen der Verführung durch einen gewesenen, wenn auch verklärt erinnerten Zustand erlagen, dachte **Hitler** an die Verwirklichung eines konstruierten, aus der Vorstellung entwickelten und durch die Realität ungedeckten Ziels: ein aus rassischem Selbstbehauptungswillen erkämpftes Weltreich vom Atlantik bis zum Ural und von Narvik bis Suez. Die Staaten stemmten sich dagegen? – er würde sie niederwerfen; die Völker siedelten seinen Plänen zuwider? – er würde sie umquartieren; die Rassen entsprachen seinem Bilde nicht? – er würde sie selektieren, höherzüchten, vernichten, bis die Wirklichkeit seiner Vorstellung gerecht würde. Durchweg hat er das Unausdenkbare gedacht, in seinen Äusserungen schlug stets ein Element äusserster Unerschrockenheit vor der Wirklichkeit durch, das nicht frei von wahnhaften Zügen war: «Ich stehe allem mit einer ungeheuren, eiskalten Vorurteilslosigkeit gegenüber», hat er erklärt.<sup>8</sup> Nur in der äussersten Radikalität schien er der, der er wirklich war. Insofern kann der Nationalsozialismus ohne ihn nicht gedacht werden.

Zu den unverwechselbar nationalen Zügen, die den Nationalsozialismus von den faschistischen Bewegungen anderer Länder unterscheidbar gemacht haben, rechnet aber auch, dass **Hitler** für seinen exzentrischen Radikalismus jederzeit die gehorsamen Vollstrecker fand. Keine humane Regung löste den Ausdruck konzentrierter Härte und Gewissenhaftigkeit, der die Physiognomie des Regimes so unverwechselbar geprägt hat. Man hat seine erschreckenden Züge vielfach der planmässig zum Einsatz gebrachten Grausamkeit von Mördern und Schindernaturen zugeschrieben, und diese eindeutig kriminellen Elemente sind es auch, die das populäre Verständnis unvermindert beherrschen; bis auf den heutigen Tag chargieren sie in literarischen oder unterhaltenden Dar-

Bietungen mit der Peitsche in der Faust als Personifizierungen des Nationalsozialismus.

Das Regime selber jedoch hat sich in solchen Erscheinungen typologisch gerade nicht verkörpert gesehen. Zwar hat es sich ihrer, vor allem in seiner Anfangsphase, durchaus bedient, doch bald auch erkannt, dass eine dauerhafte Herrschaft mit der Freisetzung verbrecherischer Instinkte nicht begründet werden kann. Die Radikalität, die das eigentliche Wesen des Nationalsozialismus ausmacht, hat denn auch wenig mit der Mobilisierung zu tun; sie ist kein Problem der kriminellen, sondern eines der pervertierten moralischen Energie.

Es waren vor allem Menschen mit einem starken, wenn auch zugleich richtungslosen Moralverlangen, an die der Nationalsozialismus appelliert hat. Vor allem durch die SS hat er diesen Typus heranzuziehen und elitär zu organisieren versucht. Das Postulat der «inneren Werte», wie es für diese Ordensgemeinschaft unaufhörlich gepredigt und in nächtlichen Feierstunden bei Fackellicht romantisch bekräftigt wurde, umfasste nach den Vorstellungen Heinrich Himmlers: Treue, Ehrlichkeit, Gehorsam, Härte, Anständigkeit, Armut und Tapferkeit, allerdings losgelöst von jedem übergreifendem Bezugssystem und gänzlich auf die Zwecke des Regimes ausgerichtet. Unter dem Kommando solcher Imperative wurde ein Typus emotionsloser Exekutoren herangezogen, der sich «kalte, ja steinerne Haltungen» abverlangte, wie einer von ihnen geschrieben hat, und «aufgehört (hatte), menschliche Gefühle zu haben»<sup>9</sup>. Aus der Härte gegen sich selber bezog er die Rechtfertigung zur Härte gegen andere, und vor der buchstäblich geforderten Fähigkeit, über Leichen zu gehen, stand die Abtötung des eigenen Ich. Es ist diese unbewegte, mechanische Konsequenz, die auf den Betrachter bezeichnenderweise weit radikaler wirkt als der kriminelle Affekt, in dessen lustvoller Brutalität doch immerhin ein überwältigendes soziales, intellektuelles oder menschliches Resentiment, wie schwach auch immer, um Verständnis wirbt.

Der moralische Anspruch war ergänzt und überbaut von der Vorstellung einer besonderen Mission: dem Gefühl, in einer apokalyptischen Auseinandersetzung zu stehen, einem «Höheren Gesetz» zu gehorchen, Agent einer Idee zu sein, oder was sonst auch

immer die Bilder und Parolen einer eigentlich metaphysischen Gewissheit waren. Sie erst verlieh der Unerbittlichkeit die besondere Weihe, und ganz in diesem Sinne hat **Hitler** diejenigen, die seine Mission störten, als «Feinde des Volkes» bezeichnet.<sup>10</sup> In diesem Rigorismus, der sich unentwegt auf seine tiefere Einsicht und seine höhere Sendung berief, spiegelte sich nicht nur das traditionelle deutsche Unverhältnis zur Politik, sondern weit darüber hinaus das eigentümlich gestörte Verhältnis der Nation zur Realität überhaupt. Die Wirklichkeit, in der Ideen Gestalt annehmen und von Menschen erlebt werden, in der Gedanken sich in Verzweiflung, Angst, Hass, Schrecken umsetzen, existierte, schlechthin nicht: Es gab das Programm und in seiner Verwirklichung, wie **Hitler** gelegentlich bemerkt hat, nur noch positive oder negative Aktivität.<sup>11</sup> Der Mangel an humaner Vorstellungskraft, der seit den Nürnberger Prozessen in allen Verfahren gegen die Akteure jener Jahre deutlich geworden ist, war nichts anderes als der Ausdruck dieses Wirklichkeitsverlustes. Er war das eigentlich unverwechselbare, charakteristisch deutsche Element im Nationalsozialismus, und einiges spricht dafür, dass von ihm aus manche Verbindungswege weit zurück in die deutsche Geschichte führen.

Einer paradoxen Pointe zufolge war das folgenreichste Ereignis der neueren deutschen Geschichte «die Revolution, die nicht stattfand»<sup>12</sup>. Ihr Ausbleiben hat dem Lande eine eigentümlich stockige Idylle und einen ständigen Rückstand zum politischen Charakter der jeweiligen Epoche beschert. Nicht selten hat man in diesem revolutionären Unvermögen den Ausdruck eines besonders unterwerfungswilligen Charakters gesehen, und der Typus des gutwilligen, unkriegerischen, träumerischen Deutschen galt lange als eine Art Spottfigur der selbstbewussteren Nachbarn. In Wirklichkeit aber war der tiefe Soupçon gegen alle Revolution nur die Reaktion eines Volkes, dessen historische Erfahrungen nahezu durchweg vom Gefühl der Bedrohung geprägt waren. Aus seiner geographischen Mittellage hatte es schon frühzeitig Einkreisungs- und Abwehrkomplexe entwickelt, die sich in der nie verwundenen Greuelerfahrung des Dreißigjährigen Krieges, als das Land in eine menschenarme Wüste verwandelt wurde, furchtbar bestätigt sahen.

Die folgenreichste Hinterlassenschaft des Krieges war ein traumatisches Gefühl des Ausgeliefertseins sowie eine tiefsitzende Angst vor allen chaotischen Zuständen, die generationenlang von einheimischen wie fremden Landesherren erhalten und ausgebeutet worden sind. Die Ruhe, die als die erste Bürgerpflicht galt, war zugleich immer auch der erste Bürgeranspruch an die Obrigkeit, Angst und Not vom Lande fernzuhalten, und das protestantische Obrigkeitsverständnis hat diese Vorstellung noch ideologisch abgestützt. Selbst die Aufklärung, die sich überall in Europa als Herausforderung bestehender Autoritäten begriff, hat in Deutschland das Landesfürstentum vielfach geschont und vereinzelt sogar gefeiert, zu tief sassen die Schrecken der Vergangenheit. Die für das deutsche Bewusstsein so ungemein suggestiven Kategorien der Ordnung, Disziplin und Strenge gegen sich selbst, die Idolisierung des Staates als unanfechtbarer Instanz und «Aufhalter des Bösen» oder auch der Führerglaube haben in solchen unvergessenen Erfahrungen der Geschichte ihren Ursprung. Die Schutzbedürfnisse, die sich darin offenbarten, hat [Hitler](#) wirksam aufgreifen und durch eine nur gering stilisierende Wendung seinen Herrschaftsabsichten nutzbar machen können: im Führer-Gefolgschaftskult, der seinen Unterwerfungsanspruch ideologisierte, oder durch die Geometrie militärähnlicher Aufmärsche, die den eingewurzelten Abwehrinstinkt gegen chaotische Zustände anschaulich beschwor.

Die Pointe von der ausgebliebenen deutschen Revolution enthält allerdings nur die halbe Wahrheit. Denn die Nation, deren Gedächtnis weder geköpfte Könige noch siegreiche Volkserhebungen kennt, hat zur revolutionären Mobilisierung der Welt mehr als jede andere beigetragen. Dem sogenannten Zeitalter der Revolutionen hat sie die provozierendsten Erkenntnisse, die schneidendsten revolutionären Parolen geliefert und, nach dem hochgreifenden Wort Fichtes, Felsmassen von Gedanken verschleudert, aus denen die künftigen Zeitalter sich Wohnungen errichteten. Deutschlands intellektuelle Radikalität hatte nicht ihresgleichen, und es war diese Eigenart, die dem deutschen Geist Grösse und eine charakteristische Bravour verliehen hat. Doch von der Seite der Wirklichkeit her war es wenig anders als das Unvermögen zu pragmatischen Haltungen, in denen Denken und Leben sich versöhnt zeig-

ten und die Vernunft vernünftig wurde. Den deutschen Geist kümmernte das wenig; er war im Wortsinne asozial und hat denn auch nie rechts oder links gestanden, sondern vornehmlich im gefeierten Gegensatz zum Leben: unbedingt und konzentriert, immer in der Haltung des Ich-kann-nicht-anders, mit einer nahezu apokalyptischen «Tendenz zum intellektuellen Abgrund»<sup>13</sup>, an dessen Rändern weniger die banale Wirklichkeit der Menschen sichtbar wurde, als vielmehr Äonen im Weltengewitter versanken – was ging ihn das Leben an, Gott mochte ihm helfen.

Doch hat diese kennzeichnende Trennung der spekulativen von der politischen Ebene immer auch den Charakter einer Ersatzhandlung gehabt: die Radikalität der Idee verdeckte zugleich die Ohnmacht des Willens. Hegels Bemerkung, dass das Denken eine Gewalt gegen das Bestehende geworden sei, war zwar triumphierend, doch zugleich auch tröstend gemeint. Nicht nur das jahrhundertalte Dilemma der verwinkelten deutschen Miniaturwelt mit ihrer Lebensschwere und Provinzialität ermunterte den Gedanken, sich in ungehinderte Weiten zu erheben, sondern auch die lange missachtete Rolle, zu der er sich durch ein geistloses oder frankomanes Landesherrentum verurteilt sah. Von den krudesten Texten des frühen 19. Jahrhunderts bis in die politische Tagesschriftstellerei der zwanziger Jahre ist, wie subaltern, angelesen oder verkümmert auch immer, etwas von der bezeichnenden Grundbewegung eines Geistes spürbar, der «das Säkulum sich selbst überliess», um an jenem idealen inneren Reich zu bauen, das sich dem äusseren ungetrübt entgegengesetzt wusste. Nie hat er den Vergeltungswillen ganz verheimlichen können, der in der Radikalität seines Urteils am Werke war: das subtile Rachegefühl an einer Realität, die geglaubt hatte, seiner nicht zu bedürfen, und nun an ihm zuschanden wurde.

Der Prozess der Wirklichkeitsentfremdung ist durch die zahlreichen Enttäuschungen, die das bürgerliche Bewusstsein im Verlauf seiner politischen Emanzipationsbemühungen während des 19. Jahrhunderts erlebt hat, noch verschärft worden, und die Spuren dieses Prozesses sind auf nahezu allen Ebenen greifbar: im fiktiven Charakter des politischen Denkens, in den mythologisierenden Ideologien von Winckelmann bis Wagner oder auch im eigen-

tümlich realitätslosen deutschen Bildungsbegriff, der entschlossen das Geisterreich der Kunst und des Erhabenen zu seinem Element machte; das Politische lag abseits davon, es war kein Teil der nationalen Kultur.

Der gesellschaftliche Typus, in dem sich diese Tendenzen verdichtet haben, hat das deutsche Wesen so genau dargestellt, dass er sich bis heute das höchste soziale Prestige bewahrt hat: jene welt-scheuen, gedankenvollen Männer auf alten Porträts, deren profes-sorale Mienen so viel idealische Strenge und Grundsatztreue mit grüblerischer Emphase verbanden und deren Biederkeit nicht ohne Abgründe war. Sie dachten in grossen Verhältnissen, stürzten oder errichteten Systeme, ihr Blick kam von weit her. Zugleich war um sie eine Atmosphäre von Intimität und enger Häuslichkeit, der unverwechselbare Geruch privater Lebensform. «Bücher und Träume» waren, wie Paul de Lagarde geäussert hat,<sup>14</sup> ihr Element, sie lebten in ihren erfundenen Wirklichkeiten, ihr Inventionsgenie schuf ihnen reichlich Ausgleich für den Mangel an realer Realität, ihr Selbstbewusstsein kam aus geistigem Beruf und zeugte vom Be-hagen an der Kultur sowie dem eigenen Beitrag dazu.

Der Verachtung für die Realität entsprach eine zusehends deut-licher hervortretende Geringschätzung der Politik; sie war die Wirklichkeit im strengsten, aufdringlichsten Sinne: ein gemeines Element, die «Herrschaft der Minderwertigen», wie ein berühmter Buchtitel der zwanziger Jahre formulierte<sup>15</sup>, und bis auf den heu-tigen Tag hat der politische Gedanke in Deutschland etwas von je-ner feierlichen Tonlage bewahrt, durch die er sich moralisch wie in-tellektuell gleichermassen über die gemeine Wirklichkeit erhoben weiss. Dahinter war stets, damals wie später auch, das Bedürfnis nach der idealen «unpolitischen Politik» wirksam, das die Gebro-chenheit aus unverändert anhaltender politischer Ohnmacht re-flektierte. Von einer dünnen, immer wieder in die Isolierung gera-tenden Minderheit abgesehen, hat die Öffentlichkeit in Deutsch-land der Politik beziehungslos, nicht selten verlegen gegenüberge-standen, sie blieb immer eine Angelegenheit des mühsamen Inter-esses, der Selbstüberredung und, nach verbreiteter Anschauung, auch der Selbstentfremdung. Die deutsche Welt war an privaten Begriffen, Zwecken, Tugenden orientiert. Keine soziale Verheis-



sung war dem suggestiven Pathos der privaten Welt vergleichbar, dem Glück der Familie, der Ergriffenheit vor der Natur, dem stillen Fieber gelehrter Erkenntnis – diesem ganzen Bereich überschaubarer Daseinsbefriedigung, den man nicht verliess, wenn für das Geheimnis der Wälder nur der «Lärm des Marktes» und für die Freiheit der Träume nur Verfassungsrechte einzutauschen waren.

Auch dieses Gefühl radikalisierte sich. «Ein politischer Mensch ist widerlich», schrieb Richard Wagner an Franz Liszt, und einer seiner Bewunderer hat bemerkt: «Wenn Wagner irgendwie ein Ausdruck seines Volkes, wenn er irgendworin deutsch war, deutsch-human, deutsch-bürgerlich im höchsten und reinsten Sinne, so war er es in seinem Hass auf die Politik.»<sup>16</sup> Mit Vorliebe stilisierte sich der antipolitische Affekt als Verteidigung der Moral gegen die Macht, der Menschlichkeit gegen das Soziale, des Geistes gegen die Politik, und aus diesen Gegensatzpaaren entwickelten sich in immer neuen, tiefsinnigen und polemischen Grübeleien die Vorzugsthemen bürgerlicher Selbstreflexion. Seinen geistvollen Höhepunkt, voll komplizierten Bekenntertums, fand der Affekt in Thomas Manns 1918 erschienenen «Betrachtungen eines Unpolitischen», die sich als Verteidigung einer kulturstolzen deutschen Bürgerlichkeit gegen den aufklärerischen, westlichen «Terrorismus der Politik» verstanden und schon im Titel auf ihre romantische, wirklichkeitsabgewandte Zielsetzung, die traditionelle Sehnsucht nach unpolitischer Politik, verwiesen.

Das ästhetisch-intellektuelle Ressentiment gegen die Politik, das sich zusehends auch in einer breiten, labyrinthischen Traktatliteratur vernehmbar machte, hat seinen extremsten Ausdruck in einer eigentümlichen Heilsvorstellung gefunden, die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts eine ungemaine Wirkung entfaltete: dem Gedanken der Erlösung durch die Kunst. Alle unerfüllten Hoffnungen, alle enttäuschten Sehnsüchte der Nation sind in ihn eingegangen. Er tauchte ansatzweise schon in der Romantik als Postulat der engen Durchdringung von Politik und Poesie auf, Schopenhauer gab ihm in der Erlösung vor allem durch die Musik von den tragischen Verstrickungen des Lebenskampfes eine subjektive Wendung, ehe er bei Richard Wagner in den «Kulturträumen vom 'Ende der Politik' und vom Anbruch der Menschlichkeit»<sup>17</sup> durch

das erneuerte Theater auf seinen Höhepunkt kam. Die Politik müsse zum grossen Schauspiel werden, der Staat zum Kunstwerk, der Künstler an die Stelle des Staatsmannes treten, verlangte er; die Kunst war Mysterium, ihr Tempel Bayreuth, das Sakrament die kostbare Schale arischen Blutes, das dem gefallen Amfortas Genesung geschenkt und die in Klingsor verkörperte Gegenkraft von Judentum, Politik, Sexualität unter die Trümmer des Phantasieschlusses verbannt hatte. Mit einem Erfolg, der demjenigen Wagners kaum nachstand, hat Julius Langbehn gegen Ende des Jahrhunderts dann den Namen Rembrandts als Symbol der Erneuerungssehnsucht verwendet: Die Kunst, so proklamierte er, müsse der in die Irre gegangenen Welt Einfachheit, Natürlichkeit und Intuition zurückbringen, den Handel und die Technik beseitigen, die Klassen versöhnen, das Volk zusammenführen, die verlorene Einheit in der befriedeten Welt wiederbringen: sie war die grosse Überwinderin. Am Ende stand die Abschaffung aller Politik überhaupt und ihre Rückverwandlung in Rausch, Macht, Charisma, Genialität. Konsequenterweise hat er denn auch die Herrschaft im erschten neuen Zeitalter dem begnadeten Genie Vorbehalten, seinem «grossen Kunsthelden», der «cäsaristisch-künstlerischen Einzelpersönlichkeit»<sup>18</sup>.

Alle diese Motive waren auch in der Ausweichbewegung wirksam, mit der die Deutschen, heftiger als je zuvor, reagierten, als sie durch Krieg und Nachkrieg kategorischer denn je mit der Politik konfrontiert wurden. Der traditionelle Fluchtweg verwies sie in ästhetische oder mythologische Ersatzbereiche. Im Affekt gegen die «schmutzige» Revolution war der Abwehrwille gegen die Politik ebenso spürbar wie in den vielfältigen Verschwörungstheorien, die den Horizont der Weimarer Jahre verdüsterten: in der Dolchstosslegende beispielsweise oder in der Theorie von der Doppelbedrohung durch eine rote (kommunistische) und eine goldene (kapitalistische) Internationale, im Antisemitismus oder in den verbreiteten Angstkomplexen vor Freimaurern und Jesuiten, kurzum, in den vielfältigen Symptomen des Rückzugs aus der Wirklichkeit in eine imaginäre Scheinwelt voll der romantischen Kategorien des Verrats, der Einsamkeit und der getäuschten Grösse.

Auch das begleitende politische Denken war von unpolitischen

Bildern und Kategorien beherrscht, von Ideologien des Kriegserlebnisses, der «Jungen Völker», der «Totalen Mobilmachung» oder eines «Barbarischen Cäsarismus» – dieser nahezu unübersehbaren Flut nationalutopischer Entwürfe und Schlagwortphilosophien der sogenannten Konservativen Revolution, die es sich unter wechselnden Vorzeichen zum Ziel gesetzt hatten, der Welt, in Umkehrung eines Wortes von Fichte, gleichsam die Uniform des Irrationalismus anzuziehen. Dem mühevollen Ausgleichscharakter der politischen Wirklichkeit setzten sie ihre unbedingten Parolen entgegen und richteten den Alltag im Namen grandioser Mythen. Zwar übten sie kaum direkten Einfluss, doch als verwirrende romantische Alternativen haben sie zur intellektuellen Aushungerung der Republik nicht unwesentlich beigetragen, zumal der «Ekel vor der Politik» inzwischen weitaus wirksamer als je zuvor an einer verhassten Realität entzündet werden konnte. Während die Anwälte von Weimar oft wie die Apologeten eines korrupten, hoffnungslosen Systems wirkten und ausserstande waren, den Abstand zwischen dem eigenen Pathos und der vor aller Augen sichtbaren Malaise zu überbrücken, gaben die Angreifer gerade auf der Rechten sich phantasievoll, projektenreich und errichteten aus Mythos, Schwärmerei und feinem Bitterstoff das Gegenbild zur Republik. Zu ihren verächtlichsten Vorwürfen an die Adresse des «Systems» gehörte, dass es die Nation an «das kleine Glück» gewöhne, an Konsum und kleinbürgerliches Epikuräertum.<sup>19</sup> Abenteuer, Tragik, Untergang bildeten stattdessen das Faszinationsvokabular der Zeit, und während Carl v. Ossietzky unter den Intellektuellen des Landes zahlreiche «uneigennützig Liebhaber jeder Katastrophe, Feinschmecker weltpolitischer Missgeschicke» entdeckte, fragte ein französischer Beobachter zu Beginn der dreissiger Jahre, ob Deutschland nicht «seine Krise mit zuviel Leidenschaft und Radikalismus» durchmache.<sup>20</sup> In der Tat war die alte «Tendenz zum intellektuellen Abgrund» mitverantwortlich dafür, dass die Krise in Deutschland den gänzlich ausgeweglosen, verzweifelten Charakter angenommen hat, der das Bedürfnis zur Flucht aus der Realität zu einem Massenphänomen und die Idee eines romantisch-heroischen Sprungs ins Ungewisse zum vertrautesten aller Gedanken gemacht hat.

Vor diesem ideologischen Hintergrund ist die Erscheinung [Hitlers](#) zu sehen, er wirkt mitunter geradezu wie das vulgäre Kunstprodukt dieser Haltungen und Komplexe: die Verbindung von mythologischem und rationalem Denken in der äussersten Radikalität des sozial entfremdeten Intellektuellen. In seinen Reden tauchten fast alle bekannten rhetorischen Figuren des antipolitischen Affekts auf: der Hass gegen die Parteien, gegen den Kompromisscharakter des «Systems», gegen seinen Mangel an «Grösse»; stets sah er die Politik als Nachbarbegriff des Schicksals, unfähig aus sich selber, der Befreiung durch den starken Mann bedürftig, durch die Kunst oder eine als «Vorsehung» bezeichnete höhere Macht. In einer der zentralen Reden im Verlauf der Machtergreifung, am 21. März anlässlich des Tages von Potsdam, hat er den Zusammenhang von politischer Ohnmacht, Ersatzträumerei und Erlösung durch die Kunst mit den Worten formuliert:

«Der Deutsche, in sich selbst zerfallen, uneinig im Geist, zersplittert in seinem Wollen und damit ohnmächtig in der Tat, wird kraftlos in der Behauptung des eigenen Lebens. Er träumt vom Recht in den Sternen und verliert den Boden auf der Erde ... Am Ende blieb den deutschen Menschen dann immer nur der Weg nach innen offen. Als Volk der Sänger, Dichter und Denker träumte es dann von einer Welt, in der die anderen lebten, und erst, wenn die Not und das Elend es unmenschlich schlugen, erwuchs vielleicht aus der Kunst die Sehnsucht nach einer neuen Erhebung, nach einem neuen Reich und damit nach neuem Leben.»<sup>21</sup>

Als eben diese Erscheinung des Retters hat er sich selber verstanden, nachdem er einmal seinen Künstlerträumen entlaufen war. Im Zusammenhang der geistigen Tradition fühlte er sich Langbeins «grossem Kunsthelden» zweifellos näher als beispielsweise Bismarck, in dem er, wie verschiedene seiner Äusserungen erkennen lassen, weniger den Politiker als vielmehr das ästhetische Phänomen des grossen Mannes bewunderte.<sup>22</sup> Auch ihm selber hat die Politik vor allem ein Vehikel zur Grösse bedeutet, die unvergleichliche Chance, das unzureichende künstlerische Talent in einer grandiosen Ersatzrolle zu kompensieren. Alles, was er selber vom Politiker besass, hatte er sich angeeignet oder als Rolle auf Zeit übernommen; in seinen impulsiven Eingebungen dagegen hat er

durchweg mythisch, ästhetisch, realitätsfern, kurzum unpolitisch gedacht. Während er Tränen über die Kunst vergoss, wie ein Zeitgenosse beobachtet hat<sup>23</sup>, liessen «humanities» ihn, seiner Umgebung zufolge, gleichgültig, und die spontanen Dokumente seines Lebens, die frühen Reden sowie die Tischgespräche aus dem Führerhauptquartier, sind ein überzeugender Beleg dafür. Möglicherweise hat ihm denn auch selten eine Huldigung mehr bedeutet als die Bemerkung H. St. Chamberlains in dem Schreiben vom Oktober 1923, die ihn als «das Gegenteil eines Politikers» feierte; Chamberlain hatte hinzugefügt: «Das Ideal der Politik wäre, keine zu haben; aber diese Nichtpolitik müsste freimütig bekannt und der Welt aufgedrungen werden.»<sup>24</sup> In diesem Sinne hat **Hitler** tatsächlich keine Politik gehabt, vielmehr eine grosse, suggestive Welt- und Schicksalsidee, deren Verwirklichung er mit manischer Beharrlichkeit zum Ziel seines Lebens gemacht hat.

Walter Benjamin hat den Faschismus die «Ästhetisierung der Politik» genannt, und als ein Volk, dessen Politikvorstellung schon immer ästhetisch durchsetzt war, hat der Faschismus die Deutschen mit so besonderer Vehemenz erfassen können. Es hat das Scheitern der Weimarer Republik mitverursacht, dass sie die deutsche Psychologie nicht begriff und Politik nur als Politik verstand. Erst **Hitler** hat den öffentlichen Angelegenheiten durch unentwegte Vernebelungspraktiken, durch theatralische Szenerien, Rausch und Vergötzungstumult die vertraute Gestalt zurückgegeben. Ihr treffendes Symbol waren die Strahlendome: Wände aus Magie und Licht gegen die finstere, drohende Aussenwelt. Und wenn die Deutschen **Hitlers** Raumburger, seinen Antisemitismus, die vulgären und brutalen Züge, die ihm anhafteten, nicht teilten: dass er der Politik wieder den grossen Schicksalston gegeben und sie mit einem Element des Schauders gemischt hat, das hat ihm Beifall und Anhängerschaft eingetragen.

Es entsprach nur der Ideologie des unpolitischen «Schönheitsstaats», dass **Hitler** seine künstlerischen und politischen Vorstellungen als eine Einheit betrachtete und das Regime mit Vorliebe als die endliche Versöhnung von Kunst und Politik gefeiert hat.<sup>25</sup> Er sah sich in der Nachfolge des Perikles und entwickelte gern die Parallelen dazu; die Autobahnen, hat Albert Speer überliefert, sah

er gleichsam als sein Parthenon<sup>26</sup> Allen Ernstes hat er geäußert, weder der Reichsführer-SS, Heinrich Himmler, noch Rudolf Hess seien als «unmusische Menschen» wirklich geeignet, einst seine Nachfolge anzutreten, während umgekehrt Speer nicht zuletzt deshalb so hoch stieg und zeitweilig sogar als vorgesehener Führernachfolger galt, weil er, in der Vorstellungswelt **Hitlers**, «musischer Mensch», «Künstler», «Genie» war. Bezeichnenderweise liess **Hitler** bei Kriegsbeginn zwar die Künstler freistellen, nicht aber die Wissenschaftler, Techniker, selbst bei der Vorführung neuer Waffen hat er die ästhetische Form selten übersehen und beispielsweise die «Eleganz» eines Geschützrohres loben können. Ausserhalb der Kunst war schlechthin nichts, sogar als Feldherr, pflegte er zu sagen, könne nur ein musischer Mensch erfolgreich sein.<sup>27</sup> Er zog es denn auch vor, Paris nach dem Sieg über Frankreich nicht als Eroberer, sondern als eine Art Museumsbesucher zu betreten, und auch seine frühzeitig einsetzenden, später immer ungeduldiger geäußerten privaten Rückzugsnostalgien kamen aus diesem Wesensgrund: «Gegen meinen Willen bin ich Politiker geworden», hat er, so oder ähnlich, immer wieder bemerkt, «die Politik ist mir nur ein Mittel zum Zweck. Es gibt Leute, die glauben, es werde mir einmal hart ankommen, nicht mehr wie jetzt tätig zu sein. Nein! Das soll der schönste Tag meines Lebens werden, wenn ich aus dem politischen Leben ausscheide und alle die Kümernisse, die Plage und den Ärger hinter mir lasse ... Kriege kommen und vergehen. Was bleibt, sind einzig die Werte der Kultur»; und für Hans Frank nahmen solche Empfindungen sogar den Charakter einer Epochentendenz an, «alles, was mit Staaten, Krieg, Politik usw. zusammenhängt, wieder bannen und dem hohen Ideal kulturellen Wirkens hintanstellen zu können.»<sup>28</sup> Es ist für diesen Zusammenhang nicht ohne Bedeutung, dass die nationalsozialistische Führungsspitze einen unverhältnismässig hohen Anteil an verhinderten, nicht zum Zuge gekommenen oder gescheiterten Halbkünstlern aufwies: neben **Hitler** selber gehört Dietrich Eckart dazu, Goebbels hatte sich erfolglos als Romancier versucht, Rosenberg als Architekt begonnen, V. Schirach und Hans Frank als Dichter, Funk als Musiker dilettiert; auch Speer, in seinem unpolitischen Isolierungswillen, rechnet dazu, desgleichen jener Intellektuellen-Typus, der mit äs-

thetisierenden Pronunciamentos, vage und unerbittlich zugleich, den Aufstieg des Nationalsozialismus begleitet und gefördert hat. Der verzerrte Wirklichkeitsbegriff der sozial entfremdeten Intellektuellen hat dann auch Hitlers Ideenwelt wesentlich geprägt. Viele Zeitgenossen stellten seine Neigung fest, sich im Gespräch «in höhere Regionen» zu versteigen, aus denen man ihn immer wieder «auf den Boden der Tatsachen herunterziehen müsse», wie einer von ihnen schrieb.<sup>29</sup> Bezeichnenderweise hing Hitler seinen Gedankenspinnten mit Vorliebe auf dem Obersalzberg nach oder aber in dem Adlernest, das er oberhalb des Berghofs auf dem zweitausend Meter hohen Kehlstein hatte errichten lassen. Hier, in dünnerer Luft, vor der Schicksalskulisse der Berge, überdachte er seine Projekte, hier, so äusserte er gelegentlich, habe er alle grossen Entscheidungen getroffen.<sup>30</sup> Doch die Phantasien von einem Riesenreich bis zum Ural, das geopolitische Exzessdenken in Grossräumen und Weltenteilungen, die genetischen Visionen mit dem Massenmord an ganzen Völkern und Rassen, die Übermenschenträume und Phantasmagorien von Blutreinheit und Heiligem Gral sowie schliesslich dieses ganze kontinentenweit gedachte System der Rollbahnen, Militäranlagen und Wehrdörfer: das alles war der Sache nach keineswegs «deutsch», sondern stammte aus nahen oder weitentfernten Quellen; deutsch daran war nur die intellektuelle, wilde Konsequenz, mit der er die Bruchstücke zusammendachte, und deutsch der unnachsichtige, vor keiner Folgerung zurückschreckende Rigorismus. Gewiss hatte Hitlers Härte mit den Voraussetzungen eines monströsen Charakters zu tun; auch war in seiner Radikalität immer etwas von der Radikalität und Uner-schrockenheit der Gosse mitenthalten; darüber hinaus jedoch demonstrierte sie jenes apolitische, wirklichkeitsfeindliche Weltverhalten, das zur intellektuellen Tradition des Landes gehört. Nicht mit seinen rassenkämpferischen oder expansiven Zielsetzungen steht er im Fluchtpunkt der deutschen Geschichte, sondern als einer jener Intellektuellen, die, erfüllt von theoretischen Gewissheiten, die Realität aus grosser Höhe ihren kategorischen Prinzipien unterwarfen.

Was ihn von allen seinesgleichen unterschied, war die Fähigkeit politischen Verhaltens; Er war der Ausnahmefall des Intellektuel-

len mit praktischem Machtverstand. In den Texten seiner Vorläufer, bis hin in die literarischen Geröllhalden des völkischen Schrifttums, lassen sich unschwer weit radikalere Postulate ausfindig machen, als er sie vertrat; es gibt, von deutscher wie von europäischer Herkunft, entschieden heftigere Zeugnisse der Gegenwartsangst und ästhetisierenden Realitätsverneinung. Marinetti beispielsweise beschwor die Erlösung von der «infamen Wirklichkeit» und verlangte 1920 in einem Manifest, «Alle Macht den Künstlern» zu überlassen, die Herrschaft gebühre dem «weitreichenden Proletariat der Geniesse»; aber diese und andere parallele Verlautbarungen kokettierten nur pompös mit der Ohnmacht der Intellektuellen und gefielen sich darin – Marinetti hatte seine Beschwörungen gegen die Wirklichkeit bezeichnenderweise an die «rächende See» gerichtet.<sup>31</sup> Was [Hitler](#) auch hier wiederum zur Ausnahmeerscheinung machte, war die Bereitschaft, seine intellektuellen Fiktionen buchstäblich zu nehmen und gleichsam die Phrasen einer hundertjährigen gedanklichen Exaltation zu essen.

Darin war er ohne Beispiel. Gewiss ist es richtig, dass die Deutschen von ihm nicht, wie die Athener vom Tyrannen Peisistratos, überrascht wurden, als sie gerade zu Tische sassen. Wie alle Welt hätten sie gewarnt sein können, da [Hitler](#) seine Absichten, fast ohne jede intellektuelle Reserve, immer wieder offengelegt hatte. Aber die traditionelle Trennung von erdachter und sozialer Realität hatte längst die Vorstellung geweckt, dass Worte wenig kosteten, und keine schienen billiger als die seinen. Nur so ist das grosse Fehlurteil über ihn zu erklären, das zugleich das Fehlurteil der Zeit war. Der Fraktionsvorsitzende der SPD im Reichstag, Rudolf Breitscheid, der im Konzentrationslager Buchenwald endete, klatschte vor Vergnügen in die Hände, als er die Nachricht von der Ernennung [Hitlers](#) zum Reichskanzler erhielt, endlich werde er sich zugrunde richten; andere stellten Berechnungen an, dass [Hitler](#) jederzeit überstimmt werden und nie die verfassungsändernde Zweidrittelmehrheit erzielen könne; Julius Leber, auch er ein führender Sozialdemokrat, meinte herablassend, er warte wie alle Welt darauf, endlich die «geistigen Grundlagen dieser Bewegung zu erfahren»<sup>32</sup>.

Niemand schien zu erfassen, wer [Hitler](#) wirklich war. Nur ver-



schiedentlich schärfte die Distanz den Blick. Zwar blieben die erwarteten Sanktionen des Auslands aus; vielmehr rüsteten die Hauptstädte sich in der gleichen Verkettung von Blindheit, Bändigungshoffnung und Schwäche wie Deutschland zu den Abmachungen und Pakten der kommenden Jahre. Aber vereinzelt meldeten sich doch, von einer eigentümlichen Faszination durchsetzt, beunruhigte Ahnungen. Ein deutscher Beobachter in Paris registrierte unter Franzosen «ein Gefühl, als ob sich in ihrer nächsten Nachbarschaft ein Vulkan aufgetan hätte, dessen Ausbruch jeden Tag ihre Felder und Städte verwüsten könnte und dessen kleinste Regungen sie daher mit Staunen und Angst verfolgen. Ein Naturereignis, dem sie fast hilflos gegenüberstanden. Deutschland ist heute wieder... der grosse internationale Star, der in jeder Zeitung, in jedem Kino die Massen fasziniert aus einer Mischung von Furcht, Nichtverstehen, widerwilliger Bewunderung, in die sich auch nicht wenig Schadenfreude mischt; die grosse tragische, unheimliche, gefährliche Abenteuerfigur».<sup>33</sup>

Kaum eine der Ideen, in deren Zeichen das Land dieses Abenteuer begann, gehörte ihm allein; deutsch war indessen der inhumane Ernst, mit dem es aus seiner Existenz im Imaginären hervortrat. Die beschriebenen Tendenzen und Affekte, verstärkt durch die inzwischen unerträglich überzogene Spannung zwischen einem jahrhundertlang formulierten revolutionären Gedanken und der Immobilität der gesellschaftlichen Verhältnisse, gaben seinem Auftritt eine beispiellose Wucht, den extremen Charakter verspäteter Reaktion: Der deutsche Donner hatte endlich sein Ziel erreicht. In seinem Grollen ging der verzweifelte Versuch unter, die Realität im Zeichen einer rückwärtsgerichteten Utopie zu verneinen.

Doch ist die Zurückweisung der Wirklichkeit im Namen radikal idealisierter Vorstellungen schwerlich zu unterdrücken; sie hat mit der Spontaneität der Phantasie zu tun und mit dem Risiko des Denkens. Ihre politische Problematik ist unverkennbar. Aber der deutsche Geist verdankt seinen realitätsverweigernden Haltungen nicht zuletzt, was er gewesen ist, und nicht alle seine Wege führen, wie so manche meinen, einfallsloserweise nur immer nach Auschwitz.

## FÜNFTES BUCH

### Die Machtergreifung

## I. KAPITEL

# Legale Revolution

«Das war kein Sieg, denn die Gegner fehlten.»  
*Oswald Spengler, 1933*

In einem nur wenige Monate dauernden, stürmischen Prozess hat **Hitler** nicht nur die Macht erobert, sondern auch einen Teil seiner weitgesteckten revolutionären Ansprüche durchgesetzt. Die durchweg geringschätzigen Kommentare, die seinen Regierungsantritt begleiteten, gaben ihm keine Chance grosser Dauer<sup>1</sup>, sofern sie ihn nicht, in eigenartig zusammenlaufenden Illusionen von der Mitte bis hin zur SPD und zu den Kommunisten, für einen «Gefangenen» Hugenburgs hielten. Doch die skeptischen Voraussagen, die ihn an der Macht der konservativen Koalitionspartner, an Hindenburg und der Reichswehr, am Widerstand der Massen, insbesondere der linken Parteien und Gewerkschaften, an der Vielzahl und Schwierigkeit der wirtschaftlichen Probleme, an der Intervention des Auslands oder schliesslich am eigenen, endlich decouvrierten Dilettantismus scheitern sahen – sie alle wurden in einem Machteroberungsprozess, der in der Geschichte kaum ein Beispiel hat, eindrucksvoll widerlegt. Zwar war der Ablauf des Geschehens in den Einzelheiten keineswegs so minutiös vorausberechnet, wie es im historischen Rückblick mitunter erscheint; doch hatte **Hitler** in jedem Zeitpunkt das Ziel vor Augen: die Vereinigung aller Macht in seiner Hand bis zum erwarteten Ableben des fünfundachtzigjährigen Reichspräsidenten; und er kannte die Taktik: jene durch Angst und Unsicherheitsgefühle modifizierte Legalitätspraxis, die er in den zurückliegenden Jahren so erfolgreich erprobt hatte. Als Mittel diente ihm eine geradezu überfallartige Dynamik,

die Schlag auf Schlag immer neue Stellungen des Gegners aufbrach und den entmutigten Kräften, die sich zu widersetzen versuchten, keine Möglichkeit zur Formierung der eigenen Reihen liess, während sie ihm selber Zufälle, Chancen und immer wieder auch einen Zipfel vom Mantel jener von ihm reklamierten Vorsehung zuspelte, den er mit wachsender Geistesgegenwart zu ergreifen lernte.

Schon die Kabinettsitzung vom 2. Februar widmet **Hitler** überwiegend der Vorbereitung jener Neuwahlen, die er kurz vor der Vereidigung am 30. Januar dem widerstrebenden Hugenberg abgerungen und anschliessend durch rasch zum Scheitern geführte Scheinverhandlungen mit dem Zentrum vorgeblich gerechtfertigt hatte. Die Verfügungsgewalt über alle staatlichen Hilfsmittel bot nicht nur die Chance, die Niederlage vom vergangenen November zu korrigieren, sondern auch sogleich im ersten Anlauf der Kontrolle des deutschnationalen Partners zu entkommen. Zwar wurde Fricks Vorschlag, der Regierung eine Million Mark für den Wahlkampf zur Verfügung zu stellen, auf den Einspruch des Finanzministers V. Schwerin-Krosigk hin verworfen; doch mit der staatlichen Macht im Rücken bedurfte es solcher Aushilfen nicht mehr, um jenes «Meisterstück der Agitation» zu liefern, das Goebbels in einer Tagebuchnotiz vorhersagte.<sup>2</sup>

Wie es der Neigung **Hitlers** zur Fixierung auf jeweils einen Punkt entsprach, war vom gleichen Augenblick an jede Überlegung, jeder taktische Zug in den Dienst der umfassenden Kampagne für die am 5. März angesetzten Wahlen gestellt. Er selber gab das Einsatzzeichen mit einem «Aufruf an das deutsche Volk», den er am späten Abend des 1. Februar über den Rundfunk verlas. Er hatte sich denkbar rasch in seine neue Rolle und die Allüre, die sie forderte, hineingefunden. Zwar konnte der bei der Verlesung anwesende Hjalmar Schacht **Hitlers** Erregung beobachten und wie er streckenweise am «ganzen Körper bebte und schlitterte»<sup>3</sup>, doch war das Dokument selber, das allen Kabinettsmitgliedern zur Billigung vorgelegen hatte, im gemessenen Ton staatsmännischer Verlautbarungen gehalten. Es verband die kritische Absage an die Vergangenheit mit klingenden Beteuerungen nationaler, konservativer und christlicher Werte: Seit den Tagen des Verrats im No-

vember 1918, so begann er, habe «der Allmächtige unserem Volk seinen Segen entzogen». Parteienhader, Hass und Chaos hätten die Einheit der Nation «in ein Gewirr politisch-egoistischer Gegensätze» verwandelt, Deutschland biete «das Bild einer herzzerbrechenden Zerrissenheit». In generalisierenden Verdikten beklagte er den inneren Verfall sowie Elend, Hunger, Würdelosigkeit und Katastrophen der zurückliegenden Jahre und beschwor das Ende einer zweitausendjährigen Kultur angesichts des umfassenden «Willens- und Gewaltansturms» des Kommunismus:

«Angefangen bei der Familie, über alle Begriffe von Ehre und Treue, Volk und Vaterland, Kultur und Wirtschaft hinweg bis zum ewigen Fundament unserer Moral und unseres Glaubens, bleibt nichts verschont von dieser nur verneinenden, alles zerstörenden Idee. 14 Jahre Marxismus haben Deutschland ruiniert. Ein Jahr Bolschewismus würde Deutschland vernichten. Die heute reichsten und schönsten Kulturgebiete der Welt würden in ein Chaos und Trümmerfeld verwandelt. Selbst das Leid der letzten anderthalb Jahrzehnte könnte nicht verglichen werden mit dem Jammer eines Europas, in dessen Herzen die rote Fahne der Vernichtung aufgezogen würde.»

Als Aufgabe der neuen Regierung bezeichnete er die Wiederherstellung der «geistigen und willensmässigen Einheit unseres Volkes», er versprach, «das Christentum als Basis unserer gesamten Moral, die Familie als Keimzelle unseres Volks- und Staatskörpers» in Schutz zu nehmen, den Klassenkampf zu überwinden und die Traditionen wieder zu Ehren zu bringen. Der Wiederaufbau der Wirtschaft sollte durch zwei grosse Vierjahrespläne gewährleistet werden, deren Prinzip wiederum dem marxistischen Gegner abgesehen war, während das Ausland zwar in bestimmtem Ton auf die Lebensrechte Deutschlands hingewiesen, zugleich aber mit beschwichtigenden Formeln des Versöhnungswillens beruhigt wurde. «In vier Jahren», so schloss er, werde seine Regierung «die Schuld von 14 Jahren wieder gutzumachen» versuchen, liess dabei allerdings, bevor er in ehrfürchtiger Anrufung Gottes Segen erbat, deutlich durchblicken, dass die Regierung sich über alle verfassungsmässigen Kontrollbefugnisse hinwegsetzen werde: «Sie kann nicht die Arbeit des Wiederaufbaus der Genehmigung derer unterstellen, die den Zusammenbruch verschuldeten. Die Parteien des

Marxismus und seiner Mitläufer haben vierzehn Jahre lang Zeit gehabt, ihr Können zu beweisen. Das Ergebnis ist ein Trümmerfeld...»

Die taktische Zurückhaltung, die dieser Aufruf, allen drohenden revolutionären Untertönen zuwider, im Ganzen doch noch wahrte, warf Hitler ab, als er schon zwei Tage später in der Dienstwohnung des Chefs der Heeresleitung, Generals v. Hammerstein, zu den Befehlshabern der Reichswehr sprach. Die auffallende Hast, mit der er, ungeachtet der zahllos auf ihn eindringenden Aufgaben, die Gelegenheit zu dieser Begegnung gesucht hat, war nicht nur in der Schlüsselstellung begründet, die dem Militär in seinem Machteroberungskonzept zugewiesen war; vielmehr drängte es ihn auch im Rausch und Überschwang dieser Tage, für seine grandiosen Perspektiven, allen Selbstverheimlichungsbedürfnissen zum Trotz, Mitwisser zu finden. Kaum etwas unterstreicht so deutlich wie diese Ungeduld, dass es Hitlers innerster, zentraler Gedanke war, den er den Befehlshabern vortrug.<sup>4</sup>

V. Hammerstein stellte, so hat einer der Teilnehmer die Zusammenkunft beschrieben, «etwas 'wohlwollend' von oben herab den 'Herrn Reichskanzler' vor, die Generalsphalanx quittierte höflich kühl, Hitler machte überall bescheidene linkische Verbeugungen und blieb verlegen, bis er nach dem Essen die Gelegenheit zu einer längeren Rede am Tisch bekam». Er sicherte der Wehrmacht als dem einzigen Waffenträger eine ruhige Entwicklung zu und stellte an den Anfang der fast zweistündigen Ansprache, wie schon vor dem Düsseldorfer Industrieklub, den Gedanken vom Primat der Innenpolitik: das vordringlichste Ziel der neuen Regierung sei die Wiedergewinnung der politischen Macht durch die «völlige Umkehrung der gegenwärtigen innenpolitischen Zustände», die rücksichtslose Ausrottung von Marxismus und Pazifismus sowie die Schaffung einer breiten Kampf- und Wehrbereitschaft durch «straffste autoritäre Staatsführung»; sie allein biete die Gewähr, zunächst mit Hilfe einer vorsichtig operierenden Aussenpolitik den Kampf gegen Versailles aufzunehmen, um anschliessend mit gesammelter Kraft zur «Eroberung neuen Lebensraumes im Osten und dessen rücksichtsloser Germanisierung» überzugehen. Den Zwang zur Expansion begründete er inzwischen nicht mehr nur

mit militärgeographischen und ernährungspolitischen Argumenten, sondern auch mit dem Hinweis auf die Wirtschaftskrise; ihre Ursache wie ihre Lösung liege im Lebensraum. Problematisch erschienen ihm, wenn er die Lage überprüfte, lediglich die Jahre des versteckten, politisch-militärischen Wiederaufbaus; in dieser Zeit werde sich erweisen, ob Frankreich Staatsmänner habe: «Wenn ja, wird es uns nicht Zeit lassen, sondern über uns herfallen (vermutlich mit Ostrabanten)», hielt einer der Teilnehmer fest.

Bedeutsam an dieser Ansprache war nicht nur der Aufschluss, den sie von einer neuen Seite über [Hitlers](#) gewaltsam kombinierende Denkstruktur gab: Durchweg jede Erscheinung begriff er lediglich als zusätzliches Argument längst verfestigter Ideen, auch wenn er dabei ihr Wesen, wie hier im Falle der Wirtschaftskrise, geradezu grotesk verkannte, und nach wie vor lag die einzige Lösung, die für ihn überhaupt fassbar war, in der Gewalt. Zugleich offenbarten die Ausführungen aber auch die Kontinuität der Gedankenwelt [Hitlers](#) und dementierten alle Theorien, die einen mässigen Einfluss der Verantwortung erkennen wollen und von einer späteren, meist in das Jahr 1938 verlegten Wesensänderung [Hitlers](#) sprechen, als er in die alten aggressiven Hasskomplexe zurückgefallen oder, einer anderen Version zufolge, in ein neuartiges Wahnsystem geraten sei.

[Hitlers](#) Konzept der Machteroberung, das trotz aller Anleihen bei der erprobten bolschewistischen und vor allem faschistischen Staatsstreichpraxis zu den wenigen wirklich eigenen, originellen Elementen seines Aufstiegs gehört, ist in seinem Ablauf noch immer das klassische Modell für die totalitäre Überwältigung demokratischer Institutionen von innen her, das heisst mit Hilfe und nicht im Widerstreit mit der Staatsmacht. Mit einem beachtlichen, in seinen Mitteln nie verlegenen Einfallsreichtum griff er die Methoden der zurückliegenden Monate auf und passte sie der neuen Lage an. Im durchdachten Zusammenspiel mit den braunen Hilfstruppen wurden immer wieder Vorgänge revolutionärer Überrumpelung mit Akten juristischer Sanktionierung so verkoppelt, dass eine im Einzelfall zwar häufig fragwürdige, insgesamt aber eben doch überzeugende Legalitätskulisse den Blick auf die Rechtswid-

rigkeit des Regimes verstellte. Auf der gleichen Linie lag, dass die alten institutionellen Fassaden vielfach erhalten blieben, in deren Schatten die tiefgreifende Umwälzung aller Verhältnisse so ungestört betrieben werden konnte, bis endlich das Urteil der Zeitgenossen über Recht oder Unrecht des Systems, Loyalität oder Widerstand hoffnungslos irritiert war: Der paradoxe Begriff der legalen Revolution war denn auch weit «mehr als ein propagandistischer Trick» und kann in seiner Bedeutung für den Erfolg des Machtergreifungsprozesses gar nicht überschätzt werden.<sup>5</sup> Hitler selber hat später erklärt, Deutschland habe zu jener Zeit nach Ordnung gelehzt, so dass er auf alle offene Gewaltanwendung habe verzichten müssen; und in einer der Verzweiflungsstimmungen der letzten Tage, als er sich Rechenschaft über die Fehler und Versäumnisse der Vergangenheit gab, hat er den Ordnungssinn der Deutschen, ihre Gesetzesmanie und tiefe Abneigung gegen das Chaos, die schon der Revolution von 1918 den unentschiedenen Charakter gegeben, ihn aber selber auch an der Feldherrnhalle hatte scheitern lassen, für alle Halbheiten, Kompromisse und den verhängnisvollen Verzicht auf eine blutige Überrumpelungsaktion verantwortlich gemacht: «Sonst wären Tausende damals beseitigt worden ... Man bereut es erst hinterher, dass man so gut ist.»<sup>6</sup>

Im Augenblick freilich erwies sich die Taktik der legal verbrämten, schlagartig abrollenden Revolution als ungemein erfolgreich. Noch im Verlauf des Februar wurde durch drei Verordnungen, für deren Rechtmässigkeit die bürgerlichen Gewährsleute an der Seite **Hitlers**, die Unterschrift Hindenburgs sowie das begleitende Nebelwerk nationaler Parolen gleichermassen zu bürgen schienen, im Grunde bereits alles vorentschieden. Schon am 4. Februar erging die Verordnung «Zum Schutze des deutschen Volkes», die der Regierung das Recht erteilte, die politischen Veranstaltungen sowie die Zeitungen und Druckerzeugnisse der konkurrierenden Parteien mit den unbestimmtesten Begründungen zu verbieten. Die augenblicklich erfolgenden drakonischen Eingriffe richteten sich gegen abweichende politische Auffassungen jedweder Richtung, selbst ein Kongress linker Intellektueller und Künstler in der Krolloper sah sich kurz nach Beginn wegen angeblich atheistischer Äusserungen abgebrochen. Zwei Tage später wurde durch eine weitere



Notverordnung, in einer Art zweitem Staatsstreich, die Auflösung des preussischen Landtags verfügt, nachdem ein entsprechender Versuch auf parlamentarischem Wege gescheitert war. Wiederum zwei Tage später begründete Hitler vor führenden deutschen Journalisten die Notverordnung vom 4. Februar, indem er auf die fehlerhaften Zeitungsurteile über Richard Wagner verwies und erklärte, vor «ähnlichen Irrtümern wolle er die jetzige Presse bewahren». Gleichzeitig drohte er scharfe Massnahmen gegen alle diejenigen an, «die Deutschland bewusst schädigen wollten»<sup>7</sup>. Aber auch knapp dosierte menschliche Hinweise, wirkungsvoll mit den Drohungen und Gewaltakten arrangiert, fehlten im Komplex der verwirrenden Meldungen nicht. Am 5. Februar gab die Reichspressestelle der NSDAP bekannt, dass Adolf Hitler, «der auch persönlich sehr an München hängt», dort seine Wohnung behalte und im übrigen auf seine Bezüge als Reichskanzler verzichtet habe.

Unterdessen drangen die Nationalsozialisten tief in den Apparat der Verwaltung ein. Im Rollenplan der legalen Revolution fiel Göring, dessen Beilichtheit der Gewalt so joviale Züge lieh, die Aufgabe des rücksichtslos zupackenden Ungestüms zu. Zwar hatte die neue Verordnung Papen alle Regierungsbefugnisse in Preussen übertragen, doch lag die wirkliche Macht bei Göring. Während der Vizekanzler noch auf seine «Erziehungsarbeit im Kabinett»<sup>8</sup> hoffte, schleuste Hitlers Gefolgsmann eine Anzahl sogenannter ehrenamtlicher Kommissare wie den SS-Oberführer Kurt Dalwege ins preussische Innenministerium ein, die sich in diesem grössten Verwaltungsapparat Deutschlands sogleich festnisteten und in umfangreichen Personalschüben Entlassungen und Neuernennungen verfügten, «reihenweise», so heisst es in einem zeitgenössischen Bericht, «werden die Systembonzen hinausgeworfen. Vom Oberpräsidenten bis zum Portier erfolgt diese rücksichtslose Säuberung.»<sup>9</sup>

Görings besonderes Augenmerk war auf die Polizeipräsidien gerichtet, die er in kurzer Zeit weitgehend mit hohen SA-Führern besetzte. Am 17. Februar befahl er der Polizei in einem Erlass, zu den «nationalen Verbänden (SA, SS und Stahlhelm) das beste Einvernehmen herzustellen», der Linken gegenüber jedoch, «wenn nötig rücksichtslos von der Waffe Gebrauch zu machen»: «Jede

Kugel», so bestätigte er diese Anordnung ausdrücklich in einer späteren Rede, «die jetzt aus dem Lauf einer Polizeipistole geht, ist meine Kugel. Wenn man das Mord nennt, dann habe ich gemordet, das alles habe ich befohlen, ich decke das.» Aus einem unscheinbaren Nebenressort im Berliner Polizeipräsidium, das sich der Überwachung verfassungsfeindlicher Bestrebungen gewidmet hatte, begann er die Geheime Staatspolizei aufzubauen, deren Apparat schon vier Jahre später einen vierzigfach vergrösserten Etat und allein in Berlin viertausend Beamte besass.<sup>10</sup> Zur «Entlastung der ordentlichen Polizei in Sonderfällen» verfügte er am 22. Februar die Aufstellung einer rund 50'000 Mann starken Hilfspolizei vor allem aus SA und SS und liess damit auch die Fiktion polizeilicher Neutralität zugunsten parteigebundener Terrorfunktionen offen fallen. Eine weisse Armbinde, Gummiknüppel und Pistole legitimierten künftig wilde Verhaftungen und Übergriffe der Parteiarmee als gesetzliches Vorgehen im Dienst des Staates. «Meine Massnahmen», versicherte Göring dazu in einem seiner rauschhaft klingenden Gewaltbekenntnisse aus jener Zeit, «werden nicht angekränkt sein durch irgendwelche juristischen Bedenken. Meine Massnahmen werden nicht angekränkt sein durch irgendeine Bürokratie. Hier habe ich keine Gerechtigkeit zu üben, hier habe ich nur zu vernichten und auszurotten, weiter nichts.»<sup>11</sup>

Diese Kampfansage war vor allem gegen die Kommunisten gerichtet, die nicht nur der prinzipielle Gegner waren, sondern im kommenden Reichstag auch über die Mehrheitsverhältnisse entschieden. Schon drei Tage nach der Kabinettsbildung hatte Göring alle kommunistischen Kundgebungen in Preussen verboten, nachdem die KPD zu Generalstreik und Demonstrationen aufgerufen hatte. Immerhin ging der stille Bürgerkrieg weiter, allein in den ersten Februartagen kosteten die Zusammenstösse fünfzehn Tote und rund die zehnfache Zahl an Verletzten. Am 24. Februar drang die Polizei in einer gross aufgemachten Aktion in die Zentrale der KPD, das Karl-Liebknecht-Haus an der Berliner Bülowstrasse, ein, das freilich von der kommunistischen Parteileitung längst verlassen war. Schon am folgenden Tag meldeten Presse und Rundfunk sensationelle Funde von «vielen hundert Zentnern hochverräterischen Materials», das die nationalsozialistischen Wahlagitatoren

mit manchen düsteren Farben für die Schreckensbilder einer kommunistischen Revolution versorgten, ohne dass es allerdings jemals veröffentlicht wurde: «Mordanschläge usw. gegen einzelne Führer des Volkes und Staates, Attentate gegen lebenswichtige Betriebe und öffentliche Gebäude, Vergiftung ganzer Gruppen besonders gefürchteter Personen, das Abfangen von Geiseln, von Frauen und Kindern hervorragender Männer sollten Furcht und Entsetzen über das Volk bringen», hiess es im Bericht der Polizei. Gleichwohl sah man davon ab, die KPD zu verbieten, um ihre Wähler nicht der SPD in die Arme zu treiben.

Unterdessen steigerten die Nationalsozialisten ihre Propagandaeinsätze zum lärmendsten und ungehemmtesten Wahlkampf jener Jahre. [Hitler](#) selber, von dem wiederum die stärkste Werbewirkung ausging, hatte die Kampagne mit einer grossen Rede im Berliner Sportpalast eröffnet, die die alten Verdammungsurteile über die vierzehn Jahre der Schmach und des Elends, die alten Frontstellungen gegen die Novemberverbrecher und die Systemparteien sowie die alten Rettungsformeln wortreich wiederholte und in einer glühenden Travestie des Vaterunsers ausklang: er hege, rief er, die «felsenfeste Überzeugung, dass eben doch einmal die Stunde kommt, in der die Millionen, die uns heute hassen, hinter uns stehen und mit uns dann begrüsst werden das gemeinsam geschaffene, mühsam erkämpfte, bitter erworbene neue deutsche Reich der Grösse und der Ehre und der Kraft und der Herrlichkeit und der Gerechtigkeit. Amen!»<sup>12</sup> Wiederum wurden, nun freilich mit dem Prestige und dem Rückhalt des Staates, alle technischen Medien eingesetzt, ein Paroxysmus der Appelle, Losungen, Umzüge, Fahnenaufmärsche überzog das Land, wiederum startete [Hitler](#) zum Flug über Deutschland, der von Goebbels entworfene Einsatzplan sah eine möglichst umfassende Verwendung des Rundfunks vor, mit dessen Möglichkeiten «unsere Gegner nichts anzufangen gewusst» haben, wie der Propagandaleiter schrieb; «umso besser müssen wir lernen, damit umzugehen». [Hitler](#) sollte in allen Städten mit Sendestationen sprechen: «Wir verlegen die Rundfunkübertragungen mitten ins Volk und geben so dem Hörer ein plastisches Bild von dem, was sich in unseren Versammlungen abspielt. Ich selbst werde zu jeder Rede des Führers eine Einleitung spre-

chen, in der ich versuchen will, dem Hörer den Zauber und die Atmosphäre unserer Massenkundgebungen zu vermitteln.»<sup>13</sup>

Ein beträchtlicher Teil der Aufwendungen für den Wahlfeldzug wurde durch eine Veranstaltung beschafft, zu der Göring am Abend des 20. Februar einige führende Industrielle ins Palais des Reichstagspräsidenten geladen hatte. Unter den rund fünfundzwanzig Teilnehmern befanden sich Hjalmar Schacht, Krupp V. Bohlen, Albert Vögler von den Vereinigten Stahlwerken, Georg V. Schnitzler vom I.G.Farben-Konzern, Kurt v. Schroeder, Repräsentanten der Schwerindustrie, des Bergbaus und der Banken. In seiner Rede arbeitete Hitler wiederum den Gegensatz zwischen autoritärer Unternehmerideologie und jener demokratischen Verfassung heraus, die er als politische Organisation der Schwäche und der Dekadenz verhöhnnte, er feierte den straff organisierten Weltanschauungsetat als einzige Chance gegenüber der kommunistischen Bedrohung und pries das Recht der grossen Einzelpersönlichkeit. Er habe es abgelehnt, fuhr er fort, sich vom Zentrum tolerieren zu lassen, Hugenberg und die Deutschnationalen hielten ihn nur auf, er müsse erst die ganze Macht erringen, um den Gegner endgültig zu Boden zu werfen. In Formulierungen, die auch den Schein der Legalität aufgaben, forderte er seine Zuhörer zu finanziellen Hilfeleistungen auf: «Wir stehen jetzt vor der letzten Wahl. Sie mag ausfallen, wie sie will, einen Rückfall gibt es nicht mehr... So oder so, wenn die Wahl nicht entscheidet, muss die Entscheidung eben auf einem anderen Wege fallen.» Anschliessend erklärte Göring, das erbetene finanzielle Opfer «würde der Industrie sicherlich umso leichter fallen, wenn sie wüsste, dass die Wahl am 5. März die letzte sicherlich innerhalb zehn Jahren, voraussichtlich aber in hundert Jahren» sei. Schacht wandte sich daraufhin mit dem Bemerkung «Und nun, meine Herren, an die Kasse!» zu den Versammelten und schlug vor, eine «Wahlkasse» einzurichten, für die er unter den führenden Industriefirmen alsbald mindestens drei Millionen Mark, möglicherweise mehr, eintrieb.<sup>14</sup>

Auch in seinen Wahlreden gab Hitler seine Zurückhaltung in beträchtlichem Masse auf. «Die Zeit des internationalen Geschwätzes, der Verheissung von Völkerversöhnung ist vorbei, an ihre Stelle wird die deutsche Volksgemeinschaft treten», rief er in Kas-

sel aus; in Stuttgart versprach er, die «Fäulniserscheinungen auszubrennen und das Gift zu beseitigen», er sei entschlossen, «unter keinen Umständen Deutschland wieder in das vergangene Regiment zurückfallen zu lassen». Sorgsam vermied er alle programmatischen Festlegungen («Wir wollen nicht lügen und wir wollen nicht schwindeln ... und billige Versprechungen geben»), lediglich die Absicht, sich «niemals, niemals ... von der Aufgabe zu entfernen, den Marxismus und seine Begleiterscheinungen aus Deutschland auszurotten», formulierte er konkret; der «erste Punkt» seines Programms sei die Aufforderung an den Gegner: «Fort mit allen Illusionen!» Dem deutschen Volk werde er sich in vier Jahren wieder stellen, nicht dagegen den Parteien des Zerfalls; das Volk solle dann richten, rief er einmal in der blasphemischen Emphase, zu der ihn sein messianisches Selbstgefühl in jenen Tagen häufig verleitete; niemand anderes solle urteilen: das Volk «soll dann meinewegen mich kreuzigen, wenn es glaubt, dass ich meine Pflicht nicht erfüllt habe»<sup>15</sup>

Es gehörte zum Konzept der legalen Revolution, den Gegner nicht gewaltsam durch offenen Terror und Verbotsmassnahmen zu überwältigen, sondern immer wieder zu Gewaltakten zu provozieren, so dass er selber Vorwände und Rechtfertigungen für gesetzliche Unterdrückungsmassnahmen schuf. Goebbels hat diese taktische Methode schon in einer Tagebuchnotiz vom 31. Januar mit den Sätzen beschrieben: «Vorläufig wollen wir von direkten Gegenmassnahmen (gegen die Kommunisten) absehen. Der bolschewistische Revolutionsversuch muss zuerst einmal aufflammen. Im geeigneten Moment werden wir dann zuschlagen.»<sup>16</sup> Es war die alte revolutionäre Idealkonstellation **Hitlers**: als die letzte, verzweifelt ersehnte Rettergestalt auf dem Höhepunkt eines kommunistischen Umsturzversuchs zu Hilfe gerufen zu werden, um in einer dramatischen Auseinandersetzung den grossen Feind zu vernichten, das Chaos zu beseitigen und als die umjubelte Ordnungsmacht Legitimität und Respekt bei den Massen zu gewinnen. Schon in der ersten Kabinettsitzung vom 30. Januar hatte er daher Hugenberg's Forderung abgelehnt, die Kommunistische Partei kurzerhand zu verbieten, ihre Mandate zu kassieren und auf diese Weise die

Reichstagsmehrheit zu sichern, so dass Neuwahlen überflüssig würden.

Allerdings erfüllte ihn die Besorgnis, die Kommunisten seien zu einer grossangelegten, energischen Aufrühraktion überhaupt nicht in der Lage. Er hatte verschiedentlich schon Zweifel an ihrer revolutionären Kraft geäussert, nicht anders übrigens als Goebbels, der Anfang 1932 keine Gefahr mehr in ihnen zu erkennen vermochte.<sup>17</sup> bedurfte tatsächlich einiger propagandistischer Mühe, um sie zu jenem Gespenst zu stilisieren, als das sie ihrer eigenen Geburtsurkunde zufolge umgehen wollten. Die Andeutungen über das in der Parteizentrale zentnerweise aufgefundene revolutionäre Material dienten ebenso dieser Absicht wie die seit Mitte Februar zahlreich umlaufenden, offenbar von den Nationalsozialisten selber inspirierten Gerüchte über ein bevorstehendes Attentat auf [Hitler](#). Rosa Luxemburgs vergebliche Frage von 1918, «Wo ist das deutsche Proletariat?», blieb auch jetzt ohne Antwort. Zwar kam es in den ersten Februarwochen zu einigen Strassenschlachten, doch handelte es sich durchweg um Zusammenstösse von unverkennbar lokalem Charakter, der grosse, zentral gesteuerte Aufstandsversuch, aus dem sich stimulierende Angstkomplexe entwickeln liessen, war durch kein noch so blasses Indiz greifbar. Das hatte seine Ursache nicht nur in der Depression und gebrochenen Energie der Arbeiterschaft überhaupt, von der die Kommunisten naturgemäss am stärksten betroffen waren, sondern vor allem auch in dem geradezu grotesk anmutenden Irrtum ihrer Führung in der Beurteilung der historischen Situation. Unbeeindruckt von Verfolgung und Quälereien, von der Flucht zahlreicher Genossen sowie dem Massenabfall ihrer Anhänger hielten die Kommunisten daran fest, dass der eigentliche Gegner die Sozialdemokratie, ein Unterschied zwischen Faschismus und parlamentarischer Demokratie nicht zu erkennen und [Hitler](#) lediglich eine Marionette sei: komme er an die Macht, bringe er nur den Kommunismus der Macht näher; Geduld sei in diesem Stadium die oberste revolutionäre Tugend.

Diese taktischen Irrtümer waren offenbar Ausdruck eines tiefen Machtverschiebungsprozesses. Es gehört zu den Merkwürdigkeiten der Machtergreifung, dass der Gegner, von dem der Natio-

nalsozialismus so lange psychologisch gelebt, durch den er so entscheidend inspiriert und gross geworden war, im Augenblick der Auseinandersetzung nicht in Erscheinung trat. Soeben noch eine machtvoll wirkende Drohung, der Schrecken des Bürgertums, hatte der kommunistische Millionenanhang sich ohne ein Zeichen des Widerstands, ohne eine Tat, ohne ein Signal verflüchtigt. Wenn es richtig ist, dass man vom Faschismus nicht sprechen kann, ohne sowohl vom Kapitalismus als auch vom Kommunismus zu reden<sup>18</sup>, so endete nach der einen Verbindung historisch jetzt auch die andere: von nun an war der Faschismus weder Instrument noch Verneinung oder Spiegelbild; in den Tagen der Machtergreifung erlebte er gleichsam die Einsetzung aus eigenem Recht. Und bis ans Ende wird der Kommunismus als provozierende Gegenkraft nicht mehr hervortreten.

Vor diesem Hintergrund ist der dramatische, die Machtergreifung **Hitlers** im Grunde schon besiegelnde Brand des Reichstags vom 27. Februar 1933 zu sehen, und auch die jahrelange Diskussion über die Urheberschaft für die Tat ist davon geprägt worden. Die Kommunisten haben stets leidenschaftlich jeden Zusammenhang mit der Brandstiftung bestritten, und tatsächlich hatten sie dafür kein Motiv; ihr gebrochener Selbstbehauptungswille setzte keine Angriffsfanale. Die Verantwortung der Nationalsozialisten konnte dagegen gerade deshalb überzeugend begründet werden, weil sie so treffend ins Bild der revolutionären Ungeduld **Hitlers** passte. Lange galt nahezu unbestritten die These ihrer Täterschaft, auch wenn Einzelfragen ungeklärt blieben und erkennbar wurde, dass der Streit mit gedungenen Zeugen oder gefälschten Dokumenten ausgetragen worden war. Auch boten die kriminalistischen Begleitumstände des Geschehens dankbare Ansatzpunkte für die Einbildungskraft ehrgeiziger Chronisten, so dass der Vorgang bald von teils oberflächlichen, teils dreisten Zwecklügen überwuchert war und sich selbst in seinen unanfechtbaren Aspekten verfälscht darbot.

Bedeutung und Verdienst der bekannten Studie, die Fritz Tobias zu Beginn der sechziger Jahre veröffentlicht hat, war es vor allem, die zahlreichen groben Erfindungen parteiischer oder auch nur phantasievoller Legendenbildner in detaillierten Einzelanalysen aufzudecken. Die darüber hinausreichende These, nicht die Natio-

nalsozialisten, sondern der im brennenden Reichstag aufgegriffene, schweisstriefende, halbnackt und triumphierend «Protest! Protest!» stammelnde Holländer Marinus van der Lubbe sei der Alleintäter gewesen, ist zwar genauer und überzeugender begründet worden als bisher irgendeine andere Version über den Tathergang; doch blieben nicht unerhebliche Zweifel bestehen, an denen sich eine seit Jahren heftig geführte Kontroverse entzündet hat.<sup>19</sup> Ihr Für und Wider, das Gewicht der Argumente, ist hier unerheblich, weil die Frage nach der Person dessen, der den Brand legte, eine Frage des kriminalistischen Ehrgeizes ist und jedenfalls für das historische Verständnis des Machteroberungsprozesses von untergeordneter Bedeutung. Durch die blitzschnelle Inanspruchnahme des Ereignisses für ihre Diktaturpläne haben die Nationalsozialisten sich die Tat, so oder so, zu eigen gemacht und ihre Komplizenschaft in einem Sinne offenbart, der von der Auseinandersetzung über Tatbestandsmerkmale und Täterschaftsfragen nicht mehr erreicht wird. In Nürnberg hat Göring zugestanden, die Verhaftungs- und Verfolgungsmassnahmen wären in jedem Falle durchgeführt worden, der Reichstagsbrand habe sie nur beschleunigt.<sup>20</sup>

Die ersten Schritte erfolgten noch vom Ort des Geschehens aus. **Hitler** hatte den Abend in der Goebbels'schen Wohnung am Reichskanzlerplatz verbracht, als ein Anruf Hanfstaengls meldete, dass der Reichstag in Flammen stehe. In der Annahme, es handle sich um eine «tolle Phantasiemeldung», unterliess Goebbels es zunächst, **Hitler** zu informieren. Erst als kurz darauf die Nachricht bestätigt wurde, gab er sie weiter, und **Hitlers** spontaner Ausruf, «Jetzt habe ich sie!» deutete bereits an, wie er das Ereignis taktisch und agitatorisch zu nutzen gedachte. Gleich darauf rasten beide «im 100-Kilometer-Tempo die Charlottenburger Chaussee hinunter zum Reichstag» und gelangten schliesslich, über dicke Feuerwehrschräuche steigend, in die grosse Wandelhalle. Hier begegneten sie Göring, der als erster eingetroffen war und, «ganz gross in Fahrt», bereits die naheliegende Parole von einer organisierten politischen Aktion der Kommunisten ausgegeben hatte, die von nun an die politische, journalistische und kriminalistische Meinungsbildung präjudiziert hat. Einer der damaligen Mitarbeiter Görings, der spätere erste Chef der Gestapo, Rudolf Diels, hat vom Tatort berichtet:



«Als ich eintrat, schritt Göring auf mich zu. In seiner Stimme lag das ganze schicksalsschwere Pathos der dramatischen Stunde: 'Das ist der Beginn des kommunistischen Aufstandes, sie werden jetzt losschlagen! Es darf keine Minute versäumt werden!'

Göring konnte nicht fortfahren. Hitler wandte sich zu der Versammlung. Nun sah ich, dass sein Gesicht flammend rot war vor Erregung und von der Hitze, die sich in der Kuppel sammelte. Als ob er bersten wollte, schrie er in so unbeherrschter Weise, wie ich es bisher nicht an ihm erlebt hatte: 'Es gibt jetzt kein Erbarmen; wer sich uns in den Weg stellt, wird niedergemacht. Das deutsche Volk wird für Milde kein Verständnis haben. Jeder kommunistische Funktionär wird erschossen, wo er angetroffen wird. Die kommunistischen Abgeordneten müssen noch in dieser Nacht aufgehängt werden. Alles ist festzusetzen, was mit den Kommunisten im Bunde steht. Auch gegen Sozialdemokraten und Reichsbanner gibt es jetzt keine Schonung mehr!'<sup>21</sup>

Unterdessen befahl Göring der gesamten Polizei höchsten Alarmzustand. Noch in der Nacht wurden rund viertausend Funktionäre vor allem der KPD sowie gleichzeitig einige missliebige Schriftsteller, Ärzte und Rechtsanwälte festgenommen, darunter Carl v. Ossietzky, Ludwig Renn, Erich Mühsam und Egon Erwin Kisch. Mehrere sozialdemokratische Parteihäuser und Zeitungsverlage wurden besetzt, «wenn Widerstand geleistet wird», drohte Goebbels, «dann Strasse frei für die SA»<sup>22</sup>. Und obwohl die Mehrzahl der Verhafteten aus den Betten geholt werden musste und der zunächst belastete Fraktionsführer der KPD, Ernst Torgler, sich selbst der Polizei stellte, um die Haltlosigkeit der Beschuldigungen zu demonstrieren, erklärte die erste amtliche Darstellung, die noch vom 27. Februar datiert ist (!):

«Der Brand des Reichstags (sollte) das Fanal zum blutigen Aufruhr und zum Bürgerkrieg sein. Schon für Dienstag früh 4 Uhr waren in Berlin grosse Plünderungen angesetzt. Es steht fest, dass mit diesem heutigen Tage in ganz Deutschland die Terrorakte gegen einzelne Persönlichkeiten, gegen das Privateigentum, gegen Leib und Leben der friedlichen Bevölkerung beginnen und den allgemeinen Bürgerkrieg entfesseln sollten ...

Gegen zwei führende kommunistische Reichstagsabgeordnete ist wegen dringenden Tatverdachts Haftbefehl erlassen. Die übrigen Abgeordneten und Funktionäre der KP werden in Schutzhaft genommen. Die kommunistischen Zeitungen, Zeitschriften, Flugblätter und Plakate sind auf vier Wochen für ganz Preussen verboten. Auf vierzehn Tage verboten sind sämtliche Zeitungen, Zeitschriften, Flugblätter und Plakate der Sozialdemokratischen Partei...»<sup>23</sup>

Schon am Vormittag des folgenden Tages erschien **Hitler** zusammen mit Papen beim Reichspräsidenten. Nach einer dramatisch gefärbten Darstellung der Vorgänge legte er Hindenburg eine vorbereitete Notverordnung vor. Sie nutzte den gegebenen Anlass in wahrhaft umfassender Weise, indem sie sämtliche wichtigen Grundrechte ausser Kraft setzte, den Anwendungsbereich der Todesstrafe beträchtlich erweiterte und ausserdem zahlreiche Handhaben gegen die Länder bereitstellte. «Die Menschen waren wie betäubt», hat einer der Miterlebenden berichtet<sup>24</sup>, nie war der Ernst der kommunistischen Drohung greifbarer gewesen, Hausgemeinschaften organisierten Wachen gegen die befürchteten Plünderungen, Bauern stellten Posten vor Brunnen und Quellen aus Furcht vor Vergiftungsaktionen. Die mit allen propagandistischen Mitteln augenblicklich ausgebeutete Angst bewirkte, dass **Hitler** für einen kurzen, geistesgegenwärtig genutzten Zeitraum nahezu alles möglich war, wie unbegreiflich auch bleiben mag, dass Papen und seine konservativen Mitkontrolleure eine Verordnung guthiessen, die ihnen jede Handhabe entwand und der nationalsozialistischen Revolution alle Dämme durchstiess. Entscheidend aber war, dass der Hinweis auf die Habeas-Corpus-Rechte unterblieb. Diese «furchtbare Lücke» bewirkte, dass es fortan grundsätzlich keine Grenze für staatliche Übergriffe gab. Die Polizei konnte willkürlich «verhaften und die Verhaftungsdauer unbeschränkt ausdehnen. Sie konnte Verwandte ohne jede Nachricht über die Gründe und das weitere Schicksal des Festgenommenen lassen. Sie konnte verhindern, dass ein Rechtsanwalt oder andere Personen ihn besuchten oder die Akten einsahen ... ihn mit Arbeiten überanstrengen, ihn mangelhaft ernähren und unterbringen, ihn zwingen, verhasste Sprüche zu wiederholen oder Lieder zu singen, ihn foltern ... Kein Gerichtshof fand je den Fall in seinen Akten. Es war auch kein Gericht berechtigt einzugreifen, selbst wenn ein Richter inoffiziell von den Umständen Kenntnis erhielt.»<sup>25</sup>

Die Notverordnung «zum Schutze von Volk und Staat», die noch durch eine weitere Verordnung «gegen Verrat am Deutschen Volke und hochverräterische Umtriebe» vom gleichen Tag ergänzt wurde, war die entscheidende Rechtsgrundlage der nationalsozialistischen Herrschaftsordnung und zweifellos das wichtigste Ge-

setz des Dritten Reiches überhaupt; es ersetzte den Rechtsstaat durch den permanenten Ausnahmezustand. Zutreffend hat man darauf hingewiesen, dass hier, und nicht in dem einige Wochen später verabschiedeten Ermächtigungsgesetz, die grundlegende gesetzliche Basis des Regimes zu suchen ist; bis in das Jahr 1945 blieb die Verordnung unverändert gültig und hat der Verfolgung, dem totalitären Terror, der Unterdrückung des deutschen Widerstands bis hin zum 20. Juli 1944 eine scheinlegale Grundlage verschafft.<sup>26</sup> Gleichzeitig hat sie bewirkt, dass die Nationalsozialisten ihre These von der Brandstiftung durch die Kommunisten nicht mehr zurücknehmen konnten und den späteren Prozess, der nur die Schuld von der Lübkes nachzuweisen vermochte, als schwerwiegende Niederlage ansahen. In diesen Aspekten, nicht in kriminalistischen Einzelheiten, ist das entscheidende historische Gewicht des Reichstagsbrandes zu sehen. Als Sefton Delmer, Korrespondent des «Daily Express», Hitler um diese Zeit fragte, ob die Gerüchte über ein bevorstehendes Massaker an der innenpolitischen Opposition zuträfen, konnte Hitler spöttisch erwidern: «Mein lieber Delmer, ich brauche keine Bartholomäusnacht. Mit Hilfe der Notverordnung zum Schutze von Volk und Staat haben wir Sondergerichte geschaffen, die alle Staatsfeinde anklagen und legal verurteilen werden.» Die Zahl der bis Mitte März allein in Preussen aufgrund der Verordnung vom 28. Februar verhafteten Personen hat man auf mehr als zehntausend geschätzt. Goebbels kommentierte die Fortschritte im Zuge der Machtergreifung übergelücklich: «Es ist wieder eine Lust zu leben !»<sup>27</sup>

Vor dieser einschüchternden Staffage wurden in der letzten Woche vor der Wahl noch einmal in ständiger Steigerung alle Mittel nationalsozialistischer Agitation entfaltet. Goebbels hatte den 5. März als «Tag der erwachenden Nation» proklamiert, und darauf waren nun alle Massenkundgebungen und dröhnenden Paraden, alle Beflaggungen, Gewaltakte, Jubelszenen sowie Hitlers «Wunderleistungen oratorischer Rhetorik» ausgerichtet. Die heftige, wegfehende Verve dieser Einsätze drängte vor allem den deutschen Partner fast gänzlich von der Szene, während die anderen Parteien zahlreichen Behinderungen ausgesetzt waren, denen

die Polizei schweigend und tatenlos zusah; bis zum Wahltag gab es einundfünfzig Tote und mehrere hundert Verletzte unter den Gegnern der Nationalsozialisten, die ihrerseits achtzehn Tote verzeichneten: Nicht zu Unrecht verglich der 'Völkische Beobachter' die Agitation der NSDAP mit «harten Hammerschlägen»<sup>28</sup> Der Vorabend der Wahl wurde mit einer pompösen Schaustellung in Königsberg begangen. Als Hitler mit dem entrückten Appell an das deutsche Volk geendet hatte: «Trage Dein Haupt jetzt wieder hoch und stolz! Nun bist Du nicht mehr versklavt und unfrei. Du bist nun wieder frei ... durch Gottes gnädige Hilfe», erklang das Niederländische Dankgebet, dessen abschliessende Strophe übertönt wurde vom einsetzenden Glockengeläut des Königsberger Doms. Alle Rundfunkanstalten hatten Anweisung, das Ereignis direkt zu übertragen, und jeder, hiess es in einer Parteidirektive, «der dazu die Möglichkeit hat, wird die Stimme des Kanzlers auf die Strasse übertragen». Nach Beendigung der Sendung marschierten überall SA-Kolonnen los, während auf den Bergen und entlang den Grenzen sogenannte Freiheitsfeuer entzündet wurden: «Es wird ein ganz grosser Sieg werden», frohlockten die Veranstalter.<sup>29</sup>

Umso grösser war die Enttäuschung, als am Abend des 5. März die Ergebnisse bekannt wurden. Bei einer Wahlbeteiligung von annähernd 89 Prozent erlangte die NSDAP 288 Sitze, während ihr Koalitionspartner, die schwarz-weiss-rote Kampffront, 52 Mandate erzielte. Das Zentrum behauptete sich mit 73 Sitzen, und auch die SPD konnte mit 120 Abgeordneten ihren Stimmenanteil halten; selbst die Kommunisten hatten von bisher 100 Mandaten nur 19 verloren. Ein wirklicher Erfolg war den Nationalsozialisten nur in den süddeutschen Ländern Württemberg und Bayern gelungen, wo sie bis dahin unterdurchschnittlich vertreten gewesen waren. Die erstrebte Mehrheit hatten sie mit 43,9 Prozent der Stimmen jedoch um nahezu 40 Sitze verfehlt. Infolgedessen war Hitler, mindestens formal, weiterhin auf die Unterstützung durch Papen und Hugenberg angewiesen, deren Anteil ihm die knappe Mehrheit von 51,9 Prozent sicherte. In der Wohnung Görings, wo er das Wahlergebnis entgegennahm, erklärte er verstimmt, solange Hindenburg lebe, werde man «die Bande» nicht los, gemeint war der deutschnationale Koalitionspartner.<sup>30</sup> Goebbels dagegen erklärte:

«Was bedeuten jetzt noch Zahlen? Wir sind die Herren im Reich und in Preussen.» In seinem Blatt 'Der Angriff richtete er an den Reichstag die verblüffende Forderung, «der Regierung keine Schwierigkeiten ... zu machen und den Dingen ihren Lauf zu lassen».

Zum überrennenden Stil der Machtergreifung, zur nationalsozialistischen Psychologie überhaupt, gehörte es, durchweg in triumphierenden Kategorien zu denken und selbst die schwersten Rückschläge, allem Augenschein zuwider, als Siege zu feiern. Trotz ihrer Enttäuschung gaben die Nationalsozialisten daher auch das Wahlergebnis als überwältigenden Erfolg aus und leiteten daraus einen historischen Auftrag ab, «den Urteilspruch, den das Volk über den Marxismus gefällt hat, zu vollziehen». Als das Zentrum unmittelbar nach der Wahl gegen die Hissung der Hakenkreuzfahne auf öffentlichen Gebäuden protestierte, antwortete Göring herrisch, «der überwiegende Teil der deutschen Bevölkerung» habe sich am 5. März zur Hakenkreuzfahne bekannt: «Ich bin dafür verantwortlich, dass der Wille der Majorität des deutschen Volkes gewahrt wird, hingegen nicht die Wünsche einer Gruppe, die anscheinend die Zeichen der Zeit noch nicht verstanden hat.» In der Kabinettsitzung vom 7. März deutete [Hitler](#) das Wahlergebnis kurzerhand als «Revolution»<sup>31</sup>.

In einer handstreichartigen Unternehmung riss er bereits in den ersten vier Tagen nach der Wahl die Macht in den Ländern an sich. Durchweg übernahm dabei die SA die alte, historische Chargenrolle des seiner selbst nicht mehr mächtigen Volkszorns, indem sie demonstrierend durch die Strassen zog, die Amtsgebäude umlagerte und die Absetzung von Bürgermeistern, Polizeipräsidenten und schliesslich auch Regierungen verlangte. In Hamburg, Bremen und Lübeck, in Hessen, Baden, Württemberg oder Sachsen wurde immer nach dem gleichen Verfahren die Regierung zum Rücktritt gezwungen und damit der Weg frei gemacht für ein «nationales» Kabinett. Mitunter freilich fielen die sorgsam errichteten Legalitätsfassaden um und gaben den Blick auf einen gesetzlosen, revolutionären Machtanspruch frei: «Die Regierung wird mit aller Brutalität jeden niederschlagen, der sich ihr entgegenstellt», erklärte der württembergische Gauleiter Wilhelm Murr nach seiner

manipulierten Wahl zum neuen Staatspräsidenten des Landes. «Wir sagen nicht: Aug um Aug, Zahn um Zahn: nein, wer uns ein Auge ausschlägt, dem werden wir den Kopf abschlagen, und wer uns einen Zahn ausschlägt, dem werden wir den Kiefer einschlagen.»<sup>32</sup> In Bayern nötigte der Gauleiter Adolf Wagner zusammen mit Ernst Röhm und Heinrich Himmler den Ministerpräsidenten Held am 9. März zur Demission und liess anschliessend die Regierungsgebäude besetzen. Wenige Tage zuvor hatte man in München zur Abwehr der Gleichschaltungsgefahren noch die Wiederherstellung der Monarchie unter dem Kronprinzen Rupprecht erwogen und gedroht, man werde jeden Reichskommissar, der über die Mainlinie vorzudringen versuchte, an der Grenze verhaften; jetzt stellte sich heraus, dass er längst im Lande war und an Volkstümlichkeit alle amtierenden Landesminister übertraf: Am Abend des 9. März wurden die Regierungsbefugnisse jenem General v. Epp übertragen, der im Jahre 1919 die Räteherrschaft in Bayern niedergeschlagen hatte. Schon drei Tage später begab [Hitler](#) sich nach München. Er hatte am Vormittag in einer Rundfunkansprache zum Volkstrauertag bekanntgegeben, dass die schwarz-rot-goldenen Reichsfarben der Weimarer Republik abgeschafft und die schwarz-weiss-rote sowie die Hakenkreuzflagge künftig gemeinsam die Staatsfahne bildeten; gleichzeitig hatte er «zur Feier des Sieges» der nationalen Kräfte eine dreitägige Beflaggung angeordnet. Jetzt erklärte er den Kampf «in seinem ersten Teil beendet» und fügte hinzu: «Die Gleichschaltung des politischen Willens der Länder mit dem Willen der Nation ist vollzogen.»<sup>33</sup>

Tatsächlich war aber die Gleichschaltung die eigentümliche Form, in der sich die nationalsozialistische Revolution vollzog. [Hitler](#) hatte sich in den zurückliegenden Jahren immer wieder gegen die altmodischen und sentimental Revolutionäre gewandt, die in der Revolution «ein Spektakelstück für die Massen» erblickten, und erklärt: «Wir sind keine Revoluzzer, die mit dem Lumpenproletariat rechnen.»<sup>34</sup> Die Revolution, die seiner Vorstellung entsprach, war nicht Aufruhr, sondern gesteuerte Verwirrung, nicht Willkür und gesetzlose Anarchie, sondern der Triumph geordneter Gewalt. Mit deutlichem Unbehagen registrierte er daher die unmittelbar nach der Wahl losbrechenden, von den lärmenden Sie-

gesprochen zusätzlich erhitzten Terroraktionen der SA, nicht weil sie gewalttätig, sondern weil sie zügellos waren. Gegner, Abtrünnige oder Mitwisser fataler Geheimnisse wurden zu Opfern einer unkontrollierten Vergeltungswut. Im Bezirk Chemnitz wurden innerhalb von zwei Tagen fünf Kommunisten ermordet und der Herausgeber einer sozialdemokratischen Zeitung niedergeschossen, einem Zentrumsabgeordneten in Gleiwitz wurde eine Handgranate durchs Fenster geworfen, bewaffnete SA-Leute drangen in eine Sitzung des Düsseldorfer Oberbürgermeisters Dr. Lehr ein und prügelten einen der Anwesenden mit einer Lederpeitsche durch. In Dresden zwang die SA den Dirigenten Fritz Busch zum Abbruch einer Opernaufführung, in Kiel ermordete sie einen sozialdemokratischen Anwalt. Sie boykottierte jüdische Geschäfte, befreite parteizugehörige Häftlinge, besetzte Bankhäuser und erzwang die Ablösung politisch unliebsamer Beamter. Nebenher lief eine Welle von Wohnungseinbrüchen, Plünderungen und Raub, vereinzelt betrieben die Stürme eine Art wilden Menschenhandels, indem sie sich politische Gegner für hohe Lösegelder abkaufen ließen. Unter Berücksichtigung aller Umstände hat man die Zahl der Toten innerhalb der ersten Monate auf fünf- bis sechshundert, die Zahl der in die von Frick schon am 9. März angekündigten Konzentrationslager Eingewiesenen auf fünfzigtausend oder mehr geschätzt. Wie immer bei der Analyse komplexer nationalsozialistischer Verhaltensweisen offenbarte sich dabei ein nahezu unentwirrbares Gemisch von politischen Motiven, von persönlicher Triebabfuhr und kalter Berechnung; die Namen einiger Opfer dieser Phase veranschaulichen diesen Sachverhalt: Neben dem anarchistischen Dichter Erich Mühsam befanden sich unter den Ermordeten der Theaterdirektor Rotter mit seiner Frau, der frühere nationalsozialistische Abgeordnete Schäfer, der die Boxheimer Dokumente an die Behörden weitergegeben hatte, der Hellseher Hanussen sowie jener bayerische Polizeimajor Hunglinger, der am 9. November 1923 [Hitler](#) im Bürgerbräukeller entgegengetreten war; ferner der ehemalige SS-Führer Erhard Heiden und schliesslich der Mörder Horst Wessels, Ali Höhler. Zwar wies [Hitler](#) alle Beschwerden seiner bürgerlichen Partner über die zunehmende Herrschaft der Strasse schroff und beleidigt zurück; Papen

gegenüber erklärte er, er bewundere geradezu «die unerhörte Disziplin» seiner SA- und SS-Männer und fürchte, «das Urteil der Geschichte wird uns einmal den Vorwurf nicht ersparen, dass wir in einer historischen Stunde, vielleicht selbst schon angekränkt von der Schwäche und Feigheit unserer bürgerlichen Welt, mit Glacéhandschuhen vorgegangen sind statt mit eiserner Faust»; er lasse sich von niemandem wegbringen von seiner Mission der Ausrottung des Marxismus und bitte daher «auf das Eindringlichste, künftighin nicht mehr diese Beschwerden vorbringen zu wollen». Dennoch mahnte er schon am 10. März die SA und SS, dafür zu «sorgen, dass die nationale Revolution 1933 nicht in der Geschichte verglichen werden kann mit der Revolution der Rucksack-Spartakisten im Jahre 1918».<sup>35</sup>

Natürgemäß war die SA von solchen Ermahnungen tief enttäuscht. Sie hatte die Machteroberung immer als offene, rechen-schaftslose Gewaltanwendung verstanden, und wenn sie nun Menschen jagte, folterte, mordete, so nicht zuletzt, um der Revolution ihr wahres Temperament zu geben. Auch wollte sie die jahrelangen Verheissungen, dass Deutschland nach dem Sieg ihr gehören werde, jetzt nicht plötzlich als unverbindliche Metapher ausgelegt wissen, sondern verband damit ganz konkrete Ansprüche auf Offizierspatente, Landratsämter, Pfründen, soziale Sicherheit, während [Hitlers](#) Machteroberungskonzept, zumindest innerhalb der ersten Phase, lediglich den unter wohl dosiertem Druck vollzogenen Austausch der Schlüsselpositionen vorsah; die Masse der Fachleute des zweiten Gliedes sollte dagegen durch Blendwerk und Drohungen zur Mitarbeit gebracht werden. Mit allgemein gehaltenen Erklärungen versuchte er daher, seine Sturmleute zu beruhigen: «Die Stunde der Niederbrechung (der Kommunisten) kommt!», beschwor er sie schon Anfang Februar.<sup>36</sup>

Die Enttäuschungen der SA waren jedoch die Hoffnungen des Bürgertums. Es hatte die Wiederherstellung der Ordnung, nicht jedoch Übergriffe, Morde oder die Einrichtung wilder Konzentrationslager durch die braunen Prätorianer erwartet. Umso befriedigter beobachtete es jetzt, dass die SA zur Ordnung gerufen und zunehmend durch friedliche Funktionen mit der Sammelbüchse oder gar durch geschlossene sonntägliche Kirchgänge von ihrem



revolutionären Aktionsdrang abgehalten wurde. Die so irreführende, aber prestigewirksame Vorstellung eines gemässigten Hitler, der sich als Wahrer gesetzlicher Zustände unablässig in aufreibende Auseinandersetzungen mit seinen radikalen Gefolgsleuten verstrickt sah, hat in der Erfahrung dieser Zeit ihren Ursprung.

Doch ist die Taktik der «Legalen Revolution» erst vervollständigt und zu ihrer durchschlagenden Wirkung gebracht worden durch das «zweite Zauberwort»<sup>37</sup>, mit dem Hitler operierte, die «Nationale Erhebung». Es lieferte nicht nur den zahlreichen, teils unkontrollierten, teils gesteuerten Gewaltakten eine revolutionäre Rechtfertigung, sondern bot auch dem in seinem nationalen Selbstbewusstsein noch immer getroffenen Land eine suggestive Parole, hinter der sich alle weiterreichenden Machtziele des Regimes dekorativ tarnen liessen. Angefangen von den konservativen Bändigern Hitlers im Kabinett bis in weite Kreise der bürgerlichen Öffentlichkeit hat diese Verbindung von einschüchternder Gewalt und nationalem Phrasenwerk, das alle Übergriffe mit pathetischem Wirbel begleitete und überhöhte, ausserordentlich lähmend gewirkt und dazu geführt, dass die rücksichtslos betriebene Einrichtung der Nationalsozialisten in der Macht keinen Widerstand fand, sondern als überparteilicher «nationaler Aufbruch» noch emphatisch begrüsst wurde.

Dies war das Denk- und Gefühlsschema, nach dem die Nation nun einheitlich erfasst und ausgerichtet wurde. In seinem Mittelpunkt stand, unendlich und bisweilen grotesk variiert, die Figur des «Volkskanzlers», der, dem Streit der Parteien und kleinlichen Interessen weit entrückt, sich nur dem Gesetz und dem Wohl der Nation verpflichtet wusste. Goebbels selber übernahm es jetzt, diese Vorstellung mit allem staatlichen Nachdruck aus dem ständig anschwellenden Lärm der Propaganda zu entwickeln. Am 13. März hatte Hindenburg das Ernennungsdekret unterschrieben, durch das ihm das von vornherein geplante, nur mit Rücksicht auf den Koalitionspartner zurückgestellte «Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda» übertragen wurde. Erstmals setzte Hitler sich damit über alle früheren Zusicherungen hinweg, dass die Zusammensetzung des Kabinetts unabänderlich sei. Aus den Amtsbereichen seiner Kollegen riss der neue Minister umfangrei-

che Kompetenzen an sich, gab aber gleichzeitig seinem Auftreten eine Allüre ungezwungener Verbindlichkeit, die sich von dem siegestrunkenen «Backpfeifenton» der meisten braunen Führungsfiguren vorteilhaft unterschied. In seiner ersten programmatischen Rede vor der Presse erklärte er, «die Regierung verfolge mit der Einrichtung des neuen Ministeriums die Absicht, das Volk nicht mehr sich selbst zu überlassen. Diese Regierung sei eine Volksregierung ... Das neue Ministerium würde das Volk über die Absichten der Regierung aufklären, und zwar mit dem Ziel, eine politische Gleichschaltung zwischen Volk und Regierung zu erreichen.»<sup>38</sup>

Die Errichtung des neuen Ministeriums hatte **Hitler** im Kreise des Kabinetts, nicht ohne Ironie, mit denkbar allgemeinen Aufgaben begründet und dabei beispielsweise die notwendige Vorbereitung der Bevölkerung auf die Lösung der Öl- und Fettfrage hervorgehoben. Doch hatte keiner der Minister Rückfragen gestellt oder Erklärungen verlangt, und es zeugt nicht nur für **Hitlers** geschickte Zurückhaltung in der Ausübung seiner Richtlinien-Kompetenz, sondern auch für seine suggestive Energie, dass binnen weniger Wochen aller konservativer Bändigungsmut dahin war. Papen zeigte sich nur auf dienerndes Entgegenkommen bedacht, Blomberg war dem Einfängercharme **Hitlers** überschwenglich verfallen, Hugenberg murrte seinen gelegentlichen Unwillen in die eigene Tasche, die anderen zählten kaum. Die Aufgabe, die Goebbels tatsächlich und ohne Zögern in Angriff nahm, bestand in der Vorbereitung der ersten pompösen Selbstdarstellung des neuen Staates, die gleichzeitig dem geplanten Ermächtigungsgesetz psychologisch den Weg freimachen sollte. Zwar konnte **Hitler** zur Verabschiedung dieses Gesetzes, das als «Todesstoss» gegen das System des Parlamentarismus gedacht war, unter Berufung auf die Reichstagsbrandverordnung wiederum zur Gewalt greifen und so viele Abgeordnete der Linksparteien verhaften lassen, bis die erforderliche Zweidrittelmehrheit erreicht war; in der Tat ist diese Möglichkeit auch mit allen Berechnungsbeispielen von Frick dem Kabinett vortragen und von der Runde erörtert worden;<sup>39</sup> **Hitler** konnte aber auch einen formal korrekten Weg wählen und die Zustimmung der Mittelparteien zu gewinnen versuchen. Es ist keineswegs ein zu-

fälliges Indiz, sondern charakteristisch für den taktischen Stil der Machtergreifung insgesamt, dass [Hitler](#) beide Wege beschritt.

Während die Abgeordneten der KPD und der SPD mit massiven Drohungen eingeschüchtert und zum Teil verhaftet wurden, hofierte [Hitler](#) die bürgerlichen Parteien in der auffälligsten Weise, nicht ohne freilich auch ihnen gegenüber die unbegrenzte Machtfülle, über die er mit der Reichstagsbrandverordnung vom 28. Februar gebot, drohend ins Spiel zu bringen. Auch das outrierte nationale Gehabe jener Periode, die Beschwörung der christlichen Moral, die feierlichen Verneigungen vor der Tradition, überhaupt der zivile, staatsmännisch gebändigte Gestus seines Auftretens waren in dieser Absicht begründet. Den glanzvollen Höhepunkt, voller Pomp und unverwechselbarem Stimmungszauber, fand [Hitlers](#) Werbung um das Bürgertum am Tag von Potsdam.

Es war zugleich die erste, meisterlich gelungene Bewährung für den neuen Propagandaminister. Wie er den 5. März als «Tag der erwachenden Nation» ausgerufen hatte, so deklarierte er nun den 21. März, an dem die erste Reichstagssitzung des Dritten Reiches stattfinden sollte, zum «Tag der nationalen Erhebung». Ein feierlicher Staatsakt in der Potsdamer Garnisonkirche, über dem Grabe Friedrichs des Grossen, sollte ihn eröffnen. Und wie die anmutig-strenge Preussenresidenz dem nationalen Erhebungsbedürfnis vielfache Anknüpfungspunkte bot, so auch das Datum der Feier: Der 21. März war nicht nur Frühlingsanfang, sondern zugleich der Tag, an dem Bismarck 1871 den ersten deutschen Reichstag eröffnet und eine geschichtliche Wende besiegelt hatte. Jede Phase, jeden Gang der Zeremonie legte Goebbels in einem von [Hitler](#) begutachteten Regieplan fest. Was später so überwältigend oder ergreifend wirkte: die exakte Ordnung der Marschkolonnen, das Kind am Wege mit dem Blumenstrauss, die Böllerschüsse, der Anblick der weissbärtigen Veteranen aus den Kriegen von 1864, 1866 und 1871, Präsentiermarsch und Orgelklang: diese unentrinnbar wirkende Mischung aus rhythmischer Präzision und dahintreibendem Sentiment war Ausdruck einer kühl und sicher die Effekte setzenden Planung: «Bei solchen grossen Staatsfeiern», vermerkte Goebbels nach einer Vorbesichtigung an Ort und Stelle, «kommt es auf die kleinsten Kleinigkeiten an.»<sup>40</sup>

Festgottesdienste eröffneten, kennzeichnend genug, den Tag. Kurz nach zehn Uhr trafen, von Berlin her kommend, die ersten Wagenkolonnen ein und bahnten sich einen Weg durch die menschenüberfüllten Strassen: Hindenburg, Göring, Papen, Frick, Reichstagsabgeordnete, SA-Führer, Generäle: das alte und das neue Deutschland. An den Häuserfronten hingen Girlanden und bunte Teppiche, von zahllosen Fenstern flatterten abwechselnd die schwarz-weiss-roten und die Hakenkreuzfahnen zur prunkvoll arrangierten Versöhnungsfeier. In seiner alten Marschalluniform, die er nun in bezeichnender Rückverwandlung immer häufiger dem zivilen schwarzen Gehrock vorzog, betrat Hindenburg die protestantische Nikolaikirche, anschliessend machte er eine Rundfahrt durch die Stadt. Zum katholischen Gottesdienst in Sankt Peter und Paul hatten die Zentrumsabgeordneten, ironischerweise, durch einen Nebeneingang Zutritt erhalten, [Hitler](#) und Goebbels waren «wegen der feindseligen Haltung des katholischen Episkopats» ferngeblieben. Es fehlten bei diesem «Volksfest der nationalen Einigung» aber auch die nicht eingeladenen Kommunisten und Sozialdemokraten, die teilweise, wie Frick am 9. März öffentlich erklärt hatte, «durch dringende und nützlichere Arbeit ... in den Konzentrationslagern» verhindert waren.<sup>41</sup> Kurz vor zwölf Uhr trafen Hindenburg und [Hitler](#) auf den Stufen der Garnisonkirche zusammen und tauschten jenen Händedruck, der, millionenfach auf Postkarten und Plakaten verbreitet, die ganze Sehnsucht der Nation nach innerer Wiederversöhnung symbolisierte: der «Segen des Alten Herrn», ohne den [Hitler](#), seinen eigenen Worten zufolge, die Macht nicht hatte übernehmen wollen, war erteilt.<sup>42</sup> Chor und Galerie der Kirche waren mit Generalen der kaiserlichen Armee und der Reichswehr, mit Diplomaten und zahlreichen Würdenträgern besetzt, im Kirchenschiff hatte die Regierung Platz genommen, hinter ihr, im Braunhemd, die nationalsozialistischen Abgeordneten, flankiert von den parlamentarischen Vertretern der Mittelparteien. Der traditionelle Platz des Kaisers war leer geblieben, doch dahinter sass in Galauniform der Kronprinz. Als Hindenburg mit steifem Schritt zu seinem Platz im Innenraum der Kirche ging, verharrte er einen Augenblick vor der Kaiserloge und hob grüssend den Marschallstab. Respektvoll, im schwarzen Cutaway, mit der

Befangenheit des Neulings, folgte Hitler dem melancholisch wirkenden Greis. Dahinter wogende Uniformen; dann Orgelmusik und der Choral von Leuthen: Nun danket alle Gott...

Hindenburgs Ansprache war nur kurz. Er wies auf das Vertrauen hin, das er und inzwischen auch das Volk der neuen Regierung gewährt hätten, so dass eine «verfassungsmässige Grundlage für ihre Arbeit gegeben» sei. Er appellierte an die Abgeordneten, die Regierung in ihrer schweren Aufgabe zu unterstützen, und beschwor den «alten Geist dieser Ruhmesstätte» gegen «Eigensucht und Parteizank ... zum Segen eines in sich geeinten, freien, stolzen Deutschlands». Auf den gleichen Ton massvoller Gefühlsfeierlichkeit war auch Hitlers Ansprache gestimmt. Dem Rückblick auf Grösse und Niedergang der Nation folgte das Bekenntnis zu den «ewigen Fundamenten» ihres Lebens, den Traditionen ihrer Geschichte und Kultur. Nach einer ergriffenen Huldigung an Hindenburg, dessen «grossherziger Entschluss» die Vermählung «zwischen den Symbolen der alten Grösse und der jungen Kraft» ermöglicht habe, erbat er abschliessend von der Vorsehung «jenen Mut und jene Beharrlichkeit, die wir in diesem für jeden Deutschen geheiligten Raum um uns spüren, als für unseres Volkes Freiheit und Grösse ringende Menschen zu Füssen der Bahre seines grössten Königs».

«Am Schluss sind alle auf das Tiefste erschüttert», notierte Goebbels. «Ich sitze nahe bei Hindenburg und sehe, wie ihm die Tränen in die Augen steigen. Alle erheben sich von ihren Plätzen und bringen dem greisen Feldmarschall, der dem jungen Kanzler seine Hand reicht, jubelnde Huldigungen dar. Ein geschichtlicher Augenblick. Der Schild der deutschen Ehre ist wieder reingewaschen. Die Standarten mit unseren Adlern steigen hoch. Hindenburg legt an den Gräbern der grossen Preussenkönige Lorbeerkränze nieder. Draussen donnern die Kanonen. Nun klingen die Trompeten auf, der Reichspräsident steht auf erhöhter Estrade, den Feldmarschallsstab in der Hand, und grüsst Reichswehr, SA, SS und Stahlhelm, die an ihm vorbeimarschieren. Er steht und grüsst..<sup>43</sup>

Diese Bilder haben auf alle Teilnehmer, auf Abgeordnete, Militärs, Diplomaten, ausländische Beobachter sowie auf die breite Öffentlichkeit eine ungewöhnliche Wirkung gehabt und den Tag von Potsdam tatsächlich zu einem Tag der Wende werden lassen. Zwar

war Papens überhebliche Bemerkung, er werde **Hitler** innerhalb weniger Monate so in die Ecke gedrückt haben, «dass er quietscht»<sup>44</sup>, längst und offenkundig widerlegt; die «Potsdamer Ruhrkomödie» aber schien zu demonstrieren, dass der ungebärdige Naziführer endlich doch noch jenem nationalen Konservatismus ins Netz gegangen war, der in der preussischen Residenz sein ideelles, von entbehrteter Grösse zeugendes Zentrum und in der Person Hindenburgs seinen getreuen Verweser hatte: Es schien, als habe **Hitler** sich, jung und gläubig und voller Ehrfurcht, dieser Tradition gebeugt. Nur eine Minderheit hat sich der suggestiven Wirkung dieses Schauspiels zu entziehen vermocht, und viele, die noch am 5. März gegen **Hitler** gestimmt hatten, wurden nunmehr in ihrem Urteil ersichtlich unsicher. Es ist noch heute eine bedrückende Erkenntnis, dass viele Beamte, Offiziere, Juristen aus dem nationalgesinnten Bürgertum, die sich, solange Argumente zählten, überaus reserviert verhalten hatten, ihr Misstrauen in dem Augenblick aufgaben, als das Regime sie die Wonnen nationaler Ergriffenheit spüren liess. «Wie eine Sturmwelle», so schrieb ein Blatt der bürgerlichen Rechten, «ist gestern die nationale Begeisterung über Deutschland dahingefegt» und hat, «so möchten wir hoffen (!), Dämme überflutet, die manche Parteien gegen sie errichtet hatten, und Türen aufgebrochen, die ihr bis dahin trotzig verschlossen gewesen sind.»<sup>45</sup> Ausgedehnte Fackelzüge durch die Strassen Berlins und eine Galavorstellung der «Meistersinger» beschlossen das Festprogramm.

Zwei Tage später präsentierten sich das Regime und **Hitler** selber in anderer Gestalt. Am 23. März, gegen 14 Uhr, trat der Reichstag in der provisorisch hergerichteten Krolloper zu jener Sitzung zusammen, für die der Tag von Potsdam das theatralische Vorspiel gewesen war. Schon die Szenerie war eindeutig von den Farben und Symbolen der NSDAP beherrscht. Einheiten der SS, die an diesem Tage erstmals in grösserem Rahmen in Erscheinung traten, hatten die Absperrung vor dem Gebäude übernommen, während im Innern des Hauses lange Reihen braununiformierter SA-Leute drohende Spaliere bildeten. Im Hintergrund der Bühne, auf der das Kabinett sowie das Reichstagspräsidium Platz genommen hatten, hing eine riesige Hakenkreuzfahne. Auch Görings Eröffnungsrede

ignorierte auf brüske Weise den überparteilichen Charakter des Parlaments; an die «Kameraden» gewandt, hielt er eine anlasslose Gedenkrede auf Dietrich Eckart.

Dann betrat [Hitler](#), auch er im Braunhemd, nachdem er bezeichnenderweise einige Wochen lang vorwiegend in bürgerlicher Zivilkleidung aufgetreten war, zu seiner ersten Rede im Reichstag das Podium. Seinem gleichbleibenden rhetorischen Muster getreu, begann er wiederum mit einem düsteren Panorama der Zeit seit dem November 1918, der Nöte und Untergangsgefahren, in die das Reich geraten sei, um anschliessend in überwiegend offenen Formulierungen, die mehr oder minder den Äusserungen der zurückliegenden Wochen entsprachen, ein umfassendes Bild der Absichten und Aufgaben der Regierung zu entwerfen. Dann fuhr er fort:

«Um die Regierung in die Lage zu versetzen, die Aufgaben zu erfüllen, die innerhalb dieses allgemein gekennzeichneten Rahmens liegen, hat sie im Reichstag durch die beiden Parteien der Nationalsozialisten und der Deutschnationalen das Ermächtigungsgesetz einbringen lassen ... Es würde dem Sinn der nationalen Erhebung widersprechen und dem beabsichtigten Zweck nicht genügen, wollte die Regierung sich für ihre Massnahmen von Fall zu Fall die Genehmigung des Reichstags erhandeln und erbitten. Die Regierung wird dabei nicht von der Absicht getrieben, den Reichstag als solchen aufzuheben. Im Gegenteil, sie behält sich auch für die Zukunft vor, ihn von Zeit zu Zeit über ihre Massnahmen zu unterrichten ... Die Regierung beabsichtigt dabei, von diesem Gesetz nur insoweit Gebrauch zu machen, als es zur Durchführung der lebensnotwendigen Massnahmen erforderlich ist. Weder die Existenz des Reichstags noch des Reichsrats soll dadurch bedroht sein. Die Stellung und die Rechte des Herrn Reichspräsidenten bleiben unberührt ... Der Bestand der Länder wird nicht beseitigt...»

Allen diesen beschwichtigenden Zusicherungen zum Trotz schlug jeder der fünf Artikel des Gesetzes «ein entscheidendes Stück der deutschen Verfassung in Trümmer»<sup>46</sup>. Nach Artikel 1 sollte die Gesetzgebung vom Reichstag auf die Reichsregierung übergehen, Artikel 2 erweiterte die Regierungsvollmacht auf Verfassungsänderungen, Artikel 3 übertrug das Ausfertigungsrecht für Gesetze vom Reichspräsidenten auf den Reichskanzler, Artikel 4 dehnte die Geltung des Gesetzes auf bestimmte Verträge mit fremden Staaten aus, während der abschliessende Artikel die Gültigkeit des Gesetzes

auf vier Jahre beschränkte und an die Existenz der gegenwärtigen Regierung band. In wiederum charakteristischem Tonwechsel schloss [Hitler](#) seine Rede mit einer Kampfansage:

«Da die Regierung an sich über eine klare Mehrheit verfügt, ist die Zahl der Fälle, in denen eine innere Notwendigkeit vorliegt, zu einem solchen Gesetze die Zuflucht zu nehmen, an sich eine begrenzte. Umso mehr aber besteht die Regierung der nationalen Erhebung auf der Verabschiedung dieses Gesetzes. Sie zieht in jedem Falle eine klare Entscheidung vor. Sie bietet den Parteien des Reichstags die Möglichkeit einer ruhigen deutschen Entwicklung und einer sich daraus in der Zukunft anbahnenden Verständigung, und sie ist aber ebenso entschlossen und bereit, die Bekundung der Ablehnung und damit die Ansage des Widerstandes entgegenzunehmen. Mögen Sie, meine Herren Abgeordneten, nunmehr selbst die Entscheidung treffen über Frieden oder Krieg.»<sup>47</sup>

Ovationen und der stehend angestimmte Gesang des Deutschlandliedes beendeten in bezeichnender Vorwegnahme der künftigen Parlamentsfunktionen die Rede [Hitlers](#). In einer Atmosphäre, die dank der überall aufgezogenen SA- und SS-Schutzwachen eher einem Belagerungszustand glich, zogen sich die Fraktionen zu einer dreistündigen Beratungspause zurück. Draussen, vor dem Gebäude, begannen die uniformierten Gefolgsleute [Hitlers](#) im Chor zu schreien: «Wir fordern das Ermächtigungsgesetz – sonst gibt's Zunder!»<sup>48</sup>

Alles hing jetzt vom Verhalten der Zentrumspartei ab, ihre Zustimmung musste der Regierung die verfassungsändernde Mehrheit sichern. In Verhandlungen mit dem Führer der Partei, Dr. Kaas, hatte [Hitler](#) verschiedene Zusicherungen gemacht, die sich vor allem auf ein Konkordat bezogen, und schliesslich auch «als Gegengabe für eine günstige Abstimmung der Zentrumspartei» einen Brief in Aussicht gestellt, «der den Widerruf jener Teile des Reichstagsbrand-Erlasses betraf, die die bürgerlichen und politischen Freiheiten der Staatsbürger verletzten», sowie die Erklärung enthalten sollte, das Gesetz nur unter bestimmten Voraussetzungen anzuwenden. Darüber hinaus hatten Hugenberg und Brüning sich in einer Unterredung am Abend des 21. März geeinigt, die Zustimmung des Zentrums von einer Garantieklausel über die bürgerlichen und politischen Freiheiten abhängig zu machen. Die



deutschnationale Fraktion, so wurde vereinbart, sollte den von Brüning formulierten Antrag einbringen.

Während der Beratungspause wurde Brüning jedoch unterrichtet, dass sich in der deutschnationalen Fraktion ernsthafte Widerstände gegen den geplanten Zusatzantrag erhoben hätten; es werde nicht möglich sein, ihn, wie verabredet, einzubringen. Nun wieder schwankend geworden, erörterte die Zentrumsfraktion erneut ihre Haltung. Während die Mehrheit für Zustimmung plädierte, wandte sich vor allem Brüning leidenschaftlich gegen jede Nachgiebigkeit, es sei besser, rief er, ruhmreich unterzugehen, als kläglich zu verenden. Schliesslich einigte man sich darauf, geschlossen der Ansicht der Mehrheit zu folgen. Ausschlaggebend waren dafür nicht nur der traditionelle Opportunismus der Partei und die korrumpierenden Wirkungen des Tages von Potsdam, sondern auch die resignierte Erwägung, dass die Partei ausserstande sei, das Gesetz zu verhindern, ja dass es, in Verbindung mit dem versprochenen Brief, Hitler wirksamer als zurzeit an die Legalität binde.

Allerdings war Hitlers Brief, als die Beratungspause beendet war, immer noch nicht eingetroffen. Auf Drängen Brünings suchte Kaas daraufhin Hitler auf und kam mit der Erklärung zurück, der Brief sei bereits unterschrieben und dem Innenminister zur Weiterleitung übergeben, er werde noch während der Abstimmung eintreffen; Kaas fügte hinzu, «wenn er irgendwie Hitler je geglaubt hätte, so müsse er es nach dem überzeugenden Ton dieses Mal tun».

Unterdessen hatte der sozialdemokratische Parteivorsitzende Otto Wels unter tiefem Schweigen, in das von fern die drohenden Sprechchöre von SA und SS drangen, das Podium betreten. In einem letzten öffentlichen Bekenntnis zur Demokratie begründete er die ablehnende Stellungnahme seiner Fraktion. Auch die Sozialdemokratie sei stets für die ausserpolitische Gleichberechtigung Deutschlands und gegen jeden Versuch der Ehrabschneidung durch den Gegner eingetreten. Wehrlos zu sein, so erklärte er, bedeute nicht, ehrlos zu sein. Das gelte nach aussen wie nach innen. Die Wahlen hätten den Regierungsparteien die Mehrheit und damit auch die Möglichkeit gegeben, verfassungsgemäss zu regieren; wo diese Möglichkeit bestehe, habe man dazu auch die Pflicht. Kri-

itik sei heilsam, ihre Verfolgung bewirke nichts. Er beschloss seine Rede mit einem Appell an das Rechtsbewusstsein des Volkes und einem Gruss an die Verfolgten und Freunde.

Diese massvolle, in der Form durchaus würdige Ablehnung versetzte [Hitler](#) in einen Zustand äusserster Gereiztheit. Während er Papen, der ihn vergeblich zurückzuhalten versuchte, heftig beiseite stiess, betrat er zum zweitenmal das Rednerpult. Mit ausgestrecktem Arm auf seinen Vorredner deutend, begann er: «Spät kommt ihr, doch ihr kommt! Die schönen Theorien, die Sie, Herr Abgeordneter, soeben hier verkündeten, sind der Weltgeschichte etwas zu spät mitgeteilt worden.» In wachsender Erregung bestritt er der Sozialdemokratie jeden Anspruch auf aussenpolitische Gemeinsamkeit, das Gefühl für nationale Ehre, den Sinn für Recht und fuhr dann, immer wieder von stürmischem, den rhetorischen Ausbruch steigernden Beifall unterbrochen, fort:

«Sie reden von Verfolgungen. Ich glaube, es sind nur wenige unter uns hier, die nicht die Verfolgungen von Ihrer Seite im Gefängnis büssen mussten ... Sie scheinen ganz vergessen zu haben, dass man uns jahrelang die Hemden herunterriss, weil Ihnen die Farbe nicht passte ... Aus Ihren Verfolgungen sind wir gewachsen!

Sie sagen weiter, dass die Kritik heilsam sei. Gewiss, wer Deutschland liebt, der mag uns kritisieren; wer aber eine Internationale anbetet, der kann uns nicht kritisieren! Auch hier kommt Ihnen die Erkenntnis reichlich spät, Herr Abgeordneter. Die Heilsamkeit der Kritik hätten Sie in der Zeit erkennen müssen, als wir uns in Opposition befanden ... Damals hat man uns unsere Presse verboten und verboten und wieder verboten, unsere Versammlungen verboten, jahrelang! Und jetzt sagen Sie: Kritik ist heilsam!»

Als an dieser Stelle lebhafteste Proteste der Sozialdemokraten laut wurden, läutete die Glocke des Präsidenten, und Göring rief in den verebbenden Lärm: «Reden Sie keine Geschichten und hören Sie sich das jetzt an!» [Hitler](#) fuhr fort:

«Sie sagen: 'Sie wollen nun den Reichstag ausschalten, um die Revolution fortzusetzen.' Meine Herren, dazu hätten wir es nicht nötig gehabt,... diese Vorlage hier einbringen zu lassen. Den Mut, uns auch anders mit Ihnen auseinanderzusetzen, hätten wir wahrhaftigen Gottes gehabt!

Sie sagen weiter, dass die Sozialdemokratie auch von uns nicht weggedacht werden kann, weil sie die erste gewesen sei, die diese Plätze hier frei-

gemacht hätte für das Volk, für die arbeitenden Menschen und nicht nur für Barone oder Grafen. In allem, Herr Abgeordneter, kommen Sie zu spät! Warum haben Sie über diese Ihre Gesinnung nicht beizeiten Ihren Freund Grzesinski, warum nicht Ihre anderen Freunde Braun und Severing belehrt, die jahrelang mir vorwarfen, ich sei doch nur ein Anstreichergeselle! – Jahrelang haben Sie das auf Ihren Plakaten behauptet. (Zwischenruf Görings: 'Jetzt rechnet der Kanzler ab!') Und endlich hat man mir sogar gedroht, mich mit der Hundepeitsche aus Deutschland hinauszutreiben.

Dem deutschen Arbeiter werden wir Nationalsozialisten von jetzt ab die Bahn freimachen zu dem, was er fordern und verlangen kann. Wir Nationalsozialisten werden seine Fürsprecher sein. Sie, meine Herren, sind nicht mehr benötigt! ... Und verwechseln Sie uns nicht mit einer bürgerlichen Welt. Sie meinen, dass Ihr Stern wieder aufgehen könnte! Meine Herren, der Stern Deutschlands wird aufgehen und Ihrer wird sinken ... Was im Völkerleben morsch, alt und gebrechlich wird, das vergeht und kommt nicht wieder.»

Mit der decouvrierenden Bemerkung, er appelliere nur «des Rechts wegen» und aus psychologischen Gründen «an den Deutschen Reichstag, uns zu genehmigen, was wir auch ohnedem hätten nehmen können», kam [Hitler](#) zum Schluss; zu den Sozialdemokraten gewandt, rief er:

«Ich glaube, dass Sie für dieses Gesetz nicht stimmen, weil Ihnen Ihrer innersten Mentalität nach die Absicht unbegreiflich ist, die uns dabei beiseelt ... und ich kann Ihnen nur sagen: ich will auch gar nicht, dass Sie dafür stimmen! Deutschland soll frei werden, aber nicht durch Sie!»

Das Protokoll vermerkt nach diesen Sätzen: «Langandauernde stürmische Heil-Rufe und Beifallskundgebungen bei den Nationalsozialisten und auf den Tribünen. Händeklatschen bei den Deutschnationalen. Immer erneut einsetzender stürmischer Beifall und Heil-Rufe.»<sup>49</sup> Tatsächlich gilt die Replik als das berühmteste Beispiel für [Hitlers](#) rhetorische Schlagfertigkeit, doch muss man immerhin wissen, dass die vorausgegangene Rede von Otto Wels schon vorher an die Presse gelangt und offenbar auch [Hitler](#) bekannt geworden war. Goebbels sah «Fetzen fliegen» und jubelte: «Niemand, dass einer so zu Boden geworfen und erledigt wurde wie hier.» In ihrer bravourösen Roheit dem rauschhaften Abfertigungsvergnügen, erinnerte sie an jene frühe Replik vom Septem-

ber 1919, als ein professionaler Diskussionsredner erstmals die Schleusen **Hitlerscher** Beredsamkeit so weit geöffnet hatte, dass der biedere Anton Drexler in verblüffte Bewunderung ausgebrochen war; jetzt dankte, in der Kabinettsitzung vom folgenden Tag, Hugenberg «namens der übrigen Kabinettsmitglieder ... für die glänzende Abfertigung des Marxistenführers Wels»<sup>50</sup>.

Als sich nach der Rede **Hitlers** der Beifallssturm gelegt hatte, betraten die Vertreter der übrigen Parteien die Tribüne. Nacheinander begründeten sie ihre Zustimmung, Kaas freilich nicht ohne Verlegenheit und erst, nachdem ihm Frick auf eine erneute Anfrage «feierlich versichert hatte, dass der Bote **Hitlers** Brief bereits in seinem Büro in der Krolloper abgegeben» habe.<sup>51</sup> Innerhalb weniger Minuten wurden die drei Lesungen des Gesetzes erledigt. Die Abstimmung erbrachte 444 zu 94 Stimmen, nur die Sozialdemokraten waren bei ihrem Nein geblieben. Das war weit mehr als die erforderliche Zweidrittelmehrheit und hätte selbst dann noch ausgereicht, wenn die 81 kommunistischen und sechsundzwanzig sozialdemokratischen Abgeordneten, die durch Haft, Flucht oder Krankheit ferngehalten waren, ebenfalls mit Nein gestimmt hätten. Kaum hatte Göring das Ergebnis bekanntgegeben, stürmten die Nationalsozialisten nach vorn. Die Arme zum Gruss erhoben, begannen sie vor der Regierungsbank das «Horst-Wessel-Lied» zu singen. Noch am gleichen Abend passierte das Gesetz einstimmig den gleichgeschalteten Reichsrat. Der versprochene Brief **Hitlers** ist nie in die Hände des Zentrums gelangt.<sup>52</sup>

Mit der Verabschiedung des «Gesetzes zur Behebung der Not von Volk und Reich», wie das Ermächtigungsgesetz offiziell hiess, war der Reichstag ausgeschaltet und der Regierung unbegrenzte Aktionsfreiheit gewährt. Nicht die Tatsache, dass die Parteien der Mitte vor einem stärkeren Gegner und einem skrupelloseren Willen kapitulierten, hat die Erinnerung an den Tag so sehr verdunkelt, sondern die schwächliche Art, in der sie an ihrer eigenen Ausschaltung mitwirkten. Zwar haben die bürgerlichen Politiker nicht zu Unrecht darauf verwiesen, dass schon der sogenannte Branderslass vom 28. Februar den entscheidenden Übergang zur Diktatur geöffnet habe, während dem Ermächtigungsgesetz im Prozess der Machtergreifung eher formale Bedeutung zugekommen sei. Aber

gerade dann bot die Abstimmung ihnen eine Gelegenheit, in einer einprägsamen Geste ihren Widerspruch zu bezeugen, anstatt das revolutionäre Geschehen jener Wochen noch mit dem Schein rechtlicher Kontinuität zu verbrämen. Wenn die Verordnung vom 28. Februar der faktische Untergang des Weimarer Parteienstaates war, dann das Ermächtigungsgesetz der moralische; Er besiegelte den Prozess der Selbstabdankung der Parteien, der bis ins Jahr 1930 zurückreichte, als die Grosse Koalition zerbrochen war.

Das Ermächtigungsgesetz schloss die erste Phase der Machtergreifung ab: Es machte **Hitler** nicht nur von der präsidentialen Verordnungsmacht, sondern auch vom Bündnis mit dem konservativen Partner unabhängig. Schon damit war jede Möglichkeit zum organisierten Machtkampf gegen das neue Regime vereitelt. Nicht zu Unrecht schrieb der ‚Völkische Beobachter‘: «Ein historischer Tag. Das parlamentarische System kapituliert vor dem neuen Deutschland. Während vier Jahren wird **Hitler** alles tun können, was er für nötig befindet: negativ die Ausrottung aller verderblichen Kräfte des Marxismus, positiv die Errichtung einer neuen Volksgemeinschaft. Das grosse Unternehmen nimmt seinen Anfang! Der Tag des Dritten Reiches ist gekommen!»

Tatsächlich hatte **Hitler** weniger als drei Monate benötigt, um seine Partner zu überlisten und nahezu alle Gegenkräfte mattzusetzen. Um einen treffenden Begriff von der Schnelligkeit des Prozesses zu erhalten, muss man sich vergegenwärtigen, dass Mussolini in Italien sieben Jahre benötigt hatte, um annähernd so viel Macht anzuhäufen. **Hitlers** Zielstrebigkeit sowie sein Empfinden für staatsmännischen Stil hatten von Beginn an ihren Eindruck auf Hindenburg nicht verfehlt und den Präsidenten schon bald veranlasst, die einstigen Vorbehalte abzutun; jetzt bestärkte ihn der eindeutige Abstimmungssieg der Regierung in seinem Umschwung der Gefühle. Die Verfolgungen, denen nicht zuletzt seine einstigen Wähler ausgesetzt waren, ignorierte der kalte, selbstsüchtige Greis, der sich endlich wieder in der richtigen Front wusste, und dass **Hitler** mit dem «scheusslichen, zuchtlosen Parteiunwesen» aufräumte,<sup>53</sup> rechnete er ihm eher als Verdienst an. Schon zwei Tage nach der Ernennung **Hitlers** zum Kanzler hatte Ludendorff

ihm in einem Brief vorgeworfen, das Land «einem der grössten Demagogen aller Zeiten ausgeliefert» zu haben: «Ich prophezeie Ihnen feierlich, dass dieser unselige Mann unser Reich in den Abgrund stürzen und unsere Nation in unfassbares Elend bringen wird. Kommende Geschlechter werden Sie wegen dieser Handlung in Ihrem Grabe verfluchen»;<sup>54</sup> doch Hindenburg zeigte sich dessenungeachtet zufrieden darüber, dass er «den Sprung über die Hürde gemacht und nun für längere Zeit Ruhe habe». Im Zuge seiner Selbstausschaltung liess er den Staatssekretär Meissner während der Kabinettsberatung über das Ermächtigungsgesetz erklären, dass die präsidentiale Mitwirkung für die aufgrund dieser Ermächtigung erlassenen Gesetze «nicht erforderlich» sei; er war glücklich, der lange drückenden Verantwortung enthoben zu sein. Desgleichen entfiel schon bald der Anspruch Papens, allen Zusammenkünften zwischen Präsident und Kanzler beizuwohnen, Hindenburg selber bat Papen darum, um, wie er äusserte, [Hitler](#) «nicht zu beleidigen»<sup>55</sup>, und als der bayerische Ministerpräsident Held im Präsidentenpalais seine Beschwerden über den Terror und die Verfassungsbrüche der Nationalsozialisten vortragen wollte, bat ihn der verdämmende alte Mann, sich an [Hitler](#) selber zu wenden.<sup>56</sup>

Auch im Kabinett, notierte Goebbels, sei «die Autorität des Führers nun ganz durchgesetzt. Abgestimmt wird nicht mehr. Der Führer entscheidet. Alles das geht viel schneller, als wir zu hoffen gewagt haben.» Die Parolen und offenen Kampfansagen der Nationalsozialisten waren zwar nahezu durchweg gegen die Marxisten gerichtet, aber der Stoss zielte ebenso gegen den deutschnationalen Partner, dessen ausgeklügeltes System der Einrahmung und Bändigung nicht mehr als die Spinnenweben des Volksmunds war, darin einer Adler zu fangen hofft. In ihrem kurzsichtigen Eifer gegen die Linke übersahen Papen, Hugenberg und ihr Anhang gänzlich, dass deren Beseitigung [Hitler](#) das Instrumentarium verschaffen musste, mit dem er sie selber liquidieren würde; sie schienen schlechthin unfähig, auch nur das Risiko dieses Bündnisses zu begreifen, und weit davon entfernt, zu ahnen, dass sie, als sie sich mit [Hitler](#) zu Tische setzten, lange Löffel brauchten. Carl Goerdeler versicherte mit der ahnungslosen Arroganz der Konservativen, man werde [Hitler](#) auf seinen Architekturspleen abdrängen und sei-

ber dann ungestört Politik machen. **Hitler** dagegen nannte in einer Äusserung aus jener Zeit, die alte Indignationen erneut zum Vorschein brachte, seine bürgerlichen Koalitionsgenossen «Gespenster» und erklärte: «Die Reaktion glaubt, mich an die Kette gelegt zu haben. Sie werden mir Fallen stellen, so viel sie nur können. Aber wir werden nicht warten, bis sie handeln ... Wir kennen keine Rücksicht. Ich habe keine bürgerlichen Bedenken! Sie halten mich für ungebildet, für einen Barbaren. Ja! Wir sind Barbaren. Wir wollen es sein. Es ist ein Ehrentitel. Wir sind es, die die Welt verjüngen werden. Diese Welt ist am Ende .. .»<sup>57</sup>

Doch waren die Handhaben gegen die Linke wie die Rechte noch nicht der ganze Gewinn, den das Ermächtigungsgesetz **Hitler** eintrug. Die Taktik, nicht als revolutionärer Usurpator, sondern im Mantel des Gesetzgebers, wie löchrig und flickenhaft er auch wirken mochte, nach der unbeschränkten Macht zu greifen, hat zugleich die Entstehung eines rechtlosen Raumes verhindert, die im Allgemeinen zu den Folgen gewaltsamer Umstürze zählt. Mit dem Ermächtigungsgesetz stand **Hitler** der Apparat der staatlichen Bürokratie einschliesslich der Justiz, der für seine weiterreichenden Absichten unentbehrlich war, zur Verfügung: Es bot eine Grundlage, die das Gewissen ebenso wie die positivistischen Bedürfnisse befriedigte. Nicht ohne Genugtuung registrierte das Gros der Beamten den gesetzlichen Charakter dieser Revolution, die sich damit, allen Einzelexzessen zum Trotz, so vorteilhaft von dem «Luderbild» des Jahres 1918 abhob: dies hat, stärker noch als die antidemokratischen Traditionen des Standes, die Bereitschaft zur Mitwirkung geweckt. Wer sich dennoch sperrte, setzte sich nicht nur persönlicher Massregelung durch ein sofort erlassenes besonderes Gesetz aus, sondern hatte von nun an auch den Schein des Rechts gegen sich.

Es war freilich nie mehr als der Schein, und entgegen der nach wie vor verbreiteten These eines bruchlosen, gleitenden Übergangs von der parlamentarischen Republik zum totalitären Einheitsstaat zwingt die Berücksichtigung aller Umstände zu der Feststellung, dass im Prozess der Legalen Revolution die revolutionären Elemente die legalen weitaus überwogen. Nichts hat die Öffentlichkeit so sehr über die wahre Natur des Geschehens zu täuschen ver-

mocht wie der Einfall, den Szenenwechsel gleichsam auf offener Bühne vorzunehmen; doch es war ein Akt revolutionärer Macht-ergreifung, der durch das Ermächtigungsgesetz besiegelt wurde. Wie es der Wortlaut verlangte, wurde es zwar in den Jahren 1937, 1941 und dann noch einmal 1943 verlängert; aber es blieb ein Ausnahmegesetz, erlassen in einer Art Ausnahmezustand.

Auch das verbindliche Vokabular des Regimes hat den revolutionären Charakter des Machteroberungsprozesses betont. Gewiss war es anfangs peinlich darauf bedacht gewesen, das Geschehen als «nationale Erhebung» zu deklarieren, und tatsächlich hat es mit diesem Begriff vielfältige Illusionen, restaurative Sehnsüchte und die Hingabewünsche eines naiven Mitläufertums entfacht. Aber schon in seiner Rede zum Ermächtigungsgesetz hat [Hitler](#) statt von «nationaler Erhebung» von «nationaler Revolution» gesprochen, und wiederum vierzehn Tage später wies Göring in einer Rede auch diese Formel ausdrücklich zurück und ersetzte sie durch den Begriff der «nationalsozialistischen Revolution»<sup>58</sup>.

Was weiter geschah, war nur noch Nebenwerk, Arrondierung schon errungener Machtpositionen. Binnen weniger Wochen wurde die zentralistische Gleichschaltung der Länder zu Ende geführt und parallel dazu die vollständige Zertrümmerung aller politischen Gruppen und Verbände bewerkstelligt. Nach den Kommunisten, deren Zusammenbruch sich nahezu schweigend, in einer Atmosphäre des lautlosen Terrors, des Rückzugs in den Untergrund sowie der opportunistischen Überläuferei ereignete, wandten sich die Nationalsozialisten gegen die Gewerkschaften, die durch eine fatale Schwenkung schon in den ersten Märztagen ihre Ratlosigkeit sowie ihre Schwäche offenbart und verhängnisvollerweise geglaubt hatten, sie könnten sich durch besänftigende Gesten vom Untergang loskaufen. Obwohl sich im ganzen Reich die Verhaftungen und Drangsalierungen ihrer führenden Mitglieder mehrten und die SA eine Kette von Überfällen auf örtliche Büros inszenierte, richtete der Bundesvorstand am 20. März eine Art Loyalitätsadresse an [Hitler](#), in der auf die rein sozialen Aufgaben der Gewerkschaften verwiesen wurde, «gleichviel, welcher Art das Staatsregime (!) ist»<sup>59</sup> Als [Hitler](#) sich eine alte, auch in der Repu-



blik nicht verwirklichte Forderung der Arbeiterbewegung zu eigen machte und den 1. Mai zum Nationalen Feiertag erklärte, rief die Gewerkschaftsführung die Arbeiterschaft zur Beteiligung an den Demonstrationen auf. Unter fremden Fahnen zogen daraufhin überall die gewerkschaftlich organisierten Arbeiter und Angestellten in den riesigen Festumzügen mit, hörten erbittert, aber doch zum Beifall gezwungen, die Reden nationalsozialistischer Funktionäre und'sahen sich plötzlich in eine Front eingereiht, der sie soeben noch feindlich gegenübergestanden hatten: Nichts hat so wie diese verwirrende Erfahrung den Widerstandswillen der Millionenbewegung gebrochen. Und während die 'Gewerkschaftszeitung' den 1. Mai, getreu der Anpassungstaktik der Führung, als «Tag des Sieges» feierte, besetzten SA und SS schon am 2. Mai in ganz Deutschland die Gewerkschaftshäuser sowie die dem Bund gehörenden Wirtschaftsunternehmungen und Arbeiterbanken, während die führenden Funktionäre verhaftet und zum Teil in Konzentrationslager verbracht wurden; es war ein rühmloser Untergang.

Auf ebenso undramatische Weise vollzog sich das Ende der Sozialdemokratischen Partei. Die vereinzelt Widerstandsappelle der einen weckten meist nur lähmende Dementis anderer Führungsfunktionäre und enthüllten die Ohnmacht einer in ihren traditionellen Formen erstarrten Massenpartei. Seit dem 30. Januar hatte die SPD bezeichnenderweise immer nur jene Verfassung beschworen, die die Nationalsozialisten ungestüm und machthungrig demontierten, und sich auf die doch gänzlich eindrucklose These zurückgezogen, dass die Partei den ersten Schritt vom Boden des Gesetzes nicht tun werde. So weit noch immer buchstabengläubige Marxisten, um im Nationalsozialismus die «letzte Karte der Reaktion» zu erkennen, die nach den Gesetzen historischer Determination niemals stechen könne, rechtfertigte die Parteispitze ihren Immobilismus mit der taktischen Devise «Bereit sein ist alles!»<sup>60</sup> doch übte auch ihre Passivität auf die vielfach zum Handeln drängenden Unterorganisationen eine tief demoralisierende Wirkung aus. Schon am 10. Mai wurden, ohne ein Zeichen der Gegenwehr, alle Parteihäuser, Zeitungen sowie das Vermögen der SPD und des Reichsbanners auf Veranlassung Görings beschlag-

nahmt. Nach heftigen Auseinandersetzungen innerhalb der Führung setzten sich schliesslich die Vertreter des Beschwichtigungskurses durch, die das Regime durch eine Taktik des Entgegenkommens zur Mässigung zwingen wollten. Die gleiche Überlegung stand auch hinter dem Beschluss der Reichstagsfraktion, die grosse aussenpolitische Erklärung [Hitlers](#) am 17. Mai möglichenfalls zu billigen; die Absicht freilich, die Zustimmung in einer besonderen Stellungnahme zu formulieren, war viel zu fein gesponnen für [Hitlers](#) rücksichtslosen Vernichtungswillen. Unter einer erpresserischen Morddrohung Fricks gegen die in den Konzentrationslagern inhaftierten SPD-Anhänger entschloss sich die Partei, im Parlament für die Regierungserklärung zu stimmen. Nicht ohne höhnischen Blick nach links konnte Göring am Ende der Reichstagsitzung erklären, dass «die Welt gesehen (habe), dass das deutsche Volk einig ist, wenn es sein Schicksal gilt»<sup>61</sup>. Von der zermürbten, gedemütigten Partei erwartete eigentlich niemand mehr eine Geste des Widerstands, als sie am 22. Juni schliesslich verboten und ihre Parlamentssitze kassiert wurden.

Im Strudel der Gleichschaltungen endeten jetzt auch alle übrigen politischen Gruppierungen, fast täglich meldeten die Zeitungen Liquidierungen oder Selbstaflösungen: den Anfang machten die Deutschnationalen Kampfringe und der Stahlhelm (21. Juni), es folgten alle verbliebenen Arbeitnehmer- und Arbeitgeberorganisationen (22. Juni), dann die Deutschnationale Volkspartei, die als Mitstreiter in der nationalen Erhebung vergebens auf ihr Recht zum Fortbestand gepocht hatte und nicht einzusehen vermochte, warum sie jetzt mit den Hasen laufen sollte, nachdem sie so lange mit den Hunden gehetzt hatte; dann kam das Ende der Staatspartei (28. Juni), der Deutschnationalen Front (28. Juni), der Zentrumsverbände (1. Juli), des Jungdeutschen Ordens (3. Juli), der Bayerischen Volkspartei (4. Juli), der Deutschen Volkspartei (4. Juli), schliesslich des Zentrums selber, das durch die gleichzeitigen Konkordatsverhandlungen taktisch gelähmt und sodann zur Aufgabe genötigt wurde (5. Juli); und nebenher lief die Gleichschaltung der Interessenverbände von Industrie, Handel, Handwerk und Landwirtschaft: Doch durchweg ereignete sich kein Akt der Gegenwehr, kaum ein Zwischenfall von mehr als lokaler Bedeutung. Am

27. Juni wurde Hugenberg, der im Nazijargon als «das alte Rübenschwein» figurierte, zum Rücktritt gezwungen, ohne dass einer seiner konservativen Freunde eine Hand rührte. Auf der Weltwirtschaftskonferenz in London hatte er unmittelbar zuvor mit exzessiven Forderungen nach einem Kolonialreich und deutscher Wirtschaftsexpansion bis in die Ukraine noch einmal versucht, die Nationalsozialisten demagogisch zu überbieten, tatsächlich aber [Hitler](#) nur eine billige Gelegenheit zugespielt, Vernunft und Völkerfriede gegen den alldeutschen Störenfried in Schutz zu nehmen. Die vier Ministerien, die im Reich und in Preussen dadurch vakant wurden, besetzte [Hitler](#) zwei Tage später mit dem Generaldirektor der Allianzversicherung, Kurt Schmitt (Wirtschaft), sowie mit Walter Darré (Ernährung und Landwirtschaft). Gleichzeitig verfügte er die ständige Teilnahme des «Stellvertreters des Führers», Rudolf Hess, an den Kabinettsitzungen. Nachdem Franz Seldte schon im April zur NSDAP übergetreten war, hatte sich das Verhältnis zwischen Nationalsozialisten und Deutschnationalen im Kabinett jetzt nahezu umgekehrt (acht zu fünf); da die deutschnationalen Minister keinen Rückhalt in einer Partei mehr besaßen, waren sie überdies zu gewichtslosen Fachleuten degradiert. Mit einem Katalog von Gesetzen, dessen wichtigstes die NSDAP zur Monopolpartei erklärte, sicherte das Regime am 14. Juli 1933 das Erreichte.

Dieses widerstandslose, rasche Erlöschen aller politischen Kräfte von links bis rechts charakterisiert am auffälligsten den nationalsozialistischen Machtergreifungsprozess, und wenn irgend etwas die ruinierte Lebenskraft der Republik von Weimar demonstriert hat, dann die Mühelosigkeit, mit der die Institutionen, die sie getragen hatten, sich überwältigen liessen. Selbst [Hitler](#) zeigte sich verblüfft: «Man hätte nie einen so kläglichen Zusammenbruch für möglich gehalten», äusserte er Anfang Juli in Dortmund.<sup>62</sup> Übergriffe und Verbote, die noch kurz zuvor unzweifelhaft bürgerkriegsähnlichen Aufruhr entfesselt hätten, stiessen nun auf achselzuckende Hinnahme, und man wird die grosse Kapitulation jener Monate nicht verstehen, wenn man lediglich ihre politischen, nicht auch die geistigen und psychologischen Ursachen in Rechnung stellt. Allen Gesetzwidrigkeiten und Gewaltakten jener Wochen

zum Trotz folgt daraus eine gewisse historische Rechtfertigung **Hitlers**, und es liegt wohl mehr Wahrheit, als er selber glaubte, in Brünings Empfindung am Tag von Potsdam, er werde, als er im Zug der Abgeordneten zur Garnisonkirche hinüberschritt, «zum Richtplatz geführt»<sup>63</sup>. Einer der scharfsinnigen Beobachter der Epoche notierte zur gleichen Zeit angesichts der fortwährenden unparierten Schläge «ins Gesicht der Wahrheit, der Freiheit», angesichts der Beseitigung der Parteien und der parlamentarischen Ordnung, das wachsende Gefühl, «dass alle die hier abgeschafften Dinge die Menschen nicht mehr viel angingen».

In der Tat markieren das Ermächtigungsgesetz und der Tag von Potsdam, der ihm voraufging, sowie die rühmlosen Untergänge, die ihm folgten, eine Wende: Sie bedeuteten den endgültigen inneren Abschied der Nation von Weimar. Von nun an war die politische Ordnung der Vergangenheit keine Alternative mehr, in deren Zeichen sich eine Hoffnung oder gar ein Widerstandswille hätte sammeln können. Das Gefühl der Zeitenwende, das sich vage und als euphorische Erwartung schon beim Regierungsantritt **Hitlers** eingestellt hatte, erfasste jetzt immer breitere Schichten. Im Begriff der «Märzgefallenen» ist mit verächtlichem Tonfall das massenhafte Überläufertum jener Tage gekennzeichnet. Und was immer dem schärferen Blick an der Legalität des Machtwechsels fragwürdig erscheinen mochte: die Legitimität des respektgebietenden Staatsmannes, der mehr verdiente als das mokante Prädikat des Demagogen, erwarb **Hitler** sich nun rasch. Die sichtlich zusammenschrumpfende Minderheit derer, die dem wie eine Sucht um sich greifenden Anschlussbedürfnis widerstand, geriet zusehends in die Isolierung und verbarg ihre Verbitterung, ihren einsamen Ekel angesichts einer offenbar «von der Geschichte selbst» erteilten Niederlage. Das Alte war tot. Die Zukunft, so schien es, gehörte dem Regime, das immer mehr Anhänger, Jubel und plötzlich auch Gründe für sich hatte. «Einen entschlossenen ablehnenden Eindruck machen, obwohl sie schweigen, nur noch die Dienstmädchen», notierte Robert Musil im März 1933 ironisch; aber auch er bekannte, ihm fehle zum Widerstand die Alternative, er sei ausserstande, sich die revolutionär entstehende Ordnung durch die Wiederkehr des alten oder eines noch älteren Zustands ersetzt zu den-



- 1 Nicht ohne Würde und Selbstgefallen stellte sich Alois **Hitler**, mit blitzenden Uniformknöpfen, dem Fotografen.
- 2 Das Gesicht eines bescheidenen Dorfmädchens, ernst, regungslos, mit einem Zug von Bedrückung: die Mutter Adolf **Hitlers**.
- 3 Adolf **Hitler** im ersten Lebensjahr.



**4-9** Hitlers ideologische Lehrmeister:  
oben links Lanz v. Liebenfels,  
darunter Karl Lueger, Richard Wagner,  
Houston Stewart Chamberlain;  
daneben Georg Ritter v. Schönerer  
und Graf Gobineau.



**10** Hitler mit sechzehn Jahren:  
Zeichnung eines Mitschülers.







**11** In einzelnen Gemeindebezirken Wiens bildeten die Juden rund ein Drittel der Bevölkerung.



**12** Auf einer Zufallsaufnahme vom 1. August 1914 erkennt man deutlich **Hitlers** Gesicht: «Mir selber kamen die damaligen Stunden wie eine Erlösung vor».





13 Pausenlose Demonstrationen, Konzerte, Flaggenparaden und glühende Reden vom «Reich des Lichts, der Schönheit und Vernunft» begleiteten die Revolution: Ministerpräsident Kurt Eisner bei einer Demonstration.



14 Eugen Leviné.



15 Die grosse Angst: Propagandaplakat gegen den Bolschewismus.



16.17 Gottfried Feder, einer der frühen Ideologen der Partei; der Gründer Anton Drexler.



18 Unter dem fassungslosen Blick der Mitglieder drängte Hitler den «langweiligen Verein», in den er im Herbst 1919 eingetreten war, sofort an die Öffentlichkeit: Hitler zurzeit des Eintritts in die Deutsche Arbeiterpartei, die Vorläuferin der NSDAP.

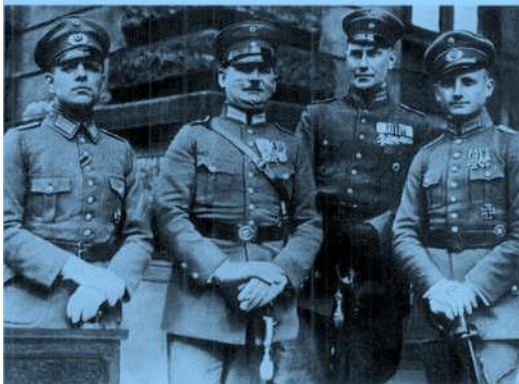


19.20 Hitlers Mitgliedskarte sowie das Plakat zur legendären Versammlung, auf der Hitler die 25 Punkte verkündete; sein Name wird nicht genannt.



21 Die erste ständige Geschäftsstelle der Partei im Keller des Sterneckerbräu 1925.





22 Schob der NSDAP  
Anhänger, Waffen und  
Geldmittel zu: Haupt-  
mann Ernst Röhm (2.v. 1.)  
im Kreis befreundeter  
Offiziere (Abb. links).



**23 Hitler** mit Alfred Rosenberg und Dr. Weber auf einer völkischen Veranstaltung in München (oben).

**24-27** Anhänger und Förderer der frühen Jahre: Fiermann Esser, Ernst Pöhner, Dietrich Eckart, Julius Streicher.





28 An den Wochenenden unternahm die Partei Propagandafahrten über Land: Hitler (z.v. 1.) im Kreis von Anhängern.



29 Ermutigung zogen die Nationalsozialisten aus dem italienischen Vorbild: Faschisten auf dem «Marsch nach Rom».

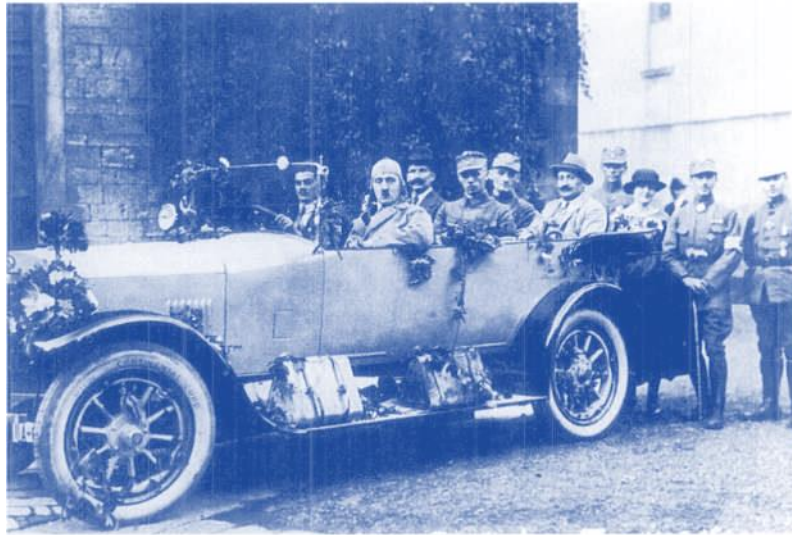




**30-33** Die Fotoserie, die ihn posierend im melodramatischen Stil der Zeit zeigt, hat vielfach Belustigung erweckt; sie macht deutlich, wieviel von seinem demagogischen Genie er anstudiert und unter Fehlern gelernt hat.



**34** «Kein Teufel kann uns aufhalten»:  
Hitler im Januar 1923  
auf dem ersten Parteitag  
der NSDAP in  
München.



**35.36** Das Ende der Anonymität: er verfügte über personalreiche Stäbe, fuhr schnelle Autos, war Mittelpunkt der Salons und Magnet rechter Gruppierungen: Hitler im Wagen mit Ulrich Graf, Major Buch und Christian Weber; darunter mit Julius Streicher.

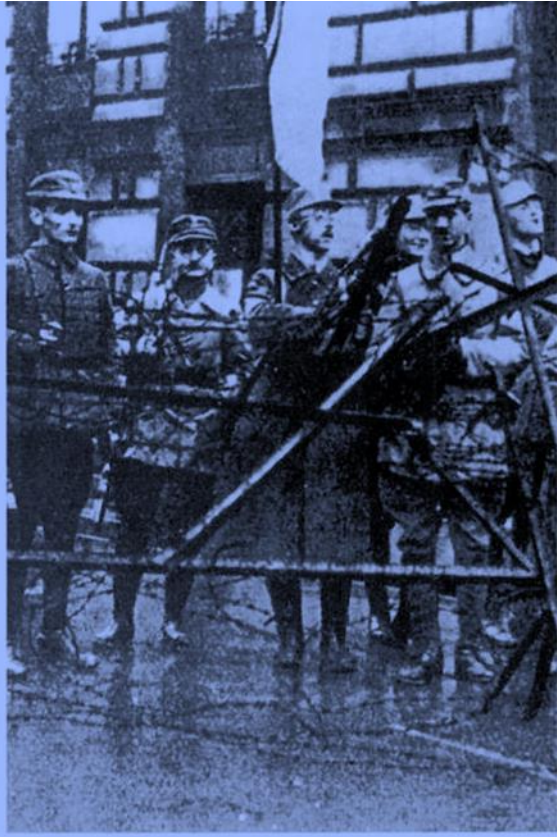




**37.38** Während Hitler mit Umzügen die Strasse zu mobilisieren versucht, präsentiert er sich zugleich den Honoratioren als Mann des Vertrauens; oben auf einem Deutschen Tag, rechts zusammen mit Rudolf Hess bei einem Propagandamarsch durch Weimar.



**39-41** Der Putsch vom 9. November 1923 verlief unprogrammgemäss. Während es einer Gruppe gelang, das Kriegsministerium zu besetzen (oben rechts mit Himmler als Fahnenträger) und Sturmtruppen der SA Münchner Stadträte verhafteten (rechts), versuchten auf dem Marienplatz Redner, unter ihnen auch Streicher, «eine Begeisterung zu bekommen». Wenige Augenblicke später brach der Putsch im Feuer zusammen.



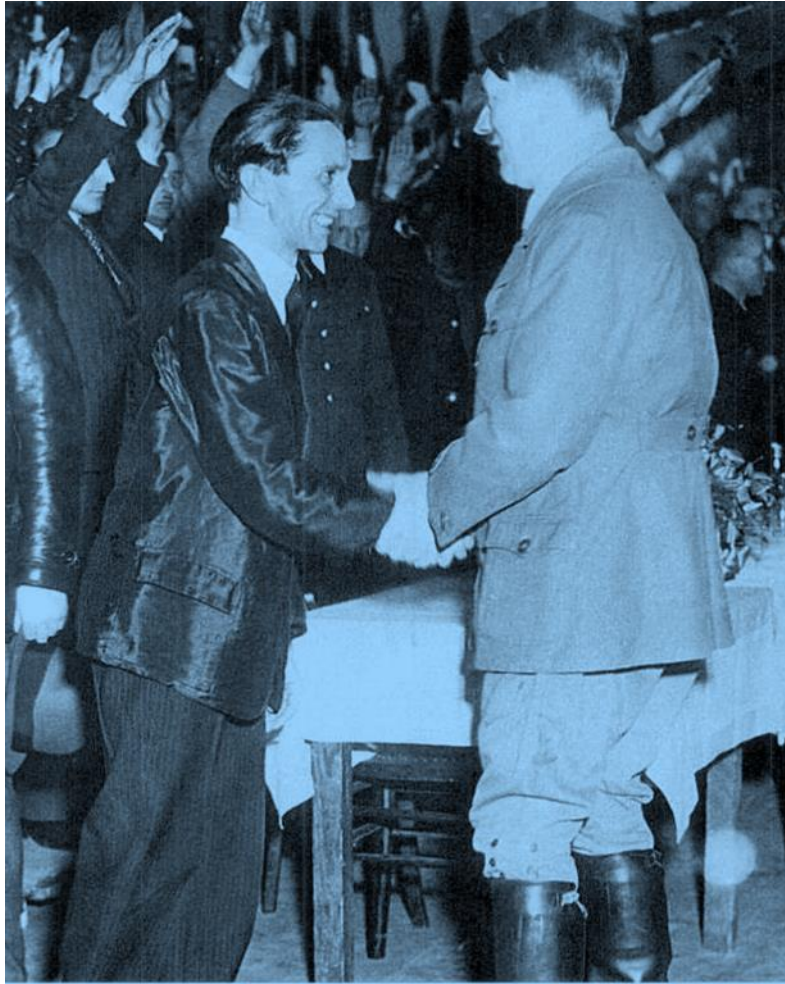




42,43 Neue Männer um  
Hitler: Pfeffer v. Salomon,



44 Der Parteitag in Nürnberg 1927 zeigte unter Hitlers Regie Ansätze eines später vervollkommenen Huldigungsrituals; Hitler beim Vorbeimarsch anlässlich der Abschlussveranstaltung des Parteitags.



**45** Triumphe im Berliner Sportpalast: **Hitler** und Goebbels.

**46** Hitler mit Joseph und Magda Goebbels.





47.48 Erst die radikalen Demagogen von links und rechts mobilisierten die Verzweiflung (oben Goebbels und unten Thälmann).



**49-55** Reden als Experimente zur «Beeinträchtigung der Willensfreiheit des Menschen»: In allen rhetorischen Exzessen war er der wache Kontrolleur seiner Emotionen und der Instinkte.





56.57 Sein Adjutant Brückner schirmte Hitler nach grossen Redeauftritten ab: «Lassen Sie ihn doch in Ruhe, sehen Sie nicht, der Mann ist fertig!» Hitler beim Verlassen von Massenkundgebungen, auf dem unteren Bild hinter ihm Julius Schaub.



**58** Die Revolution im Gewand der Staatsautorität.  
Der neuernannte Kanzler im Gespräch mit seinen  
«Bändigern» v. Papen und General v. Blomberg.

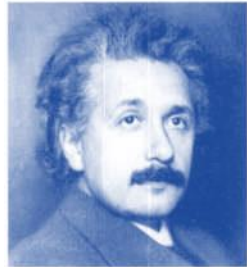


59 Hitlers Zielstrebigkeit sowie sein Empfinden für staatsmännischen Stil verfehlten ihren Eindruck auf Hindenburg nicht und veranlassten den Präsidenten schon bald, die einstigen Vorbehalte abzutun; und dass Hitler mit dem «scheusslichen, zuchtlosen Parteienwesen» aufräumte, rechnete er ihm eher als Verdienst an.



**60.61** In den grandiosen Betäubungszuständen der Massenfeste fühlten sich die Menschen durch die Geschichte selbst berührt: wie verwandelt von einem Gefühl halluzinatorischer Brüderlichkeit.





62-65 Das «Wunder der deutschen Einigung» vollzog sich als die Abgrenzung der wahren von der unerwünschten Nation: Heinrich und Thomas Mann, Albert Einstein, Gerhart Hauptmann, Gottfried Benn.

66 Bücherverbrennung 1933 in Berlin Unter den Linden.



67,68 Das Doppelgesicht der Revolution;  
Massenverhaftung im Frühjahr 1933  
und KdF-Vergnügen.



69 Durch eine nicht abbreisende Kette von Grundsteinlegungen und Ersten Spatenstichen schuf Hitler eine Art Mobilmachungs-  
bewusstsein und eröffnete in Hunderten von Ans-Werk-Reden  
immer neue Arbeitseinsätze, die einen breiten Hingabewillen  
erzeugten: Hitler beim Beginn des Reichsautobahnbaues.



70 «Ich habe den Befehl gegeben, die Geschwüre unserer inneren Brunnenvergiftung auszubrennen bis auf das rohe Fleisch»: [Hitler](#) und [Röhm](#) im Februar 1934.

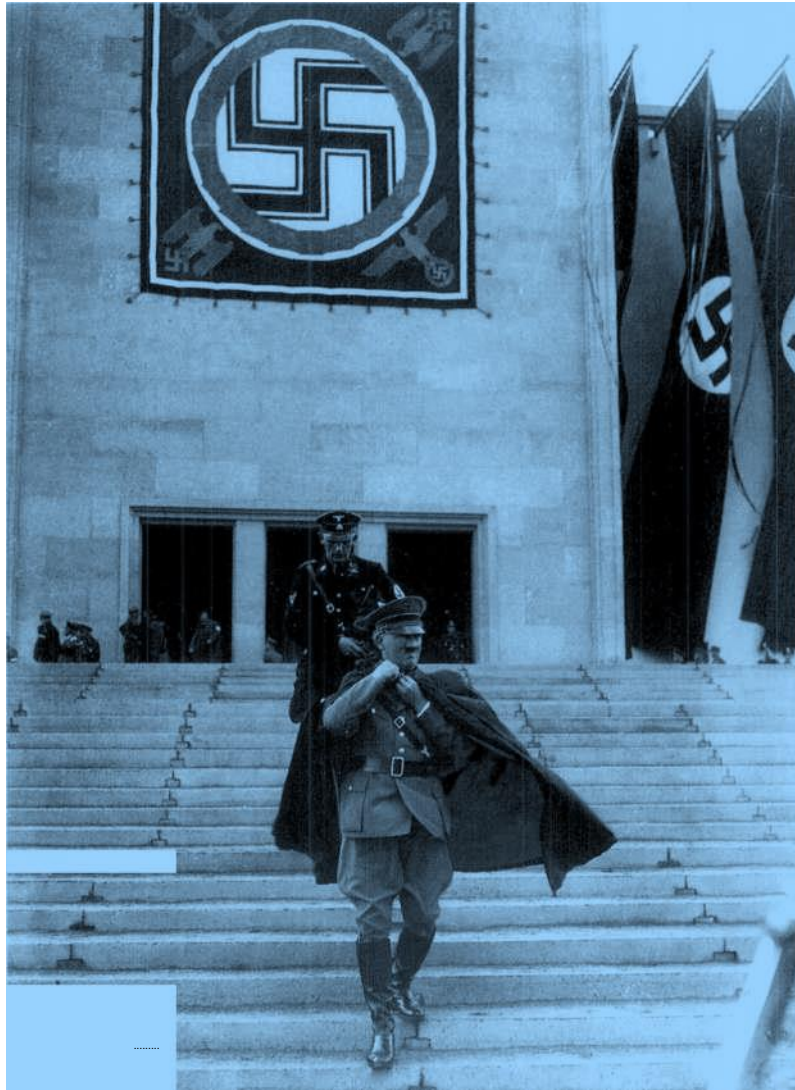




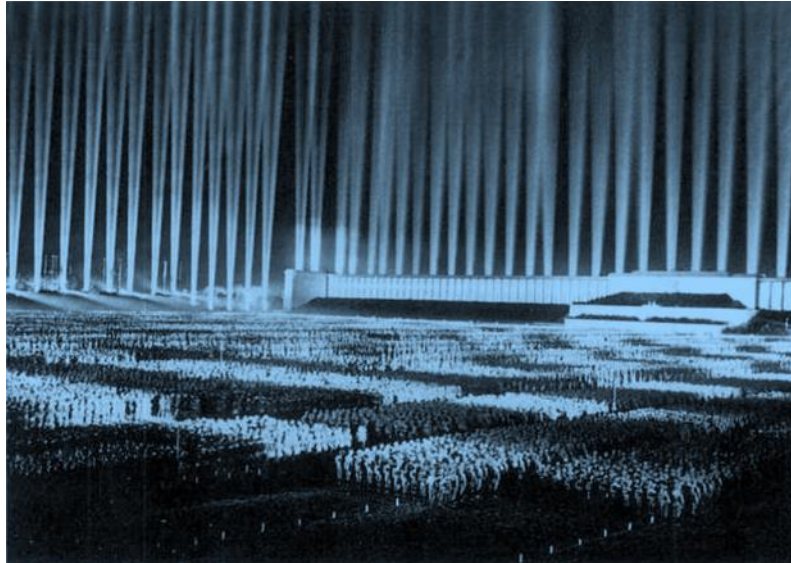
**71** «Treue um Treue»: unter diesem Titel wurde die Veröffentlichung dieses Fotos eine Woche nach der Röhm-Affäre allen Zeitungen zur Auflage gemacht. Es zeigt einen SA- und einen SS-Mann, um die ungebrochene Einheit der Bewegung zu demonstrieren; in Wirklichkeit war die SA endgültig entmacht.



**72** Der Tod des Reichspräsidenten schuf keinen Bruch mehr, nur einige Illusionen der Bürgerlichen gingen dahin: Hindenburg auf dem Totenbett.



73 Untrügliche Kenntnis der Psychologie des grossen Auftritts und imperatorischer Gesten: Adolf Hitler auf dem Parteitag in Nürnberg.



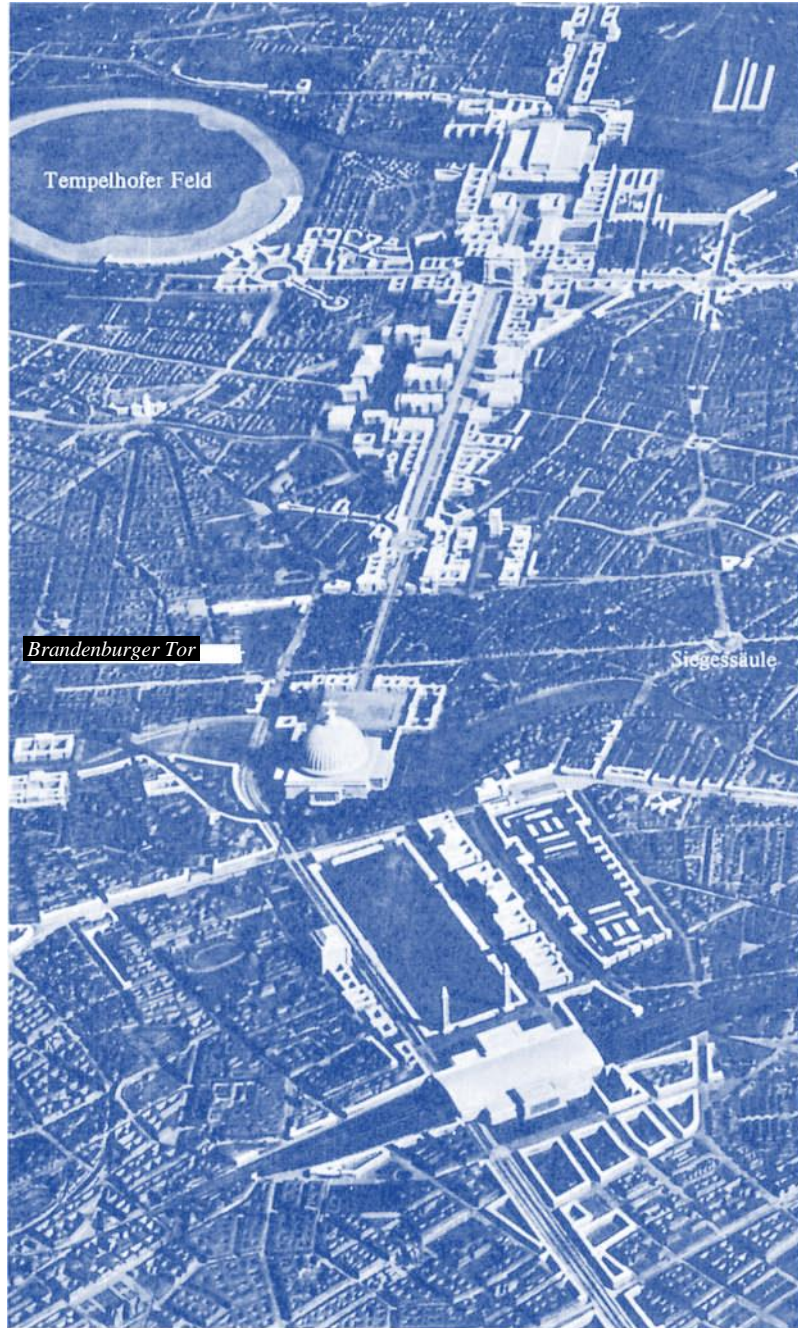
74 Höhepunkte der Veranstaltungen des Regimes waren die Totenehrungen, wenn Hitler durch breite Menschenmassen schritt, um vor Sarkophagen oder monumentalen Kränzen den Tod zu feiern; wie in den Lichtdomen erfüllte sich in diesem Ritual seine Vorstellung ästhetisierender Politik.



75 Hitler im Jahr 1934 auf dem Obersalzberg.

76 Innerhalb von rund fünfzehn Jahren sollte Berlin zu einem Monument imperialer Größe umgestaltet werden: eine fünf Kilometer lange Prachtstrasse sollte das neue Zentrum des Reiches sein.





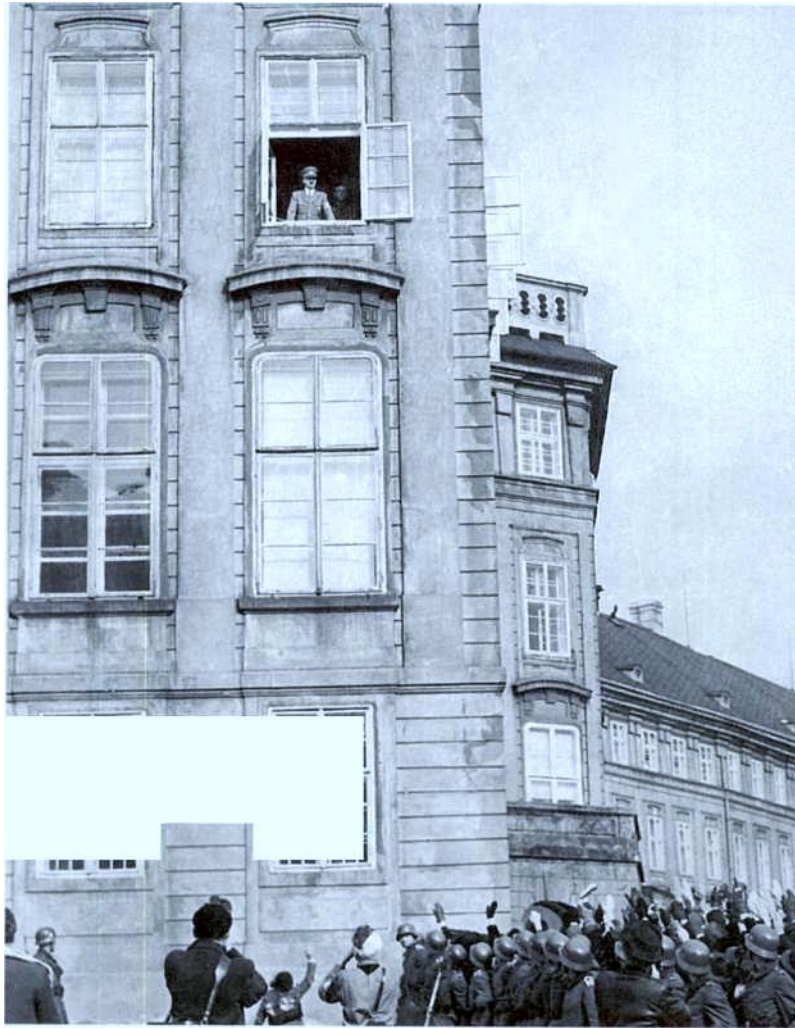
Tempelhofer Feld

Brandenburger Tor

Siegessäule



77 Deutsche Truppen beim Einmarsch in Prag.



78 Prag war **Hitlers** letzter unblutiger Triumph und zugleich eine Art Wendepunkt; das nächste Mal, äusserte Lord Halifax, werde **Hitler** Blut vergiessen müssen: **Hitler** am Fenster des Hradshin.





79 Das brennende Warschau.

80,81 In Polen kämpfte der Zweite Weltkrieg gleichsam gegen den Ersten, und am deutlichsten wurde das in der tödlichen Donquichotterie einer polnischen Kavallerieattacke gegen deutsche Panzereinheiten (Bilder unten).



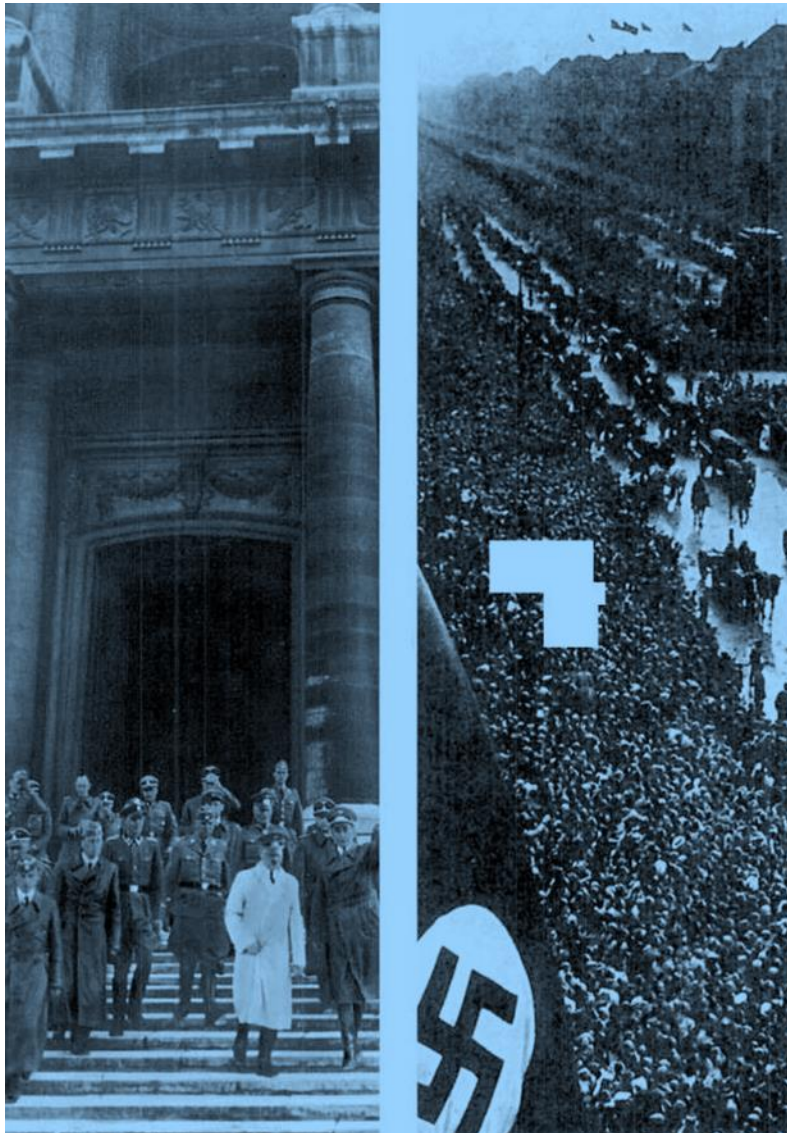




82 Hitler mit Ribbentrop vor dem Befehlswagen des Führerhauptquartiers 1939 in Polen



83 Hitler bei einer Besichtigung des Westwalls.



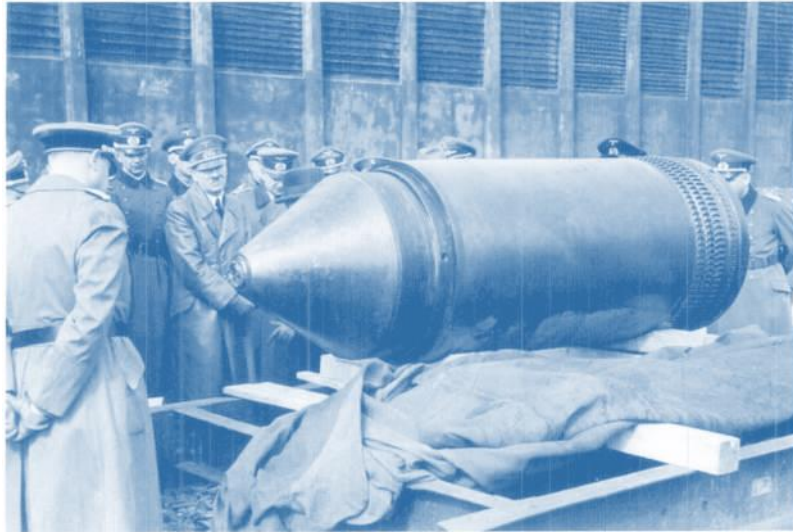
**84** Hitler in Paris: im Invalidendom verweilte er lange vor dem Sarkophag Napoleons.

**85** Selten hat die Nation vorbehaltloser hinter dem Regime gestanden als in den Tagen des Sieges über Frankreich: die zurückkehrenden Truppen beim Einmarsch Unter den Linden in Berlin.



86 Hitler im Führerhauptquartier  
mit Jodl (links) und Keitel (ganz rechts).





87 Hitler im Krieg; bei der Besichtigung einer überschweren Granate.



88 Verhör deutscher Offiziere nach der Niederlage von Stalingrad.



89 Hitler mit Ribbentrop und Bormann  
im Führerhauptquartier.



**90.91** «Auch hier», notierte Goebbels über die Juden-  
ausrottung in seinem Tage-  
buch, «ist der Führer der  
unentwegte Wortführer  
einer radikalen Lösung»:  
Pogrome und Liquidationen  
im Osten.



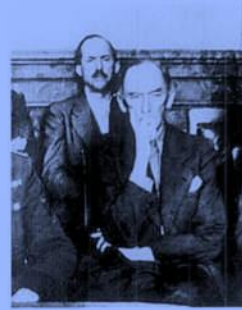


92,93 Unter dem Eindruck der Niederlagen zerbrachen mit dem Nimbus auch alle Stilisierungsenergien: Müde und mit vorgezogenen Schultern, den einen Fuss nachschleppend, bewegte Hitler sich durch die Szenerie des Hauptquartiers oder machte, an der Seite seines Schäferhundes, einige ziellose Schritte – ein körperlich verfallender, bitterer und, seinen eigenen Worten zufolge, von Melancholien geplagter Mann: Hitler im Jahr 1943 (oben) und im Sommer 1944 (unten).





**94** 15. Juli 1944: Stauffenberg (links)  
bei der Begrüssung durch Hitler im Führer-  
hauptquartier.



**95-99** Die Verschwörer:  
Leber, v. Moltke,  
V. Hase und v. Witzleben  
(obere Reihe);  
Stieff, Goerdeler  
(untere Reihe).





**100** Nachmittag des 20. Juli 1944:  
**Hitler** mit Mussolini, Bormann,  
Göring und Ribbentrop.

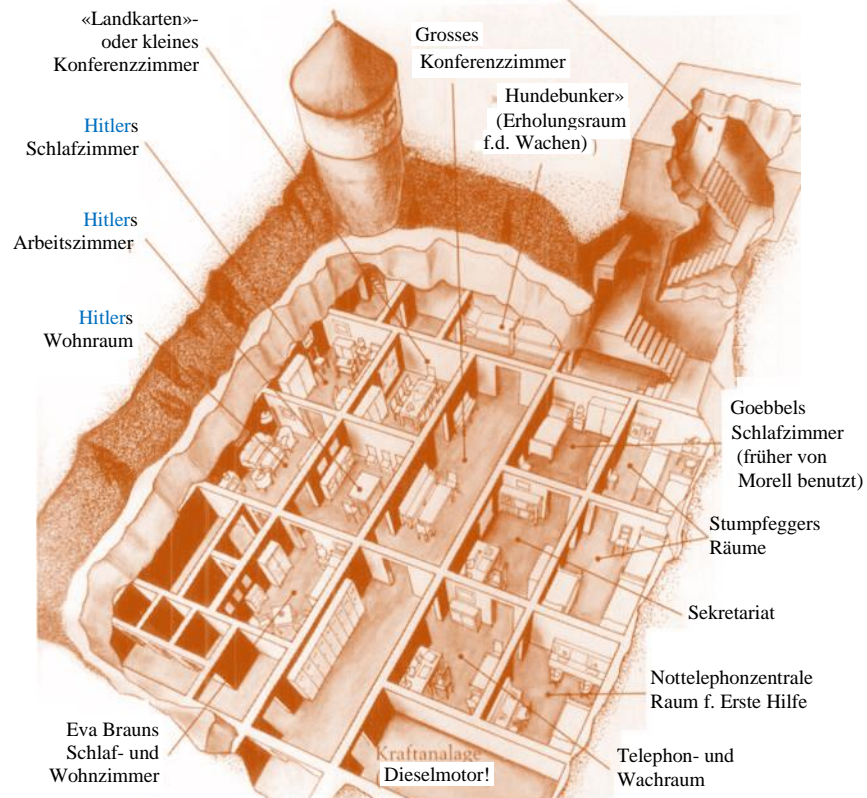
**101-106** Die Verschwörer: Werner  
V. Haefen, Beck, Yorck v. Wartenburg  
(mittlere Reihe), v.Tresckow, Canaris,  
Oster (untere Reihe).





**107,108** Der Bunker erstreckte sich bis unter den Garten der Reichskanzlei und endete dort in einem runden Betonturm, der zugleich als Notausgang diente. Während des Tages hielt Hitler sich zumeist in seinem Wohnraum auf, der von einem Bildnis Friedrichs des Grossen beherrscht wurde und nur wenigen Möbeln Platz bot.

Ausgang des Führerbunkers





**109** In den letzten Kriegswochen empfing Hitler in Berlin einige Hitlerjungen, tätzschelte, lobte und dekorierte sie.

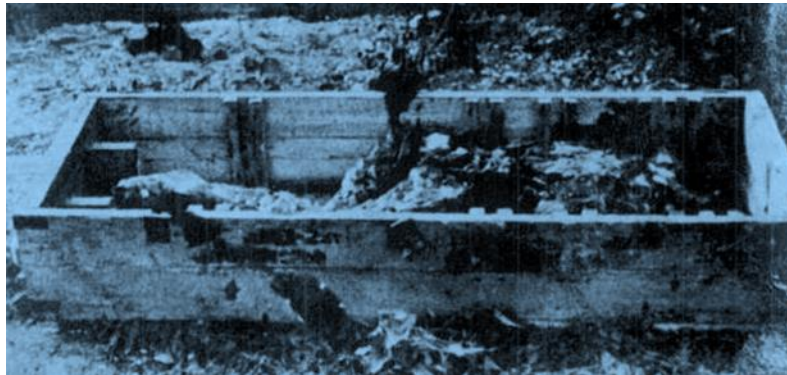


**110** Die berühmte letzte Aufnahme Hitlers.





111 Russische und britische Soldaten an der Fundstelle der Leiche [Hitlers](#).



112 Die von den Russen geborgenen Reste der Leiche [Hitlers](#).

ken: «Dieses Gefühl ist wohl nicht anders auszulegen, als dass der Nationalsozialismus seine Sendung und Stunde hat, dass er kein Wirbel, sondern eine Stufe der Geschichte ist.» Dasselbe meinte, in der kecken Gebrochenheit, die ihm eigen war, auf der Linken Kurt Tucholsky, als er schrieb: «Gegen den Ozean pfeift man nicht an.»<sup>64</sup>

Solche Stimmungen des Fatalismus, der kulturellen Resignation trieben den Erfolg des Nationalsozialismus voran. Auch entfaltete der Sog der triumphierenden Sache eine Überredungsgewalt, der nur wenige zu widerstehen vermochten. Zwar blieben der Terror und die Unrechtsakte nicht unbemerkt. Doch in dem alten europäischen Zwiespalt, *d'être en mauvais ménage avec la conscience ou avec les affaires du siècle*, schlugen immer mehr sich auf die Seite derer, die die Geschichte wie die Geschäfte für sich zu haben schienen. Dergestalt begünstigt, ging das Regime daran, nach der Macht sich die Menschen zu erobern.

## 2. KAPITEL

### Auf dem Weg zum Führerstaat

«Ich bin kein Reichskanzler geworden, um anders zu handeln, als ich vierzehn Jahre lang gepredigt habe.»

*Adolf Hitler am 1. November 1935*

Kein Zögern, kein Zeichen taktischer Verlegenheit unterbrach den Machteroberungsprozess im Übergang von der ersten zur zweiten Phase. Kaum war im Sommer 1933 die Zerstörung des demokratischen Rechts- und Parteienstaats im Wesentlichen abgeschlossen, als die Einschmelzung der Trümmer in die dirigierbare Einheit des totalitären Führerstaats begann. «Die Macht haben wir. Niemand kann uns heute Widerstand entgegensetzen. Nun aber müssen wir den deutschen Menschen für diesen Staat erziehen. Eine Riesenarbeit wird einsetzen», erklärte **Hitler** am 9. Juli vor der SA über die Aufgaben der Zukunft.<sup>65</sup>

Denn **Hitler** wollte niemals nur eine Gewaltherrschaft errichten. Wesen und Antrieb seiner Erscheinung sind mit blossem Machthunger nicht zu erklären, und als Objekt einer Studie moderner Formen der Tyrannei ist er schwerlich zu erfassen. Gewiss hat die Macht, ihr nahezu unbeschränkter, rechenschaftsloser Gebrauch, ihm viel bedeutet; doch hat er sich zu keinem Zeitpunkt mit ihr zufriedengegeben. Die Ruhelosigkeit, mit der er sie eroberte, ausbaute, einsetzte und schliesslich aufbrauchte, ist ein anhaltender Beleg dafür, wie wenig er zum blossen Tyrannen geboren war. Er war fixiert auf seine Mission, der tödlichen Bedrohung Europas sowie der arischen Rasse entgegenzutreten, und wollte zu diesem Zweck «ein Weltreich von Dauer errichten». Die Betrachtung der Geschichte, insbesondere der eigenen Epoche, hatte ihn

gelehrt, dass dafür nicht allein materielle Machtmittel erforderlich seien; vielmehr könne nur eine grosse, «der russischen vergleichbare Revolution» die ungeheure Dynamik entfalten, die diesem Ziel angemessen sei.

Wie stets, so dachte er auch angesichts dieser Aufgabe vor allem in den Kategorien von Psychologie und Propaganda. Niemals wieder hat er sich so wie in dieser Zeit von der Menge abhängig gefühlt und jede ihrer Reaktionen mit geradezu ängstlicher Sorge verfolgt. Er fürchtete den Wankelmut der Massen, und zwar nicht nur als Sohn und Exponent eines demokratischen Zeitalters, sondern auch aus seinem individuellen Bedürfnis nach Zustimmung und Akklamation. «Ich bin kein Diktator und werde nie ein Diktator sein», hat er geäussert und nicht ohne Geringschätzung hinzugefügt, als Diktator könne «jeder Hanswurst regieren». Zwar habe er das Prinzip der Abstimmung beseitigt, doch sei er deshalb keineswegs frei; genau besehen gebe es gar keine Willkürherrschaft, sondern nur verschiedene Arten, einen «Generalwillen» zu erzeugen: «Der Nationalsozialismus macht mit der Demokratie, die im Parlamentarismus entartet ist, ernst», versicherte er, und: «Wir haben veraltete Institutionen über den Haufen geworfen, gerade weil sie nicht mehr dienten, mit der Gesamtheit der Nation in fruchtbarer Beziehung zu bleiben, weil sie zum Geschwätz, zum dreisten Betrug geführt hatten.» Das gleiche meinte Goebbels, wenn er bemerkte, im Zeitalter politischer Massen werde man der Völker «mit Ausnahmezustand und Ausgehverbot ab neun Uhr abends allein nicht mehr Herr»: entweder gebe man ihnen ein Ideal, einen Gegenstand für ihre Phantasie und ihre Anhänglichkeit, oder sie gingen ihre eigenen Wege.<sup>66</sup> Die Wissenschaft der Zeit sprach vom «demokratischen Caesarismus».

Es entsprach dieser politischen Praxis, dass die psychologische Erfassung und Mobilisierung der Nation nicht dem Zufall oder den Launen, und schon gar nicht dem Urteil kritischer Menschen überlassen blieb; vielmehr war sie das Ergebnis konsequenter, totalitärer Durchdringung aller gesellschaftlichen Strukturen durch ein dichtes System der Überwachung, Reglementierung und Lenkung, das einerseits darauf abzielte, «die Menschen so lange zu bearbeiten, bis sie uns verfallen sind», andererseits aber jedweden sozialen

Bereich erfasste und bis in die private Sphäre vordrang: «Es ist notwendig, dass wir Gliederungen entwickeln, in denen sich das ganze Einzelleben abspielen muss. Jede Tätigkeit und jedes Bedürfnis jedes Einzelnen wird demnach von der durch die Partei vertretenen Allgemeinheit geregelt. Es gibt keine Willkür mehr, es gibt keine freien Räume, in denen der Einzelne sich selbst gehört... Die Zeit des persönlichen Glückes ist vorbei.»<sup>67</sup>

Allerdings hat **Hitler** seine totalen Herrschaftsvorstellungen nicht in einem Zuge durchgesetzt. Zu seiner taktischen Intelligenz gehörte nicht zuletzt ein sicheres Tempobewusstsein, und mehr als einmal hat er im hektischen Frühsommer des Jahres 1933 die Sorge empfunden, dass die Kontrolle über das Geschehen ihm entgleiten könne: «Es sind mehr Revolutionen im ersten Ansturm gelungen, als gelungene aufgefangen und zum Stehen gebracht worden», hat er in einer der Reden jener Tage erklärt, mit denen er die Ungeduld seiner Gefolgsleute beschwor.<sup>68</sup> Anders als sein Anhang blieb er vom Erfolgsrausch unberührt und jederzeit in der Lage, die Affekte des Augenblicks den weiterreichenden Machtzielen unterzuordnen. Energisch widersetzte er sich den Versuchen, die revolutionäre Inbesitznahme des Staates über den Zeitpunkt der tatsächlichen Machteroberung hinaus fortzuführen. Sein scharf entwickelter Erfolgssinn riet ihm zur Zurückhaltung. Die Amtschefs des Schattenstaats, den die Partei in den Jahren des Wartens entwickelt hatte, rückten daher nicht ohne Weiteres in die staatlichen Positionen ein. Nur Goebbels, Darré und teilweise auch Himmler hatten in dieser Phase Erfolg. Aber Rosenberg beispielsweise, dessen Ehrgeiz auf das Auswärtige Amt gerichtet war, scheiterte; desgleichen Ernst Röhm.

**Hitlers** Weigerung, der Partei den Staat gleichsam als Beute zu überlassen, war in einer doppelten Überlegung begründet. Einerseits war nur auf diese Weise jenes Gefühl der Wiederversöhnung der Nation zu erzeugen, das für den Aufbau eines geschlossenen Machtstaates entscheidend war. Immer wieder hat **Hitler** seinen Anhang im Sommer 1933 gemahnt, sich «auf viele Jahre einzustellen und in ganz grossen Zeiträumen zu rechnen»; nichts sei gewonnen, wollte man in doktrinärer Hast «herumsuchen, ob noch etwas zu revolutionieren» sei; Theorien bedeuteten nichts, es gelte viel-



mehr, «klug und vorsichtig» zu sein.<sup>69</sup> Andererseits war er besonnen genug, den Staat als Instrument zu betrachten, um die Partei, deren Führer er war, machttechnisch in Schach zu halten. Wie er innerhalb der NSDAP stets konkurrierende Institutionen geschaffen und Rivalen ermuntert hatte, um über ihrem Streit und ihren Zänkereien umso unangefochtener seine Allmacht zu behaupten, so setzte er jetzt die staatlichen Instanzen ein, um das machiavellistische Spiel der Herrschaftssicherung noch verwirrender und vielgestaltiger zu organisieren, ja er vermehrte deren Zahl im Laufe der Zeit noch.

Drei, und nach dem Tod Hindenburgs sogar vier Kanzleien standen beispielsweise allein ihm selber zur Verfügung: die Reichskanzlei unter Dr. Lammers, die Kanzlei des Führers unter Reichsleiter Bouhler, die Parteikanzlei unter Hess sowie schliesslich die Präsidialkanzlei unter dem noch aus Eberts Zeiten stammenden Staatssekretär Meissner. Die Auswärtige Politik, die Erziehung, die Presse, die Kunst, die Wirtschaft waren durchweg umkämpftes Terrain von drei oder vier konkurrierenden Instanzen, und dieser Kleinkrieg um Kompetenzen, von dessen Lärm noch die letzten Tage des Regimes widerhallten, setzte sich bis auf die untersten Ebenen fort: Ein betroffener Amtswalter klagte gelegentlich über Zuständigkeitskämpfe und widersprechende Anordnungen sogar bei der Veranstaltung von Sonnwendfeiern.<sup>70</sup> Im Jahre 1942 existierten allein achtundfünfzig Oberste Reichsbehörden sowie eine Fülle ausserstaatlicher Machttäger, die kreuz und quer durch die Instanzen kommandierten, sich um Führungsrechte balgten, Befugnisse geltend machten, und mit einigem Recht kann man das Dritte Reich eine autoritär gelenkte Anarchie nennen. Minister, Kommissare, Sonderbeauftragte, Amtswalter, Statthalter, Gouverneure usw. mit vielfach bewusst unklar gehaltenen Aufgaben bildeten ein unentwirrbares Kompetenzknäuel, das einzig von [Hitler](#) selber mit gleichsam habsburgischem Führungsverstand überblickt, balanciert und beherrscht wurde.

In diesem Ämterchaos ist auch eine der Ursachen dafür zu suchen, dass das Regime in so extremer Weise an die Person [Hitlers](#) gebunden war und bis zum Ende keine Kämpfe über ideologische Fragen, sondern nur über Gunsterweise kennengelernt hat: so er-

bittert und zerstörerisch freilich wie nur irgendein Orthodoxie-streit. Im entschiedensten Gegensatz zur populären Auffassung, die den autoritären Systemen Entschlusskraft und Durchsetzungs-energie nachrühmt, ist es denn auch die grössere Nähe zum Chaos, die sie von anderen Formen der staatlichen Organisation unter-scheidet, und alles Ordnungsgepränge nicht zuletzt ein Versuch, die herrschaftstechnisch motivierte Konfusion hinter grandiosen Fassaden zu verbergen. Als der SS-Führer Walter Schellenberg sich während des Krieges über die Praxis der doppelt erteilten Be-fehle und sinnlos rivalisierenden Dienststellen beklagte, wurde er von [Hitler](#) mit dem Hinweis auf die Lebenskampftheorie zurecht-gewiesen: «Man muss die Menschen sich reiben lassen, durch Rei-bung entsteht Wärme, und Wärme ist Energie.» Doch verschwieg [Hitler](#), dass es verbrauchte Energie war, wovon er sprach, herr-schaftstechnisch neutralisierte Kraft, die keine Bedrohung dar-stellte. Wenn er vom Jahre 1938 ab die Kabinettsitzungen ein-stellte, so sicherlich auch, weil der kollegiale Geist solcher Runden dem Kampfprinzip widersprach. Als Lammers die Ministerkolle-gen gelegentlich zum Bierabend einladen wollte, wurde ihm das denn auch von [Hitler](#) verboten. Nicht zu Unrecht hat man diesen Führungsstil als «institutionellen Darwinismus» gekennzeichnet und die verbreitete Auffassung seiner grösseren Effizienz die «Le-benslüge» aller autoritären Systeme genannt.<sup>71</sup>

Die Tatsache, dass [Hitler](#) den Staat nicht einfach der Partei als Beu-testück überliess, hat unter seinem Anhang grosse Unmutsstim-mungen erzeugt. Denn trotz aller ideologischen Antriebe darf man die elementare materielle Stosskraft nicht aus dem Auge verlieren, die der Machtergreifung zugrunde lag. Sechs oder mehr Millionen Erwerbslose bildeten eine Quelle ungeheurer sozialer Energie: des ungestillten Verlangens nach Arbeit, der Beutebedürfnisse und Karriereerwartungen. Die Welle der Revolution hatte zunächst eine schmale Funktionärsschicht in die Parlamente und Rathäuser, dann an die Schreibtische verabschiedeter Beamter getragen; nun drängten die leer Ausgegangenen, gestützt auf die antikapitalisti-schen Stimmungen vergangener Jahre, in das grössere und ertrag-reichere Feld von Handel und Industrie: Alte Kämpfer, die Direk-

toren, Kammerpräsidenten, Aufsichtsräte oder einfach, durch Gewalt oder Erpressung, Teilhaber werden wollten. Ihr robuster Eroberungswille gab dem vom Einigungsgetöse übertäubten Geschehen eindeutig revolutionäre Züge. Kurt W. Luedecke hat aus jener Phase berichtet, wie ihm einer dieser macht- und stellungshungrigen Parteifunktionäre beim Betreten des soeben übernommenen Dienstzimmers übergücklich entgegenrief: «Hallo, Luedecke! Fabelhaft! Ich regiere!» Am anderen Ende dieses sozialen Spektrums steht der von Hermann Rauschning berichtete Verzweiflungsversuch eines Parteimitglieds, das in der Furcht, wiederum nicht zum Zuge zu kommen, ihm entgegenschrie: «Ich will nicht wieder herunter. Sie können vielleicht warten. Sie sitzen in keinem Feuer! Mensch, hören Sie, stellungslos! Eh' ich das noch mal mitmach', werd' ich zum Verbrecher. Ich halt' mich oben, und wenn ich sonst noch was tun müsste. Wir stossen nicht noch einmal hoch!»<sup>72</sup>

Voraussetzung für den Übergang zur zweiten Stufe der Machtergreifung war aber die Bändigung dieser radikalen, unkontrollierten Energien. In drei grossen Warnreden Anfang Juli zeigte Hitler sich, wie schon im März beim «Aufstand der SA», bemüht, den revolutionären Elan abzubremsen, alles komme darauf an, den «freigewordenen Strom der Revolution in das sichere Bett der Evolution hinüberzuleiten»<sup>73</sup>; gleichzeitig aber war er bestrebt, ihn immer wieder voranzutreiben. Denn ebenso gefährlich wie die abenteuernde Zügellosigkeit war die Erstarrung der Verhältnisse, sei es durch übertriebene Revolutionsscheu, sei es durch den natürlichen Immobilismus einer im Ansturm immer neuer Mitgliederscharen erstickenden Millionenpartei. Während Hitler seine Anhänger noch zur Disziplin mahnte, sorgte er sich daher zugleich über die Tendenz zur «Verbürgerlichung» und verordnete der NSDAP mit Wirkung vom 1. Mai 1933 eine Aufnahmesperre, nachdem mehr als anderthalb Millionen Neuzugänge innerhalb von drei Monaten die 850'000 Altgenossen in die Minderheit gedrängt hatten. Nach aussen liess er Parteiangehörige, die sich unbefugte Eingriffe in Handelskammern und Industriebetriebe erlaubt hatten, spektakulär aus der Partei ausstossen und in Konzentrationslager verbringen;<sup>74</sup> doch vor seiner engen Umgebung rechtfertigte er die Vorteilssucht als revolutionäres Antriebselement und sprach von «be-

absichtiger Korruption». Bürgerliche Kreise hätten ihm den Vorwurf gemacht, ungerechtfertigte Korruptionsprozesse gegen frühere Machthaber anzustrengen, während seine eigenen Leute sich die Taschen füllten: «Ich habe diesen Einfaltspinseln geantwortet», so empörte er sich, dem Bericht eines Teilnehmers zufolge, «ob sie mir sagen könnten, auf welche Weise ich die berechtigten Wünsche meiner Parteigenossen nach einer Entschädigung für die unmenschlichen Jahre ihres Kampfes erfüllen solle. Ich habe sie gefragt, ob es ihnen lieber wäre, wenn ich meiner SA die Strasse freigäbe. Ich könnte das noch tun. Mir sei es recht. Und es sei für das ganze Volk gesünder, wenn es ein paar Wochen hindurch eine wirkliche blutige Revolution gäbe. Mit Rücksicht auf sie und ihre bürgerliche Behaglichkeit hätte ich davon Abstand genommen. Aber ich könnte das nachholen! ... Wenn wir Deutschland gross machen, haben wir ein Recht, auch an uns zu denken.» Mit diesem taktischen Doppelziel, die Revolution in Fluss zu halten und zu stabilisieren, sie zu zügeln und voranzutreiben, folgte **Hitler** auch in dieser Phase seinen bewährten machtpsychologischen Maximen. Nur das aufgelockerte, in permanenter Unruhe gehaltene Umbruchsbewusstsein war zu erfassen und folglich unter Kontrolle zu bringen: «Ich kann die Masse nur führen, wenn ich sie aus ihrer Apathie herausreisse. Nur die fanatisierte Masse wird lenkbar. Eine Masse, die apathisch, dumpf ist, ist die grösste Gefahr für jede Gemeinschaft», erklärte er.<sup>75</sup>

Dieser Versuch, die Massen zu erwecken, «um sie zum Werkzeug machen zu können», rückte jetzt ganz in den Vordergrund. Schon die Beschwörung der Kommunistenangst anlässlich des Reichstagsbrandes, die Aufmärsche, Gemeinschaftsempfänge und Sammelaktionen, die Erwachens- und Erhebungsformeln, der Führerkult, kurz diese ganze, ingeniös arrangierte Mischung von Trick und Terror war ein Ansatz, die Nation auf ein einheitliches Denk- und Gefühlsschema auszurichten. Bezeichnenderweise kamen mit dem Erfolg auch die lange zurückgedrängten ideologischen Fixpunkte wieder zum Vorschein, und mit einer Schärfe, die an die frühen Kampfjahre erinnerte, trat erneut die lange nahezu ignorierte Figur des Juden als Prinzip des Bösen und demagogisches Ablenkungsmittel gegen alle Unlustgefühle in Erscheinung.

Schon im März war es zu ersten antisemitischen Ausschreitungen durch kommandierte SA-Einheiten gekommen. Sie hatten jedoch im Ausland so heftige Angriffe hervorgerufen, dass Goebbels und Julius Streicher [Hitler](#) bedrängten, durch offen verstärkten Druck die Kritik zum Schweigen zu bringen. Zwar folgte [Hitler](#) nicht dem ursprünglichen Vorschlag, seinem Anhang für einen terroristischen Karneval die Strasse gegen alle jüdischen Betriebe, gegen Unternehmer, Anwälte und Beamte freizugeben; immerhin aber liess er sich zu einem eintägigen Boykott überreden. Am Sonnabend, dem 1. April, standen vor den Türen jüdischer Geschäfte und Büros bewaffnete SA-Trupps und forderten die Besucher oder Kunden auf, die Räume nicht zu betreten. An den Schaufenstern klebten Plakate mit Boykottaufrufen oder Beschimpfungen: «Deutsche, kauft nicht beim Juden!» oder «Juden raus!» Doch wandte sich hier der verpönte Ordnungssinn der Nation einmal gegen das Regime. Die Aktion, die so viel Willkür und gesetzlose Eigenmacht offenbarte, blieb ohne die erhoffte Wirkung: Die Bevölkerungskreise, so hiess es in einem späteren Stimmungsbericht aus dem Westen Deutschlands, «neigen vielfach dazu, die Juden zu bemitleiden ... Der Umsatz der jüdischen Geschäfte, insbesondere auf dem Lande, ist in keiner Weise zurückgegangen.»<sup>76</sup> Entgegen den Androhungen wurde der Boykott daraufhin nicht wiederaufgenommen. In einer enttäuscht klingenden Rede liess Streicher durchblicken, dass das Regime vor dem Weltjudentum zurückgewichen sei, während Goebbels für einen Augenblick einen Spalt zum Blick in die Zukunft freigab, als er einen neuerlichen Schlag ankündigte, doch so, «dass er das deutsche Judentum vernichtet... Man soll nicht zweifeln an unserer Entschlossenheit.»<sup>77</sup> Gesetzliche Massnahmen, deren erste schon nach wenigen Tagen erging, haben die Juden dann auf weniger spektakuläre Weise aus dem öffentlichen Leben, aus den sozialen und bald auch geschäftlichen Positionen verdrängt. Schon rund ein Jahr später waren einige hundert jüdische Hochschullehrer, etwa zehntausend Ärzte, Anwälte und Beamte sowie fast zweitausend Musiker und Theaterleute entfernt; annähernd sechzigtausend Menschen suchten unter dem Eindruck der ersten Drangsalierungswelle Zuflucht in den meist wenig aufnahmebereiten Ländern Europas.

Doch bedeutete, was der Selbstanpreisungsjargon des Regimes als «Wunder der deutschen Einigung» rühmte, nicht nur die ständige Abgrenzung der wahren von der gleichsam unerwünschten Nation der Marxisten und Juden, sondern weit stärker noch die unablässige Suche nach der applaudierenden Nation. Gerade der Fehlschlag der Boykottaktion hat [Hitler](#) belehrt, wie weit die Öffentlichkeit noch von seinen Ressentiments entfernt war. Und wie der 1. April ein negatives Gemeinschaftserlebnis herstellen sollte, so der 1. Mai, an dem die Arbeiter, oder auch der 1. Oktober, an dem die Bauern gefeiert wurden, ein positives:

«Beim Hereinbrechen der Nacht», so hat einer der diplomatischen Ehrengäste, der französische Botschafter André François-Poncet, die abendliche Abschlussveranstaltung am 1. Mai auf dem Tempelhofer Feld in Berlin beschrieben, «durchziehen dichte Kolonnen die Strassen von Berlin in schöner Ordnung, im Gleichschritt, Schilder werden vorangetragen, Pfeifergruppen, Musikkapellen spielen, so zieht man zum Versammlungsort; ein Bild wie beim Einzug der Zünfte in den Meistersingern! Alle stellen sich an den ihnen zugewiesenen Plätzen auf dem weiten Feld auf... Ein rotschimmerndes Meer von Fahnen schliesst im Hintergrund das Bild ab. Gleich dem Bug eines Schiffes erhebt sich vorn eine Tribüne, mit zahlreichen Mikrofonen besetzt, unter der die Menge brandet: Die Reihen der Reichswehreinheiten, dahinter eine Million Männer. SA und SS wachen über die strenge Ordnung bei diesem gewaltigen Treffen. Die Naziführer erscheinen, einer nach dem anderen, von der Menge lebhaft begrüßt. Bayerische Bauern, Bergarbeiter, Fischer in ihrer Berufskleidung, österreichische Abordnungen, Abordnungen aus dem Saarland und aus Danzig besteigen die Tribüne. Sie sind Ehrengäste des Reiches. Alles atmet gute, frohe Stimmung, allgemeine Freude. Nichts erinnert an Zwang ...

Um acht Uhr entsteht Bewegung. [Hitler](#) erscheint, aufrechtstehend in seinem Wagen, mit ausgestrecktem Arm, das Gesicht starr, etwas verkrampt. Er wird mit langanhaltenden Rufen begrüßt, die machtvoll aus Tausenden von Kehlen aufbrausen. Inzwischen ist es Nacht geworden. Die Scheinwerfer flammen auf, in weiten Abständen aufgestellt, so dass zwischen ihren bläulichen Lichtkreisen Dunkelheit liegt. Ein Menschenmeer, aus dem hie und da in Lichtstreifen bewegte Gruppen auftauchen; ein eigenartiges Bild, diese atmende, wogende Menge, die man im Licht der Scheinwerfer sieht und im Dunkel errät.

Nach einigen einführenden Worten von Goebbels besteigt [Hitler](#) die Rednertribüne. Die Scheinwerfer erlöschen, mit Ausnahme jener, die den Führer in strahlende Helle tauchen, so dass er wie in einem Märchenschiff über dem Gewoge der Massen zu stehen scheint. Es herrscht Stille wie in einer Kirche. [Hitler](#) spricht.»<sup>78</sup>

Es waren nicht nur die ausländischen Tribünengäste, die von dem Veranstaltungsgenie des Regimes, dem nächtlichen Aufgebot der Uniformen, Lichterspiele und Musikrhythmen, den Fahnen und vielfarbig zerknallenden Feuerwerken den Eindruck eines «wirklich schönen, eines wundervollen Festes» mitnahmen und einen «Hauch der Versöhnung und der Einigkeit über dem Dritten Reich» entdeckten;<sup>78</sup> weit nachhaltiger haben solche Erlebnisse naturgemäss die Deutschen selber überwältigt. Schon am Vormittag waren in Berlin anderthalb Millionen Menschen aller Schichten: Arbeiter, Beamte, Direktoren, Handwerker, Professoren, Filmstars, Angestellte, in Reih und Glied aufmarschiert, und dieses Bild hatte Hitler beschworen, als er am Abend programmatisch das Ende jeglicher Klassenunterschiede und die Volksgemeinschaft aller «Arbeiter der Faust und der Stirn» ausgerufen hatte, ehe er wiederum, wie in jener Zeit so oft, in travestierendem Ton geendet hatte: «Wir wollen tätig sein, arbeiten, uns brüderlich vertragen, miteinander ringen, auf dass einmal die Stunde kommt, da wir vor Ihn hintreten können und Ihn bitten dürfen: Herr, Du siehst, wir haben uns geändert, das deutsche Volk ist nicht mehr das Volk der Ehrlosigkeit, der Schande, der Selbsterfleischung, der Kleinmütigkeit und Kleingläubigkeit, nein, Herr, das deutsche Volk ist wieder stark geworden in seinem Geiste, stark in seinem Willen, stark in seiner Beharrlichkeit, stark im Ertragen aller Opfer. Herr, wir lassen nicht von Dir, nun segne unseren Kampf.»<sup>79</sup>

Diese religiösen Anrufungen und Einheitsappelle, der liturgische Veranstaltungszauber überhaupt, hat seine Wirkung nicht verfehlt und vielen das verlorene Gefühl der Zusammengehörigkeit und kollektiven Kameraderie zurückgegeben; die Verbindung von Gottesdienst und Volksbelustigung war gerade wegen des scheinbar unpolitischen Gepräges ein hinreichend grosser, gemeinsamer Nenner für die Mehrheit. Man erliegt zweifellos der Gefahr der intellektuellen Vereinfachung, zu der das Regime infolge seiner späteren monströsen Züge einlädt, wenn man die Menschen des Frühjahrs 1933 in Sieger und Besiegte teilt; vielmehr lebten, wie Golo Mann treffend bemerkt hat, in vielen beide Gefühle nebeneinander und gegeneinander,<sup>80</sup> die des Sieges und die der Niederlage, Triumph, Unsicherheit, Furcht und Scham. Doch an Tagen

wie diesen, in den grandiosen Betäubungszuständen der Massenfeste, fühlten die Menschen sich durch die Geschichte selbst berührt und von Erinnerungen an das ferngerückte, aber unvergessene Einheitserlebnis der Augusttage 1914 übermannt: wie verwandelt von einem plötzlichen Gefühl halluzinatorischer Brüderlichkeit. Später, im Gedächtnis der Nation, sollten jene Monate als ein schwer fassbares Stimmungsgemisch von Erregtheit, Fahnenheraus!, Frühling, Selbstverwandlung und Anlauf zu neuer Grösse weiterleben, ohne dass jemand ein eindeutiges Motiv dafür hätte angeben können. Es war am ehesten noch die schwer analysierbare Fähigkeit **Hitlers**, eine Art historischer Hochstimmung zu erzeugen, die viele Renegaten gemacht hat. Seine Ansprache vom 1. Mai enthielt weder ein konkretes Programm der Arbeitsbeschaffung noch die erwarteten Grundsatzklärungen zum nationalen Sozialismus oder wirtschaftlichen Aufbau, und doch verbreitete sie ein Bewusstsein von Grösse und geschichtlicher Bedeutung. Hier haben auch die begleitenden Akte des Terrors psychologisch ihren Platz: Sie gaben den Ereignissen den Charakter äussersten, schicksalhaften Ernstes, und viele empfanden die Skrupel, die sie hegten, als kleinlich und dem Rang des Geschehens unangemessen.

Es war daher nicht nur einzelgängerischer Überschwang, sondern durchaus Ausdruck eines vorherrschenden Gefühls der Schicksalsergriffenheit, wenn einer aus der intellektuellen Prominenz des Landes mit dem Blick auf die Maifeier schrieb, die Arbeit sei endlich, befreit vom Makel proletarischen Leids, zur Grundlage eines neuen Gemeinschaftsbewusstseins gemacht und ein «Teil der Menschenrechte neu proklamiert» worden.<sup>81</sup> Einen Tag später freilich brachte auch hier wiederum die Übrumpelungsaktion gegen die Gewerkschaften die andere Seite der bewährten Doppeltaktik zum Vorschein. Ähnlich kam es am 10. Mai, während das Regime unter dem «Künstlerpolitiker Adolf **Hitler**» noch augusteische Erwartungen nährte, zu einer brutalen Geste offener Geistesfeindschaft: der von SA- und SS-Kapellen mit «väterländischen Weisen» begleiteten, von Fackelzügen und sogenannten Feuersprüchen umrahmten Verbrennung von annähernd zwanzigtausend «undeutschen Schriften» auf den öffentlichen Plätzen der Universitätsstädte. Soweit die Machtergreifung Taktik war, lief sie



immer wieder, mit einer öden, gleichwohl jedoch unfehlbaren Konsequenz, auf die Kombination von Rausch- und Druckmitteln hinaus; und gerade diese Verbindung hat nach zwölf Jahren des parlamentarischen Interregnums die Wege für das Gefühl geebnet, dass in Deutschland endlich wieder geführt und gefeiert wurde: Es war der vertraute politische Stil des Obrigkeitsstaats, an den das Regime anknüpfen konnte.

Die anfangs häufig zufälligen Massnahmen zur psychologischen Ausrichtung der Nation wurden bald in ein System und feste Zuständigkeiten gebracht. Den grössten Einfluss im verborgen geführten Machtkampf gewann während dieser Phase Joseph Goebbels, dessen Ministerium in sieben Sachressorts (Propaganda, Rundfunk, Presse, Film, Theater, Musik und Bildende Kunst) den Totalanspruch des Regimes im geistigen und kulturellen Bereich am wirkungsvollsten durchsetzte. Der ministeriellen Gliederung entsprach der unverzüglich in Angriff genommene Aufbau der Reichskulturkammer, die in sieben Einzelkammern sämtliche Angehörige künstlerisch-publizistischer Tätigkeitsbereiche erfasste: den Architekten so gut wie den Kunsthändler, den Maler, Bühnenbildner, aber auch den Beleuchter oder den Zeitungsverkäufer; ihnen allen, so erklärte Goebbels offen heraus, wolle der neue Staat das «Gefühl trostloser Leere» nehmen, und die Nichtaufnahme oder der Ausschluss aus dieser kulturellen Überwachungs- und Politisierungsorganisation kam denn auch einem Berufsverbot gleich. Bald schon ging die Polizei zahlreichen Denunziationen nach, spürte Arbeiten verfemter Künstler auf und kontrollierte die Einhaltung erteilter Arbeitsverbote. Im Dezember 1933 waren insgesamt über tausend Bücher oder Gesamtwerke von nicht weniger als einundzwanzig, teilweise konkurrierenden Stellen verboten, ein Jahr später waren bereits über viertausend Publikationen betroffen. Die Revolution mache nirgends halt, erklärte Goebbels in einer seiner «grundlegenden Reden» zur Kultur, entscheidend sei, «dass an die Stelle des Einzelmenschen und seiner Vergottung nun das Volk und seine Vergottung tritt. Das Volk steht im Zentrum der Dinge ... Es steht dem Künstler wohl das Recht zu, sich unpolitisch zu nennen in einer Zeit, in der Politik nichts anderes darstellt als schreiende Diadochenkämpfe zwischen parlamentari-

schen Parteien. In dem Augenblick aber, in dem die Politik ein Volksdrama schreibt, in dem eine Welt gestürzt wird, in dem alte Werte sinken und andere Werte steigen, in dem Augenblick kann der Künstler nicht sagen: Das geht mich nichts an. Sehr viel geht es ihn an.»<sup>82</sup> In seiner Eigenschaft als Reichspropagandaleiter der NSDAP überzog Goebbels gleichzeitig das Land mit einem dichten System von schliesslich einundvierzig Reichspropagandaämtern, die einige Jahre später zu Reichsbehörden erhoben wurden.

Schon im Frühjahr 1933 war auch die Gleichschaltung des Rundfunks personell wie sachlich weitgehend abgeschlossen. Von den rund dreitausend Zeitungen in Deutschland wurde eine grosse Anzahl vor allem lokaler Blätter durch wirtschaftlichen Druck oder einen mit allen staatlichen Machtmitteln geführten Abonnentenkrieg ausgeschaltet, andere konfisziert, lediglich einige der grossen Zeitungen, deren Prestige einen gewissen Nutzen versprach, blieben zum Teil bestehen und konnten, wie beispielsweise die 'Frankfurter Zeitung', bis in die Kriegsjahre überdauern; aber ihr Spielraum wurde schon in der Anfangsphase der Machtergreifung drastisch eingeengt, ein rigoroses Prinzip der Weisungen und Sprachregelungen, die zumeist auf der täglichen Reichspressekonferenz ausgegeben wurden, sorgte für politische Reglementierung und verbannte die Pressefreiheit gleichsam zwischen die Zeilen. Zugleich jedoch ermutigte Goebbels alle Unterschiede in formaler und stilistischer Hinsicht und war überhaupt bemüht, das staatliche Meinungsmonopol durch journalistische Vielfalt aufzulockern und zu verbergen. Die Presse sollte, nicht anders als die Kultur überhaupt, so lautete die von ihm ausgegebene Devise, «monoform im Willen, polyform in der Ausgestaltung des Willens» sein.<sup>83</sup>

Überblickt man es im Ganzen, dann erfolgte auch im kulturellen Bereich die Gleichschaltung protestlos, ohne ein Zeichen wirksamer Gegenwehr. Lediglich die protestantische Kirche konnte sich, wenn auch um den Preis der Spaltung, einer offenen Machtergreifung widersetzen, während dem Abwehrwillen der katholischen Kirche, deren Bischöfe den Nationalsozialismus zunächst in heftigen Kampferklärungen angegriffen und offiziell verurteilt hatten, durch die von [Hitler](#) in Gang gesetzten Konkordatsverhandlungen

mit all ihren Versprechungen und Scheinkonzessionen der Boden entzogen wurde, ehe sie zu einem verspäteten, freilich von allzu vielen taktischen Rücksichten gehemmten Widerstand fand. Dabei hat das pseudochristliche Gehabe des Regimes seine Wirkung auf die Angehörigen beider Konfessionen nicht verfehlt, und auch **Hitler** selber wusste durch die ständige Anrufung des «Herrgotts» oder der «Vorsehung» den Eindruck gottesfürchtiger Denkart zu machen. Es hat die Abwehrbereitschaft weiter geschwächt, dass ein Teil der nationalsozialistischen Weltanschauungspostulate, angefangen vom Kampf gegen den «gottlosen Marxismus», den «Freigeist» und den «Sittenfall» bis hin zum Verdikt über die «entartete Kunst», zahlreichen Gläubigen der Sache nach durchaus vertraut war, da die buntgescheckte nationalsozialistische Ideologie zu einem Teil «ja selbst Derivat christlicher Überzeugung und Teil der Ressentiments und Ideologien (war), die sich in christlichem Gemeinschaftsleben in der Auseinandersetzung mit einer nicht begriffenen oder verneinten Umwelt und modernen Entwicklung herausgebildet hatten»<sup>84</sup>.

Auch an den Universitäten regte sich nur ein schwacher Selbstbehauptungswille, der alsbald durch das erprobte Zusammenspiel der «spontanen» Willensbekundungen von unten mit nachfolgendem Verwaltungsakt von oben zum Erliegen kam. Zwar gab es vereinzelte Akte der Auflehnung; aber im Ganzen ist dem Regime auch die Überwältigung der Intellektuellen, der Professoren, Künstler und Schriftsteller, der Hochschulen und Akademien, so rasch und mühelos gelungen, dass die verbreitete These, das hohe Offizierskorps oder die Grossindustrie hätten sich als die schwächste Stelle gegenüber den Einbruchsmanövern des Nationalsozialismus erwiesen, fragwürdig wird. Unablässig regneten während der ersten Monate auf das um Anerkennung und dekorative Namen buhlende Regime unverlangt abgegebene Loyalitätsbekundungen herab. Schon Anfang März und wiederum im Mai bekannten sich einige hundert Hochschullehrer aller Richtungen öffentlich zu **Hitler** und der neuen Regierung, ein «Treuegelöbnis der deutschen Dichter für den Volkskanzler Adolf **Hitler**» verzeichnet die Namen Binding, Halbe, v. Molo, Ponten und v. Scholz, ein anderer Aufruf enthielt die Unterschriften so renommierter Gelehrter wie Pinder,

Sauerbruch und Heidegger. Nebenher lief eine Fülle individueller Beifallsäusserungen. Von Gerhart Hauptmann, den Goebbels jahrelang als «Gewerkschaftsgoethe» verhöhnt hatte, erschien ein Artikel unter der redaktionell hinzugefügten, gleichwohl treffenden Überschrift «Ich sage Ja!», Hans Friedrich Blunck brachte seine Erwartungen auf die Formel: «Demut vor Gott, Ehre dem Reich, Hochzeit der Künste», während von dem Literaturhistoriker Ernst Bertram ein «Flammenspruch» auf jener Münchener Bücherverbrennung verlesen wurde, in der die Werke seines Freundes Thomas Mann endeten: «Verwerft, was euch verwirrt/Verfemt, was euch verführt/Was reinen Willens nicht wuchs/In die Flammen mit was euch bedroht!» Selbst Theodor W. Adorno entdeckte in der Vertonung eines Gedichtzyklus von Baldur v. Schirach «denkbar stärkste Wirkungen» des von Goebbels ausgerufenen «romantischen Realismus»<sup>85</sup>.

Unterdessen verliessen allein in den Anfangswochen zweihundertfünfzig namhafte Schriftsteller und Gelehrte das Land, andere waren vielfachen Drangsalierungen, Berufsverböten oder schikanosen Verwaltungsmassnahmen ausgesetzt. Die Wortführer des kulturell ambitionierten Regimes sahen sich bald zu dem Eingeständnis gezwungen, der erste «Kunstsommer» in Deutschland biete eher den Anblick eines Schlachtfeldes als den reifender Saaten.<sup>86</sup> In einer Folge von Bekanntmachungen wurde seit dem August 1933 durch den Reichsinnenminister die Ausbürgerung zahlreicher Künstler, Schriftsteller und Gelehrter mitgeteilt, darunter Lion Feuchtwanger, Alfred Kerr, Heinrich und Thomas Mann, Theodor Plievier, Anna Seghers und Albert Einstein. Doch die Zurückbleibenden nahmen ohne viel Aufhebens die geräumten Plätze in den Akademien und bei den Festbanketten ein und sahen betreten hinweg von den Tragödien der Verjagten und Verfemten. Wer immer aufgefordert wurde, stellte sich dem Regime zur Verfügung: Richard Strauss, Wilhelm Furtwängler, Werner Krauss, Gustaf Gründgens – gewiss nicht alle aus Schwäche oder Opportunismus, vielmehr mitgerissen vom Schwung der Machtergreifung, von den Hochgefühlen nationalen Aufbruchs, die ein weithin unwiderstehliches Bedürfnis weckten, sich einzureihen und selber gleichzuschalten. Andere leitete die Absicht, die positiven Kräfte in

der «grossen idealistischen Volksbewegung» des Nationalsozialismus zu stärken, jene ehrlichen, aber primitiven Nazi-Haudegen in berufene Obhut zu nehmen, ihre dumpfen Energien zu sublimieren sowie die «wohlgemeinten, aber noch unbeholfenen Ideen des ‘Volksmannes’ Adolf Hitler» zu verfeinern und auf diese Weise «den Nationalsozialisten eigentlich erst (zu zeigen), was in ihrem dunklen Drange wirklich stecke, und so einen ‘besseren’ Nationalsozialismus möglich» zu machen.<sup>87</sup> Es war die in revolutionären Epochen häufig anzutreffende Hoffnung, Schlimmeres verhüten zu können, seltsam gepaart mit der Vorstellung, die grosse nationale Verbrüderungsszene biete eine unwiederholbare Gelegenheit, die «schmutzige Politik» zu vergeistigen. Viel eher als in Feigheit und Anpassungssucht, die auch verbreitet waren, wird in solchen intellektuellen Illusionen die spezifisch deutsche Kontinuität des Nationalsozialismus greifbar.

Doch bleibt das Verständnis auch dann noch bruchstückhaft, wenn man das beherrschende Gefühl der Zeitenwende unberücksichtigt lässt. Die nie zur Ruhe gekommene Frage nach dem Erfolg der unverhohlenen widergeistigen Hitlerbewegung unter Schriftstellern, Professoren und Intellektuellen findet nicht zuletzt in der widergeistigen Epochentendenz selber ihre Antwort. Eine breite antirationalistische Stimmung, die dem Geist als der «unfruchtbarsten aller Illusionen», die «Urkräfte des Lebens» entgegensetzte, beherrschte die Zeit und sagte das Ende der Verstandesherrschaft voraus. In Deutschland entzündete sie sich vor allem an der Wirklichkeit der Republik, die in ihrer Nüchternheit und emotionalen Dürre das Versagen rationaler Prinzipien nur allzu deutlich zu bestätigen schien. Selbst Max Scheier hatte in einem Vortrag gegen Ende der zwanziger Jahre, nicht ohne sich allerdings von der modischen Verächtlichmachung des Geistes zu distanzieren, die irrationalistischen Bewegungen der Zeit als einen «Gesundungsprozess», eine «systematische Triebrevolte im Menschen des neuen Weltalters ... gegen die übersteigerte Intellektualität unserer Väter» gedeutet,<sup>88</sup> und als politischer Durchbruch im Zuge dieses Gesundungsprozesses wurde denn auch der Sieg der Hitlerbewegung weithin verstanden: die konsequenteste Verwirklichung von pseudoreligiösen Fluchtneigungen, Zivilisationshass und «Erkenntnis-

ekel» im politischen Raum. Gerade damit hat der Nationalsozialismus eine verführerische Wirkung auf zahlreiche Intellektuelle ausgeübt, die in der Isolierung ihrer Buchstabenwelt nach Verbrüderung mit den Massen, nach Teilhabe an ihrer Vitalität, Dumpfheit und geschichtlichen Wirksamkeit verlangten. Nicht anders als die gegenaufklärerische Zeitstimmung war indessen auch die Schwäche und Anfälligkeit dafür eine gesamteuropäische Erscheinung. Während der nationalkonservative Schriftsteller Edgar Jung seine «Achtung vor der Primitivität einer Volksbewegung, vor der Kämpferkraft siegreicher Gauleiter und Sturmführer» bezeugte, fand es beispielsweise Paul Valéry, er immerhin, «charmant, dass die Nazis den Geist so sehr verachteten»<sup>89</sup>. Am eindrucksvollsten erscheint der gesamte Katalog der Motive – der Täuschungen, Hoffnungen, Selbstverführungen – in dem berühmten Brief des Dichters Gottfried Benn an den emigrierten Klaus Mann:

«Ich erkläre mich ganz persönlich für den neuen Staat, weil es mein Volk ist, das sich hier seinen Weg bahnt. Wer wäre ich, mich auszuschliessen, weiss ich denn etwas Besseres – nein! Ich kann versuchen, es nach Massgabe meiner Kräfte dahin zu leiten, wo ich es sehen möchte, aber wenn es mir nicht gelänge, es bliebe mein Volk. Volk ist viel! Meine geistige und wirtschaftliche Existenz, meine Sprache, mein Leben, meine menschlichen Beziehungen, die ganze Summe meines Gehirns danke ich doch in erster Linie diesem Volke. Aus ihm stammen die Ahnen, zu ihm kehren die Kinder zurück. Und da ich auf dem Land und bei den Herden gross wurde, weiss ich auch noch, was Heimat ist. Grossstadt, Industrialismus, Intellektualismus, alle Schatten, die das Zeitalter über meine Gedanken warf, alle Mächte des Jahrhunderts, denen ich mich in meiner Produktion stellte, es gibt Augenblicke, wo dies ganze gequälte Leben versinkt, und nichts ist da als die Ebene, die Weite, Jahreszeiten, Erde, einfache Worte Volk.»<sup>90</sup>

Solche Äusserungen machen offenbar, wie wenig der Vorwurf ideologischer Armut das Wesen des Nationalsozialismus und seiner spezifischen Verführungsmacht trifft; denn dass er im Vergleich mit den gedanklichen Systemen der Linken nicht viel mehr zu bieten hatte als kollektive Wärme: Menschenmengen, erhitzte Gesichter, Beifallrufe, Märsche, zum Gruss erhobene Arme,<sup>91</sup> machte ihn besonders anziehend für eine Intellektualität, die lange an sich selber verzweifelt war und aus allem Theorienstreit der Epoche die

Einsicht zurückgebracht hatte, dass man «den Dingen mit Gedanken nicht mehr nahe» komme: es war gerade das Bedürfnis zur Flucht vor Ideen, Begriffen und Systemen in irgendeine einfache, unkomplizierte Zugehörigkeit, die ihm so viele Überläufer verschafft hat.

Dieses Bedürfnis nach Zugehörigkeit hat der Nationalsozialismus durch eine Vielzahl immer neuer sozialer Spielräume zu befriedigen versucht: Es war eine der Grundeinsichten **Hitlers**, die er in der sozialen Verlassenheit seiner Jugend gewonnen hatte, dass der Mensch irgendwo hingehören will. Man täuscht sich, wenn man in den zahlreichen Gliederungen der Partei, in den politisierten Berufsverbänden, den Kammern, Ämtern, Bündeln, die wie eine Wucherung jetzt das Land überzogen, nur das Element des Zwanges erkennt. Die Praxis, jeden Einzelnen in jedem Alter, jeder Funktion, selbst noch in Freizeit oder Unterhaltung zu erfassen und nur noch den Schlaf als Privatsache zu gewähren, wie Robert Ley gelegentlich erklärte, kam vielmehr einem verbreiteten Verlangen nach sozialer Teilhabe entgegen. Wenn **Hitler** regelmässig beteuerte, er habe seinen Anhängern immer nur Opfer abverlangt, übertrieb er nicht; tatsächlich hatte er die verlorengegangene Wahrheit wiederentdeckt, dass die Menschen ein Bedürfnis nach Einordnung haben, dass es eine Funktionslust gibt und die Chance des Selbstopfers für das breite Bewusstsein häufig schwerer wiegt als der Intellektuellentraum der Freiheit.

Es zählt zu den bemerkenswertesten Leistungen **Hitlers**, dass er alle die in jenem Frühjahr geweckten diffusen Antriebe in zielgerichtete gesellschaftliche Energie umzusetzen vermochte. Der Ton der Selbsttherausforderung, den er anschlug, entusiasmte das von Arbeitslosigkeit, Misere und Hunger entnervte Volk und rief einen nahezu schwärmerischen Hingabewillen wach. Niemand hätte ihm so glaubwürdig wie er zurufen können: «Es ist herrlich, in einer Zeit zu leben, die ihren Menschen grosse Aufgaben stellt.» Sein unstillbarer Drang an die Öffentlichkeit fand in einer beispiellosen Reise- und Redetätigkeit Genüge, und wenn auch im Grunde nichts geschah, so verwandelte sich doch alles. «Worte», meinte Ernst Röhm mit ungläubig staunendem Blick auf **Hitler**, «nichts als

Worte, und doch Millionen Herzen für ihn – phantastisch genug.»<sup>92</sup>

Durch eine nicht abreissende Kette von Grundsteinlegungen und Ersten Spatenstichen schuf er eine Art Mobilmachungsbewusstsein und eröffnete in Hunderten von Ans-Werk-Reden Arbeitseinsätze, die sich im militärischen Jargon des Regimes bald zu ganzen Arbeitsschlachten entwickelten und mit Siegen am Fließband oder Durchbrüchen auf der Scholle triumphal beendet wurden. Die in solchen Formeln wirksame Fiktion des Krieges aktivierte den Willen zum Opfer, der durch stimulierende, mitunter allerdings groteske Slogans weiter gesteigert wurde, beispielsweise: «Die deutsche Frau strickt wieder!»<sup>93</sup>

Ebenso wie die Staatsfeste, die Feiern und Paraden, zielten diese Stilmittel darauf ab, das neue Regime durch Anschaulichkeit populär zu machen. Selten zeigt sich **Hitlers** Operntemperament so deutlich wie in der Fähigkeit, den abstrakten Charakter moderner politischer und gesellschaftlicher Funktionszusammenhänge in einfache Bilder umzusetzen. Gewiss waren die Massen politisch entmündigt, ihre Rechte reduziert oder aufgehoben. Aber ihre einstige Mündigkeit hatte ihnen wenig eingetragen, sie bewahrten ihr nur eine geringschätzigte Erinnerung, während die unaufhörlich betriebene Selbstdarstellung **Hitlers**, seine Repräsentationsgier, ein deutliches Gefühl der Teilnahme am Staat erzeugten. Nach Jahren der Depression schien es vielen, als gewinne ihr Tun endlich wieder einen Sinnzusammenhang zurück, noch die geringste Tätigkeit sah sich zu preiswürdiger Bedeutung erhoben, und zugespitzt liesse sich sagen, dass **Hitler** tatsächlich etwas von jenem Bewusstsein verbreitet hat, auf das er zielte, als er von der Ehre sprach, «als Strassenfeger Bürger dieses Reiches zu sein»<sup>94</sup>.

Dieses Vermögen, Initiative und Selbstvertrauen zu wecken, war umso erstaunlicher, als **Hitler** über kein konkretes Programm verfügte. In der Kabinettsitzung vom 15. März hatte er erstmals sein Dilemma eingestanden und erklärt, es sei notwendig, das Volk durch Kundgebungen, Gepränge, Betriebsamkeit «auf das rein Politische abzulenken, weil die wirtschaftlichen Entschlüsse noch abgewartet werden müssten»; und sogar im September noch, anlässlich des Spatenstichs für die erste Autobahnstrecke Frankfurt-Hei-



delberg, unterließ ihm die verräterische Formulierung, es gehe jetzt darum, «durch grosse monumentale Arbeiten irgendwo (!) zunächst die deutsche Wirtschaft wieder in Gang zu setzen»<sup>95</sup>. Die gesamte sachliche Konzeption, so hat Hermann Rauschning versichert, «mit der **Hitler** die Macht übernahm, bestand in seinem unbegrenzten Selbstvertrauen, mit den Dingen schon fertig zu werden, mit der primitiven, aber wirksamen Maxime: was befohlen wird, geht. Mehr schlecht als recht vielleicht, aber eine Zeitlang doch, und derweil wird man eben weiter sehen.»

Unter den gegebenen Umständen jedoch erwies sich dieses Konzept als eine Art Zaubermittel, da es angetan war, das vorherrschende Gefühl der Entmutigung zu überwinden. Wenn auch eine Besserung der materiellen Lage erst ab 1934 spürbar wurde, erzeugte es doch beinahe vom ersten Tage an eine ungeheure «Suggestion der Konsolidierung». Gleichzeitig sicherte es **Hitler** einen beträchtlichen Bewegungsraum, der ihn in Stand setzte, seine Absichten den wechselnden Erfordernissen anzupassen, und mit Recht hat man den Stil seiner Herrschaft als «permanente Improvisation» gekennzeichnet.<sup>96</sup> So entschied er auf der Unabänderlichkeit des Parteiprogramms beharrte, so sehr erfüllte ihn die immerwache Scheu des Taktikers vor jeder Festlegung. Um sich völlig freie Hand zu verschaffen, liess er der Presse gleich in den ersten Monaten verbieten, selbständig Zitate aus «Mein Kampf» zu veröffentlichen. Als Begründung wurde angegeben, die Gedanken eines oppositionellen Parteiführers könnten mit denen eines Regierungschefs nicht übereinstimmen. Selbst die Wiedergabe eines der 25 Punkte des Parteiprogramms wurde mit dem Hinweis untersagt, es gehe künftig nicht um Programme, sondern um praktische Arbeit. «Ein Programm im Einzelnen zu geben», so hat denn auch eine zeitgenössische Schrift aus nationalsozialistischer Sicht bemerkt, «hat der neue Reichskanzler, von seinem Standpunkt durchaus verständlich, bisher abgelehnt ('Pg. 1 antwortete nicht' sagt der Berliner Volkswitz).»<sup>97</sup> Einer der früheren Parteifunktionäre hat auf solche Beobachtungen die Ansicht gestützt, **Hitler** habe zu keinem Zeitpunkt ein präzise formulierbares Ziel oder gar eine Strategie seiner Absichten besessen; und tatsächlich scheint es, als habe er nur Visionen gehabt sowie ein ungewöhnliches Ver-

mögen, wechselnde Lagen zu überblicken und ihre Möglichkeiten mit rasch zupackender Gewalt zu ergreifen.<sup>98</sup> Die grandiosen, im eschatologischen Nebel von Weltuntergängen und Rassedämmerungen verschwimmenden Phantasmagorien waren ebenso sein Feld wie das zähe, verschlagene, kaltblütig inszenierte Augenblicksgeschehen – eine merkwürdige Verbindung von Visionär und Taktiker. Der Zwischenbereich umfassend geplanter, geduldig betriebener Politik dagegen, der Raum der Geschichte, blieb ihm fremd.

In der Tat kam es ihm nicht auf Programme an. Er drängte den «reaktionären» Hugenberg aus dem Kabinett und zwang gleichzeitig Gottfried Feder, nunmehr Staatssekretär im Wirtschaftsministerium, seinen grossen Lebensgedanken von der «Brechung der Zinsknechtschaft» bis an die Grenze des Widerrufs abzuschwächen: die Idee, die ihn einst, als Vertrauensmann des Reichswehrgroupenkommandos, wie eine Erleuchtung durchzuckt hatte, tat er jetzt als «parteiamtlich gebilligte Phantasien» ab.<sup>99</sup> Schon suchten die kleinen Ladenbesitzer, die Urgefolgschaft der Partei, die Warenhäuser auf, um sich die Plätze anzusehen, an denen sie, nach Punkt 16, demnächst ihre Verkaufsstände errichten würden, und noch Anfang Juli liess [Hitler](#) durch Rudolf Hess erklären, die Haltung der Partei in der Warenhausfrage sei «im Grundsätzlichen nach wie vor unverändert»; in Wirklichkeit verwarf er den Programmpunkt jetzt endgültig, denn er wollte Deutschland stark machen, und nicht die kleinen Leute reich.

Ähnlich erging es zahlreichen anderen alten Mitkämpfern, die sich als ideologische Einzelgänger immer offener belächelt und ausgeschaltet sahen. Als Partei aller Missstimmungen und Ressentiments hatte die NSDAP in der Zeit ihres Aufstiegs zahlreiche Klein-Utopisten angezogen: Menschen, die eine Idee, eine neue Ordnungsvorstellung mit sich herumtrugen und ihren Reformwillen in der dynamischen [Hitler](#)partei am nachdrücklichsten vertreten glaubten. Jetzt freilich, so dicht an der Wirklichkeit, offenbarte sich die Irrealität und vielfach skurrile Beschränktheit zahlreicher dieser Entwürfe, während andere keine machtsteigernden Möglichkeiten erkennen liessen und daher das Interesse [Hitlers](#) nicht gewannen. Der «ständische Aufbau» sowie die Verfassungs- und

Reichsreformpläne, die Idee des germanischen Rechts, die Verstaatlichung der Trusts, die Bodenreform oder der Gedanke des staatlichen Lehnrechts an den Produktionsmitteln kamen über vereinzelte, resonanzlose Vorstösse nicht hinaus. Häufig widersprachen sich die Vorstellungen auch, so dass deren Wortführer sich eifernd gegeneinander kehrten, während Hitler wiederum alles in der Schwebe lassen konnte, die Klagen über den «organisationslosen Zustand» kümmerten ihn nicht;<sup>100</sup> im Gegenteil wurde erst dadurch sein Wille schrankenlos und zum eigentlichen Grundgesetz des Regimes.

Doch wenn die Energien, die der Nationalsozialismus entfesselt oder mitgeführt hatte, auch unfähig waren, eine neue Ordnung über Ansätze hinaus zu errichten, waren sie doch immerhin stark genug, die alten Verhältnisse zu unterminieren oder auch zum Einsturz zu bringen. Schon in dieser Phase offenbarte sich die eigentümliche konstruktive Schwäche des Regimes, das mit so ungewöhnlicher Zielsicherheit anachronistische Strukturen und ungerechtfertigte Ansprüche demaskierte; es hat sein destruktives Ingenium nie durch aufbauende Kraft zu legitimieren vermocht und im grösseren geschichtlichen Zusammenhang lediglich Abräumfunktionen übernommen. Im Grunde hat es nicht einmal für seine machtpolitischen Absichten rationale, zweckmässige Formen entwickeln können und kam selbst in der Verwirklichung des totalitären Staates über Ansätze kaum hinaus: Behemoth viel eher als Leviathan, wie Franz Neumann formuliert hat, der Nicht-Staat, das manipulierte Chaos, und nicht der terroristische Zwangsstaat, der doch Staat bleibt. Alles war auf einen rasch angestrebten, umrissenen Zweck hin improvisiert: den grossen Eroberungszug, der Hitlers Phantasie mit alles ausschliessender Kraft beherrscht hat, so dass nichts anderes daneben galt. Wie die sozialen und politischen Strukturen zu ordnen und auf Dauer über die eigene Person hinaus zu sichern wäre, interessierte ihn nicht; er dachte nur, vage und literarisch, in tausend Jahren. Infolgedessen entwickelte sich das Dritte Reich in einen eigentümlich unfertigen, provisorischen Zustand hinein, ein Trümmerfeld nach kreuz und quer laufenden Entwürfen, auf dem einzelne Fassaden der Vergangenheit neugelegte Fundamente verdeckten, die wiederum von mancherlei angefangen-

nem Mauerwerk, Zerstörtem und Abgebrochenem durchsetzt waren, das nur von einem einzigen Punkt her Sinn und Konsequenz erhielt: dem monströsen Macht- und Einsatzwillen **Hitlers**.

Die Neigung **Hitlers**, jede Entscheidung am Machtzweck zu orientieren, kam am eindrucksvollsten gegenüber den Sozialisierungsabsichten zum Vorschein, die als Stimmungsrelikte aus der Strasserphase vereinzelt noch immer lebendig waren. Als Führer einer Bewegung, die den Revolutionsängsten und Panikstimmungen des Bürgertums entstammte, musste er alle Aktivitäten, die das Regime in die Nähe der traditionellen Revolutionsvorstellung rückten, zu vermeiden trachten, insbesondere also Bestrebungen zur Verstaatlichung oder zur offenen Planwirtschaft. Da er aber der Sache nach eben dies beabsichtigte, proklamierte er unter dem Stichwort des «nationalen Sozialismus» die bedingungslose Zusammenarbeit aller auf allen Ebenen mit dem Staat, und da jede Zuständigkeit irgendwann bei ihm endete, bedeutete dies nichts anderes als die Aufhebung allen privatwirtschaftlichen Rechts unter der Fiktion seines Fortbestands. Als Gegenleistung für das ungehinderte Eingriffsrecht des Staates erhielten die Unternehmer den verordneten Arbeitsfrieden, Produktions- und Absatzgarantien sowie mit fortschreitender Zeit auch mancherlei unbestimmte Hoffnungen auf eine gewaltige Expansion der nationalen Wirtschaftsbasis. **Hitler** hat dieses von den kurzfristigsten Zwecken diktierte Konzept, mit dem er sich ein selbstbewusstes Handlanger-tum schuf, im vertrauten Kreise nicht ohne Zynismus und Scharfsinn begründet: Er denke gar nicht daran, so hat er erklärt, wie in Russland die besitzende Schicht umzubringen, vielmehr werde er sie auf jede denkbare Weise zwingen, mit ihren Fähigkeiten die Wirtschaft aufzubauen. Die Unternehmer, so viel sei sicher, würden froh sein, wenn man ihr Leben und ihr Eigentum schone, und auf diese Weise wirklich abhängig werden. Solle er dieses vorteilhafte Verhältnis ändern, nur um sich dann mit alten Kämpfern und übereifrigen Parteigenossen, die unablässig auf ihre Verdienste deuteten, herumschlagen zu müssen? Der formelle Besitztitel über Produktionsmittel sei nur eine Nebenfrage: «Was das schon besagt, wenn ich die Menschen fest in eine Disziplin eingeordnet habe, aus der sie nicht heraus können. Mögen sie doch Grund und Boden

oder Fabriken besitzen, so viel sie wollen. Das Entscheidende ist, dass der Staat durch die Partei über sie bestimmt, gleich, ob sie Besitzer sind oder Arbeiter. Verstehen Sie, alles dies bedeutet nichts mehr. Unser Sozialismus greift viel tiefer. Er ändert nicht die äussere Ordnung der Dinge, sondern er ordnet allein das Verhältnis des Menschen zum Staat... Was besagt da schon Besitz und Einkommen. Was haben wir das nötig: Sozialisierung der Banken und der Fabriken. Wir sozialisieren die Menschen.»<sup>101</sup>

Dem ideologiefreien Pragmatismus **Hitlers** war nicht zuletzt auch die verblüffend rasche Überwindung der Massenarbeitslosigkeit zu danken. Er zweifelte nicht, dass sowohl das Schicksal des Regimes als auch sein persönliches Prestige in hohem Masse davon abhängen, ob es gelang, die Lage der notleidenden Bevölkerung zu bessern: die Lösung dieses Problems sei «für das Gelingen unserer Revolution schlechthin ausschlaggebend», erklärte er.<sup>102</sup> So lange hatte er propagandistisch auf hohem Seil operiert, dass er nicht anders als durch eine Überwindung der Krise seine Versprechungen einlösen konnte; zugleich war nur auf diese Weise die Verstimmung der Alten Kämpfer über die zahlreichen Kompromisse und Anpassungsakte, ihr Unmut über den «Verrat an der Revolution» zu dämpfen.

Entscheidend war, dass **Hitler**, wie kein Politiker der Weimarer Jahre, die psychologische Seite der Krise erfasste. Gewiss kam ihm die langsam wiedereinsetzende weltwirtschaftliche Konjunktur zu Hilfe; aber wichtiger zumindest für das Tempo, in dem der Umschwung sich vollzog, war doch seine Einsicht, dass Depression, Bedrückung und Apathie aus einem tiefsitzenden, pessimistischen Zweifel an der Ordnung der Welt herrührten und die Massen daher ebenso wie die Wirtschaft vor allem nach sinngebenden Impulsen verlangten. Zahlreiche unternehmerfreundliche Äusserungen sowie das durchgängige Bestreben, die Wirtschaft aus dem revolutionären Tumult der Anfangsphase herauszuhalten, zielten darauf ab, zunächst eine allgemeine Vertrauensstimmung zu erzeugen. Die Mehrzahl der Initiativen während der Anfangsmonate wurden weniger ihrer ökonomischen Vernunft wegen eingeleitet, als weil sie eine energische Geste erlaubten:

Vielfach griff Hitler auch auf ältere Pläne wie das von der Regierung Schleicher beschlossene «Sofortprogramm» zur Arbeitsbeschaffung zurück, andere, nun spektakulär in Szene gesetzte Projekte stammten ebenfalls aus der Weimarer Ablage, der hemmende demokratische Instanzenzug, die Entscheidungsscheu oder Resignation jener Jahre hatten ihre Durchführung verhindert: So waren beispielsweise die mit dem Renommée des Regimes seit je verbundenen Autobahnen seit langem erörtert, doch nie begonnen worden<sup>103</sup>. Als der Reichsbankpräsident Hans Luther an der deflationistischen Notenbankpolitik festhielt und sich weigerte, grössere Mittel für die Arbeitsbeschaffung freizugeben, nötigte Hitler ihn zum Rücktritt und ersetzte ihn, wiederum zum Unwillen zahlreicher Gefolgsleute, durch den «Kapitalisten» und «Hochgradfreimaurer» Hjalmar Schacht, der ihm mit Hilfe der sogenannten Mefo-Wechsel die Finanzierung öffentlicher Arbeiten und später vor allem des Aufrüstungsprogramms ohne spürbare Inflation ermöglichte. Bedenkenloser als seine Vorgänger, aber auch entschlossener als sie, liess Hitler durch eine Vielzahl grosszügiger Massnahmen die Produktion ankurbeln. Bereits in der Rede zum 1. Mai hatte er in beschwörender Wendung an das «ganze deutsche Volk» erklärt, «jeder Einzelne ... jeder Unternehmer, jeder Hausbesitzer, jeder Geschäftsmann, jeder Private» habe die Pflicht, in einer anhaltenden Gemeinschaftsanstrengung für Arbeit zu sorgen; der Staat werde von sich aus durch ein Programm, das Hitler mit einer seiner Lieblingsvokabeln «gigantisch» nannte, tätig werden: «Wir werden die Widerstände dagegen aus dem Wege räumen und die Aufgabe gross beginnen», versicherte er.<sup>104</sup> Staatsaufträge für Siedlungsvorhaben und Strassenbauten sowie ein System der öffentlichen und privaten Investitionsanreize, Darlehen, Steuer-nachlässe und Subventionen förderten die Konjunktur. Und dazwischen immer wieder Worte, Parolen, Worte. Sie trugen auf ihre Weise den Erfolg mit und gaben der ironischen Formel Hitlers: «Grosse Lügner sind auch grosse Zauberer» einen überraschenden Sinn.

Zur Psychologie der stimulierenden Anstösse, die Hitler in jenen Wochen entwickelte, zählte auch der Ausbau des zunächst freiwilligen Arbeitsdienstes. Er war nicht nur ein Auffangbecken

jugendlicher Erwerbsloser, sondern gab darüber hinaus dem Aufbauoptimismus des Regimes anschaulichen Ausdruck; in der Urbarmachung von Sumpfgebieten und Koogen, der Aufforstung, dem Autobahnbau oder der Regulierung von Flussläufen wurde ein ansteckender Leistungs- und Zukunftswille sichtbar. Zugleich diente die Organisation, vor allem seit sie im Jahre 1935 obligatorisch wurde, der Überwindung der Klassenschranken sowie der vormilitärischen Ausbildung. Alle diese Initiativen und Elemente wirkten zusammen, und schon im Verlauf des Jahres 1934 wurde, bei immer noch drei Millionen Erwerbslosen, ein Mangel an Facharbeitern registriert. Zwei Jahre später war die Vollbeschäftigung erreicht.

Der einsetzende Aufschwung ermöglichte auch eine beträchtliche, wirkungsvoll zum Einsatz gebrachte Aktivität auf sozialpolitischem Gebiet. Aus Sorge, reaktionär zu erscheinen, war das Regime bemüht, die Durchsetzung seiner strengen Ordnungsvorstellungen, wie sie beispielsweise im Verbot des Streikrechts oder der Errichtung einer staatlichen Einheitsgewerkschaft, der «Deutschen Arbeitsfront», zum Ausdruck kamen, durch versöhnliche Demonstrationen seiner Arbeiterfreundlichkeit zu verbrämen. So wurden umfassende Betreuungseinrichtungen ins Leben gerufen, die mit den Ferienreisen, den Sportfesten, Kunstausstellungen, Volkstänzen und Schulungskursen zugleich den Menschen organisierten und neben den vordergründigen Aufgaben der «Kraft durch Freude» oder der «Schönheit der Arbeit» Kontroll- und Beschwichtigungsfunktionen erfüllten. Aus vereinzelt aufgefundenen Ergebnislisten der Betriebswahlen vom April 1935 geht zwar hervor, dass in einigen Unternehmen zu diesem Zeitpunkt oft nicht mehr als dreissig bis vierzig Prozent der Belegschaften für die nationalsozialistische Einheitsliste und damit für die neue Ordnung gestimmt haben; aber 1932 hatte die NS BO durchschnittlich nur vier Prozent der Stimmen erlangt, und selbst ein marxistischer Historiker wie Arthur Rosenberg musste eingestehen, dass der Nationalsozialismus gewisse unerfüllte Postulate der demokratischen Revolution verwirklicht habe. Auf die Dauer jedenfalls hat die hartnäckige, vielseitig vorgetragene Werbung des Regimes unter den Arbeitern ihre Wirkung nicht verfehlt, zumal viele von ihnen

den Unterschied zur Vergangenheit «weniger in verlorenen Rechten als in wiedergefundener Arbeit» erkannten.<sup>105</sup>

Denn dies war die entscheidende Voraussetzung für den Erfolg der rigorosen Sozialpolitik des Dritten Reiches. Der Verlust der Freiheit und der sozialen Autonomie, die Gängelung, der deutlich geringere Anteil am wachsenden Bruttosozialprodukt: dies alles hat die Arbeiterschaft wenig irritiert; und die ideologischen Parolen haben sie nicht weniger als das Bürgertum zu gewinnen vermocht. Entscheidend war vielmehr das Gefühl wiederhergestellter sozialer Sicherheit nach traumatischen Jahren der Angst und der Depression. Dieses Gefühl überlagerte alles; es hat die anfangs durchaus verbreiteten Widerstandsneigungen zersetzt, den Leistungswillen mobilisiert und ganz wesentlich jenes Bild sozialer Befriedung erzeugt, auf das die neuen Machthaber so selbstbewusst verweisen konnten: Der Klassenkampf war nicht nur verpönt und verboten, er war auch weitgehend aufgegeben. Immerhin wusste das Regime deutlich zu machen, dass es nicht die Herrschaft einer sozialen Schicht über alle anderen war, und in den Aufstiegschancen, die es jedermann gewährte, zeigte es sich in der Tat weithin klassenneutral. Was an sozialem Abstandsbewusstsein allenfalls verblieb, wurde durch den politischen Druck, dem alle: Unternehmer, Arbeiter, Angestellte oder Bauern unterworfen waren, aufgehoben.

In allen diesen Massnahmen, die nicht nur die alten, verkarsteten Sozialstrukturen durchstießen, sondern tatsächlich auch die materielle Lage breiter Schichten spürbar verbesserten, war allerdings kein wirklich neuer gesellschaftspolitischer Entwurf erkennbar. Bezeichnenderweise hat [Hitler](#) lediglich Machteroberungskonzepte besessen: nach innen wie nach aussen; doch kein suggestives Bild der neuen Gesellschaft. Im Grunde wollte er sie auch nicht verändern, sondern nur in die Hand bekommen. Schon im Jahre 1925 hatte einer seiner Gesprächspartner notiert, «sein Ideal wäre ein Deutschland, das als Volk etwa so organisiert ist wie eine Armee», und später, gegen Ende des Machtergreifungsprozesses, sagte er selber, die Ordnung Deutschlands sei «von nun an die des befestigten Feldlagers». So wie ihm die Partei als Instrument für



die Eroberung Deutschlands gedient hatte, so sollte ihm Deutschland jetzt als Instrument dienen, «die Pforte zur dauernden Herrschaft über die Welt aufzustossen»<sup>106</sup>. Hitlers Innenpolitik ist durchweg im engsten Zusammenhang mit seiner Aussenpolitik zu sehen.

Für die Mobilisierung der Massen benutzte er nicht nur die verfügbaren sozialen Energien, sondern auch die Dynamik des nationalen Motivs. Zwar hatten die einstigen Siegermächte dem Reich inzwischen die Gleichberechtigung im Prinzip zugestanden, doch war es in Wirklichkeit noch immer der Paria unter den Partnern; vor allem Frankreich, vom Machtantritt Hitlers stärker denn je beunruhigt, widersetzte sich der tatsächlichen Gleichstellung, während England ein gewisses Unbehagen über die Widersprüche erkennen liess, in die es sich durch den einstigen Alliierten gedrängt sah. Frankreichs Ängste nun, Englands Skrupel und Deutschlands Ressentiments machte Hitler sich im Verlauf der ersten anderthalb Jahre seiner Regierungszeit in einem taktischen Meisterstück zunutze, um das ganze europäische Bündnissystem durcheinanderzuwirbeln, die Nation noch fester zusammenzuschliessen und das Terrain für seine Lebensraumpolitik vorzubereiten.

Die Ausgangslage war seinen ehrgeizigen Absichten keineswegs günstig. Die terroristischen Begleitumstände der Machtergreifung, die Ausschreitungen und Misshandlungen, vor allem die Verfolgung einer Menschengruppe ausschliesslich ihrer Rasse wegen, widersprachen allen zivilisierten Auffassungen von politischer Gegnerschaft und schufen eine gereizte, unfreundliche Stimmung, die in der berühmten Gründonnerstagsdebatte des englischen Unterhauses ihren vernehmlichsten Ausdruck fand, als der ehemalige Aussenminister Sir Austen Chamberlain erklärte, die Vorgänge in Deutschland machten es ungemein inopportun, noch weiter über eine Revision des Versailler Vertrages nachzudenken. Er sprach von Roheit, Rassehochmut sowie von einer Politik mit dem Stiefelabsatz, und jetzt erst schien der so lange als Ausdruck wilder Emigrantenhysterie belächelte Slogan, «Hitler – das ist der Krieg!» ging gewisse Berechtigung zu gewinnen. Verschiedentlich kam es zu deutschfeindlichen Ausschreitungen, während die

Warschauer Regierung sogar in Paris anfragte, ob Frankreich bereit sei, zur Beseitigung des Hitler-Regimes einen Präventivkrieg zu führen. Im Sommer 1933 war Deutschland aussenpolitisch nahezu gänzlich isoliert.

Angesichts dieser Umstände schlug Hitler zunächst einen Kurs der beschwichtigenden Gesten ein und stellte alles darauf ab, die Kontinuität mit der gemässigten Weimarer Revisionspolitik her vorzukehren. Obwohl er das Personal des Auswärtigen Amtes verachtete und gelegentlich von «diesen Weihnachtsmännern in der Wilhelmstrasse» sprach, liess er das Beamtenkorps hier wie im diplomatischen Dienst nahezu unangetastet. Mindestens sechs Jahre lang, so äusserte er einem seiner Anhänger gegenüber, müsse er mit den europäischen Mächten eine Art «Burgfrieden» halten, alles Säbelrasseln nationalistischer Kreise sei verfehlt.<sup>108</sup> Höhepunkt seiner Politik der treuherzigen Verständigungsofferten war die grosse «Friedensrede» vom 17. Mai 1933, auch wenn er darin gegen die unbegrenzte Fortdauer des Unterschieds von Siegern und Besiegten protestierte und sogar androhte, sich aus der Abrüstungskonferenz und überhaupt aus dem Völkerbund zurückzuziehen, sofern Deutschland die tatsächliche Gleichberechtigung weiterhin verweigert werde. Doch angesichts der offenkundigen Zurücksetzung Deutschlands konnte er im Übrigen beinahe mühelos die Rolle eines Anwalts von Vernunft und Völkerverständigung übernehmen, indem er die europäischen Mächte bei ihren Parolen von «Selbstbestimmung» und «gerechtem Frieden» nahm. So gross war die allgemeine Genugtuung über Hitlers Mässigung, dass niemand die Warnung entdeckte, die darin enthalten war. Mit der Londoner 'Times' unterstützten zahlreiche Stimmen in aller Welt Hitlers Forderung nach Gleichberechtigung, und der amerikanische Präsident Roosevelt war vom Auftritt Hitlers sogar «begeistert»<sup>109</sup>.

Sichtbarster Erfolg dieser Politik war schon im Sommer 1933 ein Viermächtepakt zwischen England, Frankreich, Deutschland und Italien, der zwar nie ratifiziert wurde, immerhin aber eine Art moralischer Aufnahme des neuen Deutschlands in die Gesellschaft der Grossmächte bedeutete. Erster internationaler Anerkennungspartner für das Regime überhaupt war freilich die Sowjetunion, die sich jetzt endlich bereitfand, den bereits 1931 ausgelaufenen Berli-

ner Vertrag zu verlängern, dicht gefolgt vom Vatikan, der im Juli die Konkordatsverhandlungen mit dem Reich abschloss. Doch allen diesen Erfolgen zum Trotz warf Hitler im Herbst das Ruder in einer plötzlichen, wie aus einem blinden Affekt stammenden Bewegung herum und verschaffte sich mit wenigen verwirrenden Schlägen eine entscheidende Positionsverbesserung.

Manövrierfeld war die seit Anfang 1932 in Genf tagende Abrüstungskonferenz, auf der das Reich seiner militärischen Schwäche wegen eine besonders starke moralische Stellung innehatte. Der Grundsatz der Gleichberechtigung zwang die anderen Mächte, entweder selber abzurüsten oder die Aufrüstung Deutschlands hinzunehmen. In zahlreichen Reden und Erklärungen konnte Hitler immer wieder die Bereitschaft Deutschlands zur Abrüstung betonen und dabei umso biedermännischer argumentieren, je deutlicher vor allem Frankreichs Besorgnisse erkennbar wurden. Tief beunruhigt verfolgte es die Vorgänge in Deutschland und glaubte gute Gründe zu haben, ihnen grösseres Gewicht zu geben als den durchsichtigen Beteuerungen Hitlers, auch wenn es sich mit seinem anhaltenden, alle Verhandlungen blockierenden Misstrauen in eine schwierige Lage brachte. Doch unter Hinweis auf das System der Unterdrückung im Nachbarland, die zunehmende Militarisierung, das ständige Umhermarschieren, die Fahnen, Uniformen und Paraden, das Organisationsvokabular mit all den «Sturmabteilungen», «Brigaden», «Stabswachen» oder auch die Kampflieder, in denen das Menschengeschlecht erzitterte oder Deutschland die Welt gehörte, gelang es ihm schliesslich doch noch, die Mächte umzustimmen. Die Deutschland prinzipiell zugestandene Gleichberechtigung wurde nachträglich von einer vierjährigen Bewährungsfrist abhängig gemacht, in der sich herausstellen sollte, ob es aufrichtig zur Verständigung bereit und von allen Revisionsabsichten abgerückt sei.

Hitler reagierte mit einem Eklat. Am 14. Oktober, kurz nachdem der britische Aussenminister Sir John Simon die neuen Vorstellungen der Alliierten vorgetragen hatte und deren Entschlossenheit erkennbar geworden war, Deutschland die Bewährungsprobe notfalls am Konferenztisch aufzuzwingen, liess Hitler seine Absicht bekanntgeben, die Abrüstungskonferenz zu verlassen. Zu-

gleich kündigte er den Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund an. Seine Entschlossenheit dokumentiert die erst später in Nürnberg bekanntgewordene Weisung an die Wehrmacht, im Falle von Sanktionen bewaffneten Widerstand zu leisten.<sup>111</sup>

Die Verblüffung über diesen ersten Coup, mit dem [Hitler](#) die Aussenpolitik des Regimes in eigene Hände nahm, war ungemain. Zwar hat er den Entschluss nicht, entgegen verbreiteter Auffassung, auf eigene Faust getroffen, sondern bestärkt vor allem durch den Aussenminister v. Neurath, der bezeichnenderweise eine selbstbewusste Verschärfung des aussenpolitischen Kurses befürwortet hatte; aber das Pathos der Geste, der grosse Entrüstungston, mit dem der Schritt begründet wurde, stammte eindeutig von ihm; und er war es auch, der die Alternative auf die schroffe Formel «Bruch oder Unehre» brachte. In einer Rundfunkrede vom Abend des Tages richtete er seine innenpolitisch bewährte Doppeltaktik zum erstenmal nach aussen: Er milderte und vernebelte seinen Affront durch eine Flut verbaler Zugeständnisse und sogar herzlicher Sympathieerklärungen, nannte Frankreich «unseren alten, aber glorreichen Gegner» und bezeichnete denjenigen als «wahnsinnig», der «sich einen Krieg zwischen unseren beiden Ländern vorzustellen» vermöge.

Diese Taktik hat die ohnehin geringe Neigung der europäischen Mächte, eine Gegenfront aufzubauen, endgültig gelähmt; keiner ihrer Wortführer wusste Rat. Die Verachtung, mit der [Hitler](#) ihnen jene Ehre vor die Füsse warf, für die das Weimarer Regime lange und geduldig antichambriert hatte, kehrte geradezu ihr Weltbild um. Vereinzelt verbargen die Betroffenen ihre Verlegenheit, indem sie sich dazu beglückwünschten, einen unbequemen Partner losgeworden zu sein, andere forderten eine militärische Intervention, in den Wandelgängen von Genf wurden aufgebrachte, wenn auch kaum ernstzunehmende Rufe laut «C'est la guerre!» –, doch durch allen Lärm schien erstmals eine Ahnung davon wach zu werden, dass dieser Mann dem alten Europa einen Offenbarungseid abnötigen würde, dem es nicht gewachsen war, und dass er dem lädierten, von Angst, Misstrauen und Egoismus untergrabenen Prinzip des Völkerbundes bereits einen tödlichen Stoss versetzt hatte. Tot war zugleich aber auch die Idee der Abrüstung, und wenn [Hitlers](#)

Machteroberung tatsächlich, wie man bemerkt hat, eine Art Kriegserklärung an das Friedenssystem von Versailles war,<sup>112</sup> dann wurde sie an diesem 14. Oktober formuliert; doch nahm sie niemand entgegen. Der verbreitete Überdruß am anhaltenden Genfer Palaver, an den Paradoxien und Heucheleien kam vor allem in der englischen Presse zum Ausdruck; die konservative 'Morning Post' erklärte, dass sie «dem Völkerbund und der Abrüstungskonferenz keine Träne» nachweine, es sei vielmehr Erleichterung darüber angezeigt, dass «ein derartiger Humbug» sein Ende gefunden habe. Als in einem Londoner Kino die Wochenschau das Bild [Hitlers](#) zeigte, klatschten die Besucher Beifall.<sup>113</sup>

In der Befürchtung, der glatte Erfolg der Überrumpelungstaktik werde [Hitlers](#) Übermut steigern, suchte Hermann Rauschning ihn, von Genf her kommend, in der Berliner Reichskanzlei auf. Er fand ihn «in glänzender Laune, alles an ihm federte vor Spannung und Tätigkeitsdrang». Die Warnungen über die in Genf herrschende Empörung, über die Forderungen nach militärischen Aktionen, schob er mit einer verächtlichen Handbewegung beiseite: «Krieg wollen die Leute?» fragte er. «Sie denken nicht daran ... Eine traurige Sippschaft ist da versammelt. Die handeln nicht. Sie protestieren nur. Und sie werden immer zu spät kommen ... Diese Leute werden Deutschlands Aufstieg nicht aufhalten.»

Eine Zeitlang, so fährt der Bericht Rauschnings fort, ging [Hitler](#) schweigend auf und ab. Er schien sich bewusst, dass er sich erstmals seit dem 30. Januar in eine Zone des Risikos begeben hatte, die er nun durchmessen musste, und dass sein Kraftakt das Land unversehens in die Isolierung treiben könne. Ohne aufzusehen, so hat sein Besucher übermittelt, habe [Hitler](#) den Entschluss in einer Art Selbstgespräch gerechtfertigt und dabei einen bemerkenswerten Blick in die Struktur seiner Entscheidungsgründe gewährt:

«Ich habe das tun müssen. Eine grosse, allgemein verständliche befreiende Handlung war notwendig. Ich musste das deutsche Volk aus diesem ganzen zähen Netz von Abhängigkeiten, Phrasen und falschen Ideen herausreissen und uns die Handlungsfreiheit wiedergeben. Mir geht es hier nicht um Tagespolitik. Mögen die Schwierigkeiten für den Augenblick grösser geworden sein. Das wird aufgewogen durch das Vertrauen, das ich im deutschen Volk damit gewinne. Niemand hätte es verstanden, wenn wir weiter debattierend

damit fortgefahren hätten, was die Weimarer Parteien zehn Jahre lang betrieben haben ... (Das Volk) will sehen, dass etwas geschieht, dass nicht derselbe Schwindel weitergetrieben wird. Nicht das, was der grübelnde Intellekt für zweckmässig hält, war notwendig, sondern eine mitreissende Tat, die ... den entschlossenen Willen zu einem neuen Beginn dokumentiert. Ob das klug gehandelt ist oder nicht, jedenfalls versteht das Volk nur solche Akte, aber nicht das unfruchtbare Feilschen und Verhandeln, aus dem nie etwas herauskommen wird. Das Volk hat es satt, an der Nase herumgeführt zu werden.»<sup>114</sup>

Wie treffend diese Überlegung war, zeigte sich bald darauf. Denn bezeichnenderweise verknüpfte **Hitler** den Austritt aus dem Völkerbund sogleich mit einem weiteren Schritt, der weit über den ursprünglichen Anlass hinausging: Er unterwarf seinen Entschluss dem ersten, unter gewaltigem Propagandaaufwand inszenierten Einheitsplebiszit und verband damit die Neuwahl des am 5. März gewählten, teilweise noch vom Weimarer Parteienbild anachronistisch bestimmten Reichstags.

Der Ausgang der Abstimmung konnte nicht zweifelhaft sein. Jahrelang gehegte Gefühle der Zurücksetzung, des tiefsitzenden Grolls über die zahllosen Querelen, mit deren Hilfe Deutschland diskriminiert und im Status des Besiegten gehalten worden war, brachen sich jetzt Bahn, und selbst kritische Zeitgenossen, die bald zum aktiven Widerstand übergingen, haben die selbstbewusste Geste **Hitlers** gefeiert: geeint in dem Bedürfnis, wie der britische Botschafter nach London berichtete, sich am Völkerbund für dessen vielfaches Versagen zu rächen. Da **Hitler** die Abstimmung über die Genfer Streitfrage durch eine allgemein formulierte Frage mit seiner Politik im Ganzen verquickt hatte, gab es keine Wahl, dem Austrittsentschluss zuzustimmen, die Politik im Innern jedoch zu verurteilen. Infolgedessen war die Abstimmung einer der wirkungsvollsten Schachzüge im Prozess der inneren Machtbefestigung.

**Hitler** selber eröffnete die Kampagne am 24. Oktober mit einer grossen Rede im Berliner Sportpalast, die Abstimmung wurde auf den 12. November, einen Tag nach dem 15. Jahrestag des Waffenstillstands von 1918, anberaumt. Endlich wieder eine plebiszitäre Herausforderung vor Augen, steigerte **Hitler** sich in einen tranceartigen Paroxysmus: «Ich für meine Person erkläre», so rief er den

Massen zu, «dass ich jederzeit lieber sterben würde, als dass ich etwas unterschriebe, was für das deutsche Volk meiner heiligsten Überzeugung nach nicht erträglich ist»; auch bat er die Nation, «wenn ich mich jemals hier irren würde oder wenn das Volk einmal glauben sollte, meine Handlungen nicht decken zu können ... (mich) hinrichten (zu) lassen: Ich werde ruhig standhalten!» Wie immer, wenn er sich missachtet oder getreten fühlen durfte, schwelgte er demagogisch in dem Unrecht, das ihm geschehen war. Vor den Arbeitern der Siemens-Schuckert-Werke rief er, in Stiefeln, Uniformhose und dunklem Zivilrock auf einem riesigen Montagegerät stehend: «Wir sind gern bereit, an jedem internationalen Vertrag mitzuwirken. Aber dieses nur als Gleichberechtigte. Ich habe mich niemals als Privatmann in eine vornehme Gesellschaft eingedrängt, die mich nicht haben wollte oder die mich nicht als gleichwertig ansah. Ich benötige sie ja nicht, und das deutsche Volk hat genau so viel Charakter. Wir sind nicht irgendwo als Schuhputzer, als Minderwertige beteiligt. Nein, entweder gleiches Recht, oder die Welt sieht uns auf keiner Konferenz mehr.»

Wieder wurde, wie in früheren Jahren, ein wilder «Plakatkrieg» entfesselt: «Wir wollen Ehre und Gleichberechtigung!» In Berlin, München und Frankfurt wurden Kriegskrüppel in Rollstühlen aufgeboden, die mit Schildern mahnten: «Die Toten Deutschlands fordern Deine Stimme!» Häufige Verwendung fanden bezeichnerweise auch Zitate des britischen Kriegspremiers Lloyd George: «Das Recht steht auf Deutschlands Seite!» und «Wie lange würde England eine solche Demütigung dulden?»<sup>115</sup> Eine Welle von Riesenaufmärschen, Protestfeiern und Massenappellen rollte wiederum über das Land. In einem Heldengedenken wurde die Nation wenige Tage vor der Wahl durch ein zwei Minuten dauerndes, totales Schweigen erfasst und eingestimmt. Schlicht versicherte **Hitler**, das Leben in Deutschland habe nicht deshalb einen so militärischen Zuschnitt, um gegen Frankreich zu demonstrieren, «sondern um jene politische Willensbildung zu zeigen und zu dokumentieren, die zur Niederwerfung des Kommunismus notwendig war ... Wenn die übrige Welt sich in unzerstörbaren Festungen verschanzt, ungeheure Fluggeschwader baut, Riesentanks konstruiert, enorme Geschütze giesst, kann sie nicht von einer Bedrohung

reden, weil deutsche Nationalsozialisten gänzlich waffenlos in Viererkolonnen marschieren und damit der deutschen Volksgemeinschaft sichtbaren Ausdruck und wirksamen Schutz verleihen ... Die Sicherheit Deutschlands ist kein geringeres Recht als die Sicherheit anderer Nationen.»<sup>116</sup> Alle Ressentiments eines Volkes, das sich lange deklassiert gefühlt hatte, aber auch das gestiegene Mass der Einschüchterung kamen in dem abgegebenen Abstimmungsergebnis zum Ausdruck: Fünfundneunzig Prozent der abgegebenen Stimmen billigten die Entscheidung der Regierung, und wenn dieses Resultat auch manipuliert und durch einen terroristischen Wahlzwang erzielt worden war, brachte es doch die Stimmungstendenz der Öffentlichkeit annähernd zum Ausdruck. In der gleichzeitigen Wahl zum Reichstag gaben von fünfundvierzig Millionen Wahlberechtigten über neununddreissig Millionen den nationalsozialistischen Einheitskandidaten ihre Stimme. Als «das Wunder der deutschen Volkswendung» wurde der Tag überschwänglich gefeiert,<sup>117</sup> während der britische Botschafter, Sir Eric Phipps, seiner Regierung berichtete: «Eines ist sicher, Herrn [Hitlers](#) Stellung ist unangreifbar. Sogar in Kreisen, die den Nationalsozialismus gar nicht billigen, und er hat sein Ansehen entschieden vermehrt durch die Wahl oder vielmehr durch die Reden, die er im Wahlkampf gehalten hat ... In allen früheren Wahlfeldzügen war er natürlich ein Kämpfer für seine Partei und schmähte seine Feinde. Im jetzigen ... sahen (die Deutschen) einen neuen Kanzler, den Mann von Blut und Eisen, und er klang keineswegs wie das Ungetüm zwölf Monate vorher, als er ein Nazi war und die Marxisten züchtigte.»

Die Taktik der überfallartigen Aktionsfolge, die sich während der Machteroberung im Innern so erfolgreich erwiesen hatte, wandte [Hitler](#) jetzt auch nach aussen an. Noch war die Bestürzung über den Bruch mit Genf nicht vorüber und die Irritation über seinen anmassenden Versuch noch spürbar, das demokratische Prinzip der Volksabstimmung gegen die Demokratien selber zu kehren, als er schon wieder die Initiative ergriff, um auf einer neuen, günstigeren Ebene mit den soeben Brüskierten ins Gespräch zu kommen. In einem Memorandum wies er Mitte Dezember den Gedanken an eine Abrüstung zwar zurück, erklärte sich aber immerhin zu einer



allgemeinen Rüstungsbeschränkung auf defensive Waffen bereit, sofern Deutschland das Recht erhalte, eine Wehrpflichtigen-Armee von dreihunderttausend Mann aufzustellen. Es war das erste jener ungemein sicher placierten Angebote, die seinen aussenpolitischen Erfolgen jahrelang, bis hin zum Kriegsausbruch, vorgearbeitet haben: für die Engländer als Verhandlungsbasis gerade noch akzeptabel, waren sie für die Franzosen immer wieder auf berechnete Weise unannehmbar; und während beide sich in mühsamen, vom französischen Misstrauen quälend in die Länge gezogenen Diskussionen über das Mass ihrer Konzessionsbereitschaft zu verständigen suchten, konnte Hitler den Streit der Kontrahenten und den vereinbarungslosen Zustand nutzen, um seine Absichten ungestört voranzutreiben.

Wiederum rund einen Monat später, am 26. Januar 1934, wartete Hitler mit einer neuen, die Szenerie abrupt verändernden Aktion auf; Er schloss einen zehnjährigen Nichtangriffspakt mit Polen. Um den Verblüffungseffekt dieser Kurswendung zu begreifen, muss man sich die traditionell gespannten, von vielfältigen Ressentiments offenbar hoffnungslos gestörten Beziehungen zwischen beiden Ländern vergegenwärtigen. Von den moralischen Verdikten abgesehen, war kaum eine Bestimmung des Versailler Vertrages in Deutschland mit so grosser Erbitterung hingenommen worden wie die Gebietsverluste an den neuen polnischen Staat, die Schaffung des Korridors, der Ostpreussen vom übrigen Reich trennte, oder die Errichtung des Freistaats Danzig: Motive fortwährenden Zanks zwischen beiden Völkern und Herde ständiger Bedrohung; und wenig hatte auch so kränkend gewirkt wie die Grenzübergriffe und Rechtsverletzungen Polens in den frühen Jahren der Weimarer Republik, weil das Reich dadurch nicht nur mit seiner Ohnmacht konfrontiert, sondern auch das alte deutsche Herrenbewusstsein gegenüber den slawischen Vasallenvölkern verletzt worden war. Jedermann vermutete daher, dass Hitlers Revisionismus sich zuerst gegen Polen wenden werde, das als Bündnispartner Frankreichs überdies den Einkreisungskomplex der Deutschen nährte. Die Weimarer Aussenpolitik, Gustav Stresemann eingeschlossen, hat sich denn auch immer wieder hartnäckig jedem Ansinnen widersetzt, den polnischen Besitzstand zu garantieren.

Über diese Gefühle, die vor allem die traditionell russlandfreundlichen diplomatischen, militärischen und auch altpreuussischen Kreise beherrschten, setzte **Hitler** sich jetzt ohne lange Bedenken hinweg. Ebenso entschlossen zeigte sich auf der Gegenseite Marschall Pilsudski, der angesichts der halbherzigen und nervösen Politik Frankreichs das gesamte Bündniskonzept Polens umwarf und bezeichnenderweise nicht zuletzt seine Hoffnung darauf richtete, dass **Hitler** als Süddeutscher, Katholik und «Habsburger» weit ausserhalb jener politischen Traditionen stand, die Polen fürchtete. Das populäre Fehlurteil vom Gefühlspolitiker **Hitler**, der die Puppe seiner Launen und Manien war, wird selten schlagender als an diesem Beispiel widerlegt. Gewiss teilte er den nationalen Affekt gegen Polen, doch seine Politik blieb davon unberührt. Obwohl im Konzept der grossen Ostexpansion die Rolle des östlichen Nachbarlandes eigentümlich offen geblieben war, kann man doch davon ausgehen, dass in den auf ganze Kontinente gerichteten Visionen **Hitlers** kein Platz für einen unabhängigen polnischen Kleinstaat war: Noch im April 1933 hatte **Hitler** François-Poncet zu verstehen gegeben, niemand könne Deutschland den gegenwärtigen Zustand an der Ostgrenze zumuten, und etwa um die gleiche Zeit hatte Aussenminister V. Neurath eine Verständigung mit Polen «weder möglich noch erwünscht» genannt, «damit das Interesse der Welt an einer Revision der deutsch-polnischen Grenze nicht einschläft». Doch solange Polen selbständig, militärisch stark und durch Bündnisse gesichert war, ging **Hitler** von der Situation, die er nicht, zu ändern vermochte, aus und versuchte, sie emotionslos zu seinem Vorteil zu wenden. «Deutsche und Polen», so erklärte er in seinem Rechenschaftsbericht vom 30. Januar 1934 vor dem Reichstag, «werden sich mit der Tatsache ihrer Existenz gegenseitig abfinden müssen. Es ist daher zweckmässiger, einen Zustand, den tausend Jahre vorher nicht zu beseitigen vermochten und nach uns genauso wenig beseitigen werden, so zu gestalten, dass aus ihm für beide Nationen ein möglichst hoher Nutzen gezogen werden kann.»<sup>118</sup>

Der Nutzen, den **Hitler** aus dem Vertrag zog, war tatsächlich ungemain. Zwar war und blieb der Pakt in Deutschland selber wenig populär; doch der Welt gegenüber konnte **Hitler** ihn immer wieder als überzeugenden Beweis für seinen Verständigungswillen

selbst mit notorischen Gegnern anführen, und in der Tat meinte Sir Eric Phipps in einem neuerlichen Bericht nach London, der deutsche Kanzler habe den Beweis erbracht, dass er ein Staatsmann sei, indem er ein gewisses Mass seiner Popularität der ausserpolitischen Vernunft geopfert habe.<sup>119</sup> Zugleich war es Hitler gelungen, das System des Völkerbundes zu diskreditieren, dem es in all den zurückliegenden Jahren nicht geglückt war, das gefährliche und spannungsreiche deutsch-polnische Nachbarschaftsproblem zu lösen, so dass, wie Hitler überzeugungsvoll klagte, die «Gereiztheit allmählich ... den Charakter einer beiderseitigen politischen Erbbelastung» anzunehmen schien. Scheinbar mühelos, im Verlauf weniger zweiseitiger Unterredungen, hatte er jetzt das Problem aus der Welt geschafft.

Schliesslich aber bewies der Vertrag auch die Brüchigkeit der Barrieren, die um Deutschland herum errichtet waren. «Mit Polen fällt eine der stärksten Säulen des Versailler Friedens», hatte General V. Seeckt einst eine der ausserpolitischen Maximen der Weimarer Republik formuliert und dabei offenbar an eine Beseitigung des Nachbarlandes durch militärische Aktion gedacht;<sup>120</sup> Hitler demonstrierte jetzt, dass mit phantasievollen politischen Mitteln weit grössere Wirkungen zu erzielen waren. Denn das Bündnis befreite Deutschland nicht nur aus der polnisch-französischen Zweifrontendrohung, sondern brach auch, für immer irreparabel, ein ansehnliches Stück aus dem System kollektiver Friedenssicherung heraus. Das Experiment von Genf war im Grunde jetzt schon gescheitert, im ersten Anlauf hatte Hitler es zerstört und vor allem Frankreich, an dessen Macht und Unnachgiebigkeit die Weimarer Aussenpolitik sich wundgestossen hatte, in die Rolle des Störenfrieds manövriert. Von nun an konnte er jene Politik der zweiseitigen Verhandlungen, Bündnisse und Intrigen aufnehmen, die für seine ausserpolitische Strategie unabdingbar war; denn seine Erfolgchance gründete darauf, dass er keiner geschlossenen Front, sondern nur isolierten Gegnern konfrontiert war. Das Spiel, das er auf der innenpolitischen Bühne so virtuos inszeniert und zum Erfolg geführt hatte, begann von Neuem. Schon drängten die Mitspieler heran. Der erste war, im Februar 1934 bereits, der britische Lordsiegelbewahrer Anthony Eden.

Die Verblüffung, die **Hitler** selber im persönlichen Auftreten erweckte, zählte zu seinen erfolgreichsten Verhandlungseffekten. Er hatte sein Amt ohne irgendwelche Erfahrungen in den Regierungsgeschäften übernommen, war nicht Abgeordneter gewesen, kannte weder diplomatische Gepflogenheiten noch amtlichen Stil und wusste offenbar nichts von der Welt. Wie einstmals Hugenberg, Schleicher, Papen und ein unabsehbares Gefolge glaubten daher nun auch Eden, Simon, François-Poncet oder Mussolini, einem launischen, bornierten, gestiefelten Parteiboss mit freilich einigem demagogischen Talent zu begegnen. Der Mann, der sich in seiner äusseren Unscheinbarkeit durch Schnurrbart, Haartolle und Uniform offenbar ein Profil zurechtborgen musste und im bürgerlichen Anzug eher wie eine Imitation des Mannes wirkte, der er zu sein vorgab, war einige Zeit lang der Vorzugsgegenstand europäischer Spöttereien, in denen er als eine Art «Gandhi in preussischen Stiefeln» oder schwachsinniger Charlie Chaplin auf viel zu hohem Kanzlerthron figurierte: jedenfalls «im höchsten Grade exotisch», wie ein britischer Beobachter ironisch schrieb; einer dieser «verrückten Mullas’, (die) in ihrem schrulligen Privatleben Nichtraucher, Antialkoholiker, Vegetarier, Nichtreiter und dem Jagdsport gram» sind.<sup>121</sup>

Umso grösser war die Überraschung, die **Hitler** bei Verhandlungspartnern und Besuchern dann hervorrief. Jahrelang hat er sie durch ein berechnet staatsmännisches Verhalten, das ihm leichtfiel, immer wieder überrumpelt und damit einen oft entscheidenden psychologischen Verhandlungsvorsprung erzielt. Eden war erstaunt über **Hitlers** «smarte, beinahe elegante Erscheinung» und wunderte sich, ihn «beherrscht und freundlich» zu finden, allen Einwänden gegenüber habe er sich aufgeschlossen gezeigt und sei keineswegs die melodramatische Charge gewesen, die man ihm geschildert habe: **Hitler** wusste, worüber er sprach, meinte er im Rückblick, und sein grenzenloses Erstaunen klingt noch in der Bemerkung nach, der deutsche Kanzler habe den Gegenstand der Unterredung vollauf beherrscht und kein einziges Mal, selbst in Detailfragen nicht, seine Fachleute zu Rate ziehen müssen. Sir John Simon wiederum äusserte bei späterer Gelegenheit zu v. Neurath, **Hitler** sei im Gespräch «ausgezeichnet und sehr überzeugend» ge-

wesen, er habe sich ein völlig falsches Bild von ihm gemacht. Auch verblüffte Hitler durch Schlagfertigkeit. Auf die hintergründige Anspielung des britischen Aussenministers, die Engländer sähen es gern, wenn man Verträge einhielte, zeigte er sich ironisch überrascht und meinte dann: «Das war nicht immer der Fall. 1813 verboten die Verträge eine deutsche Armee. Ich erinnere mich aber nicht, dass Wellington in Waterloo zu Blücher gesagt habe: 'Ihre Armee ist illegal, verlassen Sie bitte das Schlachtfeld!' Als er im Juni 1934 in Venedig mit Mussolini zusammentraf, wusste er, einem diplomatischen Augenzeugen zufolge, in seinem Auftreten «Würde mit Freundlichkeit und Offenheit» zu verbinden und einen «starken Eindruck» unter den zunächst skeptisch gestimmten Italienern zu hinterlassen; Arnold Toynbee wiederum wurde durch einen Exkurs über Deutschlands Wächterrolle im Osten überrascht, der sich, seinem Bericht zufolge, durch ungewöhnliche Logik und Klarheit auszeichnete: Durchweg zeigte Hitler sich geistesgegenwärtig, präpariert, nicht selten liebenswürdig und wusste sich auch, wie beispielsweise François-Poncet nach einer Zusammenkunft notierte, den Anschein «vollster Aufrichtigkeit» zu geben.<sup>122</sup>

Die grosse Zahl auswärtiger Besucher wirkte beträchtlich auf das Prestige Hitlers zurück. Den Deutschen gleich, die ihn einst wie eine Zirkusnummer aufgesucht und bestaunt hatten, drängten sie in wachsenden Scharen herbei und erweiterten die Aura von Grösse und Bewunderung, die ihn umgab. Nur zu begierig lauschten sie seinen Worten über die Sehnsucht des Volkes nach Ordnung und Arbeit, über seinen Friedenswillen, den er gern mit dem Hinweis auf seine persönlichen Erfahrungen als Frontsoldat verband, und zeigten Verständnis für sein empfindliches Ehrgefühl. Schon in jener Zeit begann es, nicht zuletzt in Deutschland selbst, üblich zu werden, zwischen dem fanatischen Parteipolitiker von einst und dem verantwortungsvollen Realisten der Gegenwart zu unterscheiden; und erstmals wieder seit den Tagen des Kaisers hatte eine Mehrheit das Gefühl, sie könne sich ohne ein Empfinden des Mitleids, der Sorge oder gar der Scham mit dem eigenen Staat identifizieren.

Stärker denn je zuvor wurde mit diesen Erfolgen die Figur des

Führers und Retters zum Ausbeutungsmotiv einer lautstarken, von metaphysischen Tönen durchsetzten Propaganda. In der Vormittagsveranstaltung vom 1. Mai hatte Goebbels seine Einführungsrede so lange ausgedehnt, bis die mit den Wolken kämpfende Sonne durchzubrechen begann und Hitler im gleissenden Licht vor die Massen trat: Solche wohlbedachte Symbolik gab dem Führerbild erst die Weihe eines übernatürlichen Prinzips. Bis in die kleinsten Zellen gruppierten sich um den Typus alle sozialen Verhältnisse: Der Rektor galt als «Führer der Universität», der Unternehmer als «Betriebsführer», und daneben eine riesige Zahl von Parteiführern: 1935 knapp dreihunderttausend, 1937 schon über siebenhunderttausend, im Krieg schliesslich, alle Nebengliederungen und Unterorganisationen eingerechnet, fast zwei Millionen. In Hitler fanden alle diese unübersehbaren Führer-Gefolgschafts-Beziehungen, in die jedermann eingeordnet war, ihre pseudo-religiös überhöhte Vollendung, ein exaltierter thüringischer Kirchenrat versicherte sogar: «Christus ist zu uns gekommen durch Adolf Hitler.»<sup>123</sup> Person und Schicksal des grossen, einsamen, erwählten Mannes, der die Not wendete oder auf sich nahm, wurde der Gegenstand zahlreicher Führergedichte, Führerfilme, Führerbilder oder Führerdramen. In Richard Euringers Thingspiel «Deutsche Passion», das im Sommer 1933 mit grossem Erfolg aufgeführt und als Modell nationalsozialistischer Dramatik gefeiert wurde, trat er als wiederauferstandener Unbekannter Soldat, eine Dornenkrone aus Stacheldraht auf dem Haupt, in eine Welt von Schiebern, Aktionären, Intellektuellen und Proleten, den Repräsentanten des «Novemberstaats», weil ihn, wie es im permanenten Durchblick auf christliche Motive heisst, «des Volkes erbarmte». Als die wütende Menge ihn geisseln und ans Kreuz schlagen will, weist er sie durch eine Wundertat zurück und führt die Nation «zu Gewehr und Gewerk», versöhnt die Lebenden mit den Toten des Krieges in der Volksgemeinschaft des Dritten Reiches, ehe aus seinen Wunden «ein Glanz bricht» und er mit den Worten in den Himmel auffährt: «Es ist vollbracht!» Die Regieanweisung der Schlusszene lautet: «Orgelton aus den Himmeln. Fernweh. Sakral. Rhythmisch und harmonisch vermählt dem irdischen Marschlied.»<sup>124</sup> Solchen literarischen Bescherungen nahe verwandt, entfaltete sich eine rei-

che Kitschkultur, die von der Stunde und ihren Konjunkturen zu profitieren hoffte: Mopdosen wurden unter der Bezeichnung «Der gute Adolf» feilgeboten, Sparbüchsen hatten die Form von SA-Mützen, **Hitler**bilder erschienen auf Krawatten, Handtüchern, Taschenspiegeln und das Hakenkreuz auf Aschenbechern oder Bierseideln. Warnend wurde von nationalsozialistischer Seite darauf hingewiesen, dass das Bild des Führers durch «eine geschäftstüchtige Schar von 'Kunstbeflissenen' benutzt und profaniert» würde.<sup>125</sup>

Der überschwengliche Tribut ist auf **Hitler** selber, solchen Einwänden zum Trotz, offenbar nicht ohne Wirkung geblieben. Zwar betrachtete er den Taumel, der kunstvoll um ihn herum entfaltet wurde, nicht zuletzt als Mittel psychologischer Taktik: «Die Masse brauche ein Idol», erklärte er. Doch traten, zunehmend deutlicher, auch die hybriden Züge des «Führerpapstes» wieder hervor, die zu Beginn der Machtergreifung in den Hintergrund gerückt waren. Bereits am 25. Februar 1934 hatte Rudolf Hess vom Königsplatz in München aus unter Kanonengedröhn annähernd eine Million Politischer Leiter, Führer der **Hitler**jugend und des Arbeitsdienstes über den Rundfunk die Schwurformel sprechen lassen: «Adolf **Hitler** ist Deutschland, und Deutschland ist Adolf **Hitler**. Wer für **Hitler** schwört, schwört für Deutschland.»<sup>126</sup> Von einer zelotischen Umgebung bestärkt, fühlte er sich mehr und mehr in diese Gleichsetzung ein, die unterdessen von einer breiten staatsrechtlichen Literatur theoretisch fundiert wurde: «Es ist das Neue und Entscheidende der Führerverfassung, dass sie die demokratische Unterscheidung zwischen Regierenden und Regierten in einer Einheit überwindet, zu der Führer und Gefolgschaft verschmolzen sind.» Alle Interessen und gesellschaftlichen Antagonismen waren in ihm aufgehoben, der Führer besass die Gewalt, zu binden und zu lösen, er kannte den Weg, die Mission, das Gesetz der Geschichte.<sup>127</sup> Ganz im Sinne dieser Vorstellung rechnete **Hitler** in seinen Reden zusehends in Jahrhunderten und deutete gelegentlich schon jetzt seinen besonderen Rapport zur Vorsehung an; und wie er die Programmerwartungen zahlreicher Alter Kämpfer desavouiert hatte, so zwang er beispielsweise seine Danziger Gefolgschaft, die abrupte Schwenkung in der Polenpolitik ebenso abrupt,

in instrumentaler Disziplin und ohne Rücksicht auf lokale Interessen, mitzuvollziehen. «Alles in Deutschland beginnt ja bei diesem Manne und endet bei ihm», schrieb sein Adjutant Wilhelm Brückner.<sup>128</sup>

Je sicherer und unangefochtener sich **Hitler** im Besitz der Macht fühlte, desto offenkundiger kamen die alten bohèmehaften Züge zum Vorschein, die Apathien und Stimmungsumschläge. Noch hielt er sich an die Dienstzeiten, betrat pünktlich um zehn Uhr morgens sein Arbeitszimmer und verwies abendliche Besucher nicht ohne Befriedigung auf die bearbeiteten Aktenberge. Doch hatte er seit je das disziplinierende Gewicht regelmässiger Arbeit gehasst «eine einzige geniale Idee», so pflegte er zu versichern, sei «wertvoller als ein ganzes Leben gewissenhafter Büroarbeit»<sup>129</sup>. Kaum war daher der Reiz des Kanzlergeschäfts verflogen, die beflügelnde Erregung, die vom historischen Dekor, von Schreibtisch und Amtsutensil Bismarcks ausging, zurückgegangen, als er auch dies hinzuwerfen begann: nicht anders als einst in Jugendjahren das Klavierspiel, die Schule, die Malerei und wie eigentlich früher oder später alles, am Ende selbst das politische Spiel – nur seine von Angst und Ehrgeiz gleichermassen bestimmten Fixierungen nicht.

Bezeichnenderweise gewann sein Auftreten bald etwas vom Schwabinger Kondottiere-Stil der zwanziger Jahre zurück. Immer eine bunte Karawanserei aus Halbkünstlern, Schlägern und Adjutanten hinter sich herziehend, begann er schon jetzt jene Reiseunrast zu entwickeln, die ihn wie auf der Flucht zwischen Reichskanzlei, Braunem Haus, Obersalzberg, Bayreuth, Aufmarschplätzen und Versammlungshallen zeigte, aber wohl auch gedacht war, das Gefühl seiner Allgegenwart zu verbreiten. Am 26. Juli 1933 beispielsweise hielt er in München eine Ansprache vor einer Delegation von 470 italienischen Jungfaschisten, nahm um 14 Uhr an der Beerdigung des Admirals v. Schroeder in Berlin teil und war um 17 Uhr bereits im Festspielhaus von Bayreuth. Am 29. Juli, immer noch in Bayreuth, war er Ehrengast auf einem Empfang von Winifred Wagner und legte am folgenden Tag am Grabe des Komponisten einen Kranz nieder. Am Nachmittag sprach er auf dem Deutschen Turnfest in Stuttgart, begab sich anschliessend nach Berlin, dann zu einer Tagung mit den Reichs- und Gauleitern auf



den Obersalzberg und nahm am 12. August an einer Richard-Wagner-Feier in Neuschwanstein teil, wo er sich im Verlauf seiner Rede als Vollender der Absichten Ludwigs II. bezeichnete. Von hier fuhr er für eine Woche auf den Obersalzberg zurück, reiste am 18. August zur Vorbereitung des bestehenden Reichsparteitages nach Nürnberg und einen Tag später zu einer SA- und SS-Führerbesprechung nach Bad Godesberg. Nach übereinstimmendem Zeugnis machten sich schon jetzt, als das Erfolgsbewusstsein sich einstellte, in seinem Tageslauf die sprunghaft wechselnden Wünsche oder Interessen früherer Jahre bemerkbar, oft liess er sich lange und entschlosslos treiben, um plötzlich, vor allem in Machtfragen, eine explosive Energie zu entfalten. Vor den zahlreichen lästigen Routinepflichten seines Amtes wich er alsbald, ohne jede Verheimlichungsbemühung, zu Opernbesuch oder Kinovergnügen aus, er las in jenen Monaten noch einmal alle annähernd siebzig Bände Karl Mays, von denen er später, auf dem Höhepunkt des Krieges, sagte, sie hätten ihm die Augen für die Welt geöffnet, und es war dieser ungewöhnliche Stil offener Müssiggängerei, der Oswald Spengler zu der sarkastischen Bemerkung veranlasste, das Dritte Reich sei «die Organisation der Arbeitslosen durch die Arbeitsscheuen»<sup>130</sup>. Rosenberg beispielsweise zeigte sich denn auch verstimmt, als Hitler eine Eisrevue einer von ihm veranstalteten Kundgebung vorzog. Schon in früheren Jahren hatte Gottfried Feder Hitler einen Offizier an die Seite geben wollen, der für Ordnung und Programm im Tageslauf sorgen sollte, doch Goebbels versicherte jetzt in dem für ihn bezeichnenden Formuliergebaren: «Was wir uns ... ständig bemühen zur Geltung zu bringen, das ist bei ihm in weltweiten Dimensionen zum System geworden. Seine Schaffensweise ist die des echten Künstlers, gleichgültig, auf welchem Gebiet er wirken mag.»<sup>131</sup>

Rückblickend betrachtet, hatte Hitler im ersten Jahr seiner Kanzlerschaft erstaunlich viel erreicht: Er hatte die Weimarer Republik beseitigt, die entscheidenden Schritte zum Aufbau eines auf ihn persönlich bezogenen Führerstaates verwirklicht, die Nation zentralisiert, politisch gleichgeschaltet und ansatzweise dahin gebracht, jene Waffe zu werden, als die er sie, wie durchweg alles, be-

trachtete; er hatte einen wirtschaftlichen Umschwung eingeleitet, sich von den Fesseln des Völkerbundes befreit und den Respekt des Auslands erworben. Innerhalb kurzer Zeit war eine vielgestaltige freie Gesellschaft mit ihren zahlreichen Macht- und Einflusszentren zu «reiner, gleichmässiger, gehorsamer Asche» gebrannt: «eine Welt von Auffassungen und Einrichtungen beseitigt und eine andere an ihre Stelle gesetzt», formulierte er selber.<sup>132</sup> Aller Widerstand war in führerlosen, desorganisierten Gruppen verstreut und ohne politisches Gewicht. Zwar hatte sich, was Goebbels als «Volksumschmelzungsprozess» bezeichnete, nicht ohne Gewaltanwendung zugetragen; gleichwohl war der Anteil brachialer Mittel im Verlauf der Machtergreifung gering, Hitlers Formel von der «unblutigsten Revolution der Weltgeschichte», die bald zum rhetorischen Grundvokabular des Regimes rechnete, enthielt durchaus einen zutreffenden Kern, auch wenn die Errichtung der Konzentrationslager, die Zahl der politischen Häftlinge (nach offiziellen Angaben am 31. Juli 1933 rund 27'000) oder selbst ein Erlass wie derjenige vom 22. Juni 1933 «Zur Bekämpfung des sogenannten Miesmachertums», der die blossе Äusserung der Unzufriedenheit als «Fortsetzung der marxistischen Hetze» unter Verfolgung stellte, anschaulich machen, mit welchen Mitteln der Schmelztiegel geheizt wurde. Desgleichen kann beim Blick auf das «Wunder» der Volksgemeinschaft nicht übersehen werden, dass an die Stelle der Parteien der Vergangenheit lediglich ein Parteienwesen eigener Art getreten war und nur ein Austausch der rivalisierenden Gruppen stattgefunden hatte: Funktionäre eines totalitären Interesses, Bandenhauptleute mit ihrem Anhang, Parteisatrapen rangen um Einfluss und ersetzten den demokratischen Machtkampf durch einen im Verborgenen geführten Dschungelkrieg ohne alle Spielregeln und abseits der öffentlichen Kontrolle. Tatsächlich konnten die Uniformierung und alle Propaganda nie den illusionistischen, fiktiven Charakter der Volksgemeinschaft vergessen machen: Sie war eine beeindruckende Fassade, hat aber die gesellschaftlichen Konflikte nicht beseitigt, sondern meist nur verdeckt. Eine Episode aus den ersten Tagen des Regimes verdeutlicht die aus Zwang und Täuschung gefertigte Versöhnung der Nation mit sich selbst auf ebenso groteske wie bildhafte Weise: Auf Hitlers Befehl wurde der

übelbeleumundete Führer des sogenannten «SA-Mordsturms 33», Hans (der «Rote Hahn») Maikowski, der in der Nacht vom 30. Januar 1933 während der Rückkehr vom historischen Fackelzug ermordet worden war, zusammen mit dem in der gleichen Nacht ermordeten Polizeibeamten Zauritz durch ein Staatsbegräbnis geehrt. Im Namen der Volksgemeinschaft wurden der Polizist, der ein Katholik und ein Linker, sowie der Sturmführer, der ein Gesetzesbrecher und Freidenker war, ohne lange Umstände im Lutherischen Dom gegen den Protest der Kirchenleitung aufgebahrt, während ausgerechnet der ehemalige Kronprinz als das noch fehlende Element dieser Zwangsversöhnung an den Särgen Kränze niederlegte.<sup>133</sup>

Allen Abstrichen zum Trotz aber war auch die zweite Phase der Machtergreifung rascher und reibungsloser verlaufen, als zu erwarten gewesen war. In jenem legalistischen Verwirrspiel, das immer wieder bereits vollzogene Massnahmen sanktionierte und gleichzeitig neue Schritte vorbereitete, wurden nun auch in der Organisation des Staates und der Partei die fälligen Schritte zum Führerstaat vollzogen. Längst amtierten in den Ländern die Reichsstatthalter als Parteivögte, setzten Minister ab, ernannten Beamte, nahmen an Kabinettsitzungen teil und übten ihre nach unten nahezu unbeschränkte Kompetenz, als die Hoheit der Länder durch Gesetz auf das Reich übergang und der Reichsrat aufgelöst wurde. Auch die Justizhoheit der Länder zog das Reich an sich. Ein neues Organisationsschema der Partei teilte das Land in zwei- unddreissig Gaue, die Gaue in Kreise, Ortsgruppen, Zellen und Blöcke. Zwar verkündete ein Gesetz vom 1. Dezember 1933 die Einheit von Partei und Staat, doch tatsächlich wirkte **Hitler** eher auf deren Trennung hin. Nicht ohne taktischen Hintergedanken liess er die Reichsleitung der NSDAP in München und zeigte überhaupt deutlich seine Absicht, die Partei von der Einwirkung auf die Regierungsgeschäfte fernzuhalten: Auch die Ernennung des schwächlichen, ergebenen, hausmachtlosen Rudolf Hess zum «Stellvertreter des Führers» sollte in die gleiche Richtung wirken, und jedenfalls besass die NSDAP keinen politischen Primat gegenüber dem Staat; zur Einheit kam es vielmehr nur in der Person **Hitlers**, der weiterhin an den vielfach aufgeteilten Zuständigkeiten

festhielt und der Partei nur vereinzelt erlaubte, staatliche Funktionen zu erobern und ihren totalitären Anspruch durchzusetzen.

Nahezu alle machtvollen Institutionen waren überwältigt. Hindenburg zählte nicht mehr, er war, wie sein Freund und Gutsnachbar V. Oldenburg-Januschau bündig bemerkte, der Reichspräsident, den man «eigentlich schon nicht mehr hatte»<sup>134</sup> und bezeichnenderweise wurde das Führungskorps der Partei in der Massenvereidigung vom 25. Februar auf [Hitler](#) verpflichtet, nicht, wie es das Gesetz der Einheit von Partei und Staat verlangt hätte, auf den Präsidenten. Zwar figurierte der alte Mann in manchen Konzepten noch als Hoffnung für Recht und Tradition, doch hatte er sich inzwischen nicht nur [Hitler](#) ergeben, sondern auch von ihm korrumpieren lassen, und seine Bereitschaft, den nationalsozialistischen Machteroberungskurs mit seiner moralischen Autorität abzustützen, stand jedenfalls in bemerkenswertem Gegensatz zu der mürbischen Reserve, mit der er die Republik ihrem Schicksal überlassen hatte. Am Jahrestag der Schlacht von Tannenberg nahm er die dem Gut Neudeck benachbarte Domäne Langenau sowie den entschuldeten Preussenwald von den neuen Machthabern als Geschenk entgegen und honorierte diese Generosität mit einer in der deutschen Militärgeschichte durchaus ungewöhnlichen Geste: er verlieh dem Hauptmann a. D. Hermann Göring «in Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste im Kriege und Frieden» den Charakter eines Generals der Infanterie.

Als einzige Institution, die der Gleichschaltung entgangen war, verblieb die Reichswehr. Eben darauf richtete sich, zusehends ungeduldiger, der revolutionäre Ehrgeiz der SA. «Der graue Fels muss in der braunen Flut untergehen», pflegte Ernst Röhm zu bemerken,<sup>135</sup> und seine Befürchtung, [Hitler](#) könnte die Revolution aus Gründen der Taktik und Opportunität aufgeben, war das entscheidende Motiv des nun heraufziehenden Konflikts. Von [Hitler](#) her gesehen, bildeten Reichswehr und SA die einzigen noch unabhängigen, in ihrem Selbstbewusstsein ungebrochenen Machtfaktoren. Wie er den einen der beiden durch den anderen, und den anderen durch den einen zerbrach, dabei aber gleichzeitig das Existenzproblem eines jeden revolutionären Führers löste: nämlich der Revolution gerade die treuesten Kinder zum Frässe vorzuwerfen, nicht

ohne freilich den Akt des Verrats als historisches Verdienst erscheinen zu lassen – das offenbarte erneut seine taktische Virtuosität.

Während er, wie stets in den Entscheidungssituationen seines Lebens, noch zögerte und dem Drängen der Kontrahenten entgegenhielt: «Wir müssen die Sache ausreifen lassen», kamen vom Frühjahr 1934 an Kräfte ins Spiel, die auf auseinanderliegenden Wegen die Entwicklung beschleunigten. Am 30. Juni 1934 liefen die zahlreichen Interessen und Antriebe zusammen und trafen sich vor den Gewehrläufen der Exekutionskommandos.

### 3. KAPITEL

## Die Affäre Röhm

«Après la révolution il se pose toujours la question  
des révolutionnaires.»

*Mussolini zu Mosley*

«Keiner wacht mehr über seiner Revolution als  
der Führer.»

*Rudolf Hess am 25. Juni 1934*

Die von Hitler entwickelte Taktik der legalen Revolution sicherte der Machtergreifung zwar einen relativ gewaltlosen, unblutigen Verlauf und erlaubte es, den tiefen Riss zu vermeiden, den jede Nation aus revolutionären Zeiten davonträgt. Sie schloss jedoch den Nachteil ein, dass die alten Führungsschichten die Revolution durch Anpassung unterlaufen und das neue Regime, zumindest theoretisch, immer wieder in Frage stellen konnten; überrannt und zeitweilig mitgerissen, waren sie doch keineswegs beseitigt und aktionsunfähig gemacht. Gleichzeitig musste Hitlers Taktik die militanten Vorhuten der SA, die der Bewegung den Weg in die Macht freiekämpft hatten, um die Früchte ihres Zorns betrügen. Höhnisch und nicht ohne Erbitterung beobachteten die braunen Prätorianer, wie die «Reaktion»; die Kapitalisten, Generale, Junker, konservativen Politiker und anderes «feiges Spiesservolk» auf den Siegesfeiern der Nationalen Revolution die Ehrentribünen erstiegen und die schwarzen Fräcke beflissen neben die braunen Uniformen rückten. Die wahllose Proselytenmacherei beraubte die Revolution ihres Gegners.

Die Verdrossenheit des altmodischen, ehrlichen Draufgängers Röhm mit dem Verlauf der Machtergreifung spiegelte sich schon

frühzeitig in wiederholten öffentlichen Wortmeldungen. Bereits im Mai 1933 hatte er es für angezeigt gehalten, die SA in einer Verfügung vor all den falschen Freunden und falschen Feiern zu warnen und seine Sturmabteilungen an die unerledigten Ziele zu erinnern: «Der Feste sind genug gefeiert. Ich wünsche, dass nunmehr SA und SS sich sichtbar von der Dauerfolge der Feste absetzen ... Ihre Aufgabe, die nationalsozialistische Revolution zu vollenden und das nationalsozialistische Reich zu schaffen, liegt noch vor ihr.»<sup>136</sup> Während Hitler, arglistiger und verschlagener als der tåpische Röhm, in der Revolution einen pseudolegalen Aushöhungsprozess sah, der die Mittel der Demagogie, der Zermürbung oder Übertöpelung in den Vordergrund rückte und sich die Gewalt nur hilfsweise zur Einschüchterung verfügbar hielt, verband Röhm damit schon begrifflich eine insurrektionelle Phase mit Schlachtenblitz, Pulverdampf und Sturmangriff auf die Zwingburgen der alten Måchte, ehe in einer «Nacht der langen Messer», wenn die Revolution blutig kulminierte, zusammen mit ihren verhassten Repräsentanten auch die überlebte Welt zusammenbrach und die neue Ordnung triumphierte. Nichts davon jedoch hatte sich ereignet, und Röhm war tief enttäuscht.

Nach einer kurzen Periode der Unsicherheit versuchte er denn auch, die Sturmabteilungen aus dem grossen nationalen Einschmelzungsprozess herauszuhalten. Er betonte die Gegensätze nach allen Seiten und feierte das Sonderbewusstsein der SA: «Sie allein wird den Sieg des reinen unverfålschlichen Nationalismus und Sozialismus gewinnen und erhalten.»<sup>137</sup> Seine Führer warnte er, im neuen Staat Posten und Ehrenstellen zu übernehmen. Während seine Rivalen Göring, Goebbels, Himmler, Ley und die zahlreichen Gefolgsleute des dritten Glieds durch den Gewinn staatlicher Machtpositionen ihren Einfluss ausweiteten, versuchte er, den entgegengesetzten Weg zu gehen: durch konsequenten Ausbau seiner Verbände, die schon bald auf dreieinhalb bis vier Millionen Mann anwachsen, den SA-Staat vorzubereiten, der eines Tages der bestehenden Ordnung revolutionär übergestülpt werden sollte.

Naturgemäss brachen unter diesen Umständen die alten Gegensätze zur Politischen Organisation wieder auf: das Ressentiment militanter Revolutionäre gegen die dickhälsigen Mittelstandsego-

isten der PO, die ihnen, keuchend in ihren knappsitzenden Amtswalteruniformen, im Kleinkampf um Pfründen und Positionen meist eindeutig überlegen waren. Der Unmut wuchs noch, seit [Hitler](#) mit wachsendem Nachdruck die Beendigung der revolutionären Umtriebe verlangte. Schon im Juni 1933 hatte der Abbau der zahlreichen wilden Schutzhaftlager der SA begonnen, desgleichen wurden bald danach die ersten Hilfspolizei-Verbände verabschiedet. Ohne Erfolg verwiesen die Gefolgsleute Röhm auf die Opfer, die sie gebracht, die Kämpfe, die sie bestanden hatten, und fühlten sich übergangen: als die vergessenen Revolutionäre der versäumten Revolution. Den immer häufiger werdenden Erklärungen, dass die Machtergreifung beendet und die Aufgabe der SA erfüllt sei, trat Röhm schon im Juni 1933 schroff entgegen. Wer heute revolutionäre Beruhigung fordere, verrate die Revolution, erklärte er, die Arbeiter, Bauern und Soldaten, die unter seinen Sturmflaggen marschierten, würden ihre Aufgabe ohne Rücksicht auf die gleichgeschalteten «Spiesser und Nörgler» vollenden: «Ob es ihnen passt oder nicht – wir werden unseren Kampf weiterführen. Wenn sie endlich begreifen, um was es geht: mit ihnen! Wenn sie nicht wollen: ohne sie! Und wenn es sein muss: gegen sie!»<sup>138</sup>

Dies war auch die Bedeutung des Schlagworts von der «Zweiten Revolution», das seither in den Unterkünften und Sturmlokalen der SA die Runde machte: Sie sollte der in tausend elenden Halbheiten und Kompromissen steckengebliebenen oder gar verratenen Machtergreifung vom Frühjahr 1933 aufhelfen und zur totalen Revolution, der Inbesitznahme des gesamten Staates führen. Die Losung ist häufig als Beweis für die Existenz eines, wenn auch nur umrisshaften, gesellschaftlichen Neuentwurfs innerhalb der braunen Verbände herangezogen worden. Doch aus dem Nebel der Phrasen vom «heiligen sozialistischen Wollen zum Ganzen» hob sich nie ein definierbares Konzept, und niemand wusste zu beschreiben, wie der SA-Staat denn beschaffen sein sollte. Über einen derben, unreflektierten Krieger-Kommunismus, der bei Röhm selber und seiner engeren Umgebung noch durch das soziale Cliquenbewusstsein der Homosexuellen gegen die feindselige Umwelt verschärft worden ist, hat dieser Sozialismus nie hinausgereicht, und der SA-Staat war, auf eine Formel gebracht, im Grunde nichts an-



deres als der Staat, der das tatsächlich verzweifelte soziale Problem zahlreicher erwerbsloser SA-Männer lösen sollte. Daneben ging es auch um die betrogene Unruhe eines politischen Abenteuerertums, das in der nationalsozialistischen Bewegungsideologie seinen Nihilismus politisch maskiert hatte und nicht begreifen wollte, warum es nun, nach dem endlich errungenen Sieg, von Abenteuer, Kampf und Unruhe Abschied nehmen sollte.

Gerade die Ziellosigkeit des revolutionären Affekts der SA hat indessen verbreitete Besorgnisse in der Öffentlichkeit geweckt. Niemand wusste, gegen wen Röhm die gewaltige Macht kehren werde, die er durch eine hektische Folge von Paraden, Inspektionen und pompösen Kundgebungen in ganz Deutschland drohend in Erinnerung brachte. Demonstrativ ging er daran, die alten militärischen Tendenzen innerhalb der SA wiederzubeleben, suchte aber auch Verbindungen sowie Geldgeber in der Industrie, schuf sich in der SA-Feldpolizei eine eigene Exekutive und machte sich zugleich an den Aufbau einer eigenen SA-Gerichtsbarkeit, die zwar schärfste Strafen für unzulässige Misshandlungen, für Raub, Diebstahl oder Plünderung von Seiten der SA dekretierte, aber auch anordnete, dass «als Sühne für den Mord an einem SA-Mann durch den zuständigen SA-Führer bis zu zwölf Angehörige der feindlichen Organisation, von der der Mord vorbereitet wurde, gerichtet werden dürfen»<sup>139</sup>; zugleich suchte Röhm in der Verwaltung der Länder, im akademischen und publizistischen Bereich Fuss zu fassen und den Sonderanspruch der SA nach allen Seiten kenntlich zu machen. Sein Unmut entlud sich in zahlreichen kritischen Urteilen über den Antisemitismus, die Aussenpolitik, die Beseitigung der Gewerkschaften oder die Unterdrückung der Meinungsfreiheit. Verbittert wandte er sich gegen Goebbels, Göring, Himmler und Hess und provozierte überdies mit seinen Plänen, die zahlenmässig weit kleinere Reichswehr durch sein braunes Massenheer aufzusaugen und eine nationalsozialistische Miliz zu schaffen, die Feindschaft der eifersüchtig auf ihre Traditionen und Privilegien bedachten Generalität. Tief gekränkt von **Hitlers** vielfachen taktischen Rücksichtnahmen liess er unter Freunden seinem Ärger freien Lauf:

«Adolf ist gemein, schimpfte er. Er verrät uns alle. Er geht nur noch mit Reaktionen um. Seine alten Genossen sind ihm zu schlecht. Da holt er sich diese ostpreussischen Generäle heran. Das sind jetzt seine Vertrauten ... Was ich will, weiss Adolf genau. Ich habe es ihm oft genug gesagt. Kein zweiter Aufguss der alten kaiserlichen Armee. Sind wir eine Revolution oder nicht?... Da muss etwas Neues her, versteht Ihr mich? Eine neue Disziplin. Ein neues Organisationsprinzip. Die Generäle sind alte Schuster. Denen kommt keine neue Idee ...

Aber der Adolf ist und bleibt ein Zivilmensch, ein 'Künstler', ein Spinner. Lasst's mir mei Ruah, denkt er. Am liebsten tät er heute schon in den Bergen sitzen und den lieben Gott spielen. Und unsereins muss brachliegen, wo es einen in allen Fingern juckt... Hier gibt es nur einmal die Gelegenheit zu was Neuem, Grossem, womit wir, weiss der Himmel, die Welt aus den Angeln heben können. Aber der Hitler tut mich verträsten. Er will den Dingen seinen Lauf lassen. Hernach erhofft er sich ein Himmelswunder. Das ist der echte Adolf. Er will die fertige Armee erben. Er will sie von den 'Fachmännern' zurechtschustern lassen. Wenn ich das Wort höre, gehe ich hoch. Hernach will er sie nationalsozialistisch machen, sagt er. Aber erst überantwortet er sie den preussischen Generälen. Wo da nachher revolutionärer Geist herkommen soll! Es bleiben alte Böcke, Kerls, die den neuen Krieg sicher nicht gewinnen. Macht mir nichts vor, alle miteinander. Hier lasst Ihr das ganze Herz- und Mittelstück unserer Bewegung verkommen.»<sup>140</sup>

Wenn nicht alles täuscht, hat Hitler nie ernsthaft daran gedacht, den Vorstellungen Röhm's zu folgen. In der alten Streitfrage über die Aufgaben der SA hielt er auch nach der Machtergreifung daran fest, dass den braunen Verbänden eine politische, nicht eine militärische Funktion zukomme und sie einen riesigen «Stosstrupp Hitler» bildeten, nicht dagegen die Kader einer Revolutionsarmee. Gleichwohl hat er sich nach aussen zunächst unentschieden gezeigt und offenbar gehofft, die Ambitionen Röhm's mit den Ansprüchen der Reichswehr auf einer mittleren Linie verbinden zu können. Zweifellos empfand auch er eine tiefe, durch die Erfahrungen des Jahres 1923 bestärkte Aversion gegen die arroganten, steifen, monkeltragenden «alten Schuster», und Himmler hörte ihn einmal im Blick auf die Generale sagen: «Sie werden noch einmal auf mich schiessen!»<sup>141</sup> Doch ihre Rückendeckung war für den erfolgreichen Abschluss der Machtergreifung unentbehrlich. Alle Ressentiments konnten nicht die grosse Lektion des Novemberputsches vergessen machen, nie wieder mit der bewaffneten Macht in offenen Konflikt zu geraten, und seine damalige Niederlage führte er in eben dem

Masse auf die Gegnerschaft der Armee zurück wie später den Erfolg des Jahres 1933 auf die Unterstützung oder doch die geneigte Neutralität der Reichswehrführung. Ihr fachmännischer Sachverstand erschien ihm überdies unerlässlich für die schon im Frühsommer 1933 eingeleitete Wiederaufrüstung, von der wiederum der zeitgerechte Beginn seiner Expansionspläne abhing. Darüber hinaus verfügte nur eine regelrechte Armee über die Offensivkraft, die seinen Absichten entsprach, während eine Miliz, wie sie Röhm vorschwebte, im strengen Sinne ein Instrument der Verteidigung war.

Hinzu kam, dass die ersten Erfahrungen im persönlichen Umgang mit den Spitzen der Reichswehr **Hitlers** Misstrauen offensichtlich zurückgedrängt hatten. Sowohl im Minister v. Blomberg als auch im neuen Chef des Ministeramts, dem Generalmajor V. Reichenau, fand er Partner, die aus freilich unterschiedlichen Motiven seinem Kurs fast bedingungslos folgten: der eine aus der Wurzellosigkeit eines Temperaments, das der zielbewussten Überredungskunst **Hitlers** nicht viel mehr als eine schwärmerische Unstetigkeit entgegenzusetzen hatte und sich bezeichnenderweise nacheinander demokratischen Überzeugungen, der Anthroposophie, der Idee eines preussischen Sozialismus, sodann, nach einer Russlandreise, «fast dem Kommunismus» und schliesslich mehr und mehr autoritären Vorstellungen überlassen hatte, ehe es nun mit ganzem Überschwang dem neuen Idol **Hitler** verfiel: Ihm seien, so hat Blomberg später rückblickend versichert, im Jahre 1933 über Nacht Dinge in den Schoss gefallen, die er niemals mehr erwartet habe: Glauben, Verehrung für einen Mann und völlige Anhänglichkeit an eine Idee. Eine freundliche Bemerkung **Hitlers** konnte ihm, einer zeitgenössischen Quelle zufolge, Tränen in die Augen treiben, und gelegentlich meinte er sogar, ein herzlicher Händedruck des Führers habe ihn mitunter von Erkältungskrankheiten kuriert;<sup>142</sup> der andere dagegen, Reichenau, ein nüchterner, machiavellistisch denkender Mann, der sich seine ehrgeizigen Aspirationen nicht von Affekten verwirren liess und im Nationalsozialismus keine Sache der Überzeugung und der Schwärmerei erblickte, sondern die Ideologie einer Massenbewegung, deren revolutionären Elan er sowohl für seine persönliche Karriere als auch für die Machtstellung der Armee einzuspannen und im gegebenen

Augenblick zu bändigen gedachte. Ebenso kühl wie intelligent, entscheidungsfreudig, dabei nicht ohne eine Spur von Leichtsinn, verkörperte er nahezu vollendet den Typus des modernen, technisch geschulten und sozial unvoreingenommenen Offiziers, der freilich seine Vorurteilslosigkeit auf moralische Kategorien ausgedehnt hatte. Auf einer Befehlshaberbesprechung im Februar 1933 erklärte er, die morschen Verhältnisse im Staat seien nur durch Terror zu beseitigen, die Wehrmacht habe sich, «Gewehr bei Fuss», herauszuhalten. Die Parole entsprach so sehr den taktischen Erwartungen **Hitlers**, dass dieser sich fragen mochte, warum er das Loyalitätsangebot der militärischen Fachleute zugunsten des störrischen Röhms zurückweisen sollte, und im engeren Kreis spottete er denn auch über diese «doch recht krummknochigen SA-Männer», die sich einbildeten, «Material einer militärischen Elite» zu sein.<sup>143</sup>

Entgegen seiner sonstigen Neigung, die Gegner durch Doppelspiel zu täuschen, gegeneinander zu treiben und an sich selber zu zerrütten, liess **Hitler** in diesem Fall nach aussen hin nur kurze Zeit Zweifel über seine Absichten zu. Zwar heizte er immer wieder den militanten Aktivismus der SA an und rief ihr beispielsweise zu: «Euer ganzes Leben wird nichts anderes als Kampf sein. Aus dem Kampf seid ihr gekommen, hofft nicht heut oder morgen auf Frieden.»<sup>144</sup> Auch die Berufung Röhms am 1. Dezember ins Kabinett oder das überaus herzliche Dankschreiben an den Stabschef zum Jahreswechsel wurde innerhalb der SA vielfach im Sinne der ehrgeizigen eigenen Ambitionen verstanden; dessen ungeachtet versicherte **Hitler** jedoch der Reichswehr wiederholt, sie sei und bleibe der einzige Waffenträger der Nation, und schon die um die Jahreswende getroffene Entscheidung, die allgemeine Wehrpflicht im Rahmen der Reichswehr wiedereinzuführen, zerschlug alle weitreichenden Milizpläne Röhms. Doch in dem Glauben, **Hitler** treibe nur, wie immer, Taktik und stimme im Verborgenen nach wie vor mit ihm überein, vermutete Röhms seine Widersacher allenfalls unter dessen Ratgebern. Gewohnt, alle Schwierigkeiten im direkten Zugriff zu überwinden, reagierte er mit lärmenden Ausfällen und demonstrativen Darlegungen seiner Forderungen. Er nannte **Hitler** einen «Schwächling», der sich in den Händen von «dummen

und gefährlichen Subjekten» befinde, doch werde er, Röhm, ihn «aus diesen Fesseln befreien»<sup>145</sup>. Und während die SA mit der Aufstellung bewaffneter Stabswachen begann, liess er dem Reichswehrministerium eine Denkschrift zugehen, die den Bereich der Landesverteidigung zur «Domäne der SA» erklärte und der Armee lediglich die militärische Ausbildung überliess. Unentwegt redend und polternd, stellte er so allmählich selber die Szene zurecht, auf der sich sein Schicksal entscheiden sollte. Schon Anfang Januar, wenige Tage, nachdem er dem Stabschef und Duzfreund in warmen Worten für seine Verdienste gedankt hatte, beauftragte **Hitler** den Leiter des Geheimen Staatspolizeiamtes, Rudolf Diels, sowohl über «Herrn Röhm und seine Freundschaften» als auch über das terroristische Treiben der SA belastende Unterlagen zu sammeln: «Das ist das Wichtigste, was Sie je getan haben», beschied er Diels.<sup>146</sup>

Inzwischen war auch die Reichswehr nicht untätig geblieben. Röhm's Denkschrift hatte deutlich gemacht, dass alle Einigungsbemühungen gescheitert waren und nunmehr **Hitler** die Entscheidung treffen musste. In einem Akt demonstrativen Entgegenkommens verfügte Blomberg Anfang Februar die Übernahme des «Arierparagraphen» für die Wehrmacht und erhob das sogenannte Hoheitszeichen der NSDAP, das Hakenkreuz, zum offiziellen Wehrmachtssymbol. Der Chef der Heeresleitung, General V. Fritsch, begründete den Entschluss mit dem Bemerkten, man wolle «dem Kanzler damit die nötige Stosskraft der SA gegenüber» geben.<sup>147</sup>

In der Tat sah **Hitler** sich nunmehr zu einer unzweideutigen Stellungnahme gedrängt. Am 2. Februar hielt er vor den in Berlin versammelten Gauleitern eine Ansprache, die seine derzeitigen Besorgnisse widerspiegelte, darüber hinaus jedoch den Charakter einer bemerkenswerten Grundsatzklärung besass. In dem Protokoll heisst es:

«Der Führer betonte es seien Narren, die da behaupten, die Revolution sei nicht beendet... und fuhr fort, wir hätten in der Bewegung Menschen, die unter Revolution nichts anderes verstünden als einen dauernden Zustand des Chaos ...

Als akute Hauptaufgabe bezeichnete der Führer die Auslese der Menschen, die einerseits fähig (sind), andererseits in blindem Gehorsam die Massnahmen der Regierung durchsetzen. Die Partei müsse als Orden die notwendige Stabilität für die ganze deutsche Zukunft bringen ... Der erste Führer ist vom Schicksal auserwählt; der zweite muss von vornherein eine getreue, verschworene Gemeinschaft hinter sich haben. Keiner darf gewählt werden, der eine Hausmacht besitzt!

Im Übrigen: Führer kann immer nur einer sein ... Eine solche Organisation mit dieser inneren Härte und Stärke wird ewig dauern; nichts kann sie stürzen. Die Gemeinschaft innerhalb der Bewegung muss unerhört verschworen sein. Wir dürfen keinen Kampf untereinander führen; niemals darf sich eine Differenz zeigen gegenüber Aussenstehenden! Das Volk kann uns nicht blindgläubig vertrauen, wenn wir selbst dieses Vertrauen zerstören. Selbst die Folgen von Fehlentscheidungen müssen durch unbedingtes Zusammenhalten ausgeglichen werden. Niemals darf die eine Autorität gegen die andere ausgespielt werden ...

Daher auch keine überflüssigen Diskussionen! Probleme, über welche die einzelnen Führungsstellen noch nicht im Klaren sind, dürfen in der Öffentlichkeit keinesfalls diskutiert werden; denn sonst würde man dadurch der Masse des Volkes die Entscheidung zuschieben. Das war der Wahnwitz der Demokratie, aber dadurch verpasst man den Wert jeder Führung ...

Im Übrigen dürfen wir jeweils immer nur einen Kampf führen. Ein Kampf nach dem anderen; eigentlich müsste es nicht heissen: 'Viel Feind' viel Ehr', sondern 'Viele Feinde, viel Dummheit'. Ausserdem kann das Volk nicht zwölf Kämpfe gleichzeitig führen und begreifen. Demgemäss müssen wir das Volk immer nur mit einem Gedanken erfüllen, es auf einen Gedanken konzentrieren. Gerade für aussenpolitische Fragen ist es notwendig, das ganze Volk hypnotisch hinter sich zu haben, die ganze Nation muss geradezu mit Sportgeist, mit Spielerleidenschaft an diesem Kampf interessiert sein; dies ist notwendig. Nimmt die ganze Nation an dem Kampf teil, so verspielt auch sie. Ist sie desinteressiert, verspielt nur die Führung. In dem einen Fall entsteht eine Wut des Volkes über den Gegner, im anderen über den Führer.»<sup>148</sup>

Die praktischen Schlüsse aus diesen Äusserungen, deren programmatische Substanz bis in die Kriegsjahre gültig blieb, liessen nicht lange auf sich warten. Schon am 21. Februar vertraute Hitler seinem Besucher Anthony Eden an, er werde die SA um zwei Drittel verringern und sicherstellen, dass die verbleibenden Verbände weder Waffen noch militärische Ausbildung erhielten. Acht Tage später rief er dann die Befehlshaber der Reichswehr sowie die Führer der SA und SS mit Röhm und Himmler an der Spitze ins Ministerium in der Bendlerstrasse. In einer Rede, die von den Offizieren

beifällig entgegengenommen, doch unter den SA-Führern mit Entsetzen quittiert wurde, entwarf er die Grundzüge eines Abkommens zwischen Reichswehr und SA, das die Zuständigkeit der braunen Sturmabteilungen auf einige militärische Randfunktionen beschränkte und ihnen im Übrigen die politische Erziehungsarbeit der Nation als hauptsächlichen Auftrag zuwies. Er beschwor dabei die SA-Führung, ihm in so ernster Zeit keine Widerstände entgegenzusetzen, und meinte drohend, er werde jeden zerschlagen, der ihm in den Arm falle.

Röhm jedoch überhörte diese Warnungen. Zwar bewahrte er zunächst Haltung und lud die Anwesenden sogar zu einem «Versöhnungsfrühstück». Kaum aber hatten sich die Generale verabschiedet, liess er seinem Missmut freien Lauf. Dem Vernehmen nach nannte er Hitler einen «ignoranten Gefreiten» und äusserte unverblümt, er «denke nicht daran, das Abkommen einzuhalten. Hitler sei treulos und müsse mindestens auf Urlaub»<sup>149</sup>. Und wie es die dramatische Kolportage verlangte, zu der das Geschehen sich nun entwickelte, fehlte auch die Figur des Verräters nicht; der SA-Obergruppenführer Lutze suchte Hitler auf dem Obersalzberg auf und informierte ihn in einer mehrstündigen Unterredung über die Ausfälle und düsteren Prahlereien Röhm's.

Doch waren, was Röhm leitete, nicht nur der Trotz und die Überheblichkeit eines Mannes, der selbstbewusst von sich erklärte, er verfüge immerhin über die Macht von dreissig Divisionen;<sup>150</sup> vielmehr begriff er nur zu genau, dass Hitler ihn vor eine unannehmbare Alternative stellte. Die Aufforderung, entweder die Nation zu erziehen oder das Feld zu räumen, war bereits die Kaltstellung, wenn auch in die sprachliche Form einer Wahl gekleidet; denn niemand konnte im Ernst annehmen, dass jene SA-Männer, die Hitler «krummknochig» genannt hatte, für seine pädagogische Utopie des arischen Herrenmenschen eine geeignete Unterweisungsinstanz seien. Überzeugt von der Aussichtslosigkeit seiner Lage, scheint Röhm Anfang März Hitler aufgesucht und ihm eine «kleine Lösung» unterbreitet zu haben: die Übernahme einiger tausend SA-Führer in die Reichswehr, durch die er zumindest die dringendsten sozialen Verpflichtungen gegenüber seinem Anhang zu erfüllen hoffte. Doch angesichts der Gefahr, dass die SA die

Reichswehr unterwandern könnte, widersetzten sich Hindenburg sowie die Reichswehrführung, und Röhm sah sich, von einer aufgebrachten, zusehends ungeduldiger gestimmten Gefolgschaft ebenso wie von seinem eigenen Geltungsdrang getrieben, wieder auf den Weg der Revolte verwiesen.

Tatsächlich machten vom Frühjahr 1934 an erneut die Parolen der Zweiten Revolution die Runde, doch wenn auch von Putsch und Aufruhr die Rede war, gibt es doch keinen Hinweis auf einen konkreten Aktionsplan. Wie es der Art dieser wilden, kraftmeiernenden Kumpanei entsprach, hat sie sich vielmehr mit blutrünstigen Redensarten zufriedengegeben, während Röhm selber sogar unter Anfällen von Resignation litt, gelegentlich die Rückkehr nach Bolivien erwog und dem französischen Botschafter bei einem Zusammentreffen erklärte, er sei krank.<sup>151</sup> Gleichwohl war er bestrebt, den immer dichter sich schliessenden Ring der Isolierung zu durchbrechen und Kontakte zu Schleicher und wohl auch zu anderen oppositionellen Kreisen herzustellen. Er organisierte eine neue, gewaltige Aufmarschwelle und war überhaupt bestrebt, durch pausenlose Triumphparaden die ungebrochene Kraft der SA zu demonstrieren. Gleichzeitig verschaffte er sich, teilweise durch Ankäufe im Ausland, grössere Waffenmengen und liess das militärische Ausbildungsprogramm seiner Einheiten verstärken.<sup>152</sup> Gewiss ist nicht auszuschliessen, dass er damit tatsächlich nur die enttäuscht und gereizt herumlungernenden SA-Männer beschäftigen wollte; aber unverkennbar mussten diese Aktivitäten auf [Hitler](#) und die Reichswehrführung als Herausforderung wirken und den aufrührerischen Schwadronaden einen besorgniserregenden Hintergrund geben.

Es scheint denn auch, als habe [Hitler](#) spätestens zu diesem Zeitpunkt die Bemühungen eingestellt, Röhm auf gütlichem Wege zum Einlenken zu bringen, und stattdessen die gewaltsame Lösung angesteuert. Am 17. April, bei einem Frühjahrskonzert der SS im Berliner Sportpalast, zeigte er sich zum letztenmal mit ihm in der Öffentlichkeit. In Erweiterung des an Diels ergangenen Auftrags wies er jetzt, seiner eigenen späteren Behauptung zufolge, einzelne Parteidienststellen an, den Gerüchten über eine Zweite Revolution nachzugehen und ihre Quellen ausfindig zu machen.



Es liegt nahe, den gleichzeitig einsetzenden Aufbau des Sicherheitsdienstes (SD) damit in Verbindung zu bringen, desgleichen die Übernahme der preussischen Gestapo durch Heinrich Himmler; und es gehört offenbar auch in diesen Zusammenhang, dass den Bemühungen der Justizbehörden bei der Verfolgung von SA-Verbrechen nun erstmals einiger Erfolg beschieden war. Der Kommandant des Konzentrationslagers Dachau, Theodor Eicke, erhielt, dem Vernehmen nach, ebenfalls im April den Auftrag, eine «Reichsliste» mit Namen «unerwünschter Personen» anzufertigen.<sup>153</sup>

Es war eine richtiggehende Treibjagd, die damit in einer vor Gerüchten und Intrigen nervös durchsetzten Atmosphäre begann und Röhm keinen Zweifel liess, dass von nahezu allen Seiten konsequent auf seinen Sturz hingearbeitet wurde. Zu ihren Hauptakteuren gehörten die Funktionäre der PO sowie vor allem Göring und Hess, die allesamt dem Stabschef der SA die gewaltige Hausmacht und die damit verbundene Stellung des zweiten Mannes missgönnten; zu ihnen stiessen bald auch Goebbels, der seinem radikalen Naturell entsprechend zunächst zu Röhm gehalten hatte, sowie Heinrich Himmler, der in der SS noch eine Untergliederung der SA befehligte und vom Sturz Röhm zu profitieren hoffte. Vorsichtig aus dem Hintergrund operierend, trat daneben aber auch immer spürbarer die Reichswehrführung in Erscheinung, die mit geschickt lancierten Informationen über Röhm sowie durch partielle Preisgabe der eigenen Unabhängigkeit Hitler auf ihre Seite zu ziehen hoffte. Schon im Februar 1934 wurde eine der traditionellen Säulen des Offizierskorps, das Prinzip der sozialen Geschlossenheit, aus freien Stücken aufgegeben und Anweisung erteilt, dass künftig nicht mehr die «Herkunft aus der alten Offizierskaste», sondern das «Verständnis für den neuen Staat» als das entscheidende Qualifikationsmerkmal der militärischen Karriere zu gelten habe.<sup>154</sup> Kurz darauf führte die Reichswehr die politische Schulung für die Truppe ein, während Blomberg zum Geburtstag Hitlers, am 20. April, einen überschwenglichen Grussartikel veröffentlichte und zugleich die Münchener Kaserne des Traditionsregiments List in «Adolf-Hitler-Kaserne» umbenannte. Seine und vor allem Reichenaus Absicht ging dahin, den Gegensatz zwischen

**Hitler** und Röhm allmählich bis zur offenen Auseinandersetzung zu schüren, aus der sie selber als lachender Sieger hervorzugehen gedachten; ihr halber Scharfsinn liess sie hoffen, **Hitler** werde nicht erkennen, dass er sich mit der Entmachtung Röhrs selber entmachtete und der Reichswehr auslieferte.

Die steigende Spannung teilte sich zusehends auch dem öffentlichen Bewusstsein mit. Eine schwirrende Unruhe erfüllte das Land und verband sich mit einem eigenartigen Gefühl der Lähmung und Niedergeschlagenheit. Für die Dauer eines Jahres war es **Hitler** gelungen, die Bevölkerung durch ein Feuerwerk der Reden, Appelle, Handstreichs und Theatereinfälle in Atem zu halten – nun schienen Publikum wie Regisseur gleichermaßen erschöpft. Die Besinnungspause bot der Nation eine erste Gelegenheit, sich ihres wirklichen Zustands zu vergewissern. Vom Propagandadruck noch nicht völlig überwältigt und korrumpiert, registrierte sie Zwang und Reglementierung, die Verfolgung wehrlos gemachter Minderheiten, Konzentrationslager, Konflikte mit den Kirchen, das Gespenst einer durch bedenkenlose Ausgabenwirtschaft heranziehenden Inflation, den Terror und die Drohungen der SA sowie schliesslich das wachsende Misstrauen in aller Welt, und diese Wahrnehmungen bewirkten einen Stimmungsumschlag, dem auch der von Goebbels lärmend inszenierte «Feldzug gegen Miesmacher und Kritikaster» nicht beizukommen vermochte. Es war keine massive Missstimmung, die im Frühjahr 1934 heraufzog, und sicherlich erwachte kein breiter Abwehrwille; aber unverkennbar machte sich ein Gefühl von Skepsis, Beklemmung, Argwohn breit und bei alledem eine unabweisbare Ahnung von faulem Zauber.

Die um sich greifende Ernüchterung legte es nahe, den Blick noch einmal auf die konservativen Arrangeure vom weit entschwundenen Januar 1933 zu richten, und tatsächlich schienen sie, wiewohl ausgeschaltet und zu rollenlosen Chargen herabgeduckt, die Aufforderung zu spüren, die von der Situation an sie erging. Allzu lange hatten Papen und seine Gesinnungsfreunde im stummen Kniefall vor **Hitler** verharrt und den Träumen von einst nachgehungen, den Teufel in der Rolle Beelzebubs zu betrügen. Als Hin-

denburg Anfang Juni zum Urlaub nach Neudeck reiste, äusserte er dem Vizekanzler gegenüber pessimistisch: «Es geht schlecht, Papen. Versuchen Sie es in Ordnung zu bringen.»<sup>155</sup> Da der Präsident selber jedoch infolge seines unverkennbar voranschreitenden Kräfteverfalls als Akteur wirksamer Gegenzüge wegfiel, erwogen die enttäuschten Konservativen mit steigendem Interesse die Idee einer monarchistischen Restauration. Zwar hatte Hitler den Gedanken, zuletzt in seiner Reichstagsrede vom 30. Januar 1934, unmissverständlich zurückgewiesen, doch zeigte Hindenburg sich jetzt, auf Drängen Papens, immerhin bereit, seinem Testament einen Passus anzufügen, der die Wiedereinführung der Monarchie empfahl. Im Übrigen hegten deren Befürworter die Hoffnung, Hitler werde sich unter dem Druck der Verhältnisse über kurz oder lang noch zu manchem unerwünschten Zugeständnis bereitfinden müssen.

Die sich häufenden Nachrichten vom herannahenden Ende Hindenburgs machten die Notwendigkeit einer raschen Entscheidung für Hitler immer drängender. Denn in seinem taktischen Konzept bildete der reibungslose Übergang des Präsidentenamtes auf ihn selber, der ihm zugleich den Oberbefehl über die Reichswehr sicherte, den abschliessenden Akt der Machtergreifung. Am 4. Juni traf er sich daher noch einmal mit Röhm, um, wie er in seiner späteren Rechtfertigungsrede darlegte, «der Bewegung und meiner SA die Schande einer solchen Auseinandersetzung zu ersparen und die Schäden ohne schwerste Kämpfe zu beseitigen». In einer rund fünf Stunden dauernden Aussprache beschwor er ihn, «von sich aus diesem Wahnsinn (einer Zweiten Revolution) entgegenzutreten». Doch erhielt er von dem ratlosen Röhm, der seiner gänzlichen Selbstaufgabe nicht zustimmen konnte und wollte, offenbar wiederum nicht mehr als die schon üblichen, inhaltsleeren Zusicherungen. Und während der laufende Propagandafeldzug gegen die herrschenden Missmutskomplexe noch verstärkt und neben der SA zusehends gegen die konservativen Positionen des alten Bürgertums, des Adels, der Kirchen und vor allem der Monarchie gerichtet wurde, begab sich Röhm, offenbar ahnungslos, in Urlaub. In einem Tagesbefehl unterrichtete er seine Gefolgsleute, dass er sich wegen eines rheumatischen Leidens zur Kur nach Bad

Wiessee begeben müsse, und schickte, um die Lage etwas zu entspannen, die Masse der Verbände für den Monat Juli in Urlaub. Das Schreiben warnte aber «die Feinde der SA» vor der falschen Hoffnung, die Sturmabteilungen würden aus dem Urlaub nicht mehr oder nur zum Teil wieder einrücken, und drohte ihnen in finsterner Vieldeutigkeit eine «gebührende Antwort» an. Den Namen **Hitlers** erwähnte der Befehl bemerkenswerterweise nicht.

Entgegen allen späteren Beteuerungen scheint **Hitler** von Röhms nicht in dem Glauben geschieden zu sein, der Stabschef und seine Mitverschworenen hätten Vorkehrungen getroffen, die Hauptstadt zu besetzen, die Regierung an sich zu reißen und im Verlauf einer «mehrtägigen Auseinandersetzung blutigster Art» auch ihn selber zu beseitigen. Denn zehn Tage später begab er sich zu seiner ersten Auslandsreise nach Venedig. Zwar zeigte er sich nervös, zerstreut und schlechtgelaunt als er im hellen Regenmantel auf den ordengeschmückten italienischen Diktator zuschritt, der ihm, wie der politische Witz in Deutschland meinte, ein «Ave Imitator!» entgegengemurmelt haben soll, und der Beginn dieser merkwürdigen, von gegenseitiger Bewunderung und wohl auch Blindheit erfüllten Beziehung, die **Hitler** bald eindeutig dominierte und seinem brutalen Freundschaftsverständnis unterwarf, hätte kaum ungünstiger verlaufen können;<sup>156</sup> aber dass er sich angesichts der angeblich unmittelbar drohenden Putschgefahr, die nur er selber mit seinem Prestige, seinem demagogischen und politischen Geschick abzuwenden vermochte, ausser Landes begab, darf als zusätzliches Indiz dafür gelten, dass er zumindest während dieser Zeit nicht an eine Erhebung Röhms glaubte.

Stattdessen handelten nun andere. In der Besorgnis, dass der offenbar bevorstehende Tod Hindenburgs die letzte Chance zunichte machen werde, das Regime auf einen massvolleren Weg zu bringen, drängten konservative Hintermänner Franz v. Papen, unverzüglich ein Zeichen zu setzen. Am Sonntag, dem 17. Juni, während **Hitler** in Gera einen Gauparteitag besuchte, hielt der Vizekanzler daraufhin in der Marburger Universität eine Rede, die der konservative Schriftsteller Edgar Jung ihm verfasst hatte. In aufsehenerregender Weise kritisierte er das Gewaltregime und den ungezügelter Radikalismus der nationalsozialistischen Revolution, wandte sich mit

Schärfe gegen den unwürdigen Byzantinismus und die nivellierende Gleichschaltungspraxis, den «widernatürlichen Totalitätsanspruch» sowie die plebejische Geringschätzung der geistigen Arbeit. Dann fuhr er fort:

«Kein Volk kann sich den ewigen Aufstand von unten leisten, wenn es vor der Geschichte bestehen will. Einmal muss die Bewegung zu Ende kommen, einmal ein festes soziales Gefüge, zusammengehalten durch eine unbeeinflussbare Rechtspflege und durch eine unbestrittene Staatsgewalt, entstehen. Mit ewiger Dynamik kann nichts gestaltet werden. Deutschland darf nicht ein Zug ins Blaue werden ...

Die Regierung ist wohl unterrichtet über das, was an Eigennutz, Charakterlosigkeit, Unwahrhaftigkeit, Unritterlichkeit und Anmassung sich unter dem Deckmantel der deutschen Revolution ausbreiten möchte. Sie täuscht sich auch nicht darüber hinweg, dass der reiche Schatz an Vertrauen, den ihr das deutsche Volk schenkte, bedroht ist. Wenn man Volksnahe und Volksverbundenheit will, so darf man die Klugheit des Volkes nicht unterschätzen, muss sein Vertrauen erwidern, es nicht unausgesetzt bevormunden wollen ... Nicht durch Aufreizung, insbesondere der Jugend, nicht durch Drohungen gegenüber hilflosen Volksteilen, sondern nur durch eine vertrauensvolle Aussprache mit dem Volke kann die Zuversicht und die Einsatzfreude gehoben werden ..., wenn nicht gleich jedes Wort der Kritik als Böswilligkeit ausgelegt wird, und wenn verzweifelnde Patrioten nicht zu Staatsfeinden gestempelt werden.»<sup>157</sup>

Die Rede erregte ungeheures Aufsehen, auch wenn ihr Wortlaut kaum bekannt wurde, da Goebbels die für den Abend vorgesehene Rundfunkübertragung kurzerhand absagte und auch jede Veröffentlichung durch die Presse verbot. Hitler selber empfand Papens Auftritt offenbar als eine persönliche Herausforderung und erging sich vor seiner Führergarde in wüsten Drohungen. Erregt wandte er sich gegen «alle die kleinen Zwerge» und drohte, sie würden «hinweggefegt von der Gewalt unserer gemeinsamen Idee ... Sie haben früher die Kraft gehabt, die Erhebung des Nationalsozialismus zu verhindern; das wachgewordene Volk aber sollen sie nimmermehr wieder in Schlaf senken ... Solange sie nörgeln, mögen sie uns gleichgültig sein. Wenn sie aber einmal versuchen sollten, auch nur im kleinsten von ihrer Kritik zu einer neuen Meineidstat zu schreiten, dann mögen sie überzeugt sein, was ihnen heute gegenübersteht, ist nicht das feige und korrupte Bürgertum des Jah-

res 1918, sondern das ist die Faust des ganzen Volkes.»<sup>158</sup> Als Papen daraufhin seinen Rücktritt verlangte, hielt **Hitler** ihn mit dem Vorschlag hin, gemeinsam Hindenburg in Neudeck zu besuchen.

Tatsächlich scheint es, als habe **Hitler** einen Augenblick lang den Überblick verloren und nicht gewusst, woran er war. Äusserungen der Unzufriedenheit des Präsidenten waren ihm zweifellos gelegentlich zugetragen worden, desgleichen kannte er die Besorgnisse der Reichswehrspitze. Nicht ohne Grund mochte er argwöhnen, der unbedachte, stets vorlaute Herr v. Papen habe in Marburg eine insgeheim angebahnte Verbindung aufgedeckt und die ganze Macht und Ungeduld der Armeeführung, des Präsidenten sowie der noch immer einflussreichen konservativen Kreise hinter sich. Am 21. Juni begab er sich daraufhin nach Neudeck und provozierte Papen erneut, indem er ihn, entgegen der zwei Tage zuvor getroffenen Verabredung, nicht zur Begleitung aufforderte. Aber die Absicht dieses Besuchs war ja gerade, die befürchtete Verbindung zwischen Hindenburg und Papen zu untergraben sowie Stimmung und Entschlussfähigkeit des Präsidenten zu prüfen, und dabei konnte er den Vizekanzler nicht brauchen. Noch bevor er den Präsidenten aufsuchte, wurde er bereits von dem in Neudeck weilenden Reichspresseschef Walther Funk über die bezeichnend militärische Reaktion des Feldmarschalls informiert: «Wenn Papen keine Disziplin halten kann, dann muss er eben die Konsequenz ziehen.»

Auch Hindenburg selber scheint **Hitler** beruhigt zu haben, doch der Vorfall im Ganzen lehrte ihn, dass keine Zeit zu verlieren war. Gleich nach der Rückkehr zog er sich daher drei Tage lang auf den Obersalzberg zurück, um die Situation zu überdenken, und wenn nicht alles täuscht, ist dort der endgültige Entschluss zum Losschlagen gefallen sowie auch bereits der Aktionstermin ins Auge gefasst worden. Am 26. Juni, wieder in Berlin, befahl **Hitler** sogleich die Verhaftung Edgar Jungs und liess sich, als Papen erneut Beschwerde führen wollte, kurzerhand verleugnen. Zu Alfred Rosenberg, der sich gerade mit ihm im Garten der Reichskanzlei befand, sagte er mit drohender Geste gegen das benachbarte Dienstgebäude des Vizekanzlers: «Ja, da kommt alles her, ich werde das ganze Büro einmal ausheben lassen.»<sup>159</sup>

Bevor und während dies alles geschah, ereigneten sich Vorfälle,

die den Grad der Spannung noch erhöhten. Schon Anfang Juni erhielten SS und SD Weisung zur verschärften Überwachung der SA und trafen Einsatzvorbereitungen. Der Dachauer SS-Kommandant Eicke veranstaltete mit einem Führerstab Planspiele über eine Aktion im Raum München, Lechfeld, Bad Wiessee. Gerüchte liefen um, die von Verbindungen Röhm's zu Schleicher und Gregor Strasser wissen wollten. Der ehemalige Reichskanzler Brüning erhielt einen Hinweis zugesteckt, dass sein Leben in Gefahr sei, und verliess heimlich Deutschland; Schleicher, dem zahlreiche gleichlautende Warnungen zugingen, entfernte sich zwar für einige Zeit aus Berlin, kehrte aber bald zurück und lehnte eine Einladung des mit ihm befreundeten Oberst Ott zu einer Besuchsreise nach Japan ab, um nicht «landesflüchtig» zu werden.<sup>160</sup> Zwischen Himmler, seinem erstmals auffällig nach vorn drängenden Gehilfen Reinhard Heydrich sowie Göring und Blomberg zirkulierte eine sogenannte Reichsliste, auf der die Namen von Personen verzeichnet standen, die zu gegebener Zeit verhaftet oder erschossen werden sollten. Heydrich und der SD-Führer Werner Best vermochten sich dabei nicht über die Person des Münchener SA-Obergruppenführers Schneidhuber zu einigen, den der eine für «anständig und treu», der andere dagegen für «genauso gefährlich» wie die übrigen hielt, während Lutze mit Hitler erörterte, ob man nur die engste Spitze oder einen grösseren Kreis von «Hauptschuldigen» liquidieren sollte, und später die Ruchlosigkeit der SS beklagte, die den ursprünglichen Kreis von sieben Opfern aus subjektiven Racheerwägungen erst auf siebzehn und schliesslich auf mehr als achtzig Personen erweitert habe.<sup>161</sup> Am 23. Juni gelangte ein angeblicher Geheimbefehl Röhm's, der die Sturmabteilungen zu den Waffen rief, unter mysteriösen Umständen auf den Schreibtisch der Abteilung Abwehr im Reichswehrministerium, doch enthüllte sich das Schriftstück schon deshalb als Fälschung, weil es die intimsten Feinde Röhm's, Himmler und Heydrich, sorglos in den Verteilerkreis mit einbezog. Ungefähr am gleichen Tage erhielt Edmund Heines, SA-Obergruppenführer von Schlesien, die Mitteilung, dass die Reichswehr Anstalten zu einer Aktion gegen die SA treffe, während beim Divisionskommandeur von Breslau, General v. Kleist, Meldungen einliefen, die wiederum «das Bild einer fieberhaften

Vorbereitung der SA» vermittelten.<sup>162</sup> fast Tag für Tag ergingen in Rundfunkansprachen oder auf öffentlichen Kundgebungen Warnungen an die Wortführer der «Zweiten Revolution» sowie an die konservative Opposition. Am 21. Juni erklärte Goebbels auf einer Sonnwendfeier im Berliner Stadion: «Dieser Sorte imponiert nur Kraft, Selbstbewusstsein und Stärke. Die sollen sie haben! ... (Sie) werden den Schritt des Jahrhunderts nicht aufhalten. Wir werden über sie hinweggehen.» Vier Tage später wandte sich Hess in einer Rundfunkansprache an die «Revolutionsspieler», die dem «grossen Strategen der Revolution», Adolf Hitler, misstrauten: «Wehe dem, der die Treue bricht! « Am 26. Juni wies Göring auf einer Versammlung in Hamburg alle Monarchiepläne zurück: «Wir Lebenden haben Adolf Hitler!», und drohte dem «reaktionären Interessensklüngel», wie er formulierte: «Sollte eines Tages das Mass übervoll sein, dann schlage ich zu! Wir haben gearbeitet, wie noch nie gearbeitet worden ist, weil hinter uns ein Volk steht, das auf uns vertraut... Wer gegen dieses Vertrauen sündigt, hat sich um seinen Kopf gebracht.» Und noch einmal Hess, prophetisch: «Ein Abtreten des Nationalsozialismus von der politischen Bühne des deutschen Volkes würde ... ein europäisches Chaos» heraufführen.<sup>163</sup>

Wie von sicherer Hand gelenkt, eilten die Ereignisse nunmehr dem Höhepunkt entgegen. Während die SA sich, insgesamt ahnungslos, auf ihren Urlaub vorbereitete, hatten Röhm und seine engste Umgebung im Hotel «Hanselbauer» in Wiessee Quartier genommen. Am 25. Juni stiess ihn der «Reichsverband der Deutschen Offiziere» aus seinen Reihen aus und gab ihn damit, vom strengen Ehrenstandpunkt des Verbandes aus, gleichsam zur Liquidierung frei. Einen Tag später unterrichtete Himmler alle SS- und SD-Oberabschnittsführer über die «bevorstehende Revolte der SA unter Röhm», an der sich, wie er sagte, weitere oppositionelle Gruppen beteiligen würden.<sup>164</sup> Wiederum einen Tag darauf ersuchte der SS-Gruppenführer Sepp Dietrich, Kommandeur der SS-Leibstandarte Adolf Hitler, den Chef der Organisationsabteilung des Heeres um zusätzliche Waffen zur Durchführung eines geheimen Führerauftrags. Um seinem Ansinnen Nachdruck zu verleihen, legte Dietrich eine angeblich von der SA angefertigte «Abschussliste» vor, auf der auch der Name des Angesprochenen



verzeichnet war. Um alle aufkommenden Zweifel zu beschwichtigen, bediente Reichenau sich ebenso wie Himmler der Täuschung, Lüge und zahlreicher furchteinflössender Fiktionen. Bald lief das Gerücht um, die SA habe gedroht, alle älteren Offiziere «umzulegen».<sup>165</sup>

Unterdessen wurde auch das breitere Führungskorps der Reichswehr über den angeblich bevorstehenden SA-Putsch unterrichtet und darauf hingewiesen, dass die SS sich auf selten der Truppe befinde und ihr daher im Bedarfsfall Waffen auszuhändigen seien. Ein Befehl Generalleutnant Becks vom 29. Juni wies alle Offiziere in der Bendlerstrasse an, die Pistolen griffbereit zu halten. Am gleichen Tag veröffentlichte der 'Völkische Beobachter' einen Artikel Blombergs, der – in Form einer vorbehaltlosen Treueerklärung – **Hitler** im Namen der Reichswehr gleichsam ermächtigte und ersuchte, gegen die SA vorzugehen.

Alles war nun bereit: die SA in Unwissenheit gehalten, die SS und der SD, mit der Reichswehr im Rücken, einsatzbereit, die Konservativen eingeschüchtert und der Präsident, krank und verdämmern, im fernen Neudeck. Ein letzter Versuch einiger Mitarbeiter Papens, zu Hindenburg vorzudringen und die Verhängung des Ausnahmezustands zu erwirken, scheiterte an der Furcht und Blödigkeit Oskar v. Hindenburgs. **Hitler** selber hatte am frühen Morgen des 28. Juni Berlin verlassen, um, wie er selber später erklärte, «ausser den Ausdruck (sic!) absoluter Ruhe zu erwecken und die Verräter nicht zu warnen»<sup>166</sup>. Wenige Stunden später nahm er in Essen als Trauzeuge an der Eheschliessung des Gauleiters Terboven teil, doch entwickelte sich nun um ihn herum eine hektische Aktivität, während er selber in mürrisches, geistesabwesendes Brüten verfiel. Am Abend rief er Röhm an und befahl, alle hohen SA-Führer für Samstag, den 30. Juni, nach Bad Wiessee zu laden, SA-Männer im Rheinland hätten ausländische Diplomaten angepöbelt, so gehe das nicht weiter. Das Telefongespräch hatte offensichtlich aber einen versöhnlichen Verlauf, sei es auch nur, weil **Hitler** sein Gegenüber in Sicherheit wiegen wollte; denn als Röhm in Wiessee zu seiner Tischrunde zurückkehrte, zeigte er sich, dem Vernehmen nach, «sehr zufriedengestellt».

Den Regisseuren im Hintergrund fehlte nun nur noch der Aufrührer, dem die umfangreichen Vorkehrungen gegolten hatten. In der Tat war die SA ruhig geblieben und zum Teil schon in Urlaub gegangen, auch die wochenlangen Ermittlungen des SD hatten kein Ergebnis zutage gefördert, das zur Rechtfertigung eines blutigen Gerichts herhalten konnte. Während **Hitler** am 29. Juni nach Bad Godesberg fuhr und Göring seinen Berliner Verbänden Alarmbereitschaft befahl, liess daher Himmler die im Konzept vorgesehene, aber bislang ausgebliebene «Meuterei» der SA selbst in die Wege leiten.<sup>167</sup> Durch handgeschriebene, anonyme Zettel informiert, erschienen plötzlich Einheiten der Münchener SA auf den Strassen, marschierten ziellos umher, und obwohl sie von ihren alsbald herbeigerufenen, verblüfften Führern sofort zum Einrücken veranlasst wurden, sah sich der Münchener Gauleiter Wagner nunmehr in der Lage, das Auftreten angeblich putschierender SA-Verbände nach Bad Godesberg zu melden. **Hitler** hatte gerade einem Grossen Zapfenstreich des Arbeitsdienstes vor der Rheinfront des Hotels Dreesen beigewohnt und beobachtet, wie auf dem gegenüberliegenden Berghang sechshundert Arbeitsmänner mit Fackeln in den Händen ein loderndes Hakenkreuz formierten, als ihn kurz nach Mitternacht die Nachricht erreichte. Gleichzeitig traf eine Meldung Himmlers ein, dass die Berliner SA für den Nachmittag des folgenden Tages die überfallartige Besetzung des Regierungsviertels geplant habe. «Unter diesen Umständen konnte es für mich nur noch einen einzigen Entschluss geben», hat **Hitler** dazu versichert: «Nur ein rücksichtsloses und blutiges Zugreifen war vielleicht noch in der Lage, die Ausbreitung der Revolte zu ersticken ...»

Denkbar ist immerhin, dass die beiden Informationen in **Hitler** tatsächlich die Befürchtung weckten, Röhm habe das Spiel durchschaut und bereite nunmehr den Gegenschlag vor. Bis heute ist ungeklärt, inwieweit **Hitler** selber zu den Getäuschten gehörte und insbesondere von Himmler, der zäh und skrupellos mit der Beseitigung der SA-Spitze seinen eigenen Aufstieg betrieb, irreführt worden ist. Jedenfalls stiess er seinen ursprünglichen Plan, am kommenden Morgen nach München zu fliegen, um und entschloss sich, unverzüglich aufzubrechen. Gegen vier Uhr, bei Tagesan-

bruch, traf er in Begleitung von Goebbels, Otto Dietrich und Viktor Lutze in der Stadt ein. Die Aktion begann. Im bayerischen Innenministerium rechnete er mit den inzwischen herbeigeschafften angeblichen Meuterern vom Vorabend, dem Obergruppenführer Schneidhuber und dem Gruppenführer Schmid, in einem hysterischen Ausbruch ab, riss ihnen die Achselstücke von den Schultern und befahl, sie ins Gefängnis Stadelheim zu bringen.

Unmittelbar anschliessend begab er sich in langer Autokolonne nach Bad Wiessee. «Mit der Peitsche in der Hand», so hat sein Fahrer, Erich Kempka, den Vorgang beschrieben, betrat [Hitler](#) «das Schlafzimmer Röhm's, hinter sich zwei Kriminalbeamte mit entschärfter Pistole. Er stiess die Worte hervor: 'Röhm, du bist verhaftet!' Verschlafen blickte Röhm aus den Kissen seines Bettes und stammelte: 'Heil, mein Führer!' 'Du bist verhaftet!', brüllte [Hitler](#) zum zweiten Male, wandte sich um und ging aus dem Zimmer.»<sup>168</sup> Ebenso erging es den anderen bereits anwesenden SA-Führern, nur ein einziger, Edmund Heines aus Schlesien, der mit einem Homosexuellen im Bett überrascht wurde, leistete Widerstand; diejenigen, die noch auf der Anreise waren, wurden von [Hitler](#) auf dem Rückweg nach München abgefangen und ebenfalls nach Stadelheim geschafft, insgesamt etwa zweihundert höhere SA-Führer aus allen Teilen des Landes. Gegen zehn Uhr rief Goebbels in Berlin an und gab das Stichwort «Kolibri» durch. Daraufhin schickten Göring, Himmler und Heydrich auch dort die Kommandos los. Die in der «Reichsliste» genannten SA-Führer wurden aufgegriffen, in die Lichterfelder Kadettenanstalt gebracht und im Gegensatz zu ihren Münchener Kameraden ohne weitere Umstände vor einer Mauer reihenweise erschossen.

Unterdessen hatte [Hitler](#) sich ins Braune Haus begeben und nach einer kurzen Ansprache vor den eilig zusammengerufenen Parteipaladinen sogleich mit der propagandistischen Steuerung des Vorgangs begonnen. Mehrere Stunden lang diktierte er in dem militärisch stark gesicherten Gebäude Verfügungen, Befehle sowie offizielle Erklärungen, in denen er selber in der dritten Person als «der Führer» figurierte, doch unterlief ihm in der Hast des Verschleierns und Verfärbens ein bemerkenswertes Versehen: Entgegen der späteren, amtlichen Version, die sich vielfach bis in den

heutigen Sprachgebrauch erhalten hat, ist in keiner der zahlreichen Verlautbarungen des 30. Juni von einem Putsch oder Putschversuch Röhm die Rede, sondern stattdessen von «schwersten Verfehlungen», von «Gegensätzen», «krankhaften Veranlagungen», und wenn auch gelegentlich die Formel von einem «Komplot» auftaucht, überwiegt doch der Eindruck eines moralisch motivierten Eingreifens: «Der Führer gab den Befehl zur rücksichtslosen Aufräumung dieser Pestbeule», beschrieb Hitler in einem verunglückten Bild sein eigenes Vorgehen; «er will in Zukunft nicht mehr dulden, dass Millionen anständiger Menschen durch einzelne krankhaft veranlagte Personen belastet und kompromittiert werden.»<sup>169</sup>

Erklärlicherweise konnten vor allem zahlreiche SA-Führer bis zuletzt nicht begreifen, was vorging; sie hatten weder einen Putsch noch ein Komplot geplant, und ihre Moral war bislang niemals Gegenstand der Erörterung oder gar der Kritik von Seiten Hitlers gewesen. Der Berliner SA-Gruppenführer Ernst beispielsweise, der den Himmlerschen Berichten zufolge für den Nachmittag dieses Tages den Überfall auf das Regierungsviertel geplant hatte, befand sich tatsächlich in Bremen, um seine Hochzeitsreise nach Teneriffa anzutreten. Kurz bevor er das Schiff besteigen wollte, wurde er verhaftet, und in dem Glauben, es handle sich um einen der rauhen Scherze seiner Kameraden, amüsierte er sich königlich. Im Flugzeug wurde er nach Berlin geschafft und lief nach der Landung lachend, die Handschellen vorweisend und zu mancherlei Spässen mit dem angetretenen SS-Kommando aufgelegt, von der Maschine zum bereitstehenden Polizeiwagen. Die Extrablätter, die vor dem Flughafengebäude verkauft wurden, meldeten bereits seinen Tod, doch Ernst ahnte noch immer nichts. Eine halbe Stunde später starb er an der Mauer in Lichterfelde, ungläubig bis zuletzt und ein verwirrtes «Heil Hitler!» auf den Lippen.

Am Abend flog Hitler nach Berlin zurück. Zuvor hatte er Sepp Dietrich den Auftrag erteilt, in Stadelheim die Herausgabe der auf einer Einlieferungsliste der Anstalt angekreuzten Personen zu verlangen und sie unverzüglich zu exekutieren. Einer Intervention des bayerischen Justizministers Hans Frank gelang es, sofern dessen Bericht Glauben verdient, die Zahl der Opfer zu reduzieren,<sup>170</sup>

während der Reichsstatthalter v. Epp, in dessen Stab Röhm einst als Freund und Förderer des aufstrebenden Demagogen hervorgetreten war, Hitler vergeblich von der blutigen Lösung abzubringen versuchte. Immerhin mag auf seine Fürsprache zurückzuführen sein, dass Hitler noch einmal in Zweifel geriet und die Entscheidung über Röhm aufschob.

In Berlin wurde Hitler auf dem abgesperrten Flugplatz Tempelhof von einer grossen Delegation empfangen. Einer der Teilnehmer hat bald nach dem Ereignis seinen Eindruck von der Ankunft aufgezeichnet: «Kommandorufe ertönen. Eine Ehrenkompanie präsentiert. Göring, Himmler, Körner, Frick, Daluge und etwa zwanzig Polizeioffiziere gehen auf das Flugzeug zu. Da öffnet sich schon die Tür, und als erster steigt Adolf Hitler aus. Der Anblick, den er bietet, ist 'einmalig'. Braunes Hemd, schwarzer Schlips, dunkelbrauner Ledermantel, hohe schwarze Kommissstiefel, alles dunkel in dunkel. Darüber, barhäuptig, ein kreidebleiches, durchnässtes, unrasiertes Gesicht, das eingefallen und aufgedunsen zugleich erscheint ... Hitler reicht schweigend jedem der in seiner Nähe Stehenden die Hand. Durch die atemlose Stille hört man nur ein fortgesetztes monotones Hackenklappen.»<sup>171</sup>

Ungeduldig und erregt liess Hitler sich noch auf dem Flugplatz die Liste der Liquidierten vorlegen. Der «einzigartigen Gelegenheit» wegen, wie einer der Beteiligten später ausgesagt hat,<sup>172</sup> hatten Göring und Himmler die Mordaktion weit über den Kreis der «Röhmputschisten» hinaus erweitert. Papen war dem Tod lediglich dank seiner persönlichen Beziehung zu Hindenburg entgangen, immerhin jedoch ungeachtet seiner Stellung als Vizekanzler und trotz aller Proteste unter Hausarrest gestellt worden. Zwei seiner engsten Mitarbeiter, sein Privatsekretär v. Bose sowie Edgar Jung, waren dagegen erschossen worden, zwei weitere verhaftet. An seinem Schreibtisch im Verkehrsministerium hatte ein Kommando den Ministerialdirektor Erich Klausener, den Leiter der Katholischen Aktion, ermordet, ein anderes Kommando hatte Gregor Strasser in einer pharmazeutischen Fabrik aufgespürt, in das Gestapo-Hauptquartier in der Prinz-Albrecht-Strasse geschafft und im Keller des Gebäudes erschossen. Um die Mittagszeit war ein Mordtrupp in die Villa Schleichers in Neu-Babelsberg eingedrungen.

gen, hatte den am Schreibtisch Sitzenden gefragt, ob er der General V. Schleicher sei, und unmittelbar darauf, ohne die Antwort abzuwarten, die Schüsse abgefeuert, denen auch Frau v. Schleicher zum Opfer fiel. Zu den Ermordeten zählten ferner einer der Mitarbeiter des ehemaligen Kanzlers, General v. Bredow, sodann der einstige Generalstaatskommissar v. Kahr, dem **Hitler** den «Verrat» vom 9. November 1923 nie vergessen hatte, und Pater Stempfle, der einer der Lektoren von «Mein Kampf» gewesen, doch inzwischen der Partei ferngerückt war; dann der Ingenieur Otto Ballerstedt, der in der Aufstiegsphase der Partei **Hitlers** Weg gekreuzt hatte, sowie schliesslich der gänzlich unbeteiligte Musikkritiker Dr. Willi Schmid, der einer Verwechslung mit dem SA-Gruppenführer Wilhelm Schmid zum Opfer fiel. Am heftigsten scheint der Mord in Schlesien gewütet zu haben, wo der SS-Führer Udo v. Woyrsch die Kontrolle über seine Einheiten verlor. Bezeichnenderweise wurde häufig an Ort und Stelle gemordet, in Büros, Privatwohnungen, auf der Strasse, mit einer brutalen Nachlässigkeit, zahlreiche Leichen wurden erst nach Wochen in Wäldern oder Flussläufen gefunden. Selbst gegen die Juden hatte die Gefolgschaft Röhm am 30. Juni unrecht; drei SA-Männer, die zufällig an diesem Tag einen jüdischen Friedhof demoliert hatten, wurden aus der Parteiarmee ausgeschlossen und zu einem Jahr Gefängnis verurteilt.<sup>173</sup>

Bis heute ist ungeklärt, ob **Hitler** mit der eigenmächtigen Auftragserweiterung, deren Göring sich schon in einer Pressekonferenz vom gleichen Tage rühmte, in jedem Einzelfall einverstanden war. Im Grunde bedeutete die Mordaktion einen Bruch seines taktischen Imperativs der strikten Legalität, und jedes zusätzliche Opfer machte ihn noch spürbarer. Jahrelang hatte er sich in allen Verstellungskünsten geübt, die alten wilden Allüren abgebaut und mit geduldiger Sorgfalt den Scheinprospekt errichtet, vor dem er als ein zwar herrischer, aber auch massvoller Politiker agierte; jetzt, so kurz vor dem Ziel der totalen Macht- und Ämterfülle, lief er Gefahr, den mühsam erzeugten Kredit in einem Akt der Selbstdemaskierung zu verspielen und sie zusammen mit den übrigen Akteuren der legalen Revolution ohne jede Verkleidung in der ganzen Unnachgiebigkeit seines Machtanspruchs zu zeigen. Nicht zuletzt in solchen Erwägungen ist vermutlich vor allem der Grund dafür

zu suchen, dass **Hitler**, vereinzelt Hinweisen zufolge, eher mässig einzuwirken versucht hat und die Zahl der Opfer, gemessen an der machttechnischen Zielsetzung des 30. Juni, jedenfalls vergleichsweise gering geblieben ist.<sup>174</sup>

Gleichwohl hat **Hitler** die Ausweitung der Mordaktivität ohne jeden ernsthaften Einwand gebilligt, und sicherlich entsprach es auch seiner Intention, nach möglichst allen Seiten zu schiessen, um allen Seiten die Hoffnung zu nehmen, von der Krise zu profitieren. Daher die barbarische Ungeniertheit des Querfeldeinmordens, die liegengelassenen Leichen, die demonstrative Evidenz der Täterspuren; und daher auch der ausnahmsweise Verzicht auf jeden Schein des Rechts. Es gab kein Verfahren, keine Schuldabwägung, kein Urteil, sondern nur ein atavistisches Wüten, dessen wahllosen Zuschnitt Rudolf Hess später mit den Worten zu rechtfertigen suchte: «In den Stunden, da es um Sein oder Nichtsein des deutschen Volkes ging, durfte über die Grösse der Schuld des Einzelnen nicht gerichtet werden. Bei aller Härte hat es einen tiefen Sinn, wenn bisher Meutereien bei Soldaten dadurch gesüht wurden, dass jeden zehnten Mann, ohne die geringste Frage nach schuldig oder nichtschuldig, die Kugel traf.»<sup>175</sup>

Auch hier wiederum hat **Hitler** sich folglich ganz an den Zwecken der Macht orientiert. Sicherlich irrte die zeitgenössische Polemik, die ihn als blutrünstigen Sadisten zeichnete, der seine Mordlust durch episodische Verweise auf ruchlose Renaissancefürsten ästhetisierte;<sup>176</sup> und offenbar gehen auch jene fehl, die ihn in seelischer Teilnahmslosigkeit, mit der Kälte des emotional Impotenten, am Werke sehen, langjährige Kameraden, Anhänger und Duzfreunde zu beseitigen. In der Tat trifft das eine weit eher auf Göring, das andere auf Himmler zu, die beide mit einer summarischen Skrupellosigkeit ihr Mordgeschäft verrichteten. Anders als sie schien **Hitler** dagegen einem beträchtlichen inneren Druck ausgesetzt. Alle, die ihm in diesen Tagen begegneten, vermerkten seine ausserordentliche Erregung, den in jeder Bewegung spürbaren Aufruhr der Nerven. Er selber hat in seiner Rechtfertigungsrede vor dem Reichstag von den «bittersten Entschlüssen» seines Lebens gesprochen und, wenn nicht alles täuscht, sich noch Monate später, beispielsweise in der geheimnisumwitterten Führer-

konferenz vom 3. Januar 1935, als er die hektisch zusammengerufenen Spitzen der Partei und der Wehrmacht in einem dramatischen Auftritt zur Einigkeit mahnte, den Gespenstern der Toten, der ermordeten Freunde und Gefolgsleute zumindest, gegenübergesehen. Hier wie bei zahlreichen anderen Anlässen zeigte sich, dass seine Nerven nicht von der gleichen Kälte waren wie sein Moralbewusstsein. Entsprechend seiner häufig formulierten Devise, stets schneller und härter zuzuschlagen als der Gegner, beruhte auch der reibungslose Ablauf des Schlages vom 30. Juni weitgehend auf der überfallartigen Aktionsfolge und ihrer ungerührten Mechanik; umso auffälliger daher **Hitlers** Zögern, bevor er die erste Exekution von sechs SA-Führern anordnete, sowie sein nochmaliges Zögern vor der Ermordung Röhm. In einem wie im anderen Falle kann sein Verhalten im Grunde nur mit sentimental Motiven zureichend erklärt werden; dem Reflex einer Gefühlsbindung, die sich, zumindest für einige Stunden, stärker zeigte als die Rason der Macht.

Am Sonntag, dem 1. Juli, hatte **Hitler** allerdings die Unsicherheiten des Vortags überwunden und seine Reaktionen wieder fest in der Gewalt. Immer aufs Neue erschien er gegen Mittag am historischen Fenster der Reichskanzlei vor einer von Goebbels aufgebotenen Menge und gab am Nachmittag sogar eine Gartenparty für die Parteiprominenz sowie die Kabinettsmitglieder, zu der er auch die Frauen und Kinder der Geladenen bat. Die Vermutung liegt nicht fern, dass er auf diese Weise nicht nur seine zurückgewonnene Sicherheit und die Wiederherstellung des Alltags demonstrieren, sondern auch sich selber die Wirklichkeit des Mordens durch eine Kulisse der ungewungensten Normalität verstellen wollte. Während in Lichterfelde, einige Kilometer entfernt, noch immer die Pelotons arbeiteten, bewegte er sich in aufgeräumter Laune unter seinen Gästen, plaudernd, teetrinkend, kinderlieb, doch in alledem atemlos und auf der Flucht vor der Realität; es ist ein Stück grosser Psychologie in dieser Szene, unschwer drängt sich die Physiognomie eines der Shakespeare'schen negativen Helden auf, die dem Bösen nicht gewachsen sind; und aus dieser künstlichen Scheinwelt, die er sich eilig errichtet hatte, gab er offenbar auch den Befehl, Ernst Röhm, der noch immer in seiner



Zelle in Stadelheim wartete, zu ermorden. Kurz vor 18 Uhr betreten daraufhin Theodor Eicke und der SS-Sturmbannführer Michael Lippert den Raum, nachdem Rudolf Hess sich vergeblich bemüht hatte, den Exekutionsauftrag zu erhalten.<sup>177</sup> Zusammen mit der neuesten Ausgabe des 'Völkischen Beobachters', der in grosser Aufmachung über die Ereignisse des vergangenen Tages berichtete, legten sie Röhm eine Pistole auf den Tisch und gaben ihm zehn Minuten Frist. Da alles ruhig blieb, wurde ein Gefängniswärter aufgefordert, die Waffe wieder herauszuholen. Als Eicke und Lippert schiessend in die Zelle eindrangen, stand Röhm, das Hemd über der Brust pathetisch aufgerissen, in der Mitte des Raumes.

So abstossend die Umstände wirkten, die diesem Freundesmord das Gepräge geben, muss man doch fragen, ob [Hitler](#) überhaupt eine andere Wahl besass. Wie weit Röhm in der Verwirklichung des SA-Staats auch immer gehen wollte: sein tatsächliches Ziel, jenseits aller ideologischen Verbrämungen, war der Primat des weltanschaulichen Soldaten. In seinem ungebrochenen Selbstbewusstsein, den drängenden Millionenanhang hinter sich, war er ausserstande, zu erkennen, dass sein Ehrgeiz zu hoch zielte; denn er musste auf die erbitterte Gegenwehr sowohl der Parteiorganisation als auch der Reichswehr stossen und zumindest den passiven Widerstand der breiten Öffentlichkeit wecken. Zwar glaubte er sich [Hitler](#) gegenüber noch loyal; doch war es nur eine Frage der Zeit, bis der sachliche Gegensatz sie auch persönlich entzweien musste. Mit seinem scharfen taktischen Verstand hat [Hitler](#) augenblicklich erfasst, dass Röhm's Absichten auch seine eigene Stellung bedrohten. Nach dem Ausscheiden Gregor Strassers war der Stabschef der SA der einzige, der sich ihm gegenüber persönliche Unabhängigkeit bewahrt hatte und der Magie seines Willens widerstand: Er war sein einziger ernstzunehmender Rivale, und es hätte allen taktischen Maximen widersprochen, ihm so viel Macht zu gewähren, wie er verlangte. Gewiss hat Röhm keinen Putsch geplant. Doch mit seinem Sonderbewusstsein und der gewaltigen Macht in seinem Rücken verkörperte er für den misstrauischen [Hitler](#) eine ständige potentielle Bedrohung.

Andererseits war Röhm nicht einfach abzusetzen oder kaltzustellen. Er war nicht irgendein Unterführer, sondern ein populärer

Generalissimus, und der Aufruhr, mit dem [Hitler](#) die Aktion später rechtfertigte, wäre durch den Versuch, den Stabschef der SA zu entmachten, wahrscheinlich ausgelöst worden. Und selbst wenn die Ausschaltung Röhm's geglückt wäre, hätte er weiterhin eine permanente Bedrohung dargestellt, er verfügte über Verbindungen und einflussreiche Freunde. Auch ein Gerichtsverfahren kam schwerlich in Frage, und zwar nicht nur, weil [Hitler](#) nach dem Ausgang des Reichstagsbrandprozesses nur geringes Vertrauen in die Justiz setzte, sondern auch, weil ihm der Gedanke unerträglich war, einem engen und gewiss zum Äussersten entschlossenen Freund die Gelegenheit zur öffentlichen Selbstverteidigung zu geben. Es war gerade die langjährige gemeinsame Freundschaft, die Röhm so stark machte, aber auch [Hitler](#) keinen Ausweg liess. Schon knapp drei Jahre später hat er erklärt, er habe zu seinem «eigenen Leidwesen ... diesen Mann und seine Gefolgschaft vernichten» müssen, und bei anderer Gelegenheit, im Kreise höherer Parteiführer, auf den entscheidenden Anteil verwiesen, den dieser hochbegabte Organisator an Aufstieg und Machteroberung der NSDAP besitze: wenn einmal die Geschichte der nationalsozialistischen Bewegung geschrieben werde, werde man stets Röhm's als des zweiten Mannes neben ihm gedenken müssen.<sup>178</sup>

Infolgedessen blieb nach den Gesetzen dieser Partei nur der «Fememord grossen Stils»<sup>179</sup>. Wer bedenkt, dass auch Röhm seine Position nicht einfach räumen konnte, sondern der Dynamik und dem Anspruchshunger seines Millionenanhangs Tribut zollen musste, wer die objektiven Notwendigkeiten berücksichtigt, denen beide Kontrahenten unterworfen waren, wird in der blutigen Affäre des Sommers 1934 einen Anflug von Tragik nicht übersehen – zum einzigen Mal übrigens in der Lebensbahn [Hitlers](#), für die der Begriff keineswegs zufällig einen so unangemessenen Klang besitzt.

Innere wie äussere Konsequenzen haben den 30. Juni 1934 zum entscheidenden Datum der nationalsozialistischen Machteroberung nach dem 30. Januar gemacht, auch wenn [Hitler](#) unverzüglich daranging, die Bedeutung des Ereignisses durch Bilder der wiederhergestellten Normalität zu verschleiern. Schon am 2. Juli befahl

Göring sämtlichen Polizeidienststellen, «alle mit der Aktion der beiden letzten Tage zusammenhängenden Akten ... zu verbrennen»<sup>180</sup> Eine Anweisung des Propagandaministeriums untersagte der Presse, Todesanzeigen der Ermordeten oder «auf der Flucht Erschossenen» zu veröffentlichen, und auf der Kabinettsitzung vom 3. Juli liess **Hitler** die Verbrechen beiläufig sanktionieren, indem er unter mehr als zwanzig Gesetzen eher nebensächlicher Natur eines zur Verabschiedung brachte, das nur noch aus einem einzigen Paragraphen bestand; «Die zur Niederschlagung hoch- und landesverräterischer Angriffe am 30. Juni, 1. und 2. Juli 1934 vollzogenen Massnahmen sind als Staatsnotwehr rechtens.»

Doch schien **Hitler** rasch zu erfassen, dass aller Vertuschungseifer vergeblich war. Einige Zeit wirkte er ratlos und hatte wohl auch nicht unerhebliche Mühe, den Mord an Röhm und Strasser zu vergessen. Anders jedenfalls ist sein mehr als zehn Tage anhaltendes, allen Regeln der Psychologie und der Propaganda zuwiderlaufendes Schweigen kaum zu erklären, und auch die mehrstündige Rechtfertigungsrede, mit der er am 13. Juli endlich vor den Reichstag trat, machte sich vor allem durch wortreiche Ungereimtheiten, Erklärungslücken sowie durch einen herrischen Gestus auffallend und rechnet sicherlich zu seinen schwächeren rhetorischen Leistungen. Nach einer ausgedehnten Einleitung, die seine Sorgen und Verdienste resümierte und noch einmal auf das verlässlichste Mittel seiner Rhetorik, die Beschwörung der kommunistischen Gefahr, zurückgriff, nicht ohne ihr gleichzeitig einen hundertjährigen Ausrottungskrieg anzusagen, häufte er alle Schuld auf Röhm, der ihn immer wieder vor unannehmbare Alternativen gestellt sowie in seinem Umkreis Korruption, Homosexualität und Ausschweifung zugelassen und ermuntert habe. Er sprach von destruktiven, entwurzelten Elementen, die «jede innere Beziehung zu einer geregelten menschlichen Gesellschaftsordnung verloren haben» und «Revolutionäre geworden (sein), die der Revolution als Revolution huldigen und in ihr einen Dauerzustand sehen möchten». Doch die Revolution, fuhr **Hitler** fort, «ist für uns kein permanenter Zustand. Wenn der natürlichen Entwicklung eines Volkes mit Gewalt eine tödliche Hemmung auferlegt wird, dann mag die künstlich unterbrochene Evolution durch einen Gewaltakt

sich wieder die Freiheit der natürlichen Entwicklung öffnen. Allein es gibt keine ... segensreiche Entwicklung mittels periodisch wiederkehrender Revolten.» Noch einmal verwarf er Röhm's Konzept einer nationalsozialistischen Armee und versicherte der Reichswehr unter Hinweis auf ein dem Reichspräsidenten gegebenes Versprechen: «Im Staat gibt es nur einen Waffenträger, die Wehrmacht, und nur einen Träger des politischen Willens, das ist die Nationalsozialistische Partei.» Erst gegen Schluss seiner Rede, nach langatmigen Rechtfertigungsversuchen, begann **Hitler** offensiv zu formulieren:

«Meutereien bricht man nach ewig gleichen eisernen Gesetzen. Wenn mir jemand den Vorwurf entgegenhält, weshalb wir nicht die ordentlichen Gerichte zur Aburteilung herangezogen hätten, dann kann ich ihm nur sagen: In dieser Stunde war ich verantwortlich für das Schicksal der deutschen Nation und damit des deutschen Volkes oberster Gerichtsherr! Ich habe den Befehl gegeben, die Hauptschuldigen an diesem Verrat zu erschiessen, und ich gab weiter den Befehl, die Geschwüre unserer inneren Brunnenvergiftung ... auszubrennen bis auf das rohe Fleisch ... Die Nation muss wissen, dass ihre Existenz – und diese wird garantiert durch ihre innere Ordnung und Sicherheit – von niemandem ungestraft bedroht wird! Und es soll jeder für alle Zukunft wissen, dass, wenn er die Hand zum Schläge gegen den Staat erhebt, der sichere Tod sein Los ist.»

Die selbst in solchen Passagen immer noch spürbare ungewöhnliche Unsicherheit **Hitlers** spiegelte nicht zuletzt etwas von dem tiefen Erschrecken der Öffentlichkeit über die Ereignisse des 30. Juni. Instinktiv schien sie zu erfassen, dass mit diesem Tage eine neue Phase begonnen hatte und nicht geheure Abenteuer, Gefahren und Ängste vor ihnen lagen. Bisher war die Täuschung über die Natur des Regimes allenfalls begreiflich gewesen, und die mannigfachen Illusionen, dass Rechtlosigkeit und Terror nur die unvermeidlichen und befristeten Begleitumstände einer Revolution seien, die insgesamt eindeutigen Ordnungscharakter trug, konnten sich auf zahlreiche Gründe stützen. Jetzt erst verfiel der Anspruch auf politischen Irrtum: Der Mord als Mittel staatlicher Politik zerstörte die Möglichkeit des guten Glaubens, zumal **Hitler** in seiner Rede kein Hehl aus den Untaten gemacht und die Freiheit des «Obersten Gerichtsherrn», der ungehindert über Leben und Tod verfügt, für sich

reklamiert hatte. Seither gab es keine rechtlichen oder moralischen Sicherungen mehr gegen den Radikalisierungswillen **Hitlers** und des Regimes. Wie eine ausdrückliche Bekräftigung dieser Tendenzen wirkte es, dass alle Tatkomplizen von Himmler und Sepp Dietrich bis zu den niederen SS-Schergen belohnt oder belobigt und am 4. Juli im Rahmen einer Zeremonie in Berlin mit einem «Ehrendolch» ausgezeichnet wurden.<sup>181</sup> Es ist denn auch keine nachträgliche Konstruktion, wenn man auf den unmittelbaren Zusammenhang zwischen den Morden des 30. Juni und der späteren Massenmordpraxis in den Lagern des Ostens verweist; vielmehr hat Himmler selber in seiner berühmten Posener Rede vom 4. Oktober 1943 diese Verbindung hergestellt und damit jene «Kontinuität des Verbrechens» bestätigt, die keine Unterscheidungen zulässt zwischen einer konstruktiven, von idealistischer Leidenschaft geprägten Anfangsphase der nationalsozialistischen Herrschaft und einer späteren Periode selbsterstörerischer Entartung.<sup>182</sup>

Das in der Öffentlichkeit verbreitete Gefühl der Beunruhigung machte freilich schon bald einer gewissen Erleichterung darüber Platz, dass den revolutionären Umtrieben der SA, die so viele tief-sitzende Ängste vor Unordnung, Willkür und Pöbelmacht wiederbelebt hatten, zuletzt doch ein Ende gesetzt sei. Zwar herrschte keineswegs die «unerhörte Begeisterung», die die Propaganda des Regimes vorzutäuschen versuchte, und **Hitlers** häufig formulierter Vorwurf gegen ein Bürgertum, das auf seinen Rechtsstaat versessen sei und immer ein lautes Geschrei erhebe, «wenn man von Staats wegen einen ausgesprochenen Volksschädling unschädlich mache, zum Beispiel totschiessen», wird gerade vor dem Hintergrund der verweigerter Begeisterung für seine bedenkenlosen Praktiken verständlich.<sup>183</sup> Doch deutete sich die Öffentlichkeit das zweitägige Morden im Sinne ihrer traditionellen antirevolutionären Affekte: als Überwindung der «Flegeljahre der Bewegung» und den Triumph der gemäßigten, ordnungsbewussten Kräfte um **Hitler** über die chaotischen Energien des Nationalsozialismus. Es stützte diese Vorstellungen, dass nicht zuletzt notorische Mörder und Rowdys zu den Liquidierten zählten, ja die Aktion gegen Röhm offenbarte geradezu wie am Modell **Hitlers** Trick, jeden Schlag so zu führen, dass er ein gebrochenes Bewusstsein erzeugte

und die Empörung gleichsam Anlass hatte, ihm zu danken: Seine Verbrechen beging er mit Vorliebe in der Verkleidung des Retters. In die gleiche beschwichtigende Richtung wirkte auch das Telegramm, durch das der einmal mehr irreführte Reichspräsident seinen «tiefempfundenen Dank» zum Ausdruck brachte: «Sie haben», schrieb er an [Hitler](#), «das deutsche Volk aus einer schweren Gefahr gerettet.» Von Hindenburg stammte auch jene Rechtfertigungsformel, die auf [Hitlers](#) machttaktischen Entschluss ein Licht von grandioser mythologisierender Schwere warf: «Wer Geschichte machen will, muss auch Blut fließen lassen können.»<sup>184</sup>

Noch entscheidender für die Verdrängung der Zweifel und bösen Ahnungen war möglicherweise die Reaktion der Reichswehr. Im Gefühl, der eigentliche Sieger dieser Tage zu sein, brachte sie ihre Befriedigung über die Beseitigung des «braunen Drecks»<sup>185</sup> unverhohlen zum Ausdruck. Am 1. Juli, während noch unvermindert gemordet wurde, marschierte die Berliner Wachkompanie unter den Klängen des von [Hitler](#) besonders favorisierten Badenweiler Marsches im Stehschritt eigens durch die Wilhelmstrasse, vorbei an der Reichskanzlei, und Blomberg war es denn auch, der [Hitler](#) zwei Tage später im Namen des Kabinetts zum erfolgreichen Abschluss der «Säuberungsaktion» beglückwünschte. Anders als in früheren Jahren, da er seine Erfolge häufig exzessiv ausgekostet und dadurch aufs Spiel gesetzt hatte, bestärkte er jetzt die Reichswehr geradezu in ihrem Triumphgefühl. In seiner Reichstagsrede hatte er ihr denn auch nicht nur mit aller Entschiedenheit das Privileg des einzigen Waffenträgers im Staate zugesichert, sondern sogar erklärt, er werde «die Armee als unpolitisches Instrument» bewahren: er könne von den Offizieren und Soldaten «nicht fordern, dass sie im einzelnen ihre Stellung zu unserer Bewegung finden».

Mit diesem ungewöhnlichen, niemals wiederholten Zugeständnis stattete [Hitler](#) der Armeeführung seinen Dank dafür ab, dass sie in den zurückliegenden kritischen Stunden, als sein Schicksal in ihren Händen gelegen hatte, loyal geblieben war. Noch einmal, zum letztenmal, war alles in der Schwebe gewesen, nachdem die SS-Kommandos General v.Schleicher, dessen Frau sowie General V. Bredow ermordet hatten. Hätte die Reichswehr in diesem

Augenblick auf einer gerichtlichen Untersuchung bestanden, so wäre die Verschwörungstheorie in sich zusammengebrochen und damit zugleich der Schlag gegen die Konservativen als das macht-taktische Morden enthüllt worden, das es in Wirklichkeit war; die bürgerliche Rechte wäre nicht für immer gelähmt, sondern möglicherweise doch mit gestärktem Selbstbewusstsein aus der Affäre hervorgegangen, und wie wenig auch immer für den Verlauf der Ereignisse im Ganzen davon abhängen konnte: Die Akte der Selbstbehauptung und der moralischen Treue sind auch in der Geschichte, und jedenfalls wäre verhindert worden, dass Göring die Reichstags Sitzung vom 13. Juli unwidersprochen mit der Erklärung beschliessen konnte, das ganze deutsche Volk, «Mann für Mann und Frau für Frau», vereinige sich in «einem einzigen Aufschrei: 'Wir alle billigen immer das, was unser Führer tut'». <sup>186</sup>

Denn dies hatte Hitler mit seiner Witterung für Machtverhältnisse erfasst: Wenn sich die Reichswehr den Mord an ihren Kameraden bieten liess, hatte er den Durchbruch zur unumschränkten Herrschaft erzielt, eine Institution, die diesen Schlag hinnähme, konnte ihm niemals mehr wirksam entgegentreten. Zwar frohlockte die Armeeführung noch, und Reichenau meinte selbstgefällig, es sei gar nicht so leicht gewesen, die Dinge so hinzukriegen, dass sie wie eine reine Parteiauseinandersetzung wirken mussten. <sup>187</sup> Aber es war gerade Hitlers taktisches Konzept gewesen, die Reichswehr an der Beseitigung Röhm's nicht so stark zu beteiligen, dass er ihr hätte dankbar sein müssen, sie aber immerhin so weit hineinzuziehen, dass sie sich korrumpieren mussten. Es war ein «ungleiches Bündnis», das die politisierenden Dilettanten in Uniform, deren Ehre nach einem unvergesslichen Wort Blomberg's künftig in ihrer «Verschlagenheit» lag, mit Hitler schlossen, und treffend hat man darauf verwiesen, <sup>188</sup> dass es nicht, wie der englische Historiker John W. Wheeler-Bennett behauptet hat, die «Nemesis der Macht» war, was sie leitete, sondern politische Unfähigkeit und unpolitische Überheblichkeit. Wenn die öffentliche Ordnung, wie V. Blomberg es später dargestellt hat, tatsächlich von Aufrührern und Verschwörern bedroht war, dann hätte die Reichswehr wohl die Pflicht gehabt einzugreifen; war das nicht der Fall, so hätte sie dem mehrtägigen Morden Einhalt gebieten müssen.

Stattdessen hat sie gewartet, Waffen zur Verfügung gestellt und sich am Ende zu ihrem Scharfsinn beglückwünscht, mit sauberen Händen und doch als Sieger dazustehen, ohne zu erkennen, wie wenig Dauer in diesem Sieg sein konnte. Als auf dem Höhepunkt des Mordens der ehemalige Staatssekretär Planck den General V. Fritsch zur Intervention drängte, berief sich der Chef der Heeresleitung auf mangelnde Befehle. Planck warnte: «Wenn Sie, Herr General, tatenlos zusehen, werden Sie früher oder später das gleiche Schicksal erleiden.» Dreieinhalb Jahre danach wurde V. Fritsch zusammen mit v. Blomberg unter ehrenrührigen Umständen verabschiedet; die Anklage beruhte, wie im Falle v. Schleichers und V. Bredows, auf gefälschten Unterlagen, und in den Reihen der SA machte das triumphierende Wort von der «Rache für den 30. Juni» die Runde:<sup>189</sup> Les institutions périssent par leurs victoires.

Die Entwicklung hat dieses Wort auf pedantische Weise bestätigt. Zwar hat der Schlag vom 30. Juni die SA tödlich getroffen. Ihr einst rebellisches, selbstbewusstes Profil wurde zusehends von kleinbürgerlichen Zügen verdeckt, und der Schlagring, das «Feuerrohr» oder der «Radiergummi» machten nun der Sammelbüchse Platz. Aber an die Stelle der Sturmabteilungen rückte nicht die Reichswehr. Die offenbar gewordene Schwäche der Armeeführung machte Hitler sich schon drei Wochen später zunutze. Am 20. Juli 1934 befreite er die SS «im Hinblick auf die grossen Verdienste ..., besonders im Zusammenhang mit den Ereignissen des 30. Juni», aus ihrem Unterstellungsverhältnis zur SA und erhob sie in den Rang einer selbständigen, ihm unmittelbar verantwortlichen Organisation, die zugleich die Genehmigung erhielt, neben der Wehrmacht bewaffnete Streitkräfte von zunächst einer Division aufzustellen.<sup>190</sup> Weniges nur offenbart so schlagend das innerste Wesen des taktischen Temperaments Hitlers wie der Entschluss, unmittelbar nach der Beseitigung der SA den Aufbau einer neuen, gleichartigen Machtfigur zu fördern, um das Spiel der Herrschaftssicherung unvermindert fortsetzen zu können. Alle an den Ereignissen näher oder ferner Beteiligten gingen naiverweise davon aus, dass der 30. Juni eine Machtfrage entschieden habe; doch Hitler sicherte die eigene Macht gerade, indem er die Machtkonflikte in



seiner Umgebung niemals wirklich löste. Er verschob sie lediglich auf andere Ebenen und setzte sie mit neuen Figuren in veränderten Konfrontationen fort.

Doch nicht nur taktisch, auch politisch übernahm die SS zahlreiche Funktionen der SA. Sie verzichtete lediglich auf den Selbstständigkeitsanspruch, den Röhm der SA immer wieder so lärmend hervorgekehrt hatte. Denn dem Prinzip des blinden Gehorsams hatte sich die SA niemals ganz unterworfen und in ihrem Sonderbewusstsein immer auch die Absicht erkennen lassen, sich von dem verachteten Korps der Parteileute zu distanzieren. Im Gegensatz dazu empfand die SS sich als ganz und gar loyale Elite, die als Wächter, Vorhut und Wegbereiter der nationalsozialistischen Idee diente und dem Führerwillen in der Disziplin des reinen Instruments verfügbar war. Unter diesen Vorzeichen hat sie mit dem 30. Juni ihren unaufhaltsamen, nach allen Seiten zielenden Expansionsprozess begonnen, in dessen mächtigem Schatten nach der SA alsbald auch die Partei verschwand, so dass es keinen Weg zur Macht mehr gab, der an ihr vorbeigeführt hätte.

Der Aufstieg der SS, der Geschichte und Gesicht des Dritten Reiches ganz wesentlich bestimmt hat und mit dem Untergang des Regimes längst nicht zum Abschluss gekommen war, machte im Übrigen deutlich, dass Röhm's Überzeugung, mit Hitler letztendlich übereinzustimmen, keineswegs unzutreffend war. Denn was Heinrich Himmler, immer angeregt und vorangetrieben durch den ruhelos im Hintergrund wirkenden Reinhard Heydrich, im gewaltigen und vielverzweigten Apparat der Reichsführung-SS errichtete und zu einem echten Nebenstaat ausbaute, der in alle bestehenden Institutionen eindrang, sie machtpolitisch auszuhöhlen und endlich abzulösen begann, war nichts anderes als die ungeduldige, wenn auch verschwommen gebliebene Vision Ernst Röhm's; und wenn dessen ehrgeizige Unterführer von einem SA-Staat geträumt hatten, so wurde nun, ansatzweise zumindest, der SS-Staat Wirklichkeit. Röhm wurde liquidiert, weil er in unmittelbarem Zugriff verwirklichen wollte, was Hitler, wie er im engeren Kreis erläuterte, «langsam und zielbewusst in kleinsten Schritten» zu erreichen trachtete.<sup>191</sup>

Insoweit bedeutete der 30. Juni auch die Beseitigung eines für

die Aufstiegsgeschichte **Hitlers** nahezu unentbehrlichen Typus: des rauhen, meist aus dem verabschiedeten Offizierskorps stammenden Haudegens, der erst als Freikorpskämpfer, dann als Straßenheroe **Hitlers** das Kriegserlebnis in die zivile Wirklichkeit hinüberzuretten versucht hatte und unversehens, als das Ziel erreicht war, keine Aufgabe mehr besass. Nach einem berühmten Wort Machiavellis wird die Macht nicht mit der gleichen Gefolgschaft behauptet, mit der sie erobert wurde, und dem Vernehmen nach hat Mussolini, als er in Venedig mit **Hitler** zusammentraf, eine ähnliche Bemerkung gemacht. Mit der Beseitigung der Führungsspitze der SA wurde zugleich aber auch die im Verlauf der Machteroberung begrenzt zugelassene Revolution von unten zum Stillstand gebracht, und im einen wie im anderen endete ein Anachronismus: Die Röhm-Affäre schloss die sogenannte Kampfzeit ab. Sie bezeichnete den Wendepunkt von der unbestimmten, utopischen Phase der Bewegung zur nüchternen, traumlosen Realität des Ordnungsstaates. Damit zugleich sah sich der romantische Barrikadenkämpfer des 19. Jahrhunderts, in dem Röhm und seine Umgebung sich mit Vorliebe wiedererkannt hatten, abgelöst durch den Typus des modernen Revolutionärs, wie ihn die SS hervorbrachte: durch jene leidenschaftslos funktionierenden Umstürzler in den Hauptämtern und Referaten, die als totalitäre Manager und Vollstreckungsbeamte eine Revolution ohne Vorbild veranstalten und, indem sie nicht von der Strasse, sondern von den Strukturen aus dachten, ihre Sprengsätze tiefer legten als vielleicht jemals Revolutionäre zuvor.

Doch hätte Röhm kaum an seiner Ungeduld zu sterben brauchen, wenn **Hitler** nicht über diesen Tod hinweg weiterreichende Absichten verfolgt hätte. Man erliegt noch heute der irreführenden Sprachregelung des Regimes, wenn man das Geschehen vom 30. Juni ausschliesslich als eine Auseinandersetzung mit Röhm sowie als Beseitigung der SA betrachtet. Wie schon die propagandistischen Angriffe der letzten Wochen vor der Aktion erkennen liessen, zielte der Stoss gegen jede oppositionelle oder unabhängige Position überhaupt, und tatsächlich hat die Erfahrung dieser Tage dazu beigetragen, dass es von da an auf Jahre hin keinen organisierten Widerstand von einigem Gewicht mehr gab. Die doppelte

Stossrichtung des Unternehmens kam auch deutlich in einer Äusserung **Hitlers** aus jener Zeit zum Vorschein; während er den SA-Führern strenggenommen nur Voreiligkeit und Dummheit zum Vorwurf machte, entlud sich sein schrankenloser, von alten Resentiments genährter Hass gegen jene Konservativen, die ihn zu «engagieren» und zu übertölpeln vermeint hatten:

«Sie irren sich alle. Sie unterschätzen mich. Weil ich von unten komme, aus der ‘Hefe des Volkes’, weil ich keine Bildung habe, weil ich mich nicht zu benehmen weiss, wie es in ihren Spatzenhirnen als richtig gilt. Wenn ich einer von ihnen wäre, dann wäre ich etwa der grosse Mann; heute schon. Aber ich brauche sie nicht, um mir von ihnen meine geschichtliche Grösse bestätigen zu lassen. Die Aufsässigkeit meiner SA hat mich um viele Trümpfe gebracht. Aber ich habe noch andere in der Hand. Ich bin nicht um Aushilfen verlegen, wenn mir mal was schief geht...

Ich habe ihnen ihr Konzept verdorben. Sie dachten, ich würde es nicht wagen; ich wäre zu feige. Sie sahen mich schon in ihren Schlingen zappeln. Sie hielten mich schon für ihr Werkzeug. Und hinter meinem Rücken machten sie Spässe, ich hätte nun keine Macht mehr. Meine Partie sei ich losgeworden. Ich habe das alles längst durchschaut. Ich habe ihnen auf die Finger geschlagen, dass sie den Schlag noch lange spüren werden. Was ich in dem Gericht über die SA eingebüsst habe, das bringt mir das Gericht an diesen feudalen Spielern und professionellen Hasardeuren, den Schleicher und Konsorten wieder ein.

Wenn ich heute das Volk aufrufe, so folgt es mir. Wenn ich an die Partei appelliere, dann steht sie da, so geschlossen wie nur je... Heran, meine Herren Papen und Hugenberg, ich bin zur nächsten Runde fertig.»<sup>192</sup>

Was er wusste und tatsächlich meinte, war, dass es mit diesem Gegner keine nächste Runde geben werde.

Nimmt man alles zusammen, so hatte die taktische Aufgabe, mit der **Hitler** vor dem 30. Juni konfrontiert gewesen war, die gleichzeitige Lösung von insgesamt fünf Problemen verlangt: Er musste ein für allemal Röhms und die Garde aufsässiger SA-Revolutionäre entmachten, sodann die Ansprüche der Reichswehr befriedigen, ferner die Missstimmung der Bevölkerung über die Herrschaft der Strasse und den sichtbaren Terror beseitigen sowie die konservativen Gegenpläne zerschlagen – und dies schliesslich alles, ohne zum Gefangenen der einen oder anderen Seite zu werden. Tatsächlich hat er alle diese Zielsetzungen durch eine einzige befristete Aktion

und mit verhältnismässig wenigen Opfern erreicht. Damit stand auch der Verwirklichung seiner leitenden Absicht, mit der die Machtergreifung abgeschlossen werden sollte, nichts mehr im Wege: der Nachfolge Hindenburgs.

Ab Mitte Juli verschlechterte sich der Zustand des Präsidenten zusehends, und unter den Eingeweihten rechnete man alsbald täglich mit seinem Ableben. Am 31. Juli gab die Regierung erstmals ein amtliches Bulletin heraus, und obwohl am Tage darauf die Nachrichten etwas zuversichtlicher klangen, legte Hitler dem Kabinett in pietätlosem Vorgriff ein Gesetz über die Nachfolgeschaft vor, das mit dem Tode Hindenburgs in Kraft treten sollte und das Amt des Reichspräsidenten mit dem des «Führers und Reichskanzlers» vereinigte. Die formale Stütze fand diese Massnahme in dem Gesetz vom 30. Januar 1934, das der Reichsregierung die Befugnis erteilte, neues Verfassungsrecht zu setzen; doch da diese Befugnis sich aus dem Ermächtigungsgesetz herleitete, hätte jeder darauf gegründete Rechtsakt auch die im Ermächtigungsgesetz ausdrücklich genannten Garantien, zu denen das Amt des Reichspräsidenten gehörte, beachten müssen. Das «Gesetz über das Staatsoberhaupt» setzte sich jedoch in einem neuerlichen Verstoss gegen das Legalitätsprinzip souverän darüber hinweg und durchbrach damit die letzte Schranke gegen die Alleinherrschaft Hitlers. Wie grosszünftig und ungeduldig Hitler verfuhr, geht auch daraus hervor, dass er das Gesetz mit der Unterschrift des an der Sitzung gar nicht beteiligten Papen versah.

Am gleichen Tag begab Hitler sich ans Sterbelager nach Neudeck, doch Hindenburg war nur augenblicksweise bei Bewusstsein und redete ihn schliesslich mit «Majestät» an:<sup>193</sup> Er hatte, aller statuarischen Erscheinung zum Trotz, die wie geschaffen schien, die Blicke ebenso wie die Legenden an sich emporwachsen zu lassen, immer nur in Abhängigkeits- oder Lehnverhältnissen empfunden. Als er am folgenden Tag, in den Morgenstunden des 2. August, starb, bemühte ihn eine Proklamation der Reichsregierung zum letztenmal in der Rolle der mächtigen, gleichsam in Stein gehauenen Marionette, der er seinen Ruhm ebenso verdankte wie den Vorwurf des Versagens. In verschwenderisch angehäuften Adjektiven wurde er als «der getreue Ekkehard des deutschen Volkes»

gefeiert, als «ein monumentales Denkmal aus ferner Vergangenheit», dessen «fast unübersehbare Verdienste» darin gipfelten, «am 30. Januar 1933 ... für die junge nationalsozialistische Bewegung die Tore des Reichs» aufgeschlossen, das Deutschland von gestern zu «tiefer Versöhnung» mit dem von morgen geführt zu haben und im Frieden geworden zu sein, was er im Kriege war: «der nationale Mythos des deutschen Volkes»<sup>194</sup>.

Der Tod Hindenburgs schuf indessen keinen spürbaren Bruch. Ein paar Hoffnungen, einige Illusionen gingen dahin. In der Fülle der Nachrufe und Trauerbekundungen von allen Seiten blieben die gesetzlichen Massnahmen fast unbemerkt, die, wohl vorbereitet, die neue Situation rechtlich besiegelten. Ein Erlass der Reichsregierung beauftragte den Innenminister mit der Vorbereitung einer Volksabstimmung, um der bereits als «verfassungsrechtlich gültig» verkündeten Vereinigung von Kanzler- und Präsidentenamts die «ausdrückliche Sanktion des deutschen Volkes» zu geben; denn, so erklärte [Hitler](#) erfolgsgewiss, er sei «fest durchdrungen von der Überzeugung, dass jede Staatsgewalt vom Volke ausgehen und von ihm in freier und geheimer Wahl bestätigt sein muss». Zur Verschleierung der in seiner Person nunmehr auch institutionell vereinigten absoluten Macht beteuerte er, die «Grösse des Dahingeschiedenen» erlaubte es ihm nicht, den Präsidententitel für sich selber in Anspruch zu nehmen; er wünsche daher, «im amtlichen wie im ausseramtlichen Verkehr wie bisher nur als Führer und Reichskanzler angesprochen» zu werden.<sup>195</sup>

Ebenfalls noch am Todestag Hindenburgs dokumentierte die Reichswehrführung ihre bedingungslose, noch über die Bindung an den verstorbenen Feldmarschall hinausreichende Loyalität gegenüber [Hitler](#). In einem Akt opportunistischen Übereifers, lediglich in der Form eines Befehls, für den erst drei Wochen später die gesetzliche Ermächtigung geschaffen wurde, liess der Reichswehrminister V. Blomberg in allen Garnisonen Offiziere und Mannschaften der Wehrmacht auf den neuen Oberbefehlshaber vereidigen. Die Formel, die den bisher auf «Volk und Vaterland» bezogenen Eidestext suspendierte, verpflichtete den Schwörenden «bei Gott» zu unbedingtem Gehorsam auf [Hitler](#) persönlich und hat später, als die Erwartungen und selbstgewissen Illusionen des

Sommers 1934 lange verfliegen waren, Geschichte gemacht. Fürs erste bekräftigte sie den totalitären Führerstaat **Hitlers**, der ohne die immer appellsichere Beihilfe der bewaffneten Macht zweifellos nicht hätte verwirklicht werden können. Schon bald darauf wurde der persönliche Treueeid auch den Beamten, einschliesslich der Reichsminister, abverlangt und damit «gleichsam ein Stück Monarchie» restauriert.<sup>196</sup>

Die Feierlichkeiten für den verstorbenen Reichspräsidenten, mit allem erdenklichen Pomp während mehrerer Tage zelebriert, gaben **Hitler** nicht nur Gelegenheit zu einer jener grossen Schaustellungen theatralischer Todesverehrung, aus denen das Regime sich so gern emotionalen Sukkurs holte, sondern erlaubten es ihm auch, sein gesteigertes Machtbewusstsein zu demonstrieren. Nach der Trauersitzung des Reichstags am 6. August, in deren Mittelpunkt **Hitlers** Würdigung des Verstorbenen sowie die Musik aus Wagners «Götterdämmerung» gestanden hatten, paradierte die Reichswehr vor der Krolloper erstmals an ihrem neuen Oberbefehlshaber vorbei; doch dem «einzigen Waffenträger der Nation» folgten auf dem Fusse, im gleichen Paradeschritt, mit den gleichen Stahlhelmen und teilweise aufgepflanztem Bajonett, eine Ehrenbereitschaft der SS-Leibstandarte Adolf **Hitler**, eine Sonderformation der Landespolizeigruppe Hermann Göring, ein Ehrensturm der SA und andere Abordnungen militärähnlicher Verbände ausserhalb der Reichswehr. Am Tage darauf wurde Hindenburg an der Stätte des Sieges von 1914, im Hof des Tannenberg-Denkmal in Ostpreussen, beigesetzt. Die Ansprache **Hitlers** feierte den Verstorbenen, dessen Name unsterblich bleiben werde, wenn «selbst die letzte Spur dieses Leibes verweht sein sollte», mit dem Schlusssatz: «Toter Feldherr, geh' nun ein in Walhalli»<sup>197</sup>

Den gleichen Zwecken wie das breit gedehnte Beisetzungszereemoniell diente das auf den 19. August anberaumte Plebiszit. Zwar äusserte **Hitler** während dieser Tage in einem Interview mit dem britischen Journalisten Ward Price, die Öffentlichkeit des Landes erhalte auf diese Weise die Möglichkeit, die Politik ihrer Führung zu bestätigen oder zu verwerfen, und fügte nicht ohne maliziöse Ironie hinzu: «Wir wilden Deutschen sind bessere Demokraten als andere Nationen.»<sup>198</sup> In Wirklichkeit jedoch verfolgte die mit allen

bewährten Propagandamitteln dröhnend ins Werk gesetzte Abstimmung wiederum die Mobilisierung unpolitischer Gefühle zu politischen Zwecken. Eine massierte Folge von agitatorischen Einsätzen sollte die spürbar nachwirkende Unruhe über die gleichsam orientalische Lösung der Röhmer-Affäre verdrängen und die augenscheinlich erlahmte Anhänglichkeit der Menschen neu entfachen. Schon in der Trauerrede vor dem Reichstag hatte [Hitler](#) die Öffentlichkeit beschworen, das Geschehene hinter sich zu lassen und «nunmehr vom vergänglichen Augenblick in die Zukunft zu sehen»<sup>199</sup>. Doch die ungewöhnlich hohe Zahl der Nein-Stimmen machte die Schwierigkeiten dieses Ansinnens sowie das ernsthaft in Mitleidenschaft gezogene Prestige der neuen Machthaber deutlich. Weit von den Hundert-Prozent-Wahlen totalitärer Einheitsregime entfernt, blieb die Zustimmung auf 84,6 Prozent beschränkt, in einzelnen Bezirken Berlins, aber auch in Aachen oder Wesermünde erreichte sie nicht einmal siebzig Prozent, und auch in Hamburg, Bielefeld, Lübeck, Leipzig oder Breslau votierte nahezu ein Drittel der Bevölkerung mit Nein. Zum letztenmal artikulierten sich der Abwehrwille vor allem sozialistischer und katholischer Wählergruppen.

[Hitlers](#) Enttäuschung über das Abstimmungsergebnis spiegelte sich deutlich in der Verlautbarung am folgenden Tag. Sie verkündete zwar den Abschluss eines fünfzehnjährigen Kampfes um die Macht, da sich, «angefangen von der obersten Spitze des Reichs über die gesamte Verwaltung bis zur Führung des letzten Ortes ... das Deutsche Reich heute in der Hand der nationalsozialistischen Partei» befinde; aber der Kampf um «unser teures Volk», erklärte [Hitler](#), nehme unvermindert seinen Fortgang, bis «auch der letzte Deutsche das Symbol des Reiches als Bekenntnis in seinem Herzen trägt». Auf einen ähnlichen Ton, wenn auch mit einer drohenden Wendung gegen alle Unzufriedenen, äusserte sich [Hitler](#) vierzehn Tage später in der Proklamation, die den sechsten Reichsparteitag in der Nürnberger Kongresshalle eröffnete. «Wir alle wissen», so liess er, wie üblich, den Münchener Gauleiter Wagner, dessen Stimme der seinen fast identisch war, vortragen, «wen die Nation (mit der Führung) beauftragt hat! Wehe dem, der dies nicht weiss oder der es vergisst! Im deutschen Volk sind Revolutionen stets sei-

ten gewesen. Das nervöse Zeitalter des 19. Jahrhunderts hat bei uns endgültig seinen Abschluss gefunden. In den nächsten tausend Jahren findet in Deutschland», so schloss er, «keine Revolution mehr statt!»<sup>200</sup>

Im gleichen Augenblick eigentlich begann in Deutschland die Revolution. Zwar waren die auf gewaltsamen Umsturz drängenden Kräfte der Bewegung ausgeschaltet und ihre dynamische Unruhe von nun an überwiegend auf Propaganda- und Gängelungsaufgaben abgelenkt. Soweit **Hitler** ihre Zähmung aus Rücksicht auf Hindenburg und die Reichswehr unternommen hatte, mag man darin einen letzten späten Triumph des Bändigungskonzepts vom Frühjahr 1933 sehen, auch wenn die konservativen Bändiger zu guter Letzt mit in den Untergang gerissen worden waren. Aber **Hitlers** hochgemute Versicherung in Nürnberg, er habe «heute in Deutschland die Macht zu allem», ging einher mit seiner Entschiedenheit, auch alles zu wollen. Die barbarischen Aspekte des Regimes haben immer wieder die dahinter wirksamen ideologischen und politischen Schubkräfte in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt, den Antisemitismus, die enttäuschten deutschen Hegemonialinteressen oder das besondere nationale Sendungsbewusstsein. Aber nicht minder stark oder gar stärker waren die sozialen Impulse, die den Nationalsozialismus gespeist und getragen haben. Gerade breite bürgerliche Schichten verbanden mit seinem Machtantritt die Erwartung, er werde im Wege einer geordneten Umwälzung die verharschten obrigkeitsstaatlichen Strukturen und sozialautoritären Fesselungen zerbrechen, an denen zuletzt noch die Revolution von 1918 gescheitert war: Für sie bedeutete **Hitler** vor allem die Chance der nachgeholten deutschen Revolution, die sie den demokratischen Kräften nach so vielen misslungenen Anläufen nicht mehr zutrauten und den Kommunisten niemals hatten zutrauen wollen.

Ganz offenkundig zielten die erneuten vielfältigen Verlautbarungen über das Ende der Revolution denn auch vor allem darauf, die nach wie vor verstörte Öffentlichkeit zu beschwichtigen. Tatsächlich machten sich mit dem Herbst des Jahres 1934 auch erste Anzeichen für eine Rückkehr zu geordneten Verhältnissen be-



merkbar, ohne dass sich damit freilich für [Hitler](#) selber etwas an den unverrückbar angesteuerten Fernzielen änderte. Inmitten all der parolenartig vorgetragenen Beruhigungsformeln warnte er in seiner Nürnberger Abschlussrede ausdrücklich vor der Illusion, die Partei habe ihre revolutionäre Stosskraft eingebüsst und ihr radikales Programm aufgegeben: «In ihrer Lehre unveränderlich, in ihrer Organisation stahlhart, in ihrer Taktik schmiegsam und anpassungsfähig, in ihrem Gesamtbild aber wie ein Orden», wende sie sich der Zukunft zu. Ganz ähnlich äusserte er sich im vertrauten Kreis, er schliesse die Revolution nur äusserlich ab und verlege sie nunmehr nach innen.<sup>201</sup>

Es hat mit diesen tief im Wesen [Hitlers](#) begründeten Verhüllungspraktiken zu tun, dass die revolutionäre Natur des Regimes nicht ohne Weiteres greifbar wird. Der Umsturz, den es bewirkte, vollzog sich in ungewohnten Formen, und zu den bemerkenswertesten Leistungen [Hitlers](#), die ihm einen Platz in der Geschichte der grossen Staatsumwälzungen sichern, zählt die Erkenntnis vom unwiderruflichen Ende der Revolution in insurrektioneller Gestalt. Aus der schon von Friedrich Engels 1895 formulierten Einsicht von der zwangsläufigen Unterlegenheit des Revolutionärs alten Typs gegenüber der etablierten Gewalt hat er, weit entschiedener als Mussolini, die Konsequenz gezogen und die Revolution auf ihren modernen Begriff gebracht. Die klassische Vorstellung war beherrscht von den Bildern der aufständischen Gewalt, wie Röhm sie geliebt hatte, und rückte sowohl den ideologischen als auch den sozialen Aspekt des Geschehens, die Veränderungen im Herrschaftspersonal oder in den Eigentumsverhältnissen, ihren Bilderbuchneigungen zuliebe, in den Hintergrund: Revolution war immer Erneute und fand auf der Strasse statt. Die moderne Revolution dagegen eroberte, wie [Hitler](#) wusste, die Macht nicht, sondern «ergriff» sie und bediente sich weniger brachialer als bürokratischer Mittel; sie war ein stiller Vorgang, Schüsse, so liesse sich die Bemerkung Malapartes über [Hitler](#) verallgemeinern, taten ihren Ohren weh.

Sie griff darum nicht weniger tief und liess nichts verschont. Sie erfasste und veränderte die politischen Institutionen, zerbrach die Klassenstrukturen in Armee, Bürokratie sowie teilweise auch in der Wirtschaft, zersetzte, korrumpierte und entmachtete den im-

mer noch tonangebenden Adel sowie die alte Oberschicht und stellte in jenem Deutschland, das seinen Charme wie seine unausgelüftete Enge den gleichen Verspätungen verdankte, jenen Grad sozialer Mobilität und Egalität her, der für eine moderne Industriegesellschaft unerlässlich ist. Man kann nicht einwenden, dass die Modernität nur beiläufig war oder gar wider den erklärten Willen der braunen Revolutionäre ging. Hitlers Bewunderung für die Technik, seine Faszination durch zivilisatorische Entwicklungen waren offenkundig, und in den Mitteln hat er durchweg modern gedacht, zumal er für seine ausgreifenden Herrschaftsziele einen rationalen, funktionierenden Industriestaat benötigte.

Die Strukturenrevolution, die das Regime ins Werk setzte, war jedoch verstellt von einem Prospekt, der altertümliche Folklore und Vorvätererbe zu dekorativen Ehren brachte: Der deutsche Himmel war und blieb romantisch verdunkelt. Insofern hat der Nationalsozialismus nur die schon im 19. Jahrhundert hervortretende Neigung, eine robuste und traditionsfremde Fortschrittspraxis mit romantischen Verinnerlichungsideologien zu verkleiden, zur äussersten Konsequenz gebracht. Während beispielsweise das Bauerntum zum Gegenstand weitläufiger Schwärmereien wurde, verschlechterten sich seine ökonomischen Bedingungen zusehends, und die sogenannte Landluft erreichte zwischen 1933 und 1938 einen neuen statistischen Höhepunkt. In ähnlicher Weise förderte das Regime durch Industrialisierungsprogramme (vor allem in Mitteldeutschland mit seinen kriegswichtigen Chemiebetrieben) jene Verstädterung, die es gleichzeitig polemisch verdamnte, oder integrierte erstmals die Frau in den industriellen Prozess, nicht ohne sich wortreich gegen alle liberalistischen und marxistischen Vermännlichungstendenzen zu wenden. Anders als der Traditionskult, den es pflegte, je ahnen liess, formulierte ein «Vertraulicher Bericht» von Anfang 1936: «Der Zusammenhang mit dem Herkommen muss restlos zerstört werden. Neue, ganz unerhörte Formen. Kein Individualrecht ...»<sup>202</sup>

Man hat, um diesen zwiegesichtigen Charakter der Erscheinung zu fassen, von einer «Doppelrevolution»<sup>203</sup> gesprochen: einer Revolution im Namen bürgerlicher Normen gegen die bürgerliche Ordnung, im Namen der Tradition gegen die Tradition. Das an-

heimelnde romantische Dekor ist dabei nicht nur zynischer Spuk und Mummenschanz gewesen, sondern nicht selten wohl auch der Versuch, im Gedanken oder im Symbol festzuhalten, was in der Wirklichkeit unwiderruflich verloren war. Die Masse der Mitläufer jedenfalls hat die idyllischen Verbrämungen der NS-Ideologie so verstanden, und [Hitler](#) selber hat sich offenbar nicht zuletzt von jenen strikten ökonomischen und sozialen Realitäten, die das eigene Land immer weiter aus dem vorindustriellen Paradies vertrieben, in der Absicht bestärkt gesehen, das Verlorene in den unberührten östlichen Ebenen wiederzuerlangen. In seiner Geheimrede vor höheren Offizieren vom Januar 1938 hat er von den Schmerzen und melancholisch stimmenden Konflikten gesprochen, die der politische und gesellschaftliche Fortschritt verursachten, so oft sie mit jenen «geheiligten Traditionen» Zusammenstößen, die Anspruch auf die Treue und Anhänglichkeit der Menschen besitzen: «Es waren immer Katastrophen,... (die Betroffenen) haben immer leiden müssen ... Immer hat man teure Erinnerungen preisgeben müssen, immer wurden Überlieferungen damit einfach übergangen. Noch das vergangene Jahrhundert hat so schwere Schmerzen vielen zugefügt. Man redet so leicht über Welten, man redet so leicht über, sagen wir, andere Deutsche, die man damals hinausgetrieben hat. Es war notwendig! Es musste sein ... Und dann kam das Jahr achtzehn und hat einen neuen grossen Schmerz hinzugefügt, und es war auch notwendig, und es kam endlich unsere Revolution, und sie hat die letzten Konsequenzen gezogen, und auch das ist notwendig Es geht nicht anders.»<sup>204</sup>

Das Doppelwesen, das die nationalsozialistische Revolution kennzeichnete, hat in hohem Masse das Regime im Ganzen geprägt und ihm das eigenartig janusartige Aussehen verschafft. Die ausländischen Besucher, die, angelockt von dem «faschistischen Experiment», in wachsender Zahl herbeiströmten und ein friedliches Deutschland entdeckten, in dem die Züge so pünktlich fuhren wie früher auch, ein Land der bürgerlichen Normalität, der Gesetzesherrschaft und Verwaltungsgerechtigkeit, hatten so wenig unrecht wie die Emigranten, die erbittert ihr Unglück und das ihrer verfolgten und drangsalierten Freunde beklagten. Die gewaltsame Verabschiedung der SA hatte unstreitig die aussergesetzliche Ge-

waltanwendung eingedämmt und eine Phase der Stabilisierung eingeleitet, in der die autoritären, ordnungsstaatlichen Kräfte die Dynamik der totalitären Revolution abbremsen. Einige Zeit mochte es scheinen, als seien nahezu geordnete Verhältnisse eingetreten, die Norm verdrängte gleichsam wiederum den Ausnahmezustand, und jedenfalls war die Zeit zunächst vorüber, da, wie es in einem Bericht an den Bayerischen Ministerpräsidenten vom 1. Juli 1933 gelautet hatte, jeder jeden verhaftete und jeder jedem mit Dachau drohte.<sup>205</sup> Weniges nur kennzeichnet das Deutschland der Jahre zwischen 1934 und 1938 so genau wie die Beobachtung, dass mitten im Unrechtsstaat die Idylle anzutreffen war und tatsächlich auch wie nie zuvor gesucht und kultiviert wurde. Und während die Emigration ausser Landes spürbar zurückging und selbst die Auswanderung jüdischer Bürger kontinuierlich geringer wurde,<sup>206</sup> emigrierten viele ins Innere, in die «cachettes du cœur». Der alte deutsche Soupçon gegen die Politik, der Widerwille gegen ihre Zumutungen und Lästigkeiten hat sich selten so bestätigt und im Recht gefühlt wie in jenen Jahren.

Dem «Doppelstaat»<sup>207</sup> entsprach ein doppeltes Bewusstsein aber auch insoweit, als die politische Apathie mit Ausbrüchen jubelnder Zustimmung einherging. Immer wieder hat Hitler die Anlässe zur Enthusiasmierung der Nation geschaffen: durch aussenpolitische Coups und Sensationen, durch Kundgebungszauber, monumentale Bauprogramme, wie die Welt sie noch nie gesehen hatte, oder selbst durch soziale Massnahmen, die sämtlich der Absicht dienten, die Phantasie zu beschäftigen, das Selbstbewusstsein zu erhöhen oder die gedankenlosen Interessen zu beschwichtigen – das Wesen seiner Regierungskunst beruhte zum erheblichen Teil auf der Kenntnis wirksamer Stimmungsstimulantien. Sie erzeugten ein merkwürdig neurotisches, überaus künstliches Popularitätsprogramm, das abrupte Aufschwünge neben Phasen des Unbehagens und der Entfremdung verzeichnete. Die Basis der psychologischen Macht Hitlers aber waren sein Charisma sowie der Respekt davor, dass ihm die Wiederherstellung der Ordnung gelungen war. In der Tat: wer die Schrecken der zurückliegenden Jahre, die Unruhen, Zusammenrottungen, die Arbeitslosigkeit, wer die SA-Willkür und schliesslich auch die aussenpolitischen Demütigungen mit dem

suggestiven Gegenbild der machtbewussten Ordnung verglich, das jetzt bei Aufmärschen oder Parteitagen entfaltet wurde, kam seinen Irrtümern nur schwer auf die Spur. Zudem achtete das Regime zunächst darauf, die autoritär-konservativen Züge hervorzukehren und sich als eine Art straffer organisiertes Regiment militanter Deutschnationaler darzustellen; Papens Konzept des «Neuen Staates» mochte ähnlich gedacht gewesen sein. Daneben aber bot es bei aller Strenge und polizeilichen Sterilität vielfältige romantische Chancen und befriedigte in hohem Masse die Neigung für Abenteuer, heroische Selbstausslieferung sowie jene von Hitler vermerkte Spielerleidenschaft, denen die modernen Sozialstaaten so wenig Raum geben.

Hinter diesem Bild der Ordnung war freilich eine radikale Energie wirksam, von der kaum einer der Zeitgenossen eine zutreffende Vorstellung hatte. Nicht als konservative, antirevolutionäre Kraft, wie das verschreckte Bürgertum sich glauben machte, war Hitler über Röhm erfolgreich geblieben, sondern, dem Gesetz der Revolution entsprechend, als der radikalere gegenüber dem bloss radikalen Revolutionär. «Es wurde eine zweite Revolution vorbereitet», hatte Göring schon am Nachmittag des 30. Juni zutreffend erklärt, «aber gemacht wurde sie durch uns gegen diejenigen, die sie heraufbeschworen haben.»<sup>208</sup> Dem genaueren Blick hätte indessen schon damals nicht entgehen können, dass ein Staat der Ordnung, der Vollbeschäftigung, der internationalen Gleichberechtigung zu keinem Zeitpunkt Hitlers Ehrgeiz genügen konnte. Zwar beteuerte er im November 1934 einem französischen Besucher gegenüber, er denke nicht an Eroberungen, sondern an die Errichtung einer neuen sozialen Ordnung, durch die er die Dankbarkeit seines Volkes und folglich ein dauerhafteres Denkmal zu gewinnen hoffe als je ein ruhmreicher Feldherr nach zahlreichen Siegen.<sup>209</sup> Aber dies waren Gesten. Seine innere Dynamik, seine Antriebe hatte er niemals aus dem Idealbild eines totalitären Wohlfahrtsstaates mit all dem verachteten Kleinleuteglück bezogen, sondern aus einer phantastisch überspannten, megalomanen Vision, weit über den Horizont hinweg und mindestens tausend Jahre dauernd.

## SECHSTES BUCH

Die Jahre der Vorbereitung

## 1. KAPITEL

### Zurückgewonnene Aussenpolitik

«Es genügt nicht zu sagen, wie die Franzosen tun, dass ihre Nation überrascht worden sei. Einer Nation und einer Frau wird die unbedachte Stunde nicht verziehen, worin der erste beste Abenteurer ihnen Gewalt antun und sie sich aneignen konnte. Das Rätsel wird durch dergleichen Wendungen nicht gelöst, sondern nur anders formuliert.»

*Karl Marx*

«Weh dem, der schwach ist!» . . . . .  
*Adolf Hitler*

Die historische Betrachtung blickt nicht ohne Irritation auf die Mitte der dreissiger Jahre zurück, als es **Hitler** gelang, seine im Innern bewährten Überwältigungspraktiken in der gleichen spielerischen Manier und mit unvermindertem Erfolg aussenpolitisch zu wiederholen. Getreu seiner These, «dass, ehe man äussere Feinde besiegt, erst der Feind im eigenen Innern vernichtet werden muss»,<sup>1</sup> hatte er sich in den zurückliegenden Monaten nach aussen eher passiv verhalten und nur mit dem Austritt aus dem Völkerbund sowie durch den Vertrag mit Polen die Szene kurz dramatisch illuminiert. Ingeheim hatte er unterdessen mit der Wiederaufrüstung begonnen, da, wie ihm wohl bewusst war, der aussenpolitischen Bewegungsfreiheit eines militärisch ohnmächtigen Landes enge Grenzen gesteckt waren. Für eine Übergangsphase, die ohne Vertragsbrüche und Provokationen mächtiger Nachbarn nicht zu durchlaufen war, setzte er alles auf eine Karte. Wiederum lauteten, wie bei Beginn der Machtergreifung, die Prognosen ungünstig, wiederum prophezeiten zahlreiche Beobachter seine Entzauberung

und seinen bevorstehenden Sturz. Doch durch eine Folge aussenpolitischer Coups gelang es ihm binnen weniger Monate, sämtliche Beschränkungen aus dem Versailler Vertrag zu beseitigen und die Ausgangsstellungen für die beabsichtigten Expansionen zu beziehen.

Das Verhalten der europäischen Nationen angesichts der Herausforderung durch **Hitler** ist umso schwerer begreiflich, als der Machtergreifungsprozess mit dem blutigen Finale der Röhmaffäre einige Anschauung über Wesen und Politik des Mannes vermittelt hatte. Doch wie im Falle der Deutschen selber waren es nicht moralische Schwäche, Unterwürfigkeit oder verschwörerische Bosheit, die die Völker leiteten; sie konnten ihre Nachgiebigkeit freilich auch nicht auf jene krisenhafte Bewusstseinstrübung zurückführen, die viele Deutsche zu **Hitler** gebracht hatte, und hatten sicherlich noch weniger Ursache, sich von ihm täuschen zu lassen. «Mein Programm», so hatte **Hitler** in einer Rede vom Januar 1941 missgelaunt, aber durchaus zu Recht erklärt, war die «Beseitigung von Versailles. Man soll heute in der anderen Welt nicht so blöde tun, als ob das etwa ein Programm wäre, das ich im Jahre 1933 oder 1935 oder 1937 erst entdeckt hätte. Die Herren hätten bloss ... einmal das lesen sollen, was ich geschrieben habe, und zwar tausendmal geschrieben habe. Öfter hat kein Mensch erklärt und kein Mensch niedergeschrieben, was er will, als ich es getan habe, und ich schrieb immer wieder: Beseitigung von Versailles!»<sup>2</sup>

Mindestens über diese Zielsetzung konnte sich vom ersten Augenblick an tatsächlich niemand täuschen, sie war unter den dichten Wortschleiern jeder Rede vernehmbar, und jede Aktion diente ihr. Da sie den unmittelbaren Interessen nahezu aller europäischen Nationen widersprach, musste es stärkere, wenn auch vielleicht nicht offen zutage liegende Motive geben, die den Abwehrwillen brachen und **Hitlers** so mühelose Triumphe mitbewirkt haben.

Von ausschlaggebender Bedeutung war auch hier offenbar wiederum jenes Element der Doppeldeutigkeit, das zum innersten Wesen **Hitlers** gehört und alle seine Verhaltensweisen, seine taktischen, politischen und ideologischen Konzeptionen unverwechselbar geprägt hat. Mit Recht hat man darauf verwiesen, dass er



sicherlich den geschlossenen Widerstand der europäischen Nationen oder der zivilisierten Welt überhaupt wachgerufen hätte, wenn er nur ein nationalistisch erregter Wortführer deutscher Gleichberechtigung, ein Alldentscher nach der Art Hugenbergs, ein Antikommunist, ein aggressiver Lebensraumprophet oder gar ein blindwütiger Antisemit vom Schlage Streichers gewesen wäre. Doch da er alle diese Elemente mischte und die Fähigkeit besass, jeder Befürchtung, die er weckte, eine Hoffnung entgegenzusetzen und «je nach Opportunität das eine hervortreten oder das andere zurücktreten zu lassen, trennte er die Gegner, ohne sich jemals selbst zu verleugnen ... Es war ein geniales Rezept.»<sup>3</sup>

Zum entscheidenden Mittel, den *Souçon* gegenüber seiner Person und seiner Politik zu unterlaufen, diente ihm die antikommunistische Grundstimmung des liberalkonservativen, bürgerlichen Europa. Zwar hatte der französische Schriftsteller Charles du Bos im Frühjahr 1933 einem deutschen Freunde versichert, zwischen Deutschland und Westeuropa habe sich ein Abgrund aufgetan;<sup>4</sup> doch galt das sichtlich nur unter moralischem, keineswegs dagegen unter psychologischem Aspekt. Über alle Interessengegensätze, alle kreuz und quer laufenden Verfeindungen hinweg bewahrte Europa seine gemeinsamen Affekte, darunter vor allem jene grosse Jahrhundertangst vor Revolution, Willkür und öffentlicher Unordnung, zu deren Überwinder [Hitler](#) sich in Deutschland so erfolgreich ausgelobt hatte. Gewiss waren dem kommunistischen Sendungsgedanken in den dreissiger Jahren Kraft und offensive Verheissungsgewalt weitgehend verlorengegangen. Aber im Volksfrontexperiment in Frankreich, im Spanischen Bürgerkrieg oder in den Moskauer Prozessen hatte sich das Gespenst, das einst in Europa umgegangen war, noch einmal in Erinnerung gebracht und dabei zwar durchweg Debakel erlitten, immerhin jedoch hinreichende Energie entfaltet, um die alten Ängste neu zu beleben. Mit seiner Witterung für Stimmungen und die geheimen Gründe von Gegenspielern hat [Hitler](#) dieses Angstmotiv benutzt und in zahlreichen Reden «die Minierarbeit der bolschewistischen Drahtzieher», ihre «tausend Geld- und Agitationskanäle», die «Revolutionierung dieses Kontinents» beschworen, nicht ohne dadurch gerade jene Angstpsychose, von der er gelegentlich sprach, unent-

weg zu steigern: «Da brennen die Städte, da kennt einer den anderen nicht mehr. Klasse kämpft gegen Klasse, Stand gegen Stand, der Bruder vernichtet den Bruder. Wir haben den anderen Weg gewählt.» Seine eigene Mission beschrieb er Arnold J. Toynbee gegenüber: «Er sei aber auf der Welt, um der Menschheit in diesem unvermeidlichen Kampf gegen den Bolschewismus entscheidend voranzuschreiten.»<sup>5</sup>

So viele tiefe Beklemmungen daher dieses eigentümlich entfremdete, atavistisch rückfällig gewordene Deutschland Hitlers rundum in Europa weckte, so viele uneingestandene Erwartungen richteten sich auch darauf, es möchte die alte Rolle des Reiches wieder übernehmen, der «Aufhalter des Bösen» zu sein, Bollwerk oder Wellenbrecher, wie Hitler selber sagte, in einer Zeit, da «der Fenriswolf wieder über die Erde zu rasen» scheine.<sup>6</sup> Im Rahmen solcher weitausholenden Erwägungen, vor allem auf Seiten der westlichen Nachbarn Deutschlands, fielen dann naturgemäss Hitlers Rechtsverachtung, sein Extremismus und seine vielfachen «atrocities», aller Augenblicksempörung zum Trotz, kaum ins Gewicht – mochten die Deutschen sehen, wie sie damit zurechtkamen. Im Gegenteil: gerade die unheimlichen, martialischen Züge dieses Mannes, dessen Fremdheit freilich immer noch vertrauter schien als diejenige Stalins, standen nach Auffassung des konservativen Europa einem Beschützer und Bollwerkkommandanten passend zu Gesicht; grösser allerdings, gebietender, sollte seine Rolle wohlweislich nicht sein.

Es war, bis in die Nebensachen, die gleiche Mischung von Naivität, Berechnung und geschichtsbefugtem Dünkel, die seit je alle konservativen Akteure von Kahr bis Papen im Zusammenspiel mit Hitler demonstriert hatten. Gewiss waren dahinter viele dunkle Besorgnisse wirksam und nicht selten auch ein aufrichtiger Abscheu vor dem «Gangster» Hitler; aber in die Politik gingen diese Empfindungen nicht ein, und als Chamberlain hörte, was Hermann Rauschning über Hitlers Zielsetzungen berichtete, weigerte er sich kurzerhand, es zu glauben. «Wir können Hitler nicht einfach als den Verfasser von 'Mein Kampf' anschauen», formulierte der britische Botschafter in Berlin, Sir Eric Phipps, das Bändigungskonzept der europäischen Mächte, «und wir können uns auch nicht leisten,

ihn zu übersehen. Wäre es also nicht ratsam, diesen schrecklich dynamischen Menschen zu binden? Zu binden, das heisst durch ein Abkommen, das seine frei und stolz gegebene Unterschrift trüge? Vielleicht würde er sich sogar durch eine unberechenbare Gehirnwinding verpflichtet fühlen ... Seine Unterschrift würde ausserdem ganz Deutschland binden wie die keines anderen Deutschen in Deutschlands ganzer Vergangenheit. Jahre könnten dann dahingehen, und sogar Hitler könnte alt werden, und Vernunft könnte seine Furcht austreiben.» Ironisch, nicht ohne Sinn für den grotesken, bis in die Physiognomien reichenden Wiederholungscharakter des Geschehens hat Hitler die konservativen «Appeaser» in London und Paris mit Vorliebe «meine Hugenberger» genannt.<sup>7</sup>

Es war aber auch, hier wie dort, die Anziehungskraft des autoritären Modells, die Hitler zugutekam und die Gegenfront zeretzte. Er selber hat die «Krise der Demokratie» als beherrschende Zeiterscheinung bezeichnet, und manchem zeitgenössischen Beobachter erschien «die Idee der Diktatur gegenwärtig so ansteckend ... wie im vorigen Jahrhundert die Idee der Freiheit»<sup>8</sup>. Allen abschreckenden Begleiterscheinungen zuwider entwickelte das rigoros kommandierte Deutschland eine verführerische Ausstrahlung, die vor allem in Ost- und Südeuropa dem bis dahin dominierenden Einfluss Frankreichs entgegenwirkte. Nicht zufällig standen im Arbeitszimmer des polnischen Aussenministers Beck signierte Fotografien Hitlers und Mussolinis; sie, und nicht ihre bürgerlichen Gegenspieler in Paris oder London mit dem feinen Hauch anachronistischer Ohnmacht, schienen die eigentlichen «Bauchredner des Zeitgeistes». Die Überzeugung der Epoche ging darauf, dass die Vernunft im freien Spiel gesellschaftlicher und politischer Interessen immer unterlegen und Gewalt das Programm der neuen Ordnung sei. Ihr beherrschender Repräsentant, dessen Erfolg binnen Kurzem die politische Atmosphäre Europas suggestiv verwandelte und neue Massstäbe vermittelte, war Adolf Hitler.

Und wie er die Tendenzen oder Stimmungen mischte, kamen sie ihm auch zugute. Nicht unbeträchtlichen Nutzen zog er aus dem europäischen Antisemitismus, der vor allem in Polen, Ungarn, Rumänien oder in den baltischen Staaten über grossen Anhang verfügte, aber auch in Frankreich verbreitet war und selbst in England

1935 den Führer einer faschistischen Gruppe zu dem Vorschlag inspirierte, das jüdische Problem radikal und hygienisch durch «Todeskammern» zu lösen.<sup>9</sup> Unterstützung fand Hitler ferner in den Widersprüchen der bestehenden Friedensordnung. Der Versailler Vertrag hatte erstmals moralische Motive in die zwischenstaatlichen Beziehungen eingeführt, Motive der Schuld, der Ehre, Gleichheit, Selbstbestimmung: Es waren dies nun die Formeln, die Hitler mit wachsendem Nachdruck ins Spiel brachte, und eine Zeitlang mochte er, wie Ernst Nolte treffend bemerkt hat, paradoxerweise wie der letzte treue Vasall der lange verblichenen Prinzipien Woodrow Wilsons erscheinen. In dieser Rolle des grossen Gläubigers der Siegermächte, ein Bündel uneingelöster Forderungen in der Hand, hat er vor allem in England nachhaltige Wirkungen erzielt, da seine Appelle nicht nur das schlechte Gewissen der Nation für sich hatten, sondern auch der traditionellen englischen Gleichgewichtspolitik entgegenkamen, die längst mit Unruhe den übermächtigen Einfluss Frankreichs auf dem Kontinent registrierte. Englische Stimmen waren es daher vor allem, die Hitler immer wieder ermutigten, die 'Times' nannte jede Ordnung, die dem Reich nicht die mächtigste Stellung auf dem Kontinent einräume, «künstlich», und ein führender Mitarbeiter des Britischen Luftfahrtministeriums erklärte Anfang 1935 einem deutschen Gesprächspartner, dass es «in England keine Empörung auslösen» werde, sollte Deutschland bekanntgeben, es habe gegen die Bestimmungen von Versailles zur Luft aufgerüstet.<sup>10</sup> Die einen wie die anderen aber, Engländer wie Kontinentaleuropäer, Sieger wie Besiegte, Autoritäre wie Demokraten waren von der Ahnung eines unmittelbar bevorstehenden Epochenwechsels erfüllt, die Hitler sich zunutze machte. «Wir und alle Völker haben wohl die Empfindung, dass wir uns an der Wende eines Zeitalters befinden», erklärte er gelegentlich. «Nicht nur wir, die Besiegten von einst, sondern auch die Sieger haben die innere Überzeugung, dass irgendetwas nicht in Ordnung war, dass besonders die Vernunft die Menschen verlassen zu haben schien ... Die Völker empfinden es wohl überall: Es muss, besonders auf diesem Kontinent, der die Völker so eng aneinanderdrängt, eine neue Ordnung kommen. Über dieser neuen Ordnung aber stehen die Worte: Vernunft und Logik, Ver-

ständnis und gegenseitige Rücksichtnahme! Diejenigen jedoch irren sich, die glauben, dass am Eingang dieser neuen Ordnung das Wort 'Versailles' stehen kann. Das wäre nicht der Grundstein einer Neuordnung, sondern ihr Grabstein.»<sup>11</sup>

Europa bot daher, nimmt man alles zusammen, für **Hitler** fast so viele Einfallstore wie Deutschland auch, und es zählt zu den Täuschungen eines nachgeholtten Widerstands, wenn man nur auf die Gegensätze zwischen **Hitler** und Europa verweist, während es doch eine ganze Anzahl übereinstimmender Gefühle und Interessen gab. Nicht ohne Bitterkeit sprach Thomas Mann für eine Minderheit von dem «qualvoll langsame(n), bis zum Äussersten immer wieder verleugnete(n) Gewährwerden der Tatsache, dass wir, die Deutschen der inneren und äusseren Emigration, Europa, zu dem wir uns bekannt hatten und das wir moralisch hinter uns zu haben glaubten, in Wirklichkeit nicht hinter uns hatten»<sup>12</sup>.

Die vielfältigen Ermunterungen von englischer Seite waren geeignet, **Hitlers** kühnste Erwartungen zu rechtfertigen. Unverändert hielt er an dem Anfang 1923 entwickelten Konzept eines Bündnisses mit England fest, es war noch immer der zentrale Gedanke seiner Aussenpolitik überhaupt: die Idee der Weltteilung. Danach sollte England als dominierende Seemacht die Meere und überseeischen Gebiete beherrschen, Deutschland dagegen als unbestrittene Landmacht den riesigen eurasischen Kontinent. Im Mittelpunkt aller aussenpolitischen Überlegungen der ersten Jahre stand daher England, und nichts hat **Hitlers** Gewissheit, dass er auf dem rechten Wege sei, so sehr gefestigt wie die Resonanz, die seine Aktionen gerade jenseits des Kanals fanden. Zwar war der fatale Empfang, den Rosenberg im Mai 1933 bei einem Besuch in London gefunden hatte, diesen Absichten so wenig nützlich gewesen wie der spektakuläre Austritt aus dem Völkerbund, und auch der Mord an dem österreichischen Bundeskanzler Engelbert Dollfuss, im Juli 1934 von österreichischen Nationalsozialisten verübt, warf **Hitler** empfindlich zurück, auch wenn er, wie es inzwischen den Anschein hat, in den Attentatsplan nicht eingeweiht war. Doch zeigten die Interessen sich, wie stets, stärker als alle moralische Empörung, zumal **Hitler** selber nicht zögerte, die Beteiligten fallenzulassen. Er

drohte, die Attentäter auszuliefern, falls sie nach Deutschland fliehen würden, setzte kurzerhand den Landesinspekteur der NSDAP, Theo Habicht, ab und rief den in die Vorgänge verwickelten deutschen Gesandten Dr. Rieth nach Berlin zurück. An seine Stelle trat Franz v. Papen, der noch immer als eine Art Exvizekanzler fungierte, Katholik, Konservativer und seit seiner Marburger Rede erneut Gewährsmann gegen bürgerliche Besorgnisse.

Die Einhelligkeit der ausländischen Reaktion auf das Dollfuss-Attentat hatte **Hitler** demonstriert, dass er nichts überstürzen und seine Gegenspieler trennen müsse, vor allem aber der Moral keine leichten Triumphe über seine Ziele gestatten dürfe; dass mehr Kälte, Geduld und Disziplin vonnöten seien, als der hastig ins Werk gesetzte, schlecht koordinierte Wiener Umsturzversuch gezeigt hatte. Darüber hinaus erkannte er, dass seine Stellung noch nicht stark genug für grosse Herausforderungen war und er besser tat, auf provozierende Anlässe zu warten oder den Gegner so unmerklich in Zugzwang zu bringen, dass sich die eigenen, lange beabsichtigten Aktionen als Gegenzug tarnen liessen.

Die Umstände fügten es, dass **Hitler** den erhofften Prestigezuwachs schon kurze Zeit darauf durch die am 13. Januar 1935 abgehaltene Volksabstimmung im Saargebiet gewann, als das im Versailler Vertrag vom Reich abgetrennte Land mit überwältigender Mehrheit für die Wiedervereinigung mit Deutschland votierte: gegen rund 477'000 Stimmen standen nur 2'000, die einen Anschluss an Frankreich forderten, während rund 46'000 den status quo der Völkerbundsverwaltung befürworteten. Obwohl das Ergebnis im ganzen niemals zweifelhaft gewesen war, fiel es **Hitler** nicht sonderlich schwer, die Abstimmung als einen persönlichen Erfolg auszugeben: einer der Versailler Unrechtsakte sei endlich beseitigt, erklärte er drei Tage später in einem Interview, das er auf dem Obersalzberg dem amerikanischen Journalisten Pierre Huss gab.<sup>13</sup> Schon wenige Wochen später boten ihm die Westmächte den Vorwand zu einem jener Gegenstösse, mit denen er von nun an vornehmlich operierte.

Die taktische Schwäche der führenden europäischen Mächte gegenüber **Hitler** war vor allem in ihrem unbedingten Verhandlungswunsch begründet: von allen Seiten näherten sie sich mit Vorschlä-

gen, die den ungebärdigen Mann fesseln oder doch in die Enge treiben sollten. Zu Beginn des Jahres 1935 lagen unter anderem Angebote Englands und Frankreichs vor, den Locarnopakt durch ein Abkommen zum Schutz gegen Luftangriffe zu erweitern, sowie ferner Offerten für ähnliche Pakte mit den ost- und mitteleuropäischen Staaten. Weit davon entfernt, diese Versuche ernstlich zu erwägen, waren sie **Hitler** doch als Gelände seiner taktischen Manöver willkommen; sie erlaubten ihm, Unsicherheit zu verbreiten, durch Scheinerklärungen bequeme Effekte zu erzielen und die unbeeirrt vorangetriebenen Absichten zu decken.

Schon während des Jahres 1934 hatte er Schritte unternommen, mit England zu einem Luftrüstungsabkommen zu gelangen. Der taktische Hintergedanke war, London durch den blossen Eintritt in die Verhandlungen dahin zu bringen, das gegen Deutschland gerichtete Rüstungsverbot des Versailler Vertrages als nicht existent zu behandeln; gleichzeitig ging er davon aus, dass die Gespräche an sich sowie die Aura von Intimität, die sie verbreiten mussten, vortreffliche Mittel seien, Misstrauen zwischen England und Frankreich zu schüren, und war aus diesem Grunde nicht bereit, die englische Seite zu umfangreichen Rüstungen zu ermuntern. Nachdem jedoch die Gespräche in den Erregungen über den Mord an Dollfuss abgebrochen worden waren, trat **Hitler** Ende 1934 mit einem neuerlichen Angebot an die britische Regierung heran. Charakteristischerweise erhöhte er dabei, wie stets nach seinen Niederlagen, die Forderung. Nachdem er bisher für Deutschland lediglich die halbe Stärke zur Luft verlangt hatte, nannte er jetzt, in einer beiläufigen Bemerkung, die Gleichberechtigung «selbstverständlich»; doch war sie inzwischen schon kein Verhandlungsgegenstand mehr für ihn: im Mittelpunkt stand jetzt vielmehr das Angebot eines Flottenabkommens mit England.

Man hat die Idee dieses Angebots, nicht ohne einige Übertreibung, **Hitlers** «Königsgedanken» genannt,<sup>14</sup> und sicherlich steckte ein Stück scharfsinniger Diplomatie darin. Die Verhandlungen über das Luftrüstungsabkommen waren nicht nur infolge der Wiener Vorgänge, sondern vor allem auch deshalb gescheitert, weil die Engländer zwar interessiert, aber zu einem zweiseitigen Vertrag nicht wirklich bereit gewesen waren. Das Angebot eines Flotten-

pakts dagegen traf sie an einer verwundbaren Stelle. Zwar waren zu gleicher Zeit Verhandlungen über ein allgemeines Flottenabkommen im Gange, so dass sie auch jetzt zunächst zögerten. Aber über Hindernisse und Rückschläge hinweg bewährte sich nunmehr **Hitlers** Einfall. Die ersten Kontakte machte er den spröden Partnern leichter, indem er von unverbindlichen Fühlungen sprach, die Unterredungen selber boten ihm reichlich Gelegenheit, dem britischen, von sentimental Motiven nicht freien Anspruch auf Vorherrschaft zur See zu schmeicheln und das Interesse der Gegenspieler fast schon bis zur Untreue gegen die eigenen Grundsätze voranzutreiben, da ihnen die Vorstellung, dass Britannia die Wellen regiere, ungleich fassbarer war als das problematische Prinzip der kollektiven Pakte. Am Ende überrumpelte er sie durch einen plötzlichen Vorstoss, dem sie sich verblüfft und nicht ohne Zeichen der Ratlosigkeit fügten.

Die ersten Andeutungen machte **Hitlers** Sonderbevollmächtigter Ribbentrop, als er Mitte November 1934 in London mit dem Lordsiegelbewahrer Eden und dem britischen Aussenminister Sir John Simon zusammentraf. Anfang 1935 wurden die Kontakte fortgesetzt. Am 25. Januar empfing **Hitler** «inoffiziell» Lord Allen of Hurtwood, vier Tage später, wiederum «inoffiziell», den liberalen Politiker Lord Lothian. Der deutsche Kanzler beklagte den schleppenden Fortgang der Abrüstungsverhandlungen, betonte die Parallelität der beiderseitigen Interessen, verwies dann auf Grossbritanniens unbestrittene Herrschaftsstellung zur See, ehe er erstmals konkret wurde und seine Bereitschaft zu einem Abkommen bekundete, das die Flottenstärke zwischen Deutschland und England im Verhältnis 35 zu 100 festlegte; Deutschland solle dafür, seiner nationalen Tradition entsprechend, eine stärkere Landarmee erhalten. Es war der Umriss des grossen Konzepts, dem **Hitler** im Anschluss an die Unterredung mit Lord Lothian noch eine originelle Wendung gab: Wenn er einmal nicht als Kanzler des Reiches, sondern gleichsam als «Student of history» sprechen dürfe, so führte er aus, würde er die sicherste Friedensgarantie in einer gemeinsamen deutsch-englischen Proklamation sehen, wonach jeder Friedensstörer künftig von diesen beiden Ländern zur Rechenschaft gezogen und bestraft werden solle.<sup>15</sup>



Näher und greifbarer freilich lag der anschliessend verabredete Besuch des englischen Aussenministers in Berlin, der für den 7. März anberaumt wurde. Aber noch heute zeigt die Diskussion, die **Hitlers** Angebot zur Folge hatte, wie genau er Interessen und Psychologie der Gegenseite getroffen hatte: Sie macht geradezu wie am Modell den Katalog jener englischen Selbstbeschwichtigungen sichtbar, die der Politik der folgenden Jahre, über alle Enttäuschungen hinweg, unbeirrt das Gepräge gegeben haben. Ihre Grundannahme war, dass **Hitler** den dringlichen Wunsch nach einem Vertrag hege, um seine Aufrüstung zu legalisieren und Deutschland endlich bündnisfähig zu machen: das sei eine Karte, auf die man unter keinen Umständen verzichten dürfe. Sie biete die Chance, das Wettrüsten zu beenden, die deutsche Rüstung in kontrollierbaren Grenzen zu halten und **Hitler** am Ende doch noch an die Kette zu legen. Der eigene Einsatz sei dagegen vergleichsweise gering und im Grunde nicht grösser als der ohnehin obsoletere Teil V des Versailler Vertrages, der die Abrüstungsbestimmungen für Deutschland enthielt. Zwar werde Frankreich einen deutsch-englischen Vertrag fürchten, doch müsse es einsehen lernen, dass «England keine dauernden Freunde, sondern nur dauernde Interessen» habe, wie die 'Naval Review', das Faltblatt der britischen Marine, schrieb.<sup>16</sup> Gerade diesen Interessen werde es gerecht, wenn eine Grossmacht wie Deutschland den britischen Anspruch auf Herrschaft über die Meere unaufgefordert anerkenne, zumal unter so massvollen Bedingungen, wie **Hitler** sie geltend gemacht habe. Die Ära von Versailles, die Frankreich so viel bedeute, sei jedenfalls vorüber, und, so hiess es in einer Denkschrift des Foreign Office vom 21. März 1934, «wenn es schon ein Begräbnis geben muss, sollte man es lieber veranstalten, solange **Hitler** gelaunt ist, die Dienste der Leichenbestatter zu bezahlen»<sup>17</sup>.

Die eigentliche Bedeutung aller dieser Erwägungen war, dass sie den Bruch mit der vom Weltkrieg geschaffenen und in Versailles bekräftigten Solidarität anzeigten, und nicht ohne einigen irritierten Respekt wird man **Hitlers** erneut bezugtes Vermögen registrieren, die Front der Gegner auseinanderzubringen und ihre Teile gegeneinanderzukehren. Noch erstaunlicher freilich war seine Fähigkeit, nach den Besiegten nun auch unter den Siegern ein wach-

sendes Gefühl für die Unerträglichkeit der von ihnen selber erst fünfzehn Jahre zuvor feierlich ausgerufenen Weltfriedensordnung zu verbreiten. Erstmals zeigte sich sein bereits in den Wahlkämpfen der endenden Republik hervorgetretenes Ingenium, eine problematische Situation auf ihre Absurdität und zynische Ungerechtigkeit hin zu stilisieren, auch nach aussen erfolgreich. Zwar schien es einen Augenblick lang, als wollten seine Gegenspieler sich doch noch zum Widerstand formieren. Indes brachten sie nur eine leere Geste der Abwehr zustande, die allzu offensichtlich den eigenen Wankelmut verdecken sollte und Hitler nicht zu täuschen vermochte. Dann überliessen sie ihm umso ungehinderter das Terrain.

Wie um dem eigenen Aussenminister Deckung zu geben, veröffentlichte die britische Regierung am 4. März ein Weissbuch, das Deutschlands offen vertragswidrige, umfangreiche Aufrüstung verurteilte, den offiziell geförderten Geist kriegerischer Aggressivität für die wachsende Unsicherheit verantwortlich machte und daraus die Begründung für ein Programm vermehrter Luftrüstung ableitete. Doch statt sich einschüchtern zu lassen, gab Hitler sich verstimmt und liess unter Hinweis auf eine rasch zugezogene «Erkältung» den Besuch Sir John Simons absagen. Gleichzeitig nutzte er das ihm vorgeblich zugefügte Unrecht zu einer Gegenattacke und setzte die ausländischen Regierungen am 9. März offiziell davon in Kenntnis, dass Deutschland inzwischen eine Luftwaffe aufgebaut habe. Als daraufhin die französische Regierung zwar die Erhöhung der Militärzeit für die geburtenschwachen Jahrgänge verkündete, der britische Aussenminister jedoch im Unterhaus nur gelassen erklärte, er und Mister Eden hätten nach wie vor die Absicht, nach Berlin zu reisen, ging Hitler am folgenden Wochenende noch einen provozierenden Schritt weiter: Unter Berufung auf die Massnahmen der Nachbarn, denen Deutschland seit den Tagen Woodrow Wilsons immer erneut und immer wieder vergeblich Vertrauen geschenkt habe, bis es schliesslich inmitten einer hochgerüsteten Umwelt in einen «ebenso unwürdigen wie letzten Endes bedrohlichen Zustand der ohnmächtigen Wehrlosigkeit» geraten sei, verkündete er am 16. März die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht und erklärte, eine neue Wehrmacht in einer Friedensstärke von sechsunddreissig Divisionen mit 550'000 Mann aufzustellen.<sup>18</sup>

**Hitler** verband die Proklamation mit einer glanzvollen militärischen Feier. Am 17. März, dem zum «Heldengedenktag» umbenannten einstigen Volkstrauertag, veranstaltete er nach einem pathetischen Prunkakt in der Staatsoper eine grosse Parade, an der bereits Einheiten der neuen Luftwaffe teilnahmen. Neben dem alten V. Mackensen, dem einzigen noch lebenden Marschall der kaiserlichen Armee, und gefolgt von der hohen Generalität, schritt er Die Linden hinunter zur Schlossterrasse, um Ehrenkreuze an Fahnen und Feldzeichen der Armee zu befestigen. Dann nahm er, unter dem Beifall vieler Zehntausender, die Parade ab. Doch wenn die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht auch als Ausdruck demonstrativen Selbstbewusstseins gegen Versailles in Deutschland populär war, wagte **Hitler** es doch nicht, sie, wie bisher alle vergleichbaren Aktionen, mit einer Volksabstimmung zu verknüpfen.

Weit entscheidender war im Augenblick auch, wie die Signatarmächte von Versailles auf diesen offenen Bruch des Vertrages reagieren würden. Schon nach einigen Stunden der Ungewissheit sah **Hitler** jedoch sein Wagnis gerechtfertigt. Zwar protestierte die britische Regierung feierlich, fragte aber noch in der Protestnote an, ob **Hitler** weiterhin den Wunsch habe, den Aussenminister zu empfangen: Für die deutsche Seite bedeutete das eine «richtiggehende Sensation»<sup>19</sup>, wie einer der nahe Beteiligten vermerkte. Frankreich und Italien wiederum waren zwar bereit, einen entschiedeneren Gegenkurs zu steuern, und brachten Mitte April die drei Mächte zu einer Konferenz in Stresa am Lago Maggiore zusammen. Vor allem Mussolini drängte darauf, dem weiteren Vordringen Deutschlands Einhalt zu gebieten; doch die Vertreter Grossbritanniens machten von Beginn an klar, dass sie keine Sanktionen beabsichtigten. So blieb es bei einem Gedankenaustausch. Konsultationen seien die letzte Zuflucht der Unentschiedenheit angesichts der Realität, notierte Mussolini im Blick auf die Konferenz.<sup>20</sup>

Infolgedessen stiessen Simon und Eden auch, als sie Ende März nach Berlin kamen, auf einen selbstsicheren **Hitler**, der mit geduldiger Höflichkeit die Vorschläge seiner Gesprächspartner entgegennahm, doch jeder konkreten Festlegung auswich und ihnen nach einer ausgedehnten Beschwörung der bolschewistischen Dro-

hung schliesslich erneut, unter Hinweis auf den geringen Lebensraum der deutschen Nation, ein globales Bündnisangebot unterbreitete, dessen erste Stufe der vorgeschlagene Flottenpakt sein sollte. Als die Gegenseite sich jedoch mit dürren Worten weigerte, die Herstellung eines besonderen deutsch-englischen Verhältnisses zu erwägen, und es vor allem ablehnte, das enge Einvernehmen mit Frankreich zu opfern, geriet **Hitler** in eine schwierige Verhandlungsposition. Einen Augenblick lang schien sein ganzer Bündnisgedanke, die grosse Konzeption, gescheitert, doch blieb er unbeeindruckt. Erst als ihm die Gespräche des folgenden Tages eine neue Chance zuspielten, nutzte er sie zu einem kühnen Bluff. Auf die Frage nach der gegenwärtigen Stärke der deutschen Luftwaffe, mit der Sir John Simon der deutschen Forderung nach Gleichberechtigung zur Luft begegnete, antwortete **Hitler** nach kurzem, scheinbar zögerndem Bedenken, Deutschland habe die Parität mit England schon erreicht. Die Mitteilung wirkte wie ein Schock, sie verschlug der anderen Seite die Sprache, eine Weile sagte niemand ein Wort, wie einer der Teilnehmer berichtet hat, die Gesichter spiegelten betretene Überraschung und Zweifel, doch es war die Wende. Jetzt wurde auch erkennbar, warum **Hitler** die Gespräche hinausgeschoben hatte, bis die Aufrüstung zur Luft und die Einführung der Wehrpflicht bekanntgemacht worden waren: Mit blosser Werbung war England nicht zu gewinnen, er konnte seinen Anträgen nur mit Druck und Drohmitteln Gewicht verschaffen. Als **Hitler** unmittelbar nach dieser Verhandlungsrunde zusammen mit Göring, Ribbentrop und einigen Kabinettsmitgliedern in die englische Botschaft zu einem Frühstück kam, hatte der Hausherr, Sir Eric Phipps, im Empfangssalon seine Kinder aufgestellt, die **Hitler** ihre kleinen Arme zum Deutschen Gruss entgegenstreckten und ein verschämtes «Heil!» vorbrachten.<sup>21</sup>

Jedenfalls waren die Engländer tief beeindruckt, und obwohl sich noch einmal eine Möglichkeit bot, **Hitler** zu isolieren, als der Völkerbundsrat am 16. April den Bruch des Versailler Vertrages durch Deutschland verurteilte und kurz darauf Frankreich einen Bündnisvertrag mit der Sowjetunion schloss, hielten sie an dem in Berlin vereinbarten Verhandlungstermin für den Flottenpakt fest. Und

wenn nicht alles täuscht, hat [Hitler](#) bereits darin ein entscheidendes Eingeständnis der Schwäche erkannt, das er auszunutzen gedachte. So hielt er seinen Sonderbeauftragten Ribbentrop an, die Gespräche am 4. Juni im Foreign Office mit der ultimativen Forderung zu eröffnen, England müsse zur See ein Kräfteverhältnis von 35 zu 100 akzeptieren, es handle sich dabei nicht um einen deutschen Vorschlag, sondern um einen unerschütterlichen Entschluss des Führers, dessen Annahme die Voraussetzung für den Beginn der Verhandlungen überhaupt sei. Zornrot wies Simon den deutschen Delegationsleiter zurecht und verliess anschliessend die Runde, doch Ribbentrop hielt schroff an seiner Bedingung fest.

Anmassend und borniert, wie er war, fehlte ihm offenbar jedes Gefühl dafür, was er der anderen Seite zumutete, als er gleich zu Beginn der Verhandlung von ihr verlangte, einer jener Vertragsverletzungen zuzustimmen, die sie erst unlängst in ihrem Weissbuch, sodann in der Protestnote anlässlich der Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht, anschliessend in Stresa und soeben erst durch den Völkerbundsrat verurteilt hatten. Allen Vorhaltungen trat er, einer Vorzugsvokabel seines anschliessenden Berichts zufolge, «kategorisch» entgegen, sprach von einem «historischen deutschen Angebot», nannte die Dauer des Bündnisses knapperdings «ewig» und meinte auf einen entsprechenden Einwand, es komme auf dasselbe heraus, ob man schwierige Dinge am Anfang oder am Ende bespreche.<sup>22</sup> So gingen die Unterhändler ergebnislos auseinander.

Umso grösser war die Überraschung, als zwei Tage später die Engländer zu einer neuerlichen Zusammenkunft baten, die sie mit der Erklärung eröffneten, die britische Regierung habe beschlossen, die Forderungen des Reichskanzlers als Grundlage weiterer Flottenbesprechungen zwischen beiden Ländern anzuerkennen. Und als habe sich jenes besondere Vertrauensverhältnis, das [Hitler](#) zu England suchte, bereits angebahnt, meinte Simon mit diskreter Komplizengeste, man müsse lediglich einige Tage verstreichen lassen, «besonders mit Rücksicht auf die Lage in Frankreich, wo die Regierungsverhältnisse ja leider nicht so stabil seien wie in Deutschland und England»<sup>23</sup>. Als wenige Tage später der nunmehr unproblematisch gewordene Vertragstext ausgehandelt war.

wählte man, nicht ohne Sinn für Symbolik, als Tag der Unterzeichnung den 18. Juni, an dem hundertzwanzig Jahre zuvor Briten und Preussen die Franzosen bei Waterloo besiegt hatten. Als grosser Staatsmann, «grösser als Bismarck», wie [Hitler](#) später bemerkte, kehrte Ribbentrop nach Deutschland zurück. [Hitler](#) selber nannte diesen Tag «den glücklichsten seines Lebens»<sup>24</sup>.

Es war tatsächlich ein ungewöhnlicher Erfolg, und er gewährte [Hitler](#) alles, was er im Augenblick erhoffen konnte. Die Apologie von britischer Seite hat immer wieder auf die Sicherheitsbedürfnisse Grossbritanniens verwiesen und sich auf die Chance berufen, [Hitler](#) durch Zugeständnisse zu zähmen; aber zu fragen bleibt doch, ob diese Bedürfnisse und vagen Erwartungen ein Unternehmen rechtfertigen konnten, durch das eine Politik verwegener Vertragsbrüche sanktioniert, die westliche Solidarität endgültig gesprengt und die politische Situation Europas in eine Bewegung versetzt wurde, von der niemand wissen konnte, wann und wo sie zum Stillstand kommen würde. Mit Recht hat man das Flottenabkommen ein «Epochenereignis» genannt, «dessen symptomatische Bedeutung ungleich grösser als sein sachlicher Inhalt war»<sup>25</sup>. Vor allem bestärkte es [Hitler](#) in der Vorstellung, dass mit erpresserischen Mitteln schlechterdings alles zu erreichen sei, und nährte seine Hoffnung auf das grosse Bündnis zur Teilung der Welt: dieser Pakt, so meinte er überschwenglich, sei «der Beginn einer neuen Zeit... Er glaube fest daran, dass die Briten die Verständigung auf diesem Gebiet mit uns nur als Auftakt für eine viel weitere Zusammenarbeit suchten. Eine deutsch-britische Kombination werde stärker sein als alle anderen Mächte zusammen.» Angesichts der Ernsthaftigkeit seiner historischen Präentionen war es wohl mehr als eine Geste leerer Feierlichkeit, dass [Hitler](#) sich Anfang September in Nürnberg eine Nachbildung des Schwertes Karls des Grossen überreichen liess.

Der deutsch-englische Flottenvertrag hatte jedoch noch eine weitere Folge, die den Umschwung der europäischen Verhältnisse erst wirklich besiegelte. In den zweieinhalb Jahren, seit [Hitler](#) zum Reichskanzler ernannt worden war, hatte Mussolini, ungeachtet aller ideologischen Bruderschaft, eine Politik kritischer Reserve ge-

genüber **Hitler** befolgt und «für das Ausserordentliche und Bedrohliche des Nationalsozialismus ein schärferes Empfinden gehabt als die meisten westlichen Staatsmänner»<sup>26</sup> Die persönliche Genugtuung über den Sieg des faschistischen Prinzips in Deutschland hatte doch die tiefe Unruhe nicht übertäuben können, die er angesichts des Nachbarn im Norden empfand, der jene Dynamik, Vitalität und Disziplin besass, die er seinem eigenen Volke mühevoll und nicht ohne Schwierigkeiten zu suggerieren versuchte. Das Treffen von Venedig hatte seine Skepsis gegenüber **Hitler** eher bestätigt, doch erstmals wohl auch schon jenen Unterlegenheitskomplex geweckt, den er mehr und mehr durch Grimassen des Stolzes, imperiale Aktionen oder die Berufung auf eine entschwundene Vergangenheit zu kompensieren trachtete und der ihn zuletzt immer tiefer in die verhängnisvolle Partnerschaft mit **Hitler** getrieben hat. Dreissig Jahrhunderte Geschichte erlaubten den Italienern, hatte er in einer Rede bald nach dem Treffen im Blick auf **Hitlers** rassistische Ideen geäussert, «mit erhabener Gleichgültigkeit auf gewisse Doktrinen jenseits der Alpen zu schauen, die von den Nachkommen jener Leute entwickelt wurden, die in den Tagen von Cäsar, Virgil und Augustus noch Analphabeten waren». Nach einer anderen Quelle hatte er **Hitler** einen «Hanswurst» genannt, die Rassenlehre als «jüdisch» denunziert und sarkastische Zweifel geäussert, ob es gelingen werde, aus den Deutschen «eine rassereine Herde» zu machen: «Nach der günstigsten Hypothese ... braucht man sechs Jahrhunderte.»<sup>27</sup> Anders als Frankreich oder gar England war er verschiedentlich bereit gewesen, **Hitlers** aussenpolitischen Übergriffen durch militärische Demonstrationen zu begegnen: «Die beste Art, die Deutschen zu bremsen, ist die Einberufung des Jahrgangs 1911.» Beim Mord an Dollfuss hatte er einige italienische Divisionen an die nördliche Grenze beordert, der österreichischen Regierung telegrafisch jede Unterstützung in der Verteidigung der Unabhängigkeit des Landes zugesagt und schliesslich auch der italienischen Presse die populären Schmähungen **Hitlers** und der Deutschen gestattet.

Jetzt erwartete er den Preis für so viel Wohlverhalten. Sein Blick fiel dabei auf Äthiopien, das schon seit dem Ende des 19. Jahrhunderts, als ein Versuch zur Ausdehnung der Kolonien Eritrea und

Somaliland kläglich gescheitert war, die imperialistische Phantasie Italiens beschäftigte. England und Frankreich, so erwartete er, würden dem Eroberungszug keine Hindernisse entgegenstellen, da sie Italien weiterhin in der Abwehrfront gegen [Hitler](#) benötigten; Addis Abeba, in einer Art «Niemandland» gelegen, konnte ihnen im Ernst nicht wichtiger sein als Berlin. Die halben Zusagen, die Laval im Januar anlässlich seines Rom-Besuchs gemacht hatte, deutete er ebenso wie das Schweigen der Briten in Stresa als Zeichen diskreten Einverständnisses. Auch gab er sich Rechenschaft, dass der deutsch-englische Flottenpakt den Wert Italiens für die Westmächte, vor allem für Frankreich, noch gesteigert hatte.

Über willkürlich herbeigeführte Grenzzwischenfälle und Oasenkonflikte schürte er die Stimmung zu seinem eigentümlich anachronistisch wirkenden Kolonialkrieg. Während Frankreich, in der Sorge, dass ein weiterer Pfeiler seines Bündnissystems bersten könne, ihm passive Unterstützung zusicherte, fertigte er alle Vermittlungsversuche mit jenen cäsarischen Mannesgesten ab, die ihm zur Verfügung standen. Es war, verblüffenderweise, England, das daraufhin den Plan betrat. Nachdem es sich noch im April geweigert hatte, den Unruhestiftereien [Hitlers](#) mit Sanktionen entgegenzutreten, forderte es sie im September gegenüber Mussolini und verstärkte zur Bekundung der eigenen Entschlossenheit demonstrativ die Mittelmeerflotte. Nun aber widersprach Frankreich, das sich ausserstande sah, sein gutes Einvernehmen mit Italien ausgerechnet für jenes England aufs Spiel zu setzen, das sich soeben erst, im Arrangement mit [Hitler](#), als ein so überaus unzuverlässiger Bundesgenosse erwiesen hatte, und dies wiederum wirkte verstimmend auf England zurück, während in Italien die hektische Empörung so weit gedieh, dass man prahlerisch von einem Präventivkrieg gegen Grossbritannien (spöttisch «Aktion Wahnsinn» genannt) sprach: kurz, alle Einverständnisse und langjährigen Loyalitäten brachen jetzt offen auseinander. In Frankreich nahmen einflussreiche Parteigänger Mussolinis, vor allem zahlreiche Intellektuelle, offen für die italienischen Expansionsbestrebungen Stellung, Charles Maurras, der grosse Wortführer der französischen Rechten, drohte allen Parlamentariern, die Sanktionen gegen Italien forderten, öffentlich den Tod an, und eine defaitistische



Ironie ergötzte sich an der Frage «Mourir pour le Négus?»; bald würde die Frage Danzig gelten<sup>28</sup>

Für die englische Geste konnte es, zumal im Blick auf [Hitler](#), eine Rechtfertigung nur geben, falls die britische Regierung bereit war, dem Aggressionsakt Mussolinis mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten und dabei auch das Risiko eines Krieges nicht zu scheuen. Ebenso weit aber reichte der englische Entschluss offensichtlich nicht, und folglich musste er das Unheil nur beschleunigen. Mussolini jedenfalls durfte jetzt den Stolz und die Ehre Italiens durch die ergangenen Drohungen so sehr herausgefordert fühlen, dass er die Feindseligkeiten eröffnen konnte. Am 2. Oktober 1935 verkündete er auf einer Massenkundgebung, der über zwanzig Millionen Menschen auf Strassen und Plätzen in allen Teilen des Landes begeistert lauschten, aus freiem Entschluss Äthiopien den Krieg: «Eine grosse Stunde in der Geschichte unseres Vaterlandes hat geschlagen ... Vierzig Millionen Italiener als verschworene Gemeinschaft, sie lassen sich ihren Platz an der Sonne nicht nehmen!» Es hätte nur der Schliessung des Suezkanals oder eines Öl-embargos bedurft, um die hochgerüstete italienische Expeditionsarmee augenblicklich kampfunfähig zu machen und dem Lande eine so vernichtende Niederlage zuzufügen, wie sie ihm vierzig Jahre zuvor auf gleichem Boden Kaiser Menelik bereitet hatte; Mussolini hat später versichert, dies wäre «eine unausdenkbare Katastrophe» für ihn gewesen.<sup>29</sup> Doch davor scheuten England und Frankreich, nicht anders als die übrigen Nationen, zurück, es blieb bei einigen halbherzigen Massnahmen, deren Wirkungslosigkeit nur das Prestige verringerte, das den Demokratien wie dem Völkerbund noch verblieben war. Gewiss hatte die Vorsicht zahlreiche Motive. Der tschechoslowakische Ministerpräsident Benesch beispielsweise, der sich als besonders energischer Anwalt wirtschaftlicher Sanktionen hervortat, nahm die eigene Ausfuhr nach Italien wohlweislich davon aus.

Die inneren Widersprüche und Gegensätze Europas gewährten Mussolini fast unbegrenzte Manövrierfreiheit. Und mit einer beispiellosen Brutalität, die einen neuen Stil unmenschlicher Kriegführung etablierte, machte sich die moderne italienische Armee, unter Verwendung selbst von Giftgasen, an die Bekämpfung und

Vernichtung eines unvorbereiteten, nahezu wehrlosen Gegners. Nicht minder beispiellos war, wie sich prominente Offiziere, darunter die Söhne Mussolinis, Bruno und Vittorio, mit gemeinem Übermut brüsteten, von ihren Kampfflugzeugen aus in fröhlicher Treibjagd ganze Menschenrudel, nach Hunderten und Tausenden zählend, mit Brandbomben und Bordwaffen in den Tod gehetzt zu haben.<sup>30</sup> Am 9. Mai 1936 endlich konnte der italienische Diktator vom Balkon des Palazzo Venezia seinen «Triumph über fünfzig Nationen» vor einer begeistert rasenden Menge krönen, als er «das Wiedererscheinen des Imperiums auf den schicksalhaften Hügeln Roms» verkündete.

**Hitler** hatte im Abessinienkonflikt zunächst strenge Neutralität beachtet, und zwar nicht nur, weil er hinreichend Gründe hatte, Mussolini zu grollen, vielmehr irritierte dessen äthiopisches Abenteuer auch seine aussenpolitische Grundkonzeption. Ihr hatte, seit sie einmal formuliert worden war, stets der Gedanke einer Partnerschaft mit England und Italien zugrunde gelegen. Die beginnende Auseinandersetzung führte daher die beiden wichtigsten prospektiven Bundesgenossen gegeneinander und stellte **Hitler** vor eine unvorhergesehene Alternative.<sup>31</sup>

Erstaunlicherweise entschloss er sich, nach längerem Zögern, für die italienische Seite und lieferte ihr Rohstoffe, vor allem Kohle, obwohl er doch wenige Monate zuvor erst den deutsch-englischen Vertrag als Beginn einer neuen Zeit begrüsst hatte. Es waren sicherlich nicht ideologische Sentiments, die ihn dazu veranlassten, und offenbar spielten auch wirtschaftliche Motive dabei keine entscheidende Rolle, so sehr sein Entschluss von solchen Erwägungen mitgeprägt worden sein mag. Weit bestimmender war, dass er in dem Konflikt eine Chance sah, die verharschten europäischen Verhältnisse aufzubrechen. Die Logik dieses Krisensteigerungs-Managements verlangte es, den jeweils schwächeren Kontrahenten gegen den überlegenen zu unterstützen. So hatte **Hitler** noch im Sommer 1935 dem Negus in zwei höchst geheimen Transaktionen Kriegsmaterial im Wert von rund vier Millionen Mark zugeleitet, darunter dreissig Panzerabwehrkanonen, die unverkennbar gegen den italienischen Aggressor zielten: und so unterstützte er jetzt Mussolini gegen die Westmächte.<sup>32</sup> Die Entschei-

dung fiel ihm umso leichter, als er, wie eine Geheimrede vom April 1937 deutlich macht, das Engagement Englands nicht wirklich ernst nahm, weil ihm die Prinzipien, für die es stritt: die Integrität der kleinen Nationen, der Schutz des Friedens, das Selbstbestimmungsrecht, nichts bedeuteten, während er im imperialistischen Einsatz Italiens Gesetz und Logik der Politik selber am Werke sah. Es war der gleiche gravierende Irrtum, dem er im August und September 1939 erlag und der mit seiner rationalistischen Unfähigkeit zu tun hatte, andere als nackte Machtinteressen zu kalkulieren. Hinzu kam, dass er sich im Hochgefühl seiner raschen Erfolge bereits sicher genug fühlte, das eben erst geschlossene Bündnis mit England einer gewissen Belastung auszusetzen, sofern er dadurch den anderen Bundesgenossen gewann, der sich ihm bislang, allen Bemühungen zum Trotz, nahezu feindselig verweigert hatte.

Doch hat [Hitler](#) den Abessinienkrieg nicht nur genutzt, um die Isolierung im Süden zu sprengen. Vielmehr machte er sich die offenbar gewordene Unentschlossenheit der Westmächte sowie die Lähmung des Völkerbundes in einem neuerlichen aussenpolitischen Überraschungscoup zunutze: Am 7. März 1936 besetzten deutsche Truppen die seit dem Abschluss des Locarno-Vertrages entmilitarisierte Zone des Rheinlands. In der Logik der Ereignisse war es der zwangsläufig nächste Schritt, doch kam er allem Anschein nach selbst für [Hitler](#) unvermittelt. Den Unterlagen zufolge hatte er erstmals Mitte Februar Erwägungen angestellt, ob es nicht ratsam sei, die ursprünglich für das Frühjahr 1937 vorgesehene Aktion angesichts der internationalen Lage vorzuziehen,<sup>33</sup> und sich offenbar schon wenige Tage später dazu entschlossen, da Mussolini ihn zweimal kurz hintereinander wissen liess, dass der Geist von Stresa tot sei und Italien sich an keiner Sanktion gegen Deutschland beteiligen werde. Freilich wartete [Hitler](#) auch diesmal einen Anlass ab, der es ihm gestattete, in der grossen Charginrolle des Misshandelten vor die Welt zu treten und anklagend auf die Schmach zu verweisen, die ihm angetan worden war.

Den Vorwand bot ihm dieses Mal der französisch-sowjetische Beistandspakt, der seit geraumer Zeit verhandelt, aber noch nicht ratifiziert worden war. Er war als Einsatzpunkt für [Hitlers](#) Gegenzug umso geeigneter, als er den Gegenstand anhaltender inner-

französischer Kontroversen gebildet und weit über Frankreich hinaus, vor allem in England, erhebliche Besorgnisse wachgerufen hatte. Um sein Vorhaben abzuschirmen, gewährte **Hitler** Bertrand de Jouvenel am 21. Februar ein Interview, in dem er seinem Wunsch nach gegenseitiger Annäherung Ausdruck gab und sich insbesondere von dem scharfen antifranzösischen Affekt seines Buches «Mein Kampf» distanzierte. Damals, so erklärte er, seien Frankreich und Deutschland Feinde gewesen, doch inzwischen gebe es keine Konfliktgründe mehr. Die Frage de Jouvenels, warum das Buch, weithin als eine Art politischer Bibel betrachtet, in unveränderter Form immer neu aufgelegt werde, beantwortete **Hitler** mit dem Hinweis, er sei kein Schriftsteller, der seine Werke bearbeite, sondern ein Politiker: «Meine Korrekturen nehme ich in meiner Aussenpolitik vor, die auf Verständigung mit Frankreich abgestellt ist... Meine Korrektur trage ich in das grosse Buch der Geschichte ein!»<sup>34</sup> Als das Interview jedoch erst eine Woche später und ausgerechnet am Tage nach der Ratifizierung des französisch-sowjetischen Paktes durch die Deputiertenkammer im 'Paris-Midi' veröffentlicht wurde, fühlte **Hitler** sich hintergangen. Dem Botschafter François-Poncet, der ihn am 2. März aufsuchte, trat er gereizt entgegen, aufgebracht versicherte er, man habe ihn zum Narren gehalten und die rechtzeitige Veröffentlichung des Interviews durch eine Intrige von politischer Seite verhindert, alle seine Erklärungen seien inzwischen überholt, er werde mit neuen Vorschlägen aufwarten.

Vom gleichen 2. März datiert denn auch die Weisung, die V. Blomberg für die Rheinlandbesetzung vorbereitet hat. Zwar war sich **Hitler** des hohen Risikos seiner Unternehmung bewusst und hat später die achtundvierzig Stunden nach dem Morgen des -j. März 1936, als seine Truppen unter dem Beifall der Bevölkerung, mit Blumen überschüttet, den Rhein überschritten, als die «aufregendste Zeitspanne» seines Lebens bezeichnet, er wolle in den nächsten zehn Jahren keine ähnliche Belastung mehr auf sich nehmen, beteuerte er. Denn der Aufbau der Wehrmacht hatte gerade erst begonnen, im Ernstfall vermochte er nur eine Handvoll Divisionen gegen die nahezu zweihundert Divisionen Frankreichs und seiner osteuropäischen Verbündeten anzubieten, denen inzwi-

schen noch die Streitkräfte der Sowjetunion hinzuzurechnen waren. Und wenn Hitler selber auch offenbar keinen Nervenzusammenbruch erlitt, wie einer der Beteiligten später behauptet hat, so versagten doch die Nerven des sanguinischen Reichskriegsministers, der kurz nach Beginn der Aktion erregt dazu riet, die Truppen angesichts der zu erwartenden französischen Intervention zurückzuziehen. «Wären die Franzosen damals ins Rheinland eingedrückt», so hat Hitler jedoch immerhin eingestanden, «hätten wir uns mit Schimpf und Schande wieder zurückziehen müssen, denn die militärischen Kräfte, über die wir verfügten, hätten keineswegs auch nur zu einem mässigen Widerstand ausgereicht.»<sup>35</sup>

Gleichwohl zögerte Hitler nicht, das Risiko einzugehen, und seine Bereitschaft dazu hatte zweifellos mit der zusehends verächtlicheren Meinung über Frankreich zu tun. Immerhin sicherte er die Aktion in der bewährten Weise ab. Wieder verlegte er sie auf einen Sonnabend weil er die entscheidungsbefugten Gremien der Westmächte am Wochenende beschlussunfähig wusste, wieder begleitete er den diesmal doppelten Bruch der Verträge von Versailles und Locarno mit Wohlverhaltensschwüren und emphatischen Bündnisangeboten, darunter sogar dem Vorschlag eines fünfundzwanzigjährigen Nichtangriffspakts mit Frankreich nach der Rückkehr Deutschlands in den Völkerbund, wieder liess er sich seinen Schritt demokratisch legitimieren, indem er ihn mit einer Wahl verband, die erstmals die «totalitäre Traumziffer»<sup>36</sup> von neunundneunzig Prozent erreichte: «nach aussen und innen sei das von grösster Wirkung», hat er später bekannt. Wie bewusst er dieses Konzept der überfallartigen Zugriffe mit absicherndem Begleitgerede anwendete, geht aus einer Bemerkung in den «Tischgesprächen» hervor, in der er Mussolinis Nachgiebigkeit der Kurie gegenüber kritisierte: «Ich würde im Vatikan einmarschieren und die ganze Gesellschaft herausholen. Ich würde dann sagen: ‘Verzeihung, ich habe mich geirrt! ‘ – Aber sie wären weg!» Nicht zu Unrecht hat er diese Phase, der seine Taktik so entscheidend das Gepräge gegeben hat, das «Zeitalter der faits accomplis» genannt.<sup>37</sup>

Die Reichstagsrede, mit der Hitler die Aktion abstützte, machte sich in demagogisch meisterhafter Weise die Widersprüche, Ängste, Friedenssehnsüchte Deutschlands und Europas zu eigen, wort-

reich beschwor er «das Grauen der kommunistischen internationalen Hassdiktatur», die Gefahr aus dem unheimlichen Osten, die Frankreich nach Europa hereinhole, und plädierte dafür, «das Problem der allgemeinen europäischen Volks- und Staatengegensätze aus der Sphäre des Unvernünftigen, Leidenschaftlichen herauszuheben und unter das ruhige Licht einer höheren Einsicht zu stellen». Im Einzelnen begründete er seinen Schritt damit, dass nach deutscher Rechtsauffassung der französisch-sowjetische Beistandspakt als Bruch des Locarno-Vertrages anzusehen sei, da er unleugbar gegen Deutschland ziele; und obwohl die Franzosen widersprachen, war **Hitlers** Vorbringen doch nicht unbegründet,<sup>38</sup> auch wenn es gerade seine Politik des rigorosen Revisionismus gewesen war, die das sicherheitsbekümmerte Frankreich zu dem Bündnis veranlasst hatte. Immerhin verfehlten seine Gründe und Beteuerungen ihren Eindruck nicht. Zwar erwog, wie wir inzwischen wissen, die Regierung in Paris einen Augenblick lang einen militärischen Gegenschlag, schreckte aber unter Hinweis auf die herrschenden pazifistischen Stimmungen vor der allgemeinen Mobilmachung zurück. England wiederum hatte Mühe, die französische Erregung überhaupt zu begreifen, nach seinem Urteil kehrte Deutschland lediglich «in seinen eigenen Garten» zurück, und als Eden dem Premierminister Baldwin riet, den Besorgnissen Frankreichs wenigstens durch eine Fühlungnahme der militärischen Stäbe zu entsprechen, erhielt er zur Antwort: «Die Jungens haben keine Lust dazu.»<sup>39</sup> Von Frankreichs Verbündeten zeigte sich im Grunde nur Polen zum Eingreifen bereit; doch von der passiven Haltung der französischen Regierung desavouiert, geriet es am Ende noch in beträchtliche Verlegenheit, für die in Berlin bekanntgewordene Interventionsbereitschaft eine annähernd unverdächtig klingende Begründung zu finden.

So verlief alles nach dem Modell der voraufgegangenen Krisen. Der schlagartigen Aktion **Hitlers** folgten laute Proteste und Drohungen, dann besorgte Konsultationen, anschliessend Konferenzen (mit und ohne Deutschland), bis das zähe Palaver dem verletzten Recht alle Energie genommen hatte. Der Völkerbundsrat, der aufgeregt in London zu einer Sondersitzung zusammengeseilt war, erklärte Deutschland zwar einstimmig für vertragsbrüchig, unter-

liess es aber doch nicht, **Hitlers** wiederholt bekundeten «Willen zur Zusammenarbeit» dankbar hervorzuheben und, als entstamme das eigene Votum nur einer eher absurden Laune, Verhandlungen mit dem Vertragsbrecher anzuregen. Als ein Diktum des Rates die Schaffung einer zwanzig Kilometer breiten neutralen Zone im Rheinland verfügte und von Deutschland den Verzicht auf Befestigungen in diesem Bereich verlangte, erklärte **Hitler** knapp, er werde sich keinem Diktat beugen, die deutsche Hoheit sei nicht wiederhergestellt worden, um sie sogleich wieder einschränken oder beseitigen zu lassen: Zum letzten Mal hatten die Mächte im Ton jenes Sieges gesprochen, der ihnen lange entglitten war. Das nicht zuletzt meinte offenbar auch die Londoner 'Times', die als publizistischer Wortführer einer Politik unentmutigten Entgegenkommens im Verhalten **Hitlers**, der Überschrift eines Leitartikels zufolge, «eine Chance zum Neuaufbau» sah.

Schwerlich waren alle diese Reaktionen anders als ein Eingeständnis zu deuten, dass die Westmächte zur Verteidigung ihrer in und nach Versailles geschaffenen Friedensordnung entweder nicht mehr fähig oder nicht mehr willens seien. Schon ein Jahr zuvor, nach der matten Reaktion auf die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht, hatte François-Poncet besorgt notiert, **Hitler** müsse jetzt überzeugt sein, «sich alles erlauben und Europa die Gesetze vorschreiben» zu können.<sup>40</sup> Vom Jubel des eigenen Volkes sowie der Schwäche und dem Egoismus der Gegenseite gleichermaßen ermutigt, geriet er auf seiner Gratwanderung immer höher. Auf der Rückreise von der Triumphfahrt durch das wiederbesetzte Rheinland, nach einer vom Glockengeläut eingeleiteten Rede vor dem Kölner Dom, mit Niederländischem Dankgebet und fünfzehnminütiger Funkstille am Schluss, zeigte er sich in einem Sonderzug im kleinen Kreis noch einmal erleichtert über die Unentschlossenheit der Gegenseite: «Bin ich froh! Herrgott! Bin ich froh, dass es so glatt abgegangen ist. Ja, dem Mutigen gehört die Welt. Ihm hilft Gott.» Bei der Fahrt durch das nächtliche Ruhrgebiet, vorbei an glühenden Hochöfen, an Halden und Fördertürmen, überkam ihn eine jener Stimmungen schweifender Selbstüberwältigung, die den Wunsch nach Musik in ihm weckten. Er bat, eine Schallplatte mit Musik Richard Wagners aufzulegen, und medi-

tierte im Anschluss an das «Parsifal-Vorspiel»: «Aus Parsifal baue ich mir meine Religion. Gottesdienst in feierlicher Form ... ohne Demutstheater ... Im Heldengewand allein kann man Gott dienen.» Doch wie nahe er selbst in solchen Augenblicken, verwöhnt von fast unbegreiflichen Erfolgen, noch wie betäubt vom Jubel, seinen Anfängen mit ihrer ressentimentgebundenen Dumpfheit war, wie wenig Gelassenheit und Generosität er selbst im Glück aufzubringen vermochte, bezeugte seine Bemerkung, nachdem anschließend der Trauermarsch aus der «Götterdämmerung» gespielt worden war: «Ich habe ihn zuerst in Wien gehört. In der Oper. Und ich weiss noch, wie wenn es heute gewesen wäre, wie ich mich beim Nachhauseweg wahnsinnig erregte über einige mauschelnde Kaffanjuden, an denen ich vorbeigehen musste. Einen unvereinbareren Gegensatz kann man sich überhaupt nicht denken. Dieses herrliche Mysterium des sterbenden Heros und dieser Judendreck!»<sup>41</sup>

Die Rheinlandbesetzung änderte die tatsächlichen Kräfteverhältnisse der europäischen Mächte zunächst kaum. Aber sie ermöglichte es [Hitler](#) doch, jene Rückenfreiheit nach Westen zu gewinnen, die er zur Verwirklichung der nunmehr näherrückenden Ziele im Südosten und Osten unbedingt benötigte. Kaum hatte sich daher die Erregung über die Aktion gelegt, begann er entlang der deutschen Westgrenze mit dem Ausbau einer stark befestigten Verteidigungslinie. Deutschlands Gesicht wandte sich nach Osten.

Zur psychologischen Vorbereitung der Ostwendung gehörte ein gesteigertes Bewusstsein der kommunistischen Drohung. Und als bediene er selber die Register des historischen Prozesses, kamen [Hitler](#) die Umstände wiederum überaus entgegen. Die im vorangegangenen Sommer von der Kommunistischen Internationale beschlossene neue Volksfronttaktik hatte erstmals im Februar 1936 in Spanien und bald darauf auch in Frankreich spektakulären Erfolg, als der Wahlsieg der vereinigten französischen Linken vor allem den Kommunisten zugute kam, die ihre Mandate von zehn auf nunmehr zweiundsiebzig erhöhen konnten: am 4. Juni 1936 bildete Léon Blum eine Volksfrontregierung. Sechs Wochen später, am 17. Juli, brach mit einer Militärrevolte in Marokko der spanische Bürgerkrieg aus.



Das Hilfeersuchen der spanischen an die französische Volksfrontregierung sowie an die Sowjetunion beantwortete der Führer der Aufständischen, General Franco, mit einem ähnlichen Ersuchen an Deutschland und Italien. Zusammen mit einem spanischen Offizier machten sich zwei NS-Funktionäre aus dem marokkanischen Tetuan auf den Weg nach Berlin, um Hitler und Göring persönliche Briefe Francos zu überbringen. Zwar weigerten sich sowohl das Auswärtige Amt als auch das Reichskriegsministerium, die Delegation offiziell zu empfangen, aber Rudolf Hess entschied, sie zu Hitler zu führen, der sich anlässlich der jährlichen Festspiele in Bayreuth befand. Am Abend des 25. Juli übergaben die drei Abgesandten dem vom Festspielhügel heimkehrenden Hitler die Briefe, und aus der euphorischen Stimmung des Augenblicks, ohne Rücksprache mit den zuständigen Ministern, wurde der Entschluss gefasst, Franco aktiv zu unterstützen. Göring, als Oberbefehlshaber der Luftwaffe, und v. Blomberg erhielten unverzüglich entsprechende Weisungen. Die zunächst wichtigste und vielleicht sogar entscheidend gewordene Massnahme bestand in der schleunigen Entsendung einiger Verbände Ju 52, mit deren Hilfe Franco seine Truppen übers Meer schaffen und einen Brückenkopf auf dem spanischen Festland errichten konnte. In den folgenden drei Jahren erhielt er Unterstützung durch Kriegsmaterial, Techniker, Berater sowie vor allem durch die bekannte «Legion Condor», doch hat die deutsche Hilfe das Kriegsgeschehen nicht wesentlich beeinflusst und blieb jedenfalls weit hinter den von Mussolini zur Verfügung gestellten Kräften zurück. Es gehört zu den bemerkenswertesten Aufschlüssen, die das Studium der Akten über das Geschehen vermittelt,<sup>42</sup> dass Hitler auch hier wiederum vor allem taktisch agierte und eine gänzlich ideologiefreie, rationale Kühle bewies: Jahrelang unternahm er fast nichts, um den Sieg Francos herbeizuführen, aber alles, um den Konflikt am Leben zu erhalten. Seine Chance war, so viel wusste er seit je, immer nur die Krise. Der Offenbarungseid über das wirkliche Interesse, den jede kritische Situation verlangt, die Verstimmungen, Brüche und Neuorientierungen, boten der politischen Phantasie erst die Anknüpfungspunkte. Der eigentliche Nutzen, den Hitler daher aus dem spanischen Bürgerkrieg ziehen konnte und, geschickt steuernd, tatsächlich auch dar-

aus zog, lag in der Turbulenz, die er in die verfestigten europäischen Verhältnisse brachte.

Daneben verblasste aller andere Gewinn, wie hoch man auch die Möglichkeiten zur Kampferprobung für die deutsche Luftwaffe und die Panzertruppen veranschlagen mag. Schwerer wog allenfalls noch die erstmals militant demonstrierte Überlegenheit allen rivalisierenden politischen Systemen gegenüber. In den Aufschrei der Entrüstung, der die gesamte zivilisierte Welt über die Beschissung des Hafens von Almería oder den Bombenangriff auf Guernica erfüllte, mischte sich doch auch der Schauer pervertierten Respekts vor dem inhumanen Schneid, mit dem die kommunistische Drohung hier herausgefordert und am Ende zurückgewiesen wurde: Es war, auf erweiterter Ebene, die alte Saalschlachterfahrung [Hitlers](#) von der Anziehungskraft des Terrors auf die Masse.

Schon bald wurde die Richtung erkennbar, in die der Krieg die Verhältnisse stiess: Er zeichnete auch hier wiederum längst vertraute Linien nach. Gewiss ist zutreffend, dass sich der Antifaschismus auf den Schlachtfeldern Spaniens seine Legende schuf,<sup>43</sup> die in zahlreiche Cliques und Fraktionen zerspaltene, von inneren Fehden zermürbte Linke sich in den Internationalen Brigaden wie zum letzten Gefecht zusammenfand und noch einmal die fortwirkende Kraft der alten Mythen bezeugte. Aber viel mehr als eine Legende war die These von Macht und Gefahr der Linken nie gewesen, als Legende hatte sie ihre folgenreichste Funktion ausgeübt: den Zusammenschluss und die Mobilisierung der Gegenposition.

Es war dies auch die Wirkung, die sie mit ihrem Einsatz in Spanien, allen Niederlagen zum Trotz, vor allem erzielt hat: Sie führte die so lange entzweiten, erst zögernd einander sich nähernden faschistischen Mächte endgültig zusammen und schuf jene am 1. November 1936 von Mussolini ausgerufene «Achse Berlin – Rom», die sich als neues, triumphierendes Ordnungselement verstand, um das in flüchtigem Wirbel die dekadenten Demokraten und die menschenfeindlichen Terrorsysteme linker Spielart kreisten: einen internationalen Faschismus mit einem suggestiv ausstrahlenden Machtzentrum hat es erst seit dieser Zeit gegeben. Zugleich damit gewann erstmals die Mächtekonstellation des Zweiten Weltkriegs ihren Umriss.

Trotz aller Anstösse von aussen kam diese Bündnisgemeinschaft nicht ungehindert und ohne Rückschläge zustande. Wie auf italienischer Seite gab es auch in Deutschland erhebliche Vorbehalte gegen ein enges Einvernehmen mit Italien. Bismarcks Bemerkung, man könne mit dem als Freund wie als Feind gleichermaßen untreuen Land im Süden keine Politik treiben, hatte im Ersten Weltkrieg den Rang einer allgemeinen Wahrheit erlangt, und der öffentlichen Meinung war ein Bündnis mit Italien so wenig plausibel zu machen wie beispielsweise das mit Polen. Zwar reichte der Affekt nicht so weit, wie Mussolini vermutete, als er im Dezember 1934 dem deutschen Botschafter in Rom, Ulrich v. Hassell, versicherte, er spüre, dass kein Krieg in Deutschland so populär sei wie ein Krieg gegen Italien; doch zeigte man auch wenig Neigung, Cianos Versicherung Glauben zu schenken, das faschistische Italien habe alle kombinierende Vorteilssucht aufgegeben und sei nicht mehr, wie eine schimpfliche Wendung der Vergangenheit behauptete, die «Hure der Demokratien»<sup>44</sup>.

Was die Verbindung gleichwohl so eng knüpfte, war vor allem die persönliche Sympathie, die [Hitler](#) und Mussolini nach dem frühen Fehlschlag von Venedig füreinander entwickelten. Trotz aller Unterschiede im Einzelnen: der extrovertierten Beweglichkeit Mussolinis, seiner unverbrüteten Nüchternheit, Spontaneität und generösen Lebenszugewandtheit, die in so sichtbarem Gegensatz zur solennen Verkrampftheit [Hitlers](#) standen, waren sich beide doch überaus ähnlich. Dem Machtwillen, dem Hunger nach Grösse, der Reizbarkeit, dem prahlerischen Zynismus und der Theatralik des einen entsprachen verwandte Züge des anderen. Mussolini fühlte sich als der Ältere und machte gern, nicht ohne Gönnerhaftigkeit, eine gewisse faschistische Anciennität gegenüber dem Deutschen geltend. Immerhin begann eine Anzahl führender NS-Funktionäre Machiavelli zu lesen. In [Hitlers](#) Arbeitszimmer im Braunen Haus stand eine schwere Bronzestatue des italienischen Diktators, und mit einer ganz ungewöhnlichen Geste der Verehrung hat er ihn im Oktober 1936, bei einem Besuch des italienischen Aussenministers in Berchtesgaden, «den führenden Staatsmann in der Welt» genannt, «dem keiner sich nur entfernt vergleichen könne»<sup>45</sup>.

Mussolini hat die offenbare Werbung **Hitlers** zunächst nicht ohne skeptische Reserve verfolgt. Nicht nur die eingewurzelte Furcht vor dem «Germanismus» riet ihm zur Zurückhaltung, vielmehr ging auch das Interesse seines Landes in die entgegengesetzte Richtung. Zwar hatte er das ostafrikanische Kolonialreich nicht zuletzt dank der ablenkenden Kraft des nationalsozialistischen Deutschland gewonnen; doch zur Sicherung des Imperiums konnte dieses Deutschland nichts beitragen. Alles kam vielmehr darauf an, durch eine Politik des Wohlverhaltens nach Westen die Neuerwerbung zu unterbauen. Allerdings war das eine politische Überlegung, und angesichts der plötzlich machtvoll in Europa emporwachsenden Erscheinung **Hitlers** wollte Mussolini nun nicht mehr nur Politik, sondern auch Geschichte machen: am Aufbruch zur Grösse teilhaben, Dynamik entfalten, Glauben wecken, dem alten «Heimweh nach dem Krieg»<sup>46</sup> Genüge verschaffen, und wie die Formeln schicksalhafter Ergriffenheit sonst noch lauten mochten. Wie unheimlich ihm die merkwürdig düstere Gestalt des deutschen Diktators daher auch erschien: seine Kühnheit, als er wider alle gemein rechnende Vernunft den Völkerbund verlassen, die Wehrpflicht verkündet, der Welt immer wieder Trotz geboten und die festgefahrenen europäischen Verhältnisse in Bewegung gebracht hatte, quälte und imponierte Mussolini umso mehr, als es die eigentlich «faschistische» Politik des Eklats war, die der linkische Gast von Venedig der Welt exerzierte. Besorgt um sein Renommee begann er, die Annäherung zu erwägen.

Das schwerstwiegende Hindernis räumte **Hitler** durch ein taktisches Manöver beiseite: In der Überzeugung, dass sich später, unter Freunden, alles arrangieren lasse, gab er in der Österreichfrage äusserlich nach. Im Juli 1936 schloss er mit Wien ein Abkommen, durch das er vor allem die österreichische Souveränität anerkannte, Nichteinmischung gelobte und im Austausch dafür die Zusage erhielt, dass den «anständigen» Nationalsozialisten nicht länger die Übernahme politischer Verantwortung verwehrt werde. Begreiflicherweise wertete Mussolini den Vertrag in hohem Masse als persönlichen Erfolg. Gleichwohl wäre er möglicherweise noch immer vor dem Gedanken einer engeren Bindung an Deutschland zurückgeschreckt, wenn ihm die Umstände nicht just in diesem

Augenblick auf eine verwirrende Weise günstig gewesen wären. Denn ebenfalls im Juli nahmen die Völkerbundmächte ihren wenig erfolgreichen Sanktionsbeschluss gegen Italien zurück und überliessen damit, nicht ohne das Eingeständnis ihres Scheiterns, Abessinien seinem Eroberer. Zugleich konnte Mussolini sein Selbstbewusstsein in Spanien stärken, wo sein Engagement dasjenige [Hitlers](#) weit übertraf und er als die führende faschistische Kraft in Erscheinung trat. Als Hans Frank ihn im September aufsuchte und eine Einladung [Hitlers](#) mit den schmeichelhaftesten Zusicherungen hinsichtlich der italienischen Vormachtstellung im Mittelmeerraum verband, ehe er das Angebot einer engen Zusammenarbeit vortrug, reagierte Mussolini zwar immer noch deutlich zurückhaltend; doch war, was er zeigte, offenbar nur die majestätische Indolenz des grossen Mannes. Denn einen Monat später sandte er seinen Schwiegersohn und Aussenminister Graf Ciano auf Erkundungsreise nach Deutschland. Kurz darauf kamen Tullio Gianetti, Renato Ricci, dann tausend Avantgardisten; schliesslich, im September 1937, fuhr Mussolini selber.

[Hitler](#) entfaltete seinem Gast zu Ehren allen Revuen-Pomp, dessen das Regime fähig war, die Dekorationen stammten, wie der Münchener Gauleiter Wagner versichert hat, zum grossen Teil von [Hitler](#) selber oder gingen auf seine Anregungen zurück. Ein Spalier von Büsten der römischen Kaiser, von Lorbeerbäumen flankiert, empfing Mussolini bei der Ankunft und versetzte ihn, den Duce und Neubegründer des Imperiums, in die erlauchteste Ahnenreihe der europäischen Staatengeschichte. Bei ihrer ersten Unterredung verlieh [Hitler](#) ihm nicht nur den höchsten deutschen Orden, sondern auch ein goldenes Hoheitszeichen der Partei, wie es bisher nur von ihm selber getragen wurde. In Berlin war mit Hilfe des Bühnenbildners Benno v. Arent zwischen Brandenburger Tor und Westend eine kilometerlange Triumphallee hergerichtet worden, die in üppigen Drapierungen, mit Girlanden und kunstvoll verknoteten Fahnentüchern, mit Likatorenbündeln, Hakenkreuzen und anderen Wahrzeichen eine imponierende Theaterkulisse bildete. Leuchtend weisse Pylonen zu beiden Seiten der Allee trugen die Symbole der beiden Regime. Unter den Linden waren Hunderte von Säulen, bekrönt mit vergoldeten Reichsadlern, auf-

gestellt. Für die Nacht hatte die Regie Lichterspiele mit dem Grün-Weiss-Rot Italiens und der Hakenkreuzfahne ersonnen. Vor der festlichen Einholung Mussolinis in Berlin verabschiedete Hitler sich von seinem Gast, doch als der Sonderzug des italienischen Diktators die Stadtgrenze erreichte, erschien auf dem Nebengleis überraschend der Zug Hitlers und geleitete den Duce das letzte Stück der Wegstrecke Wagen an Wagen, ehe er endlich, fast unmerklich, ein Stück vorausfuhr; als Mussolini auf dem Bahnhof Heerstrasse eintraf, wartete sein Gastgeber bereits an der vorbestimmten Stelle und streckte ihm die Hand zum Gruss entgegen. Neben Hitler im offenen Wagen stehend, tief beeindruckt von dem Ernst und der offenbaren Aufrichtigkeit der ihm entgegengebrachten Huldigungen, zog er in die Reichshauptstadt ein. Besichtigungen, Paraden, Bankette und Kundgebungen lösten einander ab. Auf einem Truppenübungsplatz in Mecklenburg wurden ihm die neuesten Waffen und die Schlagkraft der Wehrmacht vorgeführt, bei Krupp in Essen die Leistungsfähigkeit der deutschen Rüstungsindustrie. Am 28. September fand abends auf dem Maifeld, unweit des Olympiastadions, eine «Völkerkundgebung der 115 Millionen» statt, auf der Hitler dem Stolz seines Gastes staatsmännische Schmeicheleien entbot: Mussolini sei «einer jener einsamen Männer der Zeiten», rief er dabei aus, «an denen sich nicht die Geschichte erprobt, sondern die selbst Geschichte machen». Sichtlich überwältigt von dem Erlebnis des Glanzes und der Kraft, das diese Tage ihm bereitet hatten, stellte der Duce in seiner Deutsch gehaltenen Rede den «falschen und verlogenen Götzen von Genf und Moskau» die «strahlende Wahrheit» entgegen: morgen werde Europa faschistisch sein. Noch ehe er seine Rede beendet hatte, trieb ein schweres Gewitter mit wolkenbruchartigem Regen die Menge panikartig auseinander, so dass er sich unversehens alleingelassen sah. Auf dem Maifeld, notierte Ciano ironisch, «wunderschöne Choreographie: viel Rührung und viel Regen». Völlig durchnässt musste Mussolini seinen Weg zurück nach Berlin suchen. Der Eindruck seines Deutschlandbesuchs blieb ihm freilich für immer unvergesslich.

«Ich bewundere Sie, Führer!» hatte er in Essen beim Anblick eines bis dahin streng geheimgehaltenen Riesengeschützes ausge-

rufen, doch galt das Gefühl auch umgekehrt. So wenig Hitler sonst zu ungeteilten Empfindungen fähig war, hat er dem italienischen Diktator doch eine seltsam offene, fast naiv wirkende Zuneigung entgegengebracht und über die vielfachen Enttäuschungen späterer Jahre bewahrt: Mussolini war einer der seltenen Menschen, denen er ohne Kleinlichkeit, Berechnung oder Neid entgegentrat. Nicht unwichtig war dabei, dass der andere wie er selber ein Mann aus einfachen Verhältnissen war und ihm nicht jene Befangenheit abnötigte wie nahezu überall sonst in Europa die Vertreter der alten bürgerlichen Klasse. Ihr gegenseitiges Verständnis war, jedenfalls nach dem Misserfolg von Venedig, spontan. Im Vertrauen darauf hatte Hitler im Protokoll denn auch nur eine einzige Stunde für politische Gespräche reserviert. Gewiss verfügte Mussolini über Urteilsvermögen und politischen Scharfsinn, aber der von Hitler praktizierte Stil persönlicher Aussenpolitik, die Methode der direkten Absprachen, Händedrucke, Mannesworte entsprach der stärkeren Seite seines Wesens. Ihr überliess er sich unter dem Einfluss Hitlers mehr und mehr: merkwürdig wehrlos, reduziert und schliesslich ausgezehrt, wie so viele, auch er. Schon jetzt, als er sich die politische Überlegung durch Schmeicheleien und grandiose Schaustellereffekte abkaufen liess, war er im Grunde verloren und das rühmlose Ende an der Tankstelle der Piazzale Loreto, keine acht Jahre später, absehbar. Denn für ihn kam es ganz darauf an, trotz aller ideologischen Gemeinsamkeit mit Hitler die fundamentale Verschiedenheit der Interessen nicht ausser Acht zu lassen, die zwischen einer schwachen saturierten und einer starken expansiven Macht besteht. Wie weit er unter dem stimulierenden Eindruck der Besuchstage die Schwenkung von den Kategorien der Politik zur unpolitischen Kategorie blinder Schicksalsverbundenheit bereits vollzogen hatte, offenbarte einer der Kernsätze seiner Berliner Rede, als er von einer Maxime faschistischer und persönlicher Moral sprach, wonach, wer einen Freund gefunden habe, «mit ihm zusammen bis ans Ende marschieren» müsse.<sup>47</sup>

So war es Hitler überraschend schnell gelungen, sein Bündnis-konzept nach der einen Seite zu verwirklichen. Erstmals in der modernen Geschichte schlossen sich zwei Staaten unter ideologischem Vorzeichen zu einer «Aktionsgemeinschaft zusammen ...

und es waren entgegen allen Voraussagen Lenins nicht zwei sozialistische, sondern zwei faschistische Staaten»<sup>48</sup>. Die Frage war, ob es Hitler nach einem so ostentativ ideologisch etikettierten Bündnis noch gelingen konnte, den anderen Idealpartner, England, zu gewinnen; ob er, von seinen eigenen Voraussetzungen und Zielen her gedacht, hier nicht bereits den ersten Schritt getan hatte, der ihm zum Verhängnis werden sollte.

Schon kurz nach dem Einmarsch ins Rheinland hatte Hitler einen erneuten Vorstoss unternommen, England an seine Seite zu bringen. Wiederum bediente er sich dabei nicht des Auswärtigen Amtes, das bald nur noch die Rolle einer technischen Apparatur zur Erledigung aussenpolitischer Routineaufgaben spielte; die Verwirklichung seiner zentralen Zielsetzungen zog er vielmehr mit Hilfe eines Systems von Sonderbeauftragten weitgehend an sich. Als Star, diplomatisches Urtalent und Englandexperte galt seit dem erfolgreichen Abschluss des Flottenpaktes der Spirituosenkaufmann Joachim v. Ribbentrop. Ihn setzte Hitler jetzt an, um seine grosse aussenpolitische Konzeption durch das Bündnis mit England zu bekrönen.

Seine Wahl hätte kaum verfehlter, kaum aber auch bezeichnender ausfallen können. Keine der Führungsfiguren des Dritten Reiches hat sich am Ende einem so erdrückenden Chor ablehnender Stimmen gegenübergesehen wie Ribbentrop. Freund und Feind haben ihm nicht nur jeden sympathischen Zug, sondern auch alle sachliche Kompetenz bestritten. Die Gunst und Protektion, die der bornierte Exekutor seit dem Sommer 1935 fand, macht deutlich, in wie hohem Masse Hitler schon zu dieser Zeit blosse Instrumente brauchte und Hörigkeitsverhältnisse suchte. Denn der hochtrabenden Gespreiztheit Ribbentrops nach aussen entsprach eine nahezu lunatische Unterwürfigkeit im Innenverhältnis Hitler gegenüber. Wie er sich darbot, immer mit der mühsam umwölkten Stirn des Staatsmanns, war er das Inbild jenes seit 1933 im Wechsel der Klassen hochgekommenen Kleinbürgertypus, der seine Ressentiments und Katastrophenneigungen zur Dämonie historischer Grösse stilisierte. Auf den Ärmelstücken der diplomatischen Phantasieuniform, die er sich bald entwerfen liess, war eine Stickerei angebracht.



die eine Weltkugel zeigte, auf der sich beherrschend der Reichsadler niedergelassen hatte.

Über einen Mittelsmann wandte Ribbentrop sich jetzt an den englischen Ministerpräsidenten Baldwin und schlug ein persönliches Zusammentreffen mit **Hitler** vor: der Ausgang des Gesprächs werde «das Schicksal von Generationen bestimmen», und ein erfolgreicher Verlauf den «grössten Lebenswunsch» des deutschen Kanzlers erfüllen. Baldwin war ein grosser Zauderer, phlegmatisch und mit einer lebenswürdigen Neigung zu behaglichen Lebensumständen. Nicht ohne Mühe, so wissen wir von einem seiner Vertrauten, gelang es seiner Umgebung, ihn beim abendlichen Patiencespiel zu unterbrechen und ihm etwas von dem Schwung und den Hoffnungen mitzuteilen, die der Gedanke an das geplante Treffen bei allen ausgleichswilligen Kräften geweckt hatte. Baldwin indessen fand zunächst wenig Geschmack an den Komplikationen, mit denen der Plan verbunden war, er machte sich aus diesem **Hitler** so wenig wie aus dem ganzen Europa, von dem er, wie Churchill treffend bemerkt hat, nur wenig wusste, wobei ihm das Wenige, was er wusste, auch noch missfallen hatte. Doch wenn das Treffen schon stattfinden sollte, mochte **Hitler** immerhin kommen, er selber liebte weder das Flugzeug noch die Fahrt zu Schiff, nur keine grossen Umstände, vielleicht auch, so erörterte er mit den enthusiastischen Beratern, könnte der Kanzler im August kommen, man könnte sich in den Bergen treffen, im Seengebiet von Cumberland, und so begeisterte sich die Runde bis in die Nacht hinein. «Dann noch etwas Malvernsprudel und ins Bett», schliesst der Bericht. Später wurden noch Erwägungen angestellt, sich auf einem Schiff nahe der englischen Küste zu treffen; **Hitler** selber, so hat sein damaliger Adjutant überliefert, «strahlte vor Freude» bei dem Gedanken an die bevorstehende Begegnung.<sup>49</sup>

Denn er hatte die grosse Bündnisidee inzwischen noch um eine weitgespannte Überlegung ergänzt und Japan mit einbezogen. Das fernöstliche Land war von ihm erstmals im Frühjahr 1933, neben England und Italien, als möglicher Bündnispartner erwähnt worden; trotz aller rassistischen Unvereinbarkeiten wirkte es doch wie eine fernöstliche Variante Deutschlands: verspätet, diszipliniert und unbefriedigt; ausserdem an Russland grenzend. England hatte

sich, dem neuen Konzept **Hitlers** zufolge, in Osteuropa und Ostasien nur ruhig zu verhalten; im Verein konnten Deutschland und Japan sodann, im Rücken unbedroht, die Sowjetunion von zwei Seiten angreifen und zerschlagen. Sie befreiten auf diese Weise das britische Imperium nicht nur von einer akuten Bedrohung, sondern zugleich auch die bestehende Ordnung, das alte Europa, von seinem geschworenen Feind und sicherten sich überdies den benötigten Lebensraum. Es war diese Idee eines weltumspannenden antisowjetischen Bündnisses, die **Hitler** zwei Jahre lang verfolgt und vor allem dem englischen Partner plausibel zu machen versucht hat. Anfang 1936 trug er sie Lord Londonderry und Arnold J. Toynbee vor.

Bis heute ist nicht eindeutig geklärt, woran das geplante Treffen mit Baldwin gescheitert ist, doch hat allem Anschein nach der energische Widerspruch Edens eine nicht unwichtige Rolle dabei gespielt. Und obwohl **Hitler**, einem der Gewährsleute aus seiner Umgebung zufolge, «schwer enttäuscht» darüber war,<sup>50</sup> dass die Engländer auch seinen vierten Annäherungsversuch zurückgewiesen hatten, liess er noch nicht ab. Im Sommer 1936 ernannte er Ribbentrop zum Nachfolger des verstorbenen deutschen Botschafters in London, Leopold v. Hoesch. Sein Auftrag lautete, den Engländern das Angebot einer «feste(n) Allianz» zu überbringen, «wobei England lediglich Deutschland im Osten freie Hand lassen sollte». Es war, wie **Hitler** kurz darauf zu Lloyd George sagte, «der letzte Versuch», Grossbritannien die Ziele und Notwendigkeiten der deutschen Politik begreiflich zu machen.<sup>51</sup>

Der Versuch war begleitet von einer neuerlichen Kampagne gegen den Kommunismus, «den alten Widersacher und Erbfeind der Menschheit», wie **Hitler** in einer bezeichnend theologisierenden Wendung formulierte.<sup>52</sup> Der spanische Bürgerkrieg hatte seine Rhetorik um eine Fülle neuer Argumente und Bilder bereichert. So beschwor er «die brutale Massenabschlachtung nationalistischer Offiziere, das Anzünden der mit Benzin übergossenen Frauen nationalistischer Offiziere, das Abschlachten von Kindern und Babies nationalistischer Offiziere, das Abschlachten von Kindern und Babies nationalistischer Eltern» und sagte ähnliche Schrecken für Frankreich voraus, das den Übergang zur Volksfront schon vollzo-

gen habe: «Dann wird Europa in ein Meer von Blut und Tränen versinken», prophezeite er; «die europäische Kultur, die – befruchtet aus der antiken Vorzeit – nun bald eine zweieinhalbtausendjährige Geschichte hat; wird abgelöst werden von der grausamsten Barbarei aller Zeiten.» Gleichzeitig bot er sich selber in jenen apokalyptischen Bildern, die er liebte, als Bollwerk und Zuflucht an: «Es mag um uns die ganze Welt zu brennen beginnen, der nationalsozialistische Staat wird wie Platin aus dem bolschewistischen Feuer herausragen.»<sup>53</sup>

Allerdings zeigte die Kampagne, über Monate ausgedehnt, nicht die erwartete Wirkung. Gewiss waren sich auch die Engländer der kommunistischen Drohung bewusst doch ihr Phlegma, ihre Nüchternheit und ihr Misstrauen gegenüber [Hitler](#) waren stärker als ihre Furcht. Immerhin gelang es Berlin im November 1936, die Bemühungen um Japan mit der Unterzeichnung des Antikominternpaktes erfolgreich abzuschliessen. Der Vertrag sah gemeinsame Abwehrmassnahmen gegen kommunistische Aktivitäten vor, verpflichtete die Partner, keine politischen Abkommen mit der UdSSR zu schliessen und im Falle eines von der Sowjetunion provozierten Angriffs keine Massnahmen zu ergreifen, die deren Situation erleichtern könnten. Im Ganzen hoffte [Hitler](#), die Schwerkraft des deutsch-japanisch-italienischen Dreiecks werde bald gross genug sein, der Werbung um England einigen Druck zu verleihen. Erstmals scheint er zu dieser Zeit aber auch daran gedacht zu haben, das störrische Inselreich durch Drohung zu zwingen, ihm den Weg nach Osten freizugeben: Jedenfalls schloss er, wenn nicht alles täuscht, seit Ende 1936 einen Krieg gegen das so zähe und vergeblich umworbene England in seinen Überlegungen nicht mehr aus.<sup>54</sup>

Psychologisch war diese Wendung zweifellos auf den Zuwachs an Selbstbewusstsein zurückzuführen, den die Kette der zurückliegenden Erfolge ihm verschafft hatte. «Wir sind heute wieder eine Weltmacht geworden!» rief er am 24. Februar 1937 auf der Jahresfeier zur Parteigründung im Münchener Hofbräuhaus. Alle seine Reden aus jener Zeit machen einen neuen Ton der Herausforderung und der Ungeduld vernehmbar. In der eindruckerweckenden Erfolgsbilanz, mit der er am 30. Januar, nach vier Jahren der Regie-

nung, vor den Reichstag trat, zog er «feierlichst» Deutschlands Unterschrift von den diskriminierenden Bestimmungen des Versailler Vertrages zurück, kurz darauf höhnte er über die «Esperanto-Sprachen des Friedens, der Völkerverständigung», die gerade das abgerüstete Deutschland jahrelang gesprochen habe: «Es hat sich herausgestellt, dass man diese Sprache eben doch nicht so gut international versteht. Erst seit wir eine grosse Armee besitzen, versteht man unsere Sprache jetzt wieder.» Und im Rückgriff auf das alte Lohengrinbild, die Idee des weissen Ritters, in der er sich mit Vorliebe wiedererkannte, äusserte er: «Wir ziehen durch die Welt als ein friedliebender, aber in Erz und Eisen gepanzerter Engel.»<sup>55</sup> Diese Vorstellung gab ihm jetzt auch die Sicherheit zu demonstrativer Missgestimmtheit. Zwar unternahm er im Laufe des Frühjahrs einen neuerlichen Anlauf zur Annäherung an England, indem er eine Garantie für Belgien anbot; doch gleichzeitig brüskierte er die britische Regierung, als er einen bereits angekündigten Besuch V. Neuraths in London kurzerhand absagte. Auch als Lord Lothian ihn am 4. Mai 1937 zu einer zweiten Unterredung aufsuchte, zeigte er sich schlechtgelaunt und übte heftige Kritik an der britischen Politik, die unfähig sei, die kommunistische Gefahr zu erkennen, und überhaupt ihre Interessen nicht begreife. Er sei immer, schon in seiner Zeit als «Schriftsteller», proenglisch gewesen. Ein zweiter Krieg zwischen ihren Völkern wäre gleichbedeutend mit dem Abschied beider Mächte aus der Geschichte und ebenso nutzlos wie ruinös; er biete stattdessen eine Zusammenarbeit auf der Basis definierter Interessen.<sup>56</sup> Noch einmal wartete er für die Dauer eines halben Jahres auf eine Reaktion Londons. Als sie ausblieb, ordnete er seine Konzeption neu.

Auch wenn mithin im Idealentwurf **Hitlers** eine wesentliche Voraussetzung unerfüllt geblieben war, hatte er seine Absichten doch in erstaunlichem Umfang durchgesetzt: Italien und Japan waren gewonnen, England schwankend und im Prestige angeschlagen, Frankreich in seiner Schwäche blossgestellt. Nicht weniger wichtig war, dass er den Grundsatz der kollektiven Sicherheit zerstört und den *sacro egoismo* der Nationen als triumphierendes politisches Prinzip wiederhergestellt hatte. Angesichts der rasch sich verschie-

benden Machtverhältnisse wurden insbesondere die kleineren Staaten erkennbar unsicher und beschleunigten noch die Auflösung der Gegenfront: Nach Polen kehrte nun auch Belgien der kraftlosen französischen Allianz den Rücken, desgleichen orientierten sich Ungarn, Bulgarien und Jugoslawien neu, und mit dem tödlichen Stoss, den **Hitler** dem Versailler System versetzt hatte, lebten die zahllosen Konfliktstoffe wieder auf, die diese Ordnung nur unterdrückt, aber nicht beseitigt hatte. Ganz Südosteuropa geriet in Bewegung. Naturgemäss bewunderten seine Staatsmänner das Beispiel **Hitlers**, der die Ohnmacht seines Landes überwunden, die Demütigungen seines Stolzes beendet und die Sieger von einst das Fürchten gelehrt hatte. Als der «neue europäische Schicksalsgott»<sup>57</sup> sah er sich bald zum Mittelpunkt einer ausgedehnten politischen Pilgerei werden; sein Rat und Beistand erhielten Gewicht. Die stupenden Erfolge, die er erzielt hatte, schienen die überlegene Aktionsfähigkeit totalitärer Regime zu beweisen, aussichtslos zurück blieben die liberalen Demokratien mit ihrem Palaver, ihren Instanzenzügen, ihrem geheiligten Wochenende und ihrem Malvernsprudel. François-Poncet, der sich zu jener Zeit mit den diplomatischen Kollegen befreundeter oder verbündeter Staaten zum Diner im Berliner Luxusrestaurant Horcher zu treffen pflegte, hat berichtet, wie die Teilnehmer an der Runde, der berühmten *peau de chagrin* des Romans von Balzac entsprechend, mit jedem Erfolg **Hitlers** immer weniger geworden seien.<sup>58</sup>

Die Rückwirkungen in Deutschland selber reichten naturgemäss beträchtlich tiefer. Sie entzogen vor allem der ohnehin dahinschmelzenden Zahl der Skeptiker und Widerstrebenden den Grund ihres Zweifels. Ivone Kirkpatrick, damals an der britischen Botschaft in Berlin, hat beschrieben, welche «verheerenden» Wirkungen die von der westlichen Unentschiedenheit ermöglichten Wochenendaktionen **Hitlers** im Innern zeitigten: «Diejenigen Deutschen, die zur Vorsicht gemahnt hatten, waren widerlegt, **Hitler** sah sich in seinem Glauben bestärkt, sich alles leisten zu können, und zudem fanden in beträchtlicher Anzahl alle die Deutschen zu den Fahnen der Nazis, die nur deshalb gegen **Hitler** gewesen waren, weil sie befürchtet hatten, er werde das Land in die Katastrophe führen.»<sup>59</sup> Stattdessen errang er Erfolge, Prestige, Respekt.

Die in ihrem Selbstbewusstsein noch immer tief gestörte Nation sah sich endlich anspruchsvoll repräsentiert und zog eine grimme Genugtuung aus den Überraschungscoups mit der immer erneut darauffolgenden Ratlosigkeit der gestern noch so mächtigen Sieger: Ein elementares Bedürfnis nach Rehabilitation fand seine Befriedigung.

Die Erfolge des Regimes im Innern stützten dieses Bedürfnis auf besondere Weise ab. Das unlängst noch darniederliegende Land, das in seiner ausweglos scheinenden nationalen und sozialen Misere alle Krisen und Missstände der Zeit zu vereinen schien, sah sich plötzlich als Beispiel bewundert, und Goebbels nannte die so unvermittelte Situationsverwandlung im Ton charakteristischen Eigenlobs «das grösste politische Mirakel des 20. Jahrhunderts»<sup>60</sup>. Delegationen aus allen Teilen der Welt kamen gereist und studierten die deutschen Massnahmen zum wirtschaftlichen Wiederaufschwung, zur Beseitigung der Arbeitslosigkeit oder das breitgefächerte System der Sozialleistungen: die Verbesserung der Arbeitsbedingungen, die subventionierten Betriebskantinen und Wohnungen, die Einrichtung von Sportplätzen, Parks, Kindergärten, die Betriebswettbewerbe, die Berufswettkämpfe oder die KdF-Flotte und die Arbeitererholungsstätten. Das Modell eines vier Kilometer langen Massenhoteles auf der Insel Rügen, dem zur raschen Verteilung der Zehntausende ein eigenes U-Bahnnetz angeschlossen war, erhielt auf der Pariser Weltausstellung 1937 den Grand Prix. Auch kritische Beobachter waren von den Leistungen beeindruckt; C.J. Burckhardt feierte in einem Schreiben an [Hitler](#) die «faustische Leistung der Reichsautobahn und des Arbeitsdienstes»<sup>61</sup>.

In seiner grossen Reichstagsrede vom 30. Januar 1937 hatte [Hitler](#) die «Zeit der Überraschungen» für abgeschlossen erklärt. Seine nächsten Schritte folgten nicht ohne Logik aus der Ausgangsstellung, die er mit jeder seiner Aktionen bezogen hatte. Wie der Vertrag mit Polen ihm den Hauptschlüssel zum Vorstoss gegen die Tschechoslowakei in die Hand gegeben hatte, so bot die Verständigung mit Italien den Hebel zum Anschluss Österreichs. Mit einer regen Besuchstätigkeit deutscher Politiker in Polen, mit Einladungen polnischer Politiker nach Deutschland, mit Freundschaftsbe-

teuerungen und Verzichtserklärungen versuchte **Hitler**, die Polen näher an sich heranzuziehen; und während er Göring bei einem Besuch in Warschau das deutsche Desinteresse am polnischen Korridor zum Ausdruck bringen liess, erklärte er selber dem polnischen Botschafter in Berlin, Josef Lipski, das lange umstrittene Danzig sei mit Polen verbunden, daran werde sich nichts ändern.<sup>62</sup> Gleichzeitig intensivierte er die Verbindung mit Italien. Anfang November 1937 bewegte er es, wiederum mit Hilfe Ribbentrops, dem mit Japan geschlossenen Antikominternpakt beizutreten. Der amerikanische Botschafter in Tokio, Joseph C. Grew, meinte in einer Analyse dieses «weltpolitischen Dreiecks», dass die beteiligten Mächte «nicht allein antikommunistisch seien, sondern dass ihre Politik und ihre Praktiken ebenso denen der sogenannten demokratischen Mächte» zuwiderliefen; es handle sich um eine Koalition von Habenichtsen, die sich «den Umsturz des status quo» zum Ziel gesetzt habe. Bezeichnenderweise erklärte Mussolini denn auch in den Gesprächen mit Ribbentrop, die der Unterzeichnungszereemonie vorausgingen, er sei es müde, den Wächter der österreichischen Unabhängigkeit zu spielen: der italienische Diktator schickte sich an, den Status quo der neuen Freundschaft zuliebe freizugeben. Er schien nicht zu ahnen, dass er damit zugleich seine letzte Karte aus der Hand gab. «Wir können Österreich», so meinte er, «die Unabhängigkeit nicht aufzwingen.»<sup>63</sup>

Am gleichen 5. November 1937, als im Palazzo Venezia dieses Gespräch stattfand und **Hitler** in Berlin dem polnischen Botschafter die Integrität Danzigs zusicherte, erschienen am Nachmittag, kurz nach 16 Uhr, die Führungsspitzen der Wehrmacht sowie der Reichsaussenminister in der Reichskanzlei. In einer vierstündigen Geheimrede enthüllte **Hitler** ihnen seine «grundlegenden Gedanken»: die alten Vorstellungen von Rassebedrohung, Existenzangst und Raumnot, für die er die «einzige und vielleicht traumhaft erscheinende Abhilfe» im Gewinn neuen Lebensraums, im Aufbau eines räumlich geschlossenen grossen Weltreichs erblickte. Nach der Machtergreifung und den Jahren der Vorbereitung eröffneten diese Gedanken, mit einer staunenswerten Konsequenz, die Phase der Expansion.

## 2. KAPITEL

# Blick auf eine Unperson

«Statuenhaft steht er, der über das Mass des Irdischen  
bereits hinausgewachsen.»

*Der 'Völkische Beobachter' über **Hitlers**  
Auftritt am November 1935*

**E**s mag den Betrachter der Geschichte in seinen moralischen wie literarischen Ansprüchen irritieren, dass in der Beschreibung dieser Jahre immer wieder und nahezu ausschliesslich von Erfolgen und Triumpfen **Hitlers** die Rede ist. Doch sind es die Jahre, in denen er eine aussergewöhnliche Überlegenheit und Kraft entwickelt, immer im richtigen Augenblick drängt oder Geduld beweist, droht, wirbt, handelt, so dass jeder Widerstand vor ihm zusammensinkt und er alle Anziehungskraft, alle Neugier und Angst der Epoche auf sich lenkt. Dieses Vermögen war noch überbaut von einer einzigartigen Fähigkeit, seine Macht und seine Erfolge in aller erdrückenden Grösse zu repräsentieren und ihre Darstellung zu eindrucksvollen Zugnummern seiner Popularität zu machen.

Dieser Sachverhalt entspricht der merkwürdig gestückelten Lebensbahn **Hitlers**. Sie ist durch so schroffe Brüche gekennzeichnet, dass es nicht selten schwerfällt, die Anchlusselemente zwischen den verschiedenen Phasen ausfindig zu machen. Die sechsundfünfzig Jahre seines Lebens enthalten nicht nur die Zäsur zwischen den ersten dreissig Jahren mit ihrer Dumpfheit, ihren asozialen, obskuren Umständen einerseits und der wie plötzlich elektrisierten, politischen Lebenshälfte andererseits. Vielmehr zerfällt auch die spätere Periode in drei deutlich unterscheidbare Zeitabschnitte. Am Beginn stehen rund zehn Jahre der Vorbereitung, der ideolo-



gischen Klärung und des taktischen Experimentierens, ohne dass Hitler im Grunde mehr als den Rang einer radikalen, wenn auch in Demagogie und politischer Organisation besonders einfallsreichen Randfigur gewinnt. Dann folgen jene zehn Jahre, in denen er zur Mittelpunktfigur der Epoche wird und sich für den rückblickenden Betrachter in einer einzigen Bilderkette des Massenjubels und der dichtgedrängten Hysterie bewegt. Nicht ohne Empfinden für den Märchencharakter dieser Phase und die Züge der Erwähltheit, die ihm darin kenntlich schienen, hat er bemerkt, sie sei «nicht Menschenwerk allein gewesen»<sup>64</sup>. Und dann noch einmal sechs Jahre mit scheinbar grotesken Irrtümern, Fehlern über Fehlern, Verbrechen, Krämpfen, Vernichtungswahn und Tod.

Dies lenkt den Blick erneut auf die Person Adolf Hitlers. Ihr individueller Umriss blieb weiterhin blass, und gelegentlich scheint es fast, als trete er aus dem Abdruck, den er den staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen aufgeprägt hat, deutlicher hervor als aus den persönlichen Umständen; als gäbe die Statue, zu der er sich inmitten allen Poms politischer Selbstdarstellung stilisierte, mehr von seinem Wesen preis als die dahinterstehende Erscheinung.

Das politische Geschehen der Erfolgsperiode war begleitet von einem pausenlosen Feuerwerk grosser Schausstellungen, von Paraden, Weihstunden, Fackelzügen, Höhenfeuern, Aufmärschen. Man hat schon frühzeitig auf den engen Zusammenhang verwiesen, der in den totalitären Regimen zwischen Aussen- und Innenpolitik besteht; weit enger aber ist offenkundig der Zusammenhang dieser beiden mit der Propagandapolitik. Gedenktage, Zwischenfälle, Staatsbesuche, die Einbringung der Ernte oder der Tod eines Gefolgsmanes, der Abschluss oder der Bruch von Verträgen schaffen eine Szenerie immerwährender Exaltation und dienen unterschiedslos als Impuls zur Entfaltung weitläufiger psychotechnischer Künste mit dem Ziel, das Volk immer dichter zu integrieren und ein allgemeines Mobilmachungsbewusstsein zu erzeugen.

Dieser Zusammenhang war im Staat Hitlers besonders eng und farbenreich geknüpft, so eng, dass mitunter gleichsam eine Gewichtsverlagerung eintrat, in deren Verlauf die Politik geradezu

ihren Vorrang einzubüssen und zur Magd grandioser Theatereffekte zu werden schien. In den Planungsgesprächen über die grosse Prachtstrasse der künftigen Reichshauptstadt hat **Hitler** sich um eines solchen Effekts willen sogar an dem Gedanken eines Aufstands gegen die eigene Herrschaft entzündet und nicht ohne schwärmerischen Unterton das Bild beschrieben, wie die SS mit ihren gepanzerten Fahrzeugen, einer gewaltigen, unwiderstehlichen Walze gleich, auf der einhundertzwanzig Meter breiten Avenue langsam gegen seinen Palast vorrückt.<sup>65</sup> Unwillkürlich kam immer wieder seine theatralische Natur zum Vorschein und verführte ihn dazu, die politischen Kategorien den inszenatorischen nachzuordnen. Die Herkunft **Hitlers** aus der spätbürgerlichen Boheme, seine anhaltende Verwurzelung darin, war in diesem Amalgam von ästhetischen und politischen Elementen unverwechselbar kenntlich.

Auch der Stil der nationalsozialistischen Veranstaltungen weist auf diesen Ursprung zurück. Man hat darin den Einfluss des prachtliebenden, bunt bewegten Rituals der katholischen Kirche wiedererkannt, doch nicht weniger greifbar sind einmal mehr das Erbe Richard Wagners und dessen exzessive Theaterliturgie: Max Horkheimer hat gelegentlich die grosse Bedeutung von Pomp und Prunk für die Bürgerwelt dargestellt – im Operngepränge der Reichsparteitage kam das bürgerliche Theater gleichsam zu seiner äussersten Möglichkeit. Die breite suggestive Wirkung dieser Veranstaltungen, die an den filmischen Dokumentationen noch heute ablesbar ist, hat nicht zuletzt mit dieser Herkunft zu tun. «Ich habe sechs Jahre vor dem Kriege in der besten Zeit des russischen Balletts in St. Petersburg zugebracht», schrieb Sir Nevile Henderson, «aber ich habe nie ein Ballett gesehen, das sich mit dieser grandiosen Schau vergleichen liesse.»<sup>66</sup> Sie verriet eine ebenso genaue Kenntnis der Regie des grossen Auftritts wie der Psychologie des kleinen Mannes. Von den Fahnenwäldern und Fackelspielen, den Marschkolonnen und der grell eingängigen Musik ging ein Zauber aus, dem gerade das von den Bildern der Anarchie beunruhigte Zeitbewusstsein schwerlich widerstehen konnte. Wie wichtig **Hitler** jede dieser Wirkungen war, geht daraus hervor, dass selbst in den massstablosen Riesenfestivitäten mit den gewaltigen Men-

schenquadern auch geringfügige Einzelheiten von ihm persönlich überprüft waren und jeder Auftritt, jeder Gang von ihm ebenso begutachtet worden war wie die dekorativen Details des Fahnen- oder Blumenschmucks und selbst die Sitzordnung der Ehrengäste.

Eigentümlich für den Veranstaltungsstil des Dritten Reiches und nicht ohne Aufschluss ist, dass Hitlers Regietalent angesichts der Feier des Todes erst seine eigentlich überredende Gewalt entfaltete. Das Leben schien seine Einfallskraft zu paralisieren, und alle Versuche, es zu feiern, kamen nie über eine öde Kleinbauernfolklore hinaus, die das Glück des Tanzes unterm Maienbaum, des Kindersegens oder des schlichten Brauchtums besang, während volkstümlich gestimmte Funktionäre aus dicken Hälsen das Lämpchen glühen liessen. Dagegen gewann sein pessimistisches Temperament der Zeremonie des Todes unermüdlich neue Blendwirkungen ab, und es waren wirkliche Höhepunkte der von ihm erstmals planvoll entwickelten künstlerischen Demagogie, wenn er auf dem Königsplatz in München oder auf dem Nürnberger Parteitagsgelände bei düsterer Hintergrundmusik die breite Gasse zwischen Hunderttausenden zur Totenehrung schritt: in solchen Szenarien eines politisierten Karfreitagszaubers, in denen, ganz wie man von der Musik Richard Wagners gesagt hat, «der Glanz für den Tod Reklame»<sup>67</sup> machte, kam Hitlers Vorstellung ästhetischer Politik zur Deckung mit dem Begriff.

In den gleichen Zusammenhang ästhetischer Todesverklärung gehörte die Vorliebe für nächtliche Kulissen. Unentwegt wurden Fackeln, Scheiterhaufen oder Flammenräder entzündet, die den Behauptungen der totalitären Stimmungstechniker zufolge zwar das Leben zu feiern vorgaben, es tatsächlich aber pathetisch entwerteten, indem sie es an apokalyptische Vorstellungen banden und den Schauer vor Weltenbränden verklärten oder Untergänge beschworen, den eigenen nicht ausgenommen.

Am 9. November 1935 liess Hitler im Verlauf einer ausgedehnten Feier, die zum Modellritual späterer Jahre wurde, die Toten des Marsches zur Feldherrnhalle ehren. Der Architekt Ludwig Troost hatte auf dem Münchener Königsplatz zwei klassizistische Tempel errichtet, die in sechzehn bronzenen Sarkophagen die exhumierten Gebeine der ersten «Blutzeugen» aufnehmen sollten. Am Abend

zuvor, während der traditionellen **Hitler**rede im Bürgerbräukeller, waren die Särge in der mit braunem Tuch ausgeschlagenen und mit Feuerschalen dekorierten Feldherrnhalle aufgebahrt worden. Kurz vor Mitternacht fuhr **Hitler**, im offenen Wagen stehend, durch das Siegestor in die vom Schein der Pylonen unruhig und schattenhaft erhellte Ludwigstrasse zum Odeonsplatz. SA- und SS-Einheiten, deren Fackeln die Länge der Strasse hinunter zwei bewegte Feuerlinien zogen, bildeten Spalier, dahinter menschenreiches Gedränge. Nachdem der Wagen in langsamer Fahrt die Feldherrnhalle erreicht hatte, schritt **Hitler** mit erhobenem Arm über den roten Läufer die Stufen empor. Versunken verweilte er vor jedem der Särge zur «stummen Zwiesprache», ehe sechzigtausend uniformierte Gefolgsleute mit ungezählten Fahnen und sämtlichen Standarten der Parteiformationen schweigend an den Toten vorüberzogen. Am folgenden Morgen begann im gebrochenen Licht eines Novembertages die Gedenkprozession. Entlang des Marschwegs von 1923 waren Hunderte dunkelrot verkleideter Pylonen aufgestellt, die mit goldenen Lettern die Namen der «Gefallenen der Bewegung» verzeichneten. Lautsprecher übertrugen immer erneut das Horst-Wessel-Lied, bis der Zug eine der Opferschalen erreicht hatte, vor denen die Namen der Toten aufgerufen wurden. An der Spitze des Zuges schritt, neben **Hitler**, das einstige Führerkorps im Braunhemd oder in den historischen Uniformen (graue Windjacke und Skimütze «Modell 23», bereitgestellt vom «Amt 8./9. November»). In einem Akt revidierender Symbolik traten an der Feldherrnhalle, wo der Marsch einst im Gewehrfeuer zusammengebrochen war, die Repräsentanten der bewaffneten Macht hinzu, und sechzehn Artilleriesalven dröhnten über die Stadt. Dann senkte sich Totenstille herab, während **Hitler** einen riesigen Kranz an der Gedenktafel niederlegte. Zur getragen gespielten Weise des Deutschlandliedes setzten sie alle sich durch ein Spalier von abertausend grüssend gesenkten Fahnen, im «Marsch des Sieges» vereint, zum Königsplatz in Bewegung. Mit dem «Letzten Appell», dem Namensaufruf der Gefallenen, in deren Stellvertretung die Masse das «Hier!» entbot, bezogen die Toten die «Ewige Wache».

Ähnlich stand im Mittelpunkt des Nürnberger Parteitages eine Totenehrung, doch weit darüber hinaus war die Idee des spekulati-

ven Todes in nahezu jedem Zeremoniell, in den Reden und Appellen des mehrtägigen Kongresses gegenwärtig. Die schwarzen Galauniformen der Leibstandarte, die gleich zu Beginn salutierend in Erscheinung trat, ehe Hitler unter Glockengeläut in die fahnen- geschmückte, menschenwogende Stadt einfuhr, setzten einen Akzent, der im Kult um die Blutfahne ebenso präsent war wie in dem Akt im Luitpoldhain, wenn Hitler, zwei führende Paladine in respektbestimmtem Abstand seitlich hinter sich, zwischen weit über hunderttausend, zu gewaltigen Blöcken geordneten SA- und SS-Männern auf dem breiten Betonband, der «Strasse des Führers», zum Ehrenmal hinüberschritt. Während die Fahnen sich neigten, stand er, mit scharfem schmalem Schlagschatten, eine Art heraldischer Trauer im Gesicht, lange in sich versunken, die sinnfällige Inszenierung des Begriffs «der Führer»: inmitten der stumm verharrenden Parteisoldaten, aber «umgeben von dem leeren, unüberbrückbaren Raum cäsarischer Einsamkeit, die nur ihm gehört und den toten Helden, die sich im Glauben an ihn und seine Sendung geopfert» hatten.<sup>68</sup>

Um die Magie der Kulisse zu steigern, wurden zahlreiche Veranstaltungen in die Abend- oder Nachtstunden verlegt. Auf dem Parteitag 1937 traf Hitler gegen acht Uhr abends vor den aufmarschierten Politischen Leitern ein. Unmittelbar nachdem Robert Ley ihm die Angetretenen gemeldet hatte, wurde «die Dunkelheit ringsum plötzlich weissflutend erhellt. Wie Meteore», so hiess es in dem «Offiziellen Bericht», «schiessen die Strahlen der einhundertfünfzig Riesenscheinwerfer in den schwarzgrau verhüllten Nachthimmel. In der Höhe vereinen sich die Lichtsäulen an der Wolkendecke zu einem viereckigen flammenden Kranz. Ein überwältigendes Bild: von schwachem Winde bewegt, schlagen die auf den Tribünen rings das Feld umsäumenden Fahnen langsam in dem gleissenden Licht hin und her ... Die Haupttribüne (ist) in blendende Helle ... getaucht, gekrönt von dem golden strahlenden Hakenkreuz im Eichenkranz. Auf dem linken und rechten Abschlusspfeiler lodern Flammen aus grossen Schalen.»<sup>69</sup> Unter Fanfarenklängen betrat Hitler anschliessend den hohen Mittelblock der Haupttribüne, und auf ein Kommando hin ergoss sich von den Gegentribünen her eine Flut von über dreissigtausend Fahnen, deren

silberne Spitzen und Fransen im Licht der Scheinwerfer aufblitzen, in die Arena. Und wie immer war [Hitler](#) selber das erste Opfer dieser Regie aus Masse, Licht, Symmetrie und tragischem Lebensgefühl. Gerade in den Reden vor den alten Gefolgsleuten, nach der Gedenkstillen für die Toten, ist er nicht selten in einen Ton rauschhaften Überschwangs verfallen und hat in ungewöhnlichen Wendungen eine Art mystischer Kommunion gehalten, bis dann die Scheinwerfer auf die Feldmitte gesenkt wurden und Fahnen, Uniformzeug mitsamt dem Instrumenten der Musikzüge rot, silbern und gold aufleuchteten: «Ich habe immer das Gefühl», so rief er 1937, «dass der Mensch, solange ihm das Leben geschenkt ist, sich sehnen soll nach denen, mit denen er sein Leben gestaltet hat. Was aber würde mein Leben sein ohne euch! Dass ihr mich einst gefunden habt, und dass ihr an mich glaubtet, hat eurem Leben einen neuen Sinn, eine neue Aufgabe gestellt! Dass ich euch gefunden habe, hat mein Leben und meinen Kampf erst ermöglicht!» Ein Jahr zuvor hatte er der gleichen Versammlung zugerufen:

«Wie fühlen wir nicht wieder in dieser Stunde das Wunder, das uns zusammenführte! Ihr habt einst die Stimme eines Mannes vernommen, und sie schlug an eure Herzen, sie hat euch geweckt, und ihr seid dieser Stimme gefolgt. Ihr seid ihr jahrelang nachgegangen, ohne den Träger der Stimme auch nur gesehen zu haben; ihr habt nur eine Stimme gehört und seid ihr gefolgt.

Wenn wir uns hier treffen, dann erfüllt uns alle das Wundersame dieses Zusammenkommens. Nicht jeder von euch sieht mich und nicht jeden von euch sehe ich. Aber ich fühle euch und ihr fühlt mich! Es ist der Glaube an unser Volk, der uns kleine Menschen gross gemacht hat, der uns arme Menschen reich gemacht hat, der uns wankende, mutlose, ängstliche Menschen tapfer und mutig gemacht hat; der uns Irrende sehend machte und der uns zusammenfügte!»<sup>70</sup>

In ihrer pontificalen Prachtentfaltung waren die Reichsparteitage nicht nur der äussere Höhepunkt des nationalsozialistischen Kalenderjahres, sondern für [Hitler](#) persönlich auch die überwältigende Verwirklichung der monumentalen Kostümträume seiner Jugend. Aus seiner Umgebung ist die Erregung überliefert, die ihn während der Nürnberger Woche regelmässig erfüllte und sich in einem unstillbaren Redestrom befreite. Im Allgemeinen hielt er während

der acht Tage zwischen fünfzehn und zwanzig Reden, darunter vor allem die grundsatzartige Kulturrede sowie die grosse Schlussansprache; und dazwischen, bis zu viermal am Tage, Reden vor der Hitlerjugend, vor der Frauenschaft, dem Arbeitsdienst oder der Wehrmacht, wie es das feststehende Ritual des Parteitages verlangte. Fast in jedem Jahr befriedigte er überdies seine Bauleidenschaft durch immer neue Grundsteinlegungen für die gewaltig geplante Tempelstadt; dann wieder Aufmärsche, Exerzierübungen, Tagungen, Farbenrausch. Auch als Ort politischer Entscheidungen gewannen die Parteitage Bedeutung: das Reichsflaggengesetz oder die Nürnberger Rassengesetze wurden, wenn auch hastig improvisiert, im Rahmen eines Parteitages verabschiedet, und immerhin ist es denkbar, dass die Veranstaltung sich im Laufe der Jahre zu einer Art Generalversammlung der totalitären Demokratie entwickelt hätte. Und dann wiederum Massenaufgebote, Standartenweihen, Demonstrationen von Macht, Gleichschritt und Ordnungswille. Zum Abschluss marschierten Hunderttausende, Welle auf Welle, bis zu fünf Stunden lang, auf dem mittelalterlichen Marktplatz vor der Frauenkirche an Hitler vorbei, der wie erstarrt, mit waagrecht ausgestrecktem Arm, im Fond seines offenen Wagens verharrte. Und um ihn herum eine romantische Hochstimmung in der alten Stadt, eine «fast mystische Ekstase, eine Art heiligen Wahns», wie ein ausländischer Beobachter notiert hat; gleich ihm verloren viele in diesen Tagen ihre kritische Reserve und mochten sich, wie ein französischer Diplomat, eingestehen, sie seien selber augenblicksweise zu Nationalsozialisten geworden.<sup>71</sup>

In das feststehende Kalendarium der Hochfeste des NS-Jahres, das mit dem 30. Januar, dem Tag der Machtergreifung, eröffnete und mit dem 9. November abschloss,<sup>72</sup> war eine unübersehbare Fülle von Weihstunden, Appellen, Prozessionen oder Gedenkstunden eingefügt. Ein eigenes «Amt für Fest-, Freizeit- und Fei-ergestaltung» sorgte für die Ausarbeitung von «Beispielprogrammen für Feiern der nationalsozialistischen Bewegung und für die Rahmgestaltung nationalsozialistischer Kundgebungen auf der Grundlage der in der Kampfzeit gewachsenen Gestaltungstradition», wie der offizielle Auftrag lautete, und gab eine besondere Zeitschrift heraus.<sup>73</sup> Daneben gab es zahlreiche Feiertage aus aktu-

ellem Anlass. Ihr Höhepunkt, der in aller Welt das trügerische Bild verbreitet hat, das Dritte Reich gewähre seinen Bürgern das strenge Glück eines Wohlfahrtsstaates mit allenfalls vereinzelt drastischen Zügen, waren die Olympischen Spiele 1936, die schon vor dem Machtantritt **Hitlers** nach Berlin vergeben worden waren. Die einzigartige Chance, Gastgeber der Welt zu sein, wussten die Nationalsozialisten überwältigend zu nutzen und setzten alles daran, dem Greuelbild des hektisch aufrüstenden, kriegsentschlossenen Nazireichs den Anblick einer friedvollen und geschäftigen Idylle entgegenzusetzen. Schon Wochen vor Beginn der Spiele wurden alle antisemitischen Hasstiraden eingestellt und beispielsweise die Kreispropagandaleiter der NSDAP angewiesen, die noch sichtbaren Reste regimefeindlicher Slogans von Häuserwänden und Zäunen zu entfernen, keine gehässigen Karikaturen auszuhängen und sogar dafür Sorge zu tragen, dass «jeder Hausbesitzer seinen Vorgarten in tadelloser Ordnung hält».<sup>74</sup> Unter dem feierlichen Geläut der Olympiaglocke, inmitten von königlichen Hoheiten, Prinzen, Ministern und zahlreichen Ehrengästen, eröffnete **Hitler** am 1. August die Spiele; und während ihm ein früherer Marathonsieger, der Grieche Spyridon Louis, einen Ölzweig als «Symbol der Liebe und des Friedens» überreichte, stimmte ein Chor die von Richard Strauss geschaffene Hymne an und flatterten Schwärme von Friedenstauben auf. Es passte ins Bild einer veröhnten Welt, wie **Hitler** es darbot, dass einige der einrückenden Mannschaften, darunter insbesondere die soeben erst provozierten Franzosen, beim Vorbeimarsch an der Tribüne den **Hitlergruss** entboten, den sie später freilich, im Zeichen des nachgeholten Widerstands, gern als «Olympischen Gruss» deklarierten.<sup>75</sup> Während der gesamten vierzehn Tage hielt eine Kette glänzender Veranstaltungen die Gäste in Atem und Bewunderung, Goebbels lud tausend Personen zu einer Italienischen Nacht auf der Pfaueninsel, Ribbentrop bewirtete nahezu ebenso viele in seiner Villa in Dahlem, Göring gab in der mit kostbarer Seide ausgehängten Oper einen Festball, während **Hitler** die zahlreichen Gäste empfing, die den Vorwand der Spiele genutzt hatten, um den Mann zu sehen, der das Schicksal Europas und vielleicht auch der Welt in den Händen zu halten schien.



Im Vordergrund des emphatischen Bedürfnisses nach Feiern und Massenfesten stand unverkennbar die Absicht, die Phantasie der Bevölkerung zu beschäftigen und ihren Willen einheitlich zu mobilisieren; dahinter aber werden darin Motive sichtbar, die deutlich auf Persönlichkeit und Psychopathologie **Hitlers** verweisen. Gemeint ist damit nicht nur seine Unfähigkeit zum Alltag: das naive zirkensische Bedürfnis nach Tusch, Fanfare und grosser Entrade, das ihn zweifellos beherrschte; auch nicht nur jener schon vermerkte Hang, das eigene Leben als eine Folge grandioser Bühnenauftritte zu sehen, wo er vor atemverhaltendem Publikum, weit ausholend im gleissenden Licht der Kulissenblitze, immer erneut die grosse Heldenrolle deklamierte. Vielmehr war in der Fest- und Feierleidenschaft des Regimes auch das alte Verlangen greifbar, sich die Wirklichkeit durch grossartige Dekorationen zu verstellen. Der Lichtdom als magisch abschirmende Mauer ist nicht nur das treffendste Symbol dieses Bedürfnisses, sondern Albert Speer hat auch berichtet, wie eben der Wunsch nach Verschleierung einer höchst banalen Realität ihn zu dieser Erfindung inspiriert hat: nämlich die Absicht, die Korpulenz der in ihren Pfründen fett gewordenen Politischen Leiter durch eine Kombination von Dunkelheit und grellen Lichteffekten zu verhüllen.<sup>76</sup>

Daneben offenbart die durchgängige Neigung zum Zeremoniell auch einen angestregten Stilisierungswillen: den Versuch, dem unruhigen, immer wieder vom Chaos bedrohten Dasein den Triumph der Ordnung vorzuführen. Es sind gleichsam Beschwörungstechniken eines gängigsten Bewusstseins, und die Vergleiche mit den Riten primitiver Völkerschaften, zu denen sich scharfsichtige Zeitgenossen angesichts all der Marschsäulen, Fahnenwälder und Menschenblöcke häufig angeregt sahen, sind nicht ganz so konstruiert, wie es auf den ersten Blick erscheint. Psychologisch betrachtet, war es der gleiche Stilisierungswille, der **Hitlers** Existenz von früh auf geprägt und ihn veranlasst hat, mit Hilfe immer neuer Rollen Orientierung und Halt gegenüber der Welt zu finden: von der frühen Rolle des Sohnes aus gutem Hause und studentischen Müssiggängers, der mit Stöckchen und Glacehandschuhen in Linz die Promenade machte, über die verschiedenen Führer-, Genie- und Erwähltheitsrollen bis hin zum wagnerisierenden Ende,

das ein Opernfinale in der Wirklichkeit zu wiederholen trachtete: immer hat er sich autosuggestiv in Verkleidungen und erborgten Existenzformen präsentiert. Und wenn er sich, nach einem seiner gelungenen aussenpolitischen Coups, in prahlerischer Unbefangenheit «den grössten Schauspieler Europas» genannt hat,<sup>77</sup> so brachte er damit nicht nur eine Fähigkeit, sondern auch ein Bedürfnis zum Ausdruck.

Es war ein Bedürfnis, das wiederum aus dem **Hitlerischen** Grundmotiv der Unsicherheit und Angst herkam. So treffend er Gefühle darstellen konnte, so peinlich vermied er es, sie zu zeigen. Er unterdrückte jede Spontaneität, aber einzelne, unscheinbare Eigenarten verrieten ihn doch, vor allem die Augen, die nie Stillständen und selbst in den Momenten statuarischer Erstarrung unruhig umherirrten; und wie er aus offener Scheu vor einer befreiten Regung nur lachte, indem er sein Gesicht hinter der schräg davorgehaltenen Hand verbarg, so hasste er es beispielsweise, beim Spiel mit einem seiner Hunde überrascht zu werden; sobald er sich beobachtet wusste, so hat eine seiner Sekretärinnen berichtet, «jagte er den Hund roh davon»<sup>78</sup>. Unablässig plagte ihn die Sorge, lächerlich zu erscheinen oder durch einen Fauxpas seiner Umgebung, und sei es des Hausintendanten, Ansehen einzubüssen. Bevor er sich mit einem neuen Anzug oder einer neuen Kopfbedeckung an die Öffentlichkeit wagte, liess er sich darin fotografieren, um die Wirkung zu kontrollieren. Er schwimme nicht, setze sich nie in einen Kahn («Was habe er schliesslich auch in einem Kahn verloren!») und steige auf kein Pferd, meinte er, er sei «überhaupt kein Freund von Mätzchen. Wie leicht sie danebengehen könnten, lehrten Paradeerfahrungen noch und noch»<sup>79</sup>; und das Leben sah er als eine Art immerwährender Parade vor riesigem Publikum. So versuchte er, Göring mit der höchst charakteristischen Begründung vom Rauchen abzubringen, dass man ja auch als Denkmal nicht «mit einer Zigarre im Mund» dargestellt werden könne; und als Heinrich Hoffmann im Herbst 1939 aus Moskau Bilder mitbrachte, auf denen Stalin eine Zigarette in der Hand hielt, untersagte er in Wahrnehmung gleichsam kollegialer Interessen die Veröffentlichung, um das Monumentalbild diktatorischer Existenz nicht zu beeinträchtigen.<sup>80</sup>

Aus den gleichen Gründen quälte ihn auch die Angst vor der Aufdeckung seines Privatlebens. Bezeichnenderweise existiert nicht ein einziger persönlicher Brief von ihm, selbst Eva Braun erhielt nur knapp gehaltene, nüchterne Notizen, die er gleichwohl, in all seinem Misstrauen, niemals durch die Post befördern liess. Auch die Komödie des Abstands, die er bis zuletzt seiner grösseren Umgebung über das Verhältnis zu ihr vorspielte, zeugt von diesem Unvermögen zu einem Dasein ohne Pose. Das persönlichste Schreiben, das er hinterlassen hat, ist paradoxerweise ein Behördenbrief, die Einlassung des vierundzwanzigjährigen Wehrflüchtigen gegenüber dem Magistrat der Stadt Linz. Es sei «besonders wichtig», äusserte [Hitler](#) gelegentlich, und «eine alte Lebenserfahrung eines politischen Führers: Alles das, was man besprechen kann, soll man niemals schreiben, nie!» Und an anderer Stelle: «Es wird viel zuviel geschrieben; das beginnt bei Liebesbriefen und endet bei politischen Briefen. Es ist immer irgendetwas Belastendes bei der Sache dabei.»<sup>81</sup> Er beobachtete sich ständig und sprach, wie ein Angehöriger seiner bürgerlichen Umgebung berichtet hat, buchstäblich nie ein unbedachtes Wort; er kannte nur heimliche Begierden, verborgene Gefühle, Surrogate, und das verbreitete Bild des emotional unkontrollierten, wild gestikulierenden [Hitler](#) verkehrt geradezu das Verhältnis von Regel und Ausnahme: er war die denkbar konzentrierteste Existenz, diszipliniert bis zur Verkrampfung.

Auch die berühmten Zornausbrüche [Hitlers](#) waren offenbar nicht selten überlegt eingesetzte Selbsterregungen. Einer der frühen Gauleiter hat beschrieben, wie dem tobenden [Hitler](#) im Verlauf eines dieser Anfälle buchstäblich der Speichel aus den Mundwinkeln über das Kinn lief, so ohnmächtig vor Wut schien er – und wie dennoch seine folgerichtige, intellektuell beherrschte Argumentation, die er nicht einen Augenblick unterbrach, den Anblick Lügen strafte.<sup>82</sup> Die Vermutung geht zweifellos zu weit, dass er versucht habe, bewusst so etwas wie den «heiligen Schauer» vor der Raserei zu erzeugen; immerhin kann man davon ausgehen, dass er auch in solchen Situationen die Kontrolle nicht verlor und die eigenen Gefühle nicht weniger gezielt ausnutzte als diejenigen anderer. Meist stand am Beginn eine nüchtern berechnende Überlegung, und erst in ihrer Verwirklichung zäumte er sein Temperament den Umstän-

den entsprechend auf: er konnte ebenso gewinnend sein und von einem tremolierenden Charme wie brutal oder rücksichtslos, wusste Tränen zu vergiessen, zu flehen oder sich in jene oft beschriebene, tobende Erregung hineinzusteigern, die bis zum Ende das Entsetzen aller Gesprächspartner war und so oft deren Widerstand brach: er hatte «die allerschrecklichste Überredungsgewalt». Hinzu aber kam eine besondere Fähigkeit, seinem Gegenüber suggestiv Gewalt anzutun. Das Führungskorps der Partei, die Gauleiter und Alten Kämpfer, die mit ihm hochgestossen waren, stellten zweifellos «einen Haufen auseinanderstrebender Exzentriker und Egoisten» dar und waren gewiss nicht unterwürfig im herkömmlichen Sinne; das gleiche gilt zumindest von einem Teil der Offiziere; gleichwohl zwang **Hitler** ihnen nach Belieben seinen Willen auf: und zwar nicht nur auf dem Höhepunkt seiner Macht, sondern ebenso sehr vorher, als kaum beachtete Randfigur der politischen Rechten, sowie am Ende, als er nur noch die ausgebrannte Hülle eines einst mächtigen Mannes war. Einige Diplomaten vor allem verbündeter Mächte gerieten so sehr in seinen Bann, dass sie schliesslich eher die Vertrauten dieses Mannes als die Vertreter ihrer Regierungen zu sein schienen.<sup>83</sup> Anders als die Karikatur es lange wollte, adressierte **Hitler** seine Gesprächspartner denn auch keineswegs wie eine Massenversammlung, gerade die rattenfängerische Vielfalt seiner Mittel machte ihn in der persönlichen Unterredung nicht selten wirkungsvoller; die Atmosphäre einer Kundgebung dagegen versetzte ihn nach wie vor in eine Stimmung gleichbleibend schriller Exaltation, zumal seit er erstmals ein Mikrofon verwendet und wie berauscht die metallisch hallende Vergrösserung der eigenen Stimme erlebt hatte.

Mit Recht hat man darauf verwiesen,<sup>84</sup> dass **Hitlers** Fähigkeit zur demagogischen Auswertung des eigenen Temperaments am deutlichsten in seinem Verhalten angesichts der deutschen Minderheiten im Ausland zum Vorschein kam: ganz nach Gutdünken konnte er ihr Schicksal beklagen oder vergessen. Die Deutschen in Südtirol, Polen oder im Baltikum kümmerten ihn nicht, solange sein aussenpolitisches Konzept es verlangte; doch mit der Veränderung der Lage versetzte ihn sogleich das «unerträgliche Unrecht an diesen treuesten Söhnen der Nation» in wütende Entrüstung.

Seine Ausbrüche waren offenbar nicht nur gespielt, doch dem schärfsten Beobachter blieb das Element künstlicher Erregung, das darin war, nicht verborgen, und heimlicherweise beutete er den Zorn aus, dessen wehrloses Opfer er schien. Sein bemerkenswertes Einfühlungsvermögen, das Schauspielertalent, ganz in einer Rolle aufzugehen, leistete ihm dabei gute Dienste. Nicht selten zeigte er sich im Verlauf eines Gesprächs von den unterschiedlichsten Seiten und wechselte beispielsweise, unter abrupten mimischen Brüchen, von einer gedämpften Tonart zu überraschenden Ausbrüchen, schlug mit der Faust auf den Tisch oder trommelte nervös auf der Sessellehne und gab sich, im Abstand weniger Minuten, überlegen, aufrichtig, leidend oder triumphierend. In den Jahren vor seiner Kanzlerschaft ahmte er im vertrauten Kreise gelegentlich andere Menschen nach, darunter einmal mit meisterlicher Bosheit Mathilde Kemnitz, die spätere Frau Ludendorffs, bei dem vergeblichen Versuch, ihn, Hitler, «zur Ehe (zu) betören... Hitler entblätterte sozusagen die hohe Frau ihrer priesterlichen, philosophischen, wissenschaftlichen, erotischen und sonstigen Häute, bis nur noch eine böse, beissende Zwiebel übrigblieb»<sup>85</sup>

Irrtümlicherweise hielt er sich für einen Liebhaber der Musik; doch in Wahrheit bedeutete sie ihm wenig. Zwar hatte er alle Opern Richard Wagners ungezählte Male besucht und allein den «Tristan» oder die «Meistersinger» jeweils über hundertmal gehört; aber sinfonische oder gar kammermusikalische Werke verfehlten sein Interesse fast vollständig; dafür, wiederum ungezählte Male, «Die Lustige Witwe» oder «Die Fledermaus», in jenem kennzeichnenden Nebeneinander von grandiosen und läppischen Vorlieben. Selten und nur aushilfsweise hörte er denn auch Schallplatten, denn sie prellten ihn um die Szene, kam es gelegentlich doch dazu, beschränkte er sich auf grosse Bravourauftritte. Aus seiner Umgebung ist von verschiedenen Seiten betont worden, dass er nach seinen Opernbesuchen ausschliesslich über Fragen der Bühnentechnik oder der Regie sprach, so gut wie nie dagegen über Probleme der musikalischen Interpretation.<sup>86</sup> Denn, strenggenommen, bedeutete ihm die Musik nicht viel mehr als ein überaus wirkungsvolles akustisches Mittel zur Steigerung theatralischer Effekte. Dafür freilich war sie ihm unentbehrlich, zur dramatischen

Literatur ohne Musik hatte er keinerlei Beziehung. Eine seiner Sekretärinnen hat bemerkt, seine Bibliothek habe nicht ein einziges Werk der klassischen Dichtung enthalten, und selbst bei seinen zahlreichen Besuchen in Weimar suchte er niemals das Theater, sondern lediglich die Oper auf. Ihr höchster Ausdruck war das Finale der «Götterdämmerung». Immer, wenn in Bayreuth die Götterburg unter dem musikalischen Aufruhr brennend in sich zusammensank, ergriff er im Dunkel der Loge die Hand der neben ihm sitzenden Frau Winifred und verabreichte ihr bewegt einen Handkuss.<sup>87</sup>

Dieses theatralische Bedürfnis rührt an den Grund seines Wesens. Er hatte ein besonderes Gefühl, auf einer Bühne zu agieren, und bedurfte der allesüberwältigenden Haupt- und Staatsaktionen, der Knalleffekte mit Blitz und grossem Blech. Besessen von der alten Schaustellerangst, das Publikum zu langweilen, dachte er in Zugnummern und setzte alles daran, den jeweils zurückliegenden Auftritt zu überbieten. Die Unrast, die seine politischen Aktivitäten kennzeichnete und ihnen den schlagartigen, alle Gegner atemlos verwirrenden Charakter gab, hat damit ebenso zu tun wie die Faszination durch Katastrophen und Weltenbrände, in denen sein pessimistischer Effekthunger Möglichkeiten von höchster Wirkung sah. Genau besehen, vertraute er den Effekten denn auch mehr als aller Ideologie und war im Grunde eine Theaterexistenz, nur und eigentlich bei sich in jenen Scheinwelten, die er der Wirklichkeit entgegensetzte. Sein Mangel an Seriosität, das Gleisnerische, Melodramatische, billig Verruchte, das ihm unverlierbar anhaftete, hat darin ebenso seinen Ursprung wie die Realitätsverachtung, die seine Stärke war, solange sie mit einem eigentümlich scharfen Realitätssinn und methodischer Konzentration einherging.

Eine besondere Rolle innerhalb dieser Bemühungen zur Selbststilisierung spielten die Versuche zur Mythologisierung der eigenen Existenz. Einer der konservativen Wegbereiter [Hitlers](#) hat über ihn bemerkt, er habe niemals das Gefühl für das Missverhältnis zwischen seinem geringen Herkommen und dem «gelungenen Sprung auf die Höhe» verloren,<sup>88</sup> und wie schon in jungen Jahren dachte er unverändert in Kategorien von Stand. Gelegentlich hat er

das Bewusstsein seiner genierlichen Herkunft zu überspielen versucht, indem er sich ostentativ als «Arbeiter», mitunter sogar als «Proletarier» bezeichnete;<sup>89</sup> vorherrschend aber war er bestrebt, den geringeren Stand durch eine mythologisierende Aura zu verdecken. Dass die Berufung an den Geringsten, Unansehnlichsten ergeht, ist ein altes, bewährtes Motiv der politischen Usurpation. In den einleitenden Passagen seiner Reden beschwor er denn auch immer wieder den «Mythos des Mannes aus dem Volk», wenn er sich als «Unbekannter Frontsoldat des Ersten Weltkriegs», als den von der Vorsehung berufenen «Mann ohne Namen, ohne Geld, ohne Einfluss, ohne Anhang» oder als «Einsamen Wanderer aus dem Nichts» vorstellte.<sup>90</sup> In den gleichen Zusammenhang gehört, dass er in seiner Umgebung prächtige Uniformen liebte, vor denen das Pathos des schlichten Rocks, den er selber trug, umso wirkungsvoller zur Geltung kam. Diese Anspruchsarmut, aber auch die Strenge und Düsternis, die ihm anhafteten, seine Frauenlosigkeit und Zurückgezogenheit, liessen sich für das öffentliche Bewusstsein vortrefflich zum Bild des einsamen, grossen, an der Last der Erwählung tragenden Mannes zusammenreimen, der vom Mysterium der Selbstaufopferung gezeichnet war. Als Frau v. Dirksen ihm gelegentlich sagte, sie denke oft an seine Einsamkeit, bestärkte er sie: «Ja, ich bin sehr einsam, aber die Kinder und die Musik trösten mich.»<sup>91</sup>

Wie solche Äusserungen verraten, war er, was die eigene Person und Rolle anging, ohne Zynismus und blickte mit eher feierlichen Empfindungen auf sich selber. Vom Berghof aus hatte er vor sich das klobige Massiv des Untersbergs liegen, in dem der Sage zufolge Kaiser Friedrich schlief, der einst zurückkehren, die Feinde zerstreuen und sein bedrängtes Volk heimholen werde. Nicht ohne Ergriffenheit sah Hitler in der Tatsache, dass sein privater Wohnsitz diesem Berg gegenüber lag, einen bedeutsamen Fingerzeig: «Das ist kein Zufall. Ich erkenne darin eine Berufung.» Immer häufiger zog er sich dorthin zurück, zumal wenn er den «ätzenden» Berlinern oder den «groben» Münchenern entgehen wollte, er bevorzugte das rheinische Gemüt und erinnerte sich noch Jahre später glücklich daran, wie die Menge bei einem Besuch in Köln vor Begeisterung zu schunkeln begann: «die grössten Ovationen meines

Lebens».<sup>92</sup> Die Überzeugung seiner höheren Erwählung liess ihn von nun an regelmässig die Vorsehung apostrophieren, wenn er das Wesen seines historischen Auftrags beschrieb:

«Ich bin mir darüber klar, was ein Mensch kann und wo seine Begrenzung liegt, aber ich bin der Überzeugung, dass die Menschen, die von Gott geschaffen sind, auch dem Willen dieses Allmächtigen nachleben sollten. Gott hat die Völker nicht geschaffen, dass sie sich im Leichtsinne selbst aufgeben, vermantschen und ruinieren ... So schwach der einzelne Mensch in seinem ganzen Wesen und Handeln am Ende doch ist gegenüber der allmächtigen Vorsehung und ihrem Willen, so unermesslich stark wird er in dem Augenblick, in dem er im Sinne dieser Vorsehung handelt! Dann strömt auf ihn jene Kraft hernieder, die alle grossen Erscheinungen der Welt ausgezeichnet hat.»<sup>93</sup>

Diese Überzeugung unterbaute seine ideologischen Vorstellungen und verlieh ihnen die Wucht eines religiösen Prinzips; sie gab ihm Härte, Entschlossenheit und ungerührten Vollstreckerwillen. Sie entzündete aber auch den Kult um seine Person und souffierte ihm Prägungen purer Götzendienerei: Robert Ley bezeichnete ihn als den einzigen Menschen, der sich nie geirrt habe, Hans Frank nannte ihn einsam wie den Herrgott, und ein Gruppenführer der SS versicherte, der Führer sei sogar grösser als jener Gott, der nur zwölf treulose Jünger gehabt habe, während [Hitler](#) an der Spitze eines grossen verschworenen Volkes stehe. Solange [Hitler](#) solche Huldigungen kaltblütig entgegennahm und die Formeln des Geniekults nur machtpsychologisch benutzte, stellten sie einen beträchtlichen Energiegewinn dar. Als es ihm dagegen nicht mehr gelang, das glühende Bewusstsein seiner Mission durch machiavellistisches Kalkül in Schach zu halten, und er selber der Vorstellung seines Übermenschentums erlag, setzte der Abstieg ein.<sup>94</sup>

Seine soziale Beziehungslosigkeit war nur die Kehrseite dieses mythologisierenden Blicks auf sich selber. Je höher er stieg, desto mehr weitete sich der menschenleere Raum um ihn herum. Konsequenter als je zuvor entzog er sich allen Kontaktversuchen Alter Kämpfer und ihrem quälenden Anspruch auf persönliche Nähe. Er kannte kaum andere als inszenatorische Beziehungen, in deren Rahmen jedermann Statisterie oder Instrument war: Menschen



hatten niemals wirklich sein Interesse und seine Anteilnahme erweckt. Seine Maxime, dass man «nicht genug die Verbindung mit dem kleinen Volke pflegen» könne,<sup>95</sup> verriet schon in der Formulierung die Künstlichkeit dieses Vorsatzes. Bezeichnenderweise beschränkte sich auch seine Architekturmeinung auf die Errichtung gigantischer Kulissen; wir wissen, wie gelangweilt er die Planungen für Wohngebiete zur Kenntnis nahm.

Es ist nur ein anderer Aspekt des gleichen sozialen Verarmungsvorgangs, dass in seiner Gegenwart kein Gespräch möglich war: Entweder, so ist verschiedentlich bezeugt, sprach [Hitler](#), und alle anderen hörten zu; oder alle anderen unterhielten sich, und [Hitler](#) sass gedankenverloren dabei, apathisch, abgeriegelt gegenüber der Umwelt, ohne die Augen aufzuschlagen, «auf eine fürchterliche Art in den Zähnen stochernd», wie es in dem Bericht eines Beteiligten heisst; «oder er ging unruhig herum. Er liess einen nicht zu Wort kommen, er unterbrach einen ständig, er sprang in einer beispiellosen Gedanken flucht von einem Thema zum anderen.»<sup>96</sup> So weit ging seine Unfähigkeit zuzuhören, dass er nicht einmal die Reden ausländischer Politiker am Radio verfolgte,<sup>97</sup> widerspruchsentwöhnt kannte er nur Absenzen oder Monologe. Da er kaum mehr las und nur noch Jasager oder Bewunderer in seiner Umgebung duldete, geriet er bald in eine immer dichtere intellektuelle Isolierung, einen gleichsam abgeschlossenen Raum, der ihn nur sich selber und dem von allen Seiten widerhallenden Echo seines unausgesetzten Selbstgesprächs konfrontierte – doch war es eine Isolierung, die er suchte: Ein für allemal war er auf die frühen, thesenartigen Überzeugungen festgelegt, die er weder erweiterte noch änderte, sondern nur noch verschärfte.

Unaufhörlich sprach er davon, wie berauscht von seiner eigenen Stimme, von der wuchernden Freiheit des Gedankens. Die von Hermann Rauschning überlieferten Gespräche aus den frühen dreissiger Jahren haben trotz aller Stilisierung etwas von diesem, süchtigen Tonfall eines Mannes bewahrt, der, gleichsam fasziniert von seinen eigenen Tiraden, den phantastischen Möglichkeiten der Wortmacherei nachzulauschen scheint; ähnlich, wenn auch bei spürbar verminderter Konzentration, verhält es sich mit den Tischgesprächen aus dem Führerhauptquartier: «Das Wort», so

meinte [Hitler](#), baue «Brücken in unerforschte Gebiete.»<sup>98</sup> Als Mussolini zu seinem Staatsbesuch in Deutschland weilte, redete [Hitler](#) nach einem Essen mehr als anderthalb Stunden lang ununterbrochen auf den Gast ein, ohne ihm die ungeduldig gesuchte Gelegenheit zu einer Gegenäußerung zu geben. Ähnliche Erfahrungen machten fast alle Besucher oder Mitarbeiter, insbesondere während des Krieges, als der Redeschwall des Ruhelosen sich immer exzessiver in die Tiefe der Nacht erstreckte, die verzweifelt mit dem Schlaf ringende Generalität des Hauptquartiers, die sich dem «weihevollen Weltenklatsch» über Kunst, Philosophie, Rasse, Technik oder Geschichte mit wehrlosem Respekt ausgeliefert sah: immer brauchte er Zuhörer. Auch sie freilich nur eine Art Statistrie, die der Verfertigung seiner Gedanken ebenso diente wie der Selbsterregung: er entlasse seine Besucher, so hat ein scharfsinniger Beobachter notiert, wie «ein Mensch, der sich soeben eine Morphiumspritze gegeben» hat.<sup>99</sup> Gelegentlich zustandegekommene Einwände wirkten nur als Reiz zu weiteren, uferlos wilden Assoziationen, ohne Begrenzung, ohne Ordnung und Ende.

Die Beziehungsarmut, die ihn menschlich isolierte, kam ihm allerdings politisch zugute: er kannte nur Figuren im Spiel. Niemand vermochte die Zone des Abstands zu überwinden, und die ihm am nächsten kamen, standen ihm nur weniger fern. Bezeichnenderweise galt sein stärkstes Gefühl einigen Toten. In seinem privaten Raum auf dem Obersalzberg hing je ein Porträt seiner Mutter und seines 1936 verstorbenen Fahrers Julius Schreck, keines des Vaters, und auch die tote Geh Raubal stand ihm offenbar so nahe wie die lebende nie. «In gewisser Weise ist [Hitler](#) einfach nicht menschlich – unerreichbar, unanrührbar», bemerkte Magda Goebbels schon zu Beginn der dreissiger Jahre.<sup>100</sup> Noch auf dem Gipfel der Macht und im Mittelpunkt eines millionenfachen Interesses hatte er etwas von jenem verschollenen jungen Mann der Wiener oder Münchener Jahre, dessen Lebensumstände selbst den nächsten Angehörigen unbekannt waren. Albert Speer, in dem er zeitweilig, nicht ohne sentimentale Gefühle, die Verkörperung seines Jugendtraums von Brillanz und lebensverwöhnter Bürgerlichkeit sah, hat vor dem Nürnberger Tribunal erklärt, «wenn [Hitler](#) überhaupt Freunde gehabt hätte, wäre ich bestimmt einer seiner Freunde ge-

wesen»<sup>101</sup> Aber auch er überbrückte die Distanz nicht und war, trotz so vieler Tage und Nächte gemeinsamen Planens und selbstvergessener Kolossalschwärmereien, niemals mehr als **Hitlers** bevorzugter Architekt. Zwar hat **Hitler** ihn, in einer ungewöhnlichen Huldigung, «genial» genannt, doch sein Vertrauen hat er ihm, über die fachlichen Probleme hinaus, nicht geschenkt. Und was dieser einen Beziehung mit Spuren eines erotischen Motivs fehlte, besass auch die andere nicht: im Unterschied zu Geli Raubal war Eva Braun lediglich seine Mätresse, mit allen Ängsten, Heimlichkeiten, Demütigungen, die diese Stellung im Gefolge hat. Sie selber hat berichtet, wie sie bei einem Abendessen im Münchener Hotel «Vier Jahreszeiten» drei Stunden lang neben **Hitler** sass, ohne dass er ihr gestattet hätte, ihn anzusprechen, ehe er ihr kurz vor dem Aufbruch «einen Umschlag mit Geld» zusteckte. Er hatte sie Ende der zwanziger Jahre im Fotoatelier Heinrich Hoffmanns kennengelernt und möglicherweise war diese Bekanntschaft eines der Motive, die Geli Raubal zum Selbstmord getrieben haben. Einige Zeit nach dem Tod der Nichte hatte **Hitler** sie zu seiner Geliebten gemacht. Sie war ein einfaches Mädchen mit anspruchslosen Träumen und Gedanken, die beherrscht waren von Liebe, Mode, Film und Klatsch, von der beständigen Sorge, verlassen zu werden, sowie von **Hitlers** egozentrischen Launen und kleinlicher Haustyranenart. In seinem Reglementierbedürfnis hatte er ihr das Sonnenbaden, Tanzen und Rauchen verboten («Wenn ich merken würde, dass die Eva raucht, würde ich sofort Schluss machen»). Seine Eifersucht war beträchtlich, doch gleichzeitig vernachlässigte er sie auf kränkende Weise.<sup>102</sup> Um «nicht ganz so allein» zu sein, hatte sie sich mehrfach von ihm «ein Hunderl» gewünscht («so wunderschön wäre das»), doch **Hitler** war wortlos darüber hinweggegangen. Lange Zeit hielt er sie in nahezu beleidigend dürftigen Verhältnissen. Die Tagebuchnotizen, die sie hinterlassen hat, geben Aufschluss über ihre unglückliche Situation. Eine charakteristische Passage lautet:

«Ich wünsche mir nur eines, schwer krank zu sein und wenigstens 8 Tage von ihm nichts mehr zu wissen. Warum passiert mir nichts, warum muss ich alles das durchmachen? Hätte ich ihn doch nie gesehen. Ich bin verzweifelt.

Jetzt kaufe ich mir wieder Schlafpulver dann befinde ich mich in einem halben Trance Zustand und denke nicht mehr so viel darüber nach.

Warum holt mich der Teufel nicht. Bei ihm ist es bestimmt schöner als hier. 3 Stunden habe ich vor dem Carlton gewartet und musste zusehen, wie er der Ondra Blumen kaufte und sie zum Abendessen eingeladen hat. Er braucht mich nur zu bestimmten Zwecken es ist nicht anders möglich.

Wenn er sagt er hat mich lieb, so meint er nur in diesem Augenblick. Genau so wie seine Versprechungen, die er nie hält. Warum quält er mich so und macht nicht gleich ein Ende?»

Als [Hitler](#) ihr Mitte 1935 drei Monate lang «kein gutes Wort» zukommen liess und sie überdies erfuhr, dass seit jüngstem eine «Walküre» seine ständige Begleiterin sei («diese Dimensionen hat er ja gerne»), beschaffte sie sich eine Überdosis Schlafmittel und schrieb einen Brief, in dem sie von [Hitler](#) ultimativ eine Nachricht, und sei es von dritter Seite, verlangte; «Herrgott ich habe Angst, dass er heute keine Antwort gibt», lautet die letzte Eintragung aus dieser Zeit. «Ich habe mich für 35 Stück entschlossen es soll diesmal wirklich eine ‘totsichere’ Angelegenheit werden. Wenn er wenigstens anrufen lassen würde.»

Zwei Selbstmordversuche hat Eva Braun unternommen, den ersten bereits im November 1932 durch einen Pistolenschuss in den Hals, den zweiten in der Nacht vom 28. zum 29. Mai 1935. Offenbar hat sie damit [Hitler](#) erheblich beunruhigt, zumal die Geli-Affäre noch unvergessen war. Erst als [Hitlers](#) Halbschwester, Frau Raubal, die Mutter Gelis, 1936 den Berghof verliess und [Hitler](#) Eva Braun an deren Stelle holte, entspannte sich das Verhältnis. Zwar blieb sie weiterhin im Halbverborgenen und angewiesen, sich über Nebeneingänge sowie Seitentreppe zu stehlen und mit einem Foto [Hitlers](#) während der Mahlzeiten vorliebzunehmen, wenn er sie allein liess; nach wie vor war ihr kaum je gestattet, in Berlin zu erscheinen, und sobald die Gäste eintrafen, verbannte [Hitler](#) sie nahezu jedesmal auf ihr Zimmer. Doch ihre grössere Sicherheit wirkte auf ihn zurück, und bald schon rechnete sie zu jenem innersten Personenkreis, vor dem er die Dauerallüre des grossen Mannes ablegte, wenn er zur Teezeit in seinem Sessel einschief oder am Abend mit aufgekнопftem Rock zu Kino oder Kamingespräch einlud. Die grössere Ungezwungenheit brachte indes auch seine rohen,

gefühllosen Züge zum Vorschein. Zu Albert Speer sagte er in Gegenwart seiner Geliebten: «Sehr intelligente Menschen sollen sich eine primitive und dumme Frau nehmen. Sehen Sie, wenn ich nun noch eine Frau hätte, die mir in meine Arbeit hereinredet! In meiner freien Zeit will ich meine Ruh' haben.»<sup>103</sup> Auf einigen erhaltenen Amateurschmalfilmen ist Eva Braun in der Gesellschaft **Hitlers** auf der Terrasse des Berghofs zu sehen: immer in jener Stimmung überkecken Mutwillens, die etwas zu laut ist, als dass man ihr ohne Mühe trauen könnte.

Der Ablauf eines gewöhnlichen Tages ist verschiedentlich beschrieben worden: wie **Hitler** das Schlafzimmer, in dem er sich regelmässig einzuschliessen pflegte, morgens einen Spaltbreit öffnete, seine Hand mechanisch nach den Zeitungen tastete, die auf einem Hocker neben der Türe bereitlagen, und anschliessend wieder verschwand.<sup>104</sup> Spaziergänge, Reisen, Baubesprechungen, Empfänge, Autopartien gaben dem Tag keinen äusseren Rahmen, sondern zerteilten ihn nur in eine Folge von Zerstreungen. So viel unverwechselbaren Stil **Hitler** der öffentlichen Repräsentation zu geben wusste, so wenig formte sich aus all den Verrichtungen und spontan befolgten Launen eines Tages ein persönlicher Stil; ein Privatleben hatte er nicht.

Seine Umgebung bestand nach wie vor aus Adjutanten, Sekretärinnen, Chauffeuren, Ordonnanzen: «Einen Teil der Begleitung bildeten Epheben», schilderte ein Beobachter, «kleingewellte Haare, ordinär, vierschrotig, mit verweichlichten Gesten.» Unverändert bevorzugte er das unkritische, dumpfe Milieu schlichter Menschen, das er von früh auf gewohnt war, zumal wenn sie «vom Leben irgendwie aus der Bahn geworfen (waren)... wie er selbst». In ihrer Gesellschaft verbrachte er, so oft er auf dem Obersalzberg war, nach gleichbleibend eintönigem Muster die langen Abende, von denen einer der Beteiligten «nur die Erinnerung einer merkwürdigen Leere» bewahrt hat.<sup>105</sup> Den Beginn machten regelmässig drei bis vier Stunden Kinovorführung. **Hitler** liebte vor allem Gesellschaftskomödien mit plattem Witz und sentimentalem Ausgang. Heinz Rühmanns «Quax der Bruchpilot» oder dessen «Feuerzangenbowle», Weiss Ferdl's Dienstmannkomödie «Die beiden Seehunde», Willi Forsts Unterhaltungsrevuen, aber auch zahlrei-

che ausländische Produktionen, die teilweise in den öffentlichen Filmtheatern nicht gezeigt werden durften, gehörten zum Vorzugsrepertoire und wurden bis zu zehnmal und häufiger vorgeführt. Müde und mit bleiernen Gliedmassen versammelte sich die Runde anschliessend vor dem Kamin, ohne dass je ein Gespräch aufkam. Wie an der grossen Esstafel behinderten auch hier die repräsentativ auseinandergezogenen Riesenmöbel jeden Gedankenaustausch. Gleichzeitig wirkte Hitler selber paralyisierend auf die Umgebung ein, «nur wenige Leute fühlten sich jemals in seiner Gegenwart wohl», hatte einer der alten Weggefährten schon Jahre zuvor bemerkt. Ein oder zwei Stunden blieb man bei mühsam dahingeschlepptem, immer wieder banal versickerndem Gerede beisammen, mitunter schwieg Hitler vor sich hin oder starrte brütend ins Feuer, während die Runde in einer Mischung aus Respekt und Müdigkeit verstummte: «Es kostete eine grosse Beherrschung, diesen endlosen Sitzungen vor dem stets gleichen Dekor der lodernen Flammen beizuwohnen.»<sup>106</sup> Erst wenn Hitler zwischen zwei und drei Uhr nachts Eva Braun förmlich verabschiedet hatte und kurz darauf selber den Raum verliess, lebten die wie befreit Zurückbleibenden zu kurzer hektischer Fröhlichkeit auf. Ähnlich verliefen die Abende in Berlin, nur war der Personenkreis grösser, die Atmosphäre weniger entspannt. Alle Versuche, Abwechslung in den Ablauf zu bringen, scheiterten am Widerstand Hitlers, der in der trivialen Leere dieser Stunden den Stilisierungsdruck des Tages auszugleichen suchte. Im schroffen Gegensatz dazu stand das klassische totalitäre Propagandamotiv vom einsam erleuchteten Fenster: «Jede Nacht bis morgens sechs, sieben Uhr sah man Lichtschein aus seinem Fenster fallen», erklärte Goebbels, während es im Text einer Jugendfeierstunde hiess: «In vielen Nächten mag dies so geschehn:/Wir schlafen, und du wachst in bangen Sorgen/denn viele Nächte werden dir vergehn/die du durchgrübeln musst, um dann am Morgen/mit klaren Augen in das Licht zu sehn.»<sup>107</sup> Im Sommer 1935 hatte Hitler die Erweiterung seines Wochenendhauses auf dem Obersalzberg zu einem repräsentativen Wohnsitz beschlossen und selber den Grundriss, die Ansichten und Schnitte des Neubaus massstabgerecht aufgezeichnet. Die Entwürfe sind erhalten und verdeutlichen Hitlers Fixierung auf eine



einmal gewonnene Vorstellung; er war schlechthin ausserstande, eine gestellte Aufgabe von einem neuen Ansatz aus neu zu betrachten: immer blieb in seinen Skizzen der ursprüngliche Einfall, geringfügig verändert, bewahrt. Nicht minder auffällig ist jedoch der Verlust des Proportionsbewusstseins, wie er sich beispielsweise in dem überdimensional entworfenen Fenster des Hauses auf dem Obersalzberg anzeigt, das Hitler später seinen Gästen gegenüber gern als grösstes versenkbares Fenster der Welt vorstellte. Der «infantile Grundzug im Wesen Hitlers», den Ernst Nolte vor allem aus dem unkontrollierten Aneignungshunger, jenem verbissenen und unbezähmbaren Habenwollen analysiert hat, das etwa den Halbwüchsigen dahin brachte, binnen Kurzem dreissig bis vierzig Mal den «Tristan» zu besuchen, oder den Reichskanzler bewog, innerhalb eines halben Jahres nicht weniger als sechsmal einer Aufführung der «Lustigen Witwe» beizuwohnen,<sup>108</sup> wird in dieser lebenslangen Rekordmanie nicht weniger greifbar; es waren hier wie dort die Neigungen eines Mannes, dem es niemals gelungen war, seine Jugend und deren Träume, Verletzungen, Ressentiments zu überwinden. Schon der Sechzehnjährige hatte den einhundertzwanzig Meter langen Fries am Linzer Museum um hundert Meter verlängern wollen, damit die Stadt den «grössten plastischen Fries des Kontinents» beherberge, und ihr Jahre darauf, neunzig Meter über dem Strom, ein Brückenwerk bescheren wollen, «wie die Welt kein zweites besitzt»<sup>109</sup>. Dem gleichen Grundzug entsprachen später, vor seiner Kanzlerzeit, die Wettrennen, zu denen er auf offener Landstrasse mit Vorliebe schwere amerikanische Wagen herausforderte, sowie das Hochgefühl, das ihn noch jahrelang erfüllte, wenn er sich der Überlegenheit seines Mercedes-Kompressors erinnerte. Die grösste versenkbare Fensterscheibe hatte ihr Gegenstück in der grössten, aus einem Stück gefertigten Marmortischplatte von sechs Metern Länge, in den höchsten Kuppeln, gewaltigsten Tribünen, gigantischsten Triumphbögen, kurz, in einer unterschiedslosen Erhebung des riesenhaft Unnormalen zur Norm. So oft er von einem seiner Architekten vernahm, dass er mit dem Entwurf eines Bauwerks ein geschichtlich bedeutsames Gebäude in den Grössenverhältnissen «geschlagen» habe, war er begeistert. Die megalomanen Architekturen des Dritten Reiches verbanden diese infantile Re-

kordsucht mit dem traditionellen Pharaonenkomplex ehrgeiziger Diktatoren, die der Hinfälligkeit der nur in ihrer Person begründeten Herrschaft durch gewaltige Bauten zu begegnen trachten. In zahlreichen Äusserungen [Hitlers](#) klingt diese Zielsetzung immer wieder an, so beispielsweise auf dem Reichsparteitag 1937:

«Weil wir an die Ewigkeit dieses Reiches glauben, sollen auch diese Werke ewige sein, das heisst,... nicht gedacht sein für das Jahr 1940, auch nicht für das Jahr 2000, sondern sie sollen hineinragen gleich den Domen unserer Vergangenheit in die Jahrtausende der Zukunft.

Und wenn Gott die Dichter und Sänger heute vielleicht Kämpfer sein lässt, dann hat er aber den Kämpfern jedenfalls die Baumeister gegeben, die dafür sorgen werden, dass der Erfolg dieses Kampfes seine unvergängliche Erhärtung findet in den Dokumenten einer einmaligen grossen Kunst. Dieser Staat soll nicht eine Macht sein ohne Kultur und keine Kraft ohne Schönheit.»<sup>110</sup>

Mit Hilfe der gewaltigen Architekturen suchte [Hitler](#) freilich auch seinen einstigen Künstlerträumen späte Befriedigung zu verschaffen. In einer Rede aus der gleichen Zeit hat er erklärt, wenn der Erste Weltkrieg «nicht gekommen wäre, wäre er ... vielleicht – ja, wahrscheinlich sogar – einer der ersten Architekten, wenn nicht der erste Architekt Deutschlands» geworden;<sup>111</sup> jetzt wurde er dessen erster Bauherr. Zusammen mit einigen ausgesuchten Architekten konzipierte er die Neugestaltung zahlreicher deutscher Städte in Riesenbauten und Anlagen, die erdrückendes Übermass, mangelnde Anmut und antikisierende Formelemente zu einem Eindruck feierlich gebändigter Leere vereinigten. 1936 fasste er den Plan, Berlin zur Welthauptstadt, «nur mit dem alten Ägypten, Babylon oder Rom vergleichbar»<sup>112</sup> auszubauen: innerhalb von rund fünfzehn Jahren wollte er die gesamte City der Stadt zu einem einzigen repräsentativen Monument imperialer Grösse umgestalten, mit breiten Avenuen, schimmernden Riesenklötzen und beherrscht von einem domartigen Kuppelbau, der mit fast dreihundert Metern das höchste Gebäude der Welt sein und einhundertachtzigtausend Menschen aufnehmen sollte. Von der Führerempore des Innenraums aus, unter einem haushohen vergoldeten Adler, gedachte er sich an die Völkerschaften des Grossgermanischen Reiches zu wenden und einer im Staub versinkenden Welt die Ge-



setze vorzuschreiben. Das Gebäude war durch eine fünf Kilometer lange Prachtstrasse mit einem einhundertsechszehn Meter hohen Triumphbogen verbunden, dem Symbol so vieler Siege in weltreichbegründenden Kriegen; und Jahr für Jahr, so schwärmte Hitler auf dem Höhepunkt des Krieges, «wird dann ein Trupp Kirgisen durch die Reichshauptstadt geführt, um ihre Vorstellung mit der Gewalt und Grösse ihrer steinernen Denkmale zu erfüllen»<sup>113</sup>. Vergleichbare Ausmasse zeigten die Pläne für den sogenannten Führerbau, einen festungsartigen Palast mitten im Zentrum Berlins, der zwei Millionen Quadratmeter Grundfläche beanspruchte und neben den Wohn- und Diensträumen Hitlers zahlreiche Gesellschaftssäle, Wandelhallen, Dachgärten, Wasserspiele sowie ein Theater umfasste. Nicht zu Unrecht fühlte sein bevorzugter Architekt sich später, als er wieder auf die alten Entwürfe stiess, an die «Satrapenarchitektur eines Films von Cecil B. de Mille» erinnert: in ihnen korrespondierte Hitler mit dem Geist der Zeit, von dem ihn so viel zu trennen scheint; die steinernen Zeugen dieses untergründigen Einverständnisses sind in Moskau so gut wie in Paris, Washington und Hollywood noch heute zu besichtigen.

In den umfassenden Neubauplänen für nahezu alle grösseren deutschen Städte verwirklichte sich Hitlers Ideal des Künstlerpolitikers. Selbst inmitten dringender staatlicher Geschäfte fand er stets die Zeit zu ausgedehnten Architekturgesprächen. Oft zeichnete er nachts, wenn er keinen Schlaf fand, Grundrisse oder Bauzeichnungen, und immer wieder begab er sich durch die sogenannten Ministergärten hinter der Reichskanzlei in Speers Büro hinüber, wo er sich vor einer dreissig Meter langen, von Scheinwerfern bestrahlten «Modellstrasse» zusammen mit dem Jüngeren an Phantasiearchitekturen begeisterte, die nie entstehen würden. Unter den Gebäuden, die geplant wurden, um der Stadt Nürnberg «ihr künftiges und damit ewiges Gepräge» zu geben, befand sich ein Stadion für vierhunderttausend Zuschauer, das eines der gewaltigsten Bauwerke der Geschichte werden sollte, ein Aufmarschgelände mit einhundertsechzigtausend Tribünenplätzen, eine Paradestrasse und mehrere Kongressgebäude – dies alles zu einer weiträumigen Tempelanlage vereint, deren Entwurf auf der Pariser Weltausstellung von 1937 einen Grand Prix erhielt. Besondere Auf-

merksamkeit widmete **Hitler**, einem Hinweis Speers folgend, den verwendeten Materialien, damit die Bauwerke noch als Ruinen, überwuchert von Efeu und mit eingestürztem Mauerwerk, von der Grösse seiner Herrschaft kündeten wie die Pyramiden am Nil von der Macht und Herrlichkeit der Pharaonen. «Wenn aber», so hat er bei der Grundsteinlegung für die Kongresshalle in Nürnberg erklärt, «die Bewegung jemals schweigen sollte, dann wird noch nach Jahrtausenden dieser Zeuge hier reden. Inmitten eines heiligen Haines uralter Eichen werden dann die Menschen diesen ersten Riesen unter den Bauten des Dritten – Reiches in ehrfürchtigem Staunen bewundern.»<sup>114</sup>

Doch war die Architektur nur die bevorzugte, durch das besondere Interesse **Hitlers** ausgezeichnete Kunstdisziplin; daneben galt, seit Jugendtagen unvermindert, seine Neigung der Malerei sowie dem Musiktheater und im Grunde allen Künsten. Seiner Auffassung getreu, dass der künstlerische Rang einer Epoche nur das Abbild ihrer politischen Grösse sei, sah er die eigentliche Legitimation staatsmännischer Leistung in den kulturellen Hervorbringungen. Vor diesem ideologischen Hintergrund muss man die selbstgewiesenen Prophezeiungen aus der Anfangsperiode des Dritten Reiches betrachten, als der Anbruch einer «unerhörten Blüte der deutschen Kunst» oder eine «neue künstlerische Renaissance des arischen Menschen» vorhergesagt wurde. Umso gereizter reagierte **Hitler**, als ihm der perikleische Traum zerrann<sup>115</sup> und alle Bemühungen über ein martialisches Biedermeier nicht hinaus kamen. Sich absperrend von der Welt, stolz auf die Enge des Eigenen, betrieb es einen pseudoromantischen Dämmerungskult, der hinter blinden Fenstern Besinnung aufs Wesentliche übte: dampfende Acker-scholle, Stahlhelmheroismus, firmbeglänzte Gipfel und immer wieder kraftvolles Arbeitertum, wie es das Werk zwingt. Die aus so heftiger völkischer Abwehrhaltung resultierende kulturelle Verkümmern war in der Literatur so unübersehbar wie in der Bildenden Kunst, auch wenn die jährlich veranstalteten, teilweise von **Hitler** selber jurierten Sammelausstellungen in München versuchten, die herrschende Öde durch aufwendig arrangierte Triumphe zu überdecken. **Hitlers** masslose Ausfälle gegen die «Novemberkunst», die «Kunstvernarrung» der Vergangenheit, die in nahezu

jeder seiner Kulturreden breiten Raum einnahmen, machten deutlich, wie entschieden er künstlerische und politische Normen gleichsetzte: so wenn er den «kulturellen Neandertalern» ärztliche Verwahrung oder Gefängnis androhte und bestimmte, diese «internationalen Kunstkritzeleien», die nichts anderes als «Ausgeburten einer frechen, unverschämten Anmassung» seien, der Vernichtung zu überantworten.<sup>116</sup> Die 1937 veranstaltete Ausstellung «Entartete Kunst» verwirklichte diese Drohung zum Teil.

Auch im Kunstverständnis [Hitlers](#) stösst man auf jenes Phänomen früher Erstarrung, das seine gesamte Gedanken- und Vorstellungswelt kennzeichnet; seit den Wiener Tagen, als er beziehungslos am künstlerischen und intellektuellen Meinungsaufruhr der Epoche vorübergegangen war, hatten seine Urteilskategorien sich nicht verändert. Der kühle klassizistische Prunk auf der einen und die pompöse Dekadenz auf der anderen Seite, Anselm v. Feuerbach beispielsweise und Hans Makart, waren die bevorzugten Orientierungspunkte seines Kunstsinns, den er mit dem Ressentiment des gescheiterten Akademiebewerbers zur verbindlichen Norm erhob. Daneben bewunderte er vor allem die italienische Renaissance sowie die Kunst des Frühbarock, die Mehrzahl der Bilder auf dem Berghof stammte aus dieser Zeit, seine besondere Vorliebe galt einem Halbakt des Tizian-Schülers Bordone sowie einer grossen Farbskizze Tiepolos; die Maler der deutschen Renaissance dagegen lehnte er ihrer prunklosen Strenge wegen ab.<sup>117</sup> Wie die pedantische Treue seiner eigenen Aquarelle vermuten lässt, forderte er in jedem Falle handwerkliche Genauigkeit, er schätzte den frühen Lovis Corinth, doch sah er missgelaunt und verstimmt auf dessen spätes, in einer Art genialem Altersrausch verfasstes Œuvre und verbannte ihn aus den Museen. Bezeichnenderweise liebte er überdies allerlei sentimentale Genremalerei in der Art der weinseligen Mönche und fetten Kellermeister Eduard Grützners: es sei schon in jungen Jahren, so hat er seiner Umgebung erzählt, sein Traum gewesen, einmal im Leben so erfolgreich zu sein, um sich einen echten Grützner leisten zu können.<sup>118</sup> In seiner Münchener Wohnung am Prinzregentenplatz hingen später zahlreiche Arbeiten dieses Malers, daneben sanfte Kleinleute-Idylle von Spitzweg, ein Bismarck-Porträt Lenbachs, eine Parkszene Anselm v. Feuerbachs

sowie eine der zahlreichen Versionen der «Sünde» von Franz V. Stuck. In dem «Entwurf für eine deutsche Nationalgalerie», den er auf der ersten Seite seines Skizzenbuchs von 1925 ausgeführt hat, finden sich diese Maler wieder und daneben Namen wie Overbeck, Moritz V. Schwind, Hans v. Marées, Defregger, Böcklin, Piloty, Leibl und schliesslich Adolph v. Menzel, dem er nicht weniger als fünf Räume zubilligte.<sup>119</sup> Schon frühzeitig begann er, durch eigens Beauftragte alle bedeutenden Werke dieser Künstler anzukaufen und für das Museum sicherzustellen, das er eines Tages, nach der Verwirklichung seiner Ziele, in Linz errichten und selber leiten wollte.

Doch wie alles, was er in Angriff nahm, augenblicklich und zwanghaft ins Überdimensionale zu wuchern begann, so entwickelten sich auch die Pläne für die Linzer Galerie rasch ins Ungemessene. Während er dort zunächst nur die deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts in repräsentativen Beispielen hatte sammeln wollen, fühlte er sich nach der Italienreise des Jahres 1938 vom Reichtum der italienischen Museen offenbar so überwältigt und herausgefordert, dass er in Linz ein riesiges Gegenstück dazu errichten wollte: Schon figurierte es in seiner Phantasie als «das grösste Museum der Welt», ehe die Idee zu Beginn des Krieges eine letzte Steigerung erfuhr und mit einem Plan zur Neuverteilung des gesamten europäischen Kunstbesitzes verbunden wurde, demzufolge alle Werke aus sogenannten germanischen Einflusszonen nach Deutschland verbracht und vor allem in Linz, als einer Art deutschem Rom, zusammengefasst werden sollten. Im Direktor der Dresdener Gemäldegalerie, Dr. Hans Posse, fand Hitler für seine Absichten einen angesehenen Fachmann. Mit einem umfangreichen Mitarbeiterstab durchforschte er die Angebote des europäischen Kunsthandels, kaufte oder beschlagnahmte vor allem später in den eroberten Ländern alle Kunstwerke von Rang und inventarisierte sie in vielbändigen «Führerkatalogen». Die von Hitler bezeichneten Bilder wurden in München zusammengetragen, und noch im Kriege führte ihn, so oft er in diese Stadt kam, sein erster Weg zum Führerbau, um die ausgewählten Werke zu besichtigen und sich, weitab von der Wirklichkeit, in ausgedehnten Kunstgesprächen zu verlieren. Noch in den Jahren 1943/44 wurden drei-

tausend Gemälde für Linz erworben und, ungeachtet aller finanziellen Kriegsbelastungen, einhundertfünfzig Millionen Reichsmark dafür aufgewendet. Als die Münchener Räumlichkeiten nicht mehr ausreichten, liess [Hitler](#) das gesammelte Gut in Schlössern wie Hohenschwangau oder Neuschwanstein, in Klöstern und Berghöhlen aufbewahren. Allein im Depot Alt-Aussee, einem Salzbergwerk aus dem 14. Jahrhundert, wurden bei Kriegsende 6755 Gemälde Alter Meister geborgen, ferner Zeichnungen, Grafiken, Gobelins, Skulpturen und zahllose Kunstmöbel: letzter Ausdruck einer ins Unüberschaubare gewachsenen, infantilen Aneignungsgier. Unter den Gemälden befanden sich Werke Leonardo da Vincis und Michelangelos Brügger Madonna, berühmte Arbeiten von Rubens, Rembrandt, Vermeer, der Genter Altar der Gebrüder van Eyck, und daneben beispielsweise Hans Makarts «Die Pest in Florenz», das [Hitler](#) auf dringende Bitten hin von Mussolini zum Geschenk erhalten hatte. Der aus dem Bunker des Führerhauptquartiers erteilte und vom Gauleiter Oberdonau, August Eigruber, unter Exekutionsdrohung weitergeleitete Befehl zur Sprengung des Depots war nicht befolgt worden.<sup>120</sup>

Über der Erscheinung [Hitlers](#) lag immer ein merkwürdig inferiorer Zug, ein Eindruck von Enge und Halfertigkeit, den auch die vielen Triumphe nicht zu verdrängen vermochten. Alle persönlichen Züge machten noch keine Person aus ihm. Aus den Berichten und Erinnerungen, die wir aus seiner Umgebung besitzen, wird seine Erscheinung nicht greifbarer, in maskenhafter Unpersönlichkeit bewegt er sich durch eine Szenerie, die er gleichwohl unbestritten beherrschte. Und wie er als einer der grössten Redner der Geschichte keine einzige unvergessene Formel gefunden hat, so gibt es keine Anekdote über ihn, obwohl er sich in der Macht ganz nach persönlichem Gutdünken bewegt hat, so ungehemmt und willkürlich wie kein anderer Akteur der Politik seit dem Ende des Absolutismus.

Es ist dieses Übergewicht des exzentrisch persönlichen Elements, das verschiedene Beobachter veranlasst hat, ihn einen Dilettanten zu nennen; und in der Tat: Sofern dieser Typus durch die Herrschaft der Neigung über die Pflicht und der Stimmung über Regel und strenge Dauer wesentlich beschrieben ist, bedeutete

Hitler den Einbruch des Dilettanten in die Politik. Schon seine frühen Lebensumstände waren durchweg von jenem Zug geprägt, der ihn schliesslich auch in die Politik gebracht hat, und die Zeit seiner Machtausübung war geradezu eine einzige Demonstration für die normative Kraft des Persönlichen. Auch seine Unbefangenheit und die methodische Radikalität, durch die er so erfolgreich war, kamen von dort her. Ein wirklicher *homo novus*, hinderten ihn weder Erfahrungen noch die Achtung vor den Spielregeln, er kannte die Hemmungen der Fachleute nicht und schreckte vor nichts Ausgedachtem zurück. Von allem erfasste er intuitiv den Ansatz, doch hatte er kein Gefühl für die praktische Schwierigkeit grosser Vorhaben, es war immer nur Kinderspiel oder Willensakt, und seine Kühnheit war sich ihrer selbst nicht bewusst. Mit «laienhafter Entschlussfreude»<sup>121</sup> mischte er sich überall ein, redete, intervenierte und führte aus, was andere kaum zu denken wagten. Dilettantisch war seine Angst vor dem Eingeständnis eines Irrtums sowie sein Bedürfnis, Tonnagen, Kaliber und statistisches Wissen überhaupt vorzuführen; desgleichen deuten seine ästhetischen Vorlieben: die Schwelgerei im Massenhaften, die naive Lust an Tricks, Überraschungen und Zaubermeistereffekten, auf sein Dilettantenwesen. Bezeichnenderweise vertraute er dem Gedankenblitz mehr als dem Gedanken und dem Genie mehr als dem Fleiss.<sup>122</sup>

Es war ein Dilettantismus, den er durch Masslosigkeit zu verdecken suchte und ins Monumentale trieb, um ihn unsichtbar zu machen. Er war auch insofern eine Figur des 19. Jahrhunderts: überwältigt von der Grösse jedweder Form, sei es in den Massstäben oder in den Menschen. Die Grösse legitimierte schlechthin alles, die Welt stand ihr als Experimentierfeld oder blosser Kulisse zur Verfügung, und dem krassen Wort Nietzsches entsprechend war er sich gewiss, dass ein Volk nichts anderes sei als der Umweg der Natur zur Erzeugung einiger weniger bedeutender Männer. «Genies ausserordentlicher Art», so hat er mit dem Blick auf sich selber bemerkt, «lassen keine Rücksicht auf die normale Menschheit zu», ihre bessere Einsicht, ihr höherer Auftrag rechtfertigten jede Härte, und in seinen Vorstellungen tauchte die Summe der einzelnen, tief unter den Ansprüchen der Genies auf Grösse und geschichtlichen Ruhm, lediglich als «Planetenbazillen» auf.<sup>123</sup>

In diesen Bildern von Genie, Grösse, Ruhm, Mission und Weltkampf wird ein charakteristisches Element der **Hitlerschen** Vorstellungswelt offenbar: Er dachte mythologisch, nicht gesellschaftlich, und seine Modernität war durchsetzt von archaischen Zügen. Welt und Menschheit, das tausendfache Geflecht der Interessen, Temperamente und Energien reduzierte sich darin auf einige wenige, instinkthaft erfasste Gegensätze, es gab Freund und Feind, Gut und Böse, Rein stand gegen Unrein, Arm gegen Reich, der strahlende Ritter im eigentümlich zerspringenden Bild gegen den schatzbehütenden Drachenzwurm. Zwar hat **Hitler** eingewendet, Rosenberg habe für sein Hauptwerk einen «schiefen Titel» gewählt; der Nationalsozialismus stelle nicht den Mythos des 20. Jahrhunderts gegen den Geist, sondern «den Glauben und das Wissen des 20. Jahrhunderts gegen den Mythos des 19. Jahrhunderts»;<sup>124</sup> in Wirklichkeit jedoch war er dem Parteiphilosophen weit näher, als solche Äusserungen zu erkennen geben. Denn seine Rationalität blieb stets auf das Methodische beschränkt und erhellte die düsteren Winkel seiner Ängste und Affekte nicht; vom Grunde weniger mythologischer Prämissen aus hat er mit planvoller Nüchternheit agiert, und dieses unvermittelte Nebeneinander von Kälte und Irrglauben, Machiavellismus und Magieverfallenheit beschreibt erst die ganze Erscheinung.

Es waren einige grobe, willkürlich zusammengeholte Prämissen, herstammend aus dem Traktatenschund ganzer Generationen vaterländischer Professoren und Pseudopropheten, die das traditionelle deutsche Geschichtsbild entscheidend geprägt, es mythologisierend mit Erbfeinden oder Einkreisern durchsetzt und den Dolchstoss, die Nibelungentreue sowie die radikalen Alternativen von Sieg oder Vernichtung im Bewusstsein heimisch gemacht haben. Zwar ist es zutreffend, dass der Nationalsozialismus nicht in gleicher Weise wie der italienische oder französische Faschismus jenes Phänomen der «Verführung durch die Geschichte» kennt,<sup>125</sup> das zu den Grundzügen faschistischen Denkens überhaupt gehört: Er besass keine ideale Epoche, die seinen Ehrgeiz und heroischen Nachahmungstrieb mobilisierte; was er jedoch kannte, war die kritische Negation der Geschichte, das heisst, den Versuch, mit dem Zerrbild zurückliegender Schwäche und Zerrissenheit den Ehrgeiz

der Gegenwart zu stimulieren. Hitler hat aus der Verneinung der Vergangenheit gewiss ein ebenso grosses Mass an Dynamik bezogen wie Mussolini aus der Beschwörung der Glorie des Imperium Romanum, zur Vergegenwärtigung dieses Sachverhalts bedarf es nur der Erinnerung an Begriffe wie «Versailles» oder «Systemzeit», und eine von Goebbels erlassene Sprachregelung an die Propagandaleiter verlangte denn auch beispielsweise, die Zeit von 1918 bis 1933 grundsätzlich als «kriminell» darzustellen.<sup>126</sup> Die Geschichte, hat Paul Valéry gelegentlich bemerkt, sei das gefährlichste Produkt, das die Chemie des menschlichen Gehirns verfertigt habe, sie mache die Völker träumen oder leiden, lasse sie grössenwahnsinnig, bitter, eitel, unausstehlich werden, und jedenfalls sind, weit stärker als durch alle rassistischen Ideologien, als durch Neid oder Expansionswillen, der Hass und die Leidenschaft der Völker in dieser ersten Jahrhunderthälfte durch falsche Geschichte erregt worden.

Hitler musste schon deshalb auf das Mittel der verneinten Vergangenheit zurückgreifen, weil er keine deutsche Epoche bewunderte: Seine ideale Welt war die Antike; Athen, Sparta («der klarste Rassenstaat der Geschichte»), das Römische Reich. Caesar oder Augustus hat er sich stets näher gefühlt als Arminius, sie und nicht den schriftlosen Bewohner germanischer Wälder rechnete er zu jenen «erleuchteten Geistern aller Zeiten», die er in dem «Olymp,... in den ich eingehe», wiederzufinden hoffte,<sup>127</sup> und der Untergang jener alten Reiche hat ihn immer wieder beschäftigt: «Oft denke ich darüber nach, woran die antike Welt zugrunde gegangen ist.» Unverhohlen belustigte er sich über Himmlers Versuche, heidnischen Mummenschanz oder mancherlei vorzeitlichen Schäferglauben wiederzubeleben, und reagierte sarkastisch auf all die Tonscherbenfolklore und germanische Kräutergärtnerei, er sei, meinte er, «gar kein Freund davon»: «In derselben Zeit, in der unsere Vorfahren die Steintröge und Tonkrüge hergestellt hätten, von denen unsere Vorzeitforscher so viel Aufhebens machten, sei in Griechenland eine Akropolis gebaut worden.»<sup>128</sup> Und an anderer Stelle: «Die Germanen, die in Holstein geblieben sind, waren nach 2'000 Jahren noch Lackel, ... auf keiner höheren Kulturstufe wie (heute) die Maori»; nur die in den Süden abgewanderten Völkerschaften seien kulturell emporgestiegen: «Unser Land war ein



Sauland ... Wenn man uns nach unseren Vorfahren fragt, müssen wir immer auf die Griechen hinweisen.»<sup>129</sup>

Neben der Antike war es vor allem England, das seine Bewunderung und seinen Ehrgeiz herausforderte, da es nationale Geschlossenheit, Herrenbewusstsein und die Kraft, in grossen Räumen zu denken, zu verbinden gewusst hatte: es war das Gegenbild zu deutschem Weltbürgertum, deutschem Kleinmut und deutscher Enge. Und schliesslich auch hier wiederum, als Gegenstand heimlichen, widerwilligen Staunens ebenso wie als Gegenstand unnennbarer Ängste: die Juden. Ihre rassische Selbstabschliessung und Reinheit bewunderte er nicht weniger als ihr Erwählungsbewusstsein, ihre Härte und Intelligenz; im Grunde sah er in ihnen so etwas wie den negativen Übermenschen. Selbst annähernd reinrassige Germanenvölker seien ihnen, erklärte er in den Tischgesprächen, unterlegen: wenn man fünftausend Juden nach Schweden schaffe, würden sie binnen Kurzem alle führenden Stellungen erobern.<sup>130</sup>

Aus diesen Idealbildern, so ungenau und zusammengesucht sie auch sein mochten, hat er die Idee des «neuen Menschen» konstruiert: den Typus, der gleichsam spartanische Härte und Anspruchlosigkeit, römisches Ethos, englische Herrenallüre und die rassische Moral des Judentums vereinte. Aus Machthunger, Hingabe und Fanatismus, aus Verfolgungen und dem Dunst des Krieges erhob sich immer wieder diese rassische Phantasmagorie: «Wer den Nationalsozialismus nur als politische Bewegung versteht», versicherte [Hitler](#), «weiss fast nichts von ihm. Er ist mehr noch als Religion: er ist der Wille zur neuen Menschenschöpfung.»<sup>131</sup>

Es war dies sein innerster und feierlichster Gedanke, die Vorstellung, die sämtliche Ängste und Verneinungen kompensierte, seine positive Idee: das in allen Klingsorgärten dieser Welt vergeudete arische Blut wieder zu sammeln und die kostbare Schale für alle Zeit zu hüten, um unverwundbar und zum Herrn der Welt zu werden. Vor dieser Vision endeten alles machttaktische Kalkül und aller Zynismus: der neue Mensch. Schon im Frühjahr 1933 hatte [Hitler](#) die ersten gesetzgeberischen Massnahmen veranlasst die sich alsbald zu einem umfangreichen Katalog gezielter Eingriffe erweiterten und teils darauf gerichtet waren, dem sogenannten Rasse-

verfall Einhalt zu gebieten, teils «die Wiedergeburt der Nation ... durch die bewusste Züchtung eines neuen Menschen» herbeiführen sollten. Auf dem Nürnberger Parteitag von 1929 hatte Hitler in seiner Schlussrede erklärt: «Würde Deutschland jährlich eine Million Kinder bekommen und siebenhunderttausend bis achthunderttausend der Schwächsten beseitigen, dann würde am Ende das Ergebnis vielleicht sogar eine Kräftesteigerung sein»; jetzt griffen intellektuelle Zuträger des Regimes solche Anregungen auf und verdichteten sie bis zur Ausrufung eines «Weltkriegs gegen die ... Degenerierten und Verseuchten»; von dem «Menschenkehrich der Grossstädte», erklärte der Rassephilosoph Ernst Bergmann, wolle er «getrost eine Million beiseitegeschaufelt» wissen.<sup>132</sup> Parallel zu den antisemitischen Massnahmen liefen zahlreiche Aktivitäten zur «Sicherung des guten Blutes»; sie reichten von besonderen Ehe- und Erbgesundheitsgesetzen bis zu den ausgedehnten Sterilisierungs- und Euthanasieprogrammen.

Pädagogische Massnahmen ergänzten die eugenischen; denn «eine 'geistige Rasse' ist etwas Solideres, Haltbareres als eine Rasse schlechthin», meinte Hitler und begründete diese Bemerkung mit der «Überlegenheit des Geistes über das Fleisch»<sup>133</sup>. Ein neuartiges Ausbildungssystem mit Nationalpolitischen Erziehungsanstalten (Napola), Adolf-Hitler-Schulen, Ordensburgen und den vor allem von Rosenberg organisierten, allerdings in Ansätzen steckengebliebenen Hohen Schulen sollte eine nach rassistischen Gesichtspunkten ausgewählte Elite ideologisch schulen und vielseitig präparieren. In einem seiner Monologe vor wenigen Vertrauten hat Hitler den neuen Typus, der in der SS teilweise verwirklicht worden ist, mit raubtierhaften, dämonischen Zügen beschrieben, «furchtlos und grausam», so dass er selber vor diesem Bilde erschrocken sei.<sup>134</sup>

Zwar sind solche Formeln schon auf den ersten Blick als Lese Früchte identifizierbar und enthalten mehr Literatur, als die Macht- und Selbsterhaltungsinteressen eines totalitären Regimes erlauben; denn diese verlangen nicht den dämonischen, sondern den disziplinierten, nicht den furchtlosen, sondern den aggressiven Typus, dessen Aggressivität freilich abgerichtet und zu beliebigen Zwecken einsetzbar ist. Immerhin war es aber die Eigenart und ha-

nebüchene Stärke [Hitlers](#), Literatur in Realität zu verwandeln. Der neue Mensch, nach dessen Bild die junge Elite des kommenden Grossgermanischen Reiches herangebildet wurde, war erschreckend auf andere als die beschriebene Weise: ausgezeichnet durch konzentrierte Gefügigkeit und engstirnigen Idealismus, war er nicht so sehr grausam als vielmehr mechanisch unbewegt und perfektionistisch, dabei kühn im Einsatz und mit dem Bewusstsein jenes Herrentums erfüllt, das vom «Verlangen nach Vernichtung der anderen» getragen sei, wie [Hitler](#) in einem seiner letzten aufgezeichneten Monologe, am 13. Februar 1945, erklärte.<sup>135</sup>

Doch wurden nur die Umriss dieses Bildes erkennbar. So rasch waren arische Bluts substanz und Überlegenheit aus dem rassistisch vielfach getrübteten Material nicht zurückzugewinnen. «Wir alle leiden an dem Siechtum des gemischten, verdorbenen Blutes», hat [Hitler](#) gelegentlich erklärt, und in der Tat ist aus der Erscheinung des neuen Menschen unschwer das Leiden an der eigenen Unreinheit und Hinfälligkeit herauszulesen. Er rechnete in langen Zeiträumen.<sup>136</sup> Im einer Rede vom Januar 1939 sprach er von einem hundert Jahre dauernden Prozess. Erst dann werde eine Mehrheit des deutschen Volkes über jene Merkmale verfügen, mit denen sich die Welt erobern und beherrschen lasse. Er zweifelte nicht daran, dass dieses Vorhaben gelingen werde. «Ein Staat», so hatte er schon im Schlusswort von «Mein Kampf» formuliert, «der im Zeitalter der Rassenvergiftung sich der Pflege seiner besten rassistischen Elemente widmet, muss eines Tages zum Herren der Erde werden.»<sup>137</sup>

Ihm selber verblieb nicht viel Zeit; sowohl der besorgniserregend fortgeschrittene Rasseverfall als auch das Bewusstsein der kurzen Dauer eines Menschenlebens trieben ihn vorwärts. Trotz der apathischen Grundstimmung ist sein Leben durch eine fieberhafte Unrast gekennzeichnet. Schon im Juli 1928 hatte er in einem Brief geschrieben, er zähle jetzt neununddreissig Jahre, so dass er «selbst im günstigsten Falle nur noch knapp zwanzig Jahre zur Verfügung» habe für seine «ungeheure Aufgabe»<sup>138</sup> Die Sorge, seine Lebensfrist könne unerfüllt verrinnen, war von da an das immer wieder vorandrängende Motiv, und der Gedanke an einen vorzeitigen Tod quälte ihn unablässig. «Die Zeit drängt», sagte er im Fe-

bruar 1934 und fuhr fort: «Ich habe nicht lange genug zu leben ... Ich muss das Fundament legen, auf dem die anderen nach mir bauen können. Ich werde es nicht mehr vollendet sehen.»<sup>139</sup> Auch fürchtete er sich vor Attentaten, irgendein «Verbrecher, ein Idiot» könne ihn beseitigen und an der Verwirklichung seiner Mission hindern.

Aus solchen Angstkomplexen entwickelte er eine pedantische Sorge um sich selbst. Vom unablässig ausgebauten Himmlerschen Überwachungssystem, das wie ein starres Riesenauge das gesamte Land erfasste, bis hin zu der vegetarischen Ernährungsweise, zu der er Anfang der dreissiger Jahre übergegangen war, suchte er sein Leben durch umfangreiche Vorkehrungen zu erhalten, wie unangemessen es auch wirken mochte, die «ungeheure Aufgabe» durch polizeiliche Apparate und Mehlsuppen zugleich zu sichern. Er rauchte nicht, trank nicht, vermied sogar Kaffee oder schwarzen Tee und begnügte sich stattdessen mit dünnen Kräuteraufgüssen. In späteren Jahren, nicht ohne Zutun seines Leibarztes Professor Morell, verfiel er geradezu der Medikamentensucht, unaufhörlich nahm er Mittel oder lutschte zumindest Pastillen. Mit hypochondrischer Sorgfalt beobachtete er sich selbst. Gelegentliche Magenkrämpfe betrachtete er als Anzeichen einer bevorstehenden Krebserkrankung. Als ihn im Frühjahr 1932, im Verlauf der Kampagne für die Präsidentschaftswahlen, einer seiner Anhänger in einem Hamburger Hotel aufsuchte, erklärte er ihm über den Teller einer Gemüsesuppe hinweg, er habe keine Zeit zu warten, «kein einziges Jahr mehr (zu) verlieren. Ich muss in Kürze an die Macht kommen, um die gigantischen Aufgaben in der mir verbleibenden Zeit lösen zu können. Ich muss! Ich muss!»<sup>140</sup> Zahlreiche Äusserungen späterer Jahre, auch vereinzelte Reden, enthalten ähnliche Hinweise, im privaten Kreis wurden Bemerkungen der Art, dass er «nicht mehr viel Zeit» habe, «bald hier Weggehen» oder «nur noch wenige Jahre leben» werde, zu einer ständigen Redensart.

Die ärztlichen Befunde geben nur geringen Aufschluss. Zwar litt [Hitler](#) auch in späteren Jahren unter Magenschmerzen und klagte seit 1935 gelegentlich über Kreislaufbeschwerden. Doch keines der vorliegenden medizinischen Untersuchungsergebnisse erlaubt, seine Unrast anders als mit psychogenen Ursachen zu begründen,

wie sie aus den Biographien zahlreicher historischer Akteure mit einem besonderen Sendungsbewusstsein bekannt sind. Die Annahme wird auch gestützt durch seine hemmungslose, wie ein un- ausgesetzter Fluchtversuch anmutende Reisemanie sowie durch die Schlaflosigkeit, die ihn mit jedem Jahr länger wach hielt und während des Krieges dazu führte, dass Tag und Nacht im Führerhauptquartier buchstäblich vertauscht wurden. Seine Hektik machte ihn unfähig zu jeder geregelten Tätigkeit oder Bemühung, was er begann, musste sogleich auch zu Ende gebracht sein, und glaubwürdig klingt die Versicherung, er habe kaum je ein Buch gesammelt zu Ende gelesen. In narkotisch anmutender Reglosigkeit konnte er die Tage dahinbringen und «wie ein Krokodil im Nilschlamm dösen», ehe er übergangslos in eine vorwärtshetzende Aktivität ausbrach. In der Rede vom April 1937 auf der Ordensburg Vogelsang sprach er von seinen «ramponierten» Nerven und meinte fast beschwörend: «Ich muss meine Nerven wieder in Ordnung bringen ... Das ist ganz klar. Sorgen, Sorgen, Sorgen, wahnsinnige Sorgen, das ist wirklich eine ungeheure Sorgenlast. Jetzt will ich sehr viel abgeben; die Nerven müssen wieder in Ordnung kommen.»<sup>141</sup> Und Albert Speer gegenüber äusserte er vor dem Modell seiner Hauptstadt mit feuchten Augen; «Wenn ich nur gesund wäre.» Zahlreiche Unternehmungen, deren schlagartiger Charakter aus kaltblütiger Berechnung zu stammen schien, waren offenbar nicht zuletzt Ausdruck der Unrast, die aus seinen Todesahnungen kam: «Ich werde es nicht mehr vollendet sehen!» In einer Ansprache vor Propagandaleitern sagte er im Oktober 1937, den Notizen eines Beteiligten zufolge:

«Er, [Hitler](#), habe nach menschlichem Ermessen nicht mehr sehr lange zu leben. In seiner Familie würden die Menschen nicht alt. Auch seine beiden Eltern seien früh gestorben. Es sei daher notwendig, die Probleme, die gelöst werden müssten (Lebensraum!), möglichst bald zu lösen, damit dies noch zu seinen Lebzeiten geschehe. Spätere Generationen würden dies nicht mehr können. Nur seine Person sei dazu noch in der Lage.

Er habe sich nach schweren inneren Kämpfen von noch vorhandenen religiösen Kindheitsvorstellungen freigemacht. 'Ich fühle mich jetzt frisch wie ein Füllen auf der Weide.'<sup>142</sup>

Doch lag dem damit immer nachdrücklicher vorgetragenen Drängen Hitlers auch eine psychologische Überlegung zugrunde. Zahlreiche Anzeichen deuten darauf hin, dass er seit Ende 1937 von der wachsenden Sorge erfüllt war, die mit dem Abschluss der Machtergreifung gebremste Revolution könne ihre Dynamik im Ganzen einbüßen und quietistisch versanden. Die Mässigung im Innern, die Friedensgesten reihum, der permanente Feierbetrieb, kurz: diese ganze Maskerade des Regimes, so fürchtete er, könne ernst genommen und infolgedessen «der Absprung zu den grossen Endzielen verpasst werden»<sup>143</sup>. In seinem nahezu unbegrenzten Glauben an die Macht der Propaganda traute er ihr auch zu, den kunstvoll aufgebauten, idyllischen Bühnenprospekt unversehens in die Idylle selber zu verwandeln. In der wichtigen Geheimrede vom 10. November 1938 vor den Chefredakteuren der Inlandpresse hat er diesen Zwiespalt anschaulich analysiert:

«Die Umstände haben mich gezwungen, jahrzehntelang fast nur vom Frieden zu reden. Nur unter der fortgesetzten Betonung des deutschen Friedenswillens und der Friedensabsichten war es mir möglich, dem deutschen Volk Stück für Stück die Freiheit zu erringen und ihm die Rüstung zu geben, die immer wieder für den nächsten Schritt als Voraussetzung notwendig war. Es ist selbstverständlich, dass eine solche jahrzehntelang betriebene Friedenspropaganda auch ihre bedenklichen Seiten hat; denn es kann nur zu leicht dahin führen, dass sich in den Gehirnen vieler Menschen die Auffassung festsetzt, dass das heutige Regime an sich identisch sei mit dem Entschluss und dem Willen, einen Frieden unter allen Umständen zu bewahren.

Das würde aber nicht nur zu einer falschen Beurteilung der Zielsetzung dieses Systems führen, sondern es würde vor allem auch dahin führen, dass die deutsche Nation ... mit einem Geist erfüllt wird, der auf die Dauer als Defaitismus gerade die Erfolge des heutigen Regimes wegnehmen würde und wegnehmen müsste.

Der Zwang war die Ursache, warum ich jahrelang nur vom Frieden redete. Es war nunmehr notwendig, das deutsche Volk psychologisch allmählich umzustellen und ihm langsam klarzumachen, dass es Dinge gibt, die, wenn sie nicht mit friedlichen Mitteln durchgesetzt werden können, mit den Mitteln der Gewalt durchgesetzt werden müssen ...

Diese Arbeit hat Monate erfordert; sie wurde planmässig begonnen, fortgeführt, verstärkt.»<sup>144</sup>

Tatsächlich wurden seit der zweiten Hälfte des Jahres 1937 die abgestoppten radikalen Energien wieder freigesetzt und die Nation konsequenter denn je auf die Gewaltabsichten des Regimes hin organisiert. Jetzt erst begann der Aufstieg des SS-Staates, der in der Vermehrung der Konzentrationslager und dem beschleunigten Aufbau bewaffneter SS-Verbände seinen sichtbarsten Ausdruck fand. Das Rote Kreuz erhielt den Auftrag, sich auf den Mobilmachungsfall einzurichten, gleichzeitig wurde die Hitlerjugend angewiesen, die errechneten personellen Ausfälle in der Rüstungsindustrie zu decken. Massive Angriffe auf die Justiz, die Kirchen und die Bürokratie schufen neue Einschüchterungskomplexe, während Hitler, heftiger denn je, gegen die skeptischen Intellektuellen polemisierte (diese «frechen, unverschämten Schreiberseelen», die als «Bausteine einer Volksgemeinschaft gar nicht zu brauchen» seien) und das Lob des schlichten Gemüts verkündete. Im November 1937 erhielt die Presse Direktiven, die von der NSDAP in allen Gliederungen einsetzenden Vorbereitungen für den «totalen Krieg» öffentlich nicht zu erörtern.<sup>145</sup>

Auch auf wirtschaftlichem Gebiet wurden diese Vorbereitungen nun mit zunehmender Konsequenz vorangetrieben. Wiederum erwiesen sich dabei die Unternehmer, im Gegensatz zur Theorie von der übermächtig bestimmenden Stellung grosskapitalistischer Interessen im Dritten Reich, als willfährige Werkzeuge, die auf die «politischen Entscheidungen nicht mehr Einfluss hatten als ihre Hilfsarbeiter»<sup>146</sup>: Sollten sie den gestellten Anforderungen nicht gerecht werden, so werde «nicht Deutschland zugrunde gehen, sondern es werden dies höchstens einige Wirtschaftler», hatte Hitler bereits im Herbst 1936 in einer Denkschrift versichert, die sein wirtschaftliches Programm formulierte. Wie stets war er auch dabei wiederum ausschliesslich von Erwägungen der Effizienz ausgegangen, und man verfehlt seine undoktrinäre Nüchternheit gegenüber allen praktischen Problemen schon im Ansatz, wenn man die Wirtschaftspolitik des Regimes unter ideologischen Vorzeichen deutet; zwar handelte es sich dem Grunde nach um eine kapitalistische Ordnung, doch war sie von autoritären Kommandostrukturen vielfach überlagert und atypisch verzerrt.

In seiner Denkschrift hatte Hitler sich erstmals als Kanzler ver-

bindlich zu seinen Expansionsabsichten bekannt. Die Beschleunigung seiner Pläne hätte er auf die besorgniserregende deutsche Rohstoff- und Ernährungslage gestützt und dabei die alte Schreckensvorstellung eines heillos überbevölkerten Landes mit den sprichwörtlichen einhundertvierzig Einwohnern pro Quadratkilometer beschworen. Ein Vierjahresplan nach sowjetrussischem Muster sollte die Voraussetzung der Lebensraumpolitik sicherstellen. Mit der Durchführung wurde Hermann Göring beauftragt, der den Unternehmern mit robusten Mitteln, ohne Rücksicht auf Kosten oder wirtschaftliche Folgen, die Verwirklichung der Autarkie- und Aufrüstungspläne abzwang. Alle Massnahmen, so verlangte er auf der Ministerratsitzung, in der **Hitlers** Denkschrift bekanntgegeben wurde, seien so zu treffen, «als ob wir uns im Stadium drohender Kriegsgefahr befänden», und wenige Monate später erläuterte er einer Versammlung von Grossindustriellen, es komme jetzt nicht mehr darauf an, wirtschaftlich zu produzieren, sondern einfach darauf, überhaupt zu produzieren – es war ein konsequentes Raubbau-Programm, das auf den Eroberungskrieg zielte und nur durch einen Eroberungskrieg zu rechtfertigen war: man müsse «sich immer wieder vor Augen halten», hat **Hitler** später im Kriege selbst erklärt, «dass bei einem Verlust sowieso alles im Buddel sei»<sup>147</sup>. Als Hjalmar Schacht diese Methoden kritisierte, kam es zum Bruch, der ihn bald zum Ausscheiden aus dem Kabinett zwang. **Hitler** glaubte nun, keine Zeit mehr zu haben. In seiner Denkschrift hatte er erklärt, die wirtschaftliche Aufrüstung müsse «im selben Tempo, mit der gleichen Entschlossenheit und, wenn nötig, auch mit der gleichen Rücksichtslosigkeit» betrieben werden wie die politische und militärische Kriegsvorbereitung; in seiner Formulierung der Schlussätze lautete das: «Ich stelle damit folgende Aufgabe: Erstens. Die deutsche Armee muss in vier Jahren einsatzfähig sein. Zweitens. Die deutsche Wirtschaft muss in vier Jahren kriegsfähig sein.»<sup>148</sup>

Stimmungsberichte aus dieser Zeit sprachen von einer «gewissen Ermüdung und Abstumpfung»<sup>149</sup>. Die teilweise unerträgliche Überorganisierung des Menschen, die Kirchenpolitik des Regimes, die Diffamierung der Minderheiten, der Rassenkult, der Druck auf Kunst und Wissenschaft sowie der Übermut der Amtswalter er-



zeugten Besorgnisse, die freilich nur in verschwiegene Unmuts-  
äusserungen zu konsequenzlosem Ausdruck gelangten. Die Mehr-  
heit versuchte, soweit es möglich war, am Regime selber wie am  
Unrecht vorbeizuleben. Der erwähnte Bericht vermerkt, «der deut-  
sche Gruss – immerhin ein Gradmesser für politische Stimmung-  
schwankungen – ist ausserhalb der Kreise der Parteigenossen und  
Beamten fast völlig den sonst üblichen Grussworten gewichen oder  
wird nur flüchtig erwidert».

Auch wenn solche lokalen Berichte kaum verallgemeinernde  
Schlüsse erlauben, so machten sie doch **Hitlers** Hektik begreiflich  
und definierten seine Aufgabe: die Bevölkerung aus ihrer Lethar-  
gie zu reissen und eine Situation zu schaffen, in der Sorge, Stolz  
und beleidigtes Selbstbewusstsein sich dergestalt verbanden, dass  
«die innere Stimme des Volkes selbst langsam nach der Gewalt zu  
schreien begann»<sup>150</sup>.

Wo **Hitler** Perspektiven ziehe, sei immer Krieg in Sicht, schrieb  
Konrad Heiden um diese Zeit und fragte im gleichen Zusammen-  
hang, ob dieser Mann überhaupt existieren könne, «ohne die Welt  
aufzulösen?»<sup>151</sup>

### 3. KAPITEL

## «Der grösste Deutsche»

«Kinder, jetzt gebt mir mal jede da und da einen Kuss! ...  
Das ist der grösste Tag meines Lebens. Ich werde als der  
grösste Deutsche in die Geschichte eingehen.»

*Adolf Hitler am 15. März 1939  
zu seinen Sekretärinnen*

Hitlers Ungeduld und Aktionsentschlossenheit fanden ihren ersten konkreten Ausdruck in der Geheimkonferenz vom 5. November 1937, deren Verlauf durch die Niederschrift eines der Teilnehmer, des Wehrmachtadjutanten Oberst Hossbach, überliefert ist. Vor engstem Kreis: dem Aussenminister v. Neurath, dem Kriegsminister v. Blomberg sowie den Spitzen der militärischen Führung v. Fritsch, Raeder und Göring, entwickelte er Überlegungen, die nicht nur bei einem Teil der Anwesenden, sondern auch später, als sie im Verlauf des Nürnberger Prozesses ans Licht kamen, Sensation machten; denn sie schienen den Entschluss zur kurzfristigen Entfesselung des Krieges zu demonstrieren.

Gleichwohl wiegt die psychologische Bedeutung der Ausführungen offenbar höher als die politische, und Hossbachs Niederschrift ist weniger ein Dokument neuer Absichten als vielmehr eines der nun immer unverkennbarer hervortretenden Zeitangst. Denn was Hitler in gehobener Stimmung, beflügelt von der Gunst der Umstände, in über vierstündiger ununterbrochener Rede den in der Reichskanzlei Versammelten vortrug, war nichts anderes als das Konzept, das er Jahre zuvor in «Mein Kampf» entwickelt und seither, niemals beirrt, zum Fixpunkt aller seiner Schritte und Manöver gemacht hatte. Neu war lediglich der Ton konkreter Unge-

duld, mit dem er dieses Konzept jetzt aufgriff und vor dem Hintergrund der bestehenden politischen Lage erwog. Er bitte die Runde, fügte er den einleitenden Worten hinzu, die folgenden «Ausführungen als seine testamentarische Hinterlassenschaft für den Fall seines Ablebens anzusehen»<sup>152</sup>.

Wenn man als Ziel der deutschen Politik, so begann er seine Darlegungen, die Sicherung, Erhaltung und Vermehrung der Volksmasse ansehe, stosse man augenblicklich auf «das Problem des Raumes»: alle wirtschaftlichen und sozialen Beschwerden, alle rassistischen Gefahren seien ausschliesslich durch die Überwindung der Raumnot zu bewältigen, die Zukunft Deutschlands schlechthin hänge davon ab. Anders als für die Mächte des liberalistischen Kolonialzeitalters sei das Problem nicht mehr durch ein Ausgreifen nach Übersee zu lösen, Deutschlands Lebensraum liege auf dem Kontinent. Zwar berge jede Expansion, wie die Geschichte des Römischen Weltreichs oder des Englischen Empire demonstriere, erhebliche Risiken; «weder früher noch heute habe es herrenlosen Raum gegeben, der Angreifer stosse stets auf den Besitzer». Doch rechtfertige der hohe Gewinn, nämlich ein räumlich geschlossenes, von einem festen «Rassekern» beherrschtes und verteidigtes Grossreich, einen hohen Einsatz: «Zur Lösung der deutschen Frage könne es nur den Weg der Gewalt geben», erklärte er.

Sei man aber dazu erst einmal entschlossen, komme es lediglich noch auf den Zeitpunkt und die günstigsten Umstände der Gewaltanwendung an, fuhr er fort. Nach sechs bis acht Jahren könnten die Verhältnisse sich nur noch zuungunsten Deutschlands entwickeln. Sollte er daher «noch am Leben sein, so sei es sein unabänderlicher Entschluss, spätestens 1943/45 die deutsche Raumfrage zu lösen», gegebenenfalls sei er aber auch entschlossen, eine früher sich bietende Gelegenheit – sei es eine schwere innere Krise Frankreichs oder eine kriegerische Verwicklung der Westmächte – auszunutzen. In jedem Falle müsse die Niederwerfung Österreichs sowie der Tschechoslowakei am Beginn stehen, betonte er und liess keinen Zweifel daran, dass er sich nicht mit der Forderung des völkischen Revisionismus und Angliederung der Sudetengebiete begnüge, sondern die Eroberung der gesamten Tschechoslowakei als Ausgangsbasis weitausgreifender imperialer Zielsetzungen ins Auge

fasste. Deutschland gewinne dadurch nicht nur zwölf Divisionen, sondern auch die Ernährungsbasis für zusätzlich fünf bis sechs Millionen Menschen, meinte er, sofern man davon ausgehe, «dass eine zwangsweise Emigration aus der Tschechei von zwei, aus Österreich von einer Million Menschen zur Durchführung gelange». Im Übrigen halte er es für wahrscheinlich, dass England und Frankreich «die Tschechei bereits im Stillen abgeschrieben» hätten. Möglicherweise werde schon das kommende Jahr Konflikte beispielsweise im Mittelmeerraum bringen, die die Westmächte stark in Anspruch nähmen. Dann sei er entschlossen, schon 1938 loszuschlagen. In Erwägung dieser Umstände sei auch ein rascher und vollständiger Sieg Francos vom deutschen Standpunkt aus unerwünscht, das Interesse des Reichs verlange viel eher die Aufrechterhaltung der Spannungen im Mittelmeerraum, zu überlegen sei geradezu, ob man Mussolini nicht den Rücken für weitere Expansionen stärken solle, um einen casus belli zwischen Italien und den Westmächten zu schaffen; auf diese Weise werde Deutschland die sicherste Gelegenheit erhalten, «blitzartig schnell» zum «Überfall auf die Tschechei» anzusetzen.

Bei einem Teil der Versammelten riefen diese Darlegungen offenbar erhebliche Betroffenheit hervor, und Hossbach hat in der Schilderung des Konferenzverlaufs vermerkt, dass die anschließende Diskussion «zeitweilig sehr scharfe Formen» annahm.<sup>153</sup> Vor allem Neurath, Blomberg und Fritsch traten den Ausführungen [Hitlers](#) entgegen und warnten nachdrücklich vor dem Risiko eines Krieges mit den Westmächten. Und wenn [Hitler](#) die Runde vor allem zusammengerufen hatte, um sie von seiner Ungeduld zu verständigen und insbesondere Blomberg und Fritsch, wie er vor Beginn der Zusammenkunft gegenüber Göring erklärt hatte, «Dampf zu machen, weil er mit der Aufrüstung des Heeres in keiner Weise zufrieden schien»<sup>154</sup>, so wurde er sich im Verlauf der Auseinandersetzung plötzlich einer nahezu prinzipiellen Meinungsverschiedenheit bewusst. Vier Tage später bat Fritsch noch einmal um eine Unterredung, und auch Neurath versuchte, «aufs Äusserste erschüttert», wie er später bekundet hat, ihn zu sprechen und von seinem Kriegskurs abzubringen. Doch hatte [Hitler](#) unterdessen in plötzlichem Entschluss Berlin verlassen und sich nach

Berchtesgaden zurückgezogen. Sichtlich verstimmt, weigerte er sich, den Aussenminister vor seiner Rückkehr Mitte Januar zu empfangen.

Es war denn auch sicherlich kein Zufall, dass die Opponenten vom 5. November durchweg dem grossen Revirement zum Opfer fielen, durch das **Hitler** kurze Zeit später die letzten verbliebenen Stützpunkt der Konservativen, vor allem in Armee und Auswärtigem Amt, beseitigte. Wenn nicht alles täuscht, war es die Konferenz gewesen, die ihm endgültige Gewissheit darüber verschafft hatte, dass seine ausgreifenden Pläne, die Risikobereitschaft, Nerven und eine Art Brigantenmut verlangten, mit den umständlichen Vertretern der alten bürgerlichen Schicht nicht zu verwirklichen waren. Ihre Nüchternheit und widerstrebende Steifheit waren ihm ein Greuel, das durch sein antibürgerliches Ressentiment noch gesteigert wurde. Er hasste ihren Hochmut, ihre standesbewusste Präention, und wie er sich den Typus des nationalsozialistischen Diplomaten nicht als korrekten Beamten, sondern gern als Revolutionär und Agenten, als «Vergnügungsdirektor» mit der Fähigkeit, zu «kuppeln und (zu) fälschen» vorstellte, so glich in seinem Verstande die Generalität einem «Fleischerhund, den man fest am Halsband haben müsse, weil er sonst jeden anderen Menschen anzufallen drohe». Es war unverkennbar, dass Neurath, Fritsch oder Blomberg dieser Vorstellung kaum entsprachen, sie waren, wie einer der ihnen gesagt hat, unter diesem Regime allesamt «Saurier»<sup>155</sup>

So war es eine gegenseitige Desillusionierung, die der Novemberkonferenz von 1937 das Gepräge gegeben hat. Die Konservativen, insbesondere die militärischen Führungsspitzen, die nie gelernt hatten, über die engen Grenzen ihrer Zwecke und Interessen hinauszudenken, konstatierten verblüfft, dass **Hitler** sich selber beim Wort nahm und gleichsam tatsächlich **Hitler** war, während dieser seine verächtlichen Auffassungen über die konservativen Partner selbst im Hinblick auf diejenigen bestätigt fand, die in den zurückliegenden Jahren der Vorbereitung geschwiegen, gehorcht und gedient hatten; auch sie offenbarten nun jene kleinmütige Inkonsequenz, die zwar Deutschlands Grösse wollte, aber kein Risiko, die Aufrüstung, aber keinen Krieg, die nationalsozialistische Ord-

nung, aber nicht die nationalsozialistische Weltanschauung. Von dieser Erkenntnis aus fiel auch ein neues Licht auf die hartnäckigen konservativen Bemühungen während der zurückliegenden Jahre, in Diplomatie und Militär eine begrenzte Unabhängigkeit zu bewahren. Sie waren im Falle des Auswärtigen Amtes weniger erfolgreich verlaufen, da Hitler dessen Selbstbehauptungsbestrebungen durch das System der diplomatischen Sonderbeauftragten teilweise zu überspielen vermocht hatte; dem weit geschlosseneren sozialen Block der Offizierskaste dagegen war er bis dahin, vereinzelt Erfolgen zum Trotz, nicht beigekommen. Der Widerspruch Blombergs, Fritschs und Neuraths auf seine Eröffnungen machte eine Lösung des Problems dringend notwendig. Und wie ihm in seinen Zwangslagen immer zugleich der Zufall zu Hilfe gekommen war, so spielte ihm auch jetzt eine Reihe von Ereignissen eine Chance zu, die er mit seiner ungewöhnlichen taktischen Reaktionsgabe erfasste und augenblicklich ausnutzte. Drei Monate später hatte er die entscheidenden Spitzenpositionen umbesetzt und den diplomatischen sowie den militärischen Apparat auf die bevorstehenden Aufgaben hin neu organisiert.

Der unverfänglich anmutende Ausgangspunkt war v. Blombergs Absicht, sich wiederzuverheiraten, nachdem seine erste Frau Jahre zuvor verstorben war. Misslich war freilich, dass das ausersehene Fräulein Erna Gruhn, wie Blomberg selber einräumte, «eine gewisse Vergangenheit» hatte und folglich den strengen Standesbegriffen, denen sie nach Vorstellung des Offizierskorps genügen musste, nicht entsprach. Ratsuchend zog er, gleichsam als Kameraden, Göring ins Vertrauen, der ihm jedoch nachdrücklich zuredete und überdies behilflich war, einen Nebenbuhler finanziell abzufinden und zur Auswanderung zu veranlassen.<sup>156</sup> Am 12. Januar 1938 fand, nicht ohne gewisse Heimlichkeit, die Trauung statt; Hitler selber und Göring waren die Trauzeugen.

Doch schon wenige Tage später wurde gerüchtweise bekannt, dass die Ehe des Feldmarschalls eine Mesalliance mit sittenpolizeilichem Charakter war. Eine Polizeiakte belegte alsbald, dass die soeben Vermählte einige Zeit als Prostituierte geführt und einmal sogar bestraft worden war, weil sie Modell für unzüchtige Fotos ge-

standen hatte. Als Blomberg daher zwölf Tage später von einer kurzen Hochzeitsreise zurückkehrte, wurde ihm von Göring eröffnet, dass er untragbar geworden sei, und auch das Offizierskorps sah keinen Grund, für den Generalfeldmarschall einzutreten, der **Hitler** lange Zeit mit so jungenhaftem Überschwang verfallen gewesen war. Zwei Tage darauf, am Nachmittag des 26. Januar, empfing ihn **Hitler** zum Abschiedsbesuch: «Die Belastung für mich und für Sie war zu gross», erklärte er, «ich konnte das nicht mehr aussitzen. Wir müssen uns trennen.» In einem kurzen Gespräch über die Person des Nachfolgers schloss **Hitler** nicht nur den präsumptiven Kandidaten Fritsch, sondern auch Göring aus, der in all seinem Ämterhunger nichts unversucht gelassen hatte, die Position in seine Hände zu bringen. Es scheint, als habe Blomberg **Hitler** daraufhin vorgeschlagen, was ohnehin dessen Absicht war, nämlich das Amt selber zu übernehmen. «Wenn die Stunde Deutschlands schlägt», sagte **Hitler** schliesslich, «dann werde ich Sie an meiner Seite sehen und alles Vergangene soll ausgelöscht sein.»<sup>157</sup> Während Göring noch geschäftig intrigierte, um den Rivalen Fritsch auszuschalten, war offenbar die Entscheidung schon gefallen.

Denn nun kam, von Göring und Himmler gemeinsam besorgt, eine zweite Polizeiakte ans Licht, die Fritsch der Homosexualität beschuldigte. In einem Auftritt wie aus einem Schmierstück wurde der ahnungslose Oberbefehlshaber des Heeres in der Reichskanzlei einem gedungenen Zeugen gegenübergestellt, dessen Beschuldigungen sich zwar bald darauf als haltlos erwiesen, aber doch ihren Zweck erfüllten, indem sie **Hitler** den Anlass zu dem umfangreichen Personalschub vom 4. Februar 1938 gaben. Auch Fritsch sah sich nunmehr verabschiedet, und **Hitler** selber übernahm die Ausübung des Oberbefehls über die Wehrmacht unmittelbar persönlich. Das Kriegsministerium wurde aufgelöst, an seine Stelle trat das Oberkommando der Wehrmacht mit General Wilhelm Keitel an der Spitze, und man meint geradezu, heimlicher Zeuge **Hitlerschen** Komödiantentums zu sein, wenn man Jodls Tagebuch-Notiz über die Bestallung Keitels liest: «13 Uhr wird Keitel in Zivil zum Führer befohlen. Dieser schüttet ihm sein Herz aus über das Schwere, was über ihn hereingebrochen ist. Er wird immer einsamer ... Er sagt zu K., ich verlasse mich auf Sie, Sie

müssen bei mir aushalten. Sie sind mein Vertrauter u. einziger Berater in den Fragen der Wehrmacht. Die einheitliche u. geschlossene Führung der Wehrmacht ist mir heilig u. unantastbar»; und übergangslos fortfahrend im gleichen Tonfall: «Ich übernehme sie selbst mit Ihrer Hilfe.» Nachfolger v. Fritschs wurde General V. Brauchitsch, der sich für das Amt, ebenso wie Keitel für das seine, durch Willfähigkeit sowie Charakterschwäche empfohlen und erklärt hatte, er sei «zu allem bereit», was von ihm verlangt werde; insbesondere gab er die Zusicherung, das Heer näher an den Nationalsozialismus heranzuführen.<sup>158</sup> Im Zuge dieser Massnahmen wurden sechzehn ältere Generale pensioniert, vierundvierzig weitere versetzt; um Görings Enttäuschung zu mildern, ernannte **Hitler** ihn zum Feldmarschall.

Mit einem Schlage, ohne die Andeutung eines Widerstandes, hatte **Hitler** damit auch den letzten Machtfaktor von einigem Gewicht ausgeräumt; es war ein gleichsam «trockener 30. Juni». Verächtlich äusserte er, nun sei er gewiss, dass alle Generale feige seien.<sup>159</sup> Seine Geringschätzung wurde noch verstärkt durch die Bedenkenlosigkeit, mit der sich zahlreiche Angehörige der Generalität bereits vor der Rehabilitierung v. Fritschs zur Übernahme der freigewordenen Positionen bereitgefunden hatten. Der Vorgang drückte zugleich aus, dass die innere Einheit des Offizierskorps endgültig zerbrochen und die Solidarität des Standes, die schon im Falle des Mordes an v. Schleicher und v. Bredow den Beweis schuldig geblieben war, nicht mehr existierte. Resigniert gab der Generaloberst v. Fritsch vor der «späteren Geschichtsschreibung», wie er formulierte, seine Indignation über diese «schmachvolle Behandlung» zu Protokoll. Doch einer Gruppe von Offizieren, die das Geschehene zum Ausgangspunkt verschwörerischer Aktivitäten gemacht und Kontakte zu ihm anzubahnen versucht hatte, verweigerte er jetzt und ein halbes Jahr später noch einmal die Unterstützung mit der fatalistischen Bemerkung: «Dieser Mann ist Deutschlands Schicksal, und dieses Schicksal wird seinen Weg zu Ende gehen.»<sup>160</sup>

Indes blieb das Revirement nicht auf die Wehrmacht beschränkt. In der gleichen Kabinettsitzung, in der **Hitler** die Veränderungen an der militärischen Spitze bekanntgab, wurde auch die



Ablösung V. Neuraths als Außenminister verlautbart: an seine Stelle trat Ribbentrop. Gleichzeitig wurden einige wichtige Botschafterposten (Rom, Tokio, Wien) neu besetzt. Wie ungezwungen **Hitler** über den Staat verfügte, geht aus den beiläufigen Umständen hervor, unter denen er Walter Funk zum Wirtschaftsminister ernannte. **Hitler** hatte ihn eines Abends in der Oper getroffen und ihm während der Pause das Amt angetragen; Göring, so hatte er dazu erklärt, werde ihm weitere Instruktionen erteilen. In der Sitzung vom 4. Februar wurde er nun als Nachfolger Schachts vorgestellt. Es war zugleich die letzte Zusammenkunft des Kabinetts in der Geschichte des Regimes.

Während des gesamten Verlaufs der Krise war **Hitler** besorgt, das Ausland könnte die Vorgänge als Symptom verborgener Machtkämpfe betrachten und ein Zeichen der Schwäche darin erkennen. Auch befürchtete er neue Auseinandersetzungen, wenn die kriegsgerichtliche Untersuchung des Falles Fritsch, die er der Generalität hatte zugestehen müssen, die Intrige ans Licht brachte und den Generaloberst rehabilitierte: «Wenn das in der Truppe bekannt wird, gibt es Revolution», hatte einer der Eingeweihten vorhergesagt. Infolgedessen entschloss **Hitler** sich, die eine Krise durch eine andere, weit umfassendere, zu verdecken. Schon am 31. Januar hatte Jodl in seinem Tagebuch notiert: «Führer will die Scheinwerfer von der Wehrmacht ablenken, Europa in Atem halten u. durch Neubesetzung verschiedener Stellen nicht den Eindruck eines Schwächemoments sondern einer Kraftkonzentration erwecken. Schuschnigg soll nicht Mut fassen sondern zittern.»<sup>161</sup>

Damit war zugleich der Krisenpunkt bezeichnet, den **Hitler** nun entschlossen ansteuerte. Seit dem Juli-Abkommen von 1936 hatte er nichts getan, die deutsch-österreichischen Beziehungen zu verbessern, vielmehr das Vertragswerk nur benutzt, um unter dem rabulistisch in Anspruch genommenen Schein des Rechts immer neue Querelen zu beginnen. Mit wachsender Besorgnis hatte die Regierung in Wien registriert, wie sich der Ring allmählich schloss. Die nur unter heftigem Druck übernommenen Verpflichtungen aus dem Abkommen schränkten ihre Bewegungsfreiheit ebenso ein wie die immer enger geknüpften Beziehungen zwischen Rom

und Berlin. Hinzu kam die starke nationalsozialistische Untergrundbewegung im eigenen Land, die, vom Reich ermutigt und bezahlt, eine herausfordernde Aktivität entfaltete. Sie konnte ihre leidenschaftliche Anschlusskampagne nicht nur auf den alten Vereinigungsraum der Deutschen stützen, der durch die Zerstückelung der Doppelmonarchie im Jahre 1919 endlich möglich geworden war, sondern auch auf die österreichische Herkunft [Hitlers](#), in dessen Person die Einheitsidee vorweggenommen schien. Ihre Propaganda wirkte auf ein Land, das mit unvergessenen Grossmachterinnerungen in einem funktionslosen Rumpfstaat lebte, der ihm nichts bedeutete. Gedemütigt, den Nachfolgestaaten der zerschlagenen Monarchie gegenüber vielfach diskriminiert, verarmt und auf beleidigende Weise in Abhängigkeit gehalten, verspürte die Bevölkerung Österreichs in wachsendem Mass jenes Bedürfnis nach Änderung, das die Kränkung durch den bestehenden Zustand zu stark empfindet, um lange nach der Realität des Kommenden zu fragen. Im unverminderten Gefühl ethnischer und geschichtlicher Verbundenheit richtete sie ihre Blicke immer stärker auf das wie verwandelt wirkende, selbstbewusste Deutschland, das unter den hochmütigen Siegern von gestern Furcht und Schrecken verbreitete.

Verzweifelt sah sich Kurt v. Schuschnigg, der Nachfolger des ermordeten Kanzlers Dollfuss, nach Hilfe um. Nachdem er sich im Frühsommer 1937 vergeblich um eine britische Garantieerklärung bemüht hatte, wurde sein lange Zeit zäher, mit Verbot und Verfolgung betriebener Widerstand gegen die Nationalsozialisten allmählich schwächer. Als Papen ihm Anfang Februar 1938 ein Zusammentreffen mit dem deutschen Kanzler vorschlug, sagte er schliesslich widerstrebend zu. Am Morgen des 12. Februar traf er in Berchtesgaden ein und wurde von [Hitler](#) auf den Treppenstufen des Berghofs empfangen. In einem unvermittelten, dramatisch sich steigernden Ausbruch sah er sich gleich nach der Begrüssung wortreich überfallen, eine Bemerkung über das eindrucksvolle Panorama, das die grosse Wohnhalle bot, schob [Hitler](#) mit der Bemerkung beiseite: «Ja, hier reifen meine Gedanken. – Aber wir sind ja nicht zusammengekommen, um von der schönen Aussicht und vom Wetter zu reden.» Dann erregte er sich: Österreichs ganze Ge-

schichte sei «ein ununterbrochener Volksverrat. Das war früher nichts anderes wie heute. Aber dieser geschichtliche Widersinn muss endlich sein längst fälliges Ende finden. Und das sage ich Ihnen, Herr Schuschnigg: Ich bin fest dazu entschlossen, mit dem allen ein Ende zu machen ... Ich habe einen geschichtlichen Auftrag, und den werde ich erfüllen, weil mich die Vorsehung dazu bestimmt hat ... Ich bin den schwersten Weg gegangen, den je ein Deutscher gehen musste, und ich habe in der deutschen Geschichte das Grösste geleistet, was je einem Deutschen zu leisten bestimmt war ... Sie werden doch nicht glauben, dass Sie mich auch nur eine halbe Stunde aufhalten können? Wer weiss – vielleicht bin ich über Nacht auf einmal in Wien; wie der Frühlingssturm. Dann sollen Sie etwas erleben!» Seine Geduld sei erschöpft, fuhr er fort, Österreich besitze keine Freunde, weder England noch Frankreich oder Italien würden einen Finger dafür rühren. Er verlangte freie Betätigung für die Nationalsozialisten, die Ernennung seines Gefolgsmannes Seyss-Inquart zum österreichischen Sicherheits- und Innenminister, eine allgemeine Amnestie sowie die Angleichung der österreichischen Aussen- und Wirtschaftspolitik an die des Reiches. Als man zwischendurch zum Essen schritt, verwandelte sich der erregt gestikulierende Mann, dem Bericht Schuschniggs zufolge, unvermittelt in einen liebenswürdigen Gastgeber, doch in der anschließenden Unterredung riss er auf eine Bemerkung des österreichischen Kanzlers hin, er könne aufgrund der Verfassung seines Landes keine abschliessenden Zusagen erteilen, die Tür auf, wies Schuschnigg hinaus und schrie in einschüchterndem Ton nach General Keitel. Als der Gerufene die Tür hinter sich geschlossen hatte und nach [Hitlers](#) Befehlen fragte, bekam er zur Antwort: «Gar nichts! Setzen Sie sich.» Wenig später unterschrieb Schuschnigg die erhobenen Forderungen. Eine Einladung [Hitlers](#) zum Souper lehnte er ab. In Begleitung Papens fuhr er über die Grenze nach Salzburg hinunter. Während der ganzen Fahrt sprach er kein Wort. Nur Papen plauderte unbeschwert: «Ja, so kann der Führer sein, nun haben Sie es selber erlebt. – Aber, wenn Sie das nächste Mal kommen, werden Sie sich sehr viel leichter sprechen. Der Führer kann ausgesprochen charmant sein.»<sup>162</sup> Das nächste Mal kam Schuschnigg unter Bewachung und auf dem Weg ins Konzentrationslager.

Auf die österreichischen Nationalsozialisten wirkte die Berchtesgadener Unterredung überaus stimulierend. Durch eine Kette prahlerischer Gewalttaten kündigten sie die bevorstehende Übernahme der Macht an, und alle Versuche Schuschniggs, einigen Widerstand zu organisieren, kamen zu spät. Um dem offenen Zerfall der staatlichen Macht in letzter Stunde entgegenzutreten, entschloss er sich am Abend des 8. März, für den kommenden Sonntag, den 13. März, eine Volksabstimmung zu veranstalten, durch die er die Behauptung **Hitlers**, er habe die Mehrheit des österreichischen Volkes hinter sich, vor aller Welt widerlegen wollte. Doch der unverzüglich einsetzende Druck aus Berlin zwang ihn, seine Absicht fallenzulassen. Von Göring gedrängt, entschloss **Hitler** sich, gegebenenfalls militärisch gegen Österreich vorzugehen, nachdem Ribbentrop aus London von der mangelnden Neigung Englands berichtet hatte, für dieses fatale Relikt des Versailler Vertrages zu kämpfen; ohne England, so wusste er, würde auch Frankreich nicht auf den Plan treten; nur in Mussolini, so schien es eine Zeitlang, weckte der deutsche Griff nach Wien alte Allergien. Am Mittag des 10. März schickte **Hitler** daraufhin Prinz Philipp von Hessen mit einem handgeschriebenen Brief nach Rom, in dem von der österreichischen Verschwörung gegen das Reich, der Unterdrückung der nationalgesinnten Mehrheit und dem drohenden Bürgerkrieg die Rede war. Als «Sohn der österreichischen Erde» habe er schliesslich nicht länger tatenlos zusehen können, so fuhr er fort, sondern sich nun entschlossen, Gesetz und Ordnung in seinem Heimatland wiederherzustellen; «Auch Sie, Exzellenz, würden nicht anders handeln können, wenn das Schicksal Italiens auf dem Spiel stünde.» Er versicherte Mussolini seiner, wie er schrieb, standhaften Sympathie und beschwor noch einmal die Brennergrenze: «An diesem Beschluss wird niemals gerüttelt, noch etwas geändert werden.»<sup>163</sup> Nach Stunden erregter Vorbereitung erging kurz nach Mitternacht die Weisung Nr. 1 für das «Unternehmen Otto»:

«Ich beabsichtige, wenn andere Mittel nicht zum Ziele führen, mit bewaffneten Kräften in Österreich einzurücken, um dort verfassungsmässige Zustände herzustellen und weitere Gewalttaten gegen die deutschgesinnte Bevölkerung zu unterbinden.

Den Befehl über das gesamte Unternehmen führe ich ... Es liegt in unserem Interesse, dass das ganze Unternehmen ohne Anwendung von Gewalt in Form eines von der Bevölkerung begrüßten friedlichen Einmarsches vor sich geht. Daher ist jede Provokation zu vermeiden. Sollte es aber zu Widerstand kommen, so ist er mit grösster Rücksichtslosigkeit durch Waffengewalt zu brechen ...

An den deutschen Grenzen zu den übrigen Staaten sind einstweilen keinerlei Sicherheitsmassnahmen zu treffen.»<sup>164</sup>

Der selbstbewusste, knappe Ton des Dokuments verbarg fast gänzlich die Atmosphäre der Hysterie und Unschlüssigkeit, in der es entstanden war. Alle Berichte aus der Umgebung **Hitlers** sprechen von dem ausserordentlichen Entscheidungswirrwarr, dem kopfloßen Durcheinander, in das **Hitler** im Verlauf dieser ersten expansiven Aktion seiner Laufbahn geriet. Eine Vielzahl überhasteter Fehlentscheidungen, cholerische Ausbrüche, sinnloser Telefonate, von Anordnungen und Widerrufen wechselten im Laufe der wenigen Stunden zwischen Schuschniggs Aufruf und dem 12. März ab: Es waren, allem Anschein nach, wieder die «ramponierten Nerven», die nun doch nicht, wie **Hitler** es sich vorgenommen hatte, «in Ordnung gekommen» waren. Von der militärischen Führung verlangte er erregt, innerhalb weniger Stunden einen Operationsplan anzufertigen, die Gegenvorstellungen Becks und später V. Brauchitschs wies er gereizt zurück, dann widerrief er seinen Marschbefehl, ehe er ihn wieder in Kraft setzte, und dazwischen Beschwörungen, Drohungen, Missverständnisse: Keitel hat später von einem «Martyrium» gesprochen.<sup>165</sup> Und wenn nicht Göring zum gegebenen Augenblick die Initiative an sich gezogen hätte, wäre der Welt vermutlich offenbar geworden, wieviel neurotische Unsicherheit und Irritation **Hitler** in grossen Belastungssituationen zeigte. Doch Göring, der aufgrund seines Anteils in der Fritsch-Affäre jedes Interesse an der Aktion und ihren vernebelnden Wirkungen hatte, drängte den schwankenden **Hitler** energisch vorwärts. Jahre später hat dieser mit der ganzen Bewunderung des Nervenmenschen vor dem kaltblütigen Phlegma des anderen fast stammelnd bemerkt: «Der Reichsmarschall hat sehr viele Krisen mit mir durchgemacht, ist eiskalt in Krisen. Einen besseren Ratgeber in Kriegszeiten kann man nicht haben als den Reichsmarschall.

Der Reichsmarschall ist in Krisenzeiten brutal und eiskalt. Ich habe immer gemerkt, wenn es auf Biegen und Brechen kommt, ist er der rücksichtslose, eisenharte Mensch. Also, da kriegen Sie gar keinen Besseren, einen Besseren können Sie gar nicht haben. Der hat mit mir noch alle Krisen durchgemacht, die schwersten Krisen, da ist er eiskalt. Immer, wenn es ganz schlimm wurde, ist er eiskalt geworden ...»<sup>166</sup>

Am folgenden Tag, dem 11.März, verlangte Göring nun ultimativ den Rücktritt Schuschniggs und die Ernennung Seyss-Inquarts zum neuen Bundeskanzler. Einer Anweisung aus Berlin folgend, strömten die Nationalsozialisten am Nachmittag in ganz Österreich auf die Strassen. In Wien drangen sie in das Bundeskanzleramt ein, füllten Treppen und Gänge, machten es sich in den Büros bequem, bis Schuschnigg gegen Abend über den Rundfunk seinen Rücktritt verkündete und der österreichischen Armee Weisung erteilte, sich beim Einmarsch deutscher Truppen ohne Gegenwehr zurückzuziehen. Als der Bundespräsident Miklas sich hartnäckig weigerte, Seyss-Inquart zum neuen Kanzler zu ernennen, gab Göring in einem der zahlreichen Telefongespräche mit Wien einem seiner Mittelsmänner den bezeichnenden Bescheid:

«Nun passen Sie auf: Die Hauptsache ist, dass sich jetzt Inquart der ganzen Regierung bemächtigt, Rundfunk alles besetzt hält... Folgendes Telegramm soll der Seyss-Inquart hersenden: Schreiben Sie es auf:

‘Die provisorische österreichische Regierung, die nach der Demission der Regierung Schuschnigg ihre Aufgabe darin sieht, die Ruhe und Ordnung in Österreich wiederherzustellen, richtet an die Deutsche Regierung die dringende Bitte, sie in ihrer Aufgabe zu unterstützen und ihr zu helfen, Blutvergiessen zu verhindern. Zu diesem Zweck bittet sie die deutsche Regierung um baldmöglichste Entsendung deutscher Truppen.’

Nach einem kurzen Dialog erklärte Göring abschliessend: «Also, unsere Truppen überschreiten heute die Grenze ... Und das Telegramm möchte er möglichst bald abschicken ... Legen Sie ihm das Telegramm vor und sagen Sie ihm, wir bitten – er braucht das Telegramm ja gar nicht zu schicken, er braucht nur zu sagen: einverstanden.»<sup>167</sup> Und während die Nationalsozialisten im ganzen Land die öffentlichen Gebäude besetzten, erteilte [Hitler](#), noch ehe Seyss-

in quart von seinem eigenen Hilferuf in Kenntnis gesetzt war, um 20.45 bJhr endgültig den Marschbefehl. Ein späteres Ersuchen Seyss-Inquarts, die deutschen Truppen anzuhalten, lehnte er ab. Knapp zwei Stunden darauf traf die ungeduldig erwartete Nachricht aus Rom ein; gegen einhalb elf Uhr meldete sich Philipp von Hessen am Telefon, und **Hitlers** exaltierte Reaktion offenbarte, welche Spannungen die Mitteilung des Prinzen löste:

Hessen: «Ich komme eben zurück aus dem Palazzo Venezia. Der Duce hat die ganze Angelegenheit sehr sehr freundlich aufgenommen. Er lässt Sie sehr herzlich grüssen ...»

**Hitler**: «Dann sagen Sie Mussolini bitte, ich werde ihm das nie vergessen.»

Hessen: «Jawohl.»

**Hitler**: «Nie, nie, nie, es kann sein, was sein will ... Wenn die österreichische Sache jetzt aus dem Wege geräumt ist, bin ich bereit, mit ihm durch dick und dünn zu gehen, das ist mir alles gleichgültig ... Sie können ihm das nur mal sagen, ich lasse ihm wirklich herzlich danken, ich werde ihm das nie, nie vergessen. Ich werde ihm das nie vergessen.»

Hessen: «Jawohl, mein Führer.»

**Hitler**: «Ich werde ihm das nie vergessen, es kann sein, was sein will. Wenn er jemals in irgendeiner Not oder irgendeiner Gefahr sein sollte, dann kann er überzeugt sein, dass ich auf Biegen vor ihm stehe, das kann sein, was da will, wenn sich auch die Welt gegen ihn erheben würde.»<sup>168</sup>

Unter Glockengeläut überschritt **Hitler** am Nachmittag des 12. März bei seiner Geburtsstadt Braunau die Grenze und zog vier Stunden später, vorbei an blumengeschmückten Dörfern und Hunderttausenden dicht gedrängter Menschen, in Linz ein. Kurz vor der Stadtgrenze erwarteten ihn die Minister Seyss-Inquart und Glaise v. Horstenau sowie Heinrich Himmler, der bereits am Abend vorher nach Wien gefahren war, um die Säuberung des Landes von «Volksverrätern und anderen Staatsfeinden» in Gang zu setzen. Mit spürbarer Ergriffenheit hielt **Hitler** vom Balkon des Rathauses an die im Dunkeln harrende Menge eine kurze Ansprache, in deren Verlauf er wiederum die Idee seiner besonderen Be-

rufung beschwor: «Wenn die Vorsehung mich einst aus dieser Stadt heraus zur Führung des Reiches berief, dann muss sie mir damit einen Auftrag erteilt haben, und es kann nur ein Auftrag gewesen sein, meine teure Heimat dem Deutschen Reich wiederzugeben! Ich habe an diesen Auftrag geglaubt, habe für ihn gelebt und gekämpft, und ich glaube, ich habe ihn jetzt erfüllt!» Am nächsten Morgen legte er am Grab seiner Eltern in Leonding einen Kranz nieder.

Wenn nicht alles trägt, hatte [Hitler](#) bis zu diesem Zeitpunkt noch keinen konkreten Entschluss über die Zukunft Österreichs getroffen. Vermutlich wollte er bis zuletzt die Reaktion des Auslands: die Zufälle, Verkettungen und Chancen der neuen Situation abwarten, die er sich rascher zu nutzen zutraute als seine Gegenspieler. Erst unter dem Eindruck der Triumphfahrt von Braunau nach Linz, dem Jubel, den Blumen und den Fahnen, diesem ganzen elementaren Vereinigungstaumel, der keine Umstände oder Alternativen zuließ, scheint er sich zum unverzüglichen Anschluss entschlossen zu haben. Im Hotel Weinzinger in Linz unterzeichnete er am späten Abend des 13. März das «Gesetz über die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich». Er war dabei, wie einer der Beteiligten berichtet hat, sehr bewegt. Lange blieb er still, Tränen rannen ihm über die Wangen, schliesslich sagte er: «Ja, richtiges politisches Handeln erspart Blut.»<sup>169</sup>

Es war, jetzt und am folgenden Tag, als [Hitler](#) unter Jubel und Glockengeläut von Schloss Schönbrunn her in Wien einzog, die Verwirklichung seines frühesten Traumes: die beiden Städte, die sein Scheitern erlebt, die ihn verschmäht und gedemütigt hatten, endlich in Bewunderung, Scham und Furcht zu seinen Füßen zu sehen. Alle Ziellosigkeit und Ohnmacht jener Jahre waren nun gerechtfertigt, alle Kompensationswut für den Augenblick gestillt, als er vom Balkon der Hofburg aus den Hunderttausenden auf dem Heldenplatz die «grösste Vollzugsmeldung» seines Lebens erstattete: «Als der Führer und Kanzler der deutschen Nation und des Reiches melde ich vor der Geschichte nunmehr den Eintritt meiner Heimat in das Deutsche Reich.»

Die Szenen der Begeisterung, unter denen sich diese Wiedervereinigung vollzog, «spotteten jeder Beschreibung», schrieb eine



Schweizer Zeitung,<sup>170</sup> und wenn auch schwer zu bestimmen ist, was an diesem Taumel, an den Blumen, Schreien und Tränen gesteuerte oder spontane Leidenschaft war, kann doch kein Zweifel sein, dass der Vorgang das tiefste Gefühl der Nation aufrührte. Für die Menschen, die in Linz, Wien oder Salzburg stundenlang die Strassen säumten, erfüllte sich in diesem Augenblick jene Sehnsucht nach Einheit, die als elementares Bedürfnis alle generationenalten Zerwürfnisse, die Spaltungen und Bruderkriege der Deutschen überdauert hatte, und es war dieses Gefühl, das Hitler als den Überwinder und Vollender Bismarcks feierte und aus dem Ruf «Ein Volk – Ein Reich – Ein Führer!» mehr als eine geschickte Propagandaparole machte. Nur so ist zugleich zu erklären, dass nicht nur die Kirchen, sondern auch grossdeutsche Sozialisten wie Karl Renner sich von der Vereinigungseuphorie mitreissen liessen.<sup>171</sup> Der gleichen Bewusstseinschicht entstammte die Hoffnung auf ein Ende der innenpolitischen Zerrissenheit, auch der Existenzangst des lebensunfähigen Staates – und alle diese Sehnsüchte waren unterbaut von dem Wunsch, das machtvoll vereinte Reich möchte etwas von jenem Glanz wiedererlangen, der seit dem Ende der Monarchie erloschen war und in diesem verlorenen Sohn Österreichs, wie illegitim und vulgär auch immer, zurückzukehren schien.

In dem Gefühl von Erfüllung, Grösse und Segen über dem Ganzen gingen auch die Akte der Gewalt unter, die das Geschehen begleiteten. «Zum Heer treten Standartenweise die SS VT. (Verfügungstruppe) 40'000 Mann Polizei und Totenkopfverband Oberbayern als 2. Welle», vermerkte das Diensttagebuch des OKW<sup>172</sup>, und diese Einheiten errichteten augenblicklich ein System rigoroser Unterdrückung. Es hiesse die Hitlersche Psychologie verkennen, wenn man glaubte, dass im Vereinigungsrausch auch seine Ressentiments untergingen, und in der Tat meint man in der Härte und Enthemmtheit, mit der seine Kommandos jetzt, anders als im Deutschland des Jahres 1933, offen über Gegner und sogenannte Rassenfeinde herfielen, etwas von seinem unvergessenen Hass auf diese Stadt herauszuspüren. In den teilweise wüsten Ausschreitungen vor allem der aus Deutschland zurückkehrenden Österreichischen Legion wurde jenes gleichsam asiatische Element sicht-

bar, das [Hitler](#) dem liberalen deutschen Antisemitismus beige-  
mengt hatte und hier nun, in Anhängern seiner Herkunft und sei-  
ner Affektstruktur, von der Kette liess: «Mit nackten Händen», so  
hat einer der Miterlebenden verzeichnet, «mussten Universitäts-  
professoren die Strassen reiben, fromme weissbärtige Juden wurden  
in den Tempel geschleppt und von johlenden Burschen gezwungen,  
Kniebeugen zu machen und im Chor 'Heil [Hitler](#)' zu schreien.  
Man fing unschuldige Menschen auf der Strasse wie Hasen zusam-  
men und schleppte sie, die Abtritte der SA-Kasernen zu fegen;  
alles, was krankhaft schmutzige Hassphantasie in vielen Nächten  
sich orgiastisch ersonnen, tobte sich am hellen Tage aus.»<sup>173</sup> Eine  
Fluchtwelle ging ins ausserdeutsche Europa, Stefan Zweig, Sig-  
mund Freud, Walter Mehring, Carl Zuckmayer verliessen mit vie-  
len anderen das Land, der Schriftsteller Egon Friedell stürzte sich  
aus dem Fenster seiner Wohnung, zum erstenmal zeigte sich der  
nationalsozialistische Terror in aller Offenheit.

Doch nach aussen wogen diese Umstände nichts; zu stark war  
der Eindruck des Jubels, zu unwiderleglich der deutsche Hinweis  
auf das Wilson'sche Prinzip der Selbstbestimmung, das in dem  
fünften und letzten Plebiszit des Regimes am 10. April mit den ge-  
wohnten neunundneunzig Prozent der Stimmen triumphal bestä-  
tigt wurde. Die Westmächte zeigten sich zwar beunruhigt, doch  
Frankreich war tief in seine inneren Ausweglosigkeiten verstrickt,  
während England sich weigerte, Frankreich oder der Tschechoslo-  
wakei irgendwelche Garantien zu geben. Auch eine von der Sow-  
jetunion vorgeschlagene Konferenz zur Verhinderung weiterer  
Übergriffe [Hitlers](#) lehnte es ab. Während Chamberlain und die  
europäischen Konservativen in [Hitler](#) noch immer den antikom-  
munistischen Bollwerkkommandanten sahen, den man durch  
Grossmut gewinnen und zugleich bändigen müsse, beschwichtigte  
die Linke sich bei dem Gedanken, Schuschnigg sei nichts anderes  
als der zum Sturz reife Vertreter eines klerikal-faschistischen Re-  
gimes gewesen, das einst auf Arbeiter geschossen habe. Nicht ein-  
mal eine Völkerbundsitzung kam zustande: Die resignierte Welt  
verzichtete inzwischen selbst auf die blossen Gesten der Empörung,  
ihr Gewissen, schrieb Stefan Zweig bitter, «murrte nur ein wenig,  
ehe es vergass und verzieh»<sup>174</sup>.

Weniger als vierundzwanzig Stunden blieb [Hitler](#) in Wien, und es ist schwer auszumachen, ob der Affekt gegen die verhasste «Phäakenstadt» oder die Ungeduld ihn so eilig zur Rückkehr trieb. Die Mühelosigkeit jedenfalls, mit der er die erste wichtige Etappe seiner Aussenpolitik erreicht hatte, ermunterte ihn, sich unmittelbar darauf dem nächsten Ziel zuzuwenden. Schon vierzehn Tage nach dem Anschluss Österreichs traf er sich mit dem Führer der Sudetendeutschen, Konrad Henlein, und äusserte dabei seine Entschlossenheit, die tschechoslowakische Frage in absehbarer Zeit zu lösen. Wiederum vier Wochen später, am 21. April, erörterte er mit General Keitel den Plan eines militärischen Angriffs auf die Tschechoslowakei und lehnte dabei einen «Überfall aus heiterem Himmel ohne jeden Anlass oder Rechtfertigungsmöglichkeit» mit Rücksicht auf die Weltmeinung ab; er erklärte sich vielmehr für ein «blitzartiges Handeln aufgrund eines Zwischenfalls» und zog in diesem Zusammenhang die «Ermordung des deutschen Gesandten im Anschluss an eine deutschfeindliche Demonstration» in Erwägung.<sup>175</sup>

Wie schon gegenüber Österreich konnte [Hitler](#) sich auch hier wiederum die inneren Widersprüche des Versailler Systems zunutze machen; denn die Tschechoslowakei war eine einzige, von grandioser Siegerwillkür geschaffene Vereinigung der Prinzipien, auf die ihre Entstehung gründete, und hatte mit dem Selbstbestimmungsrecht weit weniger zu tun als mit den strategischen und bündnispolitischen Überlegungen Frankreichs: ein kleiner Vielvölkerstaat in der Nachfolge des zerschlagenen grossen, in dem die eine Minderheit gegen die Mehrheit aller übrigen Minderheiten stand und sich ratlos jenem nationalistischen Egoismus gegenüber sah, auf den sie selber sich in ihrem Unabhängigkeitskampf so emphatisch berufen hatte: kein Staat, sondern «Fetzen und Flicker», hatte Chamberlain abschätzig gemeint. Das vergleichsweise hohe Mass an Freiheit und politischer Mitbestimmung, das dieser Staat seinen Bürgern gewährte, reichte nicht aus, die zentrifugalen Kräfte zu binden, die in ihm wirksam waren, und der polnische Botschafter in Paris sprach kurzerhand von einem «zum Tode verurteilten Land»<sup>176</sup>.

Nach allen Gesetzen der Politik musste mit wachsender deut-

scher Stärke der Konflikt mit der Tschechoslowakei nahezu un-  
ausweichlich werden. Die dreieinhalb Millionen Sudetendeut-  
schen fühlten sich seit der Gründung der Republik unterdrückt  
und führten ihre tatsächlich grosse wirtschaftliche Not weniger  
auf strukturelle Ursachen als auf die Prager «Fremdherrschaft»  
zurück. Sowohl die Machtergreifung **Hitlers** als auch die Wahlen  
vom Mai 1935, als Konrad Henleins Sudetendeutsche Partei zur  
stärksten politischen Partei des Landes geworden war, steigerten  
ihr Selbstbewusstsein ungemein, und der Anschluss Österreichs  
hatte grosse Demonstrationen unter der Parole «Heim ins Reich!»  
ausgelöst. Schon im Jahre 1936 hatte ein anonymes Briefschreiber  
aus dem Sudetengebiet **Hitler** versichert, er blicke auf ihn «wie  
auf einen Messias», und diese Erwartungshysterie wurde jetzt  
durch wilde Reden, Provokationen und Zusammenstösse geschürt.  
In der Unterredung mit Henlein gab **Hitler** die Anweisung, in  
Prag jeweils so hohe Forderungen zu stellen, wie sie «für die  
tschechische Regierung unannehmbar sind», und ermutigte ihn  
zu einer herausfordernden Haltung.<sup>177</sup> So präparierte er jenen  
Zwang zur Intervention, dem er sich später vorgeblich zu beugen  
gedachte.

In der Zwischenzeit überliess er die Ereignisse sich selbst. An-  
fang Mai reiste er mit einem grossen Gefolge von Ministern, Gene-  
ralen und Parteifunktionären zum Staatsbesuch nach Italien. Und  
wie er beim Deutschlandbesuch des Duce alles Dagewesene zu  
überbieten versucht hatte, so zeigte sich jetzt Mussolini bemüht,  
**Hitlers** Aufwand noch zu übertreffen. Die Kulisse der Ewigen  
Stadt war mit Flaggen, Likatorenbündeln und Hakenkreuzen fest-  
lich dekoriert, die Häuser entlang der Bahnlinie frisch gestrichen  
und nahe S. Paolo Fuori ein Sonderbahnhof errichtet, auf dem **Hit-  
ler** vom König und von Mussolini erwartet wurde. Nicht ohne Ver-  
ärgerung nahm er zur Kenntnis, dass der Duce, dem Protokoll ent-  
sprechend, sich zunächst im Hintergrund halten musste, er selber  
war, als Staatsoberhaupt, Gast Viktor Emanuels III., den er gering-  
schätzig «König Nussknacker» nannte<sup>178</sup> und gleich zu Beginn  
durch kleine Unachtsamkeiten kränkte, als er beispielsweise vor  
ihm die königliche Kalesche bestieg. Auch stiess er sich an dem re-  
aktionären und dünkelfhaften Wesen des Hofstaats; und noch lange

hat er damit die späteren Akte seines Misstrauens gegen den Achsenpartner begründet.

Der Empfang und die Huldigungen durch Mussolini dagegen beeindruckten ihn tief. In prunkvollen Aufmärschen wurde der neue «Passo romano» vorgeführt, bei einer Flottenparade in Neapel verschwanden hundert U-Boote gleichzeitig in den Fluten, ehe sie wenige Minuten später mit geisterhafter Präzision wieder auftauchten, ausgedehnte Rundfahrten ermöglichten es [Hitler](#), seinen ästhetischen Neigungen Genüge zu tun, und noch Jahre später hat er die Erinnerung an den «Zauber von Florenz und Rom» beschworen; wie schön, so rief er, seien die Toskana und Umbrien! Im Gegensatz zu Moskau, Berlin oder selbst Paris, wo die architektonischen Verhältnisse weder im Einzelnen noch im Ganzen übereinstimmten und alles an ihm abgeglitten sei, habe Rom ihn «richtig ergriffen»<sup>179</sup>

Auch politisch wurde die Reise für [Hitler](#) zu einem Erfolg. Seit dem Deutschlandbesuch Mussolinis war die Achse erheblichen Belastungen ausgesetzt gewesen, der Anschluss Österreichs hatte die alten Besorgnisse wegen Südtirol wieder geweckt, doch gelang es [Hitler](#) jetzt, sie zu zerstreuen. Vor allem seine Rede während des Staatsbanketts im Palazzo Venezia, die ebenso viel Stilbewusstsein wie psychologischen Instinkt verriet, bewirkte eine Wende, und Ciano, der von einer anfänglichen Stimmung «allgemeiner Feindseligkeit» sprach, registrierte verblüfft die Sympathien, die [Hitler](#) durch Reden und persönliche Kontakte zu gewinnen vermochte, die Stadt Florenz, so meinte er sogar, habe ihm ihr «Herz und ihre Intelligenz entgegengebracht»<sup>180</sup>. Als [Hitler](#) am 10. Mai den Zug nach Deutschland bestieg, schien alles Einvernehmen wiederhergestellt, und Mussolini schüttelte ihm kräftig die Hand: «Jetzt kann uns nichts mehr trennen.»

Aus den wenigen politischen Gesprächen dieser Tage hatte [Hitler](#) die Bereitschaft Italiens herausgehört, Deutschland freie Hand gegenüber der Tschechoslowakei zu gewähren. Doch auch die Westmächte hatten Prag inzwischen aufgefordert, den Sudeten-deutschen entgegenzukommen, während sie [Hitler](#) wissen liessen, dass die tschechoslowakische Frage lösbar sei und, wie es der britische Botschafter in Berlin gegenüber Ribbentrop formulierte.

«Deutschland auf der ganzen Linie siegen» werden<sup>181</sup> Umso überraschter war **Hitler**, als die Prager Regierung, beunruhigt durch mancherlei Gerüchte über deutsche Angriffsvorbereitungen, am 20. Mai die Teilmobilmachung anordnete und England sowie Frankreich den Schritt nachdrücklich billigten, nicht ohne, von der Sowjetunion unterstützt, auf ihre Beistandspflichten zu verweisen. In einer am Sonntag, dem 22. Mai, eilig auf dem Berghof einberufenen Konferenz sah **Hitler** sich gezwungen, alle Vorbereitungen abzustoppen. Als Termin seines Vorgehens gegen die Tschechoslowakei hatte er gelegentlich den Herbst 1938 genannt, jetzt schienen seine Zeitpläne durcheinanderzugeraten. Seine Empörung wuchs noch, als die internationale Presse die «Maikrise» als endlich gelungene Zurückweisung und Demütigung Deutschlands feierte. Wie bei der vergleichbaren Niederlage im August 1932 hielt er sich einige Tage auf seinem Bergsitz verborgen, und es fällt nicht schwer, zu glauben, dass es die gleichen Vergeltungsgefühle, die gleichen wilden Zerstörungsphantasien waren, die ihn jetzt bewegten: immer wieder hat er später auf den «starken Prestigeverlust» jener Tage verwiesen und es schliesslich, in seiner neurotischen Angst vor einem Schwächezeichen, für angezeigt gehalten, sowohl Mussolini als auch den britischen Aussenminister in Sonderbotschaften davon zu unterrichten, dass «durch Drohungen, Druck oder Gewalt» von ihm nichts zu erreichen sei, «das bewirke mit Sicherheit nur das Gegenteil und mache ihn hart und unnachgiebig»<sup>182</sup>. Am 28. Mai erschien er in Berlin zu einer Konferenz mit den militärischen und aussenpolitischen Spitzen des Reiches. Eine Landkarte vor sich, entwickelte er in noch immer spürbarer Aufgebrachtheit, wie er die Tschechoslowakei auszulöschen gedanke; und während die letzte militärische Weisung zum sogenannten «Fall Grün» noch mit dem Satz begonnen hatte: «Es liegt nicht in meiner Absicht, die Tschechoslowakei ohne Herausforderung schon in nächster Zeit durch eine militärische Aktion zu zerschlagen», hiess es in der neuen Fassung: «Es ist mein unabänderlicher Entschluss, die Tschechoslowakei in absehbarer Zeit durch eine militärische Aktion zu zerschlagen.»<sup>183</sup> Als Zeitpunkt setzte er, in einer Reaktion des präzisierenden Trotzes, den 1. Oktober fest.

Er liess nun nichts mehr unversucht, die Spannungen zu steigern. Ende Juni wurden nahe der tschechoslowakischen Grenze Manöver abgehalten und inzwischen auch die Arbeiten am Westwall beschleunigt vorangetrieben. Während Henlein weisungsgerecht die Konfrontation suchte, weckte Hitler behutsam die Begehrlichkeit der übrigen Nachbarn der Tschechoslowakei, insbesondere der Ungarn und der Polen, indes die Westmächte die Prager Regierung zu immer neuen Zugeständnissen drängten. Als habe die eine Geste der Entschiedenheit alle ihre Kraft aufgezehrt, kehrten sie wieder zur früheren Nachgiebigkeit zurück, und die Politik des Appeasement näherte sich jetzt ihrem Höhepunkt. So ehrenhaft oder begreiflich ihre Motive waren, krankte sie doch ebenso sehr an ihrer Unkenntnis Hitlers wie an der Unkenntnis der besonderen Probleme Zentraleuropas. Sie hegte und bekundete eine tiefe Abneigung gegen die Komplexe und buntgescheckten Animositäten in der Mitte des Kontinents und kapitulierte vor der Unmöglichkeit, sich durch das Labyrinth der ethnischen, religiösen, nationalen, rassischen, kulturellen oder historischen Ressentiments hindurchzufinden. Für Nevile Henderson waren die Tschechen nur «die verdammten Tschechen», Lord Rothermere veröffentlichte in der 'Daily Mail' einen Artikel unter dem Titel «Die Tschechen gehen uns nichts an», und Chamberlain fasste die Grundstimmung aller zusammen, als er von jenem «fernen Land» sprach, «wo Menschen sich streiten, von denen wir nichts wissen». Der Erkundungsauftrag, mit dem die britische Regierung im August Lord Runciman in die Tschechoslowakei entsandte, war nicht zuletzt ein Eingeständnis dieser Gleichgültigkeit; ein Kindervers hat den Vorspiegelungscharakter der Mission treffend enthüllt: «Was brauchen wir 'nen Weihnachtsmann, wir haben unsern Runciman.»<sup>184</sup>

Vor diesem Hintergrund muss man den Leitartikel sehen, mit dem die 'Times' am 7. September die Abtretung des Sudetenlandes an das Reich vorschlug; denn nach vielen Wochen, in denen die Krise aus sich selber unentwegt ihre eigenen Verschärfungen hervorgebracht und Hitler sich scheinbar zurückgehalten hatte, wartete alle Welt gerade in diesem Augenblick auf die Rede, mit der er am 12. September den Nürnberger Reichsparteitag abschliessen

würde. Es ist nicht ausgeschlossen, dass die zahlreichen Symptome der Nachgiebigkeit zu dem besonders heftigen und herausfordernden Ton beigetragen haben, der die Rede kennzeichnete; doch auch die unvergessene Demütigung vom Mai, auf die er mehrmals und breit zurückkam, wirkte darin nach. Er sprach von «infamem Schwindel», von «terroristischer Erpressung» und «verbrecherischen Zielen» der Prager Regierung, er erregte sich erneut angesichts der Behauptung, er sei vor der entschlossenen Haltung seiner Gegner zurückgewichen, und prangerte deren leichtfertige Kriegsbereitschaft an. Er habe nun, so fuhr er fort, Konsequenzen gezogen, die es ihm erlaubten, künftig sofort zurückzuschlagen: «Ich werde unter keinen Umständen gewillt sein, einer weiteren Unterdrückung der deutschen Volksgenossen in der Tschechoslowakei in endloser Ruhe zuzusehen ... Die Deutschen in der Tschechoslowakei sind weder wehrlos, noch sind sie verlassen. Das möge man zur Kenntnis nehmen.»

Die Rede war das Signal zu einem Aufstand im Sudetengebiet, der zahlreiche Opfer forderte, während in Deutschland selber eine hektische militärische Betriebsamkeit einsetzte, Verdunkelungsübungen abgehalten und Kraftwagen beschlagnahmt wurden. Einen Augenblick lang schien der Krieg unvermeidlich, als die Ereignisse eine überraschende Wende nahmen. Durch eine in der Nacht vom 13. September abgeschickte Botschaft erklärte der britische Premierminister seine Bereitschaft, unverzüglich und ohne Rücksicht auf Prestigefragen zu einer persönlichen Aussprache mit [Hitler](#) an jeden gewünschten Ort zu kommen: «Ich schlage vor, auf dem Luftwege zu kommen, und bin morgen zur Abreise bereit», schrieb Chamberlain.

[Hitler](#) fühlte sich sehr geschmeichelt, obwohl der Vorschlag seinen zusehends ungehemmter hervortretenden Kollisionsdrang bremste: «Ich fiel aus allen Wolken», hat er später erklärt.<sup>185</sup> Die Unsicherheit freilich, die ihn zeitlebens unfähig zu den Gesten der Grossmut gemacht hatte, hinderte ihn auch jetzt daran, seinem fast siebenjährigen Gast, der überdies zum erstenmal in seinem Leben ein Flugzeug besteigen wollte, ein Stück entgegenzukommen; er schlug ein Treffen in Berchtesgaden vor. Als der britische Premierminister am Nachmittag des 15. September nach fast siebenstündi-



ger Reise auf dem Berghof eintraf, ging er ihm nicht weiter als bis an die oberste Stufe der grossen Freitreppe entgegen, wieder hatte er General Keitel einschüchternd unter sein Gefolge gestellt, und als Chamberlain den Wunsch nach einem Gespräch unter vier Augen äusserte, gab er zwar nach, überzog ihn jedoch, wohl um ihn weiter zu ermüden, mit einer weitschweifigen Darlegung der europäischen Situation, des deutsch-englischen Verhältnisses, seiner Verständigungsbereitschaft sowie seiner Erfolge. Bei allem stoischen Gleichmut hat Chamberlain [Hitlers](#) Tricks und Manöver zweifellos durchschaut und ihn in seinem Bericht vor dem Kabinett, zwei Tage später, «den ordinärsten kleinen Hund» genannt, dem er je begegnet sei.<sup>186</sup>

Hinsichtlich der aktuellen Krise verlangte [Hitler](#), als er endlich darauf einging, kurzerhand die Angliederung des Sudetengebiets, und als Chamberlain ihn mit der Frage unterbrach, ob er sich damit zufriedengeben oder die Tschechoslowakei im Ganzen zerschlagen wolle, sah er sich auf die polnischen und ungarischen Forderungen verwiesen; doch das alles, versicherte [Hitler](#), interessiere ihn nicht, auch sei jetzt nicht der Zeitpunkt, Probleme der technischen Abwicklung zu erörtern: «Dreihundert Sudetendeutsche sind getötet worden, und das kann nicht so weitergehen, das muss sofort geregelt werden. Ich bin entschlossen, das zu regeln; es ist mir gleichgültig, ob es einen Weltkrieg gibt oder nicht.» Als Chamberlain ihm verärgert entgegenhielt, er sehe nicht ein, warum er eine so lange Reise habe machen müssen, wenn [Hitler](#) ihm nichts anderes zu sagen habe, als dass er ohnehin zur Gewalt entschlossen sei, lenkte sein Gegenüber ein: er werde, äusserte er, «heute oder morgen prüfen, ob vielleicht doch noch eine friedliche Lösung der Frage möglich sei»; entscheidend werde sein, so fuhr er fort, «ob England jetzt bereit sei, einer Loslösung der sudetendeutschen Gebiete aufgrund des Selbstbestimmungsrechtes der Völker zuzustimmen, wobei er (der Führer) bemerken müsse, dass dieses Selbstbestimmungsrecht nicht etwa von ihm im Jahre 1938 eigens für die tschechoslowakische Frage erfunden worden sei, sondern bereits im Jahre 1918 zur Schaffung einer moralischen Grundlage für die Veränderungen aufgrund des Versailler Vertrages ins Leben gerufen wurde». Man einigte sich darauf, dass Chamberlain zu

einer Kabinettsberatung über diese Frage nach England zurückfliegen solle, während **Hitler** zusicherte, in der Zwischenzeit keine militärischen Massnahmen zu ergreifen.

Kaum war Chamberlain abgereist, trieb **Hitler** die Krise und seine Vorbereitungen weiter voran. Die Nachgiebigkeit des britischen Premierministers hatte ihn ausserordentlich konsterniert, da sie seine weiterreichenden, auf Annexion der ganzen «Tschechei» gerichteten Absichten vereitelte. Doch in der Hoffnung, dass Chamberlain an seinem Kabinett, an den Einwänden der Franzosen oder schliesslich doch am Widerspruch der Tschechoslowakei selber scheitern werde, setzte er seine Anstalten fort. Während die Presse eine wilde Greuelkampagne entfesselte, liess er zum «Schutz der Sudetendeutschen und (zur) Aufrechterhaltung weiterer Unruhen und Zusammenstösse» unter Führung des inzwischen nach Deutschland geflohenen Konrad Henlein ein Sudetendeutsches Freikorps aufstellen. Er drängte Ungarn und Polen, in Prag Gebietsforderungen anzumelden, stimulierte gleichzeitig die Autonomiebestrebungen der Slowaken und liess schliesslich, auf grössere Zusammenstösse bedacht, durch Angehörige des Sudetendeutschen Freikorps die Städte Eger und Asch besetzen.<sup>187</sup>

Umso sprachloser war er, als Chamberlain ihm am 22. September, bei ihrem erneuten Treffen im Godesberger Hotel Dreesen, die Zustimmung sowohl Englands und Frankreichs als auch der Tschechoslowakei zur Abtretung des Sudetengebiets überbrachte. Um Deutschland darüber hinaus die Furcht zu nehmen, die CSR könne als «Lanzenspitze», wie er sagte, gegen die Flanke des Reiches verwendet werden, schlug der britische Premier die Aufhebung der Bündnisverträge zwischen Frankreich, der Sowjetunion und der Tschechoslowakei vor; eine internationale Garantie sollte statt dessen die Unabhängigkeit des Landes gewährleisten. **Hitler** war nach dieser Eröffnung so verblüfft, dass er noch einmal fragte, ob dieses Angebot die Billigung der Prager Regierung gefunden habe. Als Chamberlain befriedigt bejahte, entstand eine kurze verlegene Pause, ehe **Hitler** ruhig erwiderte: «Es tut mir leid, Herr Chamberlain, dass ich auf diese Dinge jetzt nicht mehr eingehen kann. Nach der Entwicklung der letzten Tage geht diese Lösung nicht mehr.»<sup>188</sup>

Chamberlain zeigte sich aufs Höchste irritiert und verärgert. Auf seinen zornigen Einwand, welche Umstände die Situation inzwischen verändert hätten, wich Hitler erneut auf die Forderungen der Ungarn und Polen aus, erging sich in Ausfällen gegen die Tschechen, beklagte die Leiden der Sudetendeutschen, bis er endlich das rettende Hindernis fand, auf das er sich sogleich versteifte: «Das Wichtigste sei, schnell zu handeln. In wenigen Tagen müsse die Entscheidung fallen ... Er müsse betonen, dass das Problem endgültig bis zum 1. Oktober restlos gelöst sein müsse.» Nach dreistündiger ergebnisloser Auseinandersetzung kehrte Chamberlain in das Hotel Petersberg auf der anderen Rheinseite zurück. Als auch ein brieflicher Meinungs austausch ergebnislos blieb, verlangte er schliesslich ein schriftliches Memorandum über die deutschen Forderungen und kündigte seine Abreise an. Hitler, so hat V. Weizsäcker berichtet, klatschte bei der Schilderung dieser Vorgänge «in die Hände wie bei einem gelungenen Vergnügen». Die Nachricht von der tschechoslowakischen Mobilmachung, die mitten in die ungeordneten, bewegten Abschlussgespräche hineinplatzte, verstärkte noch das Gefühl des nahenden Desasters. Immerhin schien Hitler jetzt zu einigen geringfügigen Zugeständnissen bereit, während Chamberlain Anzeichen der Resignation erkennen liess und deutlich machte, dass er sich nicht mehr vermittelnd für Hitler verwenden werde.

Tatsächlich lehnte das britische Kabinett, als es am Sonntag, dem 25. September, zur Beratung über Hitlers Memorandum zusammentrat, die neuen Forderungen rundheraus ab und sagte der französischen Regierung englische Unterstützung für den Fall einer kriegerischen Verwicklung mit Deutschland zu. Auch Prag, das die Berchtesgadener Bedingungen nur unter äusserstem Druck akzeptiert hatte, gewann nunmehr die Freiheit zurück, Hitlers Ansinnen zurückzuweisen. In England und Frankreich begannen die Kriegsvorbereitungen.

Angesichts der unvermuteten Intransigenz der Gegenseite zeigte Hitler sich erneut in der Rolle des Gereizten. «Es hat überhaupt keinen Zweck, noch irgendwie weiter zu verhandeln», schrie er am Nachmittag des 26. September Sir Horace Wilson an, der sich mit einer Botschaft Chamberlains in der Reichskanzlei eingefunden

hatte: «Die Deutschen würden wie Nigger behandelt; nicht einmal die Türkei wagt man so zu behandeln. Am 1. Oktober habe er die Tschechoslowakei da, wo er sie haben wolle.»<sup>189</sup> Dann setzte er Wilson eine Frist: er werde seine Divisionen nur zurückhalten, wenn das Godesberger Memorandum zum 28. September, 14 Uhr, von der Prager Regierung akzeptiert worden sei. In den letzten Tagen hatte er unablässig zwischen einem risikolosen halben Erfolg und einem riskanten totalen Triumph geschwankt, wie es seinem radikalen Temperament weitaus stärker entsprach; eher wollte er Prag erobern, als Karlsbad und Eger zum Geschenk erhalten. Die Spannungen, unter denen er in diesen Tagen stand, entluden sich in der berühmten Rede im Berliner Sportpalast, durch die er die Krise noch einmal verschärfte, nicht ohne ihr freilich die verlockende Idylle eines endlich zur Ruhe gelangenden Erdteils entgegenzusetzen:

«Und nun steht vor uns das letzte Problem, das gelöst werden muss und gelöst werden wird! Es ist die letzte territoriale Forderung, die ich Europa zu stellen habe, aber es ist die Forderung, von der ich nicht abgehe, und die ich, so Gott will, erfüllen werde.»

Höhnisch deckte er die Widersprüche zwischen dem Prinzip der Selbstbestimmung und der Realität des Vielvölkerstaates auf, verzichtete wiederum nicht in der Beschreibung des Krisenverlaufs auf die effektvolle Rolle des Beleidigten, schilderte entsetzt den Terror im Sudetenland und liess sich, bei der Erwähnung der Flüchtlingsziffern, von seinem Zahlen- und Rekordkomplex weit über die Realität hinaustragen:

«Wir sehen die grauenhaften Ziffern: an einem Tag 10'000 Flüchtlinge, am nächsten 20'000, einen Tag später schon 37'000, wieder zwei Tage später 41'000, dann 62'000, dann 78'000, jetzt sind es 90'000, 107'000, 137'000 und heute 214'000. Ganze Landstriche werden entvölkert, Ortschaften werden niedergebrannt, mit Granaten und Gas versucht man die Deutschen auszurauchern. Benesch aber sitzt in Prag und ist überzeugt: 'Mir kann nichts passieren, am Ende stehen hinter mir England und Frankreich.' Und nun, meine Volksgenossen, glaube ich, dass der Zeitpunkt gekommen ist, an dem nun Fraktur geredet werden muss ... Er wird am 1. Oktober uns dieses Gebiet übergeben müssen ... Er hat jetzt die Entscheidung in seiner Hand! Frieden oder Krieg!»

Noch einmal beteuerte er, dass er an einer Auslöschung oder Annektion der Tschechoslowakei nicht interessiert sei: «Wir wollen gar keine Tschechen!» rief er emphatisch und steigerte sich, als er zum Ende kam, in einen Zustand exaltierten Überschwangs. Den Blick zur Saaldecke gerichtet, befeuert von der Grösse der Stunde, dem Jubel der Massen und dem eigenen Paroxysmus, endete er entückt:

«Ich gehe meinem Volk jetzt voran als sein erster Soldat, und hinter mir, das mag die Welt wissen, marschiert jetzt ein Volk, und zwar ein anderes als das vom Jahre 1918 ... Es wird meinen Willen als seinen Willen empfinden, genauso wie ich seine Zukunft und sein Schicksal als den Auftraggeber meines Handelns ansehe! Und wir wollen diesen gemeinsamen Willen jetzt so stärken, wie wir ihn in der Kampfzeit besaßen, in der Zeit, in der ich als einfacher unbekannter Soldat auszog, um ein Reich zu erobern ... Und so bitte ich dich mein deutsches Volk: Tritt jetzt hinter mich Mann für Mann, Frau um Frau ... Wir sind entschlossen! Herr Benesch mag jetzt wählen!»

Minutenlange Beifallsstürme folgten, und während Hitler schweissgebadet und mit glasigem Blick seinen Platz aufsuchte, betrat Goebbels das Podium: «Niemals wird sich bei uns ein November 1918 wiederholen», rief er. Der amerikanische Journalist William Shirer beobachtete von der Galerie aus, wie Hitler auf Goebbels blickte, «als seien das die Worte, nach denen er den ganzen Abend gesucht hatte. Er sprang auf, beschrieb mit der rechten Hand einen grossen Bogen durch die Luft, liess sie auf den Tisch fallen und schrie, mit einem mir unvergesslichen Fanatismus in den Augen, aus voller Kraft: 'Ja!' Dann sank er erschöpft in seinen Stuhl zurück.»<sup>190</sup> An diesem Abend prägte Goebbels die Formel «Führer befiehl, wir folgen!» Die Massen skandierten sie bis lange nach dem Ende der Veranstaltung. Beim Auszug Hitlers begannen sie zu singen: «Der Gott, der Eisen wachsen liess ...»

Noch beflügelt von der Hitze und den Hysterien des Vorabends, empfing Hitler am folgenden Mittag noch einmal Sir Horace Wilson. Würden seine Forderungen abgelehnt, so werde er die Tschechoslowakei zerschlagen, drohte er, und als Wilson erwiderte, England werde militärisch intervenieren, falls Frankreich sich gezwungen sehe, der Tschechoslowakei zu Hilfe zu eilen, erklärte Hitler, er

könne das nur zur Kenntnis nehmen: «Wenn Frankreich und England losschlagen wollen, dann sollen sie es nur tun. Mir ist das völlig gleichgültig. Ich bin auf alle Eventualitäten vorbereitet. Heute ist Dienstag, nächsten Montag haben wir dann Krieg.»<sup>191</sup> Noch am gleichen Tage traf er weitere Mobilmachungsmassnahmen.

Doch der Nachmittag des 27. September dämpfte seine Euphorien wiederum. Um die Kriegsbegeisterung der Bevölkerung zu prüfen und zu steigern, hatte Hitler der 2. motorisierten Division befohlen, auf dem Weg von Stettin zur tschechoslowakischen Grenze die Reichshauptstadt zu durchqueren und über die breite Ost-West-Achse durch die Wilhelmstrasse an der Reichskanzlei vorbeizurufen. Es mag sein, dass ihn die Hoffnung bewegte, das angekündigte militärische Schauspiel werde die Menschen auf die Strassen bringen und jenes Aggressionsfieber in ihnen wecken, aus dem sich durch einen letzten Appell vom Balkon der Reichskanzlei aus der allgemeine «Schrei nach Gewalt» formen liesse. Den wirklichen Verlauf dagegen hat ein ausländischer Beobachter in seinem Tagebuch festgehalten:

«Ich ging an die Ecke Wilhelmstrasse-Unter den Linden, in der Erwartung, riesige Menschenmengen zu sehen und Szenen zu erleben, wie man sie mir vom Kriegsausbruch 1914 geschildert hatte, mit Jubelgeschrei und Blumen und küssenden Mädchen ... Aber heute verschwanden die Menschen rasch in der Untergrundbahn, und die paar, die stehenblieben, bewahrten tiefes Schweigen ... Es war die auffallendste Kundgebung gegen den Krieg, die ich je erlebte.

Dann ging ich durch die Wilhelmstrasse zur Reichskanzlei, wo Hitler auf einem Balkon stand, um den Vorbeimarsch abzunehmen. Dort standen kaum zweihundert Menschen. Hitler machte eine finstere Miene, wurde sichtlich ärgerlich und verschwand bald nach drinnen, ohne den Vorbeimarsch abzunehmen.»<sup>192</sup>

Die ernüchternde Wirkung des Vorgangs wurde durch eine Fülle schlechter Nachrichten noch verstärkt: Sie besagten, dass die Kriegsvorbereitungen Frankreichs, Englands und der CSR weiter gingen als erwartet und offenkundig die deutschen Möglichkeiten erheblich übertrafen; allein Prag hatte eine Million Mann mobilisiert und konnte zusammen mit Frankreich fast dreimal so viele Truppen aufbieten wie Deutschland. In London wurden Luft-

Schutzgräben ausgehoben, Krankenhäuser geräumt, die Bevölkerung von Paris verliess in hellen Scharen die Stadt. Der Krieg schien unvermeidlich. Im weiteren Verlauf des Tages erklärten sich Jugoslawien, Rumänien und die USA warnend für die Gegenseite, und da in wenigen Stunden die von **Hitler** selber gesetzte Frist ablief, begann die Entweder-oder-Stimmung in der Reichskanzlei umzuschlagen. In den späten Abendstunden des 27. September diktierte **Hitler** einen Brief an Chamberlain, der einen versöhnlichen Ton anschlug, eine förmliche Garantie für die Existenz der Tschechoslowakei anbot und mit einem Appell an die Vernunft endete. Doch waren inzwischen Aktivitäten in Gang gekommen, die geeignet schienen, den Ereignissen in letzter Stunde eine unerwartete Wendung zu geben.

Eine kleine, aber einflussreiche Gruppe von Verschwörern, in der sich erstmals Akteure aus allen politischen Lagern zusammenfanden, hatte im Laufe des zurückliegenden Jahres eine intensive Tätigkeit entfaltet. Die Bestrebungen, in deren Zeichen die Kontakte zustande gekommen waren, hatten anfangs die Verhinderung des Krieges zum Ziel, doch die Radikalität, mit der **Hitler** auf den Konflikt zusteuerte, steigerte auch die Konsequenz ihrer Absichten bis zu Attentats- und Umsturzplänen. Treibende Kraft und Mittelsmann aller Gruppen war der Leiter der Zentralabteilung in der Abwehr, Oberstleutnant Hans Oster. Wenn es zutreffend ist, dass die deutsche militärische Tradition für den Gedanken des politischen Widerstands kaum irgendwelche Anknüpfungspunkte bot und auch dem deutschen Charakter, wie der italienische Botschafter in Berlin, Bernardo Attolico, zu jener Zeit bemerkt hat, alle konspirativen Eigenschaften wie Geduld, Kenntnis der menschlichen Natur, Psychologie, Takt und das Vermögen zur Heuchelei fehlen («Wo wollen Sie das zwischen Rosenheim und Eydtkuhnen ... finden?»),<sup>193</sup> so war Oster eine der Ausnahmen. Eine eigentümliche Mischung aus Moralität und Verschlagenheit, Einfallsreichtum, psychologischem Kalkül und Prinzipientreue, war er **Hitler** und dem Nationalsozialismus gegenüber schon frühzeitig zu jener kritischen Haltung gelangt, für die er unter seinen Kameraden vergeblich zu werben versucht hatte. Erst **Hitlers** immer deutlicher

hervortretender Kriegskurs sowie vor allem die Affäre Fritsch hatten den fachlich bornierten Immobilismus des Offizierskorps in Bewegung gebracht und auch in anderen Lagern Kräfte freigesetzt, die er nun konsequent heranzog, erweiterte und, gedeckt vom Apparat der Abwehr und deren Chef, Admiral Canaris, zu einer weit verzweigten Widerstandsgruppe formierte.

Die taktischen Überlegungen waren von der Einsicht bestimmt, dass ein totalitäres Regime, ist es einmal stabilisiert, nur noch durch ein Zusammenwirken innerer und äusserer Gegner zu überspielen ist. Das hat vom Frühjahr 1938 an Vertreter des deutschen Widerstands in wahren Pilgerzügen nach Paris oder London geführt, wo sie immer erneut ihre Fäden ins Leere spannen. Anfang März 1938 war Carl Goerdeler in Paris, um die französische Regierung in der tschechoslowakischen Frage zu einer unnachgiebigen Haltung zu veranlassen, einen Monat später machte er sich noch einmal auf die Reise, doch erhielt er das eine wie das andere Mal nur die unverbindlichsten Antworten. Ähnlich verlief auch sein Besuch in London, und es wirft ein scharf bezeichnendes Licht auf die Problematik dieser und aller folgenden Missionen, dass Sir Robert Vansittart, der diplomatische Chefberater des britischen Außenministers, seinem deutschen Besucher verblüfft entgegenhielt, was er da vortrage, sei ja Landesverrat.<sup>194</sup>

Nicht viel anders erging es Ewald v. Kleist-Schmenzin, einem konservativen Politiker, der sich vor Jahren schon resigniert auf seine pommerschen Besitzungen zurückgezogen hatte, jetzt aber seine Verbindungen nach England nutzte, um die britische Regierung zu versteiftem Widerstand gegen Hitlers Expansionsabsichten zu ermutigen: Hitler werde sich mit dem Anschluss Österreichs nicht zufriedengeben, warnte er, es lägen zuverlässige Informationen darüber vor, dass er weit über die Annexion der Tschechoslowakei hinausziele und nichts Geringeres erstrebe als die Weltherrschaft. Im Sommer 1938 begab sich v. Kleist selber nach London, der Generalstabchef Ludwig Beck hatte ihm als eine Art Auftrag mitgegeben: «Bringen Sie mir den sicheren Beweis, dass England kämpfen wird, wenn die Tschechoslowakei angegriffen wird, und ich will diesem Regime ein Ende machen.»<sup>195</sup> Vierzehn Tage nach V. Kleist fuhr der Industrielle Hans Böhm-Tettelbach in gleicher



Mission ebenfalls nach London, und er war kaum von seiner Reise zurückgekehrt, als auf Initiative einer konspirativen Gruppe im Auswärtigen Amt, an deren Spitze der Staatssekretär v. Weizsäcker stand, über den Londoner Botschaftsrat Theo Kordt mehrere neuerliche Vorstöße erfolgten. Weizsäcker selber bat am 1. September den Danziger Hohen Kommissar, Carl Jacob Burckhardt, seine Beziehungen zu nutzen, um die britische Regierung zu einer «unzweideutigen Sprache» gegenüber Hitler zu veranlassen, am wirkungsvollsten sei vermutlich die Entsendung eines «unbefangenen, undiplomatischen Engländers, etwa eines Generals mit dem Reitstock», auf diese Weise könne man Hitler vielleicht zum Aufhören bringen: «Weizsäcker sprach damals», hat Burckhardt notiert, «mit der Offenheit eines Verzweifelten, der alles auf die letzte Karte setzt.»<sup>196</sup> Oster drängte zur gleichen Zeit Theo Kordts Bruder Erich, der im Auswärtigen Amt als Chef des Ministerbüros tätig war, Mittel und Wege zu finden, um aus London Interventionsdrohungen zu erhalten, wie sie nicht nur ein diplomatisch geschultes Ohr, sondern auch einen «halbgebildeten und kraftmeierischen Diktator» beeindrucken; hinzu kam eine Fülle von Informationen und Warnungen über Hitlers Absichten: es war alles vergebens. Obwohl die Abgesandten, wie v. Kleist zu Vansittart gesagt hatte, gleichsam «mit dem Strick um den Hals» kamen, fielen alle ihre Beschwörungen dem Konzessionseifer der Appeaser, dem Misstrauen oder dem ordinärsten Unverständnis zum Opfer. Ein höherer britischer Nachrichtenoffizier wies die Initiative eines deutschen Generalstabsoffiziers, der nach London gekommen war, als «verdammte Unverschämtheit»<sup>197</sup> zurück, und Vansittarts verblüffte Bemerkung über den «Landesverrat» demonstrierte, wie schwer es einer in ihren Vorstellungen versteinerten Welt fiel, die Motive der Verschwörer zu begreifen. Allerdings wird man nicht übersehen dürfen, dass einige von ihnen die Skepsis ihrer Gesprächspartner durch restaurative Neigungen oder auch durch revisionistische Forderungen, wie sie Hitler nicht viel anders zu erheben schien, geweckt haben. Die deutschen Konservativen sowie die Armeekreise, für die fast alle Emissäre sprachen, standen im Westen ohnehin im Verdacht traditioneller Sympathie für den Osten, sie alle umgab ein Geruch feiner Skrupellosigkeit, und der

Schock von Rapallo war so wenig vergessen wie die jahrelange Zusammenarbeit von Reichswehr und Roter Armee, der erst Hitler ein Ende gemacht hatte. Manchem der ausländischen Gesprächspartner mochte es daher scheinen, als formierten sich in der Widerstandsbewegung die monarchistisch-reaktionären Kräfte des alten Deutschland neu, die Junker und Militaristen, so dass die Alternative gleichsam «Hitler oder Preussen» lautete<sup>198</sup>, und nicht jeder war bereit, den Geistern von gestern Unterstützung zu gewähren gegen den zwar ungehobelten, aber kompromisslos nach Westen orientierten Diktator. «Wer garantiert uns dafür, dass Deutschland nicht nachher bolschewistisch wird?» war die knappe Antwort, die der französische Generalstabschef Gamelin erhielt, als er Chamberlain am dramatischen 26. September auf die Absichten der deutschen Widerstandsbewegung ansprach; was Chamberlain meinte, war, dass Hitlers Garantien verlässlicher seien als diejenigen der deutschen Konservativen. Es war der traditionelle antiöstliche Affekt, den Napoleon auf St. Helena beschworen hatte und den der französische Ministerpräsident Daladier jetzt besorgt zitierte: «Die Kosaken werden Europa beherrschen.»<sup>199</sup>

Parallel zu den Vorstößen im Ausland liefen die Gegenaktivitäten im Innern, die naturgemäss überwiegend von militärischen Stellen ausgingen. In einer Serie von zunehmend entschiedener formulierten Denkschriften hat insbesondere Ludwig Beck der Kriegsentslossenheit Hitlers entgegenzuwirken versucht, am nachdrücklichsten mit der Denkschrift vom 16. Juli 1938, die noch einmal vor der Gefahr eines weltweiten Krieges warnte, auf die anhaltende Konfliktmüdigkeit der deutschen Bevölkerung sowie auf die geringe Verteidigungskraft nach Westen verwies und alle politischen, militärischen und wirtschaftlichen Einwände dahin zusammenfasste, dass Deutschland jenen Kampf «auf Leben und Tod», zu dem die Herausforderung der Welt sich entwickeln müsse, unter keinem Aspekt bestehen werde. Gleichzeitig drängte er Brauchitsch zu einem Kollektivschritt des hohen Offizierskorps: in einer Art «Generalstreik der Generale» sollte man Hitler entgegenreten und mit der Drohung des gemeinsamen Rücktritts die Einstellung der Kriegsvorbereitungen erzwingen.<sup>200</sup>

Dem hartnäckigen Drängen Becks schien Brauchitsch schliess-

lich nachzugeben. In einer eigens einberufenen Generalkonferenz am 4. August liess er Becks Juli-Denkschrift verlesen und General Adam über den unzureichenden Verteidigungswert des Westwalls referieren. Am Ende waren die Anwesenden so beeindruckt, dass sie sich nahezu einstimmig den vorgetragenen Auffassungen anschlossen, nur die Generale Reichenau und Busch erhoben einige Einwendungen, Brauchitsch selber dagegen stimmte ausdrücklich zu. Doch die von Beck entworfene Ansprache, die in der Aufforderung zum gemeinsamen Protestschritt gipfelte, hielt er überraschenderweise nicht. Stattdessen liess er die Denkschrift Becks anschliessend Hitler vorlegen und stellte damit seinen Stabschef bloss. Als Hitler am 18. August auf einer Konferenz in Jüterbog ankündigte, er werde noch in den nächsten Wochen die Sudetenfrage mit Gewalt lösen, trat Beck zurück.

Dieser Akt der Resignation hatte zwar ebenso wie Brauchitschs Versagen mit den charakteristischen Befangenheiten der deutschen militärischen Führungsgarnitur zu tun; doch kann man den engen Zusammenhang nicht übersehen, der zwischen diesem Verhalten und den Erfolgen der offensiven Aussenpolitik Hitlers besteht: Becks Rücktrittsgesuch erfolgte nicht zuletzt unter dem deprimierenden Eindruck, den die vergeblichen Bemühungen um eine entschiedener Sprache von selten der Westmächte hinterlassen hatten. Der Abwehrwille des deutschen Widerstands konnte kaum entschiedener sein als der des britischen oder französischen Premierministers.

Doch erlebten die Pläne der Verschwörer unter dem Nachfolger Becks, General Halder, keine Unterbrechung. Schon bei der Übernahme seines Amtes erklärte er Brauchitsch gegenüber, er lehne Hitlers Kriegspläne ebenso ab wie sein Vorgänger und sei entschlossen, «jede Möglichkeit zum Kampf gegen Hitler auszunutzen»<sup>201</sup>. Halder war kein Frondeur, vielmehr der Typus des korrekten, nüchternen Generalstabsoffiziers, doch Hitler, den er auf eine eigentümlich exzentrische Art hasste und als «Verbrecher», «Geisteskranken» oder «Blutsäufer» bezeichnete, liess ihm keine Wahl; er selber hat von dem «Zwang zum Widerstand» gesprochen und ihn «ein fürchterliches und qualvolles Erleben» genannt. Kühler als Beck, konsequenter, hat er die Überlegungen der Verschwörer

augenblicklich zu einem Staatsstreichplan erweitert, auf Initiative Osters mit Hjalmar Schacht wegen einer neuen Regierung verhandelt und noch vor dem 15. September alle Vorbereitungen abgeschlossen.<sup>202</sup>

Die Absicht ging dahin, **Hitler** sowie eine Anzahl führender Funktionäre des Regimes im Augenblick der Kriegserklärung durch eine handstreichartige Aktion unter Führung des Generals V. Witzleben, des Wehrkreisbefehlshabers von Berlin, festnehmen zu lassen und anschliessend vor Gericht zu bringen, um seine aggressiven Zielsetzungen vor aller Welt blosszustellen. Auf diese Weise hofften die Beteiligten nicht nur eine neue Dolchstosslegende zu vermeiden, sondern auch einen Rückhalt für das Unternehmen gegen den unübertroffenen populären, vom Glanz grossdeutscher Einheitseuphorien umgebenen **Hitler** zu gewinnen und die Gefahr eines Bürgerkriegs zu vermeiden: es komme nicht auf die Gedanken und moralischen Kategorien einer kleinen Elite an, meinte Halder, sondern auf das prinzipielle Einverständnis der Bevölkerung. Der an der Verschwörung beteiligte Reichsgerichtsrat Hans V. Dohnanyi hatte seit 1933 eine Geheimakte für einen Prozess gegen **Hitler** angelegt. Auch war es Oster gelungen, den Berliner Polizeipräsidenten, Graf Helldorf, sowie dessen Vizepräsidenten, Fritz-Dietlof Graf v. d. Schulenburg, in den Kreis der Verschwörer einzubeziehen, engere Kontakte gab es zu verschiedenen Kommandeuren in Potsdam, Landsberg und Thüringen,<sup>203</sup> zu einigen führenden Sozialisten wie Wilhelm Leuschner oder Julius Leber, ferner zu dem Direktor der psychiatrischen Abteilung der Berliner Charité, Professor Karl Bonhoeffer, der in einer Variante des Putschplans ausersehen war, als Vorsitzender eines Ärztegremiums **Hitler** für geisteskrank zu erklären. Der ehemalige Stahlhelmführer Friedrich Wilhelm Heinz plante unterdessen gleichsam eine «Verschwörung in der Verschwörung». Von v. Witzleben beauftragt, junge Offiziere, Arbeiter und Studenten anzuwerben, um den Stosstrupp des Generalkommandos zu verstärken, der im gegebenen Augenblick in die Reichskanzlei eindringen sollte, hielt er sowohl den Gedanken an eine Gerichtsverhandlung wie den Plan einer Verbringung **Hitlers** in eine Anstalt für gänzlich unrealistisch: **Hitler** allein, erklärte er Oster gegenüber, sei stärker als

Witzleben mit seinem ganzen Armeekorps. Infolgedessen gab er seinen Leuten die verschwiegene Weisung, **Hitler** nicht erst zu verhaften, sondern im Handgemenge ohne lange Umstände niederzuschliessen.<sup>204</sup>

So war alles vorbereitet, gründlicher und mit offenbar grösseren Erfolgsaussichten als jemals wieder. Der Stosstrupp Heinz lag, mit Waffen und Explosivstoffen versorgt, in Berliner Privatquartieren bereit, alle militärischen und polizeilichen Massnahmen waren eingeleitet, für die reibungslose Übernahme des Rundfunks gesorgt und die Aufrufe an die Bevölkerung entworfen. Das Signal zum Losschlagen hatte Halder für den Augenblick angekündigt, in dem **Hitler** den Marschbefehl gegen die Tschechoslowakei ausgeben würde. Alles wartete. Mit der Londoner Erklärung vom 26. September, dass England im Falle eines Angriffs gegen die CSR an die Seite Frankreichs treten werde, schien die Gegenseite endlich auch jene entschlossene Haltung zu bekunden, die den Verschwörern so unerlässlich war. Im Laufe des 27. September gelang es sogar, den zögernden Brauchitsch in die Aktion einzubeziehen. Nachdem **Hitler** am Mittag Bereitstellungsbefehle für die erste Angriffswelle ausgegeben und wenige Stunden später die Mobilisierung von neunzehn Divisionen angeordnet hatte, erwartete man die allgemeine Mobilmachung für den folgenden Tag, 14 Uhr. Erich Kordt stand bereit, mit Hilfe v. d. Schulenburgs dafür zu sorgen, dass am Eingang der Reichskanzlei die grosse Doppeltür hinter dem Posten geöffnet war. Gegen Mittag begab sich Brauchitsch zum Regierungssitz, um **Hitlers** Entscheidung zu hören. Witzlebens Gruppe wartete ungeduldig im Wehrkreiskommando am Hohenzollern-damm, der General selber hatte Halder im OKH am Tirpitzufer aufgesucht, der Stosstrupp Heinz stand auf Abruf in seinen Quartieren: da überbrachte ein Kurier dem Generalstabschef die Meldung, dass **Hitler** auf Vermittlung Mussolinis eingelenkt und einer Konferenz in München zugestimmt habe.

Die Nachricht schlug buchstäblich wie eine Bombe ein. Jedem der Beteiligten war schlagartig klar, dass damit dem gesamten Aktionsplan die Grundlage entzogen war. Verwirrung und Lähmung erfassten alle. Nur Gisevius, einer der zivilen Verschwörer, versuchte mit einem verzweifelten Wortschwall, Witzleben doch noch

zum Losschlagen zu veranlassen. Jedoch war das Unternehmen zu ausschliesslich auf dem politischen Scheitern **Hitlers** aufgebaut, als dass jetzt noch eine Aktionschance verblieb. Es war dies, strenggenommen, stets das entscheidende, aber wohl unvermeidliche Dilemma des Staatsstreichprojekts gewesen: dass es sich von bestimmten Verhaltensweisen, sei es **Hitlers**, sei es der Westmächte, abhängig machte. Zwar täuschten die Verschwörer sich in **Hitler** nicht; ihr Plan scheiterte jedoch, weil sie verkannten, dass England im Grunde immer bereit gewesen war, **Hitler** durch Konzessionen die Chance zu geben, «to be a good boy», wie Henderson formulierte. «Wir sind nicht imstande gewesen, so freimütig zu Ihnen zu sein, wie Sie zu uns waren», sagte Halifax nach München bedauernd zu Theo Kordt.<sup>205</sup>

Die Konsequenzen dieses Schocks reichten weit über den Augenblick hinaus. Schon die Nachricht von der Reise Chamberlains nach Berchtesgaden hatte auf die Verschwörer paralyisierend gewirkt, jetzt dagegen erlitt der Widerstand im Ganzen einen Kollaps, von dem er sich nie mehr wirklich erholt hat. Gewiss ist er zeit seines Bestehens von Skrupeln, Eidproblemen und Loyalitätskonflikten beschwert gewesen, und in den exzessiven Reflexionen, den Grübeleien und nächtelangen Auseinandersetzungen der Beteiligten ist er immer wieder auf jene von der Erziehung geprägten und von der Gewohnheit verstärkten Grenzen gestossen, an der alle Moral endete und die Tat wie Verrat erschien; durch die gesamte Geschichte des deutschen Widerstands zieht sich jener Bruch, der zumindest die militärischen Verschwörer gehemmt und ihren Plänen jenes äusserste Mass an Entschiedenheit genommen hat, das für den Erfolg unerlässlich war. Jetzt war er zusätzlich mit der Vorstellung belastet, dass dieser Mann nicht nur jeder Situation gewachsen, sondern auch mit den Umständen, dem siegreichen Prinzip, dem Glück und dem Zufall, kurz: mit der Geschichte selber im Bunde sei.

«Es wäre das Ende **Hitlers** gewesen», schrieb Goerdeler in jenen Tagen einem amerikanischen Freund; und wenn diese Prognose auch Fragen offenlässt, so ging die daran anschliessende Vorhersage buchstäblich in Erfüllung: «Indem Mr. Chamberlain vor einem kleinen Risiko zurückscheute, hat er einen Krieg unvermeidbar ge-

macht. Das englische wie das französische Volk werden nun ihre Freiheit mit den Waffen zu verteidigen haben, es sei denn, dass sie ein Sklavendasein vorziehen.»<sup>206</sup>

Schon am folgenden Tag, dem 29. September gegen 12.45 Uhr, begann in München die Konferenz der Regierungschefs von England, Frankreich, Italien und Deutschland. Hitler hatte auf einer unverzüglichen Zusammenkunft bestanden, da er entschiedener denn je am 1. Oktober im Sudetengebiet einrücken wollte. Um sich mit Mussolini abzustimmen, fuhr er ihm bis Kufstein entgegen; und wenn nicht alles trügt, war er noch zu diesem Zeitpunkt halb entschlossen, die Konferenz zum Scheitern zu bringen, um doch noch den totalen Triumph zu erzwingen. Jedenfalls erläuterte er Mussolini anhand einer Landkarte seine Pläne für einen Blitzkrieg gegen die Tschechoslowakei und den anschliessenden Feldzug gegen Frankreich. Nur unter Mühen zeigte er sich bereit, diese Absichten vorerst zurückzustellen, doch liess er keinen Zweifel: «Entweder hat die Konferenz in kurzer Zeit Erfolg, oder die Lösung wird durch die Waffen herbeigeführt.»<sup>207</sup>

Indessen bedurfte es einer so rigorosen Alternative überhaupt nicht. Das Verhandlungsziel der Westmächte, insbesondere Englands, war es inzwischen, Hitler davon zu überzeugen, dass er das Sudetengebiet auch ohne Krieg erhalten könne, über den Anspruch selber waren sich alle vier Mächte lange einig, und das Treffen diente lediglich dem Zweck, diese Übereinstimmung zu protokollieren.<sup>208</sup> Das Fehlen aller Meinungsverschiedenheiten war ebenso wie die kurzfristige Einberufung der Konferenz die Ursache für den ungewohnt zwanglosen Verlauf der Zusammenkunft. Nach der Begrüssung ging Hitler vor den übrigen Teilnehmern her in den Sitzungssaal des neuerrichteten Führerbaues am Münchener Königsplatz, liess sich in einen der schweren Sessel fallen, die um den niedrigen runden Tisch aufgestellt waren, und forderte seine Gäste mit einer nervösen Bewegung auf, ebenfalls Platz zu nehmen. Er war blass und erregt und kopierte anfangs den selbstbewusst auftretenden Mussolini, indem er wie jener redete, lachte oder sich verdüsterte. Chamberlain wirkte ergraut, vornehm, Daladier still und unbehaglich. Die Forderung, Vertreter der Tschechoslowakei hin-

zuzuziehen, lehnte [Hitler](#) gleich zu Beginn kategorisch ab, die Mächte blieben unter sich, und bald beklagte Daladier, von [Hitler](#) mit besonderer Aufmerksamkeit umworben, «die Sturheit von Benesch» und den Einfluss der «Kriegshetzer in Frankreich»<sup>209</sup>. Allmählich traten Botschafter und Begleitpersonal in den Raum und nahmen als Zuhörer um den Verhandlungstisch Aufstellung, es herrschte ein ständiges Kommen und Gehen, während die Konferenz sich immer wieder in eine Anzahl von Einzelunterhaltungen auflöste. Mussolini hatte am frühen Nachmittag den Entwurf für ein Abkommen vorgelegt, der in Wirklichkeit am Abend zuvor von Göring, Neurath und Weizsäcker formuliert worden war, um dem zu einer militärischen Aktion treibenden Ribbentrop zuvorzukommen: auf dieser Grundlage wurde nachts zwischen zwei und drei Uhr das Münchener Abkommen unterzeichnet. Es sah die Besetzung des Sudetengebiets zwischen dem 1. und 10. Oktober vor, die Einzelheiten sollte eine Kommission aus Vertretern der vier Mächte und der Tschechoslowakei regeln, England und Frankreich verpflichteten sich, die Integrität des verkleinerten Staates zu garantieren. Alle Beteiligten schienen einen Augenblick lang zufrieden, nur François-Poncet äusserte mit einem Anflug von Unruhe: «Voilà comme la France traite les seuls alliés qui lui étaient restés fidèles.»<sup>210</sup> Während die Beamten sich noch mit den Ausfertigungen beschäftigten, sassen und standen die Beteiligten unschlüssig herum, Daladier hatte sich erschöpft in einem der tiefen Sessel vergraben, Mussolini unterhielt sich mit Chamberlain, [Hitler](#) dagegen stand unbeweglich abseits und starrte mit verschränkten Armen, wie ein Teilnehmer berichtet hat, vor sich hin.

Seine Missstimmung hielt auch den nächsten Tag über an. Als Chamberlain ihn in den Mittagsstunden in seiner Privatwohnung am Prinzregentenplatz aufsuchte, war er ungewöhnlich einsilbig und ging auf das ihm unterbreitete Konsultationsangebot nur zögernd ein. Seine Verärgerung wuchs noch, als er erfuhr, dass die Bevölkerung dem britischen Premierminister auf der Fahrt durch München Ovationen dargebracht hatte. Es war wie zwei Tage zuvor in Berlin; dieses Volk war offenbar noch nicht bereit für die «erstklassigen Aufgaben», die er ihm zu stellen gedachte, und Chamberlain schien die Figur der Stunde.<sup>211</sup>



Doch waren es nicht nur Missgunst sowie die nun unverkennbar gewordene Kriegslethargie der Bevölkerung, die ihn bewegten. Für die schärfere Betrachtung beruhte sein Unmut auf weit komplexeren Motiven. Unstreitig war das Münchener Abkommen zwar ein persönlicher Triumph: Ohne Anwendung von offener Gewalt hatte Hitler einer überlegenen Koalition ein umfangreiches Gebiet abgerungen, der Tschechoslowakei das hochgerühmte Befestigungssystem genommen, seine strategische Position entscheidend verbessert, neue Industrien gewonnen und den verhassten Präsidenten Benesch ins Exil gezwungen: in der Tat hatte es «seit Jahrhunderten ... in der europäischen Geschichte keine so tiefgreifende Veränderung ohne Krieg gegeben»<sup>212</sup>, während es gerade Hitlers Erfolg kennzeichnete, dass er die Billigung derjenigen Grossmächte besass, auf deren Kosten er ging. Noch einmal hatte er die klassische faschistische Konstellation, das Bündnis zwischen der revolutionären Gewalt und der etablierten Macht, zustande gebracht, eine Art «Harzburger Front auf europäischer Ebene», und bezeichnenderweise kündigte die Tschechoslowakei schon kurz nach der Unterzeichnung des Münchener Abkommens das Bündnis mit der Sowjetunion und verbot die kommunistische Partei.

Doch schienen ihm alle diese Triumphe zu teuer erkauft. Denn er hatte seine Unterschrift unter ein Abkommen setzen müssen, das ihn zwar nicht auf Dauer binden konnte, aber doch lange genug, um seinen Zeitplan und damit sein grosses Konzept durcheinanderzubringen: Im Herbst hatte er in Prag einrücken wollen, wie er ein halbes Jahr zuvor in Wien eingerückt war, und wie um seinen Zeitplan fühlte er sich zugleich um den Triumph des Eroberers betrogen: «Chamberlain, dieser Kerl, hat mir meinen Einzug in Prag verdorben», hörte Schacht ihn sagen, und ganz ähnlich äusserte er im Januar 1939 kopfschüttelnd zum ungarischen Aussenminister, er habe es nicht für möglich gehalten, «dass mir die Tschechoslowakei von ihren Freunden quasi serviert» werden würde. Noch im Februar 1945, in einer der rückblickenden Bunkermeditationen, hat sich sein Zorn über die «grosskapitalistischen Spiessbürger» entladen: «Man musste den Krieg 1939 machen. Das war für uns die letzte Chance, ihn zu lokalisieren. Aber sie haben überall eingelenkt. Wie Feiglinge haben sie allen unseren Forderungen

nachgegeben. So war es tatsächlich schwierig, die Initiative zu Feindseligkeiten zu ergreifen. Wir haben in München eine einmalige Gelegenheit verpasst.»<sup>213</sup> Dahinter kam die alte Neigung zum Vorschein, einmal mehr bis zum Äussersten zu gehen, mit dem Rücken zur Wand den grossen Hasard zu versuchen; zu glatt, zu einfach war die Münchener Einigung erzielt worden, als dass sie seinen Nerven Genüge getan hätte, er verabscheute die behenden Lösungen und fand, wie er sagte, «die Absicht, sich billig loskaufen zu können ... gefährlich»<sup>214</sup>. Immer wieder haben solche eigentümlichen Schicksalsvorstellungen seine nationalistische Nüchternheit durchsetzt, und nicht zuletzt aus diesem Grunde hat sich denn offenbar auch seit dem Tag von München der Gedanke in ihm verfestigt, die renitente Nation, die ihm trotz allen Jubels so viele dumpfe Widerstände entgegensetzte, durch eine äusserste, blutig bekräftigte Herausforderung endlich unwiderruflich an sich zu binden.

Vor diesem dreifachen Hintergrund aus rationalem Zeitkalkül, Nervenbedürfnissen und mythologisierenden Politikvorstellungen muss man **Hitlers** nunmehr immer deutlicher hervortretende Neigung zum Kriege sehen, Chamberlains Entgegenkommen habe ihn «in gewissem Sinne überrumpelt», hat er sich später geradezu entschuldigt. Die Neigung wurde noch verstärkt durch die offene Verachtung, die er seinen Gegenspielern seither bekundete. Vor der Generalität verhöhnnte er sie als «kleine Würmchen», in einer Rede in Weimar vom 6. November sprach er unter Anspielung auf Chamberlain von den «Regenschirmtypen unserer bürgerlichen früheren Parteienwelt» und nannte die Maginotlinie den Limes eines Volkes, das sich zum Sterben vorbereite.<sup>215</sup>

**Hitlers** herausfordernder Kriegswille stand in bemerkenswertem Widerspruch zu den realen Kräfteverhältnissen und kann als ein erstes Zeichen seines einsetzenden Wirklichkeitsverlustes angesehen werden; denn heute ist unbestritten, dass er im Herbst 1938 eine bewaffnete Auseinandersetzung nur wenige Tage überstanden hätte. Das Urteil alliierter und deutscher Militärfachleute, Dokumente und Statistiken lassen keinen Zweifel zu; «Es war ganz ausgeschlossen», hat beispielsweise Jodl in Nürnberg erklärt, «mit fünf aktiven Divisionen und sieben Panzerdivisionen in einer

Westbefestigung, die nur eine grosse Baustelle war, hundert französischen Divisionen standzuhalten. Das war militärisch unmöglich.»<sup>216</sup> Umso unbegreiflicher muten die Nachgiebigkeit sowie die fortgesetzte Selbstschwächung der Westmächte an, und ihr Verhalten ist, über die Gründe für die Politik des Appeasement hinaus, am überzeugendsten wohl doch, wie Hitler es tat, mit der Psychologie politischer Resignation zu erklären. Der Verrat an den eingegangenen Bündnisverpflichtungen ebenso wie an den überlieferten europäischen Wertbegriffen, denen Hitler mit nahezu jeder Rede, jedem Gesetz, jeder Aktion unverhüllte Feindschaft ansagte, liess sich allenfalls noch aus den Umständen: der Mischung von Einverständnis, Erpressung und Ratlosigkeit erklären. Merkwürdigerweise aber schienen die Westmächte auch die politischen Wirkungen, insbesondere den verheerenden Prestigeverlust nicht bedacht zu haben, der vom Münchener Abkommen ausgehen musste: England und Frankreich verloren nahezu jede Glaubwürdigkeit, ihr Wort schien fortan wie in den Wind geschrieben, und bald begannen insbesondere die osteuropäischen Mächte, jede auf eigene Faust, sich mit Hitler zu arrangieren. Vor allem aber vergass die Sowjetunion nicht, dass sie in München von den Westmächten ausgeschaltet worden war, und schon vier Tage nach der Konferenz wies die deutsche Botschaft in Moskau darauf hin, dass «Stalin ... Schlussfolgerungen ziehen» und seine Aussenpolitik überprüfen werde.<sup>217</sup>

Unterdessen waren Chamberlain und Daladier in ihre Hauptstädte zurückgekehrt. Doch statt der wütenden Demonstrationen, die sie erwartet hatten, war ihnen begeistert gehuldigt worden, als würde man, wie ein Beamter des Foreign Office äusserte, «einen grossen Sieg über einen Feind feiern, statt lediglich den Verrat an einem kleinen Verbündeten». Deprimiert wies Daladier seinen Staatssekretär auf die Jubelnden hin und flüsterte: «Die Idioten!», während Chamberlain, naiver und optimistischer als jener, bei der Ankunft in London ein Stück Papier in der Luft schwenkte und «Peace for our time» verkündete. Nicht ohne Mühe kann man rückblickend das spontane Gefühl der Erleichterung nachempfinden, das Europa noch einmal einte, und vor seinen Illusionen schwerlich Respekt entwickeln. In London stimmte die Menge vor

Downing Street 10 das fröhliche «For He's a Jolly Good Fellow» an, indes die französische Zeitung 'Paris-Soir' Chamberlain «ein Eckchen französischen Bodens» zum Angeln offerierte und meinte, man könne sich «kein fruchtbareres Bild des Friedens vorstellen»<sup>218</sup>. Als Winston Churchill in der nachfolgenden Unterhausdebatte seine Rede mit den Worten begann: «Wir haben eine totale, eine umfassende Niederlage erlitten», erhob sich ein Sturm des Protests.

Während die deutschen Truppen vereinbarungsgemäss ins Sudetengebiet einrückten und Hitler am 3. Oktober auf einem geländegängigen Mercedeswagen die Grenze überschritt, flog der Führer der sudetendeutschen Sozialdemokraten, Wenzel Jaksch, nach London. Wie es der Eroberungspraxis späterer Jahre entsprach, waren den Wehrmachtsverbänden die Einsatzgruppen des Sicherheitsdienstes (SD) und der Gestapo gefolgt, um «sofort mit der Säuberung der befreiten Gebiete von marxistischen Volksverrättern und anderen Staatsfeinden» zu beginnen. Jaksch bat um Visen und jede Art von Hilfe für seine bedrohten Freunde. Lord Runciman versicherte ihm, es werde sicherlich eine Spendenliste des Oberbürgermeisters von London für die Verfolgten ausgelegt, er werde sich dann eintragen. Die Londoner 'Times' brachte Aufnahmen der umjubelten, im Blumenregen einmarschierenden deutschen Truppen; doch die Bilder derer zu veröffentlichen, die vor ihnen flüchteten, lehnte ihr Chefredakteur Geoffrey Dawson ab. Wenzel Jaksch erhielt keine Visen. Aus dem im Stich gelassenen, verstümmelten Land rissen nun auch Polen und Ungarn erhebliche Stücke an sich. Die Geschichte jenes Herbstes ist angefüllt von den Akten der Verblendung, des Egoismus, der Schwäche und des Verrats. Einige von Wenzel Jaksch's Freunden, soweit sie ins Innere des Landes entkommen waren, wurden kurze Zeit später von der Prager Regierung an Deutschland ausgeliefert.<sup>219</sup>

Hitlers Missgestimmtheit über den Ausgang der Münchener Konferenz verstärkte naturgemäss seine Ungeduld. Schon zehn Tage später legte er Keitel einen streng geheimen Fragenkatalog über die militärischen Möglichkeiten des Reiches vor; am 21. Oktober gab er die Weisung zur militärischen «Erledigung der Resttsche-

chei» sowie zur «Inbesitznahme des Memellandes» und ordnete in einem Nachtrag vom 24. November darüber hinaus Vorbereitungen für die Besetzung Danzigs an. Gleichzeitig ermunterte er die slowakischen Nationalisten, in dem neuen Staat die Rolle der Sudetendeutschen zu übernehmen und den weiteren Zerfall der Tschechoslowakei von innen voranzutreiben.

Von den Enttäuschungen der zurückliegenden Tage waren aber auch die Massnahmen inspiriert, die er zur verstärkten psychologischen Mobilisierung der Öffentlichkeit traf. Zwar war die Begeisterung in Deutschland gross, Hitlers Ansehen noch einmal schwindelerregend gestiegen, aber er selber erfasste doch, dass dem Jubel ein erhebliches Mass an Erleichterung über den vermiedenen Krieg innewohnte. Anfang November ergriff er daher die Gelegenheit zu einer umfassenden Propagandaaktion, nachdem ein jüdischer Emigrant den Legationssekretär Ernst vom Rath in der Pariser Deutschen Botschaft niedergeschossen hatte. Aus dem überwiegend von persönlichen Motiven getragenen Attentat konstruierte Hitler kurzerhand einen jener «Anschläge des Weltjudentums», denen er nach wie vor ein Höchstmass integrierender Wirkung zutraute. Eine Feierstundenkampagne mit grossem Trauerzeremoniell, Beethoven-Musik und demagogischer Totenklage wurde bis hinein in die Schulen und Betriebe organisiert, und zum letztenmal trat die SA in der einst bewährten, doch lange aufgegebenen Rolle des blinden Volkszorns in Erscheinung: Am Abend des 9. November gingen überall in Deutschland die Synagogen in Flammen auf, jüdische Wohnungen wurden verwüstet, Geschäfte geplündert, nahezu hundert Menschen ermordet und rund zwanzigtausend verhaftet; die SS-Zeitung 'Das Schwarze Korps' erwog bereits eine Ausrottung «mit Feuer und Schwert», das «tatsächliche und endgültige Ende des Judentums in Deutschland». Doch war der eingewurzelte bürgerliche Instinkt der Bevölkerung durch Ausschreitungen von der Strasse her, die den verblassten Erinnerungen an die Jahre von Unordnung und Gesetzlosigkeit wieder zum Leben verhalfen, nur zu schrecken, nicht zu mobilisieren;<sup>220</sup> und es war ein weiteres Symptom für den nun einsetzenden galoppierenden Realitätsverlust Hitlers, zu glauben, dass die stärksten eigenen Affekte auch die stärkste psychologische Wirkung auf die

Öffentlichkeit erzielen müssten. Der unverkennbare Gegensatz, der schon immer zwischen seinem rigorosen Judenwahn und dem lauen deutschen Antisemitismus bestanden hatte, wurde nun immer deutlicher. Bezeichnenderweise war die Aktion nur in Wien erfolgreich.

Die Indolenz der Massen vermehrte jedoch seine Bemühungen nur. Die Zeit seit der Münchener Konferenz stand im Zeichen erhöhter propagandistischer Einsätze, in die sich alsbald auch [Hitler](#) selber mit wachsender Aggressivität einschaltete. Der gereizte Auftritt am 9. Oktober in Saarbrücken rechnete ebenso dazu wie die Weimarer Rede vom 6. November, die Münchener Rede vom 8. November oder auch der grosse Rechenschaftsbericht über das Jahr 1938, der eine Mischung aus Stolz, Hass, Nervosität und Selbstbewusstsein war, die «Geschlossenheit des Volkskörpers» beschwor und erneut das Judentum attackierte, dem er die Vernichtung in Europa prophezeite.<sup>221</sup> Das bestimmende Motiv für die in die gleiche Zeit fallende Geheimansprache vor den deutschen Chefredakteuren war denn auch die Absicht, die Presse von der Taktik der Friedensschwüre und Verständigungsappelle, deren schwächende Wirkung er in Berlin und München beobachtet hatte, umzustellen auf einen Ton angriffsfreudiger Entschlossenheit: Sie war gleichsam die psychologische Mobilmachungsorder. Immer wieder betonte [Hitler](#), wie notwendig es sei, «ein glaubensstarkes, geschlossenes, zuversichtliches deutsches Volk» hinter sich zu haben; gleichzeitig entlud sich sein Zorn über die Kritiker und meinungsersetzenden Intellektuellen:

«Wenn ich so die intellektuellen Schichten bei uns ansehe, leider, man braucht sie ja; sonst könnte man sie eines Tages ja, ich weiss nicht, ausrotten oder so was. Aber man braucht sie leider. Wenn ich mir also diese intellektuellen Schichten ansehe und mir nun ihr Verhalten vorstelle und es überprüfe, mir gegenüber, unserer Arbeit gegenüber, dann wird mir fast angst. Denn seit ich nun politisch tätig bin und seit ich besonders das Reich führe, habe ich nur Erfolge. Und trotzdem schwimmt diese Masse herum in einer geradezu oft abscheulichen, ekelerregenden Weise. Was würde denn geschehen, wenn wir nun einmal einen Misserfolg hätten? Auch das könnte sein, meine Herren. Wie würde dieses Hühnervolk denn dann sich erst auf-führen? ... Es war früher mein grösster Stolz, eine Partei mir aufgebaut zu haben, die auch in den Zeiten der Rückschläge stur und fanatisch hinter mir

stand, gerade dann fanatisch hinter mir stand. Das war mein grösster Stolz und ... dazu müssen wir unser ganzes Volk erziehen. Es muss erzogen werden zu dem absoluten, sturen, selbstverständlichen zuversichtlichen Glauben: Am Ende werden wir alles das erreichen, was notwendig ist. Das kann man nur dadurch schaffen, das kann nur gelingen durch einen fortgesetzten Appell an die Kraft der Nation, durch das Hervorkehren der positiven Werte eines Volkes und durch das möglichste Ausserachtlassen der sogenannten negativen Seiten. Dazu ist es auch notwendig, dass gerade die Presse sich ganz blind zu dem Grundsatz bekennt: Die Führung handelt richtig!... Nur so werden wir das Volk, ich möchte sagen, von einem Zweifel befreien, der das Volk unglücklich macht. Die breite Masse will ja gar nicht damit belastet werden. Die breite Masse hat einen einzigen Wunsch: dass sie gut geführt wird, und dass sie der Führung vertrauen kann und dass die Führung selber nicht streitet, sondern dass diese Führung geschlossen vor sie hintritt. Glauben Sie mir, ich weiss es ganz genau, im deutschen Volk wird nichts mit einer grösseren Freude gesehen, als wenn ich, z.B. sagen wir an einem Tag wie am 9. November, nun auf der Strasse gehe, und da stehen nun neben mir alle meine Mitarbeiter, und das Volk sagt: 'Das ist der und das ist der und das ist der und das ist der.' Und die Menschen fühlen sich so geborgen bei dem Gedanken; die halten alle zusammen, die folgen alle dem Führer, und der Führer hält zu all diesen Männern, das sind unsere Idole. Vielleicht wird mancher Intellektuelle das gar nicht begreifen. Aber diese kleinen Menschen draussen, die ... wollen das eben! Das war auch früher in der deutschen Geschichte so. Das Volk ist immer glücklich, wenn einige so Zusammenhalten oben, das erleichtert auch dem Volk unten das Zusammenhalten.»<sup>222</sup>

Zum Prozess der psychologischen Mobilisierung seit der Münchener Konferenz gehörte auch die von [Hitler](#) zunehmend beschleunigte Dynamik der Ereignisse selber, so dass der Beobachter sich mitunter fragen mochte, ob diese Politik atemlos war oder ob hier eine Atemlosigkeit in politischer Gestalt auftrat. Woche um Woche verstärkten sich, von innen wie von aussen, die Pressionen gegen die schutzlose Tschechoslowakei. Am 13. März drängte [Hitler](#) den nach Berlin beorderten slowakischen Nationalistenführer Tiso zum Abfall von Prag, einen Tag später wurde vor dem Parlament in Pressburg das von Ribbentrop in slowakischer Sprache übergebene Unabhängigkeitsmanifest verlesen. Am Abend des gleichen Tages traf der tschechische Staatspräsident Hácha zusammen mit dem Aussenminister Chvalkovský in der Reichshauptstadt ein, wo er sich einem jener Erpressungsmanöver ausgeliefert sah, die [Hitler](#) später mit inferiorem Vergnügen als «Hachaisieren» bezeichnet

hat. Zwar wurden die Gäste mit allen protokollarischen Ehren empfangen, doch erst nach einer nervenzerrüttenden Wartezeit, in deren Verlauf sie vergeblich den Verhandlungsgegenstand zu erfahren versuchten, zwischen ein und zwei Uhr nachts in der Reichskanzlei vorgelassen. Alt und kränklich, fand Hácha schliesslich nach einem ermüdenden Gang durch die endlosen Flure und Säle der neuerrichteten Reichskanzlei zu [Hitler](#), der im Halbdunkel eines riesigen, nur durch einige bronzene Stehlampen erleuchteten Arbeitssaales vor seinem Schreibtisch wartete, neben sich den pompösen Göring sowie erneut die erprobte Schreckfigur Keitel. Die Begrüssungsworte des Präsidenten enthüllten den ganzen verzweifelten Opportunismus eines von allen Seiten im Stich gelassenen Landes. Das Protokoll vermerkt:

«Staatspräsident Hácha begrüsst den Führer und drückt seinen Dank dafür aus, dass er ihn empfängt. Er habe seit langem den Wunsch gehabt, den Mann kennenzulernen, dessen wunderbare Ideen er oft gelesen und verfolgt habe. Er sei bis vor Kurzem ein Unbekannter gewesen. Er habe sich nie mit Politik befasst, sondern er sei eben ein Justizbeamter im Wiener Verwaltungsapparat gewesen, und ... 1918 sei er nach Prag berufen und 1925 zum Präsidenten des Verwaltungsgerichtshofes ernannt worden. Als solcher habe er kein Verhältnis zu den Politikern, oder, wie er lieber sagen wollte, zu den 'Politikastern' gehabt... Er sei nie persona grata gewesen. Mit Präsident Masaryk sei er nur einmal im Jahr bei einem Souper der Richter zusammengekommen, mit Benesch noch seltener. Das eine Mal, als er mit diesem zusammen gekommen wäre, habe es Missverständnisse gegeben. Im Übrigen sei ihm das ganze Regime fremd gewesen, dass er sich gleich nach dem Umschwung die Frage gestellt habe, ob es überhaupt für die Tschechoslowakei ein Glück sei, ein selbständiger Staat zu sein. In diesem Herbst nun sei ihm die Aufgabe zugefallen, an der Spitze des Staates zu stehen. Er sei ein alter Mann ... und er glaube, dass das Schicksal (der Tschechoslowakei) in den Händen des Führers gut aufgehoben sei.»<sup>223</sup>

Als Hácha mit der Bitte schloss, seinem Volk gleichwohl das Recht einer eigenen nationalen Existenz einzuräumen, hob [Hitler](#) zu einem seiner weitschweifigen Monologe an. Er beklagte die vielfach bezeugte Feindseligkeit der Tschechen, die Ohnmacht der gegenwärtigen Regierung im eigenen Lande, verwies auf den fortexistierenden Benesch-Geist und häufte schliesslich Vorwurf auf Vorwurf gegen die schweigend und «wie versteinert» vor ihm



sitzenden Männer, die «nur an ihren Augen ... erkennen (liessen), dass es sich um lebende Menschen handelte»<sup>224</sup>. Seine Geduld sei jetzt erschöpft, fuhr er fort:

«Um sechs Uhr rücke von allen Seiten her die deutsche Armee in die Tscheche! ein, und die deutsche Luftwaffe werde die Flughäfen besetzen. Es gäbe zwei Möglichkeiten. Die erste sei die, dass sich das Einrücken der deutschen Truppen zu einem Kampf entwickelt. Dann wird dieser Widerstand mit allen Mitteln mit Brachialgewalt gebrochen. Die andere ist die, dass sich der Einmarsch der deutschen Truppen in erträglicher Form abspielt, dann würde es dem Führer leicht, bei der Neugestaltung des tschechischen Lebens der Tschechoslowakei ein grosszügiges Eigenleben, eine Autonomie und eine gewisse nationale Freiheit zu geben ...

Dieses sei der Grund, warum er Hácha hierher gebeten habe. Diese Einladung sei der letzte gute Dienst, den er dem tschechischen Volke erweisen könne ... Die Stunden vergingen. Um sechs Uhr würden die Truppen einmarschieren. Er schäme sich beinahe zu sagen, dass auf jedes tschechische Bataillon eine deutsche Division käme. Die militärische Aktion sei eben keine kleine, sondern sie sei in aller Grosszügigkeit angesetzt.»

Auf Hachas tonlos vorgebrachte Frage, wie er es anstellen solle, in vier Stunden das gesamte tschechische Volk vom Widerstand zurückzuhalten, erwiderte **Hitler** hochtrabend:

«Die nun rollende Militärmaschine lasse sich nicht aufhalten. Er solle sich an seine Prager Dienststellen wenden. Es sei ein grosser Entschluss, aber er sähe die Möglichkeit für eine lange Friedensperiode zwischen den beiden Völkern dämmern. Würde der Entschluss anders sein, so sähe er die Vernichtung der Tschechoslowakei ... Sein Entschluss (sei) unwiderruflich. Man wisse ja, was ein Entschluss des Führers bedeute.»

Kurz nach zwei Uhr aus dem Arbeitssaal **Hitlers** entlassen, versuchten Hácha und Chvalkovsky, die telefonische Verbindung mit Prag herzustellen. Als Göring angesichts der verrinnenden Zeit die Bombardierung der Stadt in Aussicht stellte und mit roher Bonhomie die Zerstörungen ausmalte, erlitt der Präsident einen Herzanfall, und einen Augenblick lang befürchteten die Umstehenden das Schlimmste: «Dann sagt morgen die ganze Welt, er sei hier in der Nacht in der Reichskanzlei umgebracht worden», notierte einer der Anwesenden. Doch Dr. Morell, von einer umsichtigen Regie in Bereitschaft gehalten, half dem Zusammengebrochenen wieder auf.

So konnten die Prager Stellen rechtzeitig angewiesen werden, dem deutschen Einmarsch keinen Widerstand entgegenzusetzen, und kurz vor vier Uhr unterschrieb Hácha die Unterwerfungsurkunde, mit der er «das Schicksal des tschechischen Volkes und Landes vertrauensvoll in die Hände des Führers des Deutschen Reiches» legte. Kaum hatte Hácha den Raum verlassen, verlor Hitler die gewohnte Haltung. Erregt stürzte er ins Zimmer seiner Sekretärinnen und forderte sie auf, ihn zu küssen: «Kinder», rief er, «Hácha hat unterschrieben. Das ist der grösste Tag meines Lebens. Ich werde als der grösste Deutsche in die Geschichte eingehen.»<sup>225</sup> Zwei Stunden später rückten seine Truppen über die Grenze vor, die ersten Verbände trafen schon gegen neun Uhr bei frühlinghaftem Schneetreiben in Prag ein. An den Strassenrändern warteten wiederum jubelnde Menschen, aber es war nur eine Minderheit, die Mehrheit wandte sich ab oder stand stumm, Tränen der Ohnmacht und der Wut in den Augen, hinter den winkenden Spalieren. Noch am gleichen Abend zog Hitler selber in die Stadt ein und verbrachte die Nacht im Schloss auf dem Hradschin. «Die Tschechoslowakei», verkündete er siegestrunken, «hat damit aufgehört zu existieren.» Es war ein Werk von zwei Tagen. Als der englische und der französische Botschafter am 18. März in Berlin Protestnoten überreichten, hatte Hitler bereits das Protektorat Böhmen und Mähren errichtet, an dessen Spitze er aus Beschwichtigungsgründen den als gemässigt geltenden Herrn v. Neurath stellte, einen Schutzvertrag mit der Slowakei paraphiert und sich auf den Rückweg gemacht. Es schien, als bewahrheitete sich erneut, was Mussolini ein halbes Jahr zuvor, kurz vor den Tagen von München, bemerkt hatte: «Die Demokratien sind dazu gemacht, Kröten hinunterzuschlucken.»<sup>226</sup>

Doch leitete der Griff nach Prag die Wende ein; zu tief war für die Westmächte die Enttäuschung, das Gefühl der Irreführung und missbrauchten Geduld. Noch am 10. März hatte Chamberlain einigen Journalisten erklärt, die Kriegsgefahr verringere sich und eine neue Ära der Entspannung ziehe herauf; jetzt, am 17. März, sprach er in Birmingham von einer «schwereren Erschütterung denn je», verwies auf die zahlreichen Wortbrüche, die in der Aktion gegen

Prag eingeschlossen seien, und fragte schliesslich, ob «dies das Ende eines alten Abenteuers oder der Anfang eines neuen» sei. Am gleichen Tag rief er Henderson für unbestimmte Zeit aus Berlin zurück, und Lord Halifax äusserte, er habe Verständnis für **Hitlers** Geschmack an unblutigen Triumphen, das nächste Mal aber werde er gezwungen werden, Blut zu vergiessen.<sup>227</sup>

Ein Wendepunkt war die Besetzung Prags freilich nur für die westliche Politik. In den Apologien der Appeaser taucht ebenso wie in den Rechtfertigungsversuchen deutscher Helfershelfer des Regimes immer wieder die These auf, **Hitler** selber habe mit dem Einzug in Prag eine Wendung vollzogen: erst zu diesem Zeitpunkt habe er sich auf den Weg des Unrechts begeben und seine bis dahin vertretbaren revisionistischen Ziele radikal erweitert; seither sei nicht mehr das Selbstbestimmungsrecht, sondern der Ruhm des Eroberers sein Ziel gewesen. Man weiss unterdessen aber, wie sehr solche Überlegungen an **Hitlers** Antrieben und Absichten sowie an seinem Wesen im Kern vorbeigehen; er hatte alle prinzipiellen Entscheidungen lange hinter sich, Prag war nur eine taktische Etappe, und die Moldau gewiss nicht sein Rubikon.

Immerhin war die Unternehmung ein Akt der Selbstenthüllung. Der damalige Oberst Jodl hatte gelegentlich, in den Tagen der fortgesetzten aussenpolitischen Triumphe, überschwenglich notiert: «Diese Art Politik zu treiben, ist für Europa neu.»<sup>228</sup> Tatsächlich war die dynamische Verbindung von Drohungen, Schmeicheleien, Friedensschwüren und Gewaltakten, die **Hitler** bis dahin angewendet hatte, eine ungewohnte, lähmende Erfahrung, und die westlichen Staatsmänner hatten sich wohl eine Zeitlang über **Hitlers** Absichten täuschen dürfen. «Bei allem, was man sagt und tut», so hat Lord Halifax die eigene Unsicherheit beschrieben, «tappt man immer wie ein Blinder, der seinen Weg über einen Sumpf zu finden versucht, während jedermann von den Ufern verschiedene Informationen über die nächste Gefahrenzone ruft.»<sup>229</sup> **Hitlers** Aktion gegen Prag jedoch hatte der Situation alle Undurchsichtigkeit genommen: Zum erstenmal schien Chamberlain und seinen französischen Partnern die Hugenberg-Erfahrung zu dämmern, dass «dieser seltsame Mann», wie Halifax schrieb, nicht zu bändigen und zu zähmen sei – es wäre denn durch Gewalt.

Eine Art Wendepunkt in der Laufbahn [Hitlers](#) bedeutete Prag jedoch in einem anderen Sinne: Es war, nach nahezu fünfzehn Jahren, sein erster schwerwiegender Fehler überhaupt. Taktisch hatte er seine Erfolge immer wieder mit der Fähigkeit erzielt, allen Situationen einen so mehrdeutigen Charakter zu geben, dass sowohl die Front als auch der Widerstandswille seiner Gegner daran zerbrachen. Jetzt trat er erstmals in aller Eindeutigkeit hervor. Hatte er bis dahin immer nur Doppelrollen übernommen und als Widersacher den heimlichen Bündnispartner gespielt oder die Herausforderung eines Zustands im Zeichen seiner Verteidigung begonnen, so gab er jetzt ohne alle Ausflüchte sein innerstes Wesen zu erkennen. In München hatte er noch einmal, wenn auch schon widerwillig, die «faschistische Konstellation» verwirklicht: das heisst, den Triumph über den einen Gegner mit Hilfe des anderen. Das Novemberpogrom 1938 wirkte wie eine erste Absage an dieses taktische Rezept der Erfolgsphase; Prag beseitigte jeden Zweifel, dass er der Feind aller war.

Es lag in der Natur seiner Taktik, dass schon der erste Fehler irreparabel war. [Hitler](#) selber hat später die verhängnisvolle Bedeutung seines Griffes nach Prag erkannt. Doch seine Ungeduld, seine Überheblichkeit und die weitgesteckten Pläne liessen ihm keine Wahl. Am Tage nach der Besetzung Prags hatte er Goebbels beauftragt, die Presse anzuweisen: «Die Verwendung des Begriffs ‘Grossdeutsches Weltreich’ ist unerwünscht ... (und) für spätere Gelegenheiten vorbehalten», und als er im April seinen fünfzigsten Geburtstag vorbereitete, befahl er Ribbentrop, «eine Reihe ausländischer Gäste einzuladen, unter ihnen möglichst viele feige Zivilisten und Demokraten, denen ich eine Parade der modernsten aller Wehrmächten vorführen werde»<sup>230</sup>.

#### 4. KAPITEL

## Die Entfesselung des Krieges

«Der Gedanke zum Schlagen war immer in mir.»

*Adolf Hitler*

Auffallend ist, vom Frühjahr 1939 an, **Hitlers** Unfähigkeit, die eigene Dynamik zu bremsen. Das untrügliche Tempobewusstsein, das er wenige Jahre zuvor, im Verlauf des Machteroberungsprozesses, bewiesen hatte, begann ihn jetzt zu verlassen und einem neurasthenischen Bewegungsdrang Platz zu machen. Angesichts der Schwäche und Uneinigkeit seiner Gegenspieler hätte er zweifellos alle revisionistischen Ansprüche und vermutlich sogar einen Teil seines weiterreichenden Lebensraumkonzepts mit jener Taktik der Absicherung durch die konservativen Mächte verwirklichen können, die ihm bis dahin so ausserordentliche Dienste geleistet hatte. Jetzt gab er sie auf: aus Übermut, korrumpiert vom Erfolg des im Protest grossgewordenen Politikers, der in «unverzichtbaren Ansprüchen» zu denken gewohnt war, aus hektischer Unrast. Das Genie des Führers bestehe im Wartenkönnen, verkündete die Propaganda des Regimes; **Hitler** wartete nicht mehr.

Schon eine Woche nach dem Einmarsch in Prag begab er sich in Swinemünde an Bord des Panzerschiffes «Deutschland» und nahm Kurs auf Memel. Die kleine Hafenstadt vor der Nordgrenze Ostpreussens war 1923, in den Wirren des Nachkriegs, von Litauen annektiert worden und ihre Rückforderung inzwischen eine blosse Frage der Zeit. Doch um dem Vorgang dramatische Verve und ein Element triumphierender Gewaltigkeit zu geben, liess **Hitler** der Regierung in Kowno am 21. März mitteilen, ihre Bevollmächtigten hätten «morgen mit einem Extraflugzeug» in Berlin einzutreffen,

um die Abtretungsurkunde zu unterzeichnen, er selber machte sich unterdessen, der Antwort noch ungewiss, auf die Fahrt; und während Ribbentrop die litauische Delegation «hachaisierte», verlangte er, seekrank und missgelaunt in zwei ungeduldigen Funkprüchen von Bord der «Deutschland» zu wissen, ob er friedlich in die Stadt einziehen könne oder sich den Weg mit den Schiffsgeschützen erzwingen müsse. Am 23. März nachts gegen halb zwei Uhr willigte Litauen in die Abtretung ein, und zur Mittagszeit hielt [Hitler](#) in Memel erneut einen seiner umjubelten Einzüge.

Zwei Tage zuvor hatte v. Ribbentrop den polnischen Botschafter in Berlin, Josef Lipski, zu sich bestellt und ihm Verhandlungen über einen umfassenden deutsch-polnischen Ausgleich vorgeschlagen. Nicht ohne Nachdruck war er dabei auf verschiedene Forderungen zurückgekommen, die er bereits mehrfach vorgetragen hatte, darunter vor allem die Rückgabe der Freien Stadt Danzig sowie den Bau einer exterritorialen Verkehrsstrecke durch den polnischen Korridor. Als Gegenleistung bot er erneut eine Verlängerung des Nichtangriffpakt von 1934 auf fünfundzwanzig Jahre sowie eine formelle Grenzgarantie an. Wie ernst gemeint die Offerte war, geht aus dem gleichzeitig unternommenen Versuch hervor, Polen für den Antikominternpakt zu gewinnen, wie überhaupt Ribbentrops ganze Verhandlungsführung auf eine engere gegenseitige Bindung mit «ausgesprochen antisowjetischer Tendenz» abzielte; der Entwurf einer Note des Auswärtigen Amtes stellte Warschau als Lohn und Beuteanteil einer verstärkten Zusammenarbeit ziemlich unverhohlen den Besitz der Ukraine in Aussicht; und ganz auf dieser Linie verneinte [Hitler](#) in einer Unterredung mit V. Brauchitsch am 25. März eine gewaltsame Lösung der Danziger Frage, fand aber immerhin eine militärische Aktion gegen Polen unter «besonders günstigen politischen Voraussetzungen» erwägenswert.<sup>231</sup>

Die bemerkenswerte Indifferenz, mit der [Hitler](#) sich Eroberung oder Bündnis offenhielt hatte einen einleuchtenden Grund. Tatsächlich lag ihm kaum an Danzig, die Stadt war nur der Vorwand, dessen er sich bediente, um mit Polen ins Gespräch und, wie er hoffte, ins Geschäft zu kommen. Sein Angebot mochte er für großzügig halten; denn er stellte Polen riesigen Erwerb für eine gering-

füßige Gegenleistung in Aussicht. Denn Danzig war eine deutsche Stadt, ihre Trennung vom Reich ein Versailler Zugeständnis an polnische Prestigebedürfnisse, die im Lauf der Jahre mehr und mehr an Gewicht verloren hatten, auf Dauer war die Stadt von Polen kaum zu halten. Auch die geforderte Verbindungsstrecke nach Ostpreussen war ein nicht unbilliger Versuch, mit der problematischen Gerechtigkeit des Beschlusses fertig zu werden, der Ostpreussen vom Reich abgetrennt hatte. Was Hitler wirklich wollte, hing mit dem letzten grossen Ziel aller seiner Politik zusammen: dem Gewinn neuen Lebensraums.

Denn zu den unabdingbaren Voraussetzungen des geplanten Eroberungszuges gegen Osten zählte eine gemeinsame Grenze mit der Sowjetunion. Bis dahin war Deutschland von den Ebenen Russlands, die Hitler ins Auge gefasst hatte, durch einen Staatengürtel getrennt, der von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer, von den Baltischen Staaten bis nach Rumänien reichte. Einer oder mehrere von ihnen mussten ihm das militärische Aufmarschgelände zur Verfügung stellen, durch das er an Russland heranrückte, anders war der Krieg nicht zu beginnen.

Theoretisch war diese Bedingung für Hitler auf dreifache Weise zu verwirklichen: Entweder konnte er die Staaten «Zwischeneuropas» durch Bündnisse gewinnen, er konnte einzelne von ihnen selber annektieren oder aber sie durch die Sowjetunion annektieren lassen, die für diesen Fall ihrerseits ihre Grenze an Deutschland heranrückte. Hitler hat sich im Laufe der folgenden Monate aller dieser Möglichkeiten bedient; die Wendigkeit und Kälte, mit der er gelegentlich unter den Augen einer sprachlosen Welt von der einen auf die andere umschaltete, zeigte ihn – zum letztenmal – auf der Höhe seines taktischen Verstandes.

Nach dem Einmarsch in Prag, der die Geduld der Westmächte so unverkennbar auf eine harte Probe gestellt hatte, war er offensichtlich entschlossen, vorab keine neuen Spannungen hervorzurufen und auf die erste Möglichkeit zurückzugreifen: Seine Absicht ging dahin, einen Bündnispartner gegen die Sowjetunion zu finden; denn ein ernsthafter Konflikt nach Westen musste alle ausgreifenden Ziele gefährden. Unter den Staaten Zwischeneuropas schien ihm vor allem Polen für seine Pläne geeignet. Polen war ein

autoritär regierter Staat mit starken antikommunistischen, anti-russischen und sogar antisemitischen Tendenzen, «soliden Gemeinsamkeiten» also,<sup>232</sup> auf die sich eine Expansionsgemeinschaft unter deutscher Führung wohl gründen liess. Überdies unterhielt es gute, durch einen Nichtangriffspakt abgesicherte Beziehungen zu Deutschland, denen [Hitler](#) selber den Weg geebnet hatte.

Infolgedessen hing weit mehr als nur ein gewöhnlicher Handel, weit mehr sicherlich auch als die Befriedigung eines Revisionsbegehrens von der Antwort der polnischen Regierung auf Ribbentrops Vorschläge ab: Für [Hitler](#) stand nicht mehr und nicht weniger als die Lebensraumidee selber auf dem Spiel. Erst dieser Aspekt macht die Hartnäckigkeit und radikale Konsequenz ganz begreiflich, die er in dieser Frage entwickelte. Es ging für ihn in der Tat um alles oder nichts.

Polen freilich war durch die deutschen Vorschläge aufs Äusserste irritiert, denn sie gefährdeten die Grundlage seiner ganzen bisherigen Politik und machten seine ohnehin kritische Lage noch kritischer. Das Land hatte sein Heil bisher im strengsten Gleichgewicht zwischen den beiden Nachbarkolossen Deutschland und Russland gesehen, deren vorübergehende Ohnmacht ihm 1919 nicht nur zu staatlicher Existenz verhülften hatte; vielmehr hatte es sich auch auf Kosten dieser beiden Länder nachträglich vergrössert. Und wenn Polen im Verlauf einer langen Geschichte gelernt hatte, dass es die Freundschaft eines jeden seiner beiden Nachbarn so sehr zu fürchten habe wie dessen Feindschaft, so war die Lektion jetzt wichtiger denn je. Das deutsche Angebot lief diesem innersten Grundsatz der polnischen Politik strikt zuwider.

Es war eine überaus bedrohliche Situation, die mehr Klugheit, Balancebewusstsein und Anpassungssinn verlangte, als ein romantisches Volk, das sich jahrhundertlang misshandelt gefühlt hatte, aufzubringen vermochte. Im Ganzen neigte Polen wohl, vor die Wahl gestellt, geringfügig mehr Deutschland zu, doch war das neue Deutschland auch unruhiger und habgieriger als die in mancherlei Machtkämpfe, Säuberungen und dogmatisches Palaver verstrickte Sowjetunion. Der Aussenminister Josef Beck, ein Mann von intriganter Glätte, der mit einer Art verzweifelter Artistenlaune ein waghalsiges Spiel mit fünf Bällen betrieb, komplizierte



die Lage noch, indem er mit ehrgeizigen Plänen für ein «Drittes Europa» aufwartete: Von der Ostsee bis zum Hellespont wollte er unter polnischer Führung einen neutralen Mächteblock begründen. Für Polen selber suchte er gerade aus der aggressiven Politik **Hitlers** seinen Vorteil zu ziehen. Seine nach aussen vorsichtig prodeutsche Politik zielte im Stillen darauf ab, «die Deutschen ganz methodisch in ihren Fehlern zu bestärken», und hoffte «nicht nur auf die bedingungslose Integration Danzigs in den polnischen Staatsbereich, sondern auf viel mehr, auf ganz Ostpreussen, auf Schlesien, ja auf Pommern ... unser Pommern», wie es bald immer häufiger und offener hiess.<sup>233</sup>

Die heimlichen polnischen Grossmachtträume standen im Hintergrund der unvermutet schroffen Weigerung, die Beck dem Ansinnen **Hitlers** schliesslich entgegensetzte und die er herausfordernd mit der Mobilmachung einiger Divisionen im Grenzbereich verband. Streng der Sache nach mochte er die deutschen Forderungen nicht einmal für ungerechtfertigt halten, Danzig, so gab er zu, sei für Polen lediglich eine Art Symbol.<sup>234</sup> Doch jede Konzession musste geradezu wie eine Umkehrung der innersten Intentionen aller polnischen Politik wirken; ihres Strebens nach Gleichgewicht wie nach begrenzter Hegemonie. Aus diesem Grunde war auch der einzige taktische Ausweg, der sich in dieser Lage bot, nämlich durch partielle Zugeständnisse Zeit zu gewinnen, versperrt. Andererseits fürchteten Beck und die Warschauer Regierung, dass den ersten Forderungen **Hitlers** immer neue Ansinnen folgen würden, so dass nur eine grundsätzliche Weigerung die Integrität der eigenen Position wahren konnte, kurzum, Polen sah sich seiner ureigenen Situation gegenüber: es war ohne Wahl.

Dieses Dilemma kam auch zum Ausdruck, als Beck am 22. März den britischen Vorschlag eines Konsultativabkommens zwischen Grossbritannien, Frankreich, der Sowjetunion und Polen ablehnte, weil er keine Gruppierung akzeptieren wollte, der die Sowjetunion angehörte: Er hatte dem Reich ein Bündnis mit antisowjetischer Tendenz verweigert und war noch weniger bereit, sich der Sowjetunion mit antideutscher Zielsetzung zu verbünden. Was er nicht sah, war, dass er angesichts der von **Hitler** verschärften Situation wählen musste: wie es der UdSSR gegenüber von jetzt an nur den

fatalen Schutz Deutschlands gab, so konnte ihn vor den deutschen Forderungen nur der Beistand der Sowjetunion retten. Er wusste gut genug, und die Sowjetunion bestätigte diesen Verdacht erstmals in einem TASS-Kommuniqué vom 22. März, dass dieser Beistand so viel wie Selbstaufgabe bedeutete: Beck war aber eher bereit unterzugehen, als sich durch den alten Unterdrücker im Osten schützen zu lassen. Politisch war sein Stolz im Dogma von der unüberbrückbaren Natur des deutsch-sowjetischen Gegensatzes begründet. Doch indem er die beiden Nachbarstaaten gleichermaßen zurückwies, schuf er ungewollt die Voraussetzung für eine Annäherung zwischen ihnen; die Front für den Ausbruch des Krieges begann sich zu formieren.

Denn gleichzeitig sah Beck sich durch die Haltung der britischen Regierung in seinem Selbstbewusstsein bestärkt. Noch immer erbittert über [Hitlers](#) Einzug in Prag, entschloss sich Chamberlain Ende März zu einer Art Verzweiflungsschritt: aufgrund einiger unbestätigter Nachrichten über einen deutschen Handstreich gegen Danzig liess er in Warschau anfragen, ob Polen Einwände gegen eine britische Garantieerklärung habe; und entgegen den Warnungen einiger seiner scharfsinnigeren Landsleute, die es für «kindisch, naiv und gleichzeitig unfair (erachteten), einem Staat, der sich in einer solchen Lage wie Polen befindet, vorzuschlagen, er solle seine Beziehungen zu einem so starken Nachbarn wie Deutschland kompromittieren»<sup>235</sup>, stimmte Beck unverzüglich zu; er habe für seinen Entschluss, so hat er später versichert, weniger Zeit benötigt, als man brauche, um die Asche von einer Zigarette zu schnippen. Am 31. März gab Chamberlain daraufhin vor dem Unterhaus die berühmte Erklärung ab, England und Frankreich würden sich «für den Fall irgendeiner Aktion, die klarerweise die polnische Unabhängigkeit bedroht... verpflichtet fühlen, der polnischen Regierung alle in ihrer Macht stehende Hilfe sofort zu gewähren»<sup>236</sup>.

Dieses Beistandsversprechen dokumentierte die Wende in der Politik jener Phase: England hatte sich entschieden, dem Expansionsstreben [Hitlers](#) wo, wann und in welcher Sache auch immer, bedingungslos entgegenzutreten. Es war ein ausserordentlicher und achtungsgebietender Entschluss, dem freilich an Weisheit

fehlte, was er an Pathos besass. Nur zu deutlich war ihm die Herkunft aus dem Affekt eines enttäuschten Mannes anzumerken, und seine Kritiker haben schon frühzeitig auf die ihm innewohnende Problematik verwiesen: dass er den Polen weder eine Gegengarantie für den Fall abverlangte, dass Hitler ein anderes europäisches Land angriff, noch ihnen Beistandsverhandlungen mit der UdSSR aufnötigte, deren Partnerschaft von entscheidender Bedeutung sein musste, und überdies die Frage von Krieg oder Frieden für Europa einer Handvoll national gereizter Männer in Warschau anheimgab, die soeben noch mit Hitler gemeinsame Sache gegen die Tschechoslowakei gemacht und die Prinzipien der Unabhängigkeit verraten hatten, auf die sie sich jetzt so sorgenvoll beriefen.

Chamberlains Entschluss vom 31. März zwang jedoch auch Hitler zu neuen Überlegungen. In der britischen Garantie sah er nicht nur eine Vollmacht für die exzentrischen Polen, Deutschland nach Belieben in kriegerische Unternehmungen zu verwickeln; viel entscheidender war, dass England sich in seinen Augen nunmehr endgültig als Gegner offenbart hatte: Es gab ihm den Weg nach Osten nicht frei und war offenbar zur letzten Auseinandersetzung entschlossen. Das grosse Mandat der bürgerlichen Mächte gegen die Sowjetunion, so viel war damit klargemacht, war nicht zu erlangen und folglich sein gesamtes Konzept auch von daher in Frage gestellt. Wenn nicht alles täuscht, hat dieser letzte Märztag ihm den endgültigen Anstoss zu jener radikalen Wendung gegeben, die seit Ende 1936 in verschiedenen Äusserungen greifbar geworden, doch immer wieder hinausgezögert worden war: Jetzt schritt er wirklich, wie er kurz zuvor formuliert hatte, «zur Liquidation seiner Jugendarbeit»<sup>237</sup>; Er liess nicht nur von seiner verschmähten Werbung um England ab, sondern folgerte auch, dass er beim Aufbruch zur Eroberung neuen Lebensraums im Osten immer auf England stossen und daher zunächst das Inselreich besiegen müsste. Sofern er einen Zweifrontenkrieg vermeiden wollte, war damit eine zusätzliche Konsequenz verbunden: die zeitweilige Verständigung mit dem Gegner von morgen. Es traf sich, dass das polnische Verhalten ihm die Möglichkeit dazu eröffnet hatte: Ein Bündnis mit der Sowjetunion war erreichbar geworden.

**Hitlers** Politik der folgenden Monate ist ein einziges grossangelegtes Manöver, um diese Wendung herbeizuführen und die Fronten Europas nach seinen taktischen Überlegungen neu zu formen. Admiral Canaris, der bei ihm war, als die Nachricht über die englische Garantie für Polen eintraf, hat **Hitlers** Ausruf überliefert: «Denen werde ich einen Teufelstrank brauen.»<sup>238</sup> Schon am folgenden Tag nutzte er den Stapellauf der «Tirpitz» in Wilhelmshaven zu einer Rede gegen die britische «Einkreisungspolitik», drohte den «Trabantenstaaten, deren einzige Aufgabe es (sei), gegen Deutschland angesetzt zu werden» und deutete die Kündigung des deutsch-englischen Flottenvertrages an:

«Ich habe einst ein Abkommen mit England abgeschlossen, das Flottenabkommen. Es basiert auf dem heissen Wunsch, den wir alle besitzen, nie in einen Krieg gegen England ziehen zu müssen. Dieser Wunsch kann aber nur beiderseitig sein. Wenn in England dieser Wunsch nicht mehr besteht, dann ist die praktische Voraussetzung für dieses Abkommen damit beseitigt. Deutschland würde auch das ganz gelassen hinnehmen! Wir sind deshalb so selbstsicher, weil wir stark sind, und wir sind stark, weil wir geschlossen sind ... Wer Macht nicht besitzt, verliert das Recht zum Leben!»<sup>239</sup>

Wer immer **Hitler** in jener Zeit persönlich begegnete, hat von wütenden Ausfällen gegen England berichtet;<sup>240</sup> und England als den gefährlichsten Gegner Deutschlands darzustellen war der Tenor einer Anweisung, die das Propagandaministerium Anfang April erliess. Gleichzeitig brach **Hitler** die Verhandlungen mit Polen ab, das Angebot sei einmalig gewesen, liess der Staatssekretär V. Weizsäcker erklären und damit neue, noch ungewisse Ansprüche anmelden; und wie um den Ernst der Situation anzudeuten, bekundete er plötzlich auch wieder Interesse für die deutschen Minderheiten in Polen, die er in Jahren vernachlässigt hatte, als sie, zusammen mit den Juden, die bevorzugten Opfer der Ressentiments und des chauvinistischen Übermuts der Polen gewesen waren.

Die folgenreichste Konsequenz, die **Hitler** aus der neuen Lage zog, war jedoch die Weisung an die Wehrmacht vom 3. April, die den Decknamen «Fall Weiss» erhielt:

«Die gegenwärtige Haltung Polens erfordert es ... die militärischen Vorbereitungen zu treffen, um nötigenfalls jede Bedrohung von dieser Seite für alle Zukunft auszuschliessen.

Das deutsche Verhältnis zu Polen bleibt weiterhin von dem Grundsatz bestimmt, Störungen zu vermeiden. Sollte Polen seine bisher auf dem gleichen Grundsatz beruhende Politik gegenüber Deutschland umstellen und eine das Reich bedrohende Haltung einnehmen, so kann ungeachtet des geltenden Vertrages eine endgültige Abrechnung erforderlich werden.

Das Ziel ist dann, die polnische Wehrkraft zu zerschlagen und eine den Bedürfnissen der Landesverteidigung entsprechende Lage im Osten zu schaffen. Der Freistaat Danzig wird spätestens mit Beginn des Konfliktes als deutsches Reichsgebiet erklärt...

Die grossen Ziele im Aufbau der deutschen Wehrmacht bleiben weiterhin durch die Gegnerschaft der westlichen Demokratien bestimmt. Der 'Fall Weiss' bildet lediglich eine vorsorgliche Ergänzung der Vorbereitungen.»<sup>241</sup>

Ein einleitender Vermerk zu dem Aktenstück verwies auf eine Anordnung **Hitlers**, wonach «die Bearbeitung so zu erfolgen (habe), dass die Durchführung ab 1.9.39 jederzeit möglich ist».

Wiewohl nach aussen hin alles unverändert blieb, schien Europa nun doch von einer nervösen Spannung erfasst. In Deutschland setzte eine Propagandakampagne die aggressiven Äusserungen **Hitlers** in kreischende Agitation um, Polen sowie erstmals auch England erlebten mehr oder minder heftige antideutsche Demonstrationen, und als sei es eine Zumutung für den italienischen Stolz, an den Händeln und Balgereien Europas einige Zeit lang unbeteiligt zu sein, brachte sich nun auch Mussolini in Erinnerung und gewährte sich einen Auftritt, der freilich die Kraft und die Tapferkeit Italiens haushälterisch in Rechnung stellte. Am 7. April 1939 überfiel er mit seinen Truppen das kleine Albanien und liess, in Nachahmung des beneideten deutschen Vorbilds, ein Protektorat über das Land errichten: er sei jetzt gezwungen, auch «irgend etwas zu bekommen», hatte er kurz zuvor in Berlin erklären lassen. Die Folge war, dass die Westmächte nun auch Griechenland und Rumänien eine Beistandsgarantie erteilten. Als Deutschland daraufhin die kleineren europäischen Mächte vor den «englischen Verlockungsversuchen» warnte und damit die Nervosität weiter schürte, liessen sich, nach jahrelangem, enttäuschem Rückzug in die weltpolitische Isolierung, erstmals auch die Vereinigten Staa-

ten wieder vernehmen. Am 14. April richtete Präsident Roosevelt ein Schreiben an **Hitler** und Mussolini, das die Aufforderung enthielt, eine zehnjährige Nichtangriffsgarantie für einunddreissig namentlich genannte Staaten abzugeben. Während Mussolini es zunächst ablehnte, die Botschaft überhaupt zur Kenntnis zu nehmen, empfand **Hitler** tiefe Genugtuung über diese unverhoffte Herausforderung. Seit seinem ersten Auftritt als Redner überhaupt hatte er sein rhetorisches Temperament stets in der polemischen Erwiderung am wirksamsten entfaltet, und die naive Demagogie des Roosevelt'schen Appells, der auch Länder aufzählte, mit denen weder Deutschland noch Italien gemeinsame Grenzen oder gar Meinungsverschiedenheiten hatten (darunter Eire, Spanien, Türkei, Irak, Syrien, Palästina oder Persien), machte es **Hitler** ungemein leicht. Durch eine Erklärung des Deutschen Nachrichtenbüros liess er verbreiten, dass er seine Antwort vor dem Reichstag bekanntgeben werde.

**Hitlers** Rede vom 28. April war eine der erkennbaren Wegmarken im Verlauf der europäischen Krise: Sie stellte den Zeiger auf Krieg. Nach erprobtem Schema war sie voll von Friedensbekundungen und Gesten der Harmlosigkeit, laut in den Beteuerungen der Unschuld und verschwiegen über alle wirklichen Absichten. Einmal mehr versuchte **Hitler**, sich als Sprecher eines Programms der begrenzten und massvollen Revision im Osten zu empfehlen, auffälligerweise fehlten aber die grob dämonisierenden Attacken gegen die Sowjetunion. Gleichzeitig demonstrierte er seinen ganzen Sarkasmus, seine suggestive Logik und Überredungsgewalt, so dass manche Beobachter die Rede als «wahrscheinlich die brillanteste» bezeichnet haben, «die er je gehalten hat»<sup>242</sup>. Er verband seine Angriffe auf England mit Ausdrücken der Bewunderung und der freundschaftlichen Gefühle für das Inselreich, versicherte Polen – allen Enttäuschungen zum Trotz – seiner fortdauernden Verhandlungsbereitschaft und erging sich in heftigen Ausfällen gegen die «internationalen Kriegshetzer», die «Provokateure» und «Friedensfeinde», die darauf aus seien, «Landsknechte der europäischen Demokratien gegen Deutschland» anzuwerben, sowie gegen «jene Zauberkünstler von Versailles, die in ihrer Bosheit oder in ihrer Gedankenlosigkeit in Europa hundert Pulverfässer herumstell-

ten». Dann kam er schliesslich zum Höhepunkt: der unter Begeisterungstürmen und brüllendem Gelächter der Abgeordneten vollzogenen Auseinandersetzung mit dem amerikanischen Präsidenten.

**Hitler** gliederte Roosevelts Schreiben in einundzwanzig Punkte, die er abschnittweise beantwortete. Der amerikanische Präsident, so erklärte er, habe ihn auf die allgemeine Kriegsfurcht hingewiesen, doch sei Deutschland an keinem der vierzehn Kriege, die seit dem Jahre 1919 geführt worden seien, beteiligt gewesen, wohl aber Staaten der «Westlichen Halbkugel», als deren Sprecher der Herr Präsident das Wort ergriffen habe; auch mit den sechsundzwanzig gewaltsamen und blutigen Interventionen jenes Zeitraums habe Deutschland nichts zu tun, während beispielsweise die USA in sechs Fällen militärisch interveniert hätten. Weiter plädiere der Herr Präsident dafür, alle Probleme am Konferenztisch zu lösen, doch Amerika selber sei es gewesen, das seinem Misstrauen über die Wirksamkeit von Konferenzen den schärfsten Ausdruck verliehen habe, als es den Völkerbund, «die grösste Konferenz aller Zeiten», verliess, von der man Deutschland übrigens wortbrüchigerweise lange Zeit ausgeschlossen habe. Trotz dieser «bittersten Erfahrungen» sei das Land erst unter seiner Regierung dem Beispiel der USA gefolgt. Auch mache sich der Herr Präsident zum Anwalt der Abrüstung, doch sei Deutschland für immer belehrt über deren Widersinn, seit es in Versailles waffenlos am Konferenztisch erschien und «entehrender behandelt (wurde), als dies früher bei SiouXHauptlingen der Fall sein konnte». Roosevelt nehme so grossen Anteil an Deutschlands Absichten in Europa, dass sich die Gegenfrage aufdränge, welche Ziele die amerikanische Aussenpolitik zum Beispiel gegenüber den mittel- oder südamerikanischen Staaten verfolge. Der Herr Präsident würde eine solche Frage sicherlich als taktlos ansehen und auf die Monroe-Doktrin verweisen; und obwohl es für die deutsche Regierung naheliege, genauso zu verfahren, habe sie sich einzeln an alle der von Roosevelt erwähnten Staaten gewandt und angefragt, ob sie sich von Deutschland bedroht fühlten. Die Antwort sei «eine durchgehend negative, zum Teil schroff ablehnende» gewesen; allerdings, so fuhr **Hitler** höh-nisch fort, konnte «einigen der angeführten Staaten und Nationen

diese Rückfrage von mir nicht zugeleitet werden, weil sie sich – wie zum Beispiel Syrien – zurzeit nicht im Besitz ihrer Freiheit befinden, sondern von den militärischen Kräften demokratischer Staaten besetzt gehalten und damit rechtlos gemacht sind». Die deutsche Regierung sei trotzdem bereit, jedem der genannten Staaten eine Nichtangriffsgarantie zu geben, sofern sie es selber wünschten. Dann fuhr er fort:

«Herr Präsident Roosevelt! Ich verstehe ohne Weiteres, dass es die Grösse Ihres Reiches und der immense Reichtum Ihres Landes Ihnen erlauben, sich für die Geschicke der ganzen Welt und für die Geschicke aller Völker verantwortlich zu fühlen. Ich, Herr Präsident Roosevelt, bin in einen viel bescheideneren und kleineren Rahmen gestellt. Ich kann mich nicht für das Schicksal einer Welt verantwortlich fühlen, denn diese Welt hat am jammervollen Schicksal meines eigenen Volkes keinen Anteil genommen. Ich habe mich als von der Vorsehung berufen angesehen, nur meinem eigenen Volk zu dienen und es aus seiner furchtbaren Not zu erlösen ...

Ich habe das Chaos in Deutschland überwunden, die Ordnung wiederhergestellt, die Produktion auf allen Gebieten unserer nationalen Wirtschaft ungeheuer gehoben ... Es ist mir gelungen, die uns allen so zu Herzen gehenden sieben Millionen Erwerbslosen restlos wieder in nützliche Produktionen einzubauen ... ich (habe) das deutsche Volk nicht nur politisch geeint, sondern auch militärisch aufgerüstet, und ich habe weiter versucht, jenen Vertrag Blatt um Blatt zu beseitigen, der in seinen 448 Artikeln die gemeinste Vergewaltigung enthält, die jemals Völkern und Menschen zugemutet worden ist. Ich habe die uns 1919 geraubten Provinzen dem Reich wieder zurückgegeben, ich habe Millionen von uns weggerissener, tiefunglücklicher Deutscher wieder in die Heimat geführt, ich habe die tausendjährige historische Einheit des deutschen Lebensraumes wiederhergestellt, und ich habe, Herr Präsident, mich bemüht, dieses alles zu tun, ohne Blut zu vergiessen und ohne meinem Volk oder anderen daher das Leid des Krieges zuzufügen.

Ich habe dies, Herr Präsident, als ein noch vor 21 Jahren unbekannter Arbeiter und Soldat meines Volkes, aus meiner eigenen Kraft geschaffen ... Sie, Herr Präsident, haben es demgegenüber unendlich leichter. Sie sind, als ich 1933 Reichskanzler wurde, Präsident der amerikanischen Union geworden. Sie sind damit im ersten Augenblick an die Spitze eines der grössten und reichsten Staaten der Welt getreten ... Sie können daher Zeit und Musse finden, bestimmt durch die Grösse Ihrer ganzen Verhältnisse, sich mit universalen Problemen zu beschäftigen. Meine Welt, Herr Präsident Roosevelt ... ist räumlich viel enger. Sie umfasst nur mein Volk. Allein ich glaube, dadurch noch am ehesten dem zu nützen, was uns allen am Herzen liegt: der Gerechtigkeit, der Wohlfahrt, dem Fortschritt und dem Frieden der ganzen menschlichen Gemeinschaft!»<sup>243</sup>



Die Rede [Hitlers](#) enthielt allerdings nicht nur rhetorische Effekte, sondern auch eine bemerkenswerte politische Entscheidung. Zwei Tage zuvor hatte England die allgemeine Wehrpflicht eingeführt, und als Antwort darauf kündigte [Hitler](#) jetzt das deutsch-englische Flottenabkommen sowie den Vertrag mit Polen. Allem dramatischen Anschein zum Trotz hatte die Erklärung zwar keine unmittelbare Konsequenz; sie war nur eine Geste. Doch mit ihr liquidierte [Hitler](#) das in Abmachungen solcher Art eingeschlossene Versprechen, alle Streitfragen gütlich zu lösen. Am ehesten war sie dem Garantieverprechen der Westmächte gegenüber Polen oder der Intervention Roosevelts vergleichbar; sie war eine moralische Kriegserklärung. Die Gegner bezogen Stellung.

Am 28. April hatte [Hitler](#) seine Rede gehalten, am 30. April fragte der britische Botschafter in Paris den französischen Außenminister Bonnet, «was Seine Exzellenz über das ein wenig unheimliche Schweigen Herrn [Hitlers](#) über Russland denke». In der Tat begann in diesem Augenblick die Sowjetunion, die bislang nur als mächtiger Schatten an der Peripherie gegenwärtig gewesen war, ins Zentrum des Geschehens zu rücken; [Hitlers](#) Zurückhaltung war ebenso wie die plötzlich in Gang gekommene Aktivität der Westmächte gegenüber Moskau ein Symptom der sich wandelnden Lage. Ein heimlicher, auf allen Seiten von Misstrauen, Furcht und Eifersucht geschürter Bündniswettbewerb setzte damit ein, dessen Ausgang über Krieg oder Frieden entscheiden musste.

Der Eröffnungszug kam am 15. April von selten Frankreichs mit dem Angebot an die Sowjetunion, den gegenseitigen Vertrag von 1935 der veränderten Weltlage anzupassen. Denn das kollektive Sicherheitssystem, das sich die Appeaser in der Zeit der schönen Täuschungen von [Hitler](#) hatten entwinden lassen und nun eilig neu zu errichten versuchten, konnte nur durch die Teilnahme Moskaus abschreckende Wirkung gewinnen und [Hitler](#) von der Aussichtslosigkeit gewaltsamen Vorgehens überzeugen. Von Anfang an allerdings litten die Verhandlungen, in die alsbald auch England eintrat, unter dem Misstrauen der Beteiligten. Nicht ohne Grund zweifelte Stalin an der Entschlossenheit der Westmächte zum Widerstand, während die Westmächte ihrerseits, vor allem

Chamberlain, niemals den tiefeingewurzelten Vorbehalt überwinden, den die bürgerliche Welt gegen das Land der Weltrevolution empfand. Das Interesse Moskaus war überdies verringert, weil eine ungeschickte Diplomatie den Westen ohnehin verpflichtet hatte, das gesamte Vorfeld der Sowjetunion von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer zu verteidigen.

Darüber hinaus war die Verhandlungsposition der Westmächte aber auch durch die ständigen Störversuche der osteuropäischen Nationen erschwert, die sich jedem Bündnis mit der Sowjetunion leidenschaftlich widersetzen und deren Garantieverprechen lediglich als eine Garantie zum eigenen Untergang betrachteten. Tatsächlich mussten die westlichen Diplomaten schon bald erkennen, dass Moskau nur durch beträchtliche territoriale, strategische und politische Konzessionen zu gewinnen war, die denen nicht so unähnlich sahen, die sie [Hitler](#) gerade mit Hilfe der Sowjetunion verweigern wollten. Wenn die Bemühungen der Westmächte von dem Grundsatz inspiriert waren, die kleinen, schwachen Nationen vor dem Expansionshunger der grossen zu schützen, so mussten sie in ein unauflösbares Dilemma geraten: «Aufgrund dieser Prinzipien», so hat der französische Aussenminister diese Zwangslage treffend formuliert, «ist ein Vertrag mit dem Kreml nicht zustande zu bringen, denn dies sind nicht die Prinzipien des Kreml. Wo die Gemeinsamkeit der Grundsätze fehlt, ist auf der Basis der Grundsätze nicht zu verhandeln. Hier kann nur die Urform menschlichen Verhaltens zueinander obwalten: Gewalt und Tausch. Interessen können ausgehandelt werden: Vorteile, die man erhofft, und Nachteile, die man zu vermeiden wünscht, Beute, die man erringen möchte, Gewalt, die man nicht erleiden will. All das kann gegeneinander abgewogen werden: Zug um Zug, bar um bar ... Die westliche Diplomatie dagegen gibt ein Schauspiel wohlmeinender und träumerischer Ohnmacht.»<sup>244</sup>

In diesem Licht ist der Verhandlungsgang der folgenden Monate zu sehen, vor allem auch die nach wie vor umstrittene Frage, ob die sowjetische Seite überhaupt ernsthaft eine Einigung gesucht oder nicht lediglich die Absicht verfolgt hat, sich aus dem offenbar näherrückenden Konflikt herauszuhalten, ihn sogar zu fördern, um später in das erschöpfte, zerstörte Europa, chancenrei-

cher denn je, die ungebrochene Idee der Revolution zu tragen. Noch während der schleppenden, von immer neuen Bedenken des Westens aufgehaltenen Verhandlungen begann die Sowjetunion das verwegene Doppelspiel mit [Hitler](#). Nachdem eine Stalinrede vom 10. März einen ersten Wink erteilt hatte, trat sie mehrfach an die Reichsregierung heran und machte ihr Interesse an einer Neuregelung der Beziehungen deutlich, ideologische Meinungsverschiedenheiten, so liess sie wissen, «brauchten ... nicht zu stören». Sie ersetzte den langjährigen Aussenminister Litwinow, einen Mann westlicher Orientierung und jüdischer Abstammung, der, in der nationalsozialistischen Polemik durchweg als «Jude Finkelstein» figurierte, durch Molotow und liess in Berlin anfragen, ob dieser Wechsel die deutsche Haltung positiv beeinflussen könne.<sup>245</sup> Zwar erlaubt nichts die Annahme, dass den Führern des Sowjetstaats [Hitlers](#) unverändert behauptetes Ziel: der grosse Krieg nach Osten, die Eroberung eines Weltreichs auf Kosten Russlands, unbekannt geblieben sei; doch waren sie, wenn nicht alles trügt, bereit, einen gewaltigen Machtzuwachs des [Hitler](#)reiches und selbst dessen ersten expansiven Schritt nach Osten für den Augenblick in Kauf zu nehmen. Unter ihren Motiven tritt zunächst vor allem die Sorge hervor, die kapitalistischen und faschistischen Mächte könnten sich, aller Augenblicksfeindschaft zum Trotz, doch noch darauf verständigen, die deutsche Dynamik gegen den gemeinsamen kommunistischen Gegner im Osten abzulenken; doch verstand sich die Sowjetunion seit dem Ende des Weltkriegs, als sie ihre Westprovinzen sowie die baltischen Staaten eingebüsst hatte, auch als «revisionistische Macht»<sup>246</sup>, und Stalin erwartete offenbar, dass [Hitler](#) den Rückeroberungswillen der Sowjetunion eher verstehen und generöser behandeln werde als die umständlichen Staatsmänner des Westens mit ihren Skrupeln, Grundsätzen und all ihrer moralischen Kleinkrämerei. Angst und Expansionswille, die beiden Grundmotive [Hitlers](#), waren auch diejenigen Stalins.

Taktisch konnten die Initiativen Moskaus [Hitler](#) nicht gelegener kommen. Gewiss war der Antibolschewismus eines der grossen Themen seiner politischen Laufbahn gewesen, und wenn das Angstmotiv tatsächlich zu seinen elementaren Antrieben zählt, so

hat die kommunistische Revolution ihn immer wieder mit suggestiven Schreckbildern versehen: mit den tausendfach beschworenen «Menschenschlachthäusern» im Innern Russlands, den «brennenden Dörfern» und «verödeten Städten», mit den zerstörten Kirchen, den geschändeten Frauen und den GPU-Henkern – nicht ohne Emphase hatte er von «einer niemals zu überbrückenden Weltentfernung» zwischen Nationalsozialismus und Kommunismus gesprochen.<sup>247</sup> Anders als der hintergrundlose Ribbentrop, der schon bald nach der Stalinrede vom 10. März eine Annäherung an die Sowjetunion befürwortet hatte, war Hitler denn auch unsicher, ideologisch befangen, und hat während der monatelangen Verhandlungen immer wieder geschwankt. Mehrfach liess er die Kontakte abbrechen. Nur die tiefe Enttäuschung über das Verhalten Englands sowie der überwältigende taktische Gewinn, die Vermeidung des Cauchemars der zwei Fronten beim geplanten Angriff auf Polen, hat ihn schliesslich alle Bedenken zurückstellen lassen; und wie Stalin das desperate Spiel mit der «faschistischen Weltpest» in der Erwartung begann, am Ende doch noch zu triumphieren, so beruhigte sich Hitler bei der Vorstellung, den «Verrat» durch die unverändert aufrechterhaltene Absicht der späteren Auseinandersetzung mit der Sowjetunion wiedergutzumachen, ja dadurch erst die Voraussetzung der gemeinsamen Grenze zu gewinnen: es handle sich um einen «Pakt mit Satan, um (den) Teufel auszutreiben», hat er wenig später im engen Kreise geäussert und noch am 11. August, einige Tage vor der sensationellen Reise Ribbentrops nach Moskau, einem ausländischen Besucher mit kaum begreiflicher Offenheit erklärt: «Alles was ich unternehme, ist gegen Russland gerichtet; wenn der Westen zu dumm und zu blind ist, um dies zu begreifen, werde ich gezwungen sein, mich mit den Russen zu verständigen, den Westen zu schlagen und dann nach seiner Niederlage mich mit meinen versammelten Kräften gegen die Sowjetunion zu wenden.»<sup>248</sup> Allem Zynismus, aller taktischen Bedenkenlosigkeit zum Trotz war Hitler zu sehr Ideologe, um unangefochten nur der Rason seiner Absichten zu folgen, und nie hat er ganz vergessen können, dass der Pakt mit Moskau lediglich die zweitbeste Lösung war.

Als spielten die Umstände ihm wiederum in die Hände, fiel ihm

um die gleiche Zeit eine weitere Positionsverbesserung zu. Beunruhigt über die Nachrichten von einem heraufziehenden Konflikt, lud Ciano Anfang Mai Ribbentrop nach Mailand ein und bedrängte ihn, angesichts der unzureichenden Vorbereitungen Italiens den Kriegsbeginn noch mindestens drei Jahre hinauszuschieben. In der Tat bestätigte ihm der deutsche Aussenminister, dass die grosse Auseinandersetzung erst «nach einer langen Friedensperiode von vier bis fünf Jahren» geplant sei. Als sich im vagen Gedankenaustausch einige weitere Übereinstimmungen ergaben, schaltete sich, einer Laune folgend, unvermittelt Mussolini in die Verhandlungen ein. Jahrelang hatte er sich aus einem dunklen Gefühl der Besorgnis heraus geweigert, das Verhältnis zu Deutschland in einem konkret verpflichtenden Bündnisvertrag zu formulieren; jetzt liess er Ciano kurzerhand bekanntgeben, Deutschland und Italien hätten sich auf ein Militärbündnis geeinigt. Und während Hitler sich versprechen mochte, der Pakt werde die Entschlossenheit der Westmächte zum Beistand für Polen schwächen, konnte das Bündnis für Mussolini nur katastrophale Auswirkungen haben. Mit Recht hat man darauf hingewiesen, dass er der Rückendeckung durch Deutschland die Eroberung alles dessen verdankte, was die Welt ihm an Eroberungen je zugestehen würde, und dass sein ganzes Interesse dahin gehen musste, das Erworbene durch ein Abkommen mit den Westmächten zu sichern.<sup>249</sup> Stattdessen band er jetzt das Geschick seines Landes bedingungslos an eine stärkere, zum Kriege entschlossene Macht und setzte sich damit zum Vasallen herab: Von nun an musste er mit Hitler, wie es der Überschwang ihm einst in Berlin eingegeben hatte, «bis ans Ende marschieren». Dem Inhalt nach verpflichtete der sogenannte «Stahlpakt» jeden der Partner, dem anderen beim Ausbruch von Feindseligkeiten militärische Unterstützung zu leisten; er machte keinen Unterschied zwischen Angreifer und Angegriffenem, zwischen offensiven und defensiven Absichten und war ein militärisches Beistandsversprechen ohne alle Bedingungen. Ciano meinte, als er den später nahezu unverändert übernommenen deutschen Entwurf erstmals zu Gesicht bekam: «Ich habe noch nie einen ähnlichen Vertrag gelesen. Er ist richtiges Dynamit.» Der Pakt wurde am 22. Mai 1939 unter grossem Zeremoniell in der Berliner Reichskanzlei unterzeichnet. «Ich

fand Hitler gut, sehr heiter, weniger aggressiv», notierte der italienische Aussenminister; «ein wenig gealtert. Die Augen sind etwas dunkler umrändert. Er schläft wenig. Immer weniger.»<sup>250</sup> Mussolini selber scheint die Berichte seiner Berlin-Delegation nicht ohne Besorgnis entgegengenommen zu haben; denn schon acht Tage später wandte er sich mit einer persönlichen Denkschrift an Hitler, in der er noch einmal Italiens Verlangen nach einer mehrjährigen Friedensperiode unterstrich und empfahl, in der Zwischenzeit «den inneren Zusammenhang der Feinde dadurch zu lockern, dass die antisemitischen Bewegungen begünstigt, die pazifistischen ... unterstützt, die autonomen Bestrebungen (Elsass, Bretagne, Corsica, Irland) gefördert, die Zersetzung der Sitten beschleunigt und die kolonialen Völkerschaften zum Aufstand gehetzt werden»<sup>251</sup>

Mussolini ahnte nicht, wie begründet seine Besorgnisse waren. Denn schon einen Tag nach der Unterzeichnung des Stahlpakts hatte Hitler die Oberbefehlshaber von Heer, Marine und Luftwaffe in seinem Arbeitszimmer in der Reichskanzlei zusammengerufen und ihnen, der Niederschrift seines Chefadjutanten, Oberstleutnant Schmunt, zufolge, seine Vorstellungen und Absichten entwickelt. Mit ausserordentlicher Genauigkeit sagte er den Verlauf der ersten Kriegsphase voraus, den überrennenden Einbruch in Holland und Belgien sowie anschliessend, abweichend von der Strategie des Ersten Weltkriegs, den Vorstoss nicht auf Paris, sondern zu den Kanalhäfen, um unverzüglich den Bomben- und Blockadekrieg gegen England aufzunehmen, das in dieser Rede als der wirkliche Hauptgegner auftrat. Er sagte:

«Die 80 Millionen-Masse (der Deutschen) hat die ideellen Probleme gelöst. Die wirtschaftlichen Probleme müssen auch gelöst werden ... Zur Lösung der Probleme gehört Mut. Es darf nicht der Grundsatz gelten, sich durch Anpassung an die Umstände einer Lösung der Probleme zu entziehen. Es heisst vielmehr, die Umstände den Forderungen anzupassen. Ohne Einbruch in fremde Staaten oder Angreifen fremden Eigentums ist dies nicht möglich ...

Danzig ist nicht das Objekt, um das es geht. Es handelt sich für uns um die Erweiterung des Lebensraumes im Osten und Sicherstellung der Ernährung ... In Europa ist keine andere Möglichkeit zu sehen ... Es entfällt also die Frage Polen zu schonen und bleibt der Entschluss bei erster passender Gelegenheit Polen anzugreifen.

An eine Wiederholung der Tschechei ist nicht zu glauben. Es wird zum Kampf kommen. Aufgabe ist es, Polen zu isolieren. Das Gelingen der Isolierung ist entscheidend ... Es darf nicht zu einer gleichzeitigen Auseinandersetzung mit dem Westen kommen ...

Grundsatz: Auseinandersetzung mit Polen – beginnend mit dem Angriff gegen Polen – ist nur dann von Erfolg, wenn der Westen aus dem Spiel bleibt. Ist das nicht möglich, dann ist es besser, den Westen anzufallen und dabei Polen zugleich zu erledigen ...

Der Krieg mit England und Frankreich wird ein Krieg auf Leben und Tod ... Wir werden nicht in einen Krieg hineingezwungen werden, aber um ihn herum kommen wir nicht.<sup>252</sup>

Von diesem Zeitpunkt an mehrten sich die Zeichen für den nahenden Konflikt. Am 14. Juni wies der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe 3, General Blaskowitz, seine Einheiten an, alle Vorbereitungen für den Aufmarsch gegen Polen bis zum 20. August abzuschliessen. Eine Woche darauf legte das OKW den Ablaufplan für den Angriff vor, wiederum zwei Tage später gab Hitler Befehl, genaue Pläne für die unversehrte Inbesitznahme der Brücken über die untere Weichsel auszuarbeiten, am 27. Juli schliesslich wurde die Weisung zur Eroberung Danzigs formuliert; nur das Datum blieb noch offen.

Unterdessen nahm auch die deutsche Presse nach längerem Schweigen die antipolnische Kampagne wieder auf. Eine Anweisung des Propagandaministeriums verlangte, «Terrorakte an die Spitze» zu setzen, und einige Tage später ordnete Goebbels an: «Nach wie vor müssen die Polengreuel die entscheidende Aufmachung bleiben. Was das Volk oder das Ausland von den Polengreueln glaubt oder nicht, ist unwichtig. Entscheidend ist, dass diese letzte Phase des Nervenkrieges nicht von Deutschland verloren» wird.<sup>253</sup> Gleichzeitig wurden die Ansprüche des Reiches auf den gesamten Korridor, auf Posen sowie auf Teile Oberschlesiens erweitert. Ein Zwischenfall in Danzig, in dessen Verlauf ein SA-Mann getötet wurde, lieferte der Agitation neuen Stoff. Die polnische Regierung reagierte zusehends steifer, massloser und beharrte darauf, mit dem Reich in dem eisigen Ton einer indignierten Grossmacht zu sprechen. Verschiedene Anzeichen deuteten darauf hin, dass sie allmählich begann, sich mit dem Gedanken eines unvermeidbaren Krieges vertraut zu machen. Nicht ohne demonstrative Nebenabsicht ver-

schärfte sie die Dienstanweisungen für den Danziger Zollschatz und leitete damit eine Krise ein, die schliesslich zu einem scharfen Notenwechsel zwischen Warschau und Berlin führte. Provokationen, Warnungen und Ultimaten lösten einander ab, die verschiedenen Farbbücher sind voll davon. In Danzig selber begannen «als Unglücksboten und Sturmvögel» zahlreiche Schlachtenbummler einzutreffen, die durch Interventionen oder aufgebauschte Berichte die Krise noch verschärfen: «Überall will man die Katastrophe», resignierte der italienische Botschafter Attolico. Als sich am 8. August der deutsche Botschafter in Paris vor seinem Urlaub vom französischen Aussenminister verabschiedete, waren beide pessimistischer Stimmung. «Indem ich ihm zuhörte», schrieb Bonnet später, «hatte ich das Gefühl, dass alles schon entschieden sei. Und als er Abschied nahm, begriff ich, dass ich ihn nicht wiedersehen würde.»<sup>254</sup>

Drei Tage später traf Carl Jacob Burckhardt, der Danziger Völkerbundskommissar, zu einer Unterredung auf dem Obersalzberg ein; Hitler wirkte «viel älter und grauer», wie Burckhardt später beschrieb,<sup>255</sup> «er machte den Eindruck der Furcht und schien nervös». Auch gab er sich erregt über die hochmütige Entschlossenheit der Polen, die ihm in Wirklichkeit zustatten kam, klagte, sinnierte und drohte, beim kleinsten Zwischenfall werde er «die Polen ohne Warnung zerschmettern, so dass nicht eine Spur von Polen nachher zu finden ist. Ich werde wie ein Blitz mit der vollen Macht einer mechanisierten Armee zuschlagen.» Als sein Besucher erwiderte, dass dieser Entschluss einen allgemeinen Krieg zur Folge haben werde, meinte Hitler erregt: «Dann soll es eben sein. Wenn ich Krieg zu führen habe, würde ich lieber heute als morgen Krieg führen.» Er lachte nur über die militärische Stärke Englands und Frankreichs, mit den Russen werde man ihm «keine Gänsehaut machen», ähnlich sei es mit den Generalstabsplänen der Polen, die «alle Visionen Alexanders und Napoleons weit» überträfen. Noch einmal versuchte er, über Burckhardt seine Idee des säkularen Ausgleichs mit dem Westen zu lancieren:

«Dieses ewige Gerede über den Krieg ist Narrheit und macht die Völker wahnsinnig. Was ist denn die Frage? Nur dass wir Korn und Holz brauchen. Des Getreides wegen brauche ich Raum im Osten, des Holzes wegen brau-



che ich eine Kolonie, nur eine. Wir können leben. Unsere Ernten sind im Jahre 1938 und dieses Jahr ausgezeichnet gewesen ... Aber eines Tages wird der Boden genug haben und streiken wie ein Körper, der gedopt wird. Was dann? Ich kann nicht hinnehmen, dass mein Volk Hunger leidet. Soll ich dann nicht besser zwei Millionen auf dem Schlachtfeld lassen, als noch mehr durch Hunger zu verlieren? Wir wissen, was es ist, an Hunger sterben ...

Ich habe keine romantischen Ziele. Ich habe keinen Wunsch, zu herrschen. Vor allem will ich vom Westen nichts, heute nicht und nicht morgen. Ich wünsche nichts von den dichtbesiedelten Regionen der Welt. Hier suche ich nichts und ein für allemal: gar nichts. All die Ideen, die mir die Leute zuschreiben, sind Erfindungen. Aber ich muss freie Hand im Osten haben.<sup>256</sup>

Einen Tag später sprach Ciano auf dem Berghof vor. Er kam in der Absicht, die Chancen einer Konferenz zur friedlichen Beilegung des aufziehenden Konflikts zu sondieren. Doch fand er [Hitler](#) vor einem Tisch mit ausgebreiteten Generalstabskarten ganz in militärische Probleme vertieft. Das Reich, so meinte er, sei im Westen so gut wie unangreifbar, Polen werde in wenigen Tagen niedergeworfen sein, und da es bei der späteren Auseinandersetzung mit den Westmächten ohnehin auf der anderen Seite stehen werde, beseitige er gleichsam vorweg einen Gegner: jedenfalls sei er entschlossen, die nächste polnische Provokation zum Angriff auszunutzen, und nannte als Termin «spätestens Ende August», danach seien die Strassen im Osten infolge des Herbstregens zu morastig für motorisierte Kräfte. Ciano, der schon am Tag zuvor von Ribbentrop vernommen hatte, Deutschland wolle inzwischen weder Danzig noch den Korridor, sondern den Krieg mit Polen, wurde sich «bald klar, dass nichts mehr zu machen ist. Er hat beschlossen, zuzuschlagen, und er wird zuschlagen.»<sup>257</sup>

Zufällig hatte am gleichen Tage eine englisch-französische Offizierskommission in Moskau Verhandlungen aufgenommen. Sie war am Vortage in der sowjetischen Hauptstadt eingetroffen, um in Stabsbesprechungen militärische Aspekte des seit Monaten erörterten Bündnisses zu verabreden. Die Gruppe hatte sich am 5. August auf die Reise begeben. Ein Flugzeug hätte sie an einem Tag ans Ziel gebracht. Doch mit provozierender Nachlässigkeit war sie auf einem Frachtschiff, dessen Geschwindigkeit sich, wie eine spätere sowjetische Darstellung nicht ohne Verbitterung be-

merkte, auf «dreizehn Knoten die Stunde beschränkte», nach Leningrad gereist und dann in die sowjetische Hauptstadt weitergefahren.

Als die Delegation endlich ankam, war es zu spät. Hitler war ihr zuvorgekommen.

Mitte Juli hatte Moskau erneut die Initiative ergriffen und die drei Wochen zuvor von Hitler abgebrochenen deutsch-sowjetischen Wirtschaftsverhandlungen wieder in Gang gebracht. Diesmal zögerte Hitler nicht, sei es zunächst auch nur, weil er sich von den Verhandlungen eine entmutigende Wirkung auf England und Polen versprach. Sowohl in Moskau als auch in Berlin liess er den Faden aufnehmen und weiterspinnen. Am Abend des 26. Juli traf sich ein Beamter der Wirtschaftsabteilung des Auswärtigen Amtes, Julius Schnurre, mit zwei sowjetrussischen Diplomaten zu einem Essen, in dessen Verlauf die Möglichkeiten einer politischen Annäherung erörtert wurden. Als der sowjetische Geschäftsträger Astachow meinte, in Moskau habe man nie ganz verstehen können, warum das nationalsozialistische Deutschland der Sowjetunion gegenüber so feindselig eingestellt sei, erwiderte Schnurre, «von einer Bedrohung der Sowjetunion könne bei uns keine Rede sein, ... die deutsche Politik sei gegen England gerichtet» und jedenfalls ein «weitgehender Ausgleich der beiderseitigen Interessen» vorstellbar, zumal aussenpolitische Gegensätzlichkeiten «auf der ganzen Linie von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer und dem Fernen Osten» nicht bestünden. England könne der Sowjetunion «bestenfalls die Beteiligung an einem europäischen Krieg und die Feindschaft Deutschlands» bieten, während Deutschland ihr eine ungestörte Entwicklung zu gewährleisten vermöge. Dazu komme, so meinte der deutsche Diplomat schliesslich, «bei aller Verschiedenheit der Weltanschauung ein Gemeinsames in der Ideologie Deutschlands, Italiens und der Sowjetunion: Gegnerstellung gegen die kapitalistischen Demokratien des Westen»<sup>258</sup>.

Damit waren bereits alle entscheidenden Stichworte genannt, die jetzt drei Wochen lang den immer intensiver geführten deutsch-sowjetischen Meinungsaustausch beherrschten; und immer wieder war es Deutschland, das im Gegensatz zu den nunmehr

hinhaltend operierenden Sowjets mit ungeschminkter Offenheit vorandrängte. Am 14. August sandte Ribbentrop dem Botschafter in Moskau, Graf v.d. Schulenburg, schliesslich eine telegraphische Anweisung, die das grosse Angebot zur Abgrenzung der Interessensphären zwischen Ostsee und Schwarzem Meer enthielt. Auch er verwies darin auf die gemeinsame Gegnerschaft zu den «kapitalistischen westlichen Demokratien», reizte kaum verhüllt mit der Aussicht auf rasche Beute und bot, um die «geschichtliche Wende» zu beschleunigen, seinen baldigen Besuch in Moskau an. Gutgelaunt, in der Erwartung einer zustimmenden Antwort aus Moskau, sagte Hitler am Abend des gleichen Tages im Kreise seiner militärischen Befehlshaber, jetzt näherte sich «das ganz grosse Theater dem Abschluss»<sup>259</sup>.

Doch Molotow, der augenblicklich erkannt hatte, welchen Vorteil ihm die deutsche Ungeduld bot, manövrierte umständlich mit Termin- und Geschäftsordnungsfragen, erkundigte sich nach der deutschen Bereitschaft zum Abschluss eines Nichtangriffspakts, entwickelte einen Stufenplan der Annäherung und schlug schliesslich ein «spezielles Protokoll» vor, das, wie er sibyllinisch meinte, Regelungen «in diesen oder jenen Fragen der Aussenpolitik» enthalten sollte, tatsächlich aber gedacht war, die Teilung Polens und die Liquidierung der Baltischen Staaten vorzubereiten. Als Termin für die Moskaureise Ribbentrops nannte er schliesslich den 26. oder 27. August und liess sich auch durch zwei nervöse Interventionen von deutscher Seite nicht umstimmen: «Die deutsch-polnischen Beziehungen verschärften sich von Tag zu Tag», hatte Ribbentrop seinen Botschafter zu erklären gebeten; «der Führer hält es für notwendig, sich bei Bemühungen um Klärung deutsch-russischen Verhältnisses nicht vom Ausbruch eines deutsch-polnischen Konflikts überraschen zu lassen. Er hält vorherige Klärung schon deshalb für notwendig, um bei diesem Konflikt russischen Interessen Rechnung tragen zu können.» Erst ein unkonventioneller Schritt Hitlers, der in Sorge um seine Aufmarschtermine alle diplomatische Reserve aufgab, brachte schliesslich die Wende. In einem Telegramm an «Herrn I. W. Stalin, Moskau», das am Abend des 20. August abging, bat er den Führer der Sowjetunion, Ribbentrop schon am 22. oder 23. August zu empfangen, der Aussenminister besitze

die «umfassendste Generalvollmacht zur Abfassung und Unterzeichnung des Nichtangriffspaktes sowie des Protokolls». In äusserster Unruhe, kaum noch Herr seiner Nerven, wartete Hitler die Antwort ab. Da er keinen Schlaf finden konnte, rief er mitten in der Nacht Göring an, sprach von seinen Besorgnissen und machte seinem Ärger über das Phlegma der Russen Luft. Seit Beginn der zweiten Augushälfte hatte er die Kriegsvorbereitungen unablässig vorangetrieben, 250'000 Mann einberufen, rollendes Material zusammengezogen, zwei Schlachtschiffe sowie einen Teil der U-Bootflotte zur Ausfahrt bereitgestellt und in einer Weisung den für die erste Septemberwoche vorgesehenen Parteitag, den «Reichsparteitag des Friedens», abgesagt. Krieg oder Nichtkrieg, die Entscheidung über Gelingen oder Scheitern seiner Pläne hing während dieser vierundzwanzig Stunden von Stalin ab. Endlich, am 21. August um 21.35 Uhr, traf die ungeduldig erwartete Antwort ein: die Sowjetregierung sei «einverstanden mit dem Eintreffen des Herrn v. Ribbentrop in Moskau am 23. August».

Die Entscheidung war gefallen. Wie befreit von unerträglicher Spannung rief Hitler für den folgenden Tag, 12 Uhr, die höchsten militärischen Führer zu einer Besprechung auf den Obersalzberg, um sie, wie er sagte, mit seinem «unwiderruflichen Entschluss zu handeln» bekanntzumachen.<sup>260</sup>

Noch einmal setzte in diesem Augenblick, aller Wahrscheinlichkeit zuwider, ein verzweifelter Wettlauf gegen das heranrückende Verhängnis ein. Von der UdSSR zwar im Unklaren gehalten, war den Westmächten doch nicht die lebhafteste Geschäftigkeit zwischen Moskau und Berlin entgangen, zumal das britische Kabinett durch V. Weizsäcker frühzeitig auf die weitgezielten deutsch-sowjetischen Kontakte hingewiesen worden war.<sup>261</sup> Alles kam nunmehr auf den unverzüglichen Abschluss der in Moskau verspätet begonnenen Militärberatungen an.

Die Verhandlungen, die auf sowjetischer Seite von Marschall Woroschilow geführt wurden, hatten sich jedoch schon bald an einem unlösbar scheinenden Komplex festgehakt: dem erbitterten Widerstand Polens gegen ein Durchmarschrecht für die Rote Armee. Während die sowjetischen Unterhändler hartnäckig wissen

wollten, wie sie gegen den Einspruch Warschaws überhaupt an den Gegner gelangen sollten, und die westlichen Delegierten sie hinzuhalten versuchten, desavouierte Polen unbekümmert seine Garantiemächte und erklärte offen heraus, es denke nicht daran, die Sowjetunion in ein Gebiet zu lassen, das es ihr erst 1921 entrissen habe. Je beunruhigender die Informationen über eine deutsch-sowjetische Verständigung klangen, desto nervöser drängte der Westen Warschau zur Nachgiebigkeit, Bonnet und Halifax beschworen den polnischen Aussenminister geradezu, das gesamte Bündnissystem werde zusammenbrechen, wenn Polen auf seiner Weigerung beharre; doch Beck blieb hochmütig abweisend: Polen könne nicht einmal zulassen, bemerkte er am 19. August, «dass man in irgendeiner Weise über die Benutzung eines Teiles unseres Gebietes durch ausländische Truppen diskutiert. Das ist für uns eine Frage des Prinzips. Wir haben kein Militärabkommen mit der UdSSR; wir wollen keins haben.» Auch ein erneuter Versuch vom folgenden Tag schlug fehl, selbst im Angesicht des Untergangs hielt Polen nicht ohne grandiosen Starrsinn an seinen Prinzipien fest. Dem leidenschaftlich intervenierenden Botschafter Frankreichs entgegnete Marschall Rydz-Smigly kalt: «Mit den Deutschen laufen wir Gefahr, unsere Freiheit zu verlieren. Mit den Russen verlieren wir unsere Seele.»<sup>262</sup> Selbst als in der Nacht zum 22. August die dramatische Nachricht von der bevorstehenden Reise Ribbentrops nach Moskau eintraf, blieb Polen unbeeindruckt: Die Ordnung der Welt war umgestülpt, das Land so gut wie verloren, doch seine Politiker meinten, der Besuch zeige nur, wie verzweifelt die Situation [Hitlers](#) sei.

Bestürzt über den Gang der Dinge, beschloss Frankreich endlich, nicht länger die Zustimmung Warschaws abzuwarten und auf eigene Faust zu handeln. Am Abend des 22. August unterrichtete General Doumenc Marschall Woroschilow, er habe von seiner Regierung die Vollmacht erhalten, eine Militärkonvention abzuschliessen, die der Roten Armee ein Durchmarschrecht durch Polen und Rumänien gewähre. Auf die insistierende Frage seines Gegenübers, ob er die Zustimmung Polens und Rumäniens vorweisen könne, blieben Doumenc nur Ausflüchte sowie der wiederholte Hinweis, er sei gekommen, um die Vereinbarung abzuschliessen;

und dann, mit einer nervösen Anspielung auf den bevorstehenden Besuch Ribbentrops: «Aber die Zeit vergeht.» Ironisch erwiderte der Marschall: «Zweifellos, die Zeit vergeht.»<sup>263</sup> Ergebnislos ging man auseinander.

Am nächsten Tag lag das polnische Einverständnis noch immer nicht vor, obwohl der französische Aussenminister erneut einen verzweifelten Versuch unternommen hatte, Beck umzustimmen. Gegen Mittag traf Ribbentrop in der sowjetischen Hauptstadt ein und begab sich fast unmittelbar darauf in den Kreml; und als wollten die Beteiligten der Welt ein Schauspiel unkomplizierter totalitärer Diplomatie vorführen, einigten sie sich schon im Verlauf der ersten Besprechung von drei Stunden über den Nichtangriffspakt sowie über die Abgrenzung der Interessensphären, auf eine Anfrage Ribbentrops wegen einer unvorhergesehenen sowjetischen Forderung telegraphierte Hitler ein lapidares «Ja, einverstanden.» Erst jetzt war Polen soweit, in einer gewundenen Verlautbarung der französischen Forderung zuzustimmen: General Doumenc dürfe erklären, konzedierte Beck, er habe «die Gewissheit erlangt, dass im Falle einer gemeinsamen Aktion gegen eine deutsche Aggression eine Zusammenarbeit zwischen Polen und der UdSSR unter technischen Bedingungen, die später festgelegt werden sollen, nicht ausgeschlossen ist». Befriedigt vermerkten die Westmächte, Polen habe nachgegeben. Doch während Hitler der Sowjetunion mit seinem knappen «Ja, einverstanden» das halbe Osteuropa einschliesslich Finnlands und Bessarabiens offeriert hatte, «versprechen die Westmächte, dass die Polen versprechen würden, die begehrten Gebiete unter gewissen Umständen in beschränkter Weise für beschränkte Zeit als blosse Operationsbasis unter polnischer Kontrolle den Russen zu überlassen»<sup>264</sup>. Der Wettlauf mit dem Verhängnis war gescheitert.

Noch in den Nachtstunden des 23. August unterzeichneten Ribbentrop und Molotow den Nichtangriffspakt sowie das Geheime Zusatzprotokoll, das erst nach dem Krieg, als es während des Nürnberger Prozesses der deutschen Verteidigung zugespielt wurde, bekanntgeworden ist.<sup>265</sup> Darin kamen die Vertragspartner überein, Osteuropa für den «Fall einer territorialpolitischen Umgestaltung» durch eine Interessenlinie zu teilen, die von der nörd-

lichen Grenze Litauens entlang den Flüssen Narew, Weichsel und San verlief. Ausdrücklich war die Frage offengelassen, «ob die beiderseitigen Interessen die Erhaltung eines unabhängigen Staates erwünscht erscheinen lassen und wie dieser Staat abzugrenzen wäre». Die dürren Formeln deckten den imperialistischen Grundcharakter des Abkommens auf und machten unabweisbar den Zusammenhang mit dem geplanten Krieg deutlich.

An diesem Zusammenhang sind denn auch die weitschweifigen Rechtfertigungsversuche sowjetischer Herkunft am Ende immer wieder gescheitert. Gewiss konnte Stalin zahlreiche begründete Motive für den Nichtangriffspakt vorbringen. Er verschaffte ihm die berühmte «Atempause», schob das Verteidigungssystem des Landes ein möglicherweise entscheidendes Stück nach Westen vor und gab ihm vor allem Gewissheit, dass sich die wankelmütigen Westmächte unwiderruflich im Konflikt mit Deutschland befanden, wenn Hitler auf sein eigentliches Ziel zurückkam und die Sowjetunion angriff; auch behaupteten seine Apologeten, er habe an jenem 23. August nichts anderes getan als Chamberlain ein Jahr zuvor in München: Wie Stalin jetzt Polen preisgab, um sich eine Frist zu erkaufen, so habe dieser einst die Tschechoslowakei geopfert. Indessen macht doch keines dieser Argumente das Geheime Zusatzprotokoll vergessen, das den Nichtangriffspakt gleichsam in einen Angriffspakt verwandelte, und Chamberlain hat denn auch, allen wiederholten Angeboten Hitlers zum Trotz, niemals Interessensphären mit ihm geteilt, ihm vielmehr gerade den grossen Traum zerschlagen: den ungehinderten Aufbruch gegen die Sowjetunion, deren Führer jetzt weniger Skrupel zeigten als er. Was immer sich in sowjetischen Darstellungen an taktischen und realpolitischen Rechtfertigungselementen gegenüber dem strengeren Urteil schliesslich behaupten mag: Die zusätzliche Absprache war «einer ideologischen Bewegung unwürdig, die den tiefsten Einblick in den Geschichtsprozess zu haben behauptete»<sup>266</sup> und die Weltrevolution doch niemals nur als Akt nackter Herrschaftsausdehnung begriffen, sondern nichts Geringeres als die Moral des Menschengeschlechts darin erkannt und verteidigt hatte.

Bezeichnenderweise nahm der Abend in Moskau dann auch einen nahezu freundlichen Verlauf. Ribbentrop berichtete später,

Stalin und Molotow seien «sehr nett» gewesen, er habe sich «in ihrer Mitte gefühlt wie unter alten Parteigenossen»<sup>267</sup>. Zwar geriet er, als die Rede im Verlauf der Nacht auf jenen Antikominternpakt kam, dessen Urheber er war, in einige Verlegenheit; doch die leutselige Stimmung Stalins ermutigte ihn, den Pakt der Lächerlichkeit preiszugeben. Dem Bericht eines deutschen Teilnehmers zufolge erklärte er, dass das Abkommen «im Grunde nicht gegen die Sowjetunion, sondern gegen die westlichen Demokratien gerichtet gewesen sei... Herr Stalin warf ein», fährt der Bericht fort, «der Antikominternpakt habe in der Tat hauptsächlich die Londoner City und die kleinen englischen Kaufleute erschreckt. Der Herr R.A. M. stimmte zu und bemerkte scherzhaft, dass Herr Stalin durch den Antikominternpakt sicher weniger erschreckt worden sei als die Londoner City und die kleinen englischen Kaufleute.» Anschliessend heisst es:

«Im Laufe der Unterhaltung brachte Herr Stalin spontan mit folgenden Worten einen Trinkspruch auf den Führer aus: 'Ich weiss, wie sehr das deutsche Volk seinen Führer liebt, ich möchte deshalb auf seine Gesundheit trinken.'

Herr Molotow trank auf das Wohl des Herrn R.A.M. und des Herrn Botschafters Graf v. d. Schulenburg. Ferner erhob Herr Molotow sein Glas auf Herrn Stalin, wobei er bemerkte, dass es Stalin gewesen sei, der durch seine Rede vom März dieses Jahres, die in Deutschland gut verstanden worden sei, den Umschwung der Beziehungen eingeleitet habe. Wiederholt tranken die Herren Molotow und Stalin auf den Nichtangriffspakt, die neue Ära der deutsch-russischen Beziehungen und auf das deutsche Volk ...

Bei der Verabschiedung erklärte Herr Stalin dem Herrn R.A. M. wörtlich: Die Sowjetunion nehme den neuen Pakt sehr ernst, er könne auf sein Ehrenwort versichern, dass die Sowjetunion ihren Partner nicht betrügen würde.»<sup>268</sup>

Es schien denn auch, als hätte sich, unterm Prosten und Gläserklingen, der täuschende Schleier jahrelanger Gegnerschaft zerteilt und jetzt erst, in der fatalen Intimität dieser Nacht, die Nähe der beiden Regime diesen selber und der Welt sich enthüllt. In der Tat hat der 23. August 1939 immer wieder als Ausgangspunkt gedient, eine Übereinstimmung im Wesen zu beweisen, die weit eher eine Übereinstimmung in den Mitteln und, wie nun offenbar wurde, in den Männern war. Stalins Trinkspruch auf [Hitler](#) war nicht die Phrase,



für die er vielfach gelten soll, und an sein Abschiedswort hat er sich, nicht ohne einen Zug pedantischer Treue, gehalten. Allen Vorzeichen und sachkundigen Warnungen zum Trotz, hat er knapp zwei Jahre später, im Juni 1941, bis zuletzt an Hitlers Überfall auf die Sowjetunion nicht glauben wollen, und an den vorrückenden deutschen Truppen vorbei rollten noch die Waggons nach Westen, mit denen er seine Lieferpflichten aus dem bestehenden Wirtschaftsabkommen erfüllte. Die verblüffende Gutgläubigkeit des misstrauischen, verschlagenen Sowjetherrschers hatte nicht zuletzt ihren Grund in der Bewunderung, die er dem gleich ihm aus niederen Verhältnissen zu historischer Bedeutung Emporgestiegenen zollte: In Hitler respektierte er die einzige Ebenbürtigkeit der Zeit, und wie man weiss, hat Hitler dieses Gefühl stets erwidert. Alle «Todfeindschaft» hat das gegenseitige Empfinden für die Grösse des anderen nie beeinträchtigen können, und über die Ideologien hinweg fühlten sie sich auf ihre Weise durch den Rang verbunden, den die Geschichte verleiht. Der rumänische Aussenminister Grigore Gafencu hat in seinem Erinnerungsbuch die Betrachtungen Albert Sorels über die erste Teilung Polens zitiert: «Alles, was Russland von den anderen Mächten entfernte, brachte es Preussen näher. Wie Russland war Preussen ein Emporkömmling auf der grossen Szene der Welt. Es hatte sich seine Zukunft zu bahnen, und Katharina sah, dass es entschlossen war, mit grossen Mitteln, grossen Möglichkeiten und grossen Neigungen das zu tun.<sup>269</sup> Die Sätze beschrieben treffend sowohl die Situation als auch die Psychologie der beiden Nachfolger: ihren unruhigen Veränderungswillen, die gigantischen Träumereien sowie ihren die Weltszene masslos verwandelnden Stil, der sie in einem der dramatischsten Coups der Geschichte zusammengeführt hatte; und beider Ideologie war durchsetzt von einem scharfen machtpolitischen Vorbehalt. «Er gehöre nicht zu den Menschen, welche historische Augenblicke ungenützt vorübergehen liessen», hat Hitler gelegentlich geäussert und die Bemerkung für den anderen mitgetan. Die Proteste verständnisloser Gefolgsleute kümmerten sie gleichermassen nicht. Während die kommunistischen Parteien mit dem Moskauer Pakt in eine jener Krisen gerieten, die den Rest ihrer Suggestivmacht aufzehrten, warfen am Morgen des 25. August empörte Gefolgs-

leute [Hitlers](#) viele hundert Armbinden über den Zaun des Braunen Hauses in München.<sup>270</sup>

Am gleichen Tag reisten die westlichen Militärmissionen, von untergeordneten sowjetischen Generalen verabschiedet, aus Moskau ab. Sie hatten am Vortag Marschall Woroschilow in einem Schreiben um eine Unterredung ersucht, doch keine Antwort erhalten. Woroschilow entschuldigte sich später, er sei auf Entenjagd gewesen.

Mit dem Abschluss des Moskauer Vertrages waren, von [Hitler](#) aus gesehen, alle Bedingungen für einen raschen, betäubenden Triumph über Polen erfüllt; was jetzt noch geschah, war nur ein mechanischer Ablauf, «wie wenn eine Lunte zu Ende brennt». Seine ganze Sorge galt in der verbleibenden Zeit daher lediglich dem Versuch, sein Alibi zu verstärken, jede störende Vermittlung abzuwehren und die Westmächte noch weiter, als es ihm ohnehin gelungen schien, von Polen zu entfernen. Mit diesem dreifachen Ziel hatten alle Initiativen und letzten Angebote der verbleibenden acht Tage zu tun, an die sich so viele vergebliche Hoffnungen knüpften. Schon die Ansprache, die [Hitler](#) am 22. August auf dem Obersalzberg gehalten hatte, war ganz von diesen Überlegungen bestimmt gewesen. In strahlender Laune, des Moskauer Erfolgs schon gewiss, hatte er den militärischen Befehlshabern, während draussen über den Bergen ein Gewitter niederging, die Lage dargestellt und noch einmal seinen unumstösslichen Entschluss zum Krieg begründet: sowohl der Rang seiner Persönlichkeit und deren unvergleichliche Autorität als auch die wirtschaftliche Lage forderten die Auseinandersetzung: «Uns bleibt nichts anderes übrig, wir müssen handeln.» Auch die politischen Überlegungen sowie die Bündnissituation sprächen für eine rasche Entscheidung: «Alle diese glücklichen Umstände bestehen in zwei bis drei Jahren nicht mehr. Niemand weiss, wie lange ich noch lebe. Deshalb Auseinandersetzung besser jetzt», heisst es in einer der Aufzeichnungen, die von der Ansprache überliefert sind.<sup>271</sup> Anschliessend begründete er noch einmal seine Überzeugung, dass die Westmächte nicht ernsthaft intervenieren würden:

«Der Gegner hatte noch die Hoffnung, dass Russland als Gegner auftreten würde nach Eroberung Polens. Die Gegner haben nicht mit meiner grossen Entschlusskraft gerechnet. Unsere Gegner sind kleine Würmchen. Ich sah sie in München.

Ich war überzeugt, dass Stalin nie auf das englische Angebot eingehen würde. Russland hat kein Interesse an der Erhaltung Polens ... In Zusammenhang mit dem Handelsvertrag sind wir in das politische Gespräch gekommen. Vorschlag eines Nichtangriffspakts. Dann kam ein universaler Vorschlag von Russland ... Nun ist Polen in der Lage, in der ich es haben wollte.

Wir brauchen keine Angst vor Blockade zu haben. Der Osten liefert uns Getreide, Vieh, Kohle, Blei, Zink. Es ist ein grosses Ziel, das vielen Einsatz fordert. Ich habe nur Angst, dass mir noch im letzten Moment irgendein Schweinehund einen Vermittlungsplan vorlegt.»

Im zweiten Teil seiner Ansprache, nach einem einfachen Essen, zeigte **Hitler** sich skeptischer hinsichtlich der Haltung der Westmächte: «Es kann auch anders kommen.» Infolgedessen sei «eiserne Entschlossenheit» geboten. «Vor nichts zurückweichen ... Kampf auf Leben und Tod.» Die Formel versetzte ihn sogleich wieder in eine seiner mythologisierenden Stimmungen, in denen sich ihm die Geschichte als ein blutiger Prospekt, erfüllt von Kämpfen, Siegen und Untergängen, darbot. Schon im früheren Teil seiner Ansprache hatte er die «Gründung Grossdeutschlands ... eine grosse Leistung» genannt, doch «bedenklich, da sie erreicht wurde durch einen Bluff der politischen Leitung»; jetzt versicherte er:

«Eine lange Friedenszeit würde uns nicht gut tun ... Mannhafte Haltung. Nicht Maschinen ringen miteinander, sondern Menschen. Bei uns der qualitativ bessere Mensch. Seelische Faktoren ausschlaggebend.

Vernichtung Polens im Vordergrund. Ziel ist Beseitigung der lebendigen Kräfte, nicht die Erreichung einer bestimmten Linie ...

Ich werde propagandistischen Anlass zur Auslösung des Krieges geben, gleichgültig, ob glaubhaft. Der Sieger wird später nicht danach gefragt, ob er die Wahrheit gesagt hat oder nicht. Bei Beginn und Führung des Krieges kommt es nicht auf das Recht an, sondern auf den Sieg.

Herz verschliessen gegen Mitleid. Brutales Vorgehen. 80 Millionen Menschen müssen ihr Recht bekommen. Ihre Existenz muss gesichert werden. Der Stärkere hat das Recht. Grösste Härte.»

**Hitler** verabschiedete seine Generale mit dem Bemerkten, der Befehl zur Eröffnung der Feindseligkeiten werde später erteilt, vermutlich für Samstag, den 26. August, morgens. Am folgenden Tag notierte General Halder: «Y(-Tag) = 26.8 (Sonnabend) endgültig-Kein Befehl mehr.»<sup>272</sup>

Indessen wurde dieser Zeitplan doch noch einmal durchkreuzt. Denn obwohl die westliche Politik mit dem Moskauer Abkommen in nahezu allen Voraussetzungen zusammengebrochen war, demonstrierte nun vor allem England einen stoischen Gleichmut. Polen war so gut wie dem Untergang geweiht, doch das Kabinett verkündete trocken, die jüngsten Vorgänge änderten nichts. Ostentativ wurden die militärischen Vorbereitungen verstärkt. In einem Schreiben an **Hitler** warnte Chamberlain vor jedem Zweifel an der englischen Entschlossenheit zum Widerstand: «Kein grösserer Fehler könnte begangen werden ... Es ist behauptet worden, dass, wenn Seiner Majestät Regierung Ihren Standpunkt im Jahre 1914 klarer dargelegt hätte, jene grosse Katastrophe vermieden worden wäre... Seiner Majestät Regierung (ist) entschlossen, dafür zu sorgen, dass im vorliegenden Falle kein solch tragisches Missverständnis entsteht.» Eine Unterhauserklärung des Premierministers war auf den gleichen Ton gestimmt. Anders als das verzagte Frankreich, das nur unter Mühe Entschlossenheit bewahrte und in der trügerischen Frage «Mourir pour Danzig?» die Süsse seines Defaitismus auskostete, wich England jetzt keinen Fussbreit zurück. So wenig wie für **Hitler** war Danzig für Chamberlain das Objekt, um das es ging: in der Tat eine «ferne Stadt in einem fremden Land», wie er vor dem Unterhaus erklärte. Niemand würde dafür sterben müssen.

Doch wenn irgendwann, dann erkannte England jetzt, als mit dem Moskauer Pakt seine Politik im Ganzen gescheitert schien, wofür man unter allen Umständen würde kämpfen und auch sterben müssen. Die Politik des Appeasement war nicht zuletzt begründet und getragen worden von der Angst der bürgerlichen Welt vor der kommunistischen Revolution. Dem Rollenverständnis der englischen Staatsmänner zufolge war **Hitler** darin die Aufgabe eines militanten Verteidigers zugewiesen, dies war es, was alle seine unentwegten Zumutungen, Provokationen und Übergriffe hinzu-

nehmen zwang; doch eben nur dies. Indem er sich mit der Sowjetunion verständigte, gab er zu erkennen, dass er nicht jener Gegner der Revolution war, für den er sich ausgegeben hatte, kein Beschützer der bürgerlichen Ordnung, kein «General Wrangel der Weltbourgeoisie». Wenn der Pakt mit Stalin ein Stück meisterlicher Diplomatie war, so enthielt er doch einen unscheinbaren Fehler: Er setzte die Voraussetzungen ausser Kraft, unter denen Hitler und der Westen ihre wechselseitige Politik betrieben hatten. Es war ein nicht wiedergutzumachender Irrtum, und in seltener Einmütigkeit, bis hin zu den entschiedensten Wortführern des Appeasement, zeigte England sich jetzt zum Widerstand entschlossen.

Auf die zahlreichen Bekundungen dieses Widerstandswillens reagierte Hitler überaus gereizt; Henderson musste sich, als er den Brief seines Premierministers auf dem Obersalzberg überreichte, eine erregte Tirade anhören, die in der Erklärung mündete, er, Hitler, sei «jetzt endgültig überzeugt von der Richtigkeit der Anschauung, dass England und Deutschland sich nie verständigen könnten». Gleichwohl wiederholte er zwei Tage später, in den Mittagsstunden des 25. August, noch einmal das «grosse Angebot» zur Teilung der Welt; eine deutsche Garantie für den Bestand des britischen Weltreichs, Rüstungsbeschränkungen sowie eine förmliche Anerkennung der deutschen Westgrenze gegen das Recht zur ungehinderten Wendung Deutschlands nach Osten; und wie schon manches Mal verknüpfte er seinen unerbittlichen Anspruch mit einem jener neronischen Seufzer, durch die er sein Desinteresse an der unerbittlichen, ruchlosen Welt der Politik zu beweisen trachtete: «Er sei Künstler von Natur und nicht Politiker, und wenn einmal die polnische Frage bereinigt sei, würde er sein Leben als Künstler beschliessen und nicht als Kriegsmacher; er wolle Deutschland nicht in eine grosse Militärkaserne verwandeln; und er werde es nur tun, wenn er dazu gezwungen werde. Wenn einmal die polnische Frage bereinigt sei, werde er sich zurückziehen.»<sup>273</sup>

Doch diene der Auftritt, nicht anders als die Mission, die jetzt den mit Göring befreundeten schwedischen Kaufmann Birger Dahlerus mehrfach von Berlin nach London führte, nur noch dem Versuch Hitlers, die eigenen Absichten zu verschleiern und England zur Preisgabe seiner Verpflichtungen zu veranlassen. Ein letz-

ter Appell an den französischen Ministerpräsidenten verfolgte den gleichen Zweck. Henderson sah sich beschworen, keine Zeit zu verlieren und das Angebot unverzüglich weiterzuleiten. Doch kaum hatte der Botschafter den Raum verlassen, am 25. August um 15.02 Uhr, liess [Hitler](#) General Keitel kommen und bestätigte den Befehl, Polen im Morgengrauen des folgenden Tages anzugreifen.

Mit den gleichen taktischen Erwägungen hatte es zu tun, dass er wenige Stunden später noch einmal zu zögern begann; denn nicht der Entschluss zum Krieg, sondern der Zeitpunkt seines Beginns wurde nun durch zwei Nachrichten in Frage gestellt, die am Nachmittag in der Reichskanzlei eingingen. Die eine kam aus London und machte deutlich, dass auch [Hitlers](#) letzter Versuch, England von Polen zu trennen, gescheitert war. Nach monatelangen Verhandlungen verwandelte die britische Regierung die vorläufige Beistandsgarantie für Polen in einen Beistandspakt, und [Hitler](#) konnte nicht anders, als darin die entschiedenste Zurückweisung seines grossen Angebots zu sehen; gleichzeitig war damit jeder Zweifel an der Entschlossenheit Englands zum Eingreifen beseitigt. Einer der Anwesenden sah [Hitler](#) nach dem Empfang der Nachricht «eine ganze Zeitlang grübelnd am Tisch sitzen»<sup>274</sup>.

Schwerer traf ihn die Nachricht, die ihn aus seinem Grübeln riss. Sie kam aus Rom und besagte nichts weniger, als dass Italien Anstalten machte, sich aus dem erst kürzlich so pompös geschlossenen Bündnis fortzustehlen. Seit Wochen schon, je näher der Konflikt zu rücken schien, hatte Mussolini sich in sanguinischen Zuständen bewegt, im abrupten Wechsel Hochgefühle und Verzweiflungsstimmungen durchlebt; Cianos Tagebuch vermerkt nicht ohne Ironie das Hin und Her auf der «Gefühlsschaukel»: Einmal zeige der Duce sich entschlossen, dem Kriege [Hitlers](#) fernzubleiben; «dann sagt er, die Ehre verlange, dass er mit Deutschland mitmarschiere. Schliesslich versichert er, seinen Anteil an der Beute in Kroatien und Dalmatien bekommen zu wollen», zwei Tage später will er «die Trennung von Deutschland vorbereiten, aber behutsam vorgehen», dann wieder hält er es «immer noch für möglich, dass die Demokratien nicht marschieren, und Deutschland billig zu einem glänzenden Geschäft kommen könnte, von dem er sich nicht

ausschliessen möchte. Auch fürchtet er **Hitlers Zorn.**»<sup>275</sup> In solchem Wirrwar sich durchkreuzender Motive hatte er am 25. August noch um 15.30 Uhr dem deutschen Botschafter jenen bedingungslosen Beistand zugesichert, den er zwei Stunden später in einem Telegramm an **Hitler** aufkündigte oder doch an einen so gewaltigen Katalog materieller Hilfeleistungen knüpfte, dass man «einen Stier damit hätte töten» können, wie Ciano in einem nicht ganz geglückten Bilde meinte.<sup>276</sup> Unter Berufung darauf, dass in den gegenseitigen Vereinbarungen der Krieg erst für einen späteren Zeitpunkt vorgesehen gewesen und Italiens Armee zum Kampf nicht gerüstet sei, versuchte er, der Alternative zwischen Untergang und Verrat zu entinnen.

Genaugenommen hatte **Hitler** keinen Grund, verstimmt zu sein. Die Italiener durften sich getäuscht fühlen, durch verächtliche Umgangsformen ungezählte Male verletzt, und noch der verspätete Brief, mit dem er Mussolini vom Pakt mit Moskau unterrichtet hatte, war ein Muster geringschätziger Diplomatie, die den Informationsanspruch des Bündnispartners mit trivialen Phrasen und dem Hinweis auf billige Zeitungsgreuel abpeiste, doch kein Wort über die ideologischen und politischen Konsequenzen verlor, die sich aus dem Umsturz aller Positionen ergaben. Gleichwohl verabschiedete **Hitler** den italienischen Botschafter, der ihm das Schreiben Mussolinis überbracht hatte, mit «eisigem Gesicht», und die Reichskanzlei hallte förmlich wider von «abfälligen Bemerkungen über den ‘ungetreuen Achsenpartner’». Wenige Minuten später widerrief **Hitler** den Vormarschbefehl. «Führer ziemlich zusammengebrochen», notierte Halder in seinem Tagebuch.<sup>277</sup>

Noch einmal schien das Geschehen dramatisch zu retardieren. Erst drei Tage später trat **Hitler**, übernächtigt und mit brüchiger Stimme, wie aus seiner Umgebung berichtet wird, vor eine Versammlung hoher Partei- und Militärführer und versuchte, das Verhalten Mussolinis zu rechtfertigen. Er war in düsterer Stimmung und meinte, der bevorstehende Krieg werde «sehr schwer, vielleicht aussichtslos» sein. Doch ging er von seinem Entschluss jetzt nicht mehr ab, vielmehr bestärkten ihn, wie stets, die Widerstände nur: «Solange ich lebe, wird von Kapitulation nicht gespro-

chen.»<sup>278</sup> Als neuen Angriffstermin setzte er den 1. September fest.

Infolgedessen haftet dem Geschehen der letzten Tage: den leidenschaftlichen Friedensbemühungen, Botschaften, Reisen und Aktivitäten zwischen den Hauptstädten ein so irrealer Zug an, und der historischen Betrachtung bietet es sich streckenweise wie Theater in zwölfter Stunde dar, reich an Scheindialogen, durchsichtiger Verwirrung und mitunter auch grotesken Einlagen. Vertan waren der bewegende persönliche Appell Daladiers und die Vorstellungen Coulondres, der **Hitler** alles sagte, «was mein Herz als Mensch und als Franzose mir eingeben konnte»; vertan war die einlenkende Geste Englands, die von **Hitler** nur mit neuen Vorwürfen beantwortet wurde, so dass selbst der geduldige Henderson die Beherrschung verlor und **Hitler** zu überschreien begann, er wünsche «weder von ihm noch von sonst jemand eine solche Sprache zu hören ... Wenn er Krieg wolle, dann könnte er ihn haben»; und vergeblich schliesslich auch das beschwörende Schreiben Mussolinis, der **Hitler** für eine Konferenzlösung mit der Versicherung gewinnen wollte, «der Rhythmus Ihrer grossartigen Schöpfungen (wird) nicht unterbrochen werden»<sup>279</sup>.

Nur zwei Gegenspieler schienen zu wissen, dass die Situation ohne Ausweg war: **Hitler** und Beck. Sie allein dachten ausschliesslich an den Krieg, der eine drängend, ungeduldig auf seinen selbstgesetzten Termin fixiert, der andere fatalistisch, müde, ein unkorumpierbares Schicksal vor Augen. So sehr war **Hitler** auf die Entfaltung seiner militärischen Macht festgelegt, dass er seine politischen Chancen nicht einmal sah. Aus Aufzeichnungen englischer Diplomaten geht hervor, welche Manöver London erwartete und auf welche Zugeständnisse es sich vorbereitete: Für den blossen Verzicht auf den Krieg hätte **Hitler** vermutlich nicht nur Danzig und die Verbindungsstrecke, sondern auch eine Zusage Grossbritanniens auf koloniale Restitution sowie Verhandlungen über den grossen Ausgleich erlangen können.<sup>280</sup>

Doch **Hitler** dachte nicht mehr in Alternativen, und sein im Laufe der folgenden Jahre zusehends stärker hervortretendes Unvermögen, über die militärischen Ziele hinaus zu denken und die Kriegslage permanent auf ihre politischen Möglichkeiten hin zu



prüfen, trat in diesem Augenblick erstmals hervor. So griff er den englischen Vorschlag zu direkten Verhandlungen mit Polen zwar auf, gab ihm aber sofort eine ultimative Wendung und verlangte das Erscheinen eines mit allen Vollmachten ausgestatteten polnischen Unterhändlers binnen vierundzwanzig Stunden. Deutlich war dem Schachzug die Absicht anzumerken, die Polen entweder zur Kapitulation oder, wie einst die Tschechoslowaken, in die Rolle des Störenfrieds zu drängen. Auch die Liste der Forderungen, die Deutschland für die Verhandlungen vorbereitet hatte, war ganz darauf angelegt, die Gegenfront durch Scheinkonzessionen zu zersetzen: Sie enthielt zwar das Verlangen auf Rückgabe Danzigs, versuchte aber im Übrigen, durch einen Katalog von Volksabstimmungen, Wiedergutmachungsangeboten, internationalen Kontrollen, garantierten Minderheitsrechten und Demobilisierungsvorschlägen die Weltmeinung für sich zu gewinnen. Halder hat über eine Unterredung mit [Hitler](#) vom Nachmittag des 29. August notiert: «Führer hat Hoffnung, dass er Spalt treibt zwischen England, Franzosen und Polen ... Grundgedanken: Mit demografischen und demokratischen Forderungen nur so um sich werfen.» Anschliessend folgt dann der wirkliche Zeitplan: «30.8. – Polen in Berlin, 31.8. – Zerplatzen. 1.9. – Gewaltanwendung.»<sup>281</sup>

Aber die Polen kamen nicht nach Berlin; zu sehr ängstigten Beck die Schatten Schuschniggs und Hachas. Dem unermüdlichen Drängen der Engländer und Franzosen, dem sich auch die Italiener anschlossen, hielt er nur die stumme, verzweifelte Weigerung entgegen, es gebe nichts zu verhandeln. Am Morgen des 31. August wurde Henderson informiert, dass [Hitler](#) den Angriffsbefehl erteilen werde, falls die polnische Regierung nicht bis zwölf Uhr der Entsendung eines Unterhändlers zugestimmt habe. Noch einmal, wie kürzlich erst in Moskau, setzte ein Ringen gegen die Uhr mit der polnischen Indolenz ein. Durch zwei Abgesandte versuchte Henderson, seinen polnischen Kollegen in Berlin umzustimmen. Lipski empfing die Besucher, wie einer von ihnen berichtet hat, in seinem teilweise schon geräumten Arbeitszimmer, er war «weiss wie Leinen», nahm mit zitternden Händen das Papier entgegen, auf dem die deutschen Forderungen aufgeführt waren, startete wie abwesend darauf und liess schliesslich leise hören, er könne nicht

deuten, was dort stehe; er wisse nur, dass man fest bleiben müsse und dass «auch ein von seinen Alliierten preisgegebenes Polen bereit (sei), zu kämpfen und allein zu sterben»<sup>282</sup>. Nicht anders war auch der telegrafische Zwischenbescheid, den Beck um 12.40 Uhr seinem Botschafter in Berlin gab, ein Dokument der Ratlosigkeit und bemerkenswert nur durch den Zeitvermerk; denn zur gleichen Minute unterschrieb **Hitler** die «Weisung Nr. 1 für die Kriegführung». Wenig später erklärte er dem italienischen Botschafter auf dessen Frage, es sei alles aus.<sup>283</sup> Die Weisung begann:

«Nachdem alle politischen Möglichkeiten erschöpft sind, um auf friedlichem Wege eine für Deutschland unerträgliche Lage an seiner Ostgrenze zu beseitigen, habe ich mich zur gewaltsamen Lösung entschlossen.

Der Angriff gegen Polen ist nach den für den Fall Weiss getroffenen Vorbereitungen zu führen ... Angriffstag: 1.9.1939, Angriffszeit: 4.45 ...

Im Westen kommt es darauf an, die Verantwortung für die Eröffnung von Feindseligkeiten eindeutig England und Frankreich zu überlassen. Geringfügigen Grenzverletzungen ist zunächst rein örtlich entgegen zu treten. Die von uns Holland, Belgien, Luxemburg und der Schweiz zugesicherte Neutralität ist peinlich zu achten ...»

Am Abend um einundzwanzig Uhr übertrugen alle Sender die Liste der deutschen Vorschläge an Polen, die den Polen selber nie unterbreitet worden war. Ziemlich genau um die gleiche Zeit drang der SS-Sturmbannführer Alfred Naujocks im Verlauf eines vorgetäuschten polnischen Angriffs in den deutschen Sender Gleiwitz ein, gab eine kurze Proklamation durch, feuerte eine Anzahl Pistolenschüsse ab und liess die Leichen einiger dafür ausgesuchter Sträflinge zurück. Wenige Stunden später, als der Morgen des 1. September heraufzog, meldete der polnische Kommandeur der Westerplatte, Major Sucharski: «Um 4.45 Uhr hat der Panzerkreuzer 'Schleswig Holstein' das Feuer gegen die 'Westerplatte' aus allen Rohren eröffnet. Die Beschiessung dauert an.» Gleichzeitig erhoben sich entlang der deutsch-polnischen Grenze die Truppenverbände aus ihren Bereitschaftsstellungen. Eine Kriegserklärung war nicht ergangen. Der Zweite Weltkrieg hatte begonnen.

**Hitler** freilich hoffte noch immer, den grossen Konflikt vermeiden zu können. Kurz vor zehn Uhr fuhr er zu einer Sitzung des Reichstags in die Krolloper. Die Strassen waren, zeitgenössischen

Berichten zufolge, fast menschenleer, die wenigen Passanten liessen den Wagen, in dem Hitler in feldgrauer Uniform sass, schweigend vorbei. Seine Rede war nur kurz und von eigentümlich blassem Ernst. Er beteuerte seine Friedensliebe und «endlose Langmut», versuchte, noch einmal im Westen Hoffnung zu erwecken, beschwor die neue Freundschaft mit der Sowjetunion, äusserte sich verlegen über den italienischen Bundesgenossen und häufte schliesslich Anklagen über Anklagen auf die polnische Regierung: Polen hat nun, so erklärte er nach einem wilden Zahlengespinnst über die Grenzfälle der zurückliegenden Tage, «heute Nacht zum ersten Mal auf unserem eigenen Territorium auch durch reguläre Soldaten geschossen. Seit 5.45 Uhr wird jetzt zurückgeschossen! Und von jetzt ab wird Bombe mit Bombe vergolten.» Er wolle nun nichts anderes sein als der erste Soldat des Reiches: «Ich habe damit wieder jenen Rock angezogen, der mir selbst der heiligste und teuerste war. Ich werde ihn nur ausziehen nach dem Sieg oder – ich werde dieses Ende nicht mehr erleben.»<sup>284</sup>

Hitlers anhaltende Hoffnung, den Konflikt doch noch auf Polen beschränken zu können, wurde vor allem durch das Zögern der Westmächte genährt, die den deutschen Angriff nicht, wie es eigentlich ihrer Bündnisverpflichtung entsprach, mit einer unverzüglichen Kriegserklärung beantworteten. Vor allem der französischen Regierung fiel der Entschluss zum Kriege quälend schwer, in immer neuen Ausflüchten berief sie sich auf Äusserungen des Generalstabs, auf eine erneute Vermittlungsaktion Mussolinis, auf die noch im Gang befindliche Evakuierung der grossen Städte und versuchte am Ende sogar, den Beginn des Krieges um einige Stunden zu verzögern,<sup>285</sup> und wenn die Haltung Englands auch entschiedener war, so brachte doch auch sie die ganze Last des Entschlusses zum Ausdruck. Im Parlament erklärte Chamberlain am 1. September: «Vor anderthalb Jahren habe ich in diesem Hause die flehentliche Erwartung ausgesprochen, dass nicht die Verantwortung auf mich fallen möge, unser Land aufzufordern, die entsetzliche Entscheidung für den Krieg anzunehmen.» Jetzt sei er im Begriff, von der Reichsregierung die Zusicherung zu verlangen, die Angriffshandlungen gegen Polen einzustellen und die Truppen zurückzuziehen. Als ein Abgeordneter dazwischenrief, ob dafür eine

Frist gesetzt worden sei, entgegnete der Premierminister: «Wenn die Antwort auf diese letzte Warnung ungünstig ist – und ich nehme es nicht als wahrscheinlich an, dass sie anders lautet – ist Seiner Majestät Botschafter angewiesen, seine Pässe zu verlangen. In diesem Fall sind wir bereit.»

Doch **Hitler** überhörte die Warnung oder entnahm ihr doch, dass England trotz des eindeutig vorliegenden Bündnisfalles die Eröffnung des Kampfes noch immer von Bedingungen abhängig machte. Daher beantwortete er die englische Note vom 1. September zunächst überhaupt nicht. Und während England und Frankreich sich in zähen Verhandlungen auf ein gemeinsames Vorgehen zu einigen versuchten, rückten in Polen die deutschen Truppen stürmisch vor. Wenn nicht alles täuscht, waren es nicht zuletzt diese Schwächezeichen auf der Gegenseite, die **Hitler** ermutigten, Mussolini zurückzuweisen, der ihn am 2. September mit dem Hinweis auf die Gunst der Stunde zu einer Konferenzlösung überreden wollte: «Danzig ist bereits deutsch», liess er **Hitler** wissen, «und Deutschland hat schon Pfänder in seiner Hand, die den grössten Teil seiner Forderungen sichern. Ausserdem hat Deutschland schon seine ‘moralische Genugtuung’ gehabt. Wenn es Vorschlag einer Konferenz annehmen würde, würde es alle seine Ziele erreichen und gleichzeitig einen Krieg vermeiden, der schon heute als allgemein und nach ausserordentlich langer Dauer aussieht.»<sup>286</sup>

In den Nachtstunden des 2. September entschloss sich England endlich, auf ein gemeinsames Vorgehen mit Frankreich zu verzichten und Henderson anzuweisen, dem deutschen Aussenminister am bevorstehenden Sonntagmorgen, neun Uhr, ein Ultimatum zu überreichen, das bis auf elf Uhr befristet war. Ribbentrop liess sich von seinem Chefdolmetscher, Dr. Paul Schmidt, vertreten, der auch die Szene unmittelbar darauf beschrieben hat, als er die britische Note in die Reichskanzlei hinüberbrachte. Im Vorzimmer **Hitlers** waren die Kabinettsmitglieder und zahlreiche Parteiführer versammelt, so dass er Mühe hatte, in dem Gedränge voranzukommen. Als er das Arbeitszimmer betrat, sass **Hitler** an seinem Schreibtisch, während Ribbentrop etwas abseits am Fenster stand:

«Beide blickten gespannt auf, als sie mich sahen. Ich blieb in einiger Entfernung von Hitlers Tisch stehen und übersetzte ihm dann langsam das Ultimatum der britischen Regierung. Als ich geendet hatte, herrschte völlige Stille.

Wie versteinert sass Hitler da und blickte vor sich hin. Er war nicht fassungslos, wie es später behauptet wurde, er tobte auch nicht, wie es wieder andere wissen wollten. Er sass völlig still und regungslos an seinem Platz. Nach einer Weile, die mir wie eine Ewigkeit vorkam, wandte er sich Ribbentrop zu, der wie erstarrt am Fenster stehengeblieben war. 'Was nun?' fragte Hitler seinen Aussenminister mit einem wütenden Blick in den Augen, als wolle er zum Ausdruck bringen, dass ihn Ribbentrop über die Reaktion der Engländer falsch informiert habe. Ribbentrop erwiderte mit leiser Stimme: 'Ich nehme an, dass die Franzosen uns in der nächsten Stunde ein gleichlautendes Ultimatum überreichen werden.'<sup>287</sup>

Als Coulondre gegen Mittag bei dem deutschen Aussenminister erschien, befand sich England schon im Krieg mit dem Reich. Das französische Ultimatum entsprach dem britischen, wich jedoch in einer bezeichnenden Einzelheit davon ab: als scheue die Regierung in Paris selbst jetzt noch das Wort «Krieg», drohte sie für den Fall, dass Deutschland sich weigere, unverzüglich seine Truppen aus Polen zurückzuziehen, jene «vertraglichen Bindungen zu erfüllen, die Frankreich gegenüber Polen eingegangen ist und die der Deutschen Regierung bekannt sind». Coulondre selber brach bei der Rückkehr in die Botschaft vor seinen Mitarbeitern in Tränen aus.<sup>288</sup>

Doch hatte auch England Mühe, sich auf die Realität des Krieges einzustellen. Verzweifelt wartete Polen auf militärische Hilfe oder doch Entlastung und begriff erst viel zu spät, dass es ohne wirklichen Beistand war. Die Schwerfälligkeit der englischen Aktionen war allerdings nicht nur eine Sache des Temperaments oder der ungenügenden militärischen Vorbereitung. Vielmehr hatte die Garantie für Warschau in England niemals grosse Sympathie gefunden, es gab keine traditionelle Freundschaft zwischen beiden Ländern, und Polen galt als eines jener diktatorischen Regimes, die nur die Enge und Bedrückung autoritärer Herrschaft sichtbar machen, nicht dagegen den theatralischen Zauber und die Suggestion der Macht.<sup>289</sup> Als einer der konservativen Oppositionellen in den ersten Septembertagen bei einem Mitglied des Kabinetts auf Hilfe

für Polen drängte und dabei den damals diskutierten Plan erwähnte, den Schwarzwald mit Brandbomben anzuzünden, erhielt er zur Antwort: «Oh, das kann man nicht tun, das ist Privateigentum. Sie werden nächstens noch verlangen, dass wir das Ruhrgebiet bombardieren.» Frankreich wiederum hatte sich Polen gegenüber vertraglich verpflichtet, bis zum sechzehnten Kriegstag eine Offensive mit fünfunddreissig bis achtunddreissig Divisionen zu eröffnen. Doch war das ganz auf Verteidigung und die Behauptung seiner nationalen Idylle eingestellte Land unfähig, die Offensive zu planen. General Jodl hat in Nürnberg erklärt: «Wenn wir nicht schon im Jahre 1939 zusammengebrochen sind, so kommt das nur daher, dass die rund einhundertzehn französischen und englischen Divisionen im Westen sich während des Polenfeldzugs gegenüber den fünfundzwanzig deutschen völlig untätig verhielten.»<sup>290</sup>

Unter diesen Umständen konnten die modernen deutschen Armeen Polen in einem einzigen siegreichen Ansturm überrennen. Ihrer Perfektion und funktionierenden Dynamik vermochte die Gegenseite, eigenem späteren Eingeständnis zufolge, nur Anstalten von «einer rührenden Absurdität» entgegenzusetzen.<sup>291</sup> Das Zusammenwirken der in nie gesehenen Schwärmen durchbrechenden Panzerverbände mit motorisierten Infanterieeinheiten und der allesbeherrschenden Luftwaffe, deren «Stukas» sich mit ohrenbetäubendem Sirenton auf ihre Ziele stürzten, das präzise arbeitende Nachrichten- und Versorgungssystem: die ganze Gewalt dieses mechanisch vorrückenden Kolosses liess den Polen nicht viel mehr als ihren Mut. Die Streitkräfte des Landes seien, so hatte Beck selbstbewusst versichert, «auf einen elastischen, hinhaltenden Bewegungskrieg eingerichtet. Man wird grosse Überraschungen erleben.»<sup>292</sup> Doch die eigentliche Bedeutung dieses Feldzugs war, dass hier der Zweite Weltkrieg gleichsam gegen den Ersten kämpfte, und nirgends ist dieses Missverhältnis schärfer sichtbar geworden als in der tödlichen Donquichotterie der Kavallerieattacke auf der Tucheier Heide, als eine polnische Einheit hoch zu Pferde gegen deutsche Panzer anritt. Schon am Vormittag des 5. September notierte General Halder nach einer Lagebesprechung, «Feind so gut wie geschlagen», am 6. September fiel Krakau, einen Tag später floh die Warschauer Regierung nach Lublin, und wiederum

einen Tag darauf erreichten die deutschen Vorhut die polnische Hauptstadt. Schon zu diesem Zeitpunkt begann jeder organisierte gegnerische Widerstand zusammenzubrechen. In zwei grossen, am 9. September eingeleiteten Umfassungsbewegungen wurden die Reste der polnischen Streitkräfte eingekesselt und langsam erdrückt. Acht Tage später, als der Feldzug schon nahezu beendet war, fiel von Osten her die Sowjetunion in das bereits überwältigte Land ein, nicht ohne freilich umfangreiche juristische und diplomatische Absicherungen gegen den Vorwurf der Aggression getroffen zu haben. Am 18. September begegneten sich deutsche und sowjetische Truppen in Brest-Litowsk: der erste Blitzkrieg war beendet. Als einige Tage später Warschau fiel, ordnete Hitler ein siebentägiges Glockengeläut, täglich zwischen zwölf und dreizehn Uhr, an.

Dennoch bleibt zu fragen, ob er über den raschen militärischen Triumph ungetrübte Genugtuung empfand oder aller Jubel und alles Glockengeläut nicht doch von der Ahnung übertönt wurde, dass der Sieg eigentlich schon verloren war. Jedenfalls sah Hitler unvermittelt sein grosses Konzept auf den Kopf gestellt: Er kämpfte mit verkehrter Front, nicht nach Osten, wie er sich noch während der viel zu kurzen Tage des polnischen Feldzugs hatte einreden können, sondern von nun an nach Westen. Nahezu zwanzig Jahre lang war all sein Denken und Taktieren vom strikten Gegenteil bestimmt gewesen; nun hatten seine Unrast, seine Überheblichkeit und die Bestechungswirkung grosser Erfolge alle rationalen Erwägungen überspielt und die «faschistische» Konstellation endgültig zunichte gemacht: Er war «im Krieg mit den Konservativen, bevor er die Revolutionäre niedergeschlagen hatte»<sup>293</sup>. Einiges deutete darauf hin, dass ihm dieser verhängnisvolle Fehler schon in jenen Tagen bewusst geworden ist. Seine Umgebung hat von pessimistischen Anwandlungen und plötzlich einfallenden Angstzuständen gesprochen, «gerne hätte er noch den Kopf aus der Schlinge gezogen»<sup>294</sup>, und zu Rudolf Hess äusserte er, kurz nachdem der Krieg mit England zur Gewissheit geworden war: «Mein ganzes Werk zerfällt nun. Mein Buch ist für nichts geschrieben worden.» Gelegentlich verglich er sich mit Martin Luther, der so wenig gegen Rom habe kämpfen wollen wie er gegen England. Dann wiederum

suggerierte er sich mit all seinem Zufallswissen Englands Schwäche und demokratische Dekadenz; oder er versuchte, seine Ahnungen zu beschwichtigen, indem er von einem «Scheinkrieg» sprach, durch den die britische Regierung einer unpopulären Bündnispflicht formell Genüge leiste: Sobald Polen erledigt sei, hatte er in den letzten Augusttagen erklärt, «machen wir eine grosse Friedenskonferenz mit den Westmächten»<sup>295</sup>. Darauf hoffte er jetzt.

In diesem Zusammenhang sind die zunächst nach dem Polenfeldzug und später, im Anschluss an die Eroberung Frankreichs, noch einmal unternommenen Anstalten Hitlers zu sehen, die Auseinandersetzung mit England nur mit halber Kraft zu führen: als jene gleichsam verstärkte Kriegsdrohung mit zermürbenden Propagandaeinsätzen, für die man in England den Begriff des «phoney war» geprägt hat. Fast zwei Jahre lang ist seine Kriegführung von dem immer erneut aufgenommenen Versuch mitbestimmt, die verfehlte Konstellation vom Kopf wieder auf die Füße zu stellen, das einst leichtfertig preisgegebene Konzept zurückzugewinnen. Wenige Wochen vor Ausbruch des Krieges, am 22. Juli 1939, hatte er zu Admiral Dönitz geäußert, es dürfe keinesfalls zu einem Krieg mit England kommen, ein Krieg mit England bedeute nichts anderes als «finis Germaniae»<sup>296</sup>.

Jetzt war er im Krieg mit England.



## ZWISCHENBETRACHTUNG

Der verfehltte Krieg

«Das Horoskop der Zeit steht nicht auf Frieden,  
sondern auf Krieg.»  
*Adolf Hitler*

Es gibt für den Zweiten Weltkrieg keine Schuldfrage, und in den gelegentlich unternommenen Versuchen, sie gleichwohl zu konstruieren, durchkreuzen die apologetischen Bedürfnisse oder auch die Neigung, nach der Art A. J. P. Taylors den eigenen Witz in der Begründung des Unbegründbaren zu erproben, das Urteil des Historikers. Hitlers Verhalten im Verlauf der Krise, sein herausfordernder Mutwille, der Drang nach Zuspitzung und grosser Katastrophe, der seine Reaktionen so offenkundig beherrscht hat, dass aller Kompromisswille der Westmächte sich daran festlief, macht jede Frage nach dem Verursacher hinfällig. Der Krieg war Hitlers Krieg im umfassendsten denkbaren Sinn: seine Politik der zurückliegenden Jahre, im strengen Grunde sogar seine gesamte Laufbahn, hatten darin ihren Orientierungspunkt; ohne Krieg wären sie unversehens ohne Ziel und Konsequenz und Hitler nicht der, der er war.

Er hat gesagt, der Krieg sei «das letzte Ziel der Politik»<sup>1</sup>, und wie kaum ein anderer Satz zählt dieser zu den unumstösslichen Maximen seines Weltbilds. Den zugrundeliegenden Gedankenschritt hat er an zahlreichen Stellen, in Schriften, Reden und Gesprächen, immer wieder entwickelt: Politik sei, so meinte er, die Sicherung des Lebensraums eines Volkes; der erforderliche Lebensraum war seit alters nur durch Kampf zu erobern und zu bewahren, folglich war Politik eine Art permanenter Kriegführung und die bewaffnete Auseinandersetzung nur deren höchste Steigerung: die «stärkste und klassischste Ausprägung» nicht nur der Politik, wie Hitler formulierte, sondern des Lebens überhaupt; im Pazifismus dagegen müssten die Menschen vergehen und «an ihre Stelle wie-

der Tiere treten», die dem Gesetz der Natur unbeirrbar folgten.<sup>2</sup> «Solange die Erde sich um die Sonne drehe», äusserte er im Dezember 1940 zu dem bulgarischen Gesandten Draganoff in feierlich poetisierender Tonlage, «solange es Kälte und Wärme gebe, Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit, Sturm und Sonnenschein, so lange werde der Kampf dauern, auch unter den Menschen und den Völkern ... Wenn die Menschen im Garten Eden lebten, würden sie verfaulen. Das, was die Menschheit geworden ist, ist sie durch den Kampf geworden.» Und seiner Tischrunde erklärte er während des Krieges, ein Friede, der länger als fünfundzwanzig Jahre andauere, sei schädlich für eine Nation.<sup>3</sup>

In diesen mythologischen Bereichen seines Denkens gaben nicht Machtlust, Ruhmbedürfnis oder eine revolutionäre Heilsgewissheit das Recht zur Entfesselung eines Krieges, und Hitler nannte es sogar «ein Verbrechen», Krieg für den Erwerb von Bodenschätzen zu führen. Einzig das Raummotiv erlaubte den Griff zu den Waffen, doch in der reinen Form war der Krieg auch davon unabhängig und einfach das allmächtige Urgesetz von Tod und Leben und dem Gewinn des einen durch das andere, ein unausrottbarer Atavismus: «Krieg ist das Natürlichste, Alltäglichsste. Krieg ist immer, Krieg ist überall. Es gibt keinen Beginn, es gibt keinen Friedensschluss. Krieg ist Leben. Krieg ist jedes Ringen. Krieg ist Urzustand.»<sup>4</sup> Unbewegt durch Freundschaften, Ideologien und gegenwärtige Bündnisse erklärte er seiner Tischrunde gelegentlich, man werde eines fernen Tages, wenn Mussolinis Aufforstungsprogramm zur Wirkung gekommen sei, vielleicht auch Krieg gegen Italien führen müssen.<sup>5</sup>

In diesen Vorstellungen ist auch der Grund dafür zu suchen, dass der Nationalsozialismus keine Utopie besass, sondern lediglich eine Vision, Hitler nannte das Bild einer grossen, umfassenden Friedensordnung nur «lächerlich»<sup>6</sup>. Selbst seine Weltreichträume kulminierten nicht im Panorama eines harmonischen Zeitalters, sondern waren erfüllt von Waffenlärm, Aufruhr und Tumult, und wie weit auch immer Deutschlands Macht einst reichen würde: irgendwo stiess sie doch auf eine umkämpfte, blutende Grenze, an der die Rasse gehärtet und eine stete Auslese der Besten getroffen wurde. «Wir ermessen die eigenen Opfer, wägen ab die Grösse des

möglichen Erfolges und werden zum Angriff schreiten», hatte er schon in seinem «Zweiten Buch» geschrieben, «ganz gleich, ob er zehn oder tausend Kilometer hinter den heutigen Linien zum Stehen kommt. Denn wo auch immer unser Erfolg endet, er wird stets nur der Ausgangspunkt eines neuen Kampfes sein.» Diese nahezu verbohrt anmutende Fixierung auf Begriff und Idee des Krieges deutete, weit über den sozialdarwinistischen Ansatzpunkt hinaus, erneut darauf hin, in welchem Masse **Hitler** und der Nationalsozialismus aus dem Kriegserlebnis herstammten; es hat ihre Sentiments, ihre Machtpraxis und ihre Ideologie gleichermassen geprägt; Der Weltkrieg, pflegte **Hitler** unablässig zu wiederholen, habe für ihn nie aufgehört. Ihm ebenso wie dieser ganzen Generation schien die Idee des Friedens merkwürdig verleidet, sie war kein Objekt für ihre Phantasie, die vielmehr von Kampf und Feindschaft fasziniert war. Schon bald nach dem Abschluss des Machteroberungsprozesses, als die innenpolitischen Gegner soeben beseitigt waren, äusserte Goebbels einem ausländischen Diplomaten gegenüber, «er denke oft voller Sehnsucht an die früheren Zeiten zurück, da es immer Gelegenheiten zu Attacken gab», und einer aus der engsten Umgebung **Hitlers** hat von dessen «pathologischer Kampfnatur» gesprochen.<sup>7</sup> So stark und beherrschend war dieses Bedürfnis, dass es schliesslich alles überlagerte und verschlang, nicht zuletzt **Hitlers** so lange demonstriertes politisches Genie.

Wenn **Hitlers** Denken und Trachten indes auch nahezu ausschliesslich auf Krieg zielte, so war es doch nicht dieser, am 3. September 1939 mit den Kriegserklärungen der Westmächte eröffnete und durch absurd vertauschte Fronten gekennzeichnete Krieg, den er gesucht hatte. Kurz bevor er Kanzler wurde, in den Tagen nüchtern hoch fliegen der Inspiriertheit, hatte er seiner Umgebung erklärt, er werde die bevorstehende Auseinandersetzung mit den Feindmächten frei von allen romantischen Affekten beginnen, nur geleitet von seinen taktischen Erwägungen; er spiele nicht Krieg und lasse sich auch von niemandem in einen Waffengang hineinintrigieren; «Den Krieg führe ich. Den geeigneten Zeitpunkt zum Angriff bestimme ich. Es gibt nur einen günstigsten. Ich werde auf ihn warten. Mit eiserner Entschlossenheit. Und ich werde ihn nicht verpassen. Ich werde meine ganze Energie darauf verwenden, ihn

herbeizuzwingen. Das ist meine Aufgabe. Erzwingen Sie das, dann habe ich das Recht, die Jugend in den Tod zu schicken.»<sup>8</sup>

Die selbstgestellte Aufgabe war Hitler offenbar missglückt; war sie ihm wirklich missglückt? Die Frage kann nicht sein, warum oder gar ob Hitler den Zweiten Weltkrieg aus freien Stücken begonnen hat; sie kann nur lauten, warum er, der den Gang des Geschehens fast ausschliesslich bestimmt hat, entgegen allen seinen Plänen zu diesem Zeitpunkt in diesen Krieg geraten ist.

Gewiss hatte er Englands Haltung verkannt und einmal mehr wider alle Vernunft gespielt; zu oft war er aus vergleichbaren Situationen im Triumph hervorgegangen, als dass er nicht verführt gewesen wäre, in der Möglichkeit des Unmöglichen eine Art persönliches Lebensgesetz zu erkennen. Hier liegt auch der tiefere Grund für die vielen vergeblichen Hoffnungen, die er sich in den folgenden Monaten konstruiert hat: Zunächst war es die rasche Niederwerfung Polens, von der er sich ein Einlenken Englands versprach, dann das Eingreifen der Sowjetunion auf deutscher Seite; er setzte eine Zeitlang auf eine verminderte Kriegstätigkeit gegen das Inselreich, später auf den verstärkten Bombenkrieg und erwartete dann die Wende vom Sieg über Englands Festlandsdegen: «Entschieden würde der Krieg in Frankreich», äusserte er im März 1940 zu Mussolini, «wäre Frankreich erledigt ... müsse (England) Frieden schliessen.»<sup>9</sup> Schliesslich sei es ohne starkes Motiv, im Grunde nur wegen der unschlüssigen Haltung Italiens, in den Krieg eingetreten, und jedes der aufgeführten Argumente schien ihm hinreichend, England wieder zum Austritt aus dem Kampf zu veranlassen. Andere Motive der Gegenseite sah er schlechterdings nicht und war sich seiner Sache so sicher, dass er das im sogenannten Z-Plan ohnehin reduzierte U-Bootbauprogramm mit nur zwei statt neunundzwanzig Stapelläufen ausnehmend nachlässig vorantreiben liess.

Doch kann die Täuschung über die Kriegsbereitschaft Englands den Entschluss Hitlers zum Krieg nicht ausreichend begründen. Immerhin war er sich des Risikos bewusst, das er einging; denn als London am 25. August seine Entschlossenheit zum Eingreifen durch den Beistandspakt mit Polen bekundete, hatte Hitler nicht zuletzt unter dem Eindruck dieser Nachricht den Angriffsbefehl

noch einmal widerrufen. Die verbleibenden Tage hatten ihm keinerlei Anlass zu der Vermutung gegeben, Englands Widerstandswille sei schwächer geworden. Wenn er daher am 31. August den Angriffsbefehl gleichwohl erneuerte, musste es ein stärkeres Motiv geben, das seinen Entschluss bestimmte.

Auffällig im Gesamtbild seines Verhaltens ist die hartnäckige, eigentümlich blind wirkende Ungeduld, mit der er in die Auseinandersetzung drängte. Sie steht in bemerkenswertem Gegensatz zu den zögernden, von ständigem Schwanken gekennzeichneten Entscheidungsprozessen, wie sie für **Hitler** immer charakteristisch gewesen waren. Als Göring ihn in den letzten Augusttagen beschwor, das Spiel nicht zu überreizen, entgegnete er heftig, er habe in seinem Leben immer Vabanque gespielt;<sup>10</sup> und wie treffend die Bemerkung in der Sache auch war, so sehr widersprach sie doch dem misstrauischen, umsichtigen Stil, der **Hitlers** Politik in allen vergangenen Jahren gekennzeichnet hat. Man muss sich denn auch weiter zurück, bis nahezu in die frühe vorkommunistische Phase seiner Laufbahn begeben, um den Anknüpfungspunkt für das unermutete, an alte Provokationen und Halsbrechereien gemahnende Verhalten während des Sommers 1939 zu finden.

In der Tat deutet alles darauf hin, als habe **Hitler** in diesen Monaten mehr als nur eine bewährte Taktik, nämlich die Politik an sich aufgegeben, in der er fünfzehn Jahre exzelliert und zeitweilig keinen gleichrangigen Gegenspieler gehabt hat: als sei er endlich all der umständlichen Zwänge des ewigen Lavierens, der Verstellungskünste und diplomatischen Fädenzieherei überdrüssig und suche wieder einmal die «eine grosse, allgemein verständliche, befreiende Handlung»<sup>11</sup>. Zu den scharfen Zäsuren dieses Lebens zählt, wie zu beobachten war, der Novemberputsch des Jahres 1923: In einem genaueren Sinne bezeichnet er den Eintritt **Hitlers** in die Politik. Bis dahin hatte er sich vor allem durch seine Unbedingtheit hervorgetan, durch die umweglose Aggressivität seines Agierens, die radikalen Alternativen des Alles-oder-Nichts, die er in der Nacht vor dem Marsch zur Feldherrnhalle mit düsterer Emphase noch einmal beschworen hatte. «Wenn der Entscheidungskampf um Sein oder Nichtsein uns ruft, dann wollen wir alle nur eins kennen: den Himmel über uns, den Boden unter uns, vor uns den

Feind.» Er hatte bis dahin nur frontale Beziehungen gekannt, nach innen wie nach aussen. Dem offensiv vorstossenden Stil des Redners entsprach der rüde Kommandoton des Parteivorsitzenden, dessen Anordnungen durchweg eine kategorische, brüske Entschlossenheit anzeigten.<sup>12</sup> Erst der Zusammenbruch vom 9. November 1923 hat Hitler den Sinn und die Chance des politischen Spiels, der taktischen Schliche, Koalitionen und Scheinkompromisse ganz zum Bewusstsein gebracht und aus dem angriffslustigen Putschisten von einst den besonnen disponierenden Politiker gemacht. Trotz aller Überlegenheit jedoch, mit der er seine Rolle bald zu beherrschen lernte, hat er nie ganz verheimlichen können, wieviel Kreide er gleichsam hatte schlucken müssen und dass sein tiefer Hang nach wie vor gegen die Umwege, die Spielregeln, die Legalität und weit darüber hinaus: gegen die Politik überhaupt gerichtet blieb.

Jetzt kehrte er in seine frühen Zustände zurück, entschlossen, endlich das Netz der Abhängigkeiten sowie der falschen Einverständnisse zu zerreißen und jene Putschistenfreiheit zurückzugewinnen, einen Politiker als «Schweinehund, der mir einen Vermittlungsvorschlag vorlegt» zu bezeichnen. Hitler habe sich «wie eine Naturkraft» benommen, berichtete der rumänische Aussenminister Gafencu im April 1939 nach einem Besuch in Berlin,<sup>13</sup> und kaum eine Formel beschrieb auch den Demagogen und Auführer der frühen zwanziger Jahre treffender. Bezeichnenderweise tauchten mit dem Entschluss zum Kriege auch die einstigen apolitischen Alternativen von Sieg oder Vernichtung, Weltmacht oder Untergang, denen seine versteckte Sympathie immer gegolten hatte, regelmässig, mitunter in derselben Rede mehrfach, wieder auf: «Jede Hoffnung auf Kompromisse ist kindisch: Sieg oder Niederlage», erklärte er beispielsweise am 23. November 1939 seinen Generälen und fuhr dann fort: «Ich habe das deutsche Volk zu grosser Höhe geführt, wenn man uns auch jetzt in der Welt hasst. Dieses Werk setze ich auf das Spiel. Ich habe zu wählen zwischen Sieg oder Vernichtung. Ich wähle den Sieg»; und wenige Sätze später noch einmal: «Es handelt sich nicht um eine Einzelfrage, sondern um Sein oder Nichtsein der Nation.»<sup>14</sup> Ganz im Sinne dieses Rückzugs aus der Politik fiel er in Terminologie und Aussage zusehends

auf eine irrationale Ebene zurück: «Nur wer mit dem Schicksal kämpft, kann eine günstige Vorsehung haben», bemerkte er in der erwähnten Rede, ein Beobachter aus seiner engeren Umgebung registrierte in den letzten Augusttagen eine auffallende «Tendenz zum Nibelungentod», während Hitler selber sich rechtfertigend auf Dschingis Khan berief, der auch «Millionen Frauen und Kinder in den Tod gejagt» habe, und den Krieg definierte als einen «Schicksalskampf, der nicht irgendwie abgelöst werden kann oder nicht weggehandelt werden kann durch irgendeine kluge politische oder taktische Geschicklichkeit, sondern wirklich eine Art Hünenkampf (darstellt)..., bei dem man entweder steht oder fällt und stirbt; eins von beiden»<sup>15</sup>: Man kann nicht umhin, in all diesen Zeugnissen Symptome dafür zu sehen, dass er nun wieder in vorpolitische Bezirke geriet, wo statt aller verächtlichen Winkelzüge die Geschichte und anstelle glatter Politikerkünste der Schritt des Schicksals das Geschehen bestimmten.

Die folgenden Jahre haben offenbart, dass Hitlers Abkehr von der Politik keiner vergänglichen Laune entstammte; denn im Grunde ist er nie mehr in die Politik zurückgekehrt. Alle Versuche seiner Umgebung: die dringlichen Beschwörungen von Goebbels, die Anstösse Ribbentrops oder Rosenbergs, selbst die gelegentlichen Empfehlungen ausländischer Politiker wie Mussolini, Horthy oder Laval waren vergeblich. Die regelmässig wiederkehrenden, mit fortschreitender Kriegsdauer freilich immer seltener werdenden Unterredungen mit den Chefs der Satellitenstaaten waren alles, was schliesslich blieb; doch hatten sie mit politischer Aktivität nichts zu tun, Hitler selber hat sie treffend «hypnotische Behandlungen» genannt. Am Ende steht die Antwort, die er dem Verbindungsmann des Auswärtigen Amtes im Hauptquartier, Botschafter Hewel, im Frühjahr 1945 auf die Aufforderung gab, die letzte Möglichkeit einer politischen Initiative zu nutzen: «Politik? Ich mache keine Politik mehr. Das widert mich so an.»<sup>16</sup>

Er hat seine Passivität im Übrigen aufs Widersprüchlichste mit den wechselnden Umständen begründet, sei es, dass er in Phasen des Kriegsglücks die Zeit für sich arbeiten sah, sei es, dass er in Perioden der Rückschläge die Ungunst seiner Verhandlungsposition fürchtete; «Er komme sich vor wie eine Kreuzspinne», erklärte er



in der zweiten Kriegsphase, «so lauere er auf die Glückssträhne, und man müsse nur bereit sein und alles für diesen Moment vorbereiten.» In Wirklichkeit verbarg er hinter solchen Bildern den anhaltenden Soupçon gegen die Politik im Ganzen, deren Einsätze ihm zu klein, deren Pointen ihm zu schal waren und die nichts von jener Feuerluft besass, die Erfolge erst in Triumphe verwandelte. In verschiedentlichen Äusserungen aus den Kriegsjahren ist seine Auffassung überliefert, man müsse «sich die möglichen Rückzugslinien selbst abschneiden ..., dann kämpfe man leichter und entschlossener»<sup>17</sup>. Die Politik war, wie er es jetzt sah, nichts anderes als «die mögliche Rückzugslinie».

Mit dem Verzicht auf die Politik kam Hitler auch auf die prinzipiellen ideologischen Positionen von einst zurück. Jene Starrheit des Weltbildes, die durch seine grenzenlose taktische und methodische Beweglichkeit so lange verhüllt worden war, trat nun erneut, zunehmend schärfere Konturen gewinnend, hervor. Der Krieg setzte einen Versteinerungsprozess in Gang, der alsbald die Person im Ganzen zu erfassen begann und alle ihre Reaktionen lähmte. Schon der formlos von Hitler erteilte Auftrag vom 1. September 1939, dem Tage des Kriegsbeginns, unheilbar Kranken den «Gnadentod» zu gewähren, setzte ein alarmierendes Zeichen.<sup>18</sup> Seine greifbarste Gestalt hat dieser Prozess im manisch sich steigenden Antisemitismus Hitlers gefunden, der selber eine Form der mythologisierenden Bewusstseinsverkümmung war: Anfang 1943 erklärte er einem ausländischen Gesprächspartner gegenüber: «Die Juden seien die natürlichen Verbündeten des Bolschewismus und die Kandidaten für die Stellen, die die jetzige, bei der Bolschewisierung zu ermordende Intelligenz innehatte. Deshalb sei (er) ... der Meinung, dass man je radikaler desto besser gegen die Juden vorgehen müsse. Er ziehe eine Seeschlacht von Salamis einem ungeklärten Gefecht vor und breche lieber alle Brücken hinter sich ab, da der jüdische Hass sowieso riesengross sei. In Deutschland ... gäbe es auch kein Zurück auf dem einmal eingeschlagenen Wege.»<sup>19</sup> Zusehends verdichtete sich für ihn das Gefühl, in die grosse Endauseinandersetzung einzutreten, und die Eschatologie kannte, wie er meinte, die Figur des Diplomaten nicht.

Auf der Suche nach dem konkreten Antriebselement, das alle

diese Prozesse in Bewegung setzte, ist freilich **Hitlers** Widerwille vor der Politik, so treffend er sich ins psychologische Diagramm dieses Menschen mit dem immer wieder durchschlagenden Überdruß an aller Dauer einfügt, gewiss nicht die ganze Erklärung. Gelegentlich hat man einen krankheitsbedingten Bruch der Persönlichkeitsstruktur angenommen, doch fehlen dafür die Anhaltspunkte, und nicht selten verbirgt sich hinter solchen Thesen nur der Versuch enttäuschter Parteigänger des Regimes, den Unterschied zwischen dem erfolgreichen und dem erfolglosen **Hitler** zu erklären. Denn was immer dieses Leben an Brüchen enthält: es ist doch gerade der gänzlich unveränderte Charakter der Vorstellungen und Ideologien, der in dieser Phase hervortritt und sie mit den frühen Lebensperioden so eng verklammert, dass nicht ein Bruch als vielmehr der unwandelbare Kern im Wesen **Hitlers** zum Vorschein kommt.

Gewiss aber war seine Ungeduld bei alledem im Spiel, das Bedürfnis nach dramatischen Steigerungen, die rasche Sättigung durch Erfolge, die Dynamik, deren Urheber er war und deren Opfer er nunmehr wurde; der «unwiderstehliche Drang», aus der «Passivität herauszutreten», den Ulrich v. Hassell schon während der Rheinlandbesetzung registriert hatte; und schliesslich das Phänomen der Zeitangst, die spätestens vom Jahre 1938 an seinem Aktionsstil einen charakteristischen Zug vermittelt hat und sich jetzt durch die Erwägung noch verstärkt sah, die Zeit verrinne ihm nicht nur, sondern arbeite gegen ihn. «In schlaflosen Nächten», so hat er Mussolini gegenüber beteuert, habe er «eine Antwort auf die Frage zu finden (versucht), ob eine Verschiebung des Krieges um zwei Jahre für Deutschland besser wäre oder nicht», doch dann im Gedanken an die Unvermeidbarkeit des Konflikts und die wachsende Stärke des Gegners «Polen im Herbst kurzerhand angegriffen»<sup>20</sup>. Auch zu V. Brauchitsch und Halder äusserte er sich am 27. September 1939 in diesem Sinne, und in einer vierzehn Tage später verfassten Denkschrift erklärte er: «Nach Lage der Dinge kann ... die Zeit mit grösserer Wahrscheinlichkeit als Verbündeter der Westmächte gelten denn als Verbündeter von uns.»<sup>21</sup> Auf immer neue Weise hat er diese Erwägungen rationalisiert und nicht nur von «dem Glück, selbst diesen Krieg führen zu dürfen», gesprochen,

sondern sogar von seiner Eifersucht bei dem Gedanken, dass ein anderer nach ihm diesen Krieg beginnen könnte, oder an anderer Stelle mit geringschätzigem Blick auf jeden denkbaren Nachfolger erklärt, er wolle «nicht, dass einmal nach seinem Tode ‘dumme Kriege’ kämen». In zusammengefasster Form finden sich seine geläufigsten Motive in der Ansprache vom 23. November 1939, als er die Oberbefehlshaber zum möglichst unverzüglichen Angriff gegen Westen veranlassen wollte und nach einer Analyse der Lage bemerkte;

«Als letzten Faktor muss ich in aller Bescheidenheit meine eigene Person nennen: unersetzbar. Weder eine militärische noch eine zivile Persönlichkeit könnte mich ersetzen. Die Attentatsversuche (wie der vom 8. November 1939 im Bürgerbräukeller) können sich wiederholen. Ich bin überzeugt von der Kraft meines Gehirns und von meiner Entschlusskraft. Kriege werden immer beendet nur durch Vernichtung des Gegners. Jeder, der anders denkt, ist unverantwortlich. Die Zeit arbeitet für den Gegner. Jetzt ist ein Kräfteverhältnis, das sich für uns nicht mehr verbessern, sondern nur verschlechtern kann. Der Gegner wird nicht Frieden schliessen, wenn das Kräfteverhältnis für uns ungünstig ist. Keine Kompromisse. Härte gegen sich selbst. Ich werde angreifen und nicht kapitulieren. Das Schicksal des Reiches hängt nur von mir ab. Ich werde danach handeln.»<sup>22</sup>

Zum Politikverzicht, wie er in solchen eigentümlichen rauschhaften Rationalisierungen deutlich wurde, sah Hitler sich allerdings auch durch den überaus erfolgreichen Verlauf der Anfangsphase des Krieges ermutigt. Die Rolle des Feldherrn, die er gegen Polen noch mit einiger Zurückhaltung gespielt hatte, übernahm er bald mit wachsender Leidenschaft, und etwas von jenem infantilen Zug, mit dem er alle einmal gemachten lustvollen Erfahrungen zu perpetuieren trachtete, war während des Krieges auch in diesem masselosen Engagement vor dem Kartentisch des Führerhauptquartiers erkennbar. Es brachte seinen Nerven neue Reize, neue Erregungen, stellte ihm aber auch neue Aufgaben, und sicherlich hat er im Feldherrnberuf die denkbar höchste Herausforderung nicht nur an die «Kraft seines Gehirns», an seine Härte und Entschlossenheit erblickt, sondern auch an sein theatralisches Temperament: eine Regieaufgabe der «gigantischsten Art» und des tödlichsten Ernstes, sein Hinweis, dass nur musische Menschen zum Feldherrn begabt

seien, unterstreicht diese Überlegungen. Die mühelosen Siege der ersten Zeit stärkten in ihm die Überzeugung, dass er nach dem Ruhm des Demagogen und des Politikers auch den des Feldherrn einbringen werde; und als dieser Ruhm mit zunehmender Dauer des Krieges ausblieb, begann er, ihm nachzusetzen – atemlos, trotzig, begleitet von seinen Phantasmagorien, bis in den Untergang.

**Hitlers** Wille zum Krieg war jedoch nicht nur so stark und unbedingt, dass er um seinetwillen das ins Gegenteil verkehrte Konzept in Kauf nahm; vielmehr ging er auch trotz durchweg unzureichender Vorbereitung in die Auseinandersetzung. Die gedrückte Stimmung auf den Strassen, der in den zurückliegenden Monaten verschiedentlich demonstrativ verweigerte Jubel zeugten von der mangelhaften psychologischen Organisation der Bevölkerung, und **Hitler** unternahm in all seiner Ungeduld nur wenig zu ihrer Verbesserung. Seit der Reichstagsrede vom 28. April war er kaum vor die Massen getreten, er ging vermutlich davon aus, dass das Drama der Ereignisse schon genügend Mobilmachungsenergie enthalte. Aber die Genugtuungserlebnisse, die noch die Wiederbesetzung des Rheinlands, der Anschluss Österreichs oder der Einmarsch ins Sudetengebiet den Menschen bereitet hatten, waren schon bei der Besetzung Prags dahin und hatten sich endlich abgenutzt: Für das Prestigebedürfnis der Nation, die sich so lange gedemütigt gefühlt hatte, waren weder Danzig noch der Korridor Fragen von wirklicher Bedeutung. Zwar war der Krieg gegen Polen populärer als irgendeine andere Auseinandersetzung im Verlauf des Zweiten Weltkriegs, doch ein suggestives Motiv wohnte ihm nicht inne, und weder die aufgebauchten Greuermeldungen über die ermordeten, gefolterten oder vergewaltigten Deutschen noch die tatsächliche Zahl der rund siebentausend Opfer vermochten es beizubringen. Schon wenige Monate nach Kriegsbeginn häuften sich Unmutsäusserungen, der Sicherheitsdienst vermerkte als Stimme der Bevölkerung, «man habe eben einen Krieg ohne genügende Vorbereitungen angefangen», zwischen Weihnachten und Neujahr musste erstmals öffentlich die Polizei gegen Zusammenrottungen unzufriedener Menschen eingesetzt werden.<sup>23</sup>

Der Entschluss **Hitlers** zum Krieg war denn offenbar auch von

der Befürchtung mitbestimmt, die Kriegsbereitschaft der Bevölkerung könne noch weiter absinken, und zu seinen Überlegungen zählte wohl, die Auseinandersetzung zu beginnen, solange noch die Möglichkeit bestand, an die sichtlich erlahmende Dynamik vergangener Jahre anzuknüpfen «Wer die Schlachten meidet», hatte er früher einmal erklärt, «wird nie die Kraft erlangen, Schlachten zu schlagen», und in einer seiner letzten Reden, in der er den Zeitpunkt der Entfesselung des Krieges rechtfertigte («einen glücklicheren Augenblick als den vom Jahre 1939 konnte es ... überhaupt gar nicht geben»), hat er ausgeführt, sein Entschluss sei auch von der psychologischen Erwägung mitbestimmt worden, dass man «Begeisterung und Opferbereitschaft nicht ... auf Flaschen legen und konservieren (kann). Das entsteht einmal im Zuge einer Revolution und wird allmählich wieder verblassen. Der graue Alltag und die Bequemlichkeiten des Lebens werden dann die Menschen wieder in ihren Bann schlagen und wieder zu Spiessern machen. Was wir erreichen konnten durch die nationalsozialistische Erziehung, durch die ungeheure Welle, die unser Volk begeisternd ergriff, durfte man nicht vorübergehen lassen»; im Gegenteil, der Krieg war die Chance, es wieder neu zu entfachen.<sup>24</sup>

Doch sollte der Krieg nicht nur auf psychologischem Gebiet die Voraussetzungen, die zu seiner Führung notwendig waren, zum Teil erst selber schaffen; in einem genaueren Sinn war dies [Hitlers](#) Grundkonzept für die Auseinandersetzung überhaupt, und es brachte, wie wenig es sonst, sein Hasardeurwesen wieder zum Vorschein. In einer Rede von Anfang Juli 1944 hat er dieses Prinzip in aller Offenheit bekannt, als er einräumte, dieser Krieg sei «eine Vorfinanzierung der späteren Leistung, der späteren Arbeit, der späteren Rohstoffe, der späteren Ernährungsbasis und zugleich aber doch auch eine ungeheure Schulung für die Bewältigung der Aufgaben, die uns ja doch, auch in der Zukunft, gestellt worden wären»<sup>25</sup>.

Die wirtschaftlichen und rüstungstechnischen Vorbereitungen waren noch weit ungenügender als die psychologischen. Zwar hatte die deutsche Propaganda immer erneut auf die gewaltigen Wehranstrengungen verwiesen, und alle Welt glaubte ihr und den Reden der führenden Akteure des Regimes, dass die Vorbereitung

des Krieges seit Jahren das beherrschende Ziel der deutschen Wirtschaft gewesen sei. Ganz in diesem Sinne hatte Göring, als er zum Beauftragten des Vierjahresplanes ernannt worden war, geprahlt: Deutschland sei schon im Krieg, es werde nur noch nicht geschossen.<sup>26</sup> Die Wirklichkeit dagegen sah weit anders aus. Zwar war das Land in der Stahlerzeugung seinen Gegnern überlegen, desgleichen waren seine Kohlevorräte grösser, seine Industrie vielfach leistungsfähiger. Allen Autarkiebemühungen zum Trotz war jedoch die Auslandsabhängigkeit bei kriegsentscheidenden Rohstoffen gross und betrug beispielsweise bei Zinn neunzig Prozent, bei Kupfer siebzig Prozent, bei Kautschuk achtzig, bei Mineralöl fünfundsechzig und bei Bauxit neunundneunzig Prozent. Der Bedarf für die wichtigsten Rohstoffe war auf ungefähr ein Jahr gesichert, doch die Vorräte an Kupfer, Kautschuk und Zinn waren schon im Frühjahr 1939 nahezu aufgebraucht. Ohne die kräftige wirtschaftliche Unterstützung der Sowjetunion wäre Deutschland einer britischen Wirtschaftsblockade vermutlich in kurzer Zeit erlegen, Molotow selber hat darauf in einer Unterredung mit Hitler verwiesen.<sup>27</sup>

Nicht viel anders verhielt es sich auf dem Gebiet der militärischen Rüstung. In seiner Reichstagsrede vom 1. September hatte Hitler zwar erklärt, er habe neunzig Milliarden dafür ausgegeben, doch war dies eine der ausschweifenden Fiktionen, in die er bei der Erwähnung von Zahlen regelmässig geriet.<sup>28</sup> Trotz aller Aufwendungen in den zurückliegenden Jahren war Deutschland nur für den Krieg vom 1. September, nicht für den vom 3. September gerüstet. Das Heer bestand zwar aus einhundertundzwei Divisionen, aber nur die Hälfte davon war aktiv und voll einsatzbereit, der Ausbildungsstand wies nicht unerhebliche Mängel auf. Die Marine wiederum war nicht nur der englischen, sondern sogar der französischen Flotte deutlich unterlegen, nicht einmal die Möglichkeiten des deutsch-englischen Vertrages von 1935 waren ausgenutzt worden, und Grossadmiral Raeder erklärte kurz nach dem Eintreffen der westlichen Kriegserklärungen, die deutsche Flotte beziehungsweise «das Wenige, was fertig ist oder noch kriegsbereit wird, (könne) nur anständig kämpfend untergehen»<sup>29</sup>, Lediglich die Luftwaffe war stärker, sie verfügte über 3'298 Maschinen, während

die Munitionsvorräte bei Abschluss des Polenfeldzugs rund zur Hälfte verbraucht waren, so dass eine aktive Fortführung des Krieges selbst für drei bis vier Wochen nicht möglich gewesen wäre; General Jodl hat die vorhandenen Reserven in Nürnberg als «geradezu lächerlich» bezeichnet. Auch die Ausrüstungsvorräte lagen vielfach erheblich unter der Viermonatsgrenze, die das Oberkommando des Heeres (OKH) gefordert hatte. Ein auch nur mit halber Kraft geführter Angriff von Westen hätte daher vermutlich schon im Herbst 1939 die Niederlage Deutschlands und das Ende des Krieges herbeigeführt; Fachleute haben diese Überlegung bestätigt.<sup>30</sup>

Ganz ohne Zweifel hat [Hitler](#) diese Schwierigkeiten und Risiken gesehen. In seiner Denkschrift vom 9. Oktober 1939 «über die Führung des Krieges im Westen» ist er darauf eingegangen und hat in einem gesonderten Abschnitt «die Gefahren der deutschen Lage» analysiert. Seine hauptsächliche Sorge richtete sich auf einen Krieg von längerer Dauer, für den er Deutschland weder politisch noch materiell oder psychologisch hinreichend gewappnet hielt. Doch gingen für ihn alle diese Schwächen auf die allgemeine Lage Deutschlands zurück, nicht auf die konkrete Situation, und waren daher «in kurzer Zeit jedenfalls durch keinerlei Anstrengungen wesentlich (zu) verbessern»<sup>31</sup>; das hiess aber im Grunde nichts anderes, als dass Deutschland zur Führung eines Weltkrieges unter den gegebenen Umständen nicht in der Lage war.

Mit einer ungemein bezeichnenden Wendung, die seinen ganzen Scharfsinn sowie seine Verschlagenheit sogar sich selber gegenüber zum Vorschein brachte, hat [Hitler](#) auf dieses Dilemma reagiert: Wenn Deutschland unfähig war, einen grossen, langandauernden Krieg gegen eine feindliche Koalition zu führen, musste es durch kurze, zeitlich getrennte und konzentriert geführte Schläge gegen ausgesuchte Einzelgegner seine Macht fallweise zum Zuge bringen und derart seine wehrwirtschaftliche Basis Schritt für Schritt so lange verbreitern, bis es in die Lage kam, den Weltkrieg zuletzt doch noch zu führen: dies war das strategische Konzept des Blitzkrieges.<sup>32</sup>

Die Blitzkriegsidee ist lange Zeit nur als taktische oder operative Methode der überfallartigen militärischen Vernichtung des Geg-

ners verstanden worden, doch war sie weit umfassender gedacht: ein Rezept der Gesamtkriegführung, das die spezifischen Schwächen und Vorzüge der deutschen Lage in Rechnung stellte und ingenieus zu einer neuartigen Eroberungspraxis verband. Indem sie die Zeiträume zwischen den verschiedenen Feldzügen zu jeweils neuen Rüstungsanläufen nutzte, konnten die Vorbereitungen nicht nur auf die einzelnen Gegner abgestellt, sondern die materiellen Belastungen der Wirtschaft wie der Öffentlichkeit auch relativ gering gehalten werden, ehe von Zeit zu Zeit die Fanfarenstösse massierter Triumphe für psychologische Stimulanz sorgten: Das Blitzkrieg-Konzept war nicht zuletzt ein Versuch, jenen ominösen Gemeinplatz aus Weltkriegszeiten zu beherzigen, wonach Deutschland zwar seine Schlachten gewann, seine Kriege jedoch verlor, indem der Krieg kurzerhand in eine Serie siegreicher Schlachten aufgelöst wurde. Aber hier lag auch die Fragwürdigkeit und ganze Selbstbetrügerei des Konzepts, so sehr es im Übrigen dem Wesen des Regimes und dem improvisierenden, von Augenblickseingebungen bestimmten Stil [Hitlers](#) entsprach: Es musste in dem Augenblick scheitern, da eine starke gegnerische Koalition zustande kam und den Entschluss zu einem langandauernden Krieg unwiderruflich fasste.

[Hitler](#) hat diesem Konzept so sehr vertraut, dass er auf die Alternative des grossen Krieges in keiner Weise vorbereitet war. Einen im Sommer 1939 unterbreiteten Vorschlag des Wehrmachtsführungsamtes, die Lage für den Fall einer umfassenden Auseinandersetzung «in Kriegs- und Planspielen ... zu klären», lehnte er unter dem ausdrücklichen Hinweis ab, dass sich der Krieg gegen Polen lokalisieren lasse,<sup>33</sup> seine Denkschrift vom 9. Oktober war der erste konkrete Versuch, Situation und Ziele einer Auseinandersetzung mit dem Westen zu definieren. Auch die Vorschläge einer prinzipiellen Umstellung der Wirtschaft auf die Bedürfnisse eines anhaltenden, total geführten Krieges wies er wiederholt ab, die industrielle Gesamtproduktion ging 1940 gegenüber dem Vorjahr leicht zurück, und kurz vor dem Winter 1941/42 wurde sogar in Erwartung des bevorstehenden «Blitzsieg» gegen die Sowjetunion die Produktion für militärische Güter gedrosselt.<sup>34</sup> Auch dabei wirkten Erfahrungen des Ersten Weltkriegs mit: Unter allen



Umständen wollte er die psychologisch zermürbenden Wirkungen einer jahrelangen rigorosen Einschränkungswirtschaft vermeiden.

Der Zusammenhang zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg ist nicht nur interpretatorisch auf unterschiedlichen Ebenen greifbar; vielmehr hat [Hitler](#) selber immer wieder ausdrücklich darauf verwiesen. Hinter ihm liege nur ein Waffenstillstand, vor ihm jedoch «der Sieg, den wir 1918 fortwarfen», hat er gelegentlich bemerkt und in seiner Ansprache vom 23. November 1939 unter Hinweis auf den Ersten Weltkrieg gesagt: «Heute wird der zweite Akt dieses Dramas geschrieben.»<sup>35</sup> Im Lichte dieses Zusammenhangs erscheint [Hitler](#) als der besonders radikale Vertreter einer deutschen Weltmachtidee, die bis in die späte Bismarckzeit zurückreicht, sich schon um die Jahrhundertwende zu konkreten Kriegszielen verdichtete und nach dem gescheiterten Anlauf der Jahre 1914-1918 im Zweiten Weltkrieg mit neuer und grösserer Entschlossenheit zu verwirklichen versucht wurde; eine nahezu hundertjährige imperialistische Kontinuität der deutschen Geschichte fand in [Hitler](#) ihren Höhepunkt.<sup>36</sup>

In der Tat kann diese Auffassung überzeugende Gründe für sich geltend machen. Schon der allgemeine Zusammenhang zwischen [Hitler](#) und der Vorweltkriegszeit, seine Herkunft aus ihren Komplexen, Ideologien und Abwehrreaktionen verleiht ihr Gewicht; denn aller Modernität zum Trotz war er eine zutiefst anachronistische Erscheinung, überständiges 19. Jahrhundert: In seinem naiven Imperialismus, einem Grössenkomplex, in der Überzeugung von der unvermeidbaren Alternative zwischen Aufstieg zur Weltmacht oder Untergang. Im Prinzip hatte bereits der junge Tendenzbürger aus Wiener Tagen die charakteristische Grundbewegung wiederholt, mit der die konservativen Führungsschichten der Zeit aus ihren sozialen Bedrohungsängsten in expansive Konzepte geflüchtet waren, er erweiterte und radikalisierte sie nur. Während jene sich von Krieg und Eroberung vielfach eine «Gesundung der Verhältnisse» im Sinne ihrer gesellschaftlichen und politischen Privilegien versprachen, eine «Stärkung der patriarchalischen Ordnung und Gesinnung»<sup>37</sup> dachte er wie stets in riesenhaft geweiteten Ka-

tegorien und betrachtete Krieg und Expansion, weit über das Klasseninteresse hinaus, als einzige Überlebenschance der Nation und sogar der Rasse; der Sozialimperialismus herkömmlicher Spielart war im Denken **Hitlers** eigentümlich vermischt mit biologistischen Elementen.

Aber hier wie dort war es das Grundmotiv des bedrohten und beengten Daseins, das die Weltmachtvisionen antrieb, wenn auch das eine Mal, zumindest im Falle des deutschen Kanzlers von 1914, V. Bethmann Hollweg, depressiv, achselzuckend und nicht ohne fatalistische Schwachheit, das andere Mal verbissen und in radikaler Bewusstheit. Gewiss sind die beiden Akteure nicht vergleichbar, die Idee eines deutschen Weltreichs war für Bethmann Hollweg «ein widersinniger, undenkbarer Gedanke», Deutschland werde, äußerte er gelegentlich bedrückt, «an seiner politischen Herrschaft, wenn es siegt, intellektuell zugrundegehen»<sup>38</sup>, und sicherlich hat **Hitler** einen Skeptizismus, so gebrochen wie diesen, nicht einmal ahnungsweise gekannt; dass Bethmann Hollweg aber gleichwohl, wenn auch bildungsbürgerlich sublimiert, von den gleichen pessimistischen Phantasien und germanisch getönten Untergangsstimmungen erfüllt war wie **Hitler** auch, zeigt die ganze weitgespannte Verbindlichkeit des Schicksals- und Katastrophenmotivs für das deutsche Bewusstsein; zu schweigen von den enrasierten Weltmachtvisionären, die Bethmann Hollweg 1917 zu Fall brachten.

Aber auch die Richtung, die **Hitler** seinen Expansionsabsichten gab, entsprach einer weit zurückreichenden Tradition. Es war seit langem Teil deutscher Ideologie, dass der Osten der natürliche Lebensraum des Reiches sei, und **Hitlers** Herkunft aus der Doppelmonarchie hat diese Blickwendung noch verstärkt. Schon eine Erklärung des lärmend agitierenden Alldeutschen Verbandes hatte 1894 das Interesse der Nation nach Osten und Südosten gelenkt, «um der germanischen Rasse diejenigen Lebensbedingungen zu sichern, deren sie zur vollen Entwicklung ihrer Kräfte bedarf». Auf dem berühmten «Kriegsrat» vom 8. Dezember 1912 verlangte der Generalstabschef v. Moltke, man solle «durch die Presse die Volkstümlichkeit eines Krieges gegen Russland» vorbereiten, und ganz in diesem Sinne forderten bald darauf die 'Hamburger Nachrichten' den unvermeidlichen Entscheidungskampf mit dem Osten, die

Frage sei, sekundierte die 'Germania', ob Germanen oder Slawen die Vorherrschaft über Europa zufallen solle. Wenige Tage nach Kriegsausbruch wurde im Auswärtigen Amt ein Plan zur «Bildung mehrerer Pufferstaaten» im Osten entwickelt, die sämtlich in militärischer Abhängigkeit von Deutschland stehen sollten. Noch weiter ging die Denkschrift des Vorsitzenden der Alldeutschen, Heinrich Glass, «zum deutschen Kriegsziel», die 1917 als Flugschrift verbreitet wurde. Sie forderte im Osten ausgedehnte Provinzen und dachte an eine «völkische Feldbereinigung» durch Austausch von Russen gegen Wolgadeutsche, Überführung der Juden nach Palästina und Verlegung der polnischen Volkstumsgrenzen nach Osten.<sup>39</sup> Hitlers ostpolitisches Konzept ist ohne die von solchen ausschweifenden Projekten geprägte Kriegszieldiskussion während des Ersten Weltkriegs nicht zu denken, wieviel davon auch immer auf den Einfluss russischer Emigrantenkreise in München sowie auf seinen eigenen Hang zu intellektueller Überspitzung zurückzuführen bleibt.

Desgleichen waren Hitlers Bündnisvorstellungen keineswegs ohne Vorbild. Der Gedanke, dass Deutschland sich der Neutralität Englands versichern müsse, um gemeinsam mit Österreich-Ungarn einen Eroberungskrieg nach Osten und möglicherweise zugleich gegen Frankreich zu führen, war der Politik des Kaiserreiches nicht gänzlich fremd. Bethmann Hollweg hatte diese Vorstellung kurz nach Kriegsbeginn noch präzisiert und es sogar für möglich gehalten, im Anschluss an einen Blitzkrieg im Westen zu einem Bündnis mit England zu kommen, um mit ihm gemeinsam gegen Russland vorzugehen, und noch gegen Ende des Krieges hat er erklärt, die Auseinandersetzung wäre «nur zu vermeiden (gewesen) durch eine Verständigung mit England».<sup>40</sup> Es war nichts anderes als die Idealkonzeption Hitlers, die in diesen Überlegungen erstmals umrisshaft auftauchte, und Hitler hat denn auch sogleich die Verständigung mit England und dessen Neutralität gesucht, nachdem die Weimarer Republik, vor allem unter Gustav Stresemann, der Aussöhnung mit Frankreich den Vorrang gegeben hatte.

Über die ideologischen, raumpolitischen und bündnistechischen Zusammenhänge hinaus lässt sich die Kontinuität des deutschen Weltmachtwillens aber auch unschwer von den gesellschaft-

lichen Gruppen her begründen. Es waren vor allem die konservativen Führungsschichten gewesen, deren Wortführer die ausgreifenden Konzepte der Kaiserzeit entworfen und aus dem Zusammenbruch des Jahres 1918 einen verstärkten Geltungskomplex entwickelt hatten: Seither suchten sie, Deutschlands erschüttertes Selbstbewusstsein wiederherzustellen sowie die verlorenen Gebiete (vor allem von Polen) zurückzugewinnen, und weigerten sich selbst in ihren besonnensten Vertretern während der Weimarer Zeit stets, eine Grenzgarantie nach Osten zu geben. Eine Denkschrift der Reichswehrführung für das Auswärtige Amt aus dem Jahre 1926 beispielsweise formulierte höchst charakteristisch als eine Art Leitlinie der deutschen Aussenpolitik: Befreiung des Rheinlands und des Saargebiets, Beseitigung des Korridors und Wiedergewinnung Polnisch-Oberschlesiens, Anschluss Deutsch-Österreichs sowie schliesslich Beseitigung der entmilitarisierten Zone<sup>41</sup> – es war, von der Reihenfolge abgesehen, das aussenpolitische Zeitprogramm **Hitlers** während der dreissiger Jahre. Im Führer der NSDAP sahen diese Gruppen den Mann, der in der Lage schien, ihre revisionistischen Absichten zu verwirklichen, weil er es wie kein anderer verstand, den Versailler Vertrag und die verbreiteten Gefühle der Demütigung über nahezu alle Schranken hinweg als integrierendes Mittel zur Mobilisierung der Nation zu nutzen. Bezeichnenderweise ermunterten sie ihn zu Beginn seiner Kanzlerschaft sogar zu einem verschärften Kurs: Sowohl beim Rückzug aus der Abrüstungskonferenz und beim Austritt aus dem Völkerbund als auch in der Abrüstungsfrage drängten die konservativen Kabinettsmitglieder den zögernden **Hitler** voran, und bis hin zur Münchener Konferenz waren es im Grunde nur die waghalsigen Spielermethoden **Hitlers**, die ihre Missbilligung fanden.

Dann freilich endet die Kontinuität. Denn was die revisionistischen Konservativen vom Schlag v. Neuraths, v. Blombergs, v. Pappens oder v. Weizsäckers als Ziel betrachteten, war für **Hitler** nicht einmal eine Etappe, sondern lediglich ein vorbereitender Schritt. Er verachtete die halbherzigen Partner, weil sie eben nicht wollten, was die umstrittene Formel ihnen zuschreibt: den «Griff nach der Weltmacht», der sein unverwandt angesteuertes «Zukunftsziel» war: nicht neue (oder gar alte) Grenzen, sondern neue Räume, eine

Million Quadratkilometer, ja alles Land bis zum Ural und schliesslich auch darüber hinaus: «Wir werden dem Osten unsere Gesetze aufdiktieren. Wir werden vordringen und uns nach und nach vordringen bis zum Ural. Ich hoffe, dass unsere Generation das noch schafft... Dann werden wir eine gesunde Auslese für alle Zukunft haben. Wir werden damit die Voraussetzungen dafür schaffen, dass das gesamte von uns, dem germanischen Volk, geleitete, geordnete und geführte Europa in Generationen seine Schicksalskämpfe mit einem bestimmt wieder hervorbrechenden Asien bestehen kann. Wir wissen nicht, wann das sein wird. Wenn dann auf der anderen Seite die Masse Mensch mit 1 bis 1,5 Milliarden antritt, dann muss das germanische Volk mit seinen, wie ich hoffe, 250 bis 300 Millionen zusammen mit den anderen europäischen Völkern in einer Gesamtzahl von 600 bis 700 Millionen und mit einem Vorfeld bis zum Ural oder in hundert Jahren bis über den Ural hinaus seinen Lebenskampf gegen Asien bestehen.»<sup>42</sup> Was diesen Imperialismus von dem der Kaiserzeit qualitativ unterschied und die Kontinuität zerbrach, war weniger der gewaltige Raumbhunger, der immerhin bei den Alldeutschen oder, machtpolitisch konkreter, in Ludendorffs Ostplänen von 1918 bereits angedeutet war, als vielmehr das ideologische Ferment, das ihm Bindung und Stosskraft verlieh: Vorstellungen von Auslese, Rasseblock und eschatologischer Sendung. Etwas von der Jähren, meist freilich viel zu spät gewonnenen Erkenntnis dieser Andersartigkeit ist in den Worten enthalten, mit denen einer der Konservativen [Hitler](#) damals gekennzeichnet hat: «Dieser Mensch gehört ja eigentlich gar nicht zu unserer Rasse. Da ist etwas ganz Fremdes an ihm, etwas wie eine sonst ausgestorbene Urrasse.»<sup>43</sup>

[Hitlers](#) Äusserung, der Zweite Weltkrieg sei die Fortsetzung des Ersten, war denn auch nicht der imperialistische Gemeinplatz, für den sie vielfach gehalten wird: Sie bezeichnete vielmehr den Versuch, sich in eine Kontinuität einzuschleichen, die er gerade nicht weiterführen wollte, und den Generalen und konservativen Mitspielern zum letzten Mal vorzuspiegeln, er sei der Sachwalter ihrer unverwirklichten Grossmachtträume, der Restitutor des verlorenen, gestohlenen Sieges von 1918, der ihnen nun doch noch gehören sollte. In Wirklichkeit hatte er nichts weniger im Sinn, die

revisionistischen Affekte gaben ihm nur einen idealen Anknüpfungspunkt. Vor dem Hintergrund eines undialektischen Kontinuitätsbegriffs verfehlt man leicht den Charakter der Erscheinung; [Hitler](#) war nicht Wilhelm III.

Schon in «Mein Kampf» hatte er geschrieben, ein Programm, wie er es vertrete, sei «die Formulierung einer Kriegserklärung gegen eine bestehende Ordnung, gegen eine bestehende Weltauffassung überhaupt»<sup>44</sup>. Im September 1939 begann er lediglich, die Auseinandersetzung mit Waffengewalt und über die Grenzen hinweg zu führen. Der Erste Weltkrieg war bereits, zumindest teilweise, ein Zusammenprall der Ideologien und Herrschaftssysteme gewesen, der Zweite wurde es auf eine ungleich schärfere, prinzipiellere Weise: eine Art weltweiten Bürgerkriegs, der weniger über die Macht als vielmehr über die Moral entschied, die künftig in der Welt herrschen werde.

Die Gegner, die sich nach der unvermutet raschen Niederwerfung Polens gegenüberstanden, hatten kein territoriales Streitobjekt, keine Eroberungsziele, und eine Zeitlang, in der Drôle de guerre dieses Herbstes, schien es, als habe der Krieg sein Motiv verloren: darauf gründete sich eine schwache Friedenschance. Am 5. Oktober war [Hitler](#) zur Siegesparade nach Warschau gereist und hatte für den folgenden Tag einen bedeutsamen «Friedensappell» angekündigt. Kaum jemand konnte ahnen, wie gegenstandslos die unbestimmten, letzten Hoffnungen waren, die sich daraufhin noch einmal meldeten. Denn schon vierzehn Tage zuvor hatte Stalin den deutschen Diktator wissen lassen, dass er für den Gedanken eines selbständigen Restpolens nur wenig Sympathie aufbringe, und mit jenem unlängst hervorgetretenen Hang gegen politische Alternativen hatte [Hitler](#) in die vorgeschlagenen Verhandlungen eingewilligt. Als sie am 4. Oktober beendet wurden, war Polen erneut von seinen übermächtigen Nachbarn geteilt, zugleich aber auch die Möglichkeit zunichte gemacht, den Krieg mit den Westmächten durch eine politische Lösung zu beenden. Ein ausländischer Diplomat äusserte über [Hitlers](#) Reichstagsrede, sie habe den Frieden unter Zuchthausstrafe angedroht.<sup>45</sup>

Im Rahmen seines grösseren Konzepts hatte [Hitler](#) allerdings

durchaus folgerichtig gehandelt; denn wie gern auch immer er die ideale Konstellation des westlichen Beistands zurückgewonnen hätte: Stalins Angebot verschaffte ihm endlich die gemeinsame Grenze mit der Sowjetunion, um deretwillen er den Krieg gegen Polen im Grunde begonnen hatte. Schon am 17. Oktober 1939 hatte er von Generaloberst Keitel, dem Chef des OKW, in einer abendlichen Besprechung verlangt, in der künftigen Planung zu berücksichtigen, dass die besetzte polnische Region «als vorgeschobenes Glacis für uns militärische Bedeutung hat und für einen Aufmarsch ausgenutzt werden kann. Dazu müssen die Bahnen, Strassen und Nachrichtenverbindungen für unsere Zwecke in Ordnung gehalten und ausgenutzt werden. Alle Ansätze einer Konsolidierung der Verhältnisse in Polen müssen beseitigt werden»; und dann ironisch: «die 'polnische Wirtschafte muss zur Blüte kommen».<sup>46</sup>

Aber auch moralisch überschritt er nun die Grenze, die den Krieg unwiderruflich machte. In der gleichen Unterredung verlangte er, alle Ansätze zu unterbinden, «dass eine polnische Intelligenz sich als Führerschicht aufmacht. In dem Lande soll ein niederer Lebensstandard bleiben; wir wollen dort nur Arbeitskräfte schöpfen.» Weit über die Grenzen von 1914 hinaus wurden vor allem das sogenannte Wartheland sowie das oberschlesische Industrieviertel dem Reich einverleibt, das Restgebiet als Generalgouvernement unter Führung von Hans Frank etabliert und teils einem rücksichtslosen Eindeutschungsprozess, teils einem Versklavungs- und Vernichtungskrieg unterworfen: Frank müsse befähigt werden, erklärte Hitler, das «Teufelswerk zu vollenden!» Schon in den letzten Septembertagen hatte er Heinrich Himmler mit der gewaltsamen Durchführung der rassistischen «Flurbereinigung» beauftragt und ihm mit der Aufhebung der Militärverwaltung am 25. Oktober 1939 den Weg für seinen «Volkstumskampf» freigemacht. Und während die SS- und Polizeieinheiten ihr Terrorregiment eröffneten: verhafteten, umsiedelten, austrieben, liquidierten, so dass ein deutscher Offizier in einem entsetzten Brief von einer «Mörder-, Räuber- und Plünderbande» sprach, schwärmte Hans Frank von der «Epoche des Ostens», die jetzt für Deutschland beginne, einer «Zeit gewaltiger kolonialisatorischer und siedlungsmässiger Neugestaltung»<sup>47</sup>.

Von Heinrich Himmler, der im Zuge der verstärkten Ideologisierung um diese Zeit zusehends an Macht gewann, hat Hitler gelegentlich lobend bemerkt, er habe keine Scheu, «mit verwerflichen Mitteln» vorzugehen, und schaffe dadurch nicht nur Ordnung, sondern auch Komplizen.<sup>48</sup> Es scheint, als habe diese psychologische Überlegung, jenseits aller Expansionsabsichten, die immer unverhülltere Kriminalisierung des Systems mitgetragen: die Absicht, die ganze Nation durch ein gewaltiges Verbrechen an das Regime zu ketten und das Bewusstsein zu erzeugen, dass alle Schiffe verbrannt seien, jenes Salmis-Gefühl, von dem Hitler gesprochen hatte – auch dies, wie der Verzicht auf alle Politik, ein Versuch, sich die Rückzugsmöglichkeiten abzuschneiden. In nahezu jeder Rede, die Hitler seit dem Beginn des Krieges gehalten hat, tauchte beschwörend die Formel auf, dass sich ein November 1918 nicht wiederholen werde. Zweifellos spürte er, was Generaloberst Ritter v. Leeb am 3. Oktober 1939 in seinem Tagebuch notierte: «Schlechte Stimmung der Bevölkerung, keinerlei Begeisterung, keine Beflagung der Häuser, alles erwartet den Frieden. Das Volk fühlt das Unnötige des Krieges.»<sup>49</sup> Die unmittelbar darauf einsetzende Vernichtungspolitik im Osten zählte zu den Mitteln, den Krieg unwiderruflich zu machen.

Er hatte keinen Ausweg mehr und stand wieder, alte Erregungen empfindend, mit dem Rücken zur Wand. Der Konflikt musste jetzt, wie er zu sagen pflegte, «eben ausgekämpft werden». Dem amerikanischen Unterstaatssekretär Sumner Welles, der ihn am 2. März 1940 aufsuchte, erklärte er, «es handele sich nicht darum, ob Deutschland vernichtet würde», Deutschland werde sich bis zum Äussersten wehren; aber «im allerschlimmsten Falle würden alle vernichtet werden»<sup>50</sup>.



**SIEBTES BUCH**

**Sieger und Besiegter**

## 1. KAPITEL

### Der Feldherr

«Das kann nur ein Genie!»

*Wilhelm Keitel*

«Ich denke an **Hitler** seit dem vergangenen September  
als an einen Toten.»

*Georges Bernanos*

**N**och im Laufe des Oktober 1939 begann **Hitler**, seine siegreichen Divisionen nach Westen zu schaffen und neu aufzustellen. Wie immer, wenn er einmal zu Entschlüssen gelangt war, hatte ein fieberhafter Aktionsdrang ihn erfasst und jedenfalls trifft der Begriff des «Sitzkrieges», unter dem man die folgenden Monate unentschlüssigen Wartens zusammenzufassen pflegt, sein Verhalten nicht. Noch vor der Reaktion der Westmächte auf seinen «Friedensappell» vom 6. Oktober bestellte er die drei Oberbefehlshaber sowie Keitel und Halder zu sich und trug ihnen eine Denkschrift zur militärischen Lage vor. Sie begann mit historisierenden Ausführungen über die feindselige Haltung Frankreichs seit dem Westfälischen Frieden von 1648 und begründete damit die Entschlossenheit zum unverzüglichen Angriff im Westen. Als Kriegsziel bezeichnete er die «Vernichtung der Kraft und Fähigkeit der Westmächte, noch einmal der... Weiterentwicklung des deutschen Volkes in Europa entgegenzutreten zu können»<sup>1</sup>: der Krieg nach Westen, hiess das, war nur der unvermeidlich gewordene Umweg, um die Bedrohung im Rücken auszuschalten, bevor der grosse Eroberungszug nach Osten begann. Ausführlich widmete er sich der in Polen angewandten Methode des Bewegungskrieges, die er auch für den Feldzug im Westen empfahl; entscheidend sei, so äusserte

er, durch massierte Panzereinsätze «die operative Vorwärtsbewegung des Heeres in Fluss zu halten und einen Stellungskrieg wie 1914-18 zu vermeiden»; es war das Konzept, das sich im Mai und Juni des folgenden Jahres mit so durchschlagendem Erfolg bewähren sollte.

Ebenso wie die gleichzeitig vorgelegte Weisung Nr. 6 für die Kriegführung zielte die Denkschrift psychologisch darauf ab, die widersetzlichen Stimmungen im hohen Offizierskorps zu überwinden. «Hauptsache ist der Wille, den Feind zu schlagen», beschwor Hitler die Anwesenden.<sup>2</sup> In der Tat hielt ein Teil der Generalität Hitlers Absicht, «den Franzosen und Engländer auf das Schlachtfeld zu bringen und zu schlagen», für dermassen falsch und riskant, und empfahl stattdessen, den Krieg durch eine konsequente Defensivhaltung gleichsam «zum Einschlafen» zu bringen. Einer der Generale sprach von einem «Wahnsinnsangriff», v. Brauchitsch, Halder und vor allem der Chef des Rüstungsamts, General Thomas, sowie General v. Stülpnagel, der Generalquartiermeister, trugen fachliche Einwände vor, indem sie auf die geringen Rohstoffvorräte, die erschöpften Munitionsreserven, die Gefahren eines Winterfeldzugs oder auf die Stärke des Gegners hinwiesen, und aus den politischen, militärischen und gelegentlich auch moralischen Bedenken formten sich neue Widerstandsabsichten. Bekümmert wandte Jodl sich Anfang Oktober an Halder, die Quertreibereien der Offiziere bedeuteten eine «Krise schlimmster Art», Hitler sei «erbittert darüber, dass (die) Soldaten ihm nicht folgen».<sup>3</sup>

Je widerstrebender die Generale sich verhielten, desto ungeduldiger drängte Hitler auf den Beginn der Westoffensive. Er hatte ursprünglich einen Zeitpunkt zwischen dem 15. und dem 20. November festgesetzt, dann jedoch den Angriffstermin auf den 12. November vorverlegt und damit die Offiziere zur Entscheidung gezwungen. Wie im September 1938 standen sie vor der Wahl, entweder einen Krieg vorzubereiten, den sie für verhängnisvoll hielten, oder aber Hitler durch einen Staatsstreich zu stürzen; und wie damals war v. Brauchitsch zu halber Unterstützung bereit, während im Hintergrund die gleichen Akteure wirkten: Oberst Oster, der inzwischen zurückgetretene Generaloberst Beck, Admiral Canaris, Carl Goerdeler, ferner der ehemalige Botschafter in Rom,

Ulrich v. Hassell, und andere. Zentrum ihrer Aktivitäten war das Generalstabsquartier in Zossen, und Anfang November entschlossen sich die Verschwörer zum Staatsstreich, falls Hitler weiterhin auf seinem Angriffsbefehl bestehen sollte, v. Brauchitsch erklärte sich bereit, in einer für den 5. November anberaumten Unterredung einen letzten Versuch zu unternehmen, Hitler umzustimmen. Es war der Tag, an dem die deutschen Verbände ihre Ausgangsstellungen zum Vorstoss gegen Holland, Belgien und Luxemburg beziehen sollten.

Die Unterredung in der Berliner Reichskanzlei führte zu einem dramatischen Zusammenstoss. Scheinbar gelassen hörte Hitler sich zunächst die Bedenken an, die der Oberbefehlshaber des Heeres in einer Art «Gegendenkschrift» zusammengefasst hatte: den Hinweis auf die schlechten Witterungsverhältnisse schob er knapp mit dem Einwand beiseite, das Wetter sei auch für den Gegner schlecht, die Besorgnisse wegen des unzureichenden Ausbildungsstandes verwarf er mit dem Bemerkten, daran sei auch in vier Wochen nichts zu ändern. Als v. Brauchitsch schliesslich die Haltung der Truppe im Polenfeldzug kritisierte und von Disziplinlosigkeiten sprach, ergriff Hitler die erwartete Gelegenheit zu einem seiner grossen Ausbrüche. Tobend, wie es in der nachträglichen Aufzeichnung Halders heisst, verlangte er Unterlagen, forderte zu wissen, bei welchen Einheiten die Vorkommnisse aufgetreten seien, was man veranlasst habe, ob Todesurteile verhängt worden seien, er werde sich unverzüglich an Ort und Stelle überzeugen, in Wirklichkeit habe nur die Armeeführung nicht kämpfen wollen und daher schon lange das Aufrüstungstempo verschleppt; er werde jetzt aber den «Geist von Zossen ausrotten». Schroff untersagte er V. Brauchitsch, seinen Bericht fortzusetzen, und fassungslos, mit bleichem Gesicht, verliess der Oberbefehlshaber die Reichskanzlei: «Br(auchitsch) ist völlig zusammengebrochen», notierte einer der Beteiligten.»<sup>4</sup> Am gleichen Abend bestätigte Hitler noch einmal ausdrücklich den Angriffsbefehl für den 12. November.

Obwohl damit die Bedingung für den Staatsstreich eigentlich erfüllt war, unternahmen die Verschwörer nichts; die blossen Drohung gegen den «Geist von Zossen» hatte genügt, ihre Schwäche und Entschlusslosigkeit zu offenbaren. «Alles ist zu spät und völlig

verfahren», schrieb einer der Vertrauten Osters, Oberstleutnant Groscurth, in seinem Tagebuch. Mit einer verräterischen Hast verbrannte Halder alles belastende Material und brach noch zur gleichen Stunde die laufenden Vorbereitungen ab. Als Hitler drei Tage später im Münchener Bürgerbräukeller nur knapp einem Attentat entging, das offenbar das Werk eines Einzelgängers war, brachte die Furcht vor einer Grossfahndung der Gestapo auch die letzten verbliebenen Staatsstreichabsichten zum Erliegen.<sup>5</sup> Überdies war der Zufall den Verschwörern gewogen und befreite sie von ihrem eigenen Vorsatz; denn am 7. November musste der Angriffstermin aufgrund der ungünstigen Wetterlage verschoben werden. Allerdings räumte Hitler nur einen Aufschub von wenigen Tagen ein; wie gering seine Bereitschaft war, die von den Offizieren geforderte langfristige Terminverschiebung in Betracht zu ziehen, geht daraus hervor, dass der Vorgang sich bis Anfang Mai 1940, als der Angriff schliesslich begann, insgesamt neunundzwanzig Mal wiederholte. In der zweiten Novemberhälfte wurden die Oberbefehlshaber zur ideologischen Stimmungsmache nach Berlin gerufen; Göring und Goebbels richteten schneidige Ansprachen an sie, ehe am 23. November Hitler selber vor sie trat und in drei Reden, die er innerhalb von sieben Stunden hielt, die Offiziere zu überzeugen und einzuschüchtern versuchte.<sup>6</sup> Im Rückblick auf die vergangenen Jahre warf er ihnen mangelnde Gläubigkeit vor und erklärte, er sei «aufs Tiefste gekränkt», er könne «nicht ertragen, dass mir jemand sagt, die Truppe sei nicht in Ordnung», drohend fügte er hinzu: «Eine Revolution im Innern (ist) nicht möglich, ob mit oder ohne Sie.» Seinen Entschluss zum unverzüglichen Angriff nach Westen nannte er unabänderlich, bezeichnete die geplante und von einigen Offizieren kritisierte Verletzung der holländischen und belgischen Neutralität als bedeutungslos («Kein Mensch fragt danach, wenn wir gesiegt haben»), und drohte schliesslich: «Ich werde vor nichts zurückschrecken und jeden vernichten, der gegen mich ist.» Die Rede endete:

«Ich bin entschlossen, mein Leben so zu führen, dass ich anständig bestehen kann, wenn ich sterben muss. Ich will den Feind vernichten. Hinter mir steht das deutsche Volk, dessen Moral nur schlechter werden kann ... Wenn wir

den Kampf erfolgreich bestehen – und wir werden ihn bestehen –, wird unsere Zeit eingehen in die Geschichte unseres Volkes. Ich werde in diesem Kampf stehen oder fallen. Ich werde die Niederlage meines Volkes nicht überleben. Nach aussen keine Kapitulation, nach innen keine Revolution.»

Die Offizierskrise vom Herbst 1939 hatte weitreichende Folgen. Seinem Wesen entsprechend, das stets totalen Gefühlen entgegentrieb, misstraute Hitler künftig nicht nur der Loyalität seiner Generale, sondern auch ihrem fachlichen Rat, und die Ungeduld, mit der er nun selber die Feldherrnrolle übernahm, hatte in diesen Vorgängen ihren Ursprung. Umgekehrt kam die erneut offenbar gewordene Schwäche und Nachgiebigkeit der Generalität, insbesondere des Oberkommandos des Heeres, seiner Absicht entgegen, die militärischen Führungsorgane in lediglich instrumentale Funktionen abzurängen. Schon bei der Vorbereitung des handstreichartigen Feldzugs gegen Dänemark und Norwegen, durch den er die schwedischen Erzlager sichern und eine Operationsbasis im Kampf gegen England gewinnen wollte, schaltete er das OKH völlig aus. Stattdessen übertrug er die Planung einem besonderen Arbeitsstab im Oberkommando der Wehrmacht (OKW) und verwirklichte damit auch in der militärischen Hierarchie das System der rivalisierenden Instanzen, das zu den Maximen seiner Herrschaftspraxis zählte. Er sah sich glanzvoll bestätigt, als das Anfang April 1940 begonnene, überaus riskante Unternehmen, das allen Grundsätzen der herkömmlichen Seekriegführung widersprach und von den alliierten Stäben für nahezu undenkbar gehalten worden war, mit einem vollen Erfolg endete. Von nun an hatte er keinen offenen Widerspruch von selten der Generalität mehr zu gewärtigen; es beschrieb die ganze Schwäche der Offiziere, als Halder schon während der Herbstkrise an Staatssekretär v. Weizsäcker mit der Frage herantrat, ob man Hitler nicht durch Bestechung einer Wahrsagerin beeinflussen könne, er wolle eine Million Mark dafür beschaffen; v. Brauchitsch dagegen machte auf einen Besucher den Eindruck, als sei er «völlig fertig, vereinsamt»<sup>7</sup>.

Im Morgengrauen des 10. Mai 1940 begann endlich die langerwartete Offensive im Westen. Am Abend zuvor hatte Oberst Oster die Gegenseite über den mit ihm befreundeten holländischen Mi-

litärattaché in Berlin, Oberst G. J. Sas, von dem unmittelbar bevorstehenden Angriff informiert, doch als am Morgen der Lärm der Geschütze und das Dröhnen der Bomber einsetzten, sahen sich die skeptischen alliierten Generalstäbe, die an eine Falle geglaubt hatten, gänzlich überrumpelt. Unter Aufbietung grosser britischer und französischer Kräfte, die eilig aus Nordfrankreich herangeführt wurden, gelang es ihnen schliesslich, den deutschen Vorstoss durch Belgien östlich von Brüssel aufzufangen. Es weckte ihr Misstrauen nicht, dass ihre Gegenaktionen von der deutschen Luftwaffe kaum behindert wurden; denn dies war die eigentliche Falle, in die sie nun hineingingen, und ihre Ahnungslosigkeit kostete sie genau genommen schon den Sieg.

Das ursprüngliche deutsche Feldzugskonzept hatte, im Rückgriff auf den Grundgedanken des Schlieffenplans, vorgesehen, die französischen Befestigungslinien durch einen massierten Stoss über Belgien zu umgehen und den Angriff von Nordwesten her vorzutragen. Zwar war sich die deutsche Führung der Problematik dieses Plans bewusst: ihm fehlte das Element der Überraschung, so dass der Angriff in Gefahr stand, früher noch als während des Ersten Weltkriegs im Stellungskrieg zu erstarren; überdies verlangte er den Einsatz grosser Panzerverbände in einem von Flüssen und Kanälen vielfach durchschnittenen Gebiet und schien somit die rasche Entscheidung, auf der die gesamte Kriegsplanung **Hitlers** aufgebaut war, zu gefährden. Aber man sah keine Alternative. Ein von General v. Manstein, dem Stabschef der Heeresgruppe A, im Oktober 1939 vorgelegter Plan war von Brauchitsch und Halder verworfen, Manstein selber schliesslich sogar seines Kommandos enthoben worden. Er hatte dafür plädiert, das Hauptgewicht des deutschen Vorstosses vom rechten Flügel auf die Mitte zu verlegen und der deutschen Strategie auf diese Weise das Überraschungselement zurückzugewinnen, da die Ardennen nach allgemeiner Auffassung für umfangreiche Panzeroperationen nicht geeignet waren. Die französische Führung hatte diesen Abschnitt ihrer Front denn auch verhältnismässig schwach besetzt, doch eben darauf gründete Mansteins Plan: Hatten die deutschen Panzer erst einmal das bergige und bewaldete Gelände überwunden, konnten sie nahezu ungehindert über die Ebenen Nordfrankreichs zum Meer rollen, die

nach Belgien geführten alliierten Heere von ihrer Basis abschneiden und mit dem Rücken zur Küste zum Kampf stellen.

Was das OKH zunächst irritiert hatte: Der unvermutete, verwegene Charakter dieses Plans war es gerade, was Hitler augenblicklich daran fesselte. Dem Vernehmen nach hatte er sich, als er von V. Mansteins Vorschlag erfuhr, bereits mit ähnlichen Überlegungen beschäftigt und befahl daher Mitte Februar 1940, nach einer Unterredung mit dem General, den Feldzugsplan neu zu formulieren. Der Entschluss sollte entscheidend werden.

Denn es war keineswegs die zahlenmässige oder rüstungstechnische Überlegenheit, die den Krieg im Westen zu einem einzigen atemberaubenden Siegeszug gemacht hat. Die Kräfte, die sich am 10. Mai gegenübertraten, waren, bei leichter zahlenmässiger Überlegenheit auf alliierter Seite, nahezu gleich stark. Den 137 Divisionen der Westmächte, zu denen noch 34 holländische und belgische Divisionen zu rechnen waren, standen 136 deutsche Divisionen gegenüber; die alliierte Luftmacht zählte rund 2'600 Maschinen, die der Deutschen knapp 1'000 Flugzeuge mehr, den rund 3'000 Panzern und Panzerfahrzeugen des Gegners stellten sich auf deutscher Seite 2'580, freilich grossenteils zu eigenen Panzerdivisionen zusammengefasst, entgegen. Ausschlaggebend aber war der überlegene deutsche Operationsplan, der von Churchill treffend als Strategie des «Sichelschnitts» bezeichnet worden ist<sup>8</sup> und den Gegner zu einer «Schlacht mit verkehrten Fronten» zwang.

Unter der Wucht des deutschen Angriffs, der gegen Holland, Belgien und Luxemburg wiederum ohne Kriegserklärung, mit der überfallartigen Ausschaltung der gegnerischen Luftwaffe begann, fiel innerhalb von fünf Tagen die «Festung Holland». Die von Hitler selbst entwickelte Idee, kleine, hochtrainierte Spezialeinheiten der Fallschirmjäger an strategisch wichtigen Punkten hinter der Front abzusetzen, hatte entscheidenden Anteil an dem raschen Erfolg. Desgleich brach das Zentrum des belgischen Verteidigungssystems zusammen, als das beherrschende Fort Eben Emael im Festungsbereich Lüttich durch eine solche Einheit, die von Lastenseglern mitten in der Befestigungsanlage abgesetzt worden war, ausgeschaltet wurde. Unterdessen ging auch der vom Gegner gänzlich unerwartete Vorstoss durch Luxemburg und die Arden-



nen rasch voran, bereits am 13. Mai konnten die Panzerverbände bei Dinant und Sedan die Maas überschreiten, am 16. Mai fiel Laon, am 20. Mai Amiens, und noch in der gleichen Nacht erreichten die ersten Verbände die Kanalküste. Zeitweilig ging der Vormarsch so rasch voran, dass die nachrückenden Einheiten die Verbindung zur Spitze verloren und [Hitler](#), argwöhnisch wie stets, sogar dem eigenen Triumph misstraute: «Der Führer ist ungeheuer nervös», notierte Halder am 17. Mai, «er hat Angst vor dem eigenen Erfolg, möchte nichts riskieren und uns daher am liebsten anhalten»; und am folgenden Tag: «Der Führer hat eine unverständliche Angst um die Südflanke. Er tobt und brüllt, man sei auf dem Wege, die ganze Operation zu verderben und sich der Gefahr einer Niederlage auszusetzen.»<sup>9</sup>

Die Gefahr bestand in Wirklichkeit nicht. Als der neue britische Premierminister Winston Churchill, von der Frontlage alarmiert, in diesen Tagen nach Paris kam, gestand ihm der Oberkommandierende der alliierten Landstreitkräfte, General Gamelin, dass die Masse seiner schnellen Verbände in die von den Deutschen gestellte Falle gerollt sei. In einem Tagesbefehl vom 17. Mai, der ruhmreiche Erinnerungen beschwor, indem er wortgetreu den Aufruf General Joffres vor der Marneschlacht vom September 1914 wiederholte, wurden die Soldaten aufgefordert, keinen Fussbreit Boden preiszugeben. Doch gelang es der alliierten Führung nicht, ihre zurückweichenden Armeen zu sammeln, neue Linien aufzubauen und den Gegenangriff zu organisieren. Hätten nicht am 24. Mai die Panzerspitzen General Guderians einige Kilometer südlich von Dünkirchen den Befehl erhalten, auch ohne Feindberührung auf der gewonnenen Linie stehenzubleiben, wäre die Niederlage der Alliierten vollständig gewesen: durch ein Zögern von achtundvierzig Stunden verblieb ihnen ein Hafen und damit die Chance des Entkommens. Innerhalb von rund acht Tagen wurde in einer der abenteuerlichsten Improvisationen des Krieges mit Hilfe von annähernd neunhundert überwiegend kleinen Schiffen: darunter Fischerbooten, Ausflugsdampfern und Privatyachten, der grösste Teil der Verbände, nahezu dreihundertvierzigtausend Mann, nach England übergesetzt.

Die Verantwortung für den Anhaltebefehl vor Dünkirchen ist

seither Gegenstand ausgedehnter Erörterungen gewesen, und dabei ist verschiedentlich die Auffassung vertreten worden, **Hitler** selber habe das Gros des englischen Expeditionskorps absichtlich entkommen lassen, um sich den nach wie vor gesuchten Weg zum Ausgleich mit England nicht zu versperren. Doch hätte dieser Entschluss nicht nur dem in seiner Denkschrift formulierten Kriegsziel widersprochen, sondern auch der Weisung Nr. 13 vom 24. Mai, die mit den Sätzen begann: «Nächstes Ziel der Operationen ist die Vernichtung der im Artois und in Flandern eingeschlossenen franz.-engl.-belg. Kräfte durch konzentrischen Angriff unseres Nordflügels ... Aufgabe der Luftwaffe ist es hierbei, jeden Feindwiderstand der eingeschlossenen Teile zu brechen (und) das Entkommen englischer Kräfte über den Kanal zu verhindern.»<sup>10</sup> Dem Anhaltebefehl **Hitlers**, der zwar auf heftigen Widerstand im OKH stiess, doch vom Befehlshaber der Heeresgruppe A, v. Rundstedt, befürwortet wurde, lag vielmehr die Absicht zugrunde, die von den vierzehntägigen Kämpfen mitgenommenen Panzerverbände für die bevorstehende Schlacht um Frankreich zu schonen. Görings renommistische Redensarten, er werde mit seiner Luftwaffe den Hafen von Dünkirchen in ein Flammenmeer verwandeln und jedes anliegende Schiff versenken, bestärkten **Hitler** in seinem Entschluss. Als die Stadt, die rund zehn Tage zuvor unverteidigt in Reichweite Guderians gelegen hatte, am 4. Juni endlich in deutsche Hände fiel, notierte Halder knapp: «Dünkirchen genommen, Küste erreicht (Sogar) Franzosen sind weg.»<sup>11</sup>

Doch war es nicht nur der im Ganzen überlegene Operationsplan, der die deutschen Erfolge trug. Als die Armeen **Hitlers** sich im Anschluss an das Einkesselungsmanöver vor der Kanalküste nach Süden wandten, stiessen sie durchweg auf einen entmutigten, gebrochenen Gegner, dessen Defaitismus durch das Debakel im Norden noch gesteigert wurde. Das französische Oberkommando operierte mit Verbänden, die längst zerschlagen, mit Divisionen, die zersprengt, desertiert oder einfach in Auflösung übergegangen waren, schon Ende Mai hatte ein britischer General die französische Armee einen «Pöbelhaufen» ohne die geringste Disziplin genannt.<sup>12</sup> Millionen Flüchtlinge irrten über die Strassen, Karren mit hochgetürmten Habseligkeiten hinter sich herschleppend, ziellos

irgendwohin, hielten die eigenen Truppen auf, rissen sie in den Wirrwarr hinein, sahen sich von den deutschen Panzern überholt, von den Bomben und Sirenen der Stukas in Panik versetzt, und in dem unbeschreiblichen Chaos ging jeder Ansatz zu organisiertem militärischem Widerstand unter: Das Land war auf seine Verteidigung vorbereitet, aber nicht auf seinen Untergang. Vom französischen Hauptquartier in Briare gab es zur Truppe und zur Aussenwelt nur einen einzigen Fernsprechapparat, der überdies von zwölf bis vierzehn Uhr nicht in Betrieb war, weil die Posthalterin zu dieser Zeit zum Essen ging. Als General Brooke, der Oberbefehlshaber des britischen Expeditionskorps, nach den Divisionen fragte, die für die Verteidigung der «Festung Bretagne» vorgesehen seien, zuckte der neuernannte Oberkommandierende, General Weygand, nur resigniert mit den Schultern: «Ich weiss, es handelt sich um ein reines Hirngespinnst.» Wie General Blanchard starrten zahlreiche kommandierende Generale auf die Lagekarten wie auf eine weisse Wand: es war tatsächlich, als stürze über Frankreich der Himmel ein.<sup>13</sup>

Obwohl die deutsche Planung für die Schlacht um Frankreich kaum irgendwelche Reaktionen des Gegners vorgesehen hatte, und die Weisungen eher auf eine ausgedehnte Marschübung als auf einen Feldzug zu deuten schienen, sah Hitler sich dennoch von der Schnelligkeit des eigenen Vormarsches überrascht. Am 14. Juni marschierten seine Truppen über die Porte Maillot in Paris ein und holten vom Eiffelturm die Trikolore herunter, drei Tage später legte Rommel an einem einzigen Tag zweihundertvierzig Kilometer zurück, und als Guderian am gleichen Tag mitteilte, er habe mit seinen Panzern Pontarlier erreicht, fragte Hitler telegraphisch nach, ob es sich nicht um einen Irrtum handle, «gemeint ist wohl Pontailleur-sur-Saône»; doch Guderian meldete zurück: «Kein Irrtum. Bin selbst in Pontarlier an der Schweizer Grenze.»<sup>14</sup> Von dort stiess er nach Nordosten vor und brach rückwärtig in die Maginotlinie ein. Der Verteidigungswall, der nicht nur Frankreichs Strategie, sondern sein gesamtes Denken beherrscht hatte, fiel nahezu kampflos.

Dem deutschen Sieg, greifbar wie er inzwischen war, kam untermessen Italien gleichsam zu Hilfe. Mussolini hasste zwar, wie er

zu sagen pflegte, den Ruf der Unzuverlässigkeit, der seinem Lande anhing, und wollte ihn durch «eine Politik, so geradlinig wie eine Degenklinge», vergessen machen, doch die Umstände fügten sich seinen Absichten nicht. Sein Entschluss, dem Krieg vorerst fernzubleiben, war schon im Oktober, angesichts der deutschen Erfolge in Polen, schwankend geworden, im November hatte er den Gedanken, dass **Hitler** den Krieg gewinnen könnte, bereits für «gänzlich unerträglich» angesehen, im Dezember Ciano gegenüber «offen eine deutsche Niederlage» gewünscht und Holländern wie Belgiern die deutschen Angriffstermine verraten, ehe er Anfang Januar einen Brief an **Hitler** richtete, in dem er, der «Dekan der Diktatoren», sich in selbstbewussten Ratschlägen erging und **Hitlers** Dynamik nach Osten zu lenken versuchte:<sup>15</sup>

«Niemand weiss besser als ich, der ich nunmehr vierzig Jahre politische Erfahrung besitze, dass die Politik ihre taktischen Forderungen stellt. Dies trifft auch auf eine revolutionäre Politik zu ... Daher verstehe ich, dass Sie... die zweite Front vermieden haben. Russland ist dadurch, ohne jeden Einsatz, in Polen und im Ostseegebiet der grosse Nutzniesser des Krieges geworden. Aber ich, der ich ein Revolutionär von Geburt bin und meine Anschauungen nie geändert habe, sage Ihnen, dass Sie nicht ständig die Grundsätze Ihrer Revolution zugunsten der taktischen Erfordernisse eines bestimmten politischen Augenblicks opfern können. Ich bin der Überzeugung, dass Sie das antisemitische und antibolschewistische Banner, das Sie zwanzig Jahre hindurch hochgehalten haben, nicht fallen lassen dürfen ... und ich erfülle nur meine unbedingte Pflicht, wenn ich hinzufüge, dass ein einziger weiterer Schritt zum Ausbau Ihrer Beziehungen mit Moskau in Italien verheerende Wirkungen haben würde ...»

Doch bei einem Treffen auf dem Brenner am 18. März 1940 gelang es **Hitler** ohne sonderliche Mühe, die Missgefühle Mussolinis zu beseitigen und die alten Beute- und Bewunderungskomplexe in dem Partner neu zu entfachen. «Man darf sich nicht verhehlen, dass der Duce von **Hitler** fasziniert ist», schrieb Ciano, «und diese Faszination geht noch dazu in Richtung seiner eigenen Natur, die auf Handlung drängt.» Seither wuchs Mussolinis Entschlossenheit, am Krieg teilzunehmen. Es sei entwürdigend, so meinte er, «mit gefalteten Händen dazustehen, während die anderen Geschichte machen. Es kommt nicht darauf an, wer siegt. Um ein Volk gross zu

machen, muss man es in den Kampf schicken, unter Umständen sogar mit Fusstritten in den Hintern. So werde ich es halten.»<sup>16</sup> Mit der Blindheit des Schicksalsgenossen, gegen den Willen des Königs, der Industrie, der Armee, gegen den Willen sogar eines Teils seiner einflussreichen Mitkämpfer im Grossrat, betrieb er von nun an den Eintritt Italiens in den Krieg. Als Marschall Badoglio in den ersten Junitagen dem Befehl zum Beginn der Offensive mit dem Bemerkten entgegnetrat, seine Soldaten hätten «nicht einmal die ausreichende Anzahl von Hemden», erwiderte Mussolini wegwerfend: «Ich versichere Ihnen, dass im September alles vorbei sein wird und dass ich einige tausend Tote brauche, um mich als Kriegsführender an den Tisch des Friedens zu setzen.» Am 10. Juni begannen die italienischen Verbände den Angriff, doch blieben sie schon in der Vorstadt des Grenzorts Mentone stecken. Empört äusserte der italienische Diktator: «Mir fehlt das Material. Auch Michelangelo brauchte Marmor, um seine Statuen zu schaffen. Wenn er nur Lehm gehabt hätte, wäre er nur ein Töpfer geworden.»<sup>17</sup> Schon eine Woche später überholten die Ereignisse seinen Ehrgeiz, als Marschall Pétain von Staatspräsident Lebrun mit der Regierungsneubildung beauftragt wurde. In seiner ersten Amtshandlung liess Pétain dem deutschen Oberkommando über die spanische Regierung das Verlangen um Waffenstillstand übermitteln.

Hitler erhielt die Nachricht in dem kleinen belgischen Dorf Bruly-de-Pêche nahe der französischen Grenze, in dem sich sein Hauptquartier befand. Eine Filmaufnahme hat seinen Gefühlsausbruch übermittelt: einen vom Rollenbewusstsein stilisierten, mit angehobenem rechten Bein ausgeführten Freudentanz, zu dem er sich lachend mit starrem Kopfschütteln, auf den Oberschenkel schlug; und hier, im Anschluss an eine überschwengliche Huldigung, liess Keitel ihn erstmals als «Grössten Feldherrn aller Zeiten» hochleben.<sup>18</sup>

In der Tat waren es Erfolge ohne Beispiel. In drei Wochen hatte die Wehrmacht Polen überrannt, in etwas mehr als zwei Monaten Norwegen, Dänemark, Holland, Belgien, Luxemburg und Frankreich überwältigt, die Engländer auf ihre Insel zurückgetrieben und die britische Kriegsflotte wirksam herausgefordert: dies alles

unter vergleichsweise geringfügigen Verlusten, denn den 27'000 Gefallenen, die der Westfeldzug auf deutscher Seite gekostet hatte, standen rund 135'000 Tote auf feindlicher Seite gegenüber. Gewiss lassen sich die Erfolge des Feldzugs nicht lediglich dem persönlichen Feldherrnverdienst **Hitlers** zugutehalten, doch waren sie auch keineswegs nur das Ergebnis von Glück, Beraterverstand oder gegnerischem Versagen. Die Bedeutung gepanzerter Verbände war während der dreissiger Jahre auch in Frankreich und anderswo erkannt worden, doch nur **Hitler** hatte die Folgerung daraus gezogen und, nicht ohne Widerstände, die Wehrmacht mit zehn Panzerdivisionen ausgerüstet; weit scharfsichtiger als seine in überkommenen Vorstellungen befangene Generalität, hatte er Frankreichs Schwäche und demoralisierte Ohnmacht durchschaut, und wie gering sein persönlicher Beitrag zum Feldzugsplan v. Mansteins auch gewesen sein mag: er hatte unverzüglich dessen Bedeutung erfasst und das deutsche Operationskonzept danach umgestellt. Überhaupt bewies er, mindestens zu dieser Zeit, einen Blick für unkonventionelle Möglichkeiten, der durch seine autodidaktische Unbefangenheit noch geschärft wurde. Er hatte sich lange und intensiv mit militärischer Fachliteratur beschäftigt, seine Nachttischlektüre fast während der ganzen Dauer des Krieges bestand aus Flottenkalendern und militärwissenschaftlichen Handbüchern. Aus seinem stupenden Gedächtnis für kriegsgeschichtliche Theorien und militärtechnisches Detailwissen machte er wirkungsvolle Auftritte: Die Sicherheit, mit der er Tonnagen, Kaliber, Reichweiten oder Armierungen der verschiedensten Waffensysteme hersagen konnte, hat häufig genug seine Umgebung verblüfft und verwirrt. Gleichzeitig vermochte er diese Kenntnisse aber auch phantasievoll anzuwenden, er besass einen durchdringenden Sinn für die Einsatz- und Wirkungsmöglichkeiten moderner Waffen, der gepaart war mit einem hohen Einfühlungsvermögen in die Psychologie des Gegners, und alle diese Eigenschaften kamen in sicher gesetzten Überumpelungseffekten, in der treffenden Voraussicht taktischer Gegenzüge sowie im blitzartigen Erfassen günstiger Gelegenheiten zum Ausdruck: Die Idee zum Handstreich gegen das Fort Eben Emael stammte ebenso von ihm wie der Gedanke, die Sturzkampfbomber mit den verheerend wirkenden Sirenen auszurüsten<sup>19</sup>

oder die Panzer, der Auffassung zahlreicher Sachverständiger zum Trotz, mit langen Kanonen zu bestücken. Nicht ganz zu Unrecht hat man ihn einen der «kenntnisreichsten und vielseitigsten militärtechnischen Spezialisten seiner Zeit» genannt,<sup>20</sup> und sicherlich war er nicht nur jener «kommandierende Korporal», als den ihn vor allem die hochmütigen Apologien eines Teils der deutschen Generalität später dargestellt haben.

Noch jedenfalls, solange er die Initiative besass, war er es nicht: Der Zeitpunkt des Umschlags, als seine Schwächen die unstreitig vorhandenen Stärken aufzuheben begannen und die operative Kühnheit nur noch absurde Selbstüberschätzung, die Energie Starrsinn und der Mut Spielerwesen waren, lag erheblich später. Gerade die Generalität, nicht zuletzt in ihren lange widerstrebenden Teilen, hat sich unter dem Eindruck des glänzenden Erfolges gegen den Angstgegner Frankreich seinem «Genie» doch noch ergeben und eingestanden, dass seine Situationsanalysen dem eigenen Urteil überlegen waren, weil sie offenbar nicht nur die militärischen Faktoren berücksichtigten, sondern auch einbezogen, was den tieferliegenden Expertenhorizont überstieg: Hier lag einer der Gründe für das mitunter kaum begreifliche Vertrauen, das all die falsche Siegeszuversicht späterer Jahre, die unaufhörlich neu errichteten Kartenhäuser trügerischer Hoffnungen immer wieder fanden. Für [Hitler](#) selbst hat der triumphale Abschluss des Frankreich-Feldzuges eine erneute Steigerung des ohnehin ungezügelt Selbstgefühls gebracht und seinem Berufungsbewusstsein die höchste erdenkliche Bekräftigung, die auf dem Schlachtfeld, verschafft.

Am 21. Juni begannen die deutsch-französischen Waffenstillstandsverhandlungen. Drei Tage zuvor war [Hitler](#) nach München gereist, um Mussolini zu sehen und dabei vor allem den Anspruchshunger des italienischen Verbündeten zu dämpfen. Denn für seine Statistenrolle auf dem Schlachtfeld verlangte der Duce nicht weniger als Nizza, Korsika, Tunesien und Dschibuti, ferner Syrien, Stützpunkte in Algerien, eine italienische Besetzung Frankreichs bis zur Rhône, die Auslieferung der gesamten französischen Flotte sowie gegebenenfalls Malta und die Übertragung der englischen Rechte in Ägypten und im Sudan. Doch [Hitler](#), in Ge-

danken schon mit dem folgenden Stadium des Krieges beschäftigt, wusste ihm deutlich zu machen, dass der Ehrgeiz Italiens den Sieg über England verzögerte. Denn die Formen und Bedingungen des Waffenstillstandes mussten nicht nur einen erheblichen psychologischen Einfluss auf Englands Entschlossenheit haben, den Kampf fortzuführen; vielmehr fürchtete **Hitler** auch, die hochmoderne französische Flotte, die, seinem Zugriff entzogen, in verschiedenen Häfen Nordafrikas und Englands lag, könnte überharte Bedingungen zum Anlass nehmen, zur Gegenseite überzugehen oder gar den Kampf im Namen Frankreichs von den Kolonien aus fortzuführen; schliesslich mag aber auch ein flüchtiges Gefühl des Grossmuts ihn bewegt haben, und jedenfalls gelang es ihm, Mussolini all die gierigen Träume auszureden und ihn am Ende davon zu überzeugen, dass es von entscheidender Bedeutung sei, eine französische Regierung für die Annahme des Waffenstillstands zu gewinnen. Wie enttäuscht die italienische Seite in ihrer Triumphlaune von dem Ergebnis der Verhandlungen auch war: **Hitlers** Auftreten sowie seine Argumente verfehlten ihren Eindruck nicht. Der spöttische Ciano notierte über ihn: «Er spricht heute mit einer Mässigung und Klarsicht, die nach einem Sieg, wie dem seinen, wirklich überraschen. Ich stehe nicht im Verdacht besonders zarter Gefühle für ihn, aber in diesem Augenblick bewundere ich ihn wirklich.»<sup>21</sup>

Weitaus weniger generös freilich zeigte **Hitler** sich im Arrangement der Waffenstillstandszeremonie. Sein Bedürfnis nach demütigender Symbolik veranlasste ihn, sie in jenem Wald von Compiègne, nordöstlich von Paris, zu veranstalten, wo am 11. November 1918 von der deutschen Delegation die Waffenstillstandsbedingungen unterzeichnet worden waren. Der Salonwagen, in dem die historische Begegnung stattgefunden hatte, war eigens aus dem Museum geholt und auf die Lichtung geschafft worden, auf der er 1918 gestanden hatte; über das Denkmal mit dem gestürzten deutschen Adler hatte man ein Fahnentuch gedeckt. Der französische Text des Vertragsentwurfs war erst während der vorausgegangenen Nacht in der kleinen Dorfkirche von Bruy-de-Pêche bei Kerzenlicht angefertigt worden, von Zeit zu Zeit war **Hitler** hinübergegangen und hatte sich bei den Übersetzern nach dem Stand der Arbeit erkundigt.



Auch die Zusammenkunft selber unterstrich die Züge symbolischer Wiedergutmachung. Als [Hitler](#) kurz nach 15 Uhr, ein grosses Gefolge hinter sich, seinem Wagen entstieg, schritt er zunächst auf den Granitblock in der Mitte des Platzes zu, dessen Inschrift von dem «verbrecherischen Stolz des deutschen Reiches» sprach, der an dieser Stelle zerbrochen worden sei, und stemmte, mit gespreizten Beinen, in einer triumphierenden Geste des Trotzes, der Verachtung für diesen Ort und alles, was er bedeutete, die Hände gegen die Hüften.<sup>22</sup> Nachdem er den Befehl gegeben hatte, das Denkmal zu schleifen, bestieg er den Waggon und nahm auf dem Stuhl Platz, den Marschall Foch 1918 eingenommen hatte. Die Präambel des Vertrages, die Keitel der kurz darauf eintreffenden französischen Delegation verlas, beschwor noch einmal die Geschichte: den Bruch feierlich gegebener Versprechungen, «die Leidenszeit des deutschen Volkes», seine «Entehrung und Erniedrigung», die von hier aus ihren Ausgang genommen hätten: jetzt werde, an dieser gleichen Stelle, die «tiefste Schande aller Zeiten» gelöscht. Noch bevor der Vertragstext selbst übergeben wurde, erhob [Hitler](#) sich, grüsste mit ausgestrecktem Arm und verliess den Waggon. Draussen spielte eine Militärkapelle die deutsche Nationalhymne und das Horst-Wessel-Lied.

Er war, als er an diesem 21. Juni 1940 zu seinem Wagen an einer der sternförmig von der Lichtung abgehenden Buchenalleen hinüberschritt, auf dem Gipfel seiner Laufbahn angelangt. Einst, in den Tagen des Aufbruchs, hatte er sich gelobt, nicht eher zu ruhen, bis das Unrecht des Novembers 1918 wiedergutmacht sei, und damit Resonanz und Anhänger gewonnen: jetzt war er am Ziel. Das alte Ressentiment bewährte noch einmal seine Kraft. Denn auch die Deutschen selber, als wie sinnlos sie den Krieg zunächst empfunden hatten, sahen in der Szene von Compiègne einen Akt von geradezu metapolitischer Gerechtigkeit und feierten, nicht ohne innere Bewegung, den Augenblick des «wiederhergestellten Rechts».<sup>23</sup> Viele Zweifel verloren in diesen Tagen ihr Gewicht oder schlugen in Respekt und Ergebung um, der Hass war einsam; selten in den zurückliegenden Jahren hatte die Nation ihr Gefühl vorbehaltloser dem Regime überantwortet; selbst Friedrich Meinecke schrieb: «Ich will ... in Vielem, aber nicht in Allem, umlernen.»

Die SD-Berichte aus der zweiten Juni-Hälfte sprachen von einer noch niemals erreichten inneren Geschlossenheit des deutschen Volkes, selbst die kommunistischen Gegner im Untergrund hätten ihre organisierte Tätigkeit nahezu eingestellt, und nur kirchliche Kreise äusserten sich noch «defaitistisch»<sup>24</sup> Etwas von dieser eigentümlichen Gefühlsfeierlichkeit, die das Geschehen umgab, kam auch im Verhalten Hitlers zum Ausdruck. In der Nacht vom 20. auf den 21. Juni, kurz bevor die Waffenruhe eintrat, bat er, in seinem Bauernhaus in Bruly-de-Pêche das Licht zu löschen und die Fenster zu öffnen, dann starrte er einige Minuten lang in die Nacht.

Drei Tage später reiste er nach Paris. Er hatte sich eine kunstverständige Begleitung zusammengerufen, darunter Albert Speer, Arno Breker und den Architekten Hermann Giessler. Unmittelbar vom Flugplatz aus begab er sich zur Grossen Oper und übernahm, kenntnisreich schwärmend, die Führung durch das Gebäude, er fuhr über die Champs-Élysées, liess die Wagenkolonne am Eiffelturm halten, verweilte lange im Invalidendom vor dem Sarkophag Napoleons und begeisterte sich an der imposanten Kulisse der Place de la Concorde, ehe er hinauf zum Montmartre fuhr, dessen Sacre Coeur er schrecklich fand. Nach drei Stunden machte er sich wieder auf den Rückweg, doch sprach er davon, dass «der Traum meines Lebens» sich erfüllt habe. Anschliessend unternahm er mit zwei ehemaligen Kameraden eine mehrtägige Fahrt über die Schlachtfelder des Ersten Weltkrieges<sup>25</sup> und besuchte das Elsass. Anfang Juli zog er unter Jubel, Blumen und Glockengeläut in Berlin ein: Es war der letzte Triumphzug seines Lebens, das letzte Mal das Opiat der grossen Ovation, das er brauchte und nun immer sichtlicher, im Zerfall der Erscheinung, entbehrte.

Die grosse Truppenparade freilich, mit der er die französische Hauptstadt förmlich in Besitz nehmen wollte, wurde abgesagt, teils um die Gefühle der Franzosen zu schonen, teils weil Göring ausserstande war, die Sicherheit vor britischen Luftangriffen zu garantieren. In der Tat war Hitler sich der Reaktion der Engländer nach wie vor unsicher und beobachtete aufmerksam jeden ihrer Schritte. Im deutsch-französischen Waffenstillstandsabkommen hatte er einen Artikel untergebracht, der als stille Offerte an London gedacht war<sup>26</sup>, und auch, als Ciano Anfang Juli in Berlin erneut die Italie-

nischen Forderungen vortrug, wies er ihn mit der Begründung ab, dass man alles vermeiden müsse, was den Widerstandswillen jenseits des Kanals wecken könne; und während das Auswärtige Amt bereits detaillierte Vorschläge für einen Friedensvertrag entwarf, bereitete er selber seinen Auftritt im Reichstag vor, für den er ein «grosszügiges Angebot» in Aussicht stellte. Doch sprach er auch von seiner Entschlossenheit, für den Fall der Zurückweisung «einen Sturm von Feuer und Eisen auf die Engländer loszulassen».<sup>27</sup>

Indessen blieb das erwartete Zeichen wiederum aus. Am 10. Mai, als die Wehrmacht zum Angriff nach Westen angetreten war, hatte Grossbritannien den Premierminister Chamberlain durch dessen langjährigen schärfsten Opponenten Winston Churchill ersetzt. Zwar erklärte der neue Regierungschef in seiner Antrittsrede, er habe dem Lande «nichts zu bieten als Blut, Mühsal, Tränen und Schweiss»<sup>28</sup>, aber es war, als habe das in seine komplizierten Einverständnisse mit Hitler verstrickte und tief defaitistisch gestimmte Europa mit diesem Mann seine Normen, seine Sprache und seinen Selbstbehauptungswillen wiedergefunden; er gab der Auseinandersetzung, jenseits aller politischen Interessen, das grosse moralische Motiv und einen einfachen, jedermann einleuchtenden Sinn. Wenn es richtig ist, dass Hitler der allen Gegenspielern überlegene Politiker der dreissiger Jahre war, so bleibt doch auch zutreffend, dass man das Mass dieser Gegenspieler kennen muss, um das Mass dessen zu beurteilen, der sie überragte. In Churchill fand Hitler nicht nur einen Widersacher. Dem panischen Europa war der deutsche Diktator fast wie das unbezwingbare Schicksal selber erschienen; Churchill reduzierte ihn wieder auf das Mass einer überwindbaren Macht.

Schon am 18. Juni, einen Tag nachdem die französische Regierung, wie Churchill äusserte, ihren «melancholischen Entschluss» zur Kapitulation gefasst hatte, war er vor das Unterhaus getreten und hatte seine äusserste Entschlossenheit bekräftigt, unter allen Umständen weiterzukämpfen: «Wenn das britische Empire und sein Commonwealth nach tausend Jahren noch bestehen, sollen die Menschen sagen: 'Das war ihre grösste Stunde'.» Fieberhaft organisierte er den Krieg und die Verteidigung der Britischen Inseln

vor der befürchteten Invasion. Am 3. Juli, während Hitler noch auf ein Zeichen des Einlenkens wartete, gab er als Beweis seiner Unnachgiebigkeit Befehl an die Flotte, das Feuer auf den Verbündeten von gestern, die französische Kriegsflotte im Hafen von Oran, zu eröffnen. Erstaunt und enttäuscht verschob Hitler seine für den 8. Juli angekündigte Rede vor dem Reichstag auf unbestimmte Zeit. Im Hochgefühl des Sieges hatte er fest damit gerechnet, dass die Engländer den aussichtslos gewordenen Kampf aufgeben würden, zumal er nach wie vor keineswegs die Absicht hatte, ihr Weltreich anzutasten. Doch wiederum machte Churchill mit demonstrativer Geste deutlich, dass es kein Verhandeln geben werde:

«Hier, in dieser mächtigen Freistatt, die die Urkunden des menschlichen Fortschritts birgt», erklärte er am 14. Juli im Londoner Rundfunk, «hier, umgürtet von den Meeren und Ozeanen, wo unsere Flotte herrscht... hier erwarten wir furchtlos den drohenden Ansturm. Vielleicht kommt er heute. Vielleicht kommt er nächste Woche. Vielleicht kommt er nie... Doch ob unsere Qual heftig oder lang sei, oder beides: wir werden keinen Ausgleich schliessen, wir werden kein Parlamentieren zulassen; wir werden vielleicht Gnade walten lassen – um Gnade bitten werden wir nicht.»<sup>29</sup>

Daraufhin rief Hitler den Reichstag für den 19. Juli, abends 19 Uhr, in der Krolloper zusammen. In einer mehrstündigen Rede erwiderte er im Blick auf Churchill und die britische Regierung:

«Es tut mir fast weh, wenn mich das Schicksal dazu ausersehen hat, das zu stossen, was durch diese Menschen zum Fallen gebracht wird; denn meine Absicht war es nicht, Kriege zu führen, sondern einen neuen Sozialstaat von höchster Kultur aufzubauen. Jedes Jahr dieses Krieges beraubt mich dieser Arbeit. Und die Ursachen dieses Raubes sind lächerliche Nullen, die man höchstens als politische Fabrikware der Natur bezeichnen kann. Mister Churchill hat es soeben wieder erklärt, dass er den Krieg will. Er... sollte mir dieses Mal vielleicht ausnahmsweise glauben, wenn ich als Prophet jetzt folgendes ausspreche:

Es wird dadurch ein grosses Weltreich zerstört werden. Ein Weltreich, das zu vernichten oder auch nur zu schädigen, niemals meine Absicht war. Allein ich bin mir darüber im Klaren, dass die Fortführung dieses Kampfes nur mit der vollständigen Zertrümmerung des einen der beiden Kämpfenden enden wird. Mister Churchill mag glauben, dass dies Deutschland ist. Ich weiss, es wird England sein.»<sup>30</sup>

Entgegen der verbreiteten Erwartung enthielt **Hitlers** Rede nicht das grosse Friedensangebot, sondern nur einen allgemein gehaltenen «Appell an die Vernunft», und diese Änderung war ein erstes Dokument der Resignation, angesichts der Unversöhnlichkeit Churchills je zum Frieden mit England zukommen. Um keine Schwächezeichen zu verraten, verband **Hitler** seinen Auftritt mit einer Schaustellung seiner militärischen Macht, indem er Göring zum Reichsmarschall sowie zwölf Generale zu Feldmarschällen ernannte und eine grosse Anzahl weiterer Beförderungen bekanntgab. Wie gering seine Hoffnung geworden war, geht vor allem aber daraus hervor, dass er schon drei Tage vor seinem Auftreten im Reichstag die «Weisung Nr. 16 über die Vorbereitung einer Landungsoperation gegen England», Deckname «Seelöwe», ausgegeben hatte.

Bezeichnenderweise hatte er bis dahin keine Vorstellungen über die Fortführung des Krieges gegen England entwickelt, weil dieser Krieg seinem Konzept nicht entsprach, und die veränderte Lage hatte ihn nicht bewegen können, seine Überlegungen im Prinzip zu ändern. Vom Glück und von der Schwäche seiner bisherigen Gegner verwöhnt, vertraute er seinem Genie, der Fortune, jenen Augenblickschancen, die er so blitzartig zu nutzen gelernt hatte. Die Weisung Nr. 16 war denn auch eher ein Zeugnis ratloser Verärgerung als der konkreten operativen Absichten, schon der einleitende Satz deutete darauf hin: «Da England, trotz seiner militärisch aussichtslosen Lage, noch (!) keine Anzeichen einer Verständigungsbereitschaft zu erkennen gibt, habe ich mich entschlossen, eine Landungsoperation gegen England vorzubereiten und, wenn nötig (!), durchzuführen.»<sup>31</sup> Es ist infolgedessen auch nicht auszuschliessen, dass **Hitler** die Landung in England niemals ernsthaft erwogen, sondern nur als Waffe im Nervenkrieg eingesetzt hat. Seit dem Herbst 1939 hatten die militärischen Stellen, insbesondere der Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, Admiral Raeder, immer wieder vergeblich versucht, ihn für die Probleme einer Landungsoperation zu interessieren, und kaum hatte **Hitler** sein Einverständnis erteilt, als er begann, Vorbehalte anzumelden und Schwierigkeiten, die er noch niemals hatte gelten lassen, zu beschwören. Schon fünf Tage nachdem er das Unternehmen «See-

löwe» in Gang gesetzt hatte, sprach er überaus pessimistisch von den Schwierigkeiten der Operation. Er verlangte vierzig Heeresdivisionen, eine Lösung des Nachschubproblems, die vollständige Luftherrschaft, den Aufbau eines weitläufigen Systems schwerer Artillerie am Kanal sowie eine grossangelegte Verminungsaktion und räumte dafür insgesamt nur sechs Wochen Zeit ein: «Wenn die Vorbereitungen nicht ganz bestimmt bis Anfang September abgeschlossen sein können, müssen andere Pläne erwogen werden.»<sup>32</sup>

**Hitlers** Zögern hatte nicht nur mit seinem komplexbestimmten Verhältnis zu England zu tun; vielmehr war ihm auch der Grundgedanke des von Churchill mobilisierten Widerstands nicht fremd; dass eine Weltmacht mit weiten, überseeischen Stützpunkten vielfältige Möglichkeiten der Selbstbehauptung besass und daher auch die Invasion sowie die Eroberung des Mutterlandes noch nicht die Niederlage war. England konnte ihn, zum Beispiel von Kanada aus, immer tiefer in die Auseinandersetzung im gleichsam verkehrten Raum ziehen und ihn schliesslich sogar in den gefürchteten Krieg mit den USA verwickeln. Selbst wenn jedoch die Zerstörung des britischen Weltreichs gelang, hätte nicht Deutschland den Nutzen davon, wie er in einer Besprechung am 13. Juli 1940 äusserte, sondern «nur Japan, Amerika und andere».<sup>33</sup> Mit jeder Verschärfung des Krieges gegen England untergrub er infolgedessen gerade die eigene Position, so dass nicht nur sentimentale, sondern auch politische Gründe dafür sprachen, statt der Niederlage Englands dessen Beistand zu suchen. Aus diesen Überlegungen entwickelte **Hitler**, nicht ohne Zeichen der Verlegenheit, die Strategie der folgenden Monate: England allmählich, durch substanzschonende Schläge und politische Manöver, zum Frieden zu zwingen, um am Ende doch noch, mit freiem Rücken, den Zug nach Osten zu unternehmen; es war der alte Wunschgedanke, auf den er fixiert blieb, die ideale Konstellation, der er so lange auf politischem Wege nachgejagt war und die er jetzt, unentmutigt, selbst in der offenen Auseinandersetzung noch suchte.

Ihrer Verwirklichung dienten militärisch die «Belagerung» der Britischen Inseln durch die deutsche U-Bootflotte sowie vor allem der Luftkrieg gegen England. Die Paradoxien des Konzepts kamen

in dem eigentümlich halbherzigen Einsatz zum Vorschein, mit dem **Hitler** die Auseinandersetzung führte: ungeachtet aller Bemühungen der militärischen Instanzen war er nicht bereit, zum Konzept des «totalen» Luft- oder Seekriegs überzugehen.<sup>34</sup> Die «Battle of Britain», die legendär gewordene Luftschlacht über England, die am 13. August 1940 («Adlertag») mit ersten Grossangriffen auf die südenglischen Flugplätze und Radarstationen begann, musste am 16. September nach schweren Verlusten wegen der schlechten Witterungsbedingungen abgebrochen werden, ohne dass die Luftwaffe eines der gesteckten Ziele erreicht hatte: Weder war das britische Industriepotential empfindlich getroffen noch die Bevölkerung psychologisch zermürbt oder gar die Luftüberlegenheit gewonnen. Und obwohl Admiral Raeder einige Tage zuvor gemeldet hatte, dass die Kriegsmarine für die Landungsoperation bereit sei, verschob **Hitler** das Unternehmen «bis auf Weiteres». Eine Weisung des OKW vom 12. Oktober bestimmte, «dass die Vorbereitungen für die Landung in England von jetzt an bis zum Frühjahr lediglich als politisches und militärisches Druckmittel auf England aufrechtzuerhalten sind»<sup>35</sup>. Unternehmen «Seelöwe» war aufgegeben.

Die militärischen Einsätze waren begleitet von dem Versuch, England auf politischem Wege, durch die Bildung eines ganz Europa umspannenden «Kontinentalblocks», zum Nachgeben zu zwingen. Die Voraussetzungen für die Verwirklichung dieses Ziels waren nicht ungünstig. Ein Teil Europas war bereits faschistisch, ein weiterer durch Sympathien oder Verträge dem Reich verbunden, wiederum ein anderer erobert oder besiegt, und die Niederlagen hatten meist einen imitativen Faschismus nach oben gebracht, der zwar bislang kaum über nennenswerten Anhang, doch immerhin über die Macht und deren Kristallisationswirkungen gebot. Die militärischen Triumphe hatten **Hitler** nicht nur zum furchtgebietenden Diktator des Kontinents gemacht, sondern auch die suggestive Aura noch vergrößert, die von ihm und seinem Regime ausging; er schien die Macht, den Augenblick der Geschichte und die Zukunft zu verkörpern, während vor allem die Niederlage Frankreichs als Beweis für die Ohnmacht und das Ende des demokratischen Systems empfunden wurde: das Land sei «von der Po-

litik sittlich verdorben worden», hatte Pétain beim Zusammenbruch des Landes den herrschenden Demokratieverdross formuliert.<sup>36</sup> Im Wiener Schiedsspruch vom 30. August, der die erneut ausgebrochenen Grenzquerelen in Südosteuropa zu lösen versuchte, trat Hitler in der Rolle des *supremus arbiter* auf, dessen Rat die Völker verlangten und der das Schicksal des Erdteils in Händen hielt.

Die grosse kontinentale Koalition sollte ganz Europa umfassen und die Sowjetunion, Spanien, Portugal sowie das von Vichy aus regierte Restfrankreich einschliessen. Nebenher liefen Pläne, Grossbritannien an der Peripherie anzugreifen, die Auseinandersetzung im Mittelmeerraum aufzunehmen, indem man dessen beide Tore, Gibraltar und den Suezkanal, eroberte und damit die imperiale Stellung Englands in Nordafrika und Vorderasien aufbrach. Andere, gleichzeitig entwickelte Vorstellungen zielten auf die Besetzung der zu Portugal gehörenden Kapverdischen sowie der Kanarischen Inseln, der Azoren und Madeiras; Kontakte mit der Regierung in Dublin zielten auf ein Bündnis mit Irland und den Gewinn zusätzlicher Luftwaffenbasen gegen England.

Es war, über die militärischen Möglichkeiten hinaus, noch einmal eine grosse politische Perspektive, die sich in diesem Sommer 1940 vor Hitler öffnete, nie war ein faschistisches Europa näher, nie die deutsche Hegemonie greifbarer. Eine Zeitlang konnte es scheinen, als erfasse er die Chance, die sich ihm bot. Jedenfalls entfaltete Hitler im Herbst des Jahres, wie in einer Beschwörung vergangener politischer Erfolge, noch einmal eine beträchtliche aussenpolitische Aktivität. Mehrfach verhandelte er mit dem spanischen Aussenminister und reiste in der zweiten Oktoberhälfte zu einer Begegnung mit Franco nach Hendaye, anschliessend traf er sich mit Pétain und dessen Stellvertreter Laval in Montoire. Doch abgesehen von dem Dreimächtepakt, der am 27. September mit Japan und Italien abgeschlossen wurde, blieben alle seine diplomatischen Bemühungen ohne Erfolg, insonderheit misslang der Mitte November, bei einem Besuch Molotows in Berlin, unternommene Versuch, die Sowjetunion in den Dreierpakt einzubeziehen und durch Ablenkung auf die britisch beherrschten Gebiete am Indischen Ozean zum Partner neuer Weltaufteilungspläne zu machen. Gewiss war dieses Schei-



tern in **Hitlers** unterdessen angenommener Geringschätzung politischen Handelns begründet, die durch das neue Triumphatorgefühl noch gesteigert wurde. Seine Verhandlungskunst hatte, wie die meist erhaltenen Protokolle ausweisen, einem herrischen Berufungsdünkel Platz gemacht, sein einst umsichtiges Tasten war einer plumpen Unaufrichtigkeit gewichen, und statt der feingesponnenen Beweisgründe früherer Jahre mit ihren suggestiven Halbwahrheiten begegneten seine Gesprächspartner mehr und mehr dem durchsichtigen Egoismus dessen, der nur noch das Argument seiner grösseren Macht kennt. Doch hat man hier wie bei den parallel laufenden militärischen Planungen, den Operationen «Felix» (Gibraltar), «Attila» (vorsorgliche Besetzung Vichy-Frankreichs) und anderen, stets auch den Eindruck, als widme er sich diesen Unternehmungen auf eine eigentümlich unkonzentrierte Weise und mit lediglich gebrochenem Interesse. Mitunter schien es geradezu, als sei er geneigt, die Kriegsaktivität gegen Grossbritannien überhaupt zu vermindern und sich mit der bloss chimärischen Wirkung der grossen Kontinentalblockade zufriedenzugeben. Denn auf diese Weise war vermutlich noch am ehesten zu verhindern, was ihn angesichts seines unverwandt angesteuerten Endziels, der Expansion nach Osten, zusehends stärker beunruhigte; die drohend emporwachsende, alle Anstrengungen, Opfer und Konzepte zunichtemachende Gefahr des Kriegseintritts der USA.<sup>37</sup>

Die Furcht vor einer amerikanischen Intervention gab allen Überlegungen vom Sommer 1940 an eine neue drohende Farbe und verstärkte vor allem **Hitlers** Zeitangst. Seit der Niederwerfung Frankreichs hatte er seine Energie in eher unentschiedenen diplomatischen und militärischen Aktionen verzettelt. Deutsche Truppen standen von Narvik bis Sizilien und seit Anfang 1941, von dem versagenden italienischen Partner zu Hilfe gerufen, auch in Nordafrika, doch allen diesen Aktivitäten fehlte der bestimmende Gedanke; der Krieg zerrann in ungewollte Richtungen. Nun rächte sich, dass **Hitler** ihn mit verkehrter Frontstellung, nahezu um seiner selbst willen, begonnen und nie einen Generalplan entwickelt hatte. «Führer ist sichtlich deprimiert», bemerkte der Adjutant des Heeres um diese Zeit nach einem umfassenden Lagebericht **Hit-**

lers; «Eindruck, dass er im Augenblick nicht weiss, wie es weitergehen soll.»<sup>38</sup>

Noch im Herbst, während der Krieg ihm auf diese Weise zu entgleiten drohte, begann Hitler, ihn gedanklich neu zu konzentrieren und auf ein Konzept zurückzubringen. Er besass zwei Möglichkeiten; entweder doch noch, freilich mit erheblichen Zugeständnissen nach mehreren Seiten, einen gewaltigen Mächteblock zu bilden, der durch den Einschluss der Sowjetunion und Japans in letzter Stunde eine Kehrtwendung der USA erzwang, freilich auch die geplante Ostexpansion um Jahre hinausschob – oder aber zum ersten möglichen Zeitpunkt nach Osten loszuschlagen, die Sowjetunion in einem Blitzkrieg zu besiegen und gleichsam den Mächteblock nicht mit einem Partner, sondern mit einem Unterworfenen zu bilden. Hitler hat über mehrere Monate in seinem Entschluss geschwankt. Im Sommer 1940 war er voller Ungeduld gewesen, den sinnlosen und lästigen Westkrieg endlich hinter sich zu bringen. Schon am 2. Juni, während des Angriffs auf Dünkirchen, hatte er die Erwartung ausgedrückt, dass England sich nun zu einem «vernünftigen Friedensschluss» Bereitfinden werde, damit er «endlich die Hände frei» bekomme für seine «grosse und eigentliche Aufgabe: die Auseinandersetzung mit dem Bolschewismus».<sup>39</sup> Einige Wochen später, am 21. Juli, hatte er v. Brauchitsch aufgefordert, «gedankliche Vorbereitungen» für den Krieg gegen Russland zu treffen, und im Siegesrausch jener Tage sogar erwogen, die Auseinandersetzung als Herbstfeldzug 1940 zu führen; erst eine Denkschrift des OKW und des Wehrmachtführungsstabes hatte ihm die Undurchführbarkeit seines Vorhabens bewiesen. Immerhin war er seither dazu übergegangen, den ursprünglichen Gedanken zweier zeitlich getrennter Auseinandersetzungen aufzugeben und den Westkrieg mit der Ostexpansion zur Vorstellung eines einzigen Weltkriegs zu verbinden. Am 31. Juli begründete er Halder gegenüber diese Überlegung:

«Englands Hoffnung ist Russland und Amerika. Wenn Hoffnung auf Russland wegfällt, fällt auch Amerika weg, weil Wegfall Russlands eine Aufwertung Japans in Ostasien in ungeheurem Masse folgt ... Russland braucht England nie mehr zu sagen, als dass es Deutschland nicht gross haben will, dann hofft England wie ein Ertrinkender, dass in sechs bis acht Monaten die Sache ganz anders sein wird. Ist aber Russland zerschlagen, dann ist Eng-

lands letzte Hoffnung getilgt. Der Herr Europas und des Balkans ist dann Deutschland.

Entschluss: Im Zuge dieser Auseinandersetzung muss Russland erledigt werden. Frühjahr 1941.»<sup>40</sup>

Im September allerdings und noch einmal Anfang November schien Hitler wiederum zu schwanken und den Bündnisgedanken zu bevorzugen. «Führer hofft, Russland in die Front gegen England einbauen zu können», vermerkte Halder am 1. November, doch eine andere Eintragung, nur drei Tage später, deutete die Alternative an; Russland bleibe, so meinte Hitler da, «das ganze Problem Europas. Alles (müsse) getan werden, um bereit zu sein zur grossen Abrechnung.»<sup>41</sup> Erst im Laufe des Dezember scheint diese Überlegung den Abschluss gefunden und Hitler die Entscheidung getroffen zu haben, die seinem Wesen, seiner ungeduldig verfolgten Zentralidee sowie seiner derzeitigen Selbstüberschätzung entsprach: den Krieg gegen die Sowjetunion so bald wie möglich zu beginnen. Die Wiederwahl F. D. Roosevelts zum Präsidenten der Vereinigten Staaten sowie die Unterredung mit Molotow hatten offenbar seinen Entschluss befördert; jedenfalls hatte er schon einen Tag nach der Abreise des sowjetischen Aussenministers gemeint, dies würde «nicht einmal eine Vernunfttete bleiben», und den Auftrag erteilt, im Osten geeignetes Gelände für ein Führerhauptquartier sowie für drei Gefechtsstände im Norden, in der Mitte und im Süden zu erkunden und «in höchster Eile» zu bauen.<sup>42</sup> Am 17. Dezember entwickelte er Jodl gegenüber seine operativen Überlegungen für den Feldzug und schloss mit der Bemerkung, «dass wir 1941 alle kontinentaleuropäischen Probleme lösen müssten, da ab 1942 (die) USA in der Lage wären, einzugreifen».<sup>43</sup>

Der Entschluss zum Angriff auf die Sowjetunion, noch bevor der Krieg im Westen entschieden war, ist vielfach als eine der «blinden», «rätselhaften», nur «schwer begreiflichen» Entscheidungen Hitlers angesehen worden, doch enthielt er mehr Rationalität und zugleich mehr Verzweiflung, als sich dem ersten Blick offenbart. Hitler selber hat die damit verbundene Problematik gekennzeichnet, indem er den Angriffsbefehl zu einem der zahlreichen

«schwersten Entschlüsse» erhob, die er zu fassen gehabt habe. In den rückschauenden Betrachtungen, die er Anfang 1945 im Bunker unter der Reichskanzlei Martin Bormann diktierte, hat er geäußert:

«Ich hatte während des Krieges keinen schwereren Entschluss zu treffen, als den Angriff auf Russland. Ich hatte immer erklärt, dass wir den Zweifrontenkrieg um jeden Preis vermeiden müssten, und überdies wird niemand daran zweifeln, dass ich mehr als irgendein anderer über die russische Erfahrung Napoleons nachgedacht habe. Warum also dieser Krieg gegen Russland, und warum zu dem von mir gewählten Zeitpunkt?»

Wir hatten die Hoffnung verloren, den Krieg durch eine erfolgreiche Invasion auf englischem Boden zu beenden. Denn dieses Land, von stupiden Führern regiert, hatte sich geweigert, unsere Vorherrschaft in Europa zuzulassen und einen Frieden ohne Sieg mit uns zu schliessen, solange es auf dem Kontinent eine grosse Macht gab, die dem Reich prinzipiell feindlich gegenüberstand. Der Krieg musste folglich ewig dauern und nach den Engländern eine zunehmend aktivere Beteiligung der Amerikaner heraufbeschwören. Die Bedeutung des amerikanischen Potentials, die ununterbrochene Aufrüstung ..., die Nähe der englischen Küsten, all das bewirkte, dass wir uns vernünftigerweise nicht auf einen Krieg von langer Dauer einlassen durften. Denn die Zeit – immer wieder die Zeit! – musste mehr und mehr gegen uns arbeiten. Um die Engländer zur Aufgabe zu bewegen, um sie zum Frieden zu zwingen, musste man ihnen folglich die Hoffnung nehmen, uns auf dem Kontinent einen Gegner unseres Ranges gegenüberzustellen, das heisst die Rote Armee. Wir hatten keine Wahl, es war für uns ein unabwendbarer Zwang, die russische Figur vom europäischen Schachbrett zu entfernen. Es gab dafür aber noch einen zweiten, ebenso triftigen Grund, der schon für sich genommen ausreichend gewesen wäre: die ungeheure Gefahr, die Russland durch die blossе Tatsache seiner Existenz für uns bedeutete. Es musste zum Verhängnis für uns werden, falls es uns eines Tages angreifen sollte.

Unsere einzige Chance, Russland zu besiegen, bestand darin, ihm zuvorzukommen ... Wir durften der Roten Armee keinen Geländevorteil bieten, ihr unsere Autobahnen für den Aufmarsch ihrer motorisierten Verbände zur Verfügung stellen, unser Eisenbahnnetz zur Beförderung von Menschen und Material. Wir konnten sie in ihrem eigenen Lande schlagen, wenn wir die Initiative zum Handeln ergriffen, in ihren Stümpfen und Mooren — doch nicht auf dem Boden eines so zivilisierten Landes wie des unseren. Das hätte ihnen ein Sprungbrett zum Überfall auf Europa gegeben.

Warum 1941? Weil man so wenig wie möglich zögern durfte, zumal unsere Feinde im Westen unablässig ihre Kampfkraft vergrösserten. Überdies blieb Stalin selber keineswegs untätig. Auf beiden Fronten arbeitete folglich die Zeit gegen uns. Die Frage lautete daher nicht: 'Warum nicht schon am 22. Juni 1941?', sondern 'Warum nicht früher?'... Meine Zwangsvorstellung im Lauf der letzten Wochen war, dass Stalin mir zuvorkommen könnte.»<sup>44</sup>

Was alle Überlegungen **Hitlers** vom Sommer und Herbst 1940 verband, war die insgeheime Hoffnung, die fest- und fehlgelaufene Kriegssituation durch eine plötzliche, überraschende Ausfallbewegung, wie sie ihm in den Malheurs seines Lebens so oft geglückt war, zu verändern und damit zugleich die grosse Eroberungsidee zu verwirklichen. In seiner ausschweifenden Phantasie verwandelte sich der Feldzug gegen Russland in die unverhoffte, alle Schwierigkeiten wie mit einem Zauberschlage lösende Wende und die Voraussetzung für den Durchbruch zur Weltherrschaft. Deutschland werde, sagte er am 9. Januar 1941 vor den Spitzen von OKW und OKH, «unangreifbar sein. Der russische Riesenraum berge unermessliche Reichtümer. Deutschland müsse ihn wirtschaftlich und politisch beherrschen, jedoch nicht angliedern. Damit verfüge es über alle Möglichkeiten, in Zukunft auch den Kampf gegen Kontinente zu führen, es könne dann von niemand mehr geschlagen werden.»<sup>45</sup> Der rasche Zusammenbruch der Sowjetunion, so stellte er sich vor, werde Japan das Zeichen für die lange geplante, doch vor allem aufgrund der sowjetischen Bedrohung im Rücken hinausgeschobene «Südexansion» geben; sie wiederum werde die USA im pazifischen Raum binden und folglich von Europa wegziehen, so dass auch Grossbritannien nachzugeben gezwungen sei. Durch eine weitausholende, dreifache Zangenbewegung über Nordafrika, Vorderasien und den Kaukasus gedachte er im Anschluss an die Eroberung Russlands nach Afghanistan vorzustossen, um von dort aus das störrische britische Weltreich schliesslich in seinem Zentrum, in Indien, zu treffen: Die Herrschaft über die Welt war, wie er es sah, zum Greifen nahe.

Die Schwächen dieser Konzeption waren unübersehbar. Als Voraussetzung für den Angriff auf die Sowjetunion hatte **Hitler** bisher stets Sicherheit nach Westen verlangt und in der Vermeidung des Konflikts mit zwei Fronten geradezu eine Art Grundgesetz der deutschen Aussenpolitik gesehen<sup>46</sup>; jetzt versuchte er, diese Sicherheit durch einen Präventivschlag zu gewinnen, und begab sich gleichsam in das Abenteuer eines Zweifrontenkrieges, um dem Zweifrontenkrieg zuvorkommen. Auch unterschätzte er den Gegner ebenso, wie er die eigenen Kräfte überbewertete. «Wir werden in drei Wochen in Petersburg sein», äusserte er Anfang Dezem-

ber und versicherte dem bulgarischen Gesandten Draganoff, die sowjetische Armee sei «nicht mehr als ein Witz»;<sup>47</sup> vor allem aber trat erneut seine Unfähigkeit hervor, einen Gedanken eng an der Wirklichkeit zu Ende zu denken, stets hob er irgendwann, wenn die ersten Schritte konzipiert waren, vom Boden der Realität ab und führte seine Überlegungen nicht rational, sondern visionär zum Abschluss. Bezeichnend dafür war wiederum, wie nachlässig er die auf den erwarteten Sieg folgende Entwicklung im Osten erwog; es war der gleiche Fehler, der ihm beim Angriff auf Polen und dann beim Feldzug gegen Frankreich unterlaufen war. Selbst wenn es gelang, in einem neuerlichen Blitzfeldzug vor Einbruch des Winters bis nach Moskau oder gar zum Ural vorzustossen, war der Krieg, wie er sich hätte sagen müssen, keineswegs zu Ende; denn hinter Moskau, hinter dem Ural, lagen weite Räume, die der Sammlung und Organisation der verbliebenen Kräfte dienen konnten. An der mehr oder minder offenen Grenze, an der er zu verhalten gedachte, konnten immerhin so starke deutsche Kräfte gebunden werden, dass der Kriegswille Englands und der USA sich aussichtsreich ermutigt sah. Doch hat **Hitler** solche konkreten Möglichkeiten nie durchdacht, sondern sich mit vagen Formeln, die auf «Zusammenbruch» oder «Zertrümmerung» lauteten, berauscht und zufriedengegeben. Als Feldmarschall v. Bock, der als Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte vorgesehen war, ihm Anfang Februar sagte, er halte zwar einen militärischen Sieg über die Rote Armee für möglich, könne sich aber nicht vorstellen, «wie die Sowjets zum Frieden zu zwingen seien», antwortete **Hitler** unbestimmt, dass «nach der Eroberung der Ukraine, Moskaus und Leningrads... die Sowjets sicher in einen Vergleich einwilligen» würden.<sup>48</sup> Die Bemerkung offenbarte die ganze Unfertigkeit seiner Gedanken.

Indessen liess er jetzt keine Einwände mehr gelten, unbeirrt durch Argumente oder Widerstände bereitete er den Angriff vor. Im Oktober 1940, in der Nacht nach seiner Begegnung mit Pétain, war er durch einen Brief Mussolinis von der Absicht Italiens unterrichtet worden, nach Griechenland einzumarschieren. Die deutliche Voraussicht der Verwicklungen, die der unvermutete Schritt für die deutsche Flanke auf dem Balkan im Gefolge haben musste, hatte ihn veranlasst, seine Reiseroute abzuändern und zu einem ei-

lig arrangierten Treffen nach Florenz zu reisen. Mussolini indes, der den Deutschen die zahlreichen ähnlichen Überraschungen, die sie ihm bereitet hatten, sowie die zahlreichen Siege heimzahlen wollte, hatte wenige Stunden vor der Ankunft **Hitlers** überstürzt die Operation eröffnet. Doch die Notwendigkeit, deutsche Verbände nach Griechenland zu entsenden, als der italienische Verbündete in die erwarteten Schwierigkeiten geraten war, hinderte **Hitler** nicht, die Planung und den Aufmarsch für den Ostfeldzug weiterzutreiben. Nicht anders reagierte er, als Mussolini auch in Albanien in Bedrängnis kam und Anfang Dezember 1940 schliesslich den Zusammenbruch der nordafrikanischen Front erlebte: Stets begegnete **Hitler** den Desastern mit Gleichmut, erliess die erforderlichen Weisungen und entsandte immer neue Divisionen an die bedrohten Schauplätze, ohne auch nur augenblicksweise an seinem Hauptziel irre zu werden. Am 28. Februar sah er sich gezwungen, vom Gebiet des verbündeten Rumänien aus den Sowjets in Bulgarien zuvorzukommen, rund einen Monat später eroberte er Jugoslawien, das sich durch eine Gruppe putschender Offiziere dem deutschen Einfluss zu entziehen versucht hatte, doch trotz dieser immer neuen Engagements verlor er den Feldzug gegen die Sowjetunion nicht aus den Augen, sondern schob ihn nur um vier, freilich verhängnisvoll werdende Wochen hinaus. Am 17. April nahm er die Kapitulation der jugoslawischen Armee entgegen, sechs Tage später ergaben sich die Griechen, die den Soldaten Mussolinis so lange und so wirksam Widerstand geleistet hatten, während das nach Nordafrika entsandte Korps unter General Rommel innerhalb von zwölf Tagen die gesamte, von den Italienern verlorene Cyrenaika zurückeroberte. Kurz darauf, zwischen dem 20. und dem 27. Mai 1941, nahmen deutsche Fallschirmeinheiten die Insel Kreta, und einen Augenblick lang schien der Zusammenbruch der gesamten britischen Machtstellung im östlichen Mittelmeer bevorzustehen. Mit wachsendem Nachdruck verlangten Raeder und die Seekriegsleitung für den Herbst 1941 eine grosse Offensive gegen die britischen Nahoststellungen, die das Empire «tödlicher treffen würde als die Einnahme Londons»; die später bekannt gewordenen Überlegungen der Gegenseite haben diese Vorstellungen weitgehend bestätigt. Doch **Hitler** war wiederum nicht bereit,

von der allesbeherrschenden Idee der Ostexpansion abzugehen, vergebens bemühte sich ein Teil seiner Umgebung, ihn umzustimmen.<sup>49</sup> Auch die sich zunehmend verschärfende Situation im Westen, wo das materielle Gewicht der USA nun immer spürbarer in Erscheinung trat und nach dem Luftkrieg auch der U-Bootkrieg verlorenzugehen drohte, konnte ihn nicht aufhalten.

Es kann nicht fraglich sein, dass **Hitler** die zahlreichen Schwächen seines neuen Kriegskonzepts gesehen und gewogen hat: das Zweifrontenrisiko, die Napoleonserfahrung vom unüberwindbar tiefen Raum, der Ausfall des italienischen Verbündeten sowie die Verzettelung der eigenen Kräfte in einer die Blitzkriegsidee krass verleugnenden Weise. Der Starrsinn, mit dem er sich darüber hinwegsetzte, hatte nicht ausschliesslich mit der Fixierung auf seinen zentralen Gedanken zu tun; vielmehr war er sich immer deutlicher bewusst, dass dieser beginnende Sommer 1941 die letzte verbliebene Chance war, diesen Gedanken noch zu verwirklichen. Er war, wie er selber gesagt hat, in der Situation eines Mannes, der nur noch einen Schuss in der Büchse hat<sup>50</sup> und das Besondere war, dass die Wirksamkeit der Ladung gleichsam unentwegt abnahm. Denn der Krieg war, wie er wusste, nicht zu gewinnen, wenn er den Charakter eines Material- und Abnutzungskrieges annahm, der Deutschland in zunehmend grössere Abhängigkeit von der Sowjetunion bringen musste und am Ende doch nur die Überlegenheit der Vereinigten Staaten erweisen würde. Denkbar ist, dass im Hintergrund seiner Angriffsgedanken, unklar und verschwommen, noch die Hoffnung wirksam war, durch den Schlag gegen die Sowjetunion die Neutralität der konservativen Mächte, deren Beistand er gehabt und verspielt hatte, zurückzugewinnen, indem er den gemeinsamen Gegner von einst wieder als Gegner annahm; es war dies jedenfalls die Hoffnung, die seinen Altbewunderer Rudolf Hess bewog, am 10. Mai 1941 in einer Mission auf eigene Faust nach England zu fliegen, um den «verkehrten Krieg» endlich zu beenden. Das Desinteresse jedoch, das ihm entgegengebracht wurde, machte deutlich, dass auch diese Chance vertan und **Hitler** wirklich ohne Wahl war. Sein Entschluss, den Ostkrieg zu diesem Zeitpunkt zu eröffnen, glich einer Verzweiflungstat: der einzige Weg, der ihm noch offenstand, aber ein Weg in den Untergang.



Wie deutlich [Hitler](#) dieses Dilemma erfasste, verrät eine Fülle von Äusserungen seit dem Herbst 1940. Seine Gespräche mit Diplomaten, Generalen und Politikern sind, jenseits ihrer Bedeutung im Einzelnen, ein Dokument für den Prozess permanenter Selbstüberredung. Die Verharmlosung oder Herabsetzung des Gegners spielte dabei eine ebenso bedeutsame Rolle wie dessen Perhorreszierung, die Sowjetunion war einerseits ein «tönerner Koloss ohne Kopf», andererseits eine «bolschewisierte Wüste», «einfach grauhaft», ein «gewaltiger volklicher und weltanschaulicher Ansturm, der ganz Europa bedroht», und der einst geschlossene Vertrag plötzlich «sehr schmerzlich».<sup>51</sup> Dann wiederum redete er sich ein, er führe keinen Zweifrontenkrieg: «Jetzt besteht die Möglichkeit», äusserte er am 30. März 1941 vor der Generalität, «Russland mit einem freien Rücken zu schlagen; sie wird so bald nicht wiederkommen. Ich wäre ein Verbrecher an der Zukunft des deutschen Volkes, wenn ich nicht zufasste!» Die offenbare Unlust der Öffentlichkeit, die den «revisionistischen» Feldzügen der Anfangsphase mit dem Ziel der Vereinigung aller Deutschen und am Ende auch dem Frankreichfeldzug zugestimmt hatte, beeindruckte ihn nicht; die Besorgnis eines Stimmungsberichts, dass «die zum Teil in der Propaganda angedeutete künftige Rolle Deutschlands als führender Staat Europas und die unmittelbare Einverleibung von Ostgebieten ... den Vorstellungen eines grösseren Volksteils noch kaum zugänglich» ist, war nicht die seine.<sup>52</sup>

Seine Beschwörungen waren überbaut von der immer unduldamer in Anspruch genommenen Gewissheit, dass alle seine Entscheidungen von der Vorsehung gutgeheissen und legitimiert seien, und diese zunehmende Bemühung, die eigenen Entschlüsse irrational abzusichern, spiegelte den Zustand der Beunruhigung am auffallendsten. Nicht selten erfolgten die Akte magischer Selbstvergewisserung als unvermittelte Einschübe im sachlichen Gespräch. Einem ungarischen Diplomaten beispielsweise erklärte er im März 1941 nach einem Rüstungsvergleich zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten: «Seine Wege und Vorschläge der Vergangenheit überdenkend, komme er zu der Überzeugung, dass die Vorsehung dies alles so gefügt habe; denn das, was er ursprünglich angestrebt habe, wäre, wenn er es auf friedli-

chem Wege erreicht habe, immer nur eine halbe Lösung gewesen, die doch eines Tages neuen Kampf verursacht hätte. Er habe nur einen besonderen Wunsch, dass unser Verhältnis zur Türkei besser würde.»<sup>53</sup>

Seit dem Sommer 1940 hatte es zwischen Deutschland und der Sowjetunion eine Anzahl diplomatischer Verstimmungen gegeben, die nicht zuletzt auf die rücksichtslosen Versuche Moskaus zurückzuführen waren, das eigene Vorfeld gegen die furchteinflößend gestiegene Macht des Reiches abzusichern, indem es sowohl die baltischen Staaten als auch Teile Rumäniens annektierte und den deutschen Einflussbemühungen auf dem Balkan zähen Widerstand entgegensetzte. Gleichwohl urteilte der britische Botschafter in Moskau, Sir Stafford Cripps, im Frühjahr 1941, die Sowjetunion werde sich «mit absoluter Sicherheit» allen Bestrebungen widersetzen, in den Krieg gegen Deutschland verwickelt zu werden; es sei denn, **Hitler** selber entschliesse sich, die Sowjetunion anzugreifen; doch fürchte er, **Hitler** werde seinen Gegnern diesen Gefallen nicht tun.<sup>54</sup>

Nun tat er ihn doch. Aller Nötigung durch die fatalen Umstände zum Trotz, offenbarte **Hitlers** Entschluss zum Angriff auf die Sowjetunion noch einmal das Wesen seines Entscheidungsverhaltens: Es war der letzte und gravierendste jener Selbstmörder-Entschlüsse, die von früh auf für ihn kennzeichnend waren und seine Neigung enthüllten, in verzweifelten Situationen den ohnehin überzogenen Einsatz noch einmal zu verdoppeln. Bezeichnend war allerdings, dass seine Berechnung inzwischen nur noch auf der negativen Seite aufging: Falls er den Feldzug gegen die Sowjetunion verlor, war in der Tat auch der Krieg im Ganzen verloren; siegte er dagegen im Osten, war der Gesamtkrieg noch keineswegs gewonnen, wie sehr er sich das auch vortäuschen mochte.

Doch noch in einer anderen Hinsicht offenbarte **Hitlers** Angriffsentschluss eine bezeichnende Konsequenz. Der Moskauer Vertrag entstammte noch jener «politischen» Phase seines Lebens, die er inzwischen überwunden hatte, er war eine taktisch motivierte Untreue gegen die eigenen ideologischen Prinzipien und folglich ein anachronistisch gewordenes Element. «Ehrlich sei der

Pakt nie gewesen», äusserte **Hitler** nun gegenüber einem seiner Adjutanten; «denn die Abgründe der Weltanschauung seien tief.»<sup>55</sup> Was jetzt wieder zählte, war die Ehrlichkeit des radikalen Bekenntnisses.

In der Nacht vom 21. auf den 22. Juni 1941, kurz nach drei Uhr, wurde Mussolini von einer Botschaft **Hitlers** aus dem Schlaf geholt. «Ich störe des Nachts nicht einmal meine Diener, aber die Deutschen lassen mich rücksichtslos aus dem Bett springen», klagte er missgelaunt.<sup>56</sup> Das Schreiben begann mit dem Hinweis auf «monatelange, sorgenvolle Erwägungen» und informierte Mussolini sodann über den bevorstehenden Angriff. «Ich fühle mich», beteuerte **Hitler** in dem unablässig und egozentrisch immer wieder von ihm selber handelnden Dokument, «seit ich mich zu diesem Entschluss durchgerungen habe, innerlich wieder frei. Das Zusammengehen mit der Sowjetunion hat mich bei aller Aufrichtigkeit des Bestrebens, eine endgültige Entspannung herbeizuführen, doch oft schwer belastet; denn irgendwie schien es mir doch ein Bruch mit meiner ganzen Herkunft, meinen Auffassungen und meinen früheren Verpflichtungen zu sein. Ich bin glücklich, dass ich diese Seelenqualen nun los bin.»<sup>57</sup>

Das Gefühl der Erleichterung klang nicht ohne besorgten Unterton. Zwar äusserte sich die engere Umgebung, vor allem die militärische Führungsspitze, ausserordentlich optimistisch. «Dem deutschen Soldaten ist nichts unmöglich», hatte der zusammenfassende Wehrmachtsbericht vom 11. Juni 1941 über die Kämpfe auf dem Balkan und in Nordafrika geendet. Nur **Hitler** selber zeigte sich, wie berichtet wird, von Bedrückung und Unruhe erfasst. Aber er war nicht der Mann, von seinem Lebenstraum abzulassen, seit ihn nur noch ein Feldzug von wenigen Wochen Dauer davon trennte: Dann würde ein Riesenraum im Osten gewonnen sein, England sich beugen und Amerika nachgeben, die Welt würde ihm huldigen. Das Risiko erhöhte nur die Suggestivität des Ziels. Inmitten der geschäftigen Aufmarschstimmung um ihn herum sagte er in der Nacht vor dem Angriff: «Mir ist, als ob ich die Tür zu einem dunklen, nie gesehenen Raum aufstosse, ohne zu wissen, was sich hinter der Tür befindet.»<sup>58</sup>

## 2. KAPITEL

# Der «Dritte» Weltkrieg

«Wenn 'Barbarossa' steigt, hält die Welt den Atem an  
und verhält sich still.»

*Adolf Hitler*

Mit 153 Divisionen, 600'000 motorisierten Fahrzeugen, 3'580 Panzern, 7'481 Geschützen und 2'110 Flugzeugen eröffnete [Hitler](#) im Morgengrauen des 22. Juni 1941, gegen drei Uhr fünfzehn, den Angriff auf die Sowjetunion; es war die gewaltigste auf einem Schauplatz vereinte Streitmacht der Geschichte. Neben den deutschen Verbänden standen zwölf Divisionen und zehn Brigaden der Rumänen, achtzehn finnische Divisionen, drei ungarische Brigaden und zweieinhalb slowakische Divisionen, später traten drei italienische Divisionen sowie die spanische «Blaue Division» hinzu. Nach dem Beispiel der meisten voraufgegangenen Feldzüge erfolgte der Angriff ohne Kriegserklärung, wiederum eröffnete die Luftwaffe den Kampf mit einem überfallartigen Masseneinsatz, der auf einen Schlag die Hälfte der rund sechstausend sowjetrussischen Kriegsflugzeuge vernichtete; und wie schon in Polen und im Westen trieben die Angreifer mit aller Wucht massierte Panzerkeile tief ins feindliche Gebiet hinein und schlossen sie dann in raschen, zangenförmigen Operationen zu gewaltigen Kesselschlachten. Er plane keinen «Argonautenzug» nach Russland, hatte [Hitler](#), so oder ähnlich lautend, in den zurückliegenden Jahren wiederholt beteuert;<sup>59</sup> jetzt brach er dazu auf.

Den militärischen Verbänden folgten, als zweite Welle, besondere Einsatzgruppen mit dem von [Hitler](#) schon am 2. März formulierten Auftrag, «die jüdisch-bolschewistische Intelligenz» mög-

lichst noch im Operationsgebiet auszurotten.<sup>60</sup> Diese Kommandos vor allem waren es, die der Auseinandersetzung von Beginn an den beispiellosen, alle Erfahrung überbietenden Charakter gaben; und wie sehr der Feldzug auch strategisch mit dem Gesamtkrieg verbunden war, bedeutete er doch, dem Wesen und der Moral nach, etwas gänzlich Neues: gleichsam den Dritten Weltkrieg.

Jedenfalls fiel er aus dem Begriff des «europäischen Normalkriegs» heraus, dessen Regeln die Auseinandersetzung bis dahin bestimmt hatten, auch wenn in Polen Ansätze der neuen, radikaleren Praxis sichtbar geworden waren. Doch gerade die Erfahrung mit den Widerständen, die das Terrorregiment der SS in den eroberten polnischen Gebieten bei den lokalen Militärbefehlshabern hervorgerufen hatte, veranlasste Hitler jetzt, den ideologisch überbauten Vernichtungskampf schon in der operativen Zone aufzunehmen. Denn dies war, nach so vielen Komplikationen, Umwegen und verkehrten Frontstellungen, *sein* Krieg, dem er kein Zugeständnis schenkte. Er führte ihn unbarmherzig, nicht ohne einen Zug von Besessenheit und unter zunehmender Vernachlässigung aller anderen Kriegsschauplätze. Er nahm keine taktischen Rücksichten und verzichtete namentlich darauf, unter Zuhilfenahme suggestiver Befreiungsparolen zunächst die militärische Entscheidung zu suchen, um dann erst das Versklavungs- und Vernichtungswerk zu beginnen; vielmehr suchte er jetzt nur noch Endlösungen – auch dies ein Symptom seines anhaltenden Politikverzichts. Am 30. März 1941 hatte er in der Berliner Reichskanzlei annähernd zweihundertfünfzig hohe Offiziere aller Waffengattungen zusammengerufen und ihnen in einer zweieinhalbstündigen Rede den neuartigen Charakter des bevorstehenden Krieges erläutert. Halders Tagebuch hat davon festgehalten:

«Unsere Aufgaben gegenüber Russland: Wehrmacht zerschlagen, Staat auflösen ... Kampf zweier Weltanschauungen gegeneinander. Vernichtendes Urteil über Bolschewismus, ist gleich asoziales Verbrechen. Kommunismus ungeheure Gefahr für die Zukunft. Wir müssen von dem Standpunkt des soldatischen Kameradentums abtrücken. Der Kommunist ist vorher kein Kamerad und nachher kein Kamerad. Es handelt sich um einen Vernichtungskampf ...

Der Kampf muss geführt werden gegen das Gift der Zersetzung. Das ist

keine Frage der Kriegengerichte. Die Führer der Truppe müssen wissen, worum es geht. Sie müssen in dem Kampf führen ... Kommissare und GPU-Leute sind Verbrecher und müssen als solche behandelt werden ... Der Kampf wird sich sehr unterscheiden vom Kampf im Westen. Im Osten ist Härte mild für die Zukunft.

Die Führer müssen von sich das Opfer verlangen, ihre Bedenken zu überwinden.»<sup>61</sup>

Doch wenn auch keiner der Anwesenden diesem Komplizenappell widersprach, hat **Hitler** doch der Befangenheit seiner Generale in den traditionellen Standesnormen misstraut und sich daher mit blossen Härteparolen nicht begnügt. Sein ganzes Bestreben ging vielmehr dahin, die Trennung zwischen der herkömmlichen Kriegsführung und den Einsätzen der Sonderkommandos aufzuheben und diese Elemente zum Gesamtbild eines einzigen, alle Beteiligten kriminalisierenden Vernichtungskrieges zu verklammern. In einer Folge von vorbereitenden Richtlinien wurde der Wehrmacht die Verwaltung des Hinterlands entzogen und besonderen Reichskommissaren überantwortet, zugleich der Reichsführer-SS, Heinrich Himmler, beauftragt, mit vier Einsatzgruppen der Sicherheitspolizei und des SD in einer Gesamtstärke von dreitausend Mann im Operationsbereich «Sonderaufgaben» zu übernehmen, «die sich aus dem endgültig auszutragenden Kampf zweier entgegengesetzter politischer Systeme ergeben». Den Führern dieser Gruppen erteilte Heydrich im Mai 1941 auf einer Tagung in Pretzsch mündlich den Befehl zur Ermordung aller Juden, aller «Asiatisch-Minderwertigen», aller kommunistischen Funktionäre und Zigeuner.<sup>62</sup> Ein «Führererlass» aus der gleichen Zeit stellte Angehörige der Wehrmacht für Straftaten gegen feindliche Zivilpersonen prinzipiell ausser Verfolgung, eine andere Anordnung, der sogenannte Kommissar-Befehl vom 6. Juni 1941, bestimmte, dass die politischen Kommissare der Roten Armee als «die Urheber barbarisch asiatischer Kampfmethoden ..., wenn im Kampf oder Widerstand ergriffen, grundsätzlich sofort mit der Waffe zu erledigen» seien, und eine «Richtlinie» des OKW schliesslich, die unmittelbar vor Beginn des Angriffs den mehr als drei Millionen Soldaten des Ostheeres bekanntgemacht wurde, verlangte «rücksichtsloses und energisches Durchgreifen gegen

bolschewistische Hetzer, Freischärler, Saboteure, Juden und restlose Beseitigung jedes aktiven und passiven Widerstandes». <sup>63</sup> Eine lautstarke Kampagne gegen die «slawischen Untermenschen», die die Bilder des «Mongolensturms» beschwor und den Bolschewismus als zeitgenössischen Ausdruck des schon von Attila und Dschingis Khan gegen Europa mobilisierten, asiatischen Destruktionstriebes definierte, ergänzte diese Massnahmen.

Alle diese Elemente haben dem Krieg im Osten den ungewöhnlichen Doppelcharakter gegeben. Er war einerseits ein Weltanschauungskrieg gegen den Kommunismus, und manche Kreuzzugsstimmung trug den Angriff mit; andererseits aber und in sicherlich nicht geringerem Masse war er ein kolonialer Eroberungskrieg im Stil des 19. Jahrhunderts, gerichtet freilich gegen eine der traditionellen europäischen Grossmächte und bestimmt von dem Ziel, sie auszulöschen. Die ideologischen Begründungen, die vor allem das Propagandagetöse des Vordergrunds beherrschten, hat **Hitler** selber blossgestellt, als er Mitte Juli im engsten Führungskreis die Formel vom «Krieg Europas gegen den Bolschewismus» ungehalten zurückwies und verdeutlichte: «Grundsätzlich kommt es also darauf an, den riesenhaften Kuchen handgerecht zu zerlegen, damit wir ihn erstens beherrschen, zweitens verwalten und drittens ausbeuten können.» Allerdings seien die Annexionsabsichten vorerst zu verheimlichen. «Alle notwendigen Massnahmen – Erschiessen, Aussiedeln usw. – tun wir trotzdem und können wir trotzdem tun.» <sup>64</sup>

Während die Wehrmacht stürmisch vorwärtsdrang, in nahezu vierzehn Tagen den Dnjepr erreichte und eine Woche später auf Smolensk vorstieß, errichteten die Einsatzgruppen in den eroberten Gebieten ihre Terrorherrschaft, durchkämmten Städte und Ortschaften, trieben Juden, kommunistische Funktionäre, Intellektuelle sowie überhaupt alle potentiellen Angehörigen gesellschaftlicher Führungsschichten zusammen und liquidierten sie. Otto Ohlendorf, einer der Gruppenkommandeure, hat im Verlauf des Nürnberger Prozesses ausgesagt, seine Einheit habe im Laufe der ersten Jahre rund neunzigtausend Männer, Frauen und Kinder ermordet; nach vorsichtigen Schätzungen wurden von der freilich besonders betroffenen jüdischen Bevölkerung im Westen Russ-

lands während des gleichen Zeitraums etwa eine halbe Million Menschen getötet.<sup>65</sup> Ungerührt trieb Hitler die Ausrottungsaktionen voran. In seinen Äusserungen aus jener Zeit schlug, jenseits aller Eroberungs- und Ausbeutungsbestrebungen, am Ende doch immer wieder, mit einer an seine frühen Jahre gemahnenden Radikalität, der tiefe ideologische Haseffekt durch: «Die Juden seien die Geißel der Menschheit», erklärte er am 21. Juli dem kroatischen Aussenminister Sladko Kvaternik; «wenn die Juden freien Weg hätten wie im Sowjetparadies, so würden sie die wahnsinnigsten Pläne verwirklichen. So sei Russland zu einem Pestherd für die Menschheit geworden ... Wenn auch nur ein Staat aus irgendwelchen Gründen eine jüdische Familie bei sich dulde, so würde diese der Bazillenherd für eine neue Zersetzung werden. Gäbe es keine Juden mehr in Europa, so würde die Einigkeit der europäischen Staaten nicht mehr gestört werden.»<sup>66</sup>

Trotz ihres raschen Vordringens vermochten die deutschen Verbände zunächst nur im Mittelabschnitt zu einer jener gewaltigen Umfangsschlachten anzusetzen, die das operative Konzept für den Russlandfeldzug ausmachten;<sup>67</sup> an den übrigen Fronten dagegen gelang es ihnen mehr oder weniger lediglich, die Masse des Gegners vor sich herzuschieben: Vor uns kein Feind und hinter uns kein Nachschub, lautete die Formel für die besondere Problematik dieses Feldzugs. Immerhin aber befanden sich bis zum 11. Juli nahezu sechshunderttausend sowjetrussische Soldaten in deutscher Hand, darunter mehr als siebzigtausend Überläufer, und sowohl Hitler als auch das OKH glaubten den Zusammenbruch der Roten Armee nahe. Schon am 3. Juli hatte Halder vermerkt: «Es ist wohl nicht zuviel gesagt, wenn ich behaupte, dass der Feldzug gegen Russland innerhalb von vierzehn Tagen gewonnen wurde», nur werde der hartnäckige, auf die Weite des Raumes gestützte Widerstand die deutschen Kräfte noch viele Wochen beanspruchen. Hitler selber versicherte einige Tage später, «er glaube nicht, dass der Widerstand im europäischen Russland noch länger als sechs Wochen dauern würde. Wohin die Russen dann gingen, wisse er nicht. Vielleicht in den Ural oder über den Ural hinaus. Aber wir würden ihnen folgen, und er, der Führer, würde auch nicht davor zurück-



schrecken, über den Ural hinauszustossen ... Stalin würde er verfolgen, wohin dieser auch fliehe ... Er glaube nicht, dass er Mitte September noch kämpfen müsse: in sechs Wochen sei er so ziemlich fertig.»<sup>68</sup> Mitte Juli bereits wurde der Schwerpunkt im Rüstungsprogramm auf U-Boote und die Luftwaffe verlagert, und die Planung für den vierzehn Tage später erwarteten Rückmarsch der deutschen Divisionen in Angriff, genommen. Als General Köstling, der letzte Militärattaché in Moskau, um diese Zeit zum Vortrag im Führerhauptquartier war, führte Hitler ihn an eine Lagekarte, deutet mit einer Handbewegung auf die eroberten Gebiete und erklärte: «Hier bringt mich kein Schwein mehr heraus.»<sup>69</sup>

Dem Rückfall in die unverhohlene Vulgarität der frühen Jahre entsprach die Befriedigung, die Hitler offenbar bei Kundmachungen ausmalender Grausamkeit empfand. Dem spanischen Botschafter Espinosa gegenüber beschrieb er die Kämpfe im Osten als blosse «Menschenmassaker», mitunter habe der Gegner zwölf oder dreizehn Reihen tief gestaffelt angegriffen und sei nur immer niedergemacht worden, «die Menschen wie ineinander gehakt», die russischen Soldaten seien «teils in einer Stimmung von Lethargie, teils von Seufzen und Stöhnen. Die Kommissare seien Teufel (und) ... würden zusammengesossen.»<sup>70</sup> Gleichzeitig erging er sich in langen menschenhasserischen Phantasien. Er gedachte Moskau und Leningrad auszuhungern und eine «Volkskatastrophe» herbeizuführen, «die nicht nur den Bolschewismus, sondern auch das Moskowitertum der Zentren beraubt». Anschliessend wollte er die beiden Städte dem Erdboden gleichmachen, über der Stelle, an der Moskau einst gestanden hatte, sollte ein riesiges Staubecken entstehen, um jede Erinnerung auszulöschen an die Stadt und alles, was sie gewesen. Vorsorglich befahl er, die erwarteten Kapitulationsangebote zurückzuweisen, und rechtfertigte sich vor seiner engsten Runde: «Vermutlich fassen sich manche Leute mit beiden Händen an den Kopf und fragen sich: Wie kann der Führer eine Stadt wie St. Petersburg zerstören? Meinem Wesen nach gehöre ich einfach zu einer ganz anderen Gattung. Mir wäre lieber, ich brauchte niemandem etwas anzutun. Aber wenn ich sehe, dass die Art in Gefahr ist, dann weicht bei mir das Gefühl eis-kalter Überlegung.»<sup>71</sup>

Im Laufe des August gelangen den deutschen Verbänden, nach dem Durchbruch durch die «Stalin-Linie», an allen Frontabschnitten doch noch eindrucksvolle Umfangsschlachten, indes wurde gleichzeitig deutlich, dass die optimistischen Erwartungen des vergangenen Monats trügerisch gewesen waren: So gross die Zahl der Gefangenen auch war, noch grösser schien die Menge der immer erneut herangeführten Reserven des Gegners. Er setzte sich zudem weitaus erbitterter zur Wehr als die polnischen Truppen beziehungsweise die Verbände der Westmächte, und sein Widerstandswille wuchs nach anfänglichen Krisen noch, als er den Vernichtungscharakter des von [Hitler](#) geführten Krieges erkannte. Auch war der Materialverschleiss im Staub und Schlamm der russischen Ebenen stärker als erwartet, und jeder Sieg zog den Verfolger immer tiefer in den endlosen Raum. Erstmals schien überdies die deutsche Kriegsmaschinerie an die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit zu stossen. Die Industrie beispielsweise erzeugte nur rund ein Drittel der geforderten sechshundert Panzer im Monat, die Infanterie war offenkundig für den alle bisherigen Raumvorstellungen sprengenden Feldzug unzureichend motorisiert, die Luftwaffe dem Zweifrontenkrieg nicht gewachsen, und die Treibstoffvorräte schrumpften zeitweise bis auf den Bedarf für einen Monat zusammen. Angesichts dieser Umstände kam der Frage, an welchem Abschnitt der Front die verbliebenen Reserven am wirkungsvollsten zum kriegsentscheidenden Schlag eingesetzt werden könnten, grundlegende Bedeutung zu.

Das OKH sowie die Befehlshaber der Heeresgruppe Mitte verlangten übereinstimmend, die Verbände zum konzentrischen Angriff auf Moskau anzusetzen. Vor den Toren der Hauptstadt, so erwarteten sie, werde der Gegner sich unter Aufbietung aller verfügbaren Kräfte zur grossen Entscheidungsschlacht stellen und auf diese Weise doch noch den zeitgerechten Abschluss des Feldzuges und damit den Triumph der Blitzkriegsidee ermöglichen. [Hitler](#) dagegen forderte den Angriff im Norden, um den Sowjets den Zugang zur Ostsee abzuschneiden, sowie den breit vorgetragenen Vorstoss im Süden mit dem Ziel, die landwirtschaftlichen und industriellen Produktionsgebiete der Ukraine und des Donezbeckens zu erobern und die Ölzufuhr aus dem Kaukasus in die Hand zu be-

kommen: Es war ein Plan, der in geradezu beispielhafter Mischung seine Überheblichkeit ebenso bezeugte wie seine Zwangslage; denn indem Hitler sich den Anschein dessen gab, der in all seiner Siegesgewissheit die Hauptstadt ignorieren könnte, suchte er tatsächlich der spürbar werdenden wirtschaftlichen Kräfteüberspannung zu vorzukommen. «Meine Generale verstehen nichts von Kriegswirtschaft», äusserte er wiederholt. Die hartnäckig geführte Auseinandersetzung, die erneut die labile Beziehung zwischen Hitler und der Generalität aufdeckte, wurde schliesslich durch eine Weisung beendet, die der Heeresgruppe Mitte befahl, ihre motorisierten Verbände im Norden und im Süden zur Verfügung zu stellen. «Untragbar», «unerhört», notierte Halder und empfahl v. Brauchitsch den gemeinsamen Rücktritt; doch der Oberbefehlshaber lehnte ab.<sup>72</sup>

Der grosse Sieg in der Schlacht von Kiew, die der deutschen Seite rund 665'000 Gefangene und riesige Mengen Material eintrug, schien erneut Hitlers militärisches Genie zu bestätigen, zumal der Erfolg zugleich die Flankenbedrohung für den Mittelabschnitt beseitigte und damit den Weg nach Moskau überhaupt erst freimachte. Tatsächlich stimmte Hitler nun der Offensive gegen die Metropole zu, doch geblendet von der nicht abreissenden Kette seiner Triumphe und verwöhnt vom Kriegsglück, glaubte er sich imstande, gleichzeitig auch die weitgesteckten Ziele im Norden sowie vor allem im Süden weiterverfolgen zu können: die Unterbrechung der Murmansk-Bahn, die Eroberung der Stadt Rostow und des Erdölgebietes von Maikop sowie den Vorstoss auf das mehr als sechshundert Kilometer entfernte Stalingrad. Als habe er seine alte Grundregel, alle Kräfte jeweils an einer Stelle einzusetzen, vergessen, zog er auf diese Weise seine Truppen immer weiter auseinander. Mit reduzierter Kraft eröffnete Feldmarschall v. Bock am 2. Oktober 1941, mit einer Verzögerung von nahezu zwei Monaten, schliesslich den Angriff auf Moskau. Am folgenden Tag verkündete Hitler in einer Rede im Berliner Sportpalast, die ein einziges Dokument ordinärer Prahlerie war und die Gegner als «demokratische Nullen», «Lümmel», «Tiere und Bestien» schmähte, «dass dieser Gegner bereits gebrochen und sich nie mehr erheben wird».<sup>73</sup>

Vier Tage später setzte der Herbstregen ein. Mit zwei grossen Kesselschlachten bei Wjasma und Brjansk gegen überlegene gegnerische Kräfte gelang den deutschen Verbänden zwar noch eine aussichtsreiche Eröffnung ihrer Offensive, dann aber lähmte der zunehmend tiefer werdende Morast alle Operationen, der Nachschub geriet ins Stocken, vor allem der Treibstoff wurde knapp, immer mehr Fahrzeuge und Geschütze blieben im Schlamm liegen. Erst als Mitte November milder Frost einsetzte, kam der steckengebliebene Angriff wieder voran. Die zur nördlichen Umfassung angesetzten Panzerverbände näherten sich schliesslich bei Krasnaja Poljana bis auf dreissig Kilometer der sowjetischen Hauptstadt, während die von Westen her angreifenden Einheiten bis auf fünfzig Kilometer an das Stadtzentrum herankamen. Da brach unvermittelt der russische Winter herein, das Thermometer sank auf dreissig, später zeitweilig auf fünfzig Grad.

Die deutschen Verbände traf der scharfe Kälteeinbruch völlig unvorbereitet. In der Gewissheit, dass der Feldzug in drei bis vier Monaten beendet sein werde, hatte Hitler sich in einer seiner bezeichnenden Entscheidungsgesten wiederum mit dem Rücken zur Wand postiert und für die Truppe keine Winterausrüstung bereitgestellt: «Denn es wird keinen Winterfeldzug geben», hatte er General Paulus zurechtgewiesen, als dieser vorsorgliche Massnahmen für den Winter empfahl.<sup>74</sup> An der Front erlagen Tausende dem Kältetod, die Fahrzeuge und die automatischen Waffen versagten, in den Lazaretten erfroren die Verwundeten, und alsbald überstiegen die Kälteverluste die Gefechtsausfälle. «Es kam hier zu einer Panik», berichtete Guderian und meldete Ende November, seine Truppen seien «am Ende». Wenige Tage später unternahmen die vor Moskau liegenden Verbände bei dreissig Grad Kälte einen letzten Versuch, die russischen Linien zu durchbrechen, einige Einheiten drangen bis in die Aussenbezirke der Hauptstadt vor, mit ihren Feldstechern konnten sie die Türme des Kreml vor sich sehen und das Treiben auf den Strassen beobachten; dann erstarrte der Angriff.

Gänzlich unerwartet setzte unterdessen eine sowjetische Gegenoffensive mit neu herangeführten sibirischen Elitedivisionen ein und warf die deutschen Truppen unter schweren Verlusten zu-

rück Einige Tage lang schien die Front zu wanken und im russischen Schnee zusammenzubrechen. Alle Appelle der Generalität, durch taktische Absetzbewegungen das Desaster zu vermeiden, wies Hitler unnachgiebig zurück. Er fürchtete den Verlust an Waffen und Gerät, die unübersehbaren psychologischen Rückwirkungen, die der zerstörte Nimbus seiner persönlichen Unbesiegbarkeit im Gefolge haben musste, kurz: das Bild des geschlagenen Napoleon, das so häufig der Gegenstand seines Hochmuts gewesen war.<sup>75</sup> Am 16. Dezember verlangte er in einem Befehl von jedem Soldaten «fanatischen Widerstand» in der jeweiligen Stellung, «ohne Rücksicht auf (den) durchgebrochenen Feind in Flanke und Rücken». Als Guderian ihm die sinnlosen Opfer dieses Befehls vorhielt, fragte Hitler zurück, ob der General glaube, dass die Grenadiere Friedrichs des Grossen gern gestorben seien: «Sie stehen den Ereignissen zu nahe», hielt er ihm entgegen, «Sie haben zuviel Mitleid mit den Soldaten. Sie sollten sich mehr absetzen.» Bis heute ist die Auffassung verbreitet, dass der «Halte-Befehl» vor Moskau und Hitlers verbissener Abwehrwille die zerbrechende Front stabilisiert habe; doch hob der Substanzverlust der Truppe, der Verzicht auf die Vorzüge des Raumes sowie auf die kürzeren Versorgungslinien alle denkbaren Vorteile wieder auf.<sup>76</sup> Darüber hinaus deutete die Entscheidung aber auch Hitlers immer gravierender hervortretende Unfähigkeit an, den eigenen Willen elastisch einzusetzen. Der Prozess monumentalischer Stilisierung, dem er sich so viele Jahre unterzogen hatte, schlug jetzt offenbar auf sein Wesen zurück und gab ihm einen Zug pathetischer Denkmalsstarre. Doch wie immer er sich angesichts der Krise auch entscheiden mochte: unzweifelbar war, dass vor den Toren der sowjetischen Hauptstadt nicht nur das Blitzkriegprojekt «Barbarossa», sondern zugleich sein Gesamtkriegsplan gescheitert war.

Wenn nicht alles trügt, hat ihn diese Erkenntnis, den anderen grossen Entzauberungsschlägen seines Lebens gleich, mit schockartiger Wucht getroffen. Es war der erste schwere Rückschlag nach nahezu zwanzig Jahren unentwegter Erfolge, der politischen und militärischen Triumphe. Sein verzweifelt gegen alle Widerstände behaupteter Entschluss, die Stellungen vor Moskau um jeden Preis zu halten, hatte etwas von der Beschwörung eines Wendepunkts,

und nur zu genau war ihm bewusst, dass sein hoch überreiztes Spiel mit der ersten Niederlage in allen Voraussetzungen Zusammenstürzen musste. Schon Mitte November jedenfalls schien er von resignierten Ahnungen erfüllt, als er vor kleinem Kreis, wie ins Leere greifend, von der Idee eines «Verhandlungsfriedens» sprach und noch einmal vage Hoffnungen auf die konservativen Führungsschichten Englands bekundete,<sup>77</sup> ganz als habe er vergessen, dass er dem Geheimnis seiner Erfolge längst untreu geworden war und nie mehr in der Lage sein würde, den einen Epochengegner mit Hilfe des anderen zu bekämpfen. Zehn Tage später, bei Einbruch der Kältekatastrophe, schien er erstmals einen Begriff davon zu bekommen, dass er dabei war, mehr als einen Misserfolg zu erleiden; Generaloberst Jodl hat in einer Lagebesprechung gegen Ende des Krieges erklärt, ihm ebenso wie Hitler sei in jener Phase, angesichts der Katastrophe des russischen Winters, deutlich geworden, dass «kein Sieg mehr errungen werden konnte».<sup>78</sup> Am 27. November gab der Generalquartiermeister Wagner im Führerhauptquartier einen Situationsbericht, dessen Ergebnis Halder in dem Satz zusammenfasste; «Wir sind am Ende unserer personellen und materiellen Kraft.» Und am Abend des gleichen Tages, in einer der finsternen, misanthropischen Stimmungen, wie sie ihn in den Krisensituationen seines Lebens so oft befielen, äusserte Hitler einem auswärtigen Besucher gegenüber: «Wenn das deutsche Volk einmal nicht mehr stark und opferbereit genug sei, sein eigenes Blut für seine Existenz einzusetzen, so soll es vergehen und von einer anderen, stärkeren Macht vernichtet werden.» In einer zweiten Unterredung, später am Abend und wiederum mit einem ausländischen Besucher, fügte er dem gleichen Gedanken noch die Bemerkung hinzu: «Er würde dann dem deutschen Volke keine Träne nach weinen.»<sup>79</sup>

Die Erkenntnis, dass der Kriegsplan im Ganzen gescheitert sei, stand auch hinter dem Entschluss Hitlers, den Vereinigten Staaten am 11. Dezember den lange befürchteten Krieg selber zu erklären. Vier Tage zuvor hatten 350 japanische Trägerflugzeuge die amerikanische Flotte in Pearl Harbor und die Flugplätze auf Oahu mit einem Bombenhagel überfallen und durch den unvermuteten An-

griff die Auseinandersetzung im Fernen Osten eröffnet. In Berlin ersuchte Botschafter Oshima um den unverzüglichen Kriegseintritt des Reiches an der Seite seines Landes; und obwohl Hitler seinen fernöstlichen Verbündeten immer wieder bedrängt hatte, die Sowjetunion anzugreifen oder dem britischen Empire in Südostasien zuzusetzen, und jedenfalls deutlich gemacht hatte, wie inopportun ein Krieg gegen die USA für Deutschland sei, kam er der japanischen Aufforderung augenblicklich nach. Nicht einmal die kränkende Heimlichtuerei, die er im Grunde nur sich selber gestattetete, verübte er den Japanern, und Ribbentrops Einwand, dass Deutschland, dem strengen Wortlaut des Dreimächtepakts zufolge, zum Beistand keineswegs verpflichtet sei, schob er kurzerhand beiseite. Der spektakuläre Überrumpelungsakt, mit dem die Auseinandersetzung von Seiten Japans eröffnet worden war, hatte ihn tief beeindruckt, und er war inzwischen dahin gelangt, sich von solchen Effekten mitreißen zu lassen: «Ihm sei das Herz aufgegangen, wie er von den ersten Operationen der Japaner gehört habe», sagte er zu Oshima.<sup>80</sup> Aber mehr noch stand hinter seinem Entschluss zur Kriegserklärung an die USA die Einsicht vom Zusammenbruch seines strategischen Gesamtkonzepts.

Denn er verfügte nur noch über zwei gleichermassen fatale Alternativen. Er hatte entweder eine Verständigung zwischen Japan und den USA zu gewärtigen, die dem amerikanischen Präsidenten gleichsam den pazifischen Rücken freimachen und damit das aktive Eingreifen gegen Deutschland ermöglichen musste, auf das Roosevelt mit seiner Politik der Kriegführung «bis an den Rand des Krieges» (short of war) seit geraumer Zeit energisch zusteuerte; oder aber es kam zum Konflikt zwischen Japan und den Vereinigten Staaten, nachdem der fernöstliche Bündnispartner offensichtlich nicht bereit war, an der Seite des Reiches in den Krieg gegen die Sowjetunion einzutreten. Naturgemäss bevorzugte Hitler die zweite Alternative, auch wenn sie ihn früher als die andere in die offene Auseinandersetzung mit den USA verstrickte. Unvermeidlich war der Konflikt ohnehin, so mochte er sich sagen; doch wenn er unvermeidlich war, bot ein unverzüglicher Beginn immerhin einige Vorteile: er erleichterte nicht nur die deutsche Seekriegführung, die bisher alle Provokationen von amerikanischer Seite hatte hin-

nehmen müssen; vielmehr kamen die psychologisch wirkungsvoll gesetzten japanischen Erfolge auch im rechten Augenblick, um die Krise in Russland zu verschleiern, und schliesslich spielte bei der Entscheidung **Hitlers** sicherlich auch der Trotz eine Rolle, die erschöpfte Geduld sowie die Erbitterung über den fehlgelaufenen Krieg, der wider alle Absicht nicht in einer Reihe blitzartiger Coups zu gewinnen war und folglich die Steigerung zum erdumspannenden Schicksalskampf verlangte, wenn er nicht werden sollte, worin weder Sinn, Effekt noch Chance lag: ein Material- und Erschöpfungskrieg, über dessen Ausgang die grösseren Rohstoffreserven, Produktionsziffern und Bevölkerungszahlen entschieden.

Doch besaßen alle diese Argumente nur geringe Überzeugungskraft und konnten nicht verbergen, dass **Hitler** ohne grosses Motiv in die Auseinandersetzung ging. Wie schwach waren, dachte er zurück, seine Gründe geworden! In wenig mehr als zwei Jahren hatte er eine dominierende, suggestiv abgesicherte politische Position verspielt und die mächtigsten Staaten der Welt, allen ihren bisherigen Todfeindschaften zum Trotz, zu einem «unnatürlichen Bündnis» vereint. Der Entschluss zum Krieg gegen die Vereinigten Staaten war noch unfreier, erzwungener als der zum Angriff auf die Sowjetunion und eigentlich bereits kein Akt eigener Entscheidung mehr, sondern eine vom plötzlich hereinbrechenden Ohnmachtsbewusstsein gesteuerte Geste: die letzte strategische Initiative **Hitlers** von einiger Bedeutung; danach gab es keine mehr.

Die Teilnahme der USA am Krieg machte sich augenblicklich in einer Straffung und gleichzeitigen Erweiterung der alliierten Anstrengungen bemerkbar. Winston Churchill hatte am Tag des deutschen Angriffs auf die Sowjetunion in einer Rundfunkansprache erklärt, er widerrufe keines der Worte, die er in fünfundzwanzig Jahren gegen den Kommunismus gesagt habe; angesichts des Schauspiels indessen, das im Osten anhebe, versinke «die Vergangenheit mit ihren Verbrechen, ihren Torheiten und Tragödien».<sup>81</sup> Doch während er sich im Ganzen doch ein Bewusstsein jenes Abstands zu bewahren schien, der ihn von seinem neuen Bündnispartner trennte, engagierte sich der amerikanische Präsident Roosevelt mit jener ungebrochenen moralischen Entschiedenheit, die



der Augenblick und der Gegner verlangten. Schon einige Zeit vor dem Eintritt in den Krieg hatte er neben Grossbritannien auch die Sowjetunion in das materielle Unterstützungsprogramm der USA einbezogen, doch mobilisierte er jetzt erst das gesamte Potential des Landes. Innerhalb eines Jahres steigerte er den Bau von Panzern auf 24'000, den von Flugzeugen auf 48'000 Stück, bis 1943 verdoppelte er die Mannschaftsstärke des amerikanischen Heeres zweimal auf insgesamt sieben Millionen Mann und hatte schon gegen Ende des ersten Kriegsjahres die Rüstungsproduktion der USA auf die gleiche Höhe gebracht wie die der drei Achsenmächte zusammen genommen; bis 1944 verdoppelte er sie noch einmal.<sup>82</sup>

Unter amerikanischer Initiative begannen die Alliierten nunmehr auch, ihre Strategie aufeinander abzustimmen. Anders als die Dreierpaktmächte, die niemals eine einheitliche militärische Planung zu entwickeln vermochten, koordinierten die unverzüglich gegründeten Kommissionen und Stäbe der Gegenseite auf über zweihundert Konferenzen unablässig die gemeinsamen Schritte. Ihnen kam dabei entgegen, dass sie von einer übereinstimmenden, definierbaren Absicht geleitet waren: nämlich den Gegner niederzuringen, während Deutschland, Italien und Japan, jedes für sich, höchst vagen und zugleich exzessiven Zielen in jeweils anderen Weltgegenden nachsetzten. Mussolini hat diesen ausgreifenden Raumbegierden der drei weltpolitischen Habenichtse, die von der eigenen Dynamik ebenso sehr fasziniert wie gehetzt waren, in einer Bemerkung Ende August 1941 glossiert, als er zusammen mit [Hitler](#) die Trümmer der Festung Brest-Litowsk besichtigte und der deutsche Diktator sich von einem seiner Weltaufteilungspläne schwärmerisch forttragen liess; eine Pause ausnutzend, warf Mussolini, dem Vernehmen nach, mit ironischer Milde ein, ganz zum Schluss bleibe ihrem Eroberungswillen dann «nichts mehr als der Mond»<sup>83</sup>.

Das Treffen war im Übrigen vor allem als Demonstration gegen die umrisshaft hervortretende Allianz der Gegenseite gedacht. Denn rund vierzehn Tage zuvor hatten Roosevelt und Churchill nach einem Treffen vor der Küste Neufundlands in der sogenannten Atlantik-Charta ihre Kriegsziele formuliert, denen die Achsenpartner nun die von [Hitler](#) ausgegebenen Schlagworte von der

«Neuordnung Europas» oder der «europäischen Solidarität» entgegenstellten. Anknüpfend an die Parole vom «Kreuzzug Gesamteuropas gegen den Bolschewismus», trachteten sie jenen Internationalismus zu beleben, der als niemals durchräsionierter innerer Widerspruch allen faschistischen Bewegungen eigen war. Doch alsbald zeigten sich auch hier wiederum die Folgen des von [Hitler](#) praktizierten Politikverzichts. Als sei nicht er es gewesen, der dem Prinzip des taktischen Doppelspiels, jener aus Einschüchterung und Versprechen unentwerrbar kombinierten Werbung die grössten Erfolge zu verdanken hatte, kannte er den europäischen Völkern gegenüber nur noch primitive Beherrschungsverhältnisse; «Wenn ich ein freies Land unterwerfe, nur um ihm die Freiheit wiederzugeben», fragte er Anfang 1942, «wozu das? Wer Blut vergossen hat, hat auch das Recht, die Herrschaft auszuüben»; und er könne nur lächeln, wenn «die grossen Schwätzer meinten, Gemeinschaft lasse sich zusammenreden ... Gemeinschaft lasse sich eben nur durch Gewalt schaffen und erhalten».<sup>84</sup> Selbst später, unter dem Eindruck anhaltender Niederlagen, hat er alle Vorschläge seiner Umgebung zurückgewiesen, das stupide, über Europa errichtete Unterwerfungsschema im Sinne partnerschaftlicher Vorstellungen aufzulockern; er werde «sauwild», meinte er schliesslich, wenn man ihm unentwegt mit der angeblichen Ehre dieser kleinen «Dreckstaaten» komme, die nur existierten, weil «ein paar-europäische Mächte sich nicht über ihr Auffressen (zu) einigen» wüssten;<sup>85</sup> er kannte nur noch das ewig unveränderte, einfallslose Konzept des Zusammenraffens und verbissenen Festhaltens.

Der gleiche, von Panikstimmungen noch gesteigerte Hang führte unterdessen an der Front zum ersten schweren Zerwürfnis mit der Generalität. Solange die deutschen Armeen erfolgreich gewesen waren, hatten alle Meinungsdivergenzen sich verdecken und das immer wieder aufkeimende Misstrauen von klirrenden Siegestoasts übertönen lassen. Doch als das Blatt sich zu wenden begann, kamen die lange unterdrückten Ressentiments mit verstärktem Gewicht zum Vorschein. Zusehends häufiger griff [Hitler](#) nun in die Operationen ein, erteilte den Heeresgruppen und Armeestäben unmittelbare Anweisungen und schaltete sich nicht selten sogar in

die taktischen Entscheidungen auf Divisions- und Regimentsebene ein. Der Oberbefehlshaber des Heeres sei «kaum mehr Briefträger», notierte Halder am 7. Dezember 1941.<sup>86</sup> Zwölf Tage später, angesichts der Auseinandersetzungen über den «Halte-Befehl», erhielt v. Brauchitsch in Ungnade den erbetenen Abschied. Wie es dem Lösungsmodell aller voraufgegangenen Führungskrisen entsprach, übernahm Hitler selber den Oberbefehl über das Heer, und es war nur ein Beweis mehr für das auf allen Ebenen herrschende Führungsdurcheinander, dass er sich damit auf doppelte Weise sich selber unterstellte: Im Jahre 1934, mit dem Tode Hindenburgs, hatte er das (überwiegend repräsentative) Amt des Obersten Befehlshabers der Wehrmacht übernommen, und 1938, beim Rücktritt V. Blombergs, den (tatsächlichen) Oberbefehl über die Wehrmacht; jetzt begründete er seinen Entschluss mit einer Bemerkung, die neben seinem Argwohn bezeichnenderweise seine Absicht zur verstärkten Ideologisierung bekundete: «Das bisschen Operationsführung kann jeder machen», äusserte er. «Die Aufgabe des Oberbefehlshabers des Heeres ist es, das Heer nationalsozialistisch zu erziehen. Ich kenne keinen General des Heeres, der diese Aufgabe in meinem Sinne erfüllen könnte. Darum habe ich mich entschlossen, den Oberbefehl über das Heer selbst zu übernehmen.»<sup>87</sup>

Am gleichen Tage wie v. Brauchitsch wurde auch der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte, v. Bock, abgelöst und durch Feldmarschall v. Kluge ersetzt, dem Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Süd, V. Rundstedt, folgte Feldmarschall v. Reichenau. Wegen Verstoßes gegen den «Halte-Befehl» wurde Generaloberst Guderian abgelöst, General Hoepner sogar aus der Wehrmacht ausgestossen und General v. Sponeck zum Tode verurteilt, während Feldmarschall V. Leeb, der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Nord, von sich aus zurücktrat. Zahlreiche weitere Generale und Divisionskommandeure wurden abberufen. Die «Ausdrücke der Verachtung», die Hitler seit dem Ende 1941 für v. Brauchitsch übrig hatte, spiegelten im Grunde das neugewonnene Urteil über das hohe Offizierskorps im Ganzen: «Ein eitler, feiger Wicht, der... den ganzen Feldzugsplan im Osten durch sein dauerndes Dazwischenreden und durch seinen dauernden Ungehorsam vollkommen verkitscht und verdorben» hat. Ein halbes Jahr zuvor, in den hochgestimmten

Tagen der Schlacht von Smolensk, hatte er gesagt, er habe «Marschälle von geschichtlichem Format, und sein Offizierskorps sei einmalig»<sup>88</sup>.

Während der Anfangsmonate 1942 hielten die schweren Abwehrkämpfe an allen Frontabschnitten an. Immer wieder vermerken die Kriegstagebücher «unerwünschte Entwicklungen», «grosse Schweinerei», «Tag wilder Kämpfe», «tiefe Einbrüche» oder «dramatische Szene beim Führer». Ende Februar war Moskau wieder mehr als hundert Kilometer von der Front entfernt, die deutschen Gesamtverluste betragen zu diesem Zeitpunkt etwas über eine Million oder 31,4 Prozent des Ostheeres<sup>89</sup>, und erst im Frühjahr, mit Beginn des Tauwetters, ebten die schweren Kämpfe ab; beide Seiten waren am Ende ihrer Kraft. Von den Ereignissen sichtlich gezeichnet, gestand **Hitler** seiner Tischrunde, die Winterkatastrophe habe ihn einen Augenblick lang wie betäubt, niemand könne sich vorstellen, welche Kraft ihn diese drei Monate gekostet und wie furchtbar sie an seinen Nerven gezerrt hätten. Auf Goebbels, der ihn im Führerhauptquartier besuchte, machte er einen «erschütterten Eindruck»; er fand ihn «stark gealtert» und erinnerte sich nicht, ihn jemals «so ernst und so verhalten» gesehen zu haben. **Hitler** klagte über Schwindelanfälle und äusserte, der blosser Anblick von Schnee bereite ihm physische Qualen. Als er Ende April für einige Tage nach Berchtesgaden fuhr und dort von einem verspäteten Schneefall überrascht wurde, reiste er überstürzt wieder ab; «es ist sozusagen eine Flucht vor dem Schnee», vermerkte Goebbels.<sup>90</sup>

Als indes «dieser Winter unseres Unheils»<sup>91</sup> vorüber und mit dem Anbruch des Frühjahres der deutsche Vormarsch wieder in Bewegung gekommen war, gewann **Hitler** seine Zuversicht zurück und äusserte mitunter, in beflügelten Stimmungen, sogar seinen Unmut darüber, dass ihn das Schicksal nur gegen zweitrangige Gegner Krieg führen lasse. Aber wie brüchig sein Selbstvertrauen war und wie labil seine Nerven, offenbarte eine Tagebucheintragung des Generalstabschefs des Heeres: «Die immer schon vorhandene Unterschätzung der feindlichen Möglichkeiten nimmt allmählich groteske Formen an», schrieb er; «von ernster Arbeit kann nicht mehr die Rede sein. Krankhaftes Reagieren auf Augenblicks-

eindrücke und völliger Mangel in den Beurteilungen des Führungsapparates und seiner Möglichkeiten geben dieser sog. 'Führung' das Gepräge»<sup>92</sup>. Zwar erweckte der Operationsplan für den Sommer 1942 den Eindruck, als habe Hitler aus den Erfahrungen des Vorjahrs gelernt. Statt wie bisher auf drei Angriffsspitzen verteilt, sollte alle Offensivkraft im Süden massiert werden, um «die den Sowjets noch verbliebene lebendige Wehrkraft endgültig zu vernichten und ihnen die wichtigsten kriegswirtschaftlichen Kraftquellen so weit als möglich zu entziehen». Auch war geplant, die Operationen rechtzeitig einzustellen, Winterquartiere vorzubereiten und gegebenenfalls eine dem Westwall entsprechende Verteidigungslinie («Ostwall») zu errichten, die selbst einen hundertjährigen Krieg erlauben würde, «der uns dann aber keine besonderen Sorgen mehr zu bereiten» brauchte.<sup>93</sup> Doch als die deutschen Truppen in der zweiten Julihälfte 1942 den Don erreichten, ohne den Gegner zu der geplanten grossen Kesselschlacht gestellt zu haben, gab Hitler erneut seiner Ungeduld und seinen Nerven nach und vergass alle Lehren des vergangenen Sommers. Am 23. Juli befahl er, die Offensive in zwei gleichzeitige, auseinanderstrebende Angriffsoperationen zu teilen: die Heeresgruppe B sollte über Stalingrad nach Astrachan ans Kaspische Meer vorstossen, die Heeresgruppe A die bei Rostow stehenden feindlichen Armeen vernichten, anschliessend die Ostküste des Schwarzen Meeres erreichen und auf Baku marschieren: Die Kräfte, die zu Beginn der Offensive eine Front von achthundert Kilometern besetzt gehalten hatten, mussten am Ende der Operationen eine Linie von mehr als viertausend Kilometern gegen einen Gegner decken, den sie nicht zur Schlacht hatten stellen oder gar schlagen können.

Hitlers euphorische Beurteilung der eigenen Möglichkeiten war vermutlich vom trügerischen Blick auf die Landkarte bestimmt: im Spätsommer 1942 hatte seine Macht den Punkt ihrer grössten Ausdehnung erreicht. Am Nordkap und entlang der Atlantikküste bis hin zur spanischen Grenze standen deutsche Truppen, in Finnland, auf dem ganzen Balkan sowie in Nordafrika, wo der nach alliierter Ansicht schon geschlagene General Rommel mit unterlegenen Kräften die Engländer über die ägyptische Grenze bis nach El Alamein zurückgeworfen hatte. Im Osten überschritten die Soldaten

der Wehrmacht Ende Juli die Grenze nach Asien, fremdartige Menschen murmelten Begrüßungsworte in rätselhaften Sprachen, auf der schattenlosen Steppe rollten die Verbände unter diesen Staubwolken vorwärts. Im Süden erreichten sie Anfang August die brennenden, zerstörten Raffinerien von Maikop; von dem Öl, das in den langen, erbitterten Auseinandersetzungen der zurückliegenden Wochen zur Rechtfertigung der Offensive gedient hatte, bekam Hitler nahezu nichts. Am 21. August hissten deutsche Soldaten die Hakenkreuzfahne auf dem Elbrus, dem höchsten Berg des Kaukasus. Zwei Tage später erreichten Einheiten der 6. Armee die Wolga bei Stalingrad.

Doch war der Anschein irreführend. Für den rapide um sich greifenden Krieg auf drei Kontinenten, auf den Meeren und zur Luft fehlten die Menschen, die Rüstung, die Transportmittel, die Rohstoffe sowie die Führung. Als Hitler sich im Zenit befand, war er längst ein besiegter Mann. Die schlagartig hereinbrechenden Krisen und Rückschläge, deren Wirkungen von seiner Starrheit noch gesteigert wurden, offenbarten den irrealen Charakter dieser gewaltig ausgedehnten Macht.

Die ersten Krisensymptome zeigten sich im Osten. Seit Beginn der Sommeroffensive 1942 hatte Hitler sein Hauptquartier von Rastenburg nach Winniza in der Ukraine verlegt, und hier, in den täglichen Lagebesprechungen, verteidigte er seinen Entschluss, sowohl das Kaukasusgebiet als auch Stalingrad zu erobern, mit zunehmender Heftigkeit, obwohl der Besitz der Stadt an der Wolga inzwischen nahezu bedeutungslos war, sofern es nur gelang, den Verkehr auf dem Strom zu unterbinden. Doch liess sich Hitler nun zu seinen Berechnungen keine Gegenrechnungen mehr gefallen. Am 21. August kam es zu einem zornigen Wortwechsel, als Halder die Ansicht vertrat, dass die deutsche Effektivstärke für zwei so kräftezehrende Offensiven nicht ausreiche. Der Generalstabschef gab zu verstehen, dass Hitlers Feldherrnentschlüsse die Grenzen des Möglichen ignorierten und, wie er später formulierte, «Wunschträume zum Gesetz des Handelns» machten. Als er im Verlauf der Auseinandersetzung darauf verwies, dass die Sowjetrussen monatlich zwölfhundert Panzer produzierten, verbat Hitler sich in höchster Erregung «ein solches idiotisches Geschwätz»<sup>94</sup>.

Schon annähernd vierzehn Tage darauf kam es wegen des stockenden Vormarsches an der Kaukasusfront zu einem neuerlichen Zusammenstoss im Führerhauptquartier. Jetzt war es der ergebene Jodl, der es nicht nur wagte, den Befehlshaber der Heeresgruppe A, Feldmarschall List, in offener Aussprache zu verteidigen, sondern auch noch [Hitlers](#) eigene Worte zitierte, um zu beweisen, dass List nur den erhaltenen Instruktionen gefolgt war. Ausser sich vor Wut brach [Hitler](#) das Gespräch ab. Am 9. September forderte er den Feldmarschall zum Rücktritt auf und übernahm noch am Abend des gleichen Tages selber das Kommando über die Heeresgruppe. Auf's Tiefste verstimmt, beendete er von nun an nahezu jeden Kontakt zur Generalität des Führerhauptquartiers, mehrere Monate lang weigerte er sich sogar, Jodl die Hand zu geben; er mied den Lageraum, die Besprechungen fanden im kleinsten Kreis bei unverändert eisiger Stimmung in seinem engen Blockhaus statt und wurden künftig in wortgetreuen Protokollen festgehalten. Nur noch bei Dunkelheit und auf verborgenen Wegen verliess [Hitler](#) seine Unterkunft. Auch die Mahlzeiten nahm er künftig allein zu sich, lediglich sein Schäferhund leistete ihm Gesellschaft, selten bat er Besucher hinzu; desgleichen entfiel die abendliche Tischrunde, und mit ihr und alledem endete zugleich die ganze kleinbürgerliche Geselligkeit und ruchlose Vertraulichkeit des Umgangs im Führerhauptquartier. Ende September löste [Hitler](#) schliesslich auch Halder ab. Seit einiger Zeit schon waren ihm die Berichte des Stabschefs beim Oberbefehlshaber West, General Zeitzler, aufgefallen. Sie zeichneten sich durch taktischen Einfallsreichtum und eine stets optimistische Grundhaltung aus. Er wolle jetzt «einen Mann wie diesen Zeitzler» an seiner Seite sehen, äusserte er<sup>95</sup> und ernannte ihn zum neuen Generalstabschef des Heeres.

Unterdessen hatten unter wachsenden Verlusten immer grössere Teile der 6. Armee Stalingrad erreicht und im Norden sowie im Süden der Stadt Stellung bezogen. Allem Anschein nach waren die Sowjetrussen entschlossen, diesmal nicht auszuweichen, sondern den Kampf anzunehmen. Den deutschen Verbänden war ein Tagesbefehl Stalins in die Hände gefallen, in dem er seinem Volk im Ton des besorgten Landesvaters eröffnete, die Sowjetunion könne von nun an kein Gebiet mehr preisgeben. Jeder Fussbreit Bo-

den müsse bis zum Äussersten verteidigt werden. Als fühle er sich dadurch persönlich herausgefordert, verlangte Hitler nun, gegen den Rat sowohl Zeitzlers als auch des Befehlshabers der 6. Armee, General Paulus, Stalingrad zu erobern: Die Stadt wurde zu einem Prestigephantom, ihre Eroberung «aus psychologischen Gründen dringend notwendig», wie Hitler am 2. Oktober erklärte; ergänzend äusserte er acht Tage später, der Kommunismus müsse «seines Heiligtums beraubt» werden.<sup>96</sup> Er hatte einst gesagt, mit der 6. Armee könne er den Himmel stürmen. Jetzt eröffnete er einen blutigen Kampf um Häuser, Wohnviertel und Fabrikanlagen, der auf beiden Seiten hohe Verluste forderte. Die Stärke der deutschen Verbände sank zeitweilig auf rund ein Viertel. Aber alle Welt erwartete jede Stunde die Nachricht vom Fall Stalingrads.

Seit der Winterkatastrophe, als ihm erstmals das Gespenst der Niederlage erschienen war, widmete Hitler seine ganze Energie, mehr noch als bisher, dem Russlandfeldzug; immer spürbarer vernachlässigte er darüber alle anderen Kriegsschauplätze. Zwar dachte er mit Vorliebe in weiträumigen Verhältnissen, in Äonen und Kontinenten, doch Nordafrika beispielsweise lag gleichwohl zu weit für ihn entfernt. Jedenfalls hat er die strategische Bedeutung des Mittelmeerraums niemals zutreffend erkannt und damit nur aufs Neue demonstriert, wie unpolitisch und abstrakt, wie «literarisch» der ihm eigene grosse gedankliche Gestus eigentlich war. An seinem unbeständigen Interesse, dem Mangel an Nachschub und Reserven, ging die Offensivkraft des Afrikakorps verloren, aber auch die U-Bootwaffe litt an der sanguinischen Strategie Hitlers: bis Ende 1941 waren nicht mehr als neunzig U-Boote einsatzfähig, und als ein Jahr später endlich etwas mehr als zweihundert Einheiten in den Kampf geschickt werden konnten, kam bald auch das System gegnerischer Abwehrmassnahmen, von einer Serie bemerkenswerter deutscher Erfolge mobilisiert, zum Zuge und leitete die Wende ein.

Auch im Luftkrieg änderte sich jetzt das Bild. Anfang Januar 1941 hatte das britische Kabinett einen strategischen Luftkriegsplan verabschiedet, dessen Zielsetzung dahin ging, die synthetische Treibstoffindustrie Deutschlands in einer Folge gezielter



Bombenangriffe auszuschalten und durch eine Art «Querschnittslähmung» die gesamte Kriegsführung des Reiches zu paralisieren. Doch wurde das Konzept, dessen unverzügliche Verwirklichung dem Kriegsgeschehen sicherlich einen anderen Verlauf gegeben hätte, erst mehr als drei Jahre später durchgeführt.<sup>97</sup> In der Zwischenzeit rückten andere Auffassungen, vor allem die vom «area bombing», dem Luftterror gegen die Zivilbevölkerung, in den Vordergrund. Die neue Phase wurde in der Nacht vom 28. März 1942 mit einem Grossangriff der Royal Air Force auf Lübeck eröffnet; die alte, traditionsreiche Bürgerstadt brannte, dem offiziellen Bericht zufolge, «wie Feuerholz». Als Antwort rief Hitler zwei Bombergruppen mit insgesamt rund einhundert Maschinen aus Sizilien ab, die in den folgenden Wochen «Vergeltungsangriffe», sogenannte «Baedeker-Raids», gegen die Sehenswürdigkeiten alter englischer Städte richteten; und es machte den ganzen Umfang des inzwischen eingetretenen Wandels in den Kräfteverhältnissen deutlich, als die Engländer schon in der Nacht vom 30. auf den 31. Mai 1942 mit dem ersten «Tausend-Bomber-Angriff» des Krieges antworteten. In der zweiten Jahreshälfte stiessen auch die Amerikaner hinzu, und vom Jahre 1943 an sah Deutschland sich der pausenlosen Luftoffensive des «round-the-clock-bombing» ausgesetzt. Angesichts der spürbar verwandelten Lage sagte Churchill in einer Rede im Londoner Mansion House: «Das ist noch nicht das Ende. Es ist noch nicht einmal der Anfang vom Ende. Es ist aber, vielleicht, das Ende des Anfangs.»<sup>98</sup>

Die Ereignisse an den Fronten bestätigten dieses Diktum. Am 2. November durchbrach General Montgomery, nach zehntägiger massierter Feuervorbereitung, mit vielfacher Übermacht die deutsch-italienischen Stellungen bei El Alamein; kurz darauf, in der Nacht vom 7. auf den 8. November, landeten englische und amerikanische Truppen an den Küsten Marokkos und Algeriens und besetzten Französisch-Nordafrika bis hin zur tunesischen Grenze; rund zehn Tage später, am 19. November, fünf Uhr morgens, eröffneten zunächst zwei sowjetische Heeresgruppen beim Wüten eines Schneesturms die Gegenoffensive bei Stalingrad und schlossen, nach dem gelungenen Durchbruch im rumänischen Frontabschnitt, rund 280'000 Mann mit 100 Panzern, 1'800 Ge-

schützen und 10'000 Fahrzeugen zwischen Wolga und Don ein. Als General Paulus die Einschliessung meldete, befahl Hitler ihm, sein Hauptquartier in die Stadt zu verlegen und eine Igelstellung zu bilden: «Ich bleibe an der Wolga!» Schon an Rommel hatte er einige Tage zuvor auf dessen Rückzugsbitte hin telegraphiert: «In der Lage, in der Sie sich befinden, kann es keinen anderen Gedanken geben als auszuharren, keinen Schritt zu weichen und jede Waffe und jeden Kämpfer, die noch freigemacht werden können, in die Schlacht zu werfen ... Es wäre nicht das erste Mal in der Geschichte, dass der stärkere Wille über die stärkeren Bataillone des Feindes triumphierte. Ihrer Truppe aber können Sie keinen anderen Weg zeigen als den zum Siege oder zum Tode.»<sup>99</sup>

Die drei November-Offensiven 1942 markierten den Umschlag des Krieges: Die Initiative war endgültig auf die gegnerische Seite übergegangen. Als wolle er sich noch einmal die Fähigkeit zu einem grossen Feldherrnentschluss vorspiegeln, befahl Hitler am 11. November, in den unbesetzten Teil Frankreichs einzurücken; und in der Rede, die er wie jedes Jahr zum Gedenken an den Putsch vom November 1923 hielt, feierte er die Einnahme Stalingrads, als wolle er sich öffentlich festlegen und sich damit aller operativen Entschlussfreiheit berauben, als überwältigenden Sieg. Gleichzeitig gab er sich die Haltung so besonderer Unnachgiebigkeit, wie sie nur auf dem Grunde gescheiterter Erwartungen entsteht. «Von uns gibt es kein Friedensangebot mehr», rief er; im Unterschied zum kaiserlichen Deutschland stehe an der Spitze des Reiches jetzt ein Mann, der «immer nur Kampf und damit immer nur ein Prinzip gekannt hat: Schlagen, schlagen und wieder schlagen!» Entscheidend sei, «wer den endgültigen Haken austeilt». Er erklärte:

«In mir haben sie ... nun einen Gegner gegenüber, der an das Wort Kapitulationen überhaupt nicht denkt! Es war immer, schon als ich ein Knabe war, meine Angewohnheit – damals vielleicht eine Unart, aber im Grossen doch vielleicht eine Tugend – das letzte Wort zu behalten. Und alle unsere Gegner können überzeugt sein: Das Deutschland von einst hat um dreiviertel zwölf die Waffen niedergelegt – ich höre grundsätzlich immer erst fünf Minuten nach zwölf auf!»<sup>100</sup>

Dies wurde nun seine neue Strategie, die alle voraufgegangenen Konzepte ersetzte: Aushalten! Bis zur letzten Patrone! Als die Niederlage des Afrikakorps besiegelt war, beorderte er in seinem verbissenen Haltewillen einige Einheiten, die er Rommel stets verweigert hatte, auf inzwischen verlorene Posten nach Tunis. Mussolinis Beschwörungen, einen Verständigungsversuch mit Stalin zu unternehmen, wies er kurzerhand zurück, desgleichen verwarf er alle Vorschläge, die Ostfront durch Rücknahme der Linien zu verkürzen. Er wollte in Nordafrika bleiben, Tunis halten, in Algerien vorrücken, Kreta verteidigen, vierzehn europäische Länder besetzt halten, die Sowjetunion mitsamt England und den USA besiegen und bei alledem, in den nun immer häufiger auftretenden Einschüben seines Uraffekts, sicherstellen, dass nun erst recht, wie er inmitten von Rückzug, Flucht und Verhängnis sagte, «das internationale Judentum in seiner ganzen dämonischen Gefahr erkannt» wird.<sup>101</sup>

Die intellektuellen Auflösungserscheinungen waren von einem allenthalben greifbaren Verfallsprozess in der Führungstechnik begleitet. Am Abend nach dem Beginn der alliierten Landung in Nordafrika hielt [Hitler](#) die erwähnte Münchener Rede, anschließend begab er sich, in Begleitung seiner Adjutanten und persönlichen Vertrauten, auf den «Berghof» in Berchtesgaden, Keitel und Jodl hielten sich in einem Gebäude am Rande des Ortes auf, der Wehrmachtführungsstab befand sich im Sonderzug auf dem Bahnhof Salzburg, während der fachlich betroffene Generalstab des Heeres, weit entfernt, in seinem masurischen Quartier bei Angerburg in Ostpreussen lag. Auch während der folgenden Tage blieb [Hitler](#) in Berchtesgaden, statt der Beratung und Organisation von Abwehrmassnahmen entwickelte er ein gleichsam ästhetisches Gefühl der Befriedigung, dass er es war, gegen den die riesige Armada aufgeboten wurde: Er berauschte sich an der ihm inzwischen verlorengegangenen Möglichkeit zu weitausgreifenden Operationen und übte Kritik am besonnenen Vorgehen des Gegners: Er selber, meinte er, wäre direkter und psychologisch effektvoller unmittelbar vor Rom an Land gegangen und hätte auf diese Weise die Achsentruppen in Nordafrika und Süditalien abgeriegelt und erledigt.<sup>102</sup>

Unterdessen schloss sich der Ring um Stalingrad immer enger. Erst am Abend des 23. November kehrte Hitler nach Rastenburg zurück, und es ist nicht eindeutig auszumachen, ob er den Ernst der Situation unterschätzte oder ihn durch demonstrative Gelassenheit sich und seiner Umgebung verheimlichen wollte. Jedenfalls versuchte er Zeitzler, der ihn unter Hinweis auf einige überfällige Entscheidungen zu sprechen wünschte, abzuweisen und auf den nächsten Tag zu vertrösten. Als der Generalstabschef nicht nachgab und den Vorschlag machte, der 6. Armee augenblicklich den Ausbruch aus dem Kessel zu befehlen, kam es zu einer jener Auseinandersetzungen, die bis in die ersten Februartage, als die Hitlersche Haltestrategie ihr Debakel erlebte, immer erneut auflebten. Nachts gegen zwei Uhr mochte Zeitzler noch glauben, Hitler überzeugt zu haben, jedenfalls gab er dem Hauptquartier der Heeresgruppe B gegenüber seiner Erwartung Ausdruck, am frühen Morgen die Unterschrift unter den Ausbruchsbefehl zu erhalten. In Wahrheit aber hatte Hitler offenbar nur zum Schein eingelenkt und damit den variantenreich geführten Meinungsstreit der folgenden Wochen eröffnet. Unter Aufbietung aller Überredungskünste, durch langhaltendes beschwichtigendes Schweigen, durch uferloses Gerede über Nebensächlichkeiten, Zugeständnisse an anderer Stelle oder das betäubend eingesetzte grosse Zahlenrepertoire und bei alledem mit wachsendem Starrsinn beharrte Hitler auf seiner Entscheidung. Ganz gegen seine Art versuchte er verschiedentlich sogar, seinen Entschluss durch die Stellungnahme Dritter abzusichern. Psychologisch geschickt, liess er sich von dem im Prestige erheblich angeschlagenen Göring, der nur auf eine Gelegenheit zu warten schien, sich optimistisch hervorzutun, eine Bestätigung geben, dass die Luftwaffe in der Lage sei, die eingeschlossenen Verbände zu versorgen;<sup>103</sup> im Verlauf einer Auseinandersetzung mit Zeitzler rief er Keitel und Jodl herbei und befragte die Chefs von OKW, Wehrmachtführungsstab und Generalstab stehend, mit feierlichem Gesichtsausdruck, nach ihrer Auffassung: «Ich habe eine sehr schwere Entscheidung zu treffen. Bevor ich es tue, möchte ich Ihre Ansicht hören. Soll ich Stalingrad aufgeben oder nicht?» Wie stets bestärkte ihn der unselige Keitel «mit blitzenden Augen: ‘Mein Führer! Bleiben Sie an der

Wolga!» Jodl empfahl abzuwarten, während lediglich Zeitzler erneut für den Ausbruch plädierte, so dass Hitler zusammenfassen konnte: «Sie sehen, Herr General, ich stehe nicht allein mit meiner Ansicht. Sie wird von diesen beiden Offizieren geteilt, die beide einen höheren Dienstgrad als Sie haben. Ich werde also bei meiner bisherigen Entscheidung bleiben.»<sup>104</sup> Mitunter drängt der Eindruck sich auf, Hitler habe in Stalingrad endlich, nach so vielen halben, unzureichenden Erfolgen, die endgültige Entscheidung gesucht: nicht nur mit Stalin, nicht nur mit den Gegnern dieses fast unübersehbar gewordenen Allfrontenkrieges, sondern mit dem Schicksal selbst. Die immer offener werdende Krise schreckt ihn nicht, auf eine merkwürdige Weise glaubte er vielmehr an sie. Denn es war sein ältestes, seit dem Parteistreit vom Sommer 1921 immer wieder triumphal bestätigtes Erfolgsrezept, die Krisen geradezu zu suchen, um aus ihrer Überwindung neue Dynamik und Siegeszuversicht zu gewinnen. Wenn die Schlacht um Stalingrad auch nicht der überragende militärische Wendepunkt im Gesamtverlauf des Krieges gewesen ist, so war sie es doch für Hitler: «Wenn wir das – Stalingrad – preisgeben, geben wir eigentlich den ganzen Sinn des Feldzuges preis», erklärte er.<sup>105</sup> seinem Mythologisierungsdrang empfand er es sicherlich als Fingerzeig, dass er in dieser Stadt auf den Namen des einen seiner grossen Symbolgegner traf: Hier wollte er siegen oder untergehen.

Ende Januar war die Lage aussichtslos geworden. Doch als General Paulus für die von Kälte, Seuchen und Hunger völlig zermürbten und demoralisierten Soldaten um Genehmigung zur Kapitulation bat, da der Zusammenbruch unvermeidlich sei, telegrafierte Hitler zurück: «Verbiete Kapitulation. Die Armee hält ihre Position bis zum letzten Soldaten und zur letzten Patrone und leistet durch ihr heldenhaftes Aushalten einen unvergesslichen Beitrag zum Aufbau der Abwehrfront und der Rettung des Abendlandes.»<sup>106</sup> Dem italienischen Botschafter gegenüber verglich er die 6. Armee mit den dreihundert Griechen am Thermopylenpass, und ähnlich äusserte Göring in einer Rede am 30. Januar, als in den Ruinen von Stalingrad der Widerstand erlosch und nur noch wenige verzweifelte und zersprengte Überreste sich zur Wehr setzten, es

werde «in späteren Tagen über den Heldenkampf an der Wolga heissen: Kommst du nach Deutschland, so berichte, du habest uns in Stalingrad liegen sehen, wie das Gesetz der Ehre und Kriegführung es für Deutschland befohlen hat».

Drei Tage später, am 2. Februar, kapitulierten die letzten Trümmer der Armee, nachdem Hitler wenige Tage zuvor Paulus selber zum Generalfeldmarschall ernannt und 117 weitere Offiziere in den nächsthöheren Dienstgrad befördert hatte. Kurz vor fünfzehn Uhr funkte ein hoch über der Stadt liegender deutscher Aufklärer, dass in Stalingrad «keine Kampftätigkeit mehr» zu beobachten sei. 91'000 deutsche Soldaten gingen in Gefangenschaft; 6'000 von ihnen kehrten Jahre später zurück.

Hitlers Empörung über Paulus, der dem Untergang nicht gewachsen gewesen war und vorzeitig kapituliert hatte, entlud sich in der nachfolgenden Lagebesprechung im Führerhauptquartier:

«Wie leicht hat er es sich gemacht! ... Der Mann hat sich totzuschliessen, so wie sich früher die Feldherrn in das Schwert stürzten, wenn sie sahen, dass die Sache verloren war. Das ist eine Selbstverständlichkeit. Selbst ein Varus hat dem Sklaven befohlen: Töte mich jetzt! ... Was heisst das: 'Leben'? Das Leben, Volk; der Einzelne muss ja sterben. Was über den Einzelnen leben bleibt, ist ja das Volk. Aber wie einer davor Angst haben kann, vor dieser Sekunde, mit der er sich aus der Trübsal befreien kann, wenn ihn nicht die Pflicht in diesem Elendstal zurückhält! Na! Paulus ... wird in kürzester Zeit im Rundfunk sprechen – das werden Sie sehen. Der Seydlitz und der Schmidt werden im Rundfunk sprechen. Sie sperren sie in den Rattenkeller ein, und zwei Tage darauf haben sie sie so mürbe, dann reden sie sofort... Wie kann man so feige sein. Ich verstehe es nicht... Was soll man da machen? Mir persönlich tut es am meisten weh, dass ich das noch getan habe, ihn zum Feldmarschall zu befördern. Ich wollte ihm die letzte Freude geben. Das ist der letzte Feldmarschall gewesen, den ich in diesem Krieg mache. Man darf erst den Tag nach dem Abend loben ... Das ist lächerlich wie nur etwas. So viele Menschen müssen sterben, und dann geht ein solcher Mann her und besudelt in letzter Minute noch den Heroismus von so vielen anderen. Er konnte sich von aller Trübsal erlösen und in die Ewigkeit, in die nationale Unsterblichkeit eingehen, und er geht lieber nach Moskau. Wie kann es da noch eine Wahl geben. Das ist schon etwas Tolles.»<sup>107</sup>

Wenn nicht in militärischer, so doch in psychologischer Hinsicht war Stalingrad einer der grossen Wendepunkte des Krieges. Sowohl in der Sowjetunion als auch bei den Alliierten bewirkte der Sieg

einen erheblichen Stimmungswechsel und belebte viele oftmals enttäuschte Hoffnungen, während bei den Verbündeten Deutschlands und in den neutralen Ländern der Glaube an Hitlers Überlegenheit einen spürbaren Schlag erlitt. Auch in Deutschland selber schwand zusehends das ohnehin kritisch gewordene Vertrauen in die Führungskraft Hitlers. Auf seiner täglichen Mitarbeiterkonferenz gab Goebbels die Anweisung, die Niederlage «psychologisch zu einer Kräftigung unseres Volkes» auszunutzen: «Jedes Wort über diesen Heldenkampf», mahnte er, «werde in die Geschichte eingehen», und verlangte insbesondere für den Wehrmachtsbericht «eine Formulierung ..., die über die Jahrhunderte hinweg noch die Herzen bewege». Als Vorbild empfahl er die Ansprachen Caesars an seine Soldaten, den Appell Friedrichs des Grossen an seine Generäle vor der Schlacht von Leuthen und die Aufrufe Napoleons an seine Garde. «Vielleicht sind wir erst jetzt», hiess es in einem Sonderdienst der Reichspropagandaleitung, «in die friderizianische Epoche dieser gewaltigen Entscheidung eingetreten. Kolin, Hochkirch, Kunersdorf, alle drei Namen bedeuten schwere Niederlagen Friedrichs des Grossen, wahrhaftige Katastrophen, in ihrer Wirkung weit schlimmer als alles, was sich in den letzten Wochen an der Ostfront abspielte. Aber auf Kolin folgte ein Leuthen, auf Hochkirch und Kunersdorf ein Liegnitz, ein Torgau und ein Burkersdorf – zuletzt der endgültige Sieg...» Doch ungeachtet aller stimulierenden Parallelen, die von nun an bis zum Ende des Krieges immer beschwörender zitiert wurden, hiess es in einem SD-Bericht: «Allgemein ist die Überzeugung vorhanden, dass Stalingrad einen Wendepunkt des Krieges bedeute ... Die labilen Volksgenossen (sind) geneigt, im Fall von Stalingrad den Anfang vom Ende zu sehen.»<sup>108</sup>

Für Hitler selber bedeutete das Debakel dieser Schlacht gleichsam einen neuerlichen mythologischen Schub. Von diesem Zeitpunkt an war seine Phantasiewelt zusehends von den Bildern eines katastrophenartig inszenierten Zusammenbruchs bestimmt. Die Konferenz von Casablanca, auf der Churchill und Roosevelt Ende Januar den Grundsatz der «bedingungslosen Kapitulation» verkündet und damit ihrerseits alle Brücken hinter sich abgebrochen hatten, verstärkte diese Vorstellungen noch. Ausgehend von der

Strategie des unbedingten Festhaltens, die noch das ganze Jahr 1943 vorherrschend war, entwickelte Hitler mit dem näherrückenden Ende immer kategorischer die Strategie des grandiosen Untergangs.



### 3. KAPITEL

## Die verlorene Realität

«Aus den neugewonnenen Ostgebieten müssen wir  
einen Garten Eden machen.»

*Adolf Hitler*

«Es ist ein grosses Übel, wenn Männer, welche das Schicksal der Erde bestimmen, sich über das täuschen, was möglich ist... Ihr Starrsinn, oder, wenn man will, ihr Genie verschafft ihren Anstrengungen einen vorübergehenden Erfolg; aber da sie mit den Plänen, den Interessen, der ganzen moralischen Existenz ihrer Zeitgenossen in Kampf geraten, so wenden sich diese Widerstandskräfte gegen sie: und nach einer gewissen Zeit, die für ihre Opfer sehr lang, aber geschichtlich betrachtet sehr kurz ist, bleiben von all ihren Unternehmungen nur die Verbrechen, die sie begangen, und die Leiden, die sie verursacht haben.»

*Benjamin Constant*

Seit dem Beginn des Russlandfeldzugs führte Hitler ein zurückgezogenes Leben. Sein Hauptquartier, das gleichzeitig das Oberkommando der Wehrmacht beherbergte, lag nach der Rückkehr aus Winniza im März 1943 wieder in den ausgedehnten Wäldern hinter Rastenburg in Ostpreussen. Ein dichter Gürtel aus Mauern, Stacheldraht und Minen sicherte ein System von verstreut angelegten Bunkern und Gebäuden, das eine eigentümliche Stimmung von Düsternis und Monotonie umgab. Zeitgenössische Beobachter haben es treffend als eine Mischung aus Kloster und Konzentrationslager beschrieben. Die engen, schmucklosen Räume mit den schlichten Holzmöbeln bildeten einen auffallenden Gegensatz zum dekorativen Pomp vergangener Jahre, zu den weiträu-

migen Hallen, den grossen Perspektiven und all dem effektsicher erdachten Aufwand in Berlin, München oder Berchtesgaden. Mitunter schien es, als habe Hitler den Rückzug in die Höhle angetreten. Der italienische Aussenminister Ciano verglich die Bewohner des Hauptquartiers denn auch mit Troglodyten und fand die Atmosphäre lastend: «Man sieht nicht einen einzigen farbigen Fleck, nicht einen einzigen lebhaften Ton. Die Vorzimmer sind voll von rauchenden, essenden und plaudernden Leuten. Geruch von Küchen, Uniformen, schweren Stiefeln.»<sup>109</sup>

Während der Anfangsmonate des Krieges hatte Hitler noch gelegentliche Frontreisen unternommen und Schlachtfelder, Hauptquartiere oder Lazarette besucht. Doch schon nach den ersten Misserfolgen begann er, die Wirklichkeit zu meiden und sich in die abstrakte Welt der Kartentische und Lagekonferenzen zurückzuziehen; den Krieg hat er seit dieser Zeit fast nur noch als Strich- und Zahlenwerk auf papierenen Landschaften erlebt. Auch an die Öffentlichkeit begab er sich immer seltener, er scheute die grossen Auftritte von einst, die Niederlagen zerbrachen mit dem Nimbus auch alle Stilisierungsenergien; und während er sich erstmals wieder aus seinen Denkmalshaltungen löste, trat nahezu übergangslos die Veränderung zutage, die mit ihm vorgegangen war: müde und mit vorgezogenen Schultern, den einen Fuss nachschleppend, bewegte er sich durch die Szenerie des Hauptquartiers, die Augen in dem konturenlosen, teigig wirkenden Gesicht blickten starr und glanzlos, die linke Hand zitterte leicht: ein körperlich sichtbar verfallender, bitterer und, seinen eigenen Worten zufolge, von Melancholien geplagter Mann,<sup>110</sup> der sich immer tiefer in die Komplexe und Hassgefühle seiner frühen Jahre verstrickte. So sehr Hitlers Erscheinung von starren, statischen Zügen geprägt war, glaubt man beim Blick auf diese Phase doch, Zeuge eines rapide voranschreitenden Reduktionsprozesses zu sein; zugleich scheint es aber auch, als trete in der Reduktion erst sein eigentliches Wesen wieder unverfälscht hervor.

Die Isolierung, in die Hitler sich seit dem Zerwürfnis mit der Generalität begeben hatte, nahm nach Stalingrad weiter zu. Oft sass er brütend, in tiefe Depression versunken, herum oder machte, den Blick nach innen gerichtet, an der Seite seines Schäferhundes

einige ziellose Schritte durch das Gelände des Hauptquartiers. Über allen Beziehungen lag eine gespannte Befangenheit: «Die Gesichter erstarrten zu Masken, schweigend standen wir oft zusammen», hat einer der Beteiligten sich später erinnert; und Goebbels fand es «tragisch, dass der Führer sich so vom Leben abschliesst und ein so unverhältnismässig ungesundes Leben führt. Er kommt nicht mehr an die frische Luft, findet keinerlei Entspannung mehr, sitzt in seinem Bunker, handelt und grübelt... Die Einsamkeit im Führerhauptquartier und die ganze Arbeitsmethode dort haben natürlich eine deprimierende Wirkung auf den Führer.»<sup>111</sup>

In der Tat begann Hitler immer spürbarer unter der selbstgewählten Abschliessung zu leiden, anders als in seiner Jugend, klagte er, könne er «gar nicht mehr allein sein». Sein Lebensstil, der in den ersten Kriegsjahren bereits von spartanischem Zuschnitt gewesen war, wurde zusehends anspruchsloser, die Mahlzeiten am Führertisch waren von berüchtigter Einfachheit. Nur einmal hat er noch in Bayreuth eine Aufführung der «Götterdämmerung» besucht und nach dem zweiten russischen Winter nicht einmal mehr Musik hören wollen. Seit 1941 sei es seine Aufgabe gewesen, hat er später geäußert, «unter allen Umständen nicht die Nerven zu verlieren, sondern wenn irgendwo ein Zusammenbruch ist, immer wieder Auswege und Hilfsmittel zu finden, um die Geschichte irgendwie zu reparieren ... Ich bin seit fünf Jahren von der anderen Welt abgeschieden: ich habe kein Theater besucht, kein Konzert gehört, keinen Film mehr gesehen. Ich lebe nur der einzigen Aufgabe, diesen Kampf zu führen, weil ich weiss: wenn nicht eine eiserner Willensnatur dahintersitzt, kann der Kampf nicht gewonnen werden.»<sup>112</sup> Die Frage ist jedoch, ob nicht gerade die Zwänge, denen der Willensmaniak sich unterwarf, diese verbissene Konzentration auf das Kriegsgeschehen, sein Bewusstsein zusehends verengte und ihm alle innere Freiheit nahm.

Die Spannungen, unter denen er stand, entluden sich, mächtiger denn je, in einem unstillbaren Rededrang. In seinen Sekretärinnen fand er eine neue Zuhörerschaft, der er durch Kuchen und Kaminfeuer, wenn auch vergeblich, eine «gemütliche Atmosphäre» zu bereiten versuchte; mitunter zog er seine Adjutanten, seine Ärzte, Bormann sowie diesen oder jenen vertrauten Zufalls-

gast hinzu. Seit die Schlafstörungen schwerer wurden, dehnte er seine Monologe unentwegt aus, und 1944 schliesslich hielt sich die Runde nicht selten mit verzweifelt geweiteten Augen bis in den grauen Morgen hinein aufrecht. Dann erst legte Hitler sich, wie Guderian berichtet hat, «zu kurzem Schlummer nieder, aus dem ihn häufig die Besenstösse der Scheuerfrauen an seine Schlafzimmertür gegen neun Uhr spätestens weckten.»<sup>113</sup>

Nach wie vor blieb er bei den Themen, die schon das Dauerrepertoire der früheren Jahre gewesen waren und in den «Tischgesprächen» überliefert sind: seine Jugend in Wien, Weltkrieg und Kampfjahre, Geschichte, Vorzeit, Ernährung, die Frauen, Kunst oder Lebenskampf. Er erregte sich über die «Rumhopserei» der Tänzerin Gret Palucca, über das «verkrüppelte Gekleckse» der modernen Kunst, Knappertsbuschs Fortissimo, das die Opernsänger zu einem Schreigesang gezwungen habe, so dass sie «ausschauten wie die Kaulquappen»; er formulierte seinen Abscheu vor dem «blöden Bürgertum», vor dem «Schweinepack» im Vatikan oder dem «faden christlichen Himmel», und neben Gedanken über den imperialen Rassestaat, über wehrtüchtige Wilddiebe, die Elefanten des Hannibal, Eiszeitkatastrophen, «Caesars Weib» oder das «Juristenpack» standen Empfehlungen für eine vegetarische Ernährungsweise sowie für eine populäre Sonntagszeitung mit «viel Bildwerk» und einem Roman, «damit die Dirndl was davon haben».<sup>114</sup> Wie betäubt von dem niemals abreisenden Redestrom meinte der italienische Aussenminister, Hitler sei vermutlich vor allem deshalb sehr glücklich, Hitler zu sein, weil ihm das erlaube, immerfort zu sprechen.<sup>115</sup>

Weit auffallender freilich als die Unerschöpflichkeit seiner Dauermonologe war, zumindest in den überlieferten Gesprächen, die Vulgarität seiner Ausdrucksweise, in der er unverkennbar auf die eigenen Ursprünge zurückfiel. Nicht nur die Gedanken selber, die Ängste, Hungrigkeiten und Ziele waren unverändert gegenüber den frühen Selbstzeugnissen; vielmehr hatte er nun auch alle Verkleidungen und staatsmännischen Allüren abgelegt und retirierte zusehends auf die wütenden und ordinären Formeln des Brauhausdemagogen oder gar des Männerheimbewohners. Nicht ohne Begehagen erörterte er den Kannibalismus bei Partisanen oder im bela-

gerten Leningrad, nannte Roosevelt einen «geisteskranken Narren», Churchills Reden den «Bockmist eines Schnapssäufers» und bezeichnete v. Manstein verärgert als «Pinkelstrategen»; am sowjetrussischen System lobte er den Verzicht auf alle «Humanitätsduseleien», malte sich aus, wie er einer Meuterei in Deutschland mit der «Erschiessung des einige hunderttausend Menschen umfassenden 'Gesockses' begegnen würde, und machte zu einer seiner bevorzugten, «ständig wiederholten» Maximen den Satz: «Wenn jemand tot ist, kann er sich nicht mehr wehren.»<sup>116</sup>

Zu den Reduktionserscheinungen zählte auch die intellektuelle Verengung, die von ihm Besitz ergriff und ihn wieder in den Vorstellungsrahmen eines Parteiführers von lokalem Zuschnitt zurückwarf. Anders als unter dem Aspekt einer global erweiterten «Machtergreifung» hat er den Krieg seit der Jahreswende 1942/43 nicht mehr gesehen und jedenfalls dessen Erweiterung zu einer weltumspannenden Auseinandersetzung nicht zu vollziehen vermocht. Auch in der «Kampfzeit» habe er gegen eine gewaltige Übermacht gestanden, tröstete er sich, «ein einziger Mann mit einem kleinen Häufchen von Anhängern»; der Krieg sei nur eine «gigantische Wiederholung» der früheren Erfahrungen: «Beim Mittagessen ... wies der Chef darauf hin», heisst es in der Aufzeichnung eines der Tischgespräche, «dass dieser Krieg ein getreuer Abklatsch der Verhältnisse der Kampfzeit sei. Was sich damals bei uns als Kampf der Parteien im Innern vollzogen habe, vollziehe sich heute als Kampf der Nationen draussen.»<sup>117</sup>

Wie es dem unvermittelten Alterungsprozess in der äusseren Erscheinung entsprach, klagte er gelegentlich, dass die Jahre ihm alle Spieler- und Hasardlaune nähmen.<sup>118</sup> Auch gedanklich lebte er zunehmend aus der Erinnerung, die wortreichen Rückgriffe auf lange Vergangenes, mit denen er seine nächtlichen Monologe bestritt, hatten unzweideutig den Charakter von Altersnostalgien. Desgleichen berief er sich in seinen militärischen Entscheidungen häufig auf die Erfahrungen des Ersten Weltkriegs, und ganz entsprechend beschränkten sich seine rüstungstechnischen Interessen immer einseitiger auf die traditionellen Waffensysteme. Weder begriff er die entscheidende Bedeutung des Radarverfahrens und der Atomspaltung noch den Wert einer thermisch gesteuerten Boden-

Luft-Rakete oder eines schallgelenkten Torpedos, und verhinderte auch die Serienfertigung des ersten Düsenflugzeugs, der Me 262. Mit greisenhaftem Starrsinn bediente er sich immer neuer, nicht selten weithergeholter Einwände, warf Entscheidungen um oder veränderte sie, malträtierte seine Umgebung mit hastig abgespultem Zahlenwerk oder entzog sich aufs weite Feld psychologischer Argumentation. Als ihn ein Presseauszug, der von britischen Versuchen mit Strahlflugzeugen berichtete, Anfang 1944 endlich dazu brachte, dem Bau der Me 262 doch noch zuzustimmen, befahl er in dem Bemühen, wenigstens partiell recht zu behalten, die Maschine entgegen dem Rat der Fachleute nicht als Jäger gegen die einfliegenden alliierten Luftverbände, sondern als schnellen Bomber aufzulegen. Kurzerhand berief er sich auf die unzumutbaren körperlichen Belastungen für die Piloten, meinte auch, gerade die schnelleren Maschinen seien im Luftkampf die langsameren, und liess sich alles zum Argument dienen; und während Deutschlands Städte in Trümmer sanken, erlaubte er nicht einmal einige versuchsweise Jagdeinsätze der Maschine, sondern verbat sich schliesslich jede weitere Erörterung des Themas.<sup>119</sup>

Naturgemäss steigerten die Auseinandersetzungen, in die er sich verstrickte, sein ohnehin exzessives Misstrauen. Nicht selten holte er über den Kopf seiner engsten militärischen Mitarbeiter hinweg Auskünfte von den Stabsquartieren ein und schickte gelegentlich sogar den Heeresadjutanten, Major Engel, zur Überprüfung der Lage im Flugzeug an die Front. Offiziere, die aus dem Kampfgebiet kamen, durften vor dem Empfang im Führerbunker mit niemandem militärische Unterredungen führen, nicht einmal mit dem Generalstabschef.<sup>120</sup> In all seiner Kontrollbesessenheit rühmte [Hitler](#) an seiner Organisation, was einer ihrer entscheidenden Mängel war: es gebe an der Ostfront, so äusserte er trotz ihrer riesigen Ausdehnung, «kein Regiment und kein Bataillon, das in seinem Stand nicht dreimal täglich im Führerhauptquartier hier verfolgt werde». Es war nicht zuletzt dieser lähmende, jede Beziehung unterhöhrende Argwohn, an dem so zahlreiche Offiziere scheiterten: alle Oberbefehlshaber des Heeres, sämtliche Generalstabschefs des Heeres, elf von achtzehn Feldmarschällen, einundzwanzig von annähernd vierzig Generalobersten und nahezu alle

Oberbefehlshaber der drei Frontabschnitte auf dem östlichen Kriegsschauplatz. Der Raum um ihn wurde zusehends leerer. Solange Hitler im Hauptquartier bleibe, äusserte Goebbels, stehe ihm seine Hündin Blondi näher als irgendein menschliches Wesen.

Nach Stalingrad liessen offenbar auch die Nerven nach. Bis dahin hatte Hitler nur selten die stoische Haltung verloren, die, wie er glaubte, zu den Attributen grosser Feldherren zählte; selbst in kritischen Situationen hatte er demonstrative Gelassenheit bewahrt. Jetzt dagegen begann die Manier zu ermüden, und die heftigen Wutanfälle offenbarten den Preis, den die jahrelange Kräfteüberspannung gefordert hatte. Er nannte die Offiziere des Generalstabs beim Lagevortrag «Idioten», «Feiglinge», «Lügner», und Guderian, der ihn in diesen Wochen erstmals wiedersah, registrierte verblüfft Hitlers «Jähzorn» sowie die Unberechenbarkeit seiner Worte und Entschlüsse.<sup>121</sup> Auch unterliefen ihm ungewohnte sentimentale Einbrüche. Als Bormann ihm die Niederkunft seiner Frau mitteilte, reagierte Hitler mit Tränen in den Augen, und häufiger als je sprach er von seinem Rückzug in die Kulturidylle des Nachdenkens, Lesens und der Museumsbetreuung. Einiges spricht denn auch dafür, dass er seit dem Ende des Jahres 1942 einen Zusammenbruch seines gesamten nervlichen Stabilisierungssystems durchmachte, der nur durch einen Akt grosser, verzweifelter Selbstdisziplin verborgen blieb: Die Generalität des Führerhauptquartiers hat die Symptome der Krise gespürt, obwohl die späteren Schilderungen eines unentwegt tobenden, den Gewittern eines zügellosen Temperaments ausgesetzten Hitler ins Feld apologetischer Übertreibungen gehören. Die teilweise erhalten gebliebenen Protokolle der Lagebesprechungen weisen vielmehr aus, wie er unter offenbarem Energieaufwand bemüht blieb, dem Bilde zu entsprechen, das seinem solennen Selbstverständnis entsprach. Überwiegend ist ihm dies zweifellos gelungen, wie schwer es ihm auch wurde. Schon die strenge Tagesordnung des Hauptquartiers mit dem Nachrichtenstudium sogleich nach dem Erwachen, der Grossen Lage gegen Mittag, über die Konferenzen, Diktate, Empfänge und Arbeitsbesprechungen bis hin zur Abendlage, die zumeist während der Nacht stattfand: dieser ganze geregelte Pflichtenbetrieb war ein Akt permanenter Gewalt gegen sich

selber, mit dem er aller tiefeingewurzelten Sehnsucht nach Passivität und indolentem Schlendrian zuwiderhandelte. Noch im Dezember 1944 hat er in einer beiläufigen Bemerkung das Bild einer durch Stetigkeit abgesicherten Genialität entworfen, der er nicht ohne Mühe, mit gelegentlichen Abweichungen, zu entsprechen trachtete: «Genialität», so meinte er da, «ist etwas irrlichterndes, wenn sie nicht durch Beharrlichkeit und fanatische Zähigkeit untermauert ist. Das ist das Wichtigste, was es im ganzen menschlichen Leben gibt. Leute, die nur Einfälle, Gedanken usw. haben, die aber nicht eine charakterliche Festigkeit und nicht eine Zähigkeit und Beharrlichkeit besitzen, werden es trotz alledem doch zu nichts bringen. Es sind Glücksritter. Wenn es gut geht, geht es in die Höhe; wenn es schlecht geht, hauen sie sofort herunter und geben sofort alles wieder preis. Damit kann man aber nicht Weltgeschichte machen.»<sup>122</sup>

In seiner Pflichtenstrenge und Düsternis war das Führerhauptquartier jenem «Staatskäfig» nicht unähnlich, in den der Vater ihn einst geführt hatte und wo die Menschen, der Beobachtung des jungen Hitler zufolge, «aufeinandergehockt gesessen seien so dicht wie die Affen». Die wesenswidrige Mechanik, in die er sein Leben zwang, war denn auch bald nur noch auf künstlichem Wege erreichbar. Ein System von Arzneimitteln und drogenähnlichen Präparaten versetzte ihn in die Lage, den ungewohnten Anforderungen gerecht zu werden. Bis Ende 1940 beeinflussten die medikamentösen Gaben seinen Gesundheitszustand offenbar kaum. Zwar hat Ribbentrop über eine angeblich erregte Auseinandersetzung vom Sommer jenes Jahres berichtet, in deren Verlauf Hitler auf einen Stuhl gesunken und in Stöhnen ausgebrochen sei, er habe ein Gefühl des Vergehens und spüre einen Schlaganfall nahen<sup>123</sup>, doch wird man diese Szene, wie die Schilderung im Ganzen nahelegt, zu jenen Auftritten zu rechnen haben, die, halb hysteroid, halb bewusst gespielte Effektstücke, für Hitler ein Mittel nötiger Argumentation waren. Die eingehenden ärztlichen Untersuchungen zu Beginn und am Ende des Jahres erbrachten lediglich einen leicht erhöhten Blutdruck sowie jene Magen- und Darmbeschwerden, unter denen er seit je gelitten hatte.<sup>124</sup>



Mit hypochondrischer Pedanterie verzeichnete [Hitler](#) jede Abweichung in den Befunden. Unablässig beobachtete er sich, prüfte seinen Puls, informierte sich in medizinischen Büchern und nahm Medikamente «geradezu in Massen» ein: Schlaf- und Kolatabletten, Verdauungspräparate, Grippemittel, Vitaminkapseln und selbst die ständig parat gehaltenen Eukalyptusbonbons verschafften ihm ein Gefühl gesundheitlicher Vorsorge. Wurde ihm ein Medikament ohne genaue Rezeptur verschrieben, nahm er es vom Morgen bis zum Abend nahezu ohne Unterbrechung. Professor Morell, der vom Berliner Modearzt für Haut- und Geschlechtskrankheiten durch Vermittlung Heinrich Hoffmanns zum Leibarzt [Hitlers](#) avanciert und, bei allem ärztlichen Engagement, nicht ohne Züge von Dunkelmännertum und Scharlatanerie war, verabreichte ihm darüber hinaus fast täglich Injektionen: Sulfonamide, Drüsenstoffe, Traubenzucker oder Hormone, die den Kreislauf, die Darmflora sowie den Nervenzustand verbessern oder regenerieren sollten, so dass Göring den Arzt sarkastisch als «Reichsspritzenmeister» bezeichnete.<sup>125</sup> Naturgemäss musste Morell, um [Hitlers](#) Leistungsfähigkeit zu erhalten, im Laufe der Zeit zu immer stärkeren Mitteln in zusehends kürzeren Abständen greifen, dann aber wiederum Gegenmittel mit sedativer Wirkung verabreichen, um die aufgeputschten Nerven zu beruhigen, so dass [Hitler](#) einem permanenten Zerreißprozess ausgesetzt war. Die Folgen dieser Dauerinterventionen mit zeitweilig achtundzwanzig verschiedenen Mitteln machten sich erst während des Krieges bemerkbar, als das strapaziöse Geschehen, der knappe Schlaf, die Monotonie der vegetarischen Kost sowie das Lemurendasein in der Bunkerwelt des Hauptquartiers die Wirkungen der Präparate verstärkten. Im August 1941 klagte [Hitler](#) über Schwächeanfälle, Übelkeit und Schüttelfrost, an den Unterschenkeln bildeten sich Ödeme, und es ist nicht ausgeschlossen, dass es sich dabei um eine erste Antireaktion des jahrelang artifiziell gesteuerten Körpers handelte; jedenfalls traten von diesem Zeitpunkt an die Erschöpfungszustände zusehends häufiger auf. Seit Stalingrad nahm er jeden zweiten Tag ein Mittel gegen depressive Stimmungen<sup>126</sup>, er vertrug seither helles Licht noch weniger als in früheren Jahren und liess sich für den Gang ins Freie einen stark vergrösserten Mützenschirm anfertigen,

mitunter klagte er auch über Störungen des Gleichgewichts; «Ich habe immer das Gefühl, nach rechts zu fallen.»<sup>127</sup>

Trotz der sichtbaren Veränderungen seines Äusseren: dem gekrümmten Rücken, den rasch ergrauenden Haaren sowie den müde werdenden Gesichtszügen mit den hervorquellenden Augen, behielt er bis ans Ende eine ungewöhnliche Leistungsfähigkeit. Zu Recht hat er selber seine nahezu ungebrochene Energie auf die Bemühungen Moreells zurückgeführt, dabei jedoch übersehen, in welchem Masse er gesundheitlich im Vorgriff auf die Zukunft lebte. Professor Karl Brandt, der ebenfalls zum engsten ärztlichen Personal [Hitlers](#) gehörte, hat nach dem Krieg geäußert, Moreells Behandlung habe bewirkt, «dass sozusagen das Lebenselixier von Jahren vorausgenommen und verbraucht wurde» und [Hitler](#) gleichsam «jedes Jahr nicht ein Jahr, sondern vier bis fünf Jahre gealtert» sei.<sup>128</sup> Hier lag die Ursache für die wie schlagartig einsetzende frühzeitige Vergreisung, das wrackartige Erscheinungsbild, das in den medikamentösen Euphorien, die er sich verschaffte, merkwürdig illuminiert schien.

Es wäre daher auch verfehlt, die offenbaren Abbauerscheinungen, die Krisen und anfallartigen Ausbrüche [Hitlers](#) auf strukturelle Veränderungen seines Wesens zurückzuführen. Der raubbauhafte Umgang mit den Möglichkeiten und Reserven seiner Physis hat vielmehr die vorhandenen Elemente teils überdeckt, teils gesteigert, doch gewiss nicht, wie gelegentlich behauptet worden ist, die Zerstörung einer bis dahin intakten Persönlichkeit verursacht.<sup>129</sup> Der Meinungsstreit über die Wirkungen des in einem Teil der Morell'schen Medikamente enthaltenen Strychnins findet hier seine Grenze. Desgleichen ist die aufgrund der Quellenlage unentscheidbare Frage, ob [Hitler](#) an der Parkinsonschen Krankheit (Paralysis agitans) gelitten hat, oder ob das Zittern des linken Armes, die gebückte Haltung sowie die Bewegungsstörungen auf psychogene Ursachen zurückzuführen sind, nur von untergeordnetem oder doch nicht eigentlich historischem Interesse: denn es war, wie schattenhaft im Äusseren auch immer, der Mann von einst, der sich da mit maskenartigem Ausdruck, auf einen Stock gestützt, durch das Hauptquartier bewegte, und es sind gerade nicht die Veränderungen, die der Erscheinung während der letzten Jahre einen so

atemverschlagenden Charakter geben, sondern die wie erstarrt wirkende Konsequenz, mit der er seine frühen Obsessionen aufgriff und verwirklichte.

Er war ein Mensch, der immer erneut der künstlichen Aufladungen bedurfte: In gewisser Weise ersetzten ihm die Drogen und Medikamente Morells das alte Stimulans der Massenovation. Seit Stalingrad scheute Hitler zusehends die Öffentlichkeit und hat danach im Grunde nur noch zwei grosse Reden gehalten. Schon bald nach Beginn des Krieges war seine Erscheinung spürbar in den Hintergrund getreten, und alle propagandistische Bemühung, ihre Entrücktheit mythologisierend auszuwerten, konnte doch das ehemals verbreitete Gefühl ihrer Allgegenwart nicht ersetzen, mit dessen Hilfe das Regime den latenten Überschuss an Energien, Spontaneität und Opferwilligkeit entbunden und auf sich gelenkt hatte. Jetzt dagegen verfiel diese Vorstellung. So wenig Hitler sich, aus Sorge um die Aureole des unbezwinglichen Mannes, in die zerstörten Städte begab, so wenig trat er nach den Niederlagen der Kriegswende vor die Massen, obwohl er vermutlich spürte, dass diese Scheu ihm nicht nur die Macht über die Gemüter, sondern, in merkwürdiger Entsprechung, auch die eigenen Energien entzog. «Alles, was ich bin, bin ich nur durch euch allein», hatte er gelegentlich den Massen zugerufen<sup>130</sup> und damit, über alle machttechnischen Aspekte hinaus, ein konstitutionelles, nahezu physiologisches Abhängigkeitsverhältnis zum Ausdruck gebracht. Denn die rhetorischen Exzesse, die sein Leben von den ersten, noch unsicheren Auftritten in Münchener Biersälen bis hin zu den mühsamen, abgekämpften Versuchen der letzten zwei Jahre begleitet haben, hatten niemals nur der Erweckung fremder, sondern auch der Belebung der eigenen Kräfte gedient und waren, über alle politischen Anlässe und Zwecke hinaus, ein Mittel der Selbsterhaltung. In einer seiner letzten grossen Reden hat er sein auffallendes Verstummen während der Schlussphase gleichsam im Vorhinein mit der Grösse des Geschehens an der Front begründet: «Was soll ich jetzt viel reden?» Doch im engeren Kreis klagte er später, er vertraue sich nicht mehr, vor zehntausend Menschen zu sprechen, und meinte, dass er wohl nie mehr in seinem Leben eine grosse Rede

werde halten können; die Vorstellung vom Ende seiner Laufbahn als Redner verband sich für ihn mit dem Begriff des Endes überhaupt.<sup>131</sup>

Mit dem Rückzug aus der Öffentlichkeit wurde erstmals auch **Hitlers** eigentümliche Führungsschwäche offenbar. Seit den Tagen seines Aufstiegs hatte er seine Überlegenheit immer wieder durch Demagogiecharisma und taktischen Einfallsreichtum behauptet; doch in diesem Stadium des Krieges musste er anderen Führungsansprüchen gerecht werden. Das Prinzip der rivalisierenden Instanzen, der Hausmachtkämpfe und Intrigen, dieses ganze, nur auf die eigene Person und Herrschaft bezogene Mächtechaos, das er in den zurückliegenden Jahren mit so machiavellistischer Fingerfertigkeit um sich herum inszeniert hatte, erwies sich jetzt, im Kampf gegen einen entschlossenen Gegner, als ungeeignet und eine der fatalen Schwächen des Regimes; denn es verbrauchte die Energien, die der Kampf nach aussen erforderte, im Kampf nach innen und führte schliesslich einen Zustand nahezu vollständiger Anarchie herbei. Allein auf militärischem Gebiet gab es das Nebeneinander von OKW- und OKH-Kriegsschauplätzen, die Undefinierte Sonderstellung Görings, eine alle Kompetenzen überschneidende Zuständigkeit Himmlers und der SS, das Durcheinander der Heeresdivisionen aller Art, der Volksgrenadiereinheiten, der Luftwaffeninfanterie-Verbände, der Waffen-SS sowie zuletzt noch des Volkssturms mit jeweils unterschiedlichen Dienstwegen, und zu alledem kam schliesslich die von gegenseitigem Misstrauen unterhöhlte Beziehung zu den Truppen der Partnerstaaten. Ähnlich verworren war die Verwaltungsstruktur im besetzten Europa, die immer neue Formen der Unterwerfung entwickelte: von direkter Annexion über Protektorat und Generalgouvernement zu den unterschiedlichsten Typen militärischer und ziviler Verwaltung: Kaum je hat ein Versuch zur Konzentration aller Macht in einer Person so offenkundig in gänzlicher Desorganisation geendet.

Allerdings ist keineswegs sicher, dass **Hitler** die ruinösen Wirkungen seines Führungsstils je wirklich durchschaut hat: rationale Ordnungen, strukturelle Zweckmässigkeiten, überhaupt alle aufwandlose Autorität war ihm dem Grunde nach fremd, und bis in die buchstäblich letzten Tage des Krieges hat er immer erneut die

Fehden in seiner Umgebung um Ämter, Zuständigkeiten und bizarre Rangfragen gefördert. Einiges spricht dafür, dass er dem Machthunger und der Eigensucht, wie sie sich in solchen Auseinandersetzungen bekundeten, mehr als allen uneigennütigen Haltungen vertraut hat, weil sie in seinem Weltbild einen festen Platz hatten. Hier vor allem lag auch sein Misstrauen gegen die Fachleute begründet, und er hat denn auch den Krieg unter weitgehendem Verzicht auf ihre Mitwirkung: ohne Beratung, sachdienliche Materialien oder logistische Berechnungen, im anachronistischen Stil nahezu antikisch anmutender Feldherreneinsamkeit zu führen versucht – und verloren.

**Hitlers** Führungsschwäche trat besonders deutlich im Verlauf des Jahres 1943 zutage, als er noch keine strategische Vorstellung vom weiteren Verlauf der Auseinandersetzung entwickelt hatte. Der übereinstimmenden Bekundung aus seiner Umgebung zufolge war er unsicher, entschlossarm, schwankend, und Goebbels sprach unverhohlen von einer «Führerkrise».<sup>132</sup> Wiederholt drängte er den zögernden **Hitler**, die Initiative in dem konzeptionslos sich verzettelnden Krieg durch eine rigorose Mobilisierung aller Reserven zurückzugewinnen. Im Verein mit dem im Vorjahr zum Rüstungsminister ernannten Albert Speer, mit Robert Ley und Walter Funk entwickelte er Pläne für eine umfassende Verwaltungsvereinfachung, für die drastische Senkung des privaten Konsums in den privilegierten Schichten, für zusätzliche Rüstungseinsätze sowie andere gleichartige Massnahmen – doch entdeckte er nur, dass das Korps der Gauleiter, der hohen SA- und Parteiführer den gewalttätigen Hingabewillen früherer Jahre längst eingebüsst und mit einer parasitären Herrenallüre vertauscht hatte. Seine Sportpalast-Rede vom 18. Februar 1943, in der er vor einer geladenen Anhängerschaft seine berühmten zehn Suggestivfragen stellte und «in einem Tohuwabohu von rasender Stimmung», wie er selber schrieb, die Zustimmung zum totalen Krieg einholte, war vor allem darauf berechnet, die Widerstände im betroffenen höheren Funktionärskorps, aber auch **Hitlers** Unschlüssigkeit durch den radikalisierenden Appell an die Massen zu überwinden.<sup>133</sup>

**Hitlers** Widerstreben, der Öffentlichkeit die zusätzlichen Entbehrungen eines total geführten Krieges zuzumuten, war teilweise

wiederum von einer Reminiszenz, der Schockerfahrung des Revolutionsnovembers 1918, teilweise aber auch von seinem tiefverwurzelten Misstrauen gegenüber der indolenten, unverlässlichen Masse bestimmt, und fast scheint es, als sei er in solchen Reaktionen einer Ahnung davon nahegekommen, wie brüchig und augenblicksbestimmt seine Herrschaft war und wie schwer sein Vorhaben, das zurückschreckende deutsche Volk, wie er selber gelegentlich bemerkt hat, «zur Grösse zu zwingen». England jedenfalls hat als Folge seiner Kriegsanstrengungen den privaten Lebenskomfort weitaus drastischer senken können als das Reich und auch den Anteil weiblicher Arbeitskräfte in der Rüstungsindustrie erheblich höher festgesetzt.<sup>134</sup>

Doch war **Hitlers** Zögern vor dem Übergang zum totalen Krieg auch auf die intrigierende Aktivität Martin Bormanns zurückzuführen, der in dem von Goebbels und Speer unternommenen Vorstoss mancherlei schwer greifbare Gefahren für die eigene Stellung witterte. Durch Anpassungswillen, Fleiss und unermüdlich angezettelte Kabalen hatte er sich in den zurückliegenden Jahren bis zum «Sekretär des Führers» heraufgearbeitet und hinter der anspruchslosen Bezeichnung eine der stärksten Machtstellungen innerhalb des Regimes aufgerichtet. Seine kurze gedrungene Gestalt in der schlechtsitzenden braunen Amtswalteruniform, immer aufmerksam, abwägend oder auch einen lauernden Ausdruck im bäuerischen Gesicht, gehört zum festen Bestand der Bilder aus dem Führerhauptquartier. Die undeutlich gezogene Grenze seiner Befugnisse, die er unter Berufung auf den angeblichen Willen des Führers unentwegt erweiterte, sicherte ihm Vollmachten, die ihn in der Tat zum «geheimen Lenker Deutschlands» erhoben<sup>135</sup>, während **Hitler** sich befriedigt zeigte, durch den unaufdringlich wirkenden Sekretär von der Bürde verwaltungstechnischer Routinearbeit befreit zu sein. Bormann war es alsbald, der sowohl Kompetenzen wie Führergunst gewährte oder entzog, Ernennungen und Beförderungen in allen Bereichen durchsetzte, der lobte, kajoizierte oder beseitigte, sich bei alledem aber schweigend im Hintergrund hielt und stets eine Verdächtigung, eine Schmeichelei mehr zur Hand hatte als selbst seine mächtigsten Gegenspieler. Argwöhnisch überwachte er anhand der Besucherlisten **Hitlers** Kontakte

zur Aussenwelt und richtete, dem Zeugnis eines Beobachters zufolge, «eine wahre Chinesische Mauer» um ihn auf.<sup>136</sup>

Mit seinen Abschirmungsbemühungen hatte er umso leichteres Spiel, als er damit zugleich einem wachsenden Verlangen **Hitlers** entsprach. Wie schon der Männerheimbewohner in seiner Phantasie unbeirrt in Palästen gewohnt hatte, errichtete sich der an allen Fronten zum Rückzug gezwungene Feldherr seine Scheinwelten, die er selbstentrückt behaute. **Hitlers** Neigung zur Realitätsverweigerung gewann mit der Wende des Krieges zunehmend neurotische Züge, zahlreiche Verhaltensweisen machen diesen Sachverhalt mit teilweise einprägsamer Anschaulichkeit greifbar: so die Gewohnheit, im verhängten Salonwagen und möglichst bei Nacht, wie auf der Flucht, das Land zu durchqueren oder selbst bei strahlendem Wetter die Fenster des Lagersaums im Führerhauptquartier geschlossen oder gar abgedunkelt zu halten. Bezeichnenderweise begann er den Tag mit dem Vortrag der Pressestimmen, anschliessend erst liess er sich die neuesten Informationen vorlegen, und seine Umgebung hat berichtet, wie er das Ereignis selber gelassener hinnahm als dessen Wiederhall und sich gleichsam von der Realität weniger irritieren liess als von deren Abbild.<sup>137</sup> Auch über ständig monologischer entartende Gesprächsstil **Hitlers**, seine Unfähigkeit, zuzuhören oder Einwände aufzunehmen, sowie das verstärkt auftretende Bedürfnis nach exzessiv anschwellenden Zahlenkolonnen, seine *rage du nombre*, rechnen in diesen Zusammenhang. Noch Ende 1943 sprach er voller geringschätzigem Hohn von einer Studie, in der General Thomas das sowjetrussische Kräftepotential als nach wie vor ernstzunehmende Gefahr dargestellt hatte, und verbat sich kurzerhand weitere Denkschriften dieser Art.<sup>138</sup> Gleichzeitig weigerte er sich, die Front oder die Stabsquartiere hinter der Front zu besuchen, sein letzter Aufenthalt im Hauptquartier einer Heeresgruppe datiert vom 8. September 1943.<sup>139</sup> Zahlreiche gravierende Fehlentscheidungen resultierten denn auch aus der Unkenntnis der Wirklichkeit, da die Standortzeichen von Armeen und Divisionen auf der Lagekarte nichts über Klima, Erschöpfungsgrad oder psychische Reserven vermerkten und in der merkwürdig verstiegenen Atmosphäre des Lagersaums auch nur selten realistische Angaben über Ausrüstungsbestand oder Nach-

schub zu erlangen waren. Die erhaltenen Protokolle haben überdies die unkritische Anpassungsbereitschaft der militärischen Spitzen überliefert, die würdelosen Schmeicheleien, die zumindest seit dem Abgang Halders das Klima der Zusammenkünfte bestimmten, so dass schliesslich alle Lagebesprechungen als «Schaulagen» gelten konnten, wie der Jargon des Führerhauptquartiers die trügerisch arrangierten Lagevorträge vor verbündeten Staatsmännern bezeichnete. Ein Versuch Speers, Hitler mit jüngeren Frontoffizieren zusammenzuführen, scheiterte ebenso wie die Absicht, ihn zum Besuch der zerstörten Städte zu bewegen; vergeblich verwies Goebbels auf das so viel imponierendere Beispiel Churchills. Als der Führer-Sonderzug auf einer Fahrt nach München einmal versehentlich mit hochgezogenen Jalousien neben einem Verwundetentransport stationierte, fuhr Hitler erregt auf und befahl dem Personal, unverzüglich die Fenster zu verhängen.<sup>140</sup>

Gewiss war die Verachtung der Wirklichkeit in den zurückliegenden Jahren seine Stärke gewesen; sie hatte seinen Vorstoss aus dem Nichts getragen und befördert, desgleichen die Kette staatsmännischer Triumphe und wohl auch einen Teil der militärischen Erfolge. Doch nun, nachdem das Blatt sich gewendet hatte, potenzierte die Missachtung der Realität die Wirkung jeder Niederlage. Nach den gelegentlichen, unvermeidlichen Zusammenstössen mit der Wirklichkeit wurden häufig die alten Klagen wieder laut, dass er gegen seinen Willen Politiker geworden sei und schwer den grauen Rock trage, der ihn von den Plänen kultureller Selbstverewigung fernhalte. «Es sei schade», meinte er dann, «dass man eines besoffenen Kerls (Churchills) wegen Krieg führen müsse, anstatt Friedenswerken, so der Kunst, zu dienen»; er sehne sich danach, ein Theater oder den Wintergarten in Berlin zu besuchen «und wieder Mensch unter Menschen» zu sein. Oder er sprach bitter von Täuschung und Verrat ringsum, von den ständigen Irreführungen durch die Generalität, und gab sich immer hemmungsloser einem ungewohnten Ton larmoyanter Menschenverachtung hin: «Man wird nur betrogen!»<sup>141</sup>

Einer seiner frühen Gefolgsleute hat aus vergleichbaren Beobachtungen schon während der zwanziger Jahre den Schluss gezogen, dass Hitler der Selbsttäuschung bedurfte, um überhaupt han-



deln zu können.<sup>142</sup> Seine Entscheidungsschwäche und tiefe Lethargie verlangte nach grandios konstruierten Scheinwelten, vor deren Hintergrund alle Hindernisse unerheblich und alle Probleme trivial wurden: nur durch eine Art Vorspielungswahn war er aktionsfähig. Der Zug phantastischer Überspanntheit, der seine Erscheinung umgibt, hat in dieser gestörten Realitätsbeziehung die Ursache; erst das irrealer Wesen machte ihn real. In den Äusserungen gegenüber seiner Umgebung, selbst in den müden, tonlosen Ansprachen der letzten Kriegsphase, belebte sich seine Stimme stets dann, wenn er von den «riesigen Aufgaben», den «gigantischen Vorhaben» der Zukunft sprach: sie waren seine wirkliche Wirklichkeit.<sup>143</sup>

Es war ein monströser Prospekt, der sich vor der nächtlichen Tischrunde eröffnete, so oft er ihr die «Blicke durch die Seitentüre ins Paradies» erlaubte: die Auslöschung und Verwandlung eines Kontinents durch Massenvernichtungen, ausgedehnte Umsiedlungsaktionen, Assimilierungsprozesse und Neuverteilung der leergebliebenen Räume; die bewusste Zerstörung der Vergangenheit dieses Erdteils und dessen Neukonstruktion aus geschichtslosem Kalkül. Seiner intellektuellen Neigung getreu, bewegte Hitler sich in masslosen Verhältnissen, Jahrhunderte schrumpften vor seinem Ewigkeitsauge zusammen, die Welt wurde klein, und vom Mittelmeer blieb, wie er gelegentlich sagte, nur eine «Wasserlake».<sup>144</sup> Das naive Zeitalter ging danach zu Ende, und herauf kam das Millennium einer neuen, von Wissenschaft und künstlerischer Prophetie beglaubigten Erkenntnis. Ihr zentraler Gedanke war die Errettung der Welt von jahrhundertalter Krankheit im eschatologischen Ringen zwischen reinem und minderwertigem Blut.

Seine Sendung war, dem guten Blut die imperiale Basis zu schaffen: ein von Deutschland beherrschtes Grossreich, das den überwiegenden Teil Europas sowie weite Gebiete Asiens umfassen und in hundert Jahren «der geschlossenste und kolossalste Machtblock» sein sollte, den es je gegeben habe.<sup>145</sup> Anders als Himmler und die SS war er frei von allen ostorientierten Romantizismen, «lieber gehe ich zu Fuss nach Flandern», meinte er und beklagte das Schicksal, das ihn zur Raumeroberung in östlicher Richtung

zwang. Russland sei «ein furchtbares Land ..., das Ende der Welt»; den Gedanken daran verband er mit Bildern der Danteschen Hölle. «Nur die Vernunft gebietet uns, nach dem Osten zu gehen.»<sup>146</sup>

Erobert und gebildet wurde dieser Machtblock, der die Bastion eines aggressiven messianischen Erlösungsgedankens war, von einem rassisch weitgehend vereinheitlichten Herrenvolk, das Himmler emphatisch als «schöpferisch arische Menschheit atlantisch-arisch-nordischer Art» feierte.<sup>147</sup> Sie erhob sich aus einem Panorama von Lebenskampf, Blutkult und rassischem Dunst, ihr Erscheinen war die Hoffnung der tödlich infizierten Welt und ihre Herrschaft der Anbruch des «wahrhaft goldenen Zeitalters». Die strenge soziale Hierarchie, die sie verwirklichte, sah drei Schichten vor: den durch Kampf erlesenen nationalsozialistischen «Hochadel», die breite Elite der Parteimitglieder, die gleichsam den «Neuen Mittelstand» bilden sollte, und dahinter «die grosse Masse der Anonymen ..., das Kollektiv der Dienenden, der ewig Unmündigen», wie [Hitler](#) erläuterte – sie alle aber zur Herrschaft berufen über die «Schicht der unterworfenen Fremdstämmigen ..., nennen wir sie ruhig die moderne Sklavenschicht».<sup>148</sup> Und wie gering auch immer die intellektuelle Suggestion dieses Entwurfs sein mochte, übte er doch, zumindest auf die weltanschaulichen Vorhuten des Nationalsozialismus, die Faszination einer idealen Ordnung aus. Wie der Kommunismus die Utopie einer konsequent egalitären Gesellschaft proklamierte, war dies die Utopie einer konsequent hierarchischen Gesellschaft; nur war die historische Herrschaftsbestimmung einer Klasse ersetzt durch die «natürliche» Herrschaftsbestimmung einer Rasse.

Dem Katalog umfangreicher Massnahmen zur Wiederherstellung der versehrten Naturordnung, wie er schon in den Vorkriegsjahren im Heiratsbefehl an die SS oder im Zuchtpunktsystem des Rasse- und Siedlungshauptamts der SS in Angriff genommen worden war, folgte jetzt, in den eroberten Gebieten des Ostens, ein neuer, weit umfassenderer und radikaler unternommener Ansatz. Wiederum gingen [Hitler](#) und die Exekutoren der neuen Ordnung von einer Kombination positiver und negativer Massnahmen aus und verbanden die Bestrebungen zur Auslese des guten Blutes mit der Ausrottung des minderrassigen. «Sie werden fallen wie die

Mücken», verkündete eine verbreitete Agitationsschrift der SS, und aus den Monologen [Hitlers](#) entwickelte sich das Bild eines, wie er sagte, biologischen «Ausmistungsprozesses» von allem fremdvölkischen «Gesocks» mit anschliessender Germanisierung.<sup>149</sup>

Wie stets entfaltete er die grössere Kraft im Destruktiven. Am 7. Oktober 1939 hatte er den Reichsführer-SS, Heinrich Himmler, durch Geheimerlass zum «Reichskommissar zur Festigung des deutschen Volkstums» (RFK) ernannt und ihm aufgetragen, den Osten zusammen mit der rassistischen «Flurbereinigung» für ein umfassendes Neusiedlungsprogramm vorzubereiten. Gleichwohl entwickelte sich auch in diesem Bereich alsbald jener Wirrwarr der Kompetenzen und der Absichten, den das Regime erzeugte, wo immer es tätig wurde. Mehr als Experimentierfelder des Züchtungsgedankens, voller dilettantischer Anläufe, sind die eroberten Ostgebiete nie geworden, und mehr als einige konfuse Umrisslinien der neuen Ordnung kam nie zustande.

In der Vernichtung dagegen entfaltete das Regime eine beispiellose Dynamik. Schon das bedeutsame Vokabular, mit dem das Geschehen umgeben wurde, offenbarte, wie sehr es sein Wesen und seine Bestimmung mit diesen Aktivitäten identifizierte; denn dies war die «weltgeschichtliche Aufgabe», das «Ruhmesblatt unserer Geschichte», die «höchste Bewährungsprobe», an der die Gefolgschaft zu den Maximen eines neuen Heroismus und zur Härte gegen sich selbst erzogen wurde: «Es ist bedeutend leichter in vielen Fällen», erklärte Himmler, «mit einer Kompanie ins Gefecht zu gehen, wie mit einer Kompanie in irgendeinem Gebiet eine widergesetzliche Bevölkerung kulturell tiefstehender Art niederzuhalten, Exekutionen zu machen, Leute herauszutransportieren, heulende und weinende Frauen wegzubringen ..., dieses stille Tun-müssen, die stille Tätigkeit, dieses Postenstehen vor der Weltanschauung, dieses Konsequent-sein-müssen, Kompromisslos-sein-müssen, das ist an manchen Stellen viel, viel schwerer.»<sup>150</sup> Es gehe, so definierte er seinen Auftrag, vor allem um «eine ganz klare Lösung» der Judenfrage, um den Entschluss, «dieses Volk von der Erde verschwinden zu lassen». Da aber die Mehrheit der deutschen Bevölkerung noch kein rassistisch aufgeklärtes Bewusstsein besitze, habe die SS «das für unser Volk getragen, haben (wir) die Verantwor-

tung auf uns genommen ... und nehmen dann das Geheimnis mit in unser Grab.»<sup>151</sup>

Ungeklärt ist bis heute, wann **Hitler** den Entschluss zur Endlösung der Judenfrage gefasst hat, denn es existiert kein Dokument darüber. Offenkundig aber hat er früher als selbst seine engsten Gefolgsleute Begriffe wie «Beseitigung» oder «Ausrottung» nicht nur metaphorisch, sondern als Akt physischer Vernichtung verstanden, weil Gedanken keine Schrecken für ihn besaßen: «Auch hier», schrieb Goebbels nicht ohne bewundernden Unterton, «ist der Führer der unentwegte Vorkämpfer und Wortführer einer radikalen Lösung». Schon zu Beginn der dreissiger Jahre hatte **Hitler** im vertrauten Kreis gefordert, eine «Technik der Entvölkerung» zu entwickeln, und ausdrücklich hinzugefügt, er meine damit die Beseitigung ganzer Völker: «Die Natur ist grausam, darum dürfen wir es auch sein. Wenn ich die Blüte der Deutschen in die Stahlgewitter des kommenden Krieges schicke, ohne auch nur um das kostbare deutsche Blut, das vergossen wird, das leiseste Bedauern zu verspüren, sollte ich dann nicht das Recht haben, Millionen einer minderwertigen, sich wie das Ungeziefer vermehrenden Rasse zu beseitigen.»<sup>152</sup> Selbst das im Dezember 1941, in einem alten abgelegenen Waldschloss bei Kulmhof erstmals angewendete Verfahren, die Opfer durch Giftgas zu töten, lässt sich auf **Hitlers** eigene Weltkriegserfahrung zurückführen; eine Passage in «Mein Kampf» jedenfalls beklagt, dass man damals nicht «zwölf- oder fünfzehntausend dieser hebräischen Volksverderber so unter Giftgas gehalten» habe wie Hunderttausende deutscher Soldaten an der Front.<sup>153</sup> jedem Falle jedoch hatte der Entschluss zur Endlösung, wann immer er getroffen wurde, nichts mit der verschärften Kriegslage zu tun. Es hiesse den Intentionenkern **Hitlers** auf grobe Weise missverstehen, wenn man die Massaker im Osten als Ausdruck wachsender Erbitterung über den Kriegsverlauf, als Racheakt an dem alten Symbolfeind, interpretierte; vielmehr lagen sie ganz in der Konsequenz des **Hitlerschen** Denkens und waren, von dessen Prämissen her, geradezu unausweichlich. Der im Rasse- und Siedlungshauptamt der SS sowie im Auswärtigen Amt zeitweilig erörterte Plan, die Insel Madagaskar als eine Art Grossgetto für rund fünfzehn Millionen Juden einzurichten, verleugnete da-

gegen [Hitlers](#) Absichten im entscheidenden Punkt. Denn wenn das Judentum wirklich, wie er immer wieder erklärt und geschrieben hatte, der eigentliche Infektionsträger der grossen Weltkrankheit war, dann konnte es für ein apokalyptisches Denken nicht darum gehen, ihm eine Heimstatt zu schaffen, sondern nur, es in der biologischen Substanz zu vernichten.

Bereits Ende 1939 begannen die ersten Deportationen in die Gettos des Generalgouvernements; doch der konkrete Entschluss [Hitlers](#) zur Massenausrottung fiel offenbar in die Zeit der aktiven Vorbereitung des Russlandfeldzugs. Die Rede vom 30. März 1941, die einen grösseren Kreis hoher Offiziere über Himmlers «Sonderaufgaben» im rückwärtigen Gebiet ins Bild gesetzt hatte, stellt den ersten greifbaren Hinweis auf ein umfassendes Tötungsvorhaben dar. Zwei Tage später vertraute Alfred Rosenberg nach einer zweistündigen Unterredung mit [Hitler](#), nicht ohne einen Nachhall des Entsetzens, seinem Tagebuch an; «Was ich heute nicht niederschreiben will, aber nie vergessen werde.» Am 31. Juli 1941 schliesslich erteilte Göring dem SD-Chef Reinhard Heydrich die Weisung zur «angestrebten Endlösung der Judenfrage».<sup>154</sup>

Verheimlichungsbemühungen kennzeichneten das Geschehen von Beginn an. Die endlosen Züge, die seit Anfang 1942 in allen Teilen Europas die systematisch erfasste und zusammengetriebene jüdische Bevölkerung abtransportierten, fuhren mit unbekanntem Ziel los, bewusst ausgestreute Gerüchte sprachen von neuerrichteten, schönen Städten im eroberten Osten. Den Mordkommandos gegenüber wurden ständig wechselnde Rechtfertigungsgründe vorgebracht und die Juden wahlweise vor allem als Träger von Widerstand oder Seuchen hingestellt: Selbst die Weltanschauungsgarden des Nationalsozialismus schienen den Konsequenzen der eigenen Ideologie nicht gewachsen. [Hitlers](#) eigenes auffälliges Schweigen unterstreicht diese Vermutung. Denn aus allen jenen Jahren: aus den Tischgesprächen, aus Reden, Dokumenten oder Erinnerungen Beteiligten ist nicht ein einziger konkreter Hinweis auf die Vernichtungspraxis überliefert<sup>155</sup>; niemand vermag zu sagen, wie [Hitler](#) auf die Berichte der Einsatzgruppen reagiert, ob er Filme, Fotografien verlangt oder gesehen und durch Anregungen, Lob oder Tadel in das Geschehen eingegriffen hat. Wer bedenkt,

dass er schlechthin alles, was ihn beschäftigte, in wuchernde Rede zu verwandeln pflegte und auch aus seinem Radikalismus, seiner Vulgarität, seiner Bereitschaft zur äussersten Konsequenz nie ein Hehl gemacht hat, wird dieses Schweigen über das Generalanliegen seines Lebens, die Rettung der Welt, nur noch befremdlicher finden. Man kann mancherlei Vermutungen über die Motive anstellen, die ihn dabei leiteten: seine generelle Geheimhaltungsmanie, einen Rest bürgerlicher Moral, die Absicht, das Geschehen abstrakt zu halten und den Affekt nicht durch Anschauung zu schwächen – irritierend bleibt das Bild eines Retters doch, der seine erlösende Tat in der Mördergrube seines Herzens verbirgt. Aus der hohen Führungsspitze des Regimes hat lediglich Heinrich Himmler Ende August 1942 einmal einer Massenexekution beigewohnt, doch wurde er dabei nahezu ohnmächtig und erlitt anschliessend einen hysterischen Anfall.<sup>156</sup> Die SS-Bürokratie erfand schliesslich eine eigene Ersatzsprache, in der von «Auswanderung», «Sonderbehandlung», «Säuberung», «Wohnsitzverlegung» oder «natürlicher Verminderung» die Rede war. In die Realität zurückübertragen, lautete das beispielsweise:

«Moennikes und ich gingen direkt zu den Gruben. Wir wurden nicht behindert. Jetzt hörte ich kurz nacheinander Gewehrschüsse hinter einem Erdhügel. Die von den Lastwagen abgestiegenen Menschen, Männer, Frauen und Kinder jeden Alters, mussten sich auf Aufforderung eines SS-Mannes, der in der Hand eine Reit- oder Hundepeitsche hielt, ausziehen und ihre Kleidung, nach Schuhen, Ober- und Unterkleidern getrennt, an bestimmten Stellen ablegen. Ich sah einen Schuhhaufen von schätzungsweise achthundert bis tausend Paar Schuhen, grosse Stapel mit Wäsche und Kleidern. Ohne Geschrei oder Weinen zogen sich diese Menschen aus, standen in Familiengruppen beisammen, küssten und verabschiedeten sich und warteten auf den Wink eines anderen SS-Mannes, der an der Grube stand und ebenfalls eine Peitsche in der Hand hielt. Ich habe während einer Viertelstunde, als ich bei den Gruben stand, keine Klagen oder Bitten um Schonung gehört. Ich beobachtete eine Familie von etwa acht Personen ... Eine alte Frau mit schneeweissem Haar hielt das einjährige Kind auf dem Arm und sang ihm etwas vor und kitzelte es. Das Kind quietschte vor Vergnügen. Das Ehepaar schaute mit Tränen in den Augen zu. Der Vater hielt an der Hand einen Jungen von etwa zehn Jahren, sprach leise auf ihn ein. Der Junge kämpfte mit den Tränen. Der Vater zeigte mit dem Finger zum Himmel, streichelte ihm über den Kopf und schien ihm etwas zu erklären. Da rief schon der SS-Mann an der Grube seinem Kameraden etwas zu. Dieser teilte ungefähr zwanzig

Personen ab und wies sie an, hinter den Erdhügel zu gehen. Die Familie, von der ich hier sprach, war dabei. Ich entsinne mich noch genau, wie ein Mädchen, schwarzhaarig und schlank, als sie nahe an mir vorbei ging, mit der Hand an sich herunter zeigte und sagte: 'Dreiundzwanzig Jahre!' Ich ging um den Erdhügel herum und stand vor dem riesigen Grab. Dicht aneinandergedrängt lagen die Menschen so aufeinander, dass nur die Köpfe zu sehen waren. Von fast allen Köpfen rann Blut über die Schultern. Ein Teil der Erschossenen bewegte sich noch. Einige hoben ihre Arme und drehten den Kopf, um zu zeigen, dass sie noch lebten ... Ich schaute mich nach dem Schützen um. Dieser, ein SS-Mann, sass am Rand der Schmalseite der Grube auf dem Erdboden, liess seine Beine in die Grube herabhängen, hatte auf seinen Knien eine Maschinenpistole liegen und rauchte eine Zigarette. Die vollständig nackten Menschen gingen an einer Treppe, die in die Lehmwand der Grube gegraben war, hinab, rutschten über die Köpfe der Liegenden hinweg bis zu der Stelle, die der SS-Mann anwies. Sie legten sich vor die toten oder angeschossenen Menschen, einige streichelten die noch Lebenden und sprachen leise auf sie ein. Dann hörte ich eine Reihe Schüsse. Ich schaute in die Grube und sah, wie die Körper zuckten oder die Köpfe schon still auf den vor ihnen liegenden Körpern lagen. Von den Nacken rann Blut.»<sup>157</sup>

Dies war die Wirklichkeit. Durch eine Kette hochorganisierter Mordwerkstätten wurde die Vernichtungsarbeit allmählich jedoch weitgehend den Augen der Bevölkerung entzogen, rationalisiert und auf Giftgas umgestellt. Am 17. März 1942 hatte das Lager Belzec mit einer täglichen «Tötungskapazität» von 15'000 Menschen die Tätigkeit aufgenommen, im April folgte Sobibor, nahe der Grenze zur Ukraine, mit 20'000, dann Treblinka und Majdanek mit rund 25'000 sowie vor allem Auschwitz, das zur «grössten Menschen-Vernichtungs-Anlage aller Zeiten» wurde, wie dessen Kommandant, Rudolf Höss, noch im Verfahren, nicht ohne einen Ton verirrt Stolzes, rühmte; der gesamte Tötungsprozess, von der Selektion der Eintreffenden und ihrer Vergasung über die Leichenbeseitigung bis hin zur Hinterlassenschaftsverwertung war hier zu einem reibungslosen System ineinandergreifender Abläufe ausgebaut. Hastig, mit wachsender Beschleunigung, wurde die Vernichtung betrieben, «damit man nicht eines Tages mitten drin steckenbliebe», wie der Lubliner SS- und Polizeiführer Odilo Globocnik erklärte.<sup>158</sup> Zahlreiche Augenzeugen haben die Ergebnisbeschreibungen, mit der die Menschen in den Tod gingen: in Kulmhof mehr als 152'000 Juden, in Belzec 600'000, in Sobibor 250'000, in

Treblinka 700'000, in Majdanek 200'000 und in Auschwitz über 1'000'000. Daneben dauerten die Erschiessungen an. Nach der Schätzung des Reichssicherheitshauptamtes sollte sich die Vernichtung auf annähernd elf Millionen Juden erstrecken;<sup>159</sup> ermordet wurden über fünf.

**Hitler** und seine Lebensraumkommissare betrachteten den Osten Europas gleichsam als leere, vergangenheitslose Gebiete. Gedacht war daran, die slawischen Bewohner teilweise auszusiedeln, teilweise auszurotten, vor allem aber als Helotenvolk der germanischen Herrenschicht dienstbar zu machen. Hundert Millionen Menschen sollten in die östlichen Ebenen verpflanzt werden, eine Million nach der anderen müsse man dorthin schaffen, erklärte **Hitler**, bis «unsere Siedler den Einheimischen zahlenmässig weit überlegen sind». Die europäische Auswanderung dürfe nicht mehr nach Amerika, sondern nur nach dem Osten gehen, und «spätestens in zehn Jahren wünsche er Meldung darüber zu erhalten, dass in den ... Ostgebieten mindestens zwanzig Millionen deutsche Menschen lebten».<sup>160</sup>

Der «riesige Kuchen» sollte in vier «Reichskommissariate» aufgeteilt werden (Ostland, Ukraine, Kaukasien, Moskowien). Alfred Rosenberg, der einstige führende Ideologe der Partei, der in den zurückliegenden Jahren immer wieder überspielt und verwendungslos herumgestossen worden war, ehe er nun als «Reichsminister für die besetzten Ostgebiete» eine bezeichnende Rückberufung erfuhr, trat vergeblich für eine Zerteilung der Sowjetunion in politisch autonome Völkerstaaten ein, weil **Hitler** darin bereits gefährliche Ansätze einer neuen, ethnisch oder historisch legitimierten Staatlichkeit erkannte: alles komme aber darauf an, meinte er, «jede staatliche Organisation zu vermeiden und die Angehörigen dieser Völkerschaften dadurch auf einem möglichst niedrigen Kulturniveau zu halten»; er sei sogar bereit, äusserte er, diesen Völkern eine gewisse individuelle Freiheit zu gewähren; weil alle Freiheit rückschrittlich wirke, da sie die höchste Form menschlicher Organisation, den Staat, negiere.<sup>161</sup> Mit unvermindertem Eifer malte er sich immer wieder die Einzelheiten seines imperialen Tagtraums aus: wie germanische Herren und slawische Knechtsvölker den



östlichen Riesenraum gemeinsam mit geschäftiger Aktivität erfüllten, nicht ohne freilich den rassistisch begründeten Klassenabstand auf alle erdenkliche Weise anschaulich werden zu lassen. Vor seinem Auge entstanden deutsche Städte mit schimmernden Gouverneurspalästen, hochragenden Kultur- und Behördenbauten, während die Ansiedlungen der einheimischen Bevölkerung bewusst unansehnlich gehalten und keineswegs «irgendwie hergerichtet oder gar verschönert werden» sollten; selbst der «Lehmverputz» oder die Strohdächer dürften einander nicht gleichen, meinte er. Er forderte einen niedrigen Bildungsstandard für die slawische Bevölkerung, allenfalls dürfe sie die Bedeutung der Verkehrszeichen, den Namen der Reichshauptstadt sowie einige Worte Deutsch lernen, jedoch zum Beispiel keine Kenntnisse im Rechnen besitzen; zu Recht, so fügte er gelegentlich hinzu, habe daher General Jodl ein Plakat beanstandet, das in ukrainischer Sprache das Betreten eines Bahnkörpers verbot; «ob ein Einheimischer mehr oder weniger überfahren werde, könne uns doch gleich sein».<sup>162</sup> In jenem witzelnden Machiavellismus, dem er sich in entspannten Augenblicken gern überliess, schloss er daran einmal die Bemerkung, man lehre die slawischen Völkerschaften am besten «nur eine Zeichensprache» und setze ihr durch den Rundfunk vor, «was ihr zuträglich ist: Musik unbegrenzt... (Denn lustige Musik fördert die Arbeitsfreude)». Alle Gesundheitsfürsorge, alle Hygiene betrachtete er als «hellen Wahnsinn» und empfahl, den Aberglauben zu verbreiten, «dass das Impfen und so weiter eine ganz gefährliche Sache sei». Als er in einer Denkschrift den Vorschlag entdeckte, in den besetzten Ostgebieten den Vertrieb und Gebrauch von Abtreibungsmitteln zu verbieten, erregte er sich, er werde den «Idioten ... persönlich zusammenschossen». Im Gegenteil scheine es ihm geboten, «einen schwungvollen Handel mit Verhütungsmitteln» zu fördern; und wieder scherzend: «Aber man müsse ja wohl erst den Juden zu Hilfe holen, um derartige Dinge forciert in Gang zu bringen.»<sup>163</sup>

Ein System breiter Strassen und Verbindungslinien («der Beginn aller Zivilisation») sollte das Land beherrschbar machen und seine Naturschätze erschliessen helfen. Zu den Lieblingsideen [Hitlers](#) gehörte eine Eisenbahn zum Donezbecken mit einer Gleis-

breite von vier Metern, auf der zweigeschossige Züge mit zweihundert Stundenkilometern hin- und herfuhr. Die Kreuzungspunkte der Hauptverkehrslinien bildeten die Kristallisationszentren stützpunktartiger Städte, die grössere Einheiten mobiler Streitkräfte beherbergten und im Umkreis von dreissig bis vierzig Kilometern durch einen «Ring von schönen Dörfern» mit einer wehrhaften Landbevölkerung gesichert waren. In einer Denkschrift vom 26. November 1940 hatte Himmler bereits Richtlinien für den ländlichen Aufbau der eroberten polnischen Gebiete erlassen und dabei die soziale Hierarchie unter den deutschen Siedlern vom Landarbeiter bis zum Repräsentanten eines «bodenständigen Führertums» ebenso pedantisch festgelegt wie die Anlage der Dörfer und Höfe («Wandstärken ... unter 38 cm kommen nicht in Frage») sowie vor allem die «Grünausstattung», die der vererbten Liebe der deutschen Stämme zu Baum, Strauch und Blume zum Ausdruck verhelfen und der Landschaft im Ganzen das deutsche Gepräge verschaffen müsse: die Anpflanzung von Dorfeichen und Dorflinden sei daher ebenso unerlässlich wie die Heranführung der «Stromzuleitungen ... in möglichst unauffälliger Form an die Gebäude».<sup>164</sup> Die gleiche romantische Idylle war für die Wehrbauerngebiete Russlands geplant: kleine kampfstärke Siedlungsverbände sollten inmitten einer feindseligen Umgebung die Ursituation des permanenten Lebenskampfes vorfinden und sich in ihr behaupten.

Indes wurde bald offenbar, dass die Grösse des Raumes alle Möglichkeiten der Besiedlung überstieg. Als neue Bewohner waren vor allem sogenannte Volksdeutsche aus den südosteuropäischen Ländern und aus Übersee vorgesehen sowie dekorierte Kriegsteilnehmer und SS-Angehörige: der Osten gehöre der Schutzstaffel, erklärte der Chef des Rasse- und Siedlungshauptamts der SS (RUSHA), Otto Hofmann; die Berechnungen der Planer ergaben jedoch nicht mehr als rund fünf Millionen Neusiedler; wenn man überaus günstige Umstände voraussetzte, formulierte eine Denkschrift vom 27. April 1942, «kann man mit einer Zahl von acht Millionen Deutschen in diesen Räumen in etwa dreissig Jahren rechnen».<sup>165</sup> Erstmals schien sich eine gewisse Raumangst breitzumachen.

Ein Katalog verschiedener Massnahmen sollte das unvermutete

Dilemma überwinden. So war daran gedacht, «im deutschen Volk den Siedlungstrieb nach dem Osten wieder zu erwecken» und den rassistisch wertvollen Nachbarvölkern die Teilnahme an der Kolonisierung des Ostens zu erlauben. Eine Denkschrift Rosenbergs erweckte nicht nur die Ansiedlung von Dänen, Norwegern und Holländern, sondern, «nach siegreicher Beendigung des Krieges, auch von Engländern». Sie alle würden «Glieder des Reiches», versicherte **Hitler** und meinte, dieser Vorgang werde eine ähnliche Bedeutung haben wie hundert Jahre zuvor der Zusammenschluss einiger deutscher Staaten im Zollverein.<sup>166</sup> Gleichzeitig sollten, den Vorstellungen einer Denkschrift aus dem Ostministerium Rosenbergs zufolge, von den fünfundvierzig Millionen Bewohnern des russischen Westens einunddreissig Millionen expatriiert oder umgebracht werden, ferner war daran gedacht, rivalisierende Sekten einzuführen, und sollte dies noch immer nicht ausreichend sein, brauche man, wie **Hitler** meinte, von den beherrschenden Stützpunktstädten aus «dann nur ein paar Bomben zu werfen auf deren Städte, und die Sache ist erledigt»<sup>167</sup>

Die grössten Hoffnungen indes richteten sich auf die Massnahmen zur Rückeroberung des guten Blutes. **Hitler** selber hat seine Aktivität in der sogenannten Kampfzeit verschiedentlich mit der Wirkung eines Magneten verglichen, der «alles metallische, eisenhaltige Element» aus dem deutschen Volk herausgezogen habe. «So müssen wir jetzt auch beim Ausbau des neuen Reiches verfahren», erklärte er Anfang Februar 1942 im Führerhauptquartier: «Wo immer germanisches Blut in der Welt sich befindet, nehmen wir das, was gut ist, an uns. Mit dem, was den anderen dann bleibt, werden sie gegen das germanische Reich nicht antreten.»<sup>168</sup> Schon in Polen hatten sogenannte Rassekommissionen zahlreiche ausgewählte Personen auf ihr «Deutschtum» hin geprüft und gegebenenfalls zur «Umvolkung» nach Deutschland verbracht, wobei sie ohne lange Umstände auch und gerade auf Minderjährige zurückgriffen. Alljährlich werde man künftig einmal «blutmässige Fischzüge» durch Frankreich veranstalten, versicherte Himmler an der Abendtafel in Rastenburg und schlug vor, die erfassten Kinder in deutsche Internate zu schaffen, um sie die Zufälligkeit ihrer französischen Nationalität zu lehren und ihnen ihr germanisches Blut

zum Bewusstsein zu bringen. «Denn wir gewinnen das gute Blut, das wir verwerten können, und ordnen es bei uns ein, oder, meine Herren, – Sie mögen es grausam nennen, aber die Natur ist grausam – wir vernichten dieses Blut.»<sup>169</sup>

Auch hinter diesen Überlegungen zur «Verbreiterung der Blutbasis» meldete sich die alte Angst vor dem Aussterben des Ariers, vor jener zweiten «Vertreibung aus dem Paradies», die Hitler in «Mein Kampf» beschworen hatte.<sup>170</sup> Doch wenn es gelinge, schwärmte er, das Reich «rassisch hoch und rein» zu erhalten, werde es eine kristallene Härte gewinnen und unangreifbar sein. Dann würden wieder die grössere Kraft, die Kühnheit und barbarische Gewalt zu ihrem Recht kommen und im Untergang all der falschen Religionen von Vernunft und Humanität die gestörte Naturordnung triumphieren. Als das «gefrässigste Raubtier der Weltgeschichte»<sup>171</sup> habe der Nationalsozialismus sie und ihre Verheissungen auf seiner Seite. Und in jenem eigentümlich gebrochenen Realitätsbewusstsein, dem die eigenen Visionen immer schon zum Greifen nahe dünkten, sah er in den östlichen «Pflanzgärten des germanischen Blutes» innerhalb weniger Jahre den ersehnten neuen Typus des Menschen heranwachsen, «richtige Herrennaturen», wie er sich begeisterte, «Vizekönige».<sup>172</sup>

Gleichzeitig förderte er die vor allem von Himmler und Bormann angestellten Bestrebungen zu einer neuen Ehegesetzgebung. Die Überlegungen gingen davon aus, dass die Bevölkerungsnot sich nach dem Krieg eher noch verstärken werde, da drei bis vier Millionen Frauen unverheiratet bleiben müssten und diese Einbusse, wie Hitler bemerkte, in Divisionen umgerechnet, «für unser Volk gar nicht zu ertragen sei». Um diesen Frauen die Möglichkeit zu verschaffen, Kinder zu haben, und den «anständigen, charaktervollen, physisch und psychisch gesunden Männern» gleichzeitig die Gelegenheit verstärkter Fortpflanzung einzuräumen, sollte ein besonderes Antrags- und Ausleseverfahren die Möglichkeit gewähren, «nicht nur mit einer Frau, sondern mit einer weiteren ein festes Eheverhältnis eingehen (zu) können». Himmler ergänzte diese von Bormann in einer Denkschrift niedergelegten Vorstellungen noch und regte beispielsweise an, die privilegierte Stellung der ersten Frau durch die Bezeichnung «Domina» zu sichern und

das Recht, eine zweite Ehe einzugehen, vorerst «als hohe Auszeichnung den Helden des Krieges, den Trägern des Deutschen Kreuzes in Gold sowie den Ritterkreuzträgern» zu verleihen. Später könne es dann «auf die Träger des Eisernen Kreuzes 1. Klasse sowie auf diejenigen, die die silberne und goldene Nahkampfschultertrage trügen, ausgedehnt werden»; denn, so pflegte Hitler zu sagen, «dem grössten Kämpfer gebührt die schönste Frau ... Wenn der deutsche Mann als Soldat bereit sein solle, bedingungslos zu sterben, dann müsse er auch die Freiheit haben, bedingungslos zu lieben. Kampf und Liebe gehörten nun einmal zusammen. Der Spiesser solle froh sein, wenn er das bekomme, was übrig bleibe.»<sup>173</sup> Vor allem innerhalb der SS-Führungsspitze wurden diese Überlegungen noch weitergeführt und beispielsweise Möglichkeiten zur rationellen Ausnutzung der Geschlechtskraft erdacht; eine über den Zeitraum von fünf Jahren kinderlos gebliebene Ehe sollte von Staats wegen geschieden werden, und darüber hinaus sollten «alle ledigen und verheirateten Frauen, soweit diese noch nicht vier Kinder haben, im Alter bis zu fünfunddreissig Jahren verpflichtet werden, mit rassistisch einwandfreien deutschen Männern vier Kinder zu zeugen. Ob diese Männer verheiratet sind, spielt dabei keine Rolle. Jede Familie, die bereits vier Kinder hat, muss den Mann für diese Aktion freigeben.»<sup>174</sup>

Die Ostsiedlung war aber auch dazu gedacht, nationale und ethnische Streitfragen Europas zu lösen. Die Krim beispielsweise, die das bevorzugte Objekt der Besiedlungspläne war, sollte, wie Hitler gelegentlich erklärte, «vollständig gesäubert» und unter der alten griechischen Bezeichnung «Taurien» oder auch «Gotenland» unmittelbares Reichsgebiet werden, Simferopol sollte Gotenburg und Sewastopol künftig Theoderichhafen heissen.<sup>175</sup> Einer der Pläne sah vor, die freundliche Halbinsel, die im Laufe der Jahrhunderte Skythen und Hunnen, Goten und Tataren angezogen hatte, zu einem «grossen deutschen Kurort» auszubauen, andere Überlegungen zielten auf ein «deutsches Gibraltar» zur Beherrschung des Schwarzen Meeres. Als Ansiedler waren die im rumänischen Transnistrien wohnhaften 140'000 Volksdeutschen in Aussicht genommen, eine Zeitlang geisterten auch 2'000 Palästinadeutsche durch Denkschriften und Aktenvermerke, vor allem aber war es

die Bevölkerung Südtirols, die die Neuordnungsphantasien für dieses Gebiet beherrschte. Er halte den Vorschlag des zum Generalkommissar für die Krim ernannten Gauleiters Frauenfeld, die Südtiroler geschlossen auf die Halbinsel zu verbringen, «für ausserordentlich gut», meinte [Hitler](#); «er glaube auch, dass die Krim in klimatischer und landschaftlicher Hinsicht für das Südtiroler Volkstum durchaus geeignet sei. Ausserdem sei sie – mit dem jetzigen Siedlungsgebiet der Südtiroler verglichen – ein Land, in dem Milch und Honig fliesse. Die Verbringung der Südtiroler nach der Krim biete weder physisch noch psychisch besondere Schwierigkeiten. Sie brauchten ja nur einen deutschen Strom, die Donau, hinunterzufahren, dann seien sie schon da.»<sup>176</sup> Frauenfeld verfolgte auch die Absicht, im Jaila-Gebirge eine neue Metropole für die Halbinsel zu errichten.

Obwohl Anfang Juli 1942 bereits eine Führerweisung erging, die russische Bevölkerung der Krim zu evakuieren, gerieten alle Neusiedlungspläne in den Wirrwarr der Kompetenzen und des Kriegsgeschehens. Lediglich in dem zwischen Peipussee und Onegasee gelegenen Ingrien (Ingermanland), das als erstes Gebiet zur Neusiedlung vorgesehen war, weil es nach Auffassung der Lebensraumspezialisten ein vergleichsweise starkes germanisches Bevölkerungselement bewahrt hatte, kam es zu einer umfangreichen Umsiedlungsaktion. Anfang 1942 wurde der finnischen Regierung mitgeteilt, sie könne «ihre» Ingern zurückhaben, und tatsächlich wurden bis zum Frühjahr 1944, als das Gebiet wieder verloren ging, rund 65'000 Menschen ausgesiedelt. Der Vorgang enthüllte am Einzelfall den Grundcharakter der Neuordnungsvisionen im ganzen; denn er löste ein nichtbestehendes Minderheitenproblem und schuf in Finnland ein neues.<sup>177</sup>

[Hitlers](#) Expansionswille richtete sich jedoch nicht nur nach Osten. Zwar hatte er wiederholt, bis in den Krieg hinein, beteuert, er habe keine Eroberungsziele im Westen; doch geriet dieser Vorsatz alsbald in Widerstreit mit seinem Unvermögen, einmal Erworbenes wieder herzugeben. Niemand könne ihm verdenken, meinte er, wenn er «sich auf den Standpunkt stelle: Wer hat, hat! Denn wer das, was er habe, wieder weggebe, verständige sich, da er wieder

fortgebe, was er sich als der Stärkere von dieser Erde mühsam erobert habe. Die Erde sei eben wie ein Wanderpokal und habe deshalb das Bestreben, immer in die Hand des Stärkeren zu kommen. Seit Jahrzehntausenden werde auf dieser Erde hin- und hergezogen.»<sup>178</sup>

Seine Intentionen überboten bald alle Kriegszielforderungen völkischer oder alldeutscher Herkunft zur Vision des «Grossgermanischen Reiches deutscher Nation». Es umfasste nahezu den gesamten europäischen Kontinent in einem einheitlich organisierten, totalitären und wirtschaftlich autarken Imperium, dessen einzelne Glieder in verschiedenen Formen der Abhängigkeit gehalten und den eigenen Weltmachtambitionen dienstbar gemacht wurden: «Das alte Europa sei überlebt», meinte **Hitler** in einem Gespräch mit dem slowakischen Staatspräsidenten Tiso und sah Deutschland in der Lage Roms unmittelbar vor der Überwältigung der launischen Staaten, gelegentlich sprach er auch vom europäischen «Kleinstaatengerümpel», das er zu beseitigen gedanke.<sup>179</sup> Neben Amerika, dem britischen Empire sowie dem von Japan gebildeten Grossostasien sollte Europa unter der Führung des Reiches das vierte jener Wirtschaftsimperien werden, in die er die Welt der Zukunft aufgeteilt sah. Jahrhundertlang hatte, seiner Auffassung zufolge, der alte Erdteil seine Übervölkerungsprobleme mit Hilfe überseeischer Besitzungen lösen oder wenigstens verdecken können, doch mit dem bevorstehenden Ende des kolonialen Zeitalters konnte nur der dünnbesiedelte Osten noch einen Ausweg bieten: «Wenn die Ukraine mit europäischen Methoden verwaltet wird», so äusserte er, «würde das Dreifache aus ihr herauszuholen sein. Wir könnten Europa unbegrenzt mit dem, was dort produziert werden kann, versorgen. Der Osten habe alles in unbegrenzten Massen: Eisen, Kohle, Öl und eine Erde, auf der man alles pflanzen kann, was Europa benötige: Getreide, Ölsamen, Gummi, Baumwolle u. dergl. mehr.»<sup>180</sup>

Schon im sogenannten «Zweiten Buch» von 1928 hatte **Hitler** entwickelt, dass dieses Europa nicht als föderativer Zusammenschluss, sondern nur in einem Unterwerfungsakt durch die rassistisch stärkste Nation Zustandekommen werde, und diese Überlegung von einst prägte seinen Herrschaftsstil gegenüber den eroberten

wie verbündeten Völkern immer offenkundiger. Gelegentliche Angebote zur Zusammenarbeit im Rahmen eines föderativ-faschistischen Europa, wie sie beispielsweise im April 1941 von französischer Seite vorgebracht wurden, empfand er lediglich als Anmassung, die er nicht einmal einer Antwort würdigte. Zwar liebte er es mitunter, die Idee der Nation im Namen des «höheren Begriffs der Rasse» zurückzuweisen: «Er (der Rassebegriff) löst das Alte auf und gibt die Möglichkeit neuer Verbindungen», erklärte er. «Mit dem Begriff der Nation hat Frankreich seine grosse Revolution über seine Grenzen geführt. Mit dem Begriff der Rasse wird der Nationalsozialismus seine Revolution bis zur Neuordnung der Welt durchführen.»<sup>181</sup> Tatsächlich aber blieb er der enge Nationalist des 19. Jahrhunderts, der seine frühen Fixierungen nie zu überholen vermochte, sondern unlösbar an die völkischen Selbstbehauptungsaffekte seiner Jugend gekettet war. Selbst nach den ersten grossen Rückschlägen an allen Fronten, als zumindest doch taktische Überlegungen geboten, der Atlantik-Charta des Gegners eine «Europa-Charta der Achsenmächte»<sup>182</sup> entgegenzusetzen, blieb er auf seinen schroffen Herrenvolk-Nationalismus eingeschworen und lehnte in der bezeichnenden Sorge vor einem Zeichen der Schwäche jedes Zugeständnis ab. Das künftige Europa war denn auch für ihn nichts anderes als ein durch umfangreiche Annexionen erweitertes Reich, das inmitten eines Kranzes fügsamer Zwergstaaten zusammen mit seiner historischen Mission die Sache des eigenen Vorteils betrieb. Unmittelbar nach dem Frankreichfeldzug war unter seiner persönlichen Beteiligung ein Entwurf zur Grenzregelung im Westen ausgearbeitet worden, dem zufolge sich das Reichsgebiet unter Einschluss Hollands, Belgiens und Luxemburgs bis zur flandrischen Küste erstreckte: «Nichts in der Welt könne uns veranlassen, die durch den Westfeldzug erworbene ... Kanal-Position wieder aufzugeben», äusserte er. Von dort verlief die neue Grenze «etwa von der Mündung der Somme, ostwärts am Nordrand des Pariser Beckens und der Champagne entlang bis zu den Argonnen, bog dort nach Süden ab und ging weiter über Burgund und westlich der Franche-Comté bis zum Genfer See».<sup>183</sup> Ausführliche Gutachten und Eindeutschungsmassnahmen sollten die Aneignungen historisch rechtfertigen, für Nancy war



künftig der Name Nanzig vorgesehen, Besançon sollte Bisanz heissen.

Auch aus Norwegen würde er, meinte [Hitler](#), «nie wieder herausgehen», er beabsichtigte, Drontheim zu einer deutschen Stadt mit 250'000 Einwohnern sowie zu einem grossen Kriegshafen auszubauen, und erteilte Anfang 1941 Albert Speer und der Marineleitung die entsprechenden Aufträge. Ähnliche Stützpunkte zur Sicherung der Seewege waren entlang der französischen Atlantikküste sowie im nordwestlichen Afrika geplant, während Rotterdam zur «grossen Hafenstadt des germanischen Raumes» werden sollte.<sup>184</sup> Auch war daran gedacht, die Wirtschaft in den besiegten Ländern nach dem Muster und der Interessenlage der deutschen Industrie zu organisieren, die Löhne und Lebenshaltungskosten, den Verhältnissen in Deutschland anzugleichen, Probleme der Arbeitsbeschaffung und der Produktion in kontinentalem Massstab zu regeln und die Märkte neu zu verteilen. Die inneren Grenzen Europas würden bald ihre Bedeutung verlieren, schrieb einer der Ideologen der neuen Ordnung, «ausgenommen die Alpengrenze, an der sich das germanische Reich des Nordens und das Römische Reich des Südens» begegnen.<sup>185</sup>

Überbaut war dieses hegemoniale Panorama von einer pompösen Kulisse, durch deren Riesenproportionen das Regime den Schauer vor der eigenen Grösse lehrte und empfand. In seinem Mittelpunkt erhob sich die Welthauptstadt Germania, die [Hitler](#) nur mit den Metropolen der antiken Imperien verglichen wissen wollte, «mit dem alten Ägypten, Babylon oder Rom ..., was ist London, was ist Paris dagegen?»<sup>186</sup> Und davon ausgehend, bis hin zum Nordkap und zum Schwarzen Meer, erstreckte sich ein dichtes System von Garnisonen, Parteiburgen, Kunsttempeln, Lagern und Wachttürmen, in deren Schatten ein Geschlecht von Herrennaturen dem arischen Blutkult und der Züchtung des neuen Gottmenschen nachging. In die Gebiete mit «minderwertigem Blut» wie beispielsweise den Bayerischen Wald oder Elsass-Lothringen gedachte [Hitler](#) SS-Formationen zu verlegen und «durch sie eine Auffrischung des Blutes der Bevölkerung besorgen zu lassen».<sup>187</sup> Alten, tiefeingewurzelten Neigungen folgend, verband er die Vision des Neuen Europa mit dem Mythos des Todes. Das Strassbur-

ger Münster sollte nach dem Ende des Krieges, wenn die grosse Abrechnung mit den Kirchen begann und der Papst in Tiara und vollem Ornat auf dem Petersplatz aufgehängt worden war, in ein Ehrenmal für den Unbekannten Soldaten umgewandelt werden, während an den Grenzen des Imperiums, von den vorgelagerten Felsenkaps am Atlantik bis in die Ebenen Russlands, ein Kranz von monumentalen Totenburgen errichtet werden sollte.<sup>188</sup>

Es war eine voraussetzungslose, allen Rechten und fremden Lebensansprüchen gegenüber gleichgültige Planungsmanie, die in diesen Projekten zum Ausbruch kam und Schicksale zudiktierte, «Bastardvölker» zertrampelte, Volksgruppen umsiedelte oder, wie es in der erwähnten Denkschrift des Ostministeriums hiess, kurzerhand «verschrottete»: Hitler selber empfand die Konstruktion der neuen Ordnung als «etwas wunderbar Schönes».<sup>189</sup> Denn die weiten Räume eroberten Bodens, die Riesenebenen im Osten, in die er seine Visionen projizierte, würden die Menschen aus industrieller Versklavung, aus dem rassistischen und moralischen Niedergang grossstädtischer Verhältnisse befreien und zu den Ursprüngen, dem verlorenen Leben der Vorfahren, zurückleiten. Solche Vorstellungen brachten wiederum den eigenartigen Grundwiderspruch des Nationalsozialismus zum Vorschein, die Verbindung von intellektueller Sachlichkeit und Irrationalität, von «Eiseskälte» und Magieverfallenheit, von Modernität und Mittelalter. Durch die Asphaltwelt des kommenden Imperiums marschierte eine weltanschauliche Vorhut, die zur Wiederbelebung der «kimbri-schen Strickkunst» oder zum Anbau der Kog-Sagys-Wurzel angehalten wurde und Empfehlungen erhielt, wie durch Abstinenz, Fussmärsche und gute Ernährung die Zeugung von Knaben sicherzustellen sei. Alle Herrschaftsrationalität war durchsetzt von einem unvermittelten Element trivialen Phantastentums, das sich mit «heiligem Ernst» in die Probleme von Haferbrei und Odelgruben, perennierendem Roggen, dem «Fettsteiss» bei den Frauen primitiver Völker oder der fliegenartigen Seuchenhexe Nasav vertiefte<sup>190</sup> und beispielsweise einen «Sonderbeauftragten der RFSS für die Hundebesorgung» oder den «Mücken- und Insektenabwehrunterführer» erfand. So sehr Hitler selber auch allen Schäferglauben zu verspotten pflegte, blieb er ihm doch stets auf eigen-

tümliche Weise verhaftet. Er neigte mancherlei kruden Theorien von Himmelsstürzen, Mondeinbrüchen und vom «grossen Völkerfrass» zu, las aus den herunterwachsenden Schnurrbärten die mongoloide Herkunft der Tschechen ab und plante, in dem Grossreich der Zukunft das Rauchen zu verbieten und die vegetarische Lebensweise einzuführen.<sup>191</sup>

Die gleichen Widersprüche prägten seinen grossen Traum: Zweihundert Millionen rassisch bewusste Menschen als Herren über den Erdteil gesetzt, durch das Monopol militärischer und technologischer Macht in ihrer Herrschaft gesichert, in grossen Verhältnissen planend, dabei enthaltsam, wehrfreudig und kinderreich, ein Volk, das den Kontinent geschäftig organisierte und die Nationen Europas in abgestuften Unterwerfungsverhältnissen hielt, so dass sie «jenseits von Gut und Böse ihr bescheidenes und selbstzufriedenes Dasein» fristen konnten, während er selber seiner historischen Mission folgte und um das Johannisfeuer tanzte, die Gesetze der Natur, die Kunst sowie den Gedanken der Grösse verehrte und in den KdF-Massenhotels auf den Kanalinseln, an den Fjorden Norwegens oder auf der Krim bei fröhlicher Gemeinschaftsfolklore und Operettenmusik Entspannung vom Auftrag der Geschichte suchte. Bedrückt sprach [Hitler](#) davon, wie weit es bis zu seinen Visionen sei, hundert oder zweihundert Jahre, und dass er «wie Moses das Gelobte Land nur aus der Ferne sehen» werde.<sup>192</sup>

Die Kette ständiger Rückschläge vom Sommer 1943 an entrückte ihm den Traum noch mehr. Nach dem Misserfolg der grossen Offensive bei Kursk gingen Mitte Juli überraschenderweise die Sowjets zum Angriff über und warfen mit offenbar unerschöpflichen Reserven die verzweifelt sich wehrenden deutschen Verbände zurück. Im Südabschnitt war das Kräfteverhältnis eins zu sieben, bei den Heeresgruppen Nord und Mitte etwa eins zu vier. Hinzu kam ein Heer von Partisanen, das die sowjetische Offensive nach genau abgestimmten Plänen unterstützte und beispielsweise allein im Laufe des August die Schienenwege im rückwärtigen deutschen Gebiet an zwölftausend Stellen zerstörte. Anfang August eroberte die Rote Armee Orel, rund drei Wochen später Charkow, am

25. September Smolensk und dann das Donezbecken; Anfang Oktober stand sie vor Kiew.

Nicht weniger fatal entwickelte sich unterdessen die Lage im Mittelmeerraum. Allen Ermutigungen und Zugeständnissen von deutscher Seite zum Trotz waren mit dem beginnenden Frühjahr die Anzeichen unübersehbar geworden, dass Italien vor dem Zusammenbruch stand. Mussolini hatte, ein müder und kranker Mann, immer mehr von seiner Macht eingebüsst und war zur überzeugungslos gestikulierenden Marionette der von allen Seiten zerrenden Parteien geworden. Mitte April war er in Salzburg mit [Hitler](#) zusammengetroffen und hatte sich, unter dem Druck seiner Umgebung, bereit erklärt, dem Achsenpartner offen die Bedingungen zu nennen, unter denen Italien zur Fortführung des Krieges bereit sei, insbesondere auch die Forderung auf Friedensschluss im Osten zu wiederholen, die er schon einige Wochen zuvor vergeblich vorgebracht hatte. Doch wiederum erwies er sich dem suggestiven Redestrom [Hitlers](#) nicht gewachsen; der Duce habe bei der Ankunft «wie ein gebrochener Greis» gewirkt, resümierte [Hitler](#), doch vier Tage später, bei Antritt der Rückreise, habe er den Eindruck «eines gehobenen, tatenfreudigen Menschen» gemacht.<sup>193</sup>

Schon drei Monate darauf, am 19. Juli 1943, führte indes die wachsende Verschärfung der Lage die beiden Männer im norditalienischen Feltre erneut zusammen. Denn inzwischen hatten die Alliierten Tunis und Bizerta erobert, die gegen den Rat Rommels auf 250'000 Mann verstärkten Afrikastreitkräfte gefangengenommen und Mitte Juli mit der Eröffnung einer zweiten Front auf Sizilien zum «Stoss in den weichen Unterleib» der Achse angesetzt. Mussolinis Absicht ging jetzt dahin, von [Hitler](#) die Entlassung aus dem Bündnis zu erhalten und ihm klarzumachen, dass es auch im deutschen Interesse liege, wenn Italien aus dem Krieg ausscheide und die Wehrmacht sich auf die Verteidigung der Alpenlinie konzentriere. Doch wiederum liess [Hitler](#) sich auf keine Erörterungen ein. Unter Aufbietung aller Überredungskraft versuchte er vielmehr, den im Kreis seiner Generale erschienenen Mussolini zum Ausharren zu bewegen. Drei Stunden lang redete er in deutscher Sprache, ohne den anwesenden Übersetzer zu bemühen, auf den blass und unkonzentriert wirkenden Duce ein, den die laufend her-

eingereichten, allerdings stark dramatisierten Nachrichten über den ersten grösseren Luftangriff auf Rom weit mehr in Anspruch nahmen als die säkularen Perspektiven **Hitlers**; es gebe nur die Möglichkeit, zu kämpfen und zu siegen oder unterzugehen, war der in jedem Satz beharrlich abgewandelte einzige Gedanke **Hitlers**. «Wenn mir jemand sagt, wir könnten unsere Aufgabe späteren Generationen überlassen, dann antworte ich: das ist nicht der Fall. Niemand kann sagen, ob die kommende Generation eine Generation von Giganten sein wird. Deutschland brauchte dreissig Jahre, um sich zu erholen; Rom hat sich niemals wieder erhoben. Das ist die Sprache der Geschichte.»<sup>194</sup>

Doch Mussolini schwieg nur. Der Lockruf der Geschichte, für dessen Zauber er sein Leben lang so anfällig gewesen war, schien ihm ebenso wenig aus seiner Resignation aufzuhelfen wie der blosser Selbstbehauptungswille. Auch in den folgenden Tagen, als er nach Rom zurückgekehrt war, verharrte er in seinen passiven Zuständen, obwohl er, wie alle, spürte, dass sein Sturz bevorstand. Zwar war er in die Absicht der Verschwörer, ihn zu entmachten und durch ein Triumvirat prominenter Faschisten zu ersetzen, eingeweiht; dennoch verhinderte er die Zusammenkunft des Grossrates in der Nacht vom 24. auf den 25. Juli nicht. Einen Gefolgsmann, der ihm in letzter Stunde riet, das Komplott zu zerschlagen, bat er zu schweigen. Stumm und wie erstaunt verfolgte er das zehnstündige leidenschaftliche Gericht über sich selbst. Am folgenden Abend wurde er verhaftet. Keine Hand rührte sich für ihn. Lautlos, nach so viel Paroxysmus und Theaterregung, verschwanden er und der Faschismus aus dem öffentlichen Leben. Der zum Regierungschef ernannte Marschall Badoglio löste die Partei auf und enthob die Funktionäre ihrer Positionen.

Obwohl **Hitler** nicht unvorbereitet war, zeigte er sich vom Sturz Mussolinis doch tief betroffen; der italienische Diktator war der einzige Staatsmann, für den er eine gewisse persönliche Anhänglichkeit empfunden hatte. Mehr noch freilich beunruhigten ihn die politischen Konsequenzen des Ereignisses, insbesondere die allzu offenkundigen «Parallelen zu Deutschland», die sich, den Meldungen der Politischen Polizei zufolge, der Öffentlichkeit aufdrängten; «Simul stabant, simul cadent», hatte Ciano vor Jahren

die Schicksalsidentität der beiden Systeme bezeichnet.<sup>195</sup> Bezeichnenderweise lehnte Hitler es ab, eine Rede zu halten, doch liess er umfangreiche Massnahmen zur Verhinderung von Unruhen treffen. Dann entwickelte er, rasch und nicht ohne Umsicht, einen Plan zur Befreiung Mussolinis (Unternehmen «Eiche»), zur militärischen Besetzung Italiens («Schwarz») sowie zur Verhaftung Badoglios und des Königs mit dem Ziel, das faschistische Regime wiedereinzusetzen («Student»). In der Abendlage vom 25. Juli verwarf er Jodls Vorschlag, zunächst genauere Nachrichten abzuwarten:

«Über eins kann es keinen Zweifel geben: die werden natürlich in ihrer Verräterei erklären, dass sie weiter bei der Stange bleiben; das ist ganz klar. Das ist aber eine Verräterei; die bleiben nämlich nicht bei der Stange ... Der Dings (Badoglio) hat allerdings sofort erklärt: Der Krieg wird weitergeführt, an dem ändert sich nichts. – Das müssen die Leute machen, denn das ist eine Verräterei. Aber von uns wird auch dieses gleiche Spiel weitergespielt, alles vorbereitet, um sich blitzartig in den Besitz dieser ganzen Bagage zu setzen, das ganze Gelichter auszuheben. Ich werde morgen einen Mann herunterschicken, der dem Kommandeur der 30. Panzergren. Div. den Befehl gibt, mit einer besonderen Gruppe kurzerhand nach Rom hereinzufahren, die ganze Regierung, den König, die ganze Blase sofort zu verhaften, vor allem den Kronprinzen sofort zu verhaften und sich dieses Gesindels zu bemächtigen, vor allem des Badoglios und der ganzen Bagage. Dann werden Sie sehen, dass die schlapp machen bis in die Knochen, und in zwei bis drei Tagen gibt es wieder einen Umsturz.»<sup>196</sup>

Später am Abend, während er die Verbände auf dem italienischen Schauplatz neu ordnete und zusätzliche Kräfte bereitstellte, verspürte Hitler Neigung, auch den Vatikan zu besetzen: «Da ist vor allen Dingen das ganze Diplomatische Korps drin», meinte er und schob alle Einwände mit dem lapidaren Bemerkens beiseite: «Das ist mir Wurscht. Das Pack ist da, das ganze Schweinepack holen wir heraus ...» Anschliessend könne man sich immer noch entschuldigen. Doch liess er schliesslich den Gedanken wieder fallen. Immerhin gelang es ihm, seine Kräfte in Italien so zu verstärken, dass er, als Badoglio kurze Zeit später den Waffenstillstand mit den Alliierten vereinbarte, die zahlenmässig überlegenen italienischen Verbände innerhalb weniger Stunden überwältigen und sämtliche Schlüsselpositionen im Lande besetzen konnte.

Mussolini war nach seiner Verhaftung einige Tage lang von Ort zu Ort gebracht worden, ehe ein deutsches Kommando ihn aus einem Berghotel auf dem Gran Sasso befreite. Teilnahmslos fügte er sich der Wiedereinsetzung in die Macht; er sah, dass er nur noch die Haftumstände verändern konnte. Im Oktober musste er Triest, Istrien, Südtirol, Trient und Laibach an Deutschland abtreten; unbewegt liess er es geschehen. Er hatte im Grunde nur den Wunsch, in die Romagna zurückzukehren, aus der er stammte. Seine Gedanken beschäftigten sich mit dem Ende. Einer Verehrerin, die ihn während der Gefangenschaft um sein Autogramm gebeten hatte, schrieb er auf ein Bild: «Mussolini defunto.»<sup>197</sup>

**Hitlers** Entschlossenheit wurde durch diese Vorgänge aber nicht verringert, sondern eher noch bestärkt: Die menschlichen Schwächen, Halbheiten und Verrätereien, die ihm begegneten, schärften nur sein Distanzgefühl und vermittelten ihm jenes Bewusstsein grosser tragischer Aura, die er mit der Vorstellung historischen Ranges verband. Wie er in den Jahren seines Aufstiegs die stärksten Gewissheiten den eigentlichen Krisenperioden entnommen hatte, so wuchs auch jetzt sein Glaube an sich selber mit jedem Rückschlag: Es gehörte zu seinem pessimistischen Grundgefühl, dass er gerade aus den Katastrophen seine Kraft und seine Gründe holte. «Bisher hat noch jede Erschwerung der Lage für uns am Ende eine Besserung bedeutet», sagte er im Kreis seiner Generale.<sup>198</sup> Ein Teil der Wirkung, die er nach wie vor auf seine Umgebung, die skeptischen Offiziere und die unsicher gewordenen Funktionäre, ausübte, kam zweifellos aus der grösseren Überzeugungskraft, die ihm die Schicksalsschläge vermittelten. Augenzeugen haben geschildert, wie er sich vom Herbst 1943 an, umgeben von einer Mauer des Schweigens und der Menschenverachtung, durch die düstere Bunkerkulisse des Führerhauptquartiers schleppte, und mehr als einem drängte sich der Eindruck eines «allmählich auslöschenden Menschen» auf.<sup>199</sup> Aber alle haben die ungeminderte Suggestion hervorgehoben, über die er im erstaunlichsten Gegensatz zur äusseren Erscheinung nach wie vor gebot. Gewiss mag dieses Urteil vom Opportunismus, von intellektueller Korruption und mancherlei Rechtfertigungsbedürfnissen beein-

trächtig sein: es bleibt das merkwürdige Phänomen der im Desaster vervielfältigten Energie.

Denn die Argumente, auf die er sich noch stützen konnte, waren vergleichsweise schwach. Mit Vorliebe verwies er auf die Kampfzeit, die er zur grossen Parabel vom Triumph des Willens und der Zähigkeit stilisierte, sodann auf die «Wunderwaffen», durch die er den alliierten Luftterror gegen Deutschland vergelten werde, und knüpfte ausgedehnte Überlegungen an die Erwartung vom bevorstehenden Zerwürfnis in der «unnatürlichen Koalition» des Gegners. Bezeichnenderweise aber war er nicht bereit, die Möglichkeiten eines Separatfriedens mit der einen oder anderen Seite auch nur zu erwägen. Im Dezember 1942 und noch einmal im Sommer 1943 hatte die Sowjetunion über ihre Stockholmer Vertretung die Bereitschaft erkennen lassen, mit Hitler über einen Sonderfrieden zu verhandeln; in der wachsenden Befürchtung, die Westmächte stellen ihre Politik auf einen Erschöpfungskrieg zwischen Deutschland und Sowjetrußland ab, hatte sie ihr Angebot im September 1943 schliesslich in vorsichtiger Form konkretisiert: Sie bot die Wiederherstellung der deutsch-russischen Grenzen von 1941, freie Hand in der strittigen Meerengenfrage sowie ausgedehnte Wirtschaftsbeziehungen und hielt ihren stellvertretenden Aussenminister und ehemaligen Berliner Botschafter, Wladimir Dekanosow, vom 12. bis 16. September in Stockholm zu einem Gedankenaustausch bereit. Doch Hitler lehnte alle Verhandlungen ab. Er sah in der sowjetischen Fühlungnahme nur ein taktisches Manöver, und in der Tat ist bis heute ungeklärt, wie ernsthaft die Absichten Moskaus waren. Nur Hitlers Überlegungen blieben, manisch und starr, von dem einen, einmal gefassten Entschluss bestimmt. Seinem Aussenminister, der die Friedensfühler nach Moskau befürwortete, erklärte er achselzuckend: «Wissen Sie, Ribbentrop, wenn ich mich heute mit Russland einige, packe ich es morgen wieder an – ich kann halt nicht anders.» Zu Recht äusserte Ribbentrop, Hitler verstehe vermutlich gar nicht mehr Sinn und Möglichkeit der Politik, für ihn gebe es nur noch «Sieg oder Untergang». Goebbels gegenüber meinte Hitler Mitte September auch, der Zeitpunkt sei für politische Kontakte «denkbar ungeeignet»; er könne erst nach einem entscheidenden militärischen Erfolg aussichtsreich verhandeln.<sup>200</sup>



Doch hatten entscheidende militärische Erfolge bis dahin immer nur sein Verlangen nach noch entscheidenderen militärischen Erfolgen geweckt; und an eine Wende war nicht mehr zu denken, der Kriegsgott hatte sich, wie Jodl bemerkte, zu diesem Zeitpunkt längst von der deutschen Seite abgewandt und in das andere Lager begeben. Im Jahre 1938, zurzeit der grossen Architekturprojekte, hatte Albert Speer ein Konto zur Finanzierung der Riesenbauten für die Welthauptstadt Germania eingerichtet. Ohne Hitler noch zu verständigen, löste er es nun, Ende 1943, stillschweigend auf.<sup>201</sup>

ACHTES BUCH

Der Untergang

## Widerstände

«Töten!»  
(v. Stauffenberg Ende 1942 auf die Frage,  
was mit *Hitler* geschehen solle)

ZU Beginn des Jahres 1944 setzte mit ganzer Macht der Sturm auf die «Festung Europa» ein und zwang *Hitler* an allen Fronten in die Defensive. Im Süden drangen die Westmächte bis Mittelitalien vor, der technologische Vorsprung, über den sie vor allem dank ihrer überlegenen Ortungssysteme verfügten, gab ihnen die Möglichkeit zum nahezu totalen Luftkrieg und nötigte überdies die deutsche Seite zur zeitweiligen Einstellung des U-Bootkrieges; im Osten näherten sich unterdessen die Sowjetrussen stürmisch jenen Schlachtfeldern, auf denen die deutschen Armeen im Sommer 1941 ihre ersten grossen Siege errungen hatten. Angesichts der auf allen Seiten wankenden und brechenden Verteidigungslinien repetierte *Hitler* weiterhin nur die Formel vom Widerstand bis zum letzten Mann und offenbarte damit erneut, dass sein Feldherrntalent lediglich offensive Lagen beherrschte. Der überhastete Rückzug hinderte ihn daran, seine Absicht zu verwirklichen und dem Gegner «ein total verbranntes und zerstörtes Land» zu überlassen.<sup>1</sup> Doch war das Terrain selber Schauplatz einer gespenstischen Szenerie. Um riesige Feuerstellen, über denen ölgetränkte Eisenroste errichtet waren, arbeiteten fieberhaft und schweigend Angehörige des «Kommandos 1005», das den Auftrag hatte, die zahllosen Massengräber der annähernd dreijährigen Herrschaft ausfindig zu machen, die Leichen zu exhumieren und alle Spuren der begangenen Massaker zu beseitigen. Riesige schwarze Qualm-

wölken stiegen von den Verbrennungsstätten auf; das Regime schwor seinen Visionen ab und reduzierte sie zur fixen Idee.<sup>2</sup>

Seit die erlahmende Kraft des [Hitlerschen](#) Machtkolosses erkennbar geworden war, regte sich überall in Europa der Widerstand. Er sammelte sich vielfach in den kommunistischen Parteien, ging aber auch von Offiziersbünden, der katholischen Kirche oder Intellektuellengruppen aus und organisierte sich in einigen Ländern wie Jugoslawien, Polen oder auch Frankreich in nahezu militärischen Verbänden, die als «Heimatarmee» oder «Innere Streitkräfte» auftraten und den Besatzungstruppen einen erbitterten, blutig geführten Krieg lieferten. Der wachsenden Zahl von Attentaten und Sabotageunternehmen antworteten die Deutschen mit summarischen Geislexekutionen, in denen der Tod eines Wachtposten nicht selten mit zwanzig, dreissig oder mehr Opfern aufgerechnet wurde. Der Racheakt der SS-Division «Das Reich» gegen das französische Dorf Oradour-sur-Glane und seine sechshundert unbeteiligten Bewohner bezeichnete den Höhepunkt dieses schonungslos geführten Kleinkrieges, während Titos berühmtes Durchbruchunternehmen an der Neretva oder der Warschauer Aufstand vom Sommer 1944 als schlachtenähnliche Aktionen des europäischen Widerstands legendär geworden sind.

Gleichzeitig damit traten auch in Deutschland die oppositionellen Kräfte wieder in Erscheinung. Sie waren in den vergangenen Jahren erst an den diplomatischen, dann an den militärischen Erfolgen [Hitlers](#) gescheitert und hatten beim Sieg über Frankreich den Zeitpunkt ihrer tiefsten Entmutigungen erlebt; jetzt aber brachte die Kriegswende all die unterdrückten Zweifel wieder zum Vorschein, die das Regime seit je, in Jubel und hochgetriebenem Überschwang, begleitet hatten. Nach Stalingrad und erneut nach den Niederlagen des Winters 1943/44 herrschte in Deutschland zeitweilig eine aus Angst, Überdruß und Apathie seltsam gemischte Stimmung, die den Bemühungen der Opposition neuen Auftrieb und einige Aussicht auf Resonanz gab. Die Sorge, nach den zahlreichen Enttäuschungen früherer Jahre von der rasch näherrückenden Niederlage noch einmal und dann für immer um die Chance zur Aktion betrogen zu werden, hat den Entschluss zur Tat ausserordentlich bestärkt. Sie hat aber auch den häufig erhobenen

Vorwurf mitbegründet, der deutsche Widerstand habe sich, opportunistischerweise, erst dann zum Sturz des Regimes entschlossen, als es ohnehin schon fiel, und sei nur die berechnende Verzweiflungstat einiger Nationalisten gewesen, die weit eher die Macht als die Moral des Landes zu retten trachteten.

Das Urteil des Beobachters kann die Schwierigkeiten nicht ausser Acht lassen, denen sich der Widerstand Anfang 1944 gegenüberübersah. Schon einige Zeit zuvor hatte die Gestapo sein «Zentralbüro», die Dienststelle Ostern, ausgehoben und deren wichtigste Mitarbeiter verhaftet, während Canaris weitgehend kaltgestellt und Beck durch eine schwere Krankheit vorerst aktionsunfähig war. Der Sturz Mussolinis hatte überdies Hitler aufs Höchste alarmiert und zu verstärktem Argwohn veranlasst. Noch strikter als bisher suchte er jetzt seine Reisen geheimzuhalten, sein Personal hatte Anweisung, selbst höchsten Führungsfiguren wie Göring oder Himmler geplante Termine zu verheimlichen, und sofern er sich überhaupt noch in die Öffentlichkeit begab, änderte er das Programm meist kurzfristig, mitunter erst Minuten vor dem Auftritt, ab. Sogar im Führerhauptquartier trug er überwiegend die schwere, gepanzerte Mütze, die ihm tief auf den Ohren lag. Nicht ohne drohenden Unterton hatte er in seiner Rundfunkansprache vom 10. September, die sich mit den Vorgängen in Italien beschäftigte, die Loyalität seiner «Feldmarschälle, Admirale und Generale» beschworen und die Hoffnung der Gegner zurückgewiesen, im deutschen Offizierskorps «heute Verräter wie in Italien zu finden».<sup>3</sup>

Das Dilemma, dem sich die aktiven Gegner des Regimes in Deutschland gegenüberübersah, hatte mit einem schwer durchschaubaren Komplex von Motiven, Hemmungen und Schwächen zu tun. Natürlich spielten problematische Traditionen und Erziehungsgrundsätze eine Rolle, sie bildeten den Hintergrund des Konfliktes. Doch während sich für den europäischen Widerstand nationale und sittliche Pflicht fast durchweg deckten, stiessen hier die Normen scharf, für manche unlösbar, aufeinander. Viele führende Akteure vor allem der militärischen Opposition haben in allem jahrelangem Konspirieren nie ganz jene letzte gefühlsmässige Barriere überwinden können, hinter der ihnen, was sie planten, als

Landesverrat, neuerlicher Dolchstoß und Absage an alle überlieferten Wertbegriffe erschien. Anders als der europäische Widerstand hatten sie von der befreienden Tat fürs erste gerade nicht die Freiheit, sondern die Niederlage sowie die Selbstausslieferung an einen erbitterten Gegner zu gewärtigen, und nur eine hochmütige Moral wird den Konflikt derer negieren können, die bei allem Hass auf Hitler und allem Entsetzen über die angerichteten Verbrechen doch die Verbrechen Stalins, die Greuel des «Roten Terrors» oder der grossen Säuberung bis hin zu den Opfern von Katyn, nicht vergessen konnten.

Solche Bedenken haben auch die nichtendenwollenden Diskussionen geprägt, deren ganzer Ernst heute streckenweise nur noch historisch nachzuvollziehen ist: über die Verbindlichkeit des Eides auch gegenüber dem Eidbrüchigen, die Gehorsamspflicht sowie vor allem das Attentat, das den einen unabdingbar und als einziger konsequenter Akt des Widerstand erschien, während die anderen, deren moralische Integrität nicht fraglich sein kann<sup>4</sup>, den Gedanken daran bis zuletzt zurückgewiesen haben. Die einen wie die anderen aber waren im eigenen Lande isoliert, bei einem unablässig grösser werdenden Kreis von Eingeweihten den Nachspürungen eines riesigen Überwachungsapparats ausgesetzt und von Denunziation bedroht. Überdies beeinträchtigte die Abhängigkeit aller Pläne vom Tagesgeschehen ihre Handlungsfreiheit: so wie jeder Sieg Hitlers die Chancen eines Staatsstreichs im Innern schwächte, so verbaute jede Niederlage die Chancen nach aussen, den Alliierten gegenüber, deren Unterstützung unerlässlich war.

Die Geschichte des deutschen Widerstandes ist angesichts dieser Umstände eine Geschichte ohne Skrupel, Widersprüche und Konfusionen. Zwar legen die Quellen mitunter den Verdacht nahe, dass ein Gutteil der Zweifel, die ihn bewegten, von einer Problematisierungsmanie eingegeben war, die in gedankenvollen Ausweglosigkeiten Befreiung vom Zwang der Tat suchte; andere Bedenken dienten insbesondere einem Teil der höheren Offiziere dazu, den eigenen moralischen Immobilismus, zu verdecken. Aber dies durchaus eingerechnet, bleibt über allen Äusserungen und Aktivitäten doch ein unverwechselbarer Ausdruck tiefer Verzweiflung. Sie resultierte sichtlich weniger aus dem Gefühl äusserer Machtlo-

sigkeit gegenüber einem Gewaltregime wie diesem als vielmehr aus der inneren Ohnmacht von Menschen, die den anachronistischen, hemmenden Charakter ihrer Wertvorstellungen erkannt haben und sie doch nicht aufzugeben vermögen. Bezeichnenderweise haben die Beck, Halder, v. Witzleben oder Canaris, so sehr sie [Hitler](#) verabscheuten, nur unter tausend Widerständen den Entschluss zur Tat gefunden und nach dem ersten Scheitern im Herbst 1938 keinen eigenen Anlauf mehr unternommen. Erst das Hinzutreten einer Anzahl junger, vorurteilsfreier Offiziere hat das in so vielen Gründen und Gegengründen erschöpfte Unternehmen mit neuen Energien versehen. Einer von ihnen, Oberst v. Gersdorff, hat in einer Aufzeichnung diesen Gegensatz kenntlich gemacht und geschildert, wie Feldmarschall v. Manstein sich in einer Unterredung immer erneut dem Ansinnen entzog, in den Kreis der Verschwörer gegen [Hitler](#) einzutreten, ehe er nach einer Gedankenpause in die entstandene Stille hinein fragte: «Ihr wollt ihn wohl totschiagen!!», und die lapidare Antwort erhielt: «Jawohl, Herr Feldmarschall, wie einen tollen Hund!»<sup>5</sup>

Vom Frühjahr 1943 an kam es zu einer Folge immer neuer Attentatsversuche. Sie scheiterten sämtlich, weil einmal ein technisches Versagen, dann [Hitlers](#) Witterung für Gefahren oder aber ein unbegreiflich anmutender Zufall dazwischentrat. Zwei Sprengkörper, die Henning v. Tresckow und Fabian v. Schlabrendorff Mitte März 1943, nach einem Besuch [Hitlers](#) im Hauptquartier der Heeresgruppe Mitte, in der Frühmaschine placiert hatten, detonierten nicht; v. Gersdorffs Absicht, sich selber zusammen mit [Hitler](#) und der gesamten Spitze des Regimes rund acht Tage später bei einem Rundgang durch das Berliner Zeughaus in die Luft zu sprengen, schlug fehl, weil [Hitler](#) plötzlich den Aufenthalt auf knapp zehn Minuten verkürzte, so dass der Zeitzünder nicht ausgelöst werden konnte. Ein Plan Oberst Stieffs, bei einer Lagebesprechung im Führerhauptquartier eine Bombe zu zünden, scheiterte an der vorzeitigen Explosion des Sprengkörpers. Um v. Gersdorffs Missgeschick auszuschalten, erklärte sich ein junger Hauptmann der Infanterie, Axel V. d. Bussche, im November den Verschwörern gegenüber bereit, bei der Vorführung neuer Heeresuniformen auf [Hitler](#) loszuspringen, ihn zu packen und dabei die Explosion auszu-

lösen, doch am Tag zuvor vernichtete eine alliierte Bombe sämtliche Modellstücke. Als v. d. Bussche im Dezember mit neu angefertigten Uniformen erschien, entschloss sich Hitler plötzlich, nach Berchtesgaden zu fahren, und vereitelte damit nicht nur dieses Vorhaben, sondern auch das für den 26. Dezember vorgesehene Attentat eines Obersten aus dem Allgemeinen Heeresamt, der in seiner Aktentasche eine Zeitbombe ins Führerhauptquartier zu bringen beabsichtigte und damit erstmals die Szene betrat: Claus Schenk v. Stauffenberg. Da v.d. Bussche kurze Zeit später schwer verwundet wurde, stellte sich ein anderer junger Offizier, Ewald Heinrich v. Kleist, den Verschwörern zur Verfügung, aber Hitler erschien aus ungeklärten Gründen zu der für den 11. Februar anberaumten Vorführung nicht. Ein Versuch Rittmeister v. Breitenbuchs, Hitler während einer Besprechung auf dem Berghof niederzuschossen, scheiterte, weil die SS-Wache ihm, angeblich auf Anordnung Hitlers, den Zutritt zur grossen Halle verwehrte.<sup>6</sup> Ähnlich endete eine Anzahl weiterer Attentatspläne.

Nicht viel erfolgreicher waren die Versuche der Verschwörer, ihre Aktion aussenpolitisch abzusichern und von den Westmächten gewisse Zusagen für den Fall eines erfolgreichen Staatsstreichs zu erlangen: die unausgesetzten, auf zahlreichen Wegen vorangetriebenen Bemühungen zur Kontaktaufnahme schlugen durchweg fehl. Zwar war die Zurückhaltung der alliierten Staatsmänner nicht unbegreiflich: ihre Weigerung, sich vor dem endlich greifbar werdenden Siege die Hände zu binden, sowie die Sorge vor einem Affront gegen die Sowjetunion waren wohlbegründet. Desgleichen muss man ihr Unvermögen erkennen, in aller erfolgsgewissen Wohlgelauntheit die verzwickten politisch-moralischen Konflikte der deutschen Verschwörer zu begreifen. Im Falle Roosevelts und Churchills sowie einiger ihrer Berater wurde die Reserve noch verstärkt durch ein unverkennbar antideutsches Ressentiment, das sich gerade an jenem Typus immer wieder entzündet hatte, der sich ihnen nun als Träger einer neuen Ordnung anbot und doch nur die vorgestrige zu repräsentieren schien: «Militaristen», «preussische Junker», «Generalstab».

Es musste die Irritation der Westmächte noch steigern, dass mit dem Jahre 1943 niemand anders als Heinrich Himmler einen Au-



genblick lang an der Peripherie des Widerstands auftauchte. Beunruhigt durch Hitlers krankhaft anmutenden Starrsinn und gedrängt von einigen seiner Gefolgsleute, hatte er ein medizinisches Gutachten beschafft, das offenbar den Gesamtzustand Hitlers als krankhaft beschrieb, und sich daraufhin, wenn auch unter ständigem Schwanken, einverstanden gezeigt, dass Walter Schellenberg, der Chef des SD-Auslandsdienstes, über Spanien, Schweden und verschiedene amerikanische Mittelspersonen die Möglichkeiten eines Kompromissfriedens ohne und gegen Hitler sondierte.<sup>7</sup> Diese Initiativen trafen sich mit den Bemühungen einiger konservativer Verschwörer, die Schlüsselfiguren des Regimes gegeneinander auszuspielen und gleichzeitig die Verbindung des Widerstands bis in die Bereiche von SS, Polizei und Gestapo auszuweiten. Am 26. August 1943 kam es zu einem Treffen zwischen dem preussischen Finanzminister Johannes Popitz und Heinrich Himmler, das der Opposition immerhin Aufschluss darüber verschaffte, wie unsicher selbst die Führungsspitzen des Regimes waren. Doch dann rissen, auf allen Seiten nahezu gleichzeitig, die Fäden. Auf der äusseren Ebene widersetzte sich insbesondere England mit denkbarer Entschiedenheit allen Bestrebungen zu einer vorzeitigen Friedensregelung, während im Innern die führenden Akteure der Opposition selber in eine heftige Kontroverse verwickelt wurden. Gewiss haben Popitz und die Befürworter eines intrigierenden Widerstands beabsichtigt, Himmler und die SS nach dem Erfolg des von ihnen geplanten Staatsstreichs zu überspielen und zu rechtlichen Zuständen zurückzukehren. Aber nicht nur, dass darin die alten konservativen Bändigungsillusionen vom Frühjahr 1933 noch einmal instinktlos wiederauflebten: das noch so flüchtige Zweckbündnis mit einer der verrufenen Figuren des Regimes musste Sinn und Moral des Widerstands bis auf den Grund kompromittieren. Aufgebracht äusserten einige der jüngeren Offiziere im Verlauf einer Auseinandersetzung im Hauptquartier der Heeresgruppe Mitte gegenüber Admiral Canaris, sie würden ihm künftig die Hand verweigern, wenn ein beabsichtigter Kontakt mit Himmler zustande käme.<sup>8</sup>

Solche Meinungsverschiedenheiten sowie überhaupt das eigentümliche Stimmengewirr, das über dem deutschen Widerstand

liegt, unterstreichen, dass er kein «Block» war und die begriffliche Zusammenfassung strenggenommen schon eine Ungenauigkeit enthält; er war ein loser Zusammenschluss zahlreicher, von sachlichen wie persönlichen Gegensätzen bestimmten Gruppen, die nur in der Feindschaft gegen das Regime geeint waren. Drei dieser Gruppen treten dabei schärfer hervor: der nach dem schlesischen Besitztum des Grafen Helmuth James v. Moltke genannte Kreisauer Kreis, der sich vorwiegend als Diskussionszirkel leicht emphatischer, von christlichen ebenso wie von sozialistischen Erneuerungsvorstellungen geprägter Freunde verstand und den Umsturz, wie es den begrenzten Möglichkeiten des zivilen Kreises entsprach, vor allem als Ermutigung betrieb: «Wir werden gehängt, weil wir zusammen gedacht haben», schrieb v. Moltke in einem seiner letzten Briefe aus der Haft, fast glücklich über die im Todesurteil attestierte Kraft des Geistes<sup>9</sup>; sodann die Gruppe konservativ-nationaler Honoratioren um den ehemaligen Leipziger Bürgermeister Carl Goerdeler und den zurückgetretenen Generalstabschef Ludwig Beck, die, ohne zutreffende Vorstellung von den fatalen Wirkungen der **Hitlerschen** Politik, nach wie vor eine grossdeutsche Führungsrolle in Europa beanspruchten, so dass ihren Gedanken sogar die Eigenschaft einer wirklichen Alternative zum imperialen Expansionismus **Hitlers** bestritten worden ist, während sie selber, vor allem dank ihrer autoritätsstaatlichen Neigungen, als Fortsetzung der antidemokratischen Opposition von Weimar bezeichnet worden sind; Moltke sprach knapp vom «Goerdeler-Mist».<sup>10</sup> Schliesslich die Gruppe der jüngeren Offiziere wie v. Stauffenberg, v. Tresckow oder Olbricht, die ideologisch kaum festgelegt waren, freilich überwiegend Verbindung zur Linken suchten und beispielsweise auch, im Gegensatz zu Beck und Goerdeler, den Staatsstreich nicht mit einer Annäherung an die Westmächte, sondern eher an die Sowjetunion verbinden wollten. Der Herkunft nach fanden sich auffallend viele Namen aus altpreussischem Adel darunter, ferner Geistliche, Professoren, höhere Beamte: Aufs Ganze gesehen war überhaupt, was jetzt zur Tat zu drängen begann, eher ein Widerstand aus ursprünglich konservativer oder liberaler Position, auch wenn ihm einige Sozialdemokraten angehörten – die Linke litt noch immer unter den Wirkungen der Ver-

folgung, doch fürchtete sie auch in ihrer charakteristischen Ideologiebefangenheit das Bündnis mit den Offizieren als «Teufelspakt».<sup>11</sup> Bemerkenswert war, dass sich unter den zahlreichen Beteiligten kein Repräsentant des Staates von Weimar fand, der bezeichnenderweise nicht einmal im Widerstand überlebte; doch fehlten auch Angehörige des unteren Mittelstandes sowie der Unternehmerschaft: die einen verharrend in der dumpfen Loyalität des kleinen Mannes, der keine überpersönlichen Engagements eingeht, die anderen fixiert auf die traditionelle deutsche Allianz von industriellen und machtpolitischen Interessen, jene allzeit appellsichere Gemeinsamkeit von Unternehmertum und Staat, die zwar eine besondere wirtschaftliche Leistungsfähigkeit bewirkt, zugleich aber auch auf vielen verschlungenen Wegen bis auf die Anklagebänke der Nürnberger Industrieprozesse geführt hat; und schliesslich auch ein Widerstand fast ohne Arbeiter, deren Opposition zwar breiter war, als die Geschichtsschreibung bis heute vermerkt, aber doch auch weitaus geringer, als die Rolle des grossen historischen Gegenspielers es verlangte: Im Grunde war, was sie übten, überhaupt kein wirklicher Widerstand mit realistischem Ansatz, sondern eher eine Folge von Demonstrationen, stumm, planlos und wie gelähmt wirkend seit der Niederlage von 1933 und all den dahingesunkenen Träumen von Macht und Rolle des Proletariats.<sup>12</sup> Die einen wie die anderen zudem eingeschüchtert, vom Kriegsgeschehen erschöpft und entnervt. Was Widerstand heissen kann, war ein Widerstand «von oben».

Er blieb nach allen Seiten isoliert. Im Februar wurden überdies V. Moltke verhaftet und der Kreisauer Kreis gesprengt, kurz darauf die Abwehr ausgehoben, so dass jeden Tag mit der Aufdeckung der Verschwörung gerechnet werden musste. Ein letzter Versuch Goerdeler und Becks, der verrinnenden Zeit entgegenzuwirken, führte im April 1944 zu einem Angebot an die USA, mit dem die Verschwörer sich bereit erklärten, nach dem Staatsstreich die Front im Westen zu öffnen und alliierten Fallschirm-Einheiten die Landung im Reichsgebiet zu ermöglichen; doch kam wiederum keine Antwort.<sup>13</sup> Damit blieb nur noch der Weg offen, die Beseitigung des Regimes von allen strategischen und politischen Erwägungen zu lösen und ganz auf die Ebene des moralischen Arguments zu stel-

len. Einige der Verschwörer schienen der Auffassung zugeneigt zu sein, man könne und dürfe den Machthabern nicht mehr den eigenen Untergang ersparen; sie müssten ihren Weg jetzt bis zu Ende gehen.

Es war vor allem Stauffenberg, der diese erneuten Bedenken endgültig zerstreute und unermüdlich Verbindungen knüpfte, Mitverschwörer gewann und über alle Hemmungen hinweg, ungeachtet der unnachgiebigen alliierten Forderung auf «Unconditional Surrender», ungeachtet des Risikos einer neuen Dolchstosslegende sowie des Vorwurfs opportunistischer Berechnung, das Attentat und den Staatsstreich ansteuerte. Aus altem süddeutschem Adel stammend, mit verwandtschaftlichen Bindungen zu den Familien Yorck und Gneisenau, hatte er in jungen Jahren dem Kreis um Stefan George nahegestanden; und wenn es auch in den Bereich der Legende gehört, dass er sich am 30. Januar 1933 in Bamberg an die Spitze einer begeisterten Menschenmenge gesetzt habe, so hat er doch die revolutionären Ansätze des Regimes sowie die frühen Erfolge **Hitlers** nicht ohne Zustimmung verfolgt. Unter dem Eindruck der Judenpogrome von 1938 indessen war der hervorragende Generalstabsoffizier erstmals skeptisch geworden und hatte sich im Verlauf des Krieges, vor allem angesichts der Besatzungs- und Judenpolitik im Osten, zum prinzipiellen Gegner des NS-Staates entwickelt. Er war sechsunddreissig Jahre alt und hatte auf dem nordafrikanischen Kriegsschauplatz die rechte Hand, zwei Finger der linken Hand sowie ein Auge eingebüsst. Er gab dem in zahllosen Gedankenmanövern stagnierenden Unternehmen organisatorischen Grund und setzte an die Stelle obsoleter Begriffe, die so viele Offiziere in ein unlösbares Gewirr kollidierender Werte verstrickte, eine fast revolutionäre Entschlossenheit: «Gehen wir in médias res», begann er ein Gespräch mit einem neu hinzustossenden Mitverschwörer, «ich betreibe mit allen mir zur Verfügung stehenden Mitteln den Hochverrat.»<sup>14</sup>

Die Zeit drängte. Im Frühjahr war es den Verschwörern gelungen, in der Person Rommels einen Feldmarschall, der zudem ein populärer Offizier war, für die Staatsstreichpläne zu gewinnen. Um etwa die gleiche Zeit äusserte Himmler zu Canaris, er wisse zuverlässig, dass in Wehrmachtskreisen eine Revolte geplant sei, und

werde im geeigneten Augenblick zuschlagen. Täglich rechnete man überdies mit der alliierten Invasion, die alle politischen Nebenabsichten der Verschwörer zunichtemachen und vor allem den traditionsgehemmten älteren Offizieren eine neue Ausflucht liefern musste. Als die Gestapo schliesslich Julius Leber und Adolf Reichwein bei dem Versuch verhaftete, das Netz der Widerstandszellen durch Kontakte zur kommunistischen Gruppe um Anton Saefkow zu erweitern, trieben die Ereignisse zur Entscheidung.

Selbst Stauffenberg scheint zu dieser Zeit einen Augenblick gezögert zu haben. Eine Botschaft Tresckows, die zugleich den innersten Antrieb der Verschwörer offenbarte, beschwor Stauffenberg, alle Erfolgsüberlegungen hintanzustellen und nicht länger zu warten: «Das Attentat muss erfolgen, coûte que coûte. Sollte es nicht gelingen, so muss trotzdem in Berlin verhandelt werden. Denn es kommt nicht mehr auf den praktischen Zweck an, sondern darauf, dass die deutsche Widerstandsbewegung vor der Welt und vor der Geschichte den entscheidenden Wurf gewagt hat. Alles andere ist daneben gleichgültig.»<sup>15</sup>

In der Nacht zum 6. Juni 1944 setzten sich, von den Häfen Südeuropas aus, die Invasionsstreitkräfte in Bewegung. Eine Armada von fünftausend Schiffen steuerte die normannische Küste an, während an den Flügeln der vorgesehenen Landungszunge britische und amerikanische Fallschirmeinheiten niedergingen. Gegen drei Uhr morgens wurden, einige Kilometer vor der Küste, die ersten Landungsboote zu Wasser gelassen und lösten sich kurz darauf, bei heftigem Seegang, aus dem Schatten der Transportflotte. Als sie sich drei Stunden später, bei Tagesanbruch, dem Ufer näherten, überflogen Tausende von Flugzeugen den vorgesehen Küstenstreifen in der Normandie und belegten die deutschen Stellungen mit dichtem Bombenhagel. Gleichzeitig wurde das ganze Landungsgebiet von schwerem Schiffsfeuer eingedeckt. An einigen Stellen, vor allem am Fuss der Cotentin-Halbinsel sowie im Gebiet der Orne-Mündung, gelang die Landungsoperation gegen unerwartet geringen deutschen Widerstand. Nur im Mittelteil, bei Vierville, stiessen die Amerikaner auf eine deutsche Division, die zufällig für eine Übung alarmiert war, und gerieten in heftiges Abwehrfeuer

(«Omaha-Beach»). Die Verteidiger schossen auf einen «Teppich von Menschen», hiess es in einem Bericht, der ganze Strand war mit brennenden Panzerfahrzeugen und Schiffen sowie mit Toten und Verwundeten bedeckt.<sup>16</sup> Am Abend hatten die Amerikaner zwei kleinere Landungsköpfe, die Briten und Kanadier einen Uferstreifen von annähernd dreihundert Quadratkilometern erobert. Vor allem aber besaßen die Alliierten im Landungsbereich schon jetzt die zahlenmässige Übermacht.

Das Unvermögen der Verteidiger, der Operation erfolgreich entgegenzutreten, machte erneut ihre Unterlegenheit auf materiellem wie auf militärischem Gebiet deutlich. Schon über Zeit und Ort der Invasion hatte man im Führerhauptquartier keinen Anhaltspunkt gewinnen können. Angesichts der deutschen Schwäche zur Luft waren die Truppen und Schiffsansammlungen im südenglischen Aufmarschgebiet unentdeckt geblieben, während die Hinweise der Abwehr, die den Landungstermin exakt vorhergesagt hatte, nicht beachtet worden waren.<sup>17</sup> Feldmarschall v. Rundstedt, der Oberbefehlshaber im Westen, hatte [Hitler](#) erst am 30. Mai davon unterrichtet, dass keine Anzeichen für eine bevorstehende Landung zu beobachten seien, während Feldmarschall Rommel, der Inspekteur der Küstenverteidigung, noch am 5. Juni sein Hauptquartier verlassen und sich zu einer Unterredung mit [Hitler](#) nach Berchtesgaden begeben hatte. Zudem war die deutsche militärische Führung davon überzeugt, dass der gegnerische Angriff an der schmalsten Stelle des Kanals, im Pas de Calais, erfolgen werde, und hatte daher die Hauptstreitmacht an dieser Stelle versammelt. [Hitler](#) dagegen hatte, von seiner eigentümlichen «Intuition» gelenkt, die Auffassung geäussert, dass die Normandie ein nicht minder gut geeignetes Invasionsgebiet sei, doch war er schliesslich dem Urteil seiner militärischen Fachleute gefolgt, zumal es durch verschiedene Anstalten des Gegners bestätigt zu werden schien.

Bemerkenswerter aber war die Führungskonfusion, die die Invasion auf deutscher Seite offenbarte. Sie hatte sich bereits angekündigt, als es [Hitler](#) nicht gelang, die kontroversen Auffassungen seiner Generale über die zweckmässigste Art, ein Landungsunternehmen abzuwehren, zu einer einheitlichen Konzeption zu verbinden<sup>18</sup>, so dass schliesslich unklare Kompromisse, vom herrschenden

Zuständigkeitswirrwarr noch verstärkt, eine Entscheidungssituation schufen, die alle Operationen lähmte.<sup>19</sup> Am 6. Juni standen die über ganz Berchtesgaden verstreuten militärischen Führungsinstanzen, von denen keine ohne die andere voll funktionsfähig war, während des ganzen Vormittags lediglich in telefonischer Verbindung und stritten vornehmlich über die Freigabe der vier Reserve divisionen im Westen – während **Hitler** selber sich nach einer seiner langen, leeren Redenächte gegen Morgen zur Ruhe begeben hatte und niemand ihn vorerst wecken wollte. Am frühen Nachmittag fand schliesslich eine erste Lagebesprechung statt, doch hatte **Hitler** die Teilnehmer gebeten, sich in das rund eine Autostunde entfernte Schloss Klessheim zu begeben, wo er an diesem Tag den ungarischen Ministerpräsidenten Sztöjay erwartete. Mit einer Miene, die nicht erkennen liess, ob er ein Täuschungsmanöver der Alliierten vermutete oder selber seine Umgebung zu täuschen versuchte, trat er nach seiner Ankunft an den Kartentisch und äusserte im Dialekt leichthin: «Also – anganga is.» Schon wenige Minuten später, als ihm der letzte Stand an der neueröffneten Front erläutert worden war, begab er sich zur «Schaulage» in die oberen Räume.<sup>20</sup> Kurz vor siebzehn Uhr ordnete er schliesslich an, «dass Gegner im Brückenkopf noch 6.6. abends vernichtet wird».

Die eigentümlich somnambul und wirklichkeitsfremd anmutende Gelassenheit des ersten Tages behielt **Hitler** fast während der gesamten Anfangsphase der Invasion bei. Wieder und wieder hatte er in den vergangenen Monaten erklärt, der Angriff im Westen entscheide über Sieg oder Niederlage: «Wenn die Invasion nicht abgeschlagen wird, ist der Krieg für uns verloren.» Jetzt wollte er in all seinem Unfehlbarkeitsglauben nicht einsehen, dass die Invasion tatsächlich die Invasion war, und hielt erhebliche Kräfte im Gebiet zwischen Seine und Schelde fest, wo sie vergeblich auf die Landung jener Gespensterdivisionen warteten, die eine Kriegslist des Gegners ihm vorgetäuscht hatte (Unternehmen «Fortitude»). Gleichzeitig griff er, wie seit je, selbst auf der unteren Befehlsebene in das Kampfgeschehen ein und traf Entscheidungen, die mit der Lage an der Front nicht vereinbar waren. Am 17. Juni gab er dem ungeduldigen Drängen v. Rundstedts und Rommels nach und kam zu einer Aussprache ins rückwärtige Gebiet der Invasionsfront.

Die Unterredung fand im Führerhauptquartier «Wolfsschlucht II» in Margival, nördlich von Soissons, statt, das 1940 für die Invasion gegen England angelegt worden war. Hitler «sah fahl und übermächtig aus», schrieb Rommels Stabschef, General Speidel, «nervös spielte er mit seiner Brille und mit Bleistiften aller Farben, die er zwischen den Fingern hielt. Er sass als einziger, gebeugt auf einem Hocker, während die Feldmarschälle standen. Seine frühere Suggestivkraft schien geschwunden. Nach kurzer frostiger Begrüssung sprach er mit erhobener und bitterer Stimme sein Missfallen über die geglückte Landung der Alliierten aus und suchte die Fehler bei den örtlichen Kommandanten.» Rommels Hinweis auf die ungeheure gegnerische Überlegenheit wies er ebenso zurück wie das Ersuchen, die bedrohten deutschen Kräfte von der Halbinsel Cotentin abzuziehen sowie endlich die Reserven vom Pas de Calais heranzuführen. Stattdessen redete er mit wachsender Emphase über die «kriegsentscheidende Wirkung» der V-Waffe, versprach «Massen von Turbojägern», die den Feind vom Himmel vertreiben und England endlich in die Knie zwingen würden. Als Rommel sich politischen Fragen zuzuwenden versuchte und angesichts der ernststen Lage die dringende Forderung erhob, zu einer Beendigung des Krieges zu kommen, schnitt Hitler ihm kurzerhand das Wort ab und sagte: «Kümmern Sie sich nicht um den Weitergang des Krieges, sondern um Ihre Invasionsfront.»<sup>21</sup>

Die während dieses Treffens offenbar gewordenen Gegensätze steigerten Hitlers ohnehin starkes Misstrauen gegen das Offizierskorps noch. Bezeichnenderweise hatte er kurz vor seiner Ankunft das Gelände durch SS-Einheiten abriegeln lassen und beim Eintopfericht mit seinen Marschällen v. Rundstedt und Rommel erst zu essen begonnen, nachdem die Speisen vorgekostet worden waren. Während der ganzen Mahlzeit waren hinter seinem Stuhl zwei SS-Männer postiert. Beim Auseinandergehen versuchten die Generale, Hitler zu bewegen, sich im Hauptquartier Rommels den Vortrag einiger Frontkommandeure anzuhören. Widerstrebend sagte Hitler seinen Besuch für den 19. Juni zu. Doch kurz nachdem Rundstedt und Rommel Margival verlassen hatten, brach er ebenfalls auf und begab sich nach Berchtesgaden zurück.<sup>22</sup>

Rund zehn Tage später hatten die Alliierten, vor allem dank der



«künstlichen Häfen», mit denen sie alle von **Hitler** fest erwarteten Nachschubprobleme ausschalteten, nahezu eine Million Mann und fünfhunderttausend Tonnen Material gelandet. Doch auch jetzt, bei einem Besuch in Berchtesgaden, gelang es den beiden Feldmarschällen nicht, **Hitler** zum Einlenken zu bewegen und mindestens operative Entscheidungsfreiheit zu erlangen. Eisig nahm er ihre Vorstellungen entgegen und ignorierte ihre Bitte um eine Unterredung im engsten Kreis; stattdessen entthob er kurzerhand V. Rundstedt seines Postens. Zu seinem Nachfolger ernannte er Feldmarschall v. Kluge, der gleich bei seinem ersten Auftreten deutlich machte, wie trügerisch und verzerrt das Bild der Wirklichkeit in der Umgebung **Hitlers** war. Kluge hatte vierzehn Tage als Gast auf dem Berghof zugebracht und, obwohl er, wenn auch auf schwankende Art, **Hitler** gegenüber kritisch war, während dieser Zeit die Auffassung übernommen, dass die Führung im Westen nervenschwach und defaitistisch sei. In einer scharfen Auseinandersetzung unmittelbar nach seinem Eintreffen an der Invasionsfront warf er Rommel vor, er lasse sich von der Materialüberlegenheit des Gegners über Gebühr beeindrucken und durchkreuze mit seinem Eigenwillen **Hitlers** begründete Anordnungen. Wütend über den «Berchtesgadener Stil» des neuen Oberbefehlshabers, forderte Rommel ihn auf, sich mit eigenen Augen von den Verhältnissen zu überzeugen, und erwartungsgemäss kehrte v. Kluge zwei Tage später ernüchtert von einem Frontbesuch zurück. Am 15. Juli richtete Rommel über v. Kluge ein Fernschreiben an **Hitler**: «Der ungleiche Kampf neigt dem Ende entgegen», schrieb er und schloss daran die Aufforderung: «Ich muss Sie bitten, die Folgerungen aus dieser Lage unverzüglich zu ziehen.» Zu Speidel sagte er: «Wenn er (**Hitler**) keine Konsequenzen zieht, werden wir handeln.»<sup>23</sup>

Zum Handeln war jetzt auch Stauffenberg entschlossen, zumal es schien, als breche unter der Gewalt der sowjetischen Sommeroffensive, die kurz zuvor begonnen hatte, auch die gesamte Ostfront zusammen. Ein glücklicher Umstand kam ihm bei seinen Absichten zur Hilfe: Er war am 20. Juni zum Stabschef beim Befehlshaber des Einsatzheeres, Generaloberst Friedrich Fromm, ernannt worden und hatte mithin künftig Zugang zu den Lagebesprechungen im Führerhauptquartier. Am 1. Juli, bei Antritt seines Amtes, hatte

er Fromm gegenüber erklärt, er müsse ihn loyalerweise davon verständigen, dass er einen Staatsstreich plane. Fromm hatte schweigend zugehört und seinen neuen Stabschef gebeten, die Arbeit aufzunehmen.<sup>24</sup>

Am 6. und 11. Juli war v. Stauffenberg zu Besprechungen in das Führerhauptquartier auf dem Berghof gerufen worden. Nach so vielen Fehlschlägen hatte er sich jetzt entschlossen, sowohl das Attentat als auch die Führung des Staatsstreiches selber zu übernehmen. Er hatte beide Male ein Paket mit Sprengstoff bei sich und die unverzügliche Rückfahrt nach Berlin gesichert. Doch hatte er den Attentatsplan aufgeben müssen, weil weder Göring noch Himmler, die er gleichzeitig zu beseitigen beabsichtigte, im Besprechungsraum anwesend waren. Ein erneuter Versuch am 15. Juli scheiterte, weil Stauffenberg vor Beginn der Lagebesprechung keine Gelegenheit fand, die Zündung zu betätigen. Sowohl am 11. als auch am 15. Juli waren die für die Besetzung Berlins vorgesehenen Truppen in Alarmzustand versetzt worden, beide Male mussten die Befehle aber rückgängig gemacht und alle Verdachtsmomente beseitigt werden.

Zwei Tage nach dem letzten Versuch, am 17. Juli, erfuhren die Verschwörer, dass ein Haftbefehl gegen Goerdeler unmittelbar bevorstehe. Anders als im Falle Lebers, Reichweins, v. Moltkes oder Bonhoeffers waren sie keineswegs sicher, ob Goerdeler im Verhör durch die Gestapo lange genug schweigen werde. Stauffenberg empfand die Nachricht als letzten Anstoss zur Aktion, der Rubikon sei nunmehr überschritten, meinte er. Er liess sich nun auch nicht mehr aufhalten, als am gleichen Tage Rommel bei einem Tieffliegerangriff schwer verletzt wurde und eine der Schlüsselfiguren seines Spiels damit ausfiel; denn der Plan ging inzwischen dahin, mit dem auch bei den Alliierten angesehenen Feldmarschall im Westen zu einem Waffenstillstand zu kommen, die besetzten Gebiete zu räumen und mit den zurückkehrenden Armeen das Staatsstreichunternehmen zu stützen. Er werde jetzt unter allen Umständen handeln, äusserte Stauffenberg, fügte aber hinzu, dies werde sein letzter Versuch sein.<sup>25</sup>

Einige Tage zuvor war das Führerhauptquartier von Berchtesgaden wieder nach Rastenburg verlegt worden. Der Konvoi stand zur

Abfahrt bereit, und die Mitreisenden waren an die Wagen getreten, als **Hitler** sich noch einmal umwandte und zurück in den Berg-hof ging. Er betrat die Wohnhalle, blieb vor dem grossen Fenster stehen und ging dann langsam, mit unsicheren Schritten, durch den Raum. Vor Anselm Feuerbachs «Nana» verweilte er einige Augenblicke. Einem der Umstehenden deutete er an, dass er vielleicht nicht mehr zurückkehren werde.<sup>26</sup>

Stauffenberg war für den 20. Juli zum Vortrag in Rastenburg gemeldet.

Das Attentat und die dramatischen Vorgänge dieses Tages sind häufig beschrieben worden: die unvermutete Verlegung der Lagebesprechung in eine Baracke mit geringer Verdämmungswirkung; Stauffenbergs verspätetes Eintreffen, nachdem er in einem Nebengebäude dabei überrascht worden war, wie er den Zeitzünder mit einer Zange auslöste; die Suche nach Stauffenberg, unmittelbar nachdem er die Bombe unter den schweren Kartentisch in der Nähe **Hitlers** placiert und den Raum verlassen hatte; die Explosion, als **Hitler**, weit über den Tisch gebeugt und das Kinn in die Hand gestützt, den Lagevortrag General Heusingers auf der Karte verfolgte. Stauffenbergs Entkommen, nachdem er, neben dem bereitgestellten Wagen stehend, aus einiger Entfernung beobachtet hatte, wie eine grosse Rauchwolke über der Baracke aufging, Holz und Papier durch die Luft wirbelten und Menschen aus dem zerstörten Gebäude stürzten; seine Gewissheit, dass **Hitler** tot sei; der Flug nach Berlin, der so viel uneinholbare Zeit verstreichen liess.

Wie alle Beteiligten hatte **Hitler** die Explosion als «infernalisch helle Stichflamme» und ohrenzerreissenden Knall empfunden. Als er sich mit geschwärztem Gesicht und angesengtem Hinterkopf aus den brennenden, rauchenden Trümmern erhob, kam Keitel mit dem Ruf «Wo ist der Führer?» auf ihn zugeeilt und half ihm beim Verlassen des Raumes. **Hitlers** Hosen hingen in Streifen herunter, er war über und über mit Staub bedeckt, doch kaum verletzt. Am rechten Ellenbogen hatte er einen leichten Bluterguss davongetragen, am linken Handrücken einige unbedeutende Hautabschürfungen, und obwohl beide Trommelfelle durchbrochen waren, hatte er nur für kurze Zeit etwas von seinem Gehör eingebüsst. Am schwer-

sten waren noch die Verletzungen an den Beinen, in die zahlreiche Holzsplitter eingedrungen waren, doch stellte er gleichzeitig überrascht fest, dass das Zittern im linken Bein weitgehend abgeklungen war. Von den vierundzwanzig Personen, die sich zurzeit der Explosion im Lagersraum befunden haben, waren nur vier schwer verletzt. **Hitler** selber war nicht zuletzt durch die schwere Tischplatte geschützt worden, über die er sich im Augenblick der Detonation gelehnt hatte. Er war erregt, schien aber zugleich merkwürdig erleichtert. Immer wieder und nicht ohne Befriedigung äusserte er zu seiner Umgebung, er habe längst gewusst, dass eine Verschwörung im Gang sei, jetzt endlich könne er die Verräter entlarven. Die zersetzte Hose zeigte er wie eine Trophäe herum, desgleichen den Rock, in dessen Rücken ein quadratisches Loch gerissen war.<sup>27</sup>

Seine Gelassenheit rührte vor allem aus dem Glück «wunderbarer Errettung»; fast schien es, als danke er dem fremden Verrat das gestärkte Bewusstsein seiner Berufung, und jedenfalls war dies der Gedanke, auf den er das Ereignis noch am gleichen Nachmittag brachte, als Mussolini zu einem angekündigten Besuch in Rastenburg eintraf. «Wenn ich mir alles noch einmal vergegenwärtige», äusserte **Hitler** beim gemeinsamen Blick in den verwüsteten Lagersraum, «so ergibt sich für mich ..., dass mir eben nichts passieren soll, besonders da es ja nicht das erste Mal ist, dass ich auf wunderbare Weise dem Tod entronnen bin ... Nach meiner heutigen Errettung aus der Todesgefahr bin ich mehr denn je davon überzeugt, dass es mir bestimmt ist, nun auch unsere gemeinsame grosse Sache zu einem glücklichen Abschluss zu bringen!» Offensichtlich beeindruckt, ergänzte Mussolini: «Das war ein Zeichen des Himmels!»<sup>28</sup>

Im Laufe des Nachmittags aber entluden sich die so lange bezähmten Nerven doch noch in einen erregten Ausbruch. Als **Hitler** zusammen mit seinem Gast gegen 17 Uhr in den Führerbunker kam, stiess er dort auf Göring, v. Ribbentrop, Dönitz, Keitel und Jodl. Das Gespräch bewegte sich erneut um **Hitlers** Errettung, ging aber bald in gegenseitige, zunehmend heftiger geäusserte Vorwürfe über. Dönitz klagte das verräterische Heer an, Göring pflichtete ihm bei, doch Dönitz attackierte auch die Luftwaffe und ihre unzureichenden Leistungen. Göring griff daraufhin v. Ribbentrop

wegen seiner gescheiterten Aussenpolitik an und bedrohte ihn schliesslich, wenn der erhaltene Bericht zutreffend ist, aufgebracht mit dem Marschallstab, während v. Ribbentrop, von Göring ohne Adelsprädikat angesprochen, empört darauf hinwies, er sei der Aussenminister und heisse *von* Ribbentrop. Eine Zeitlang schien Hitler weitab in Gedanken, apathisch grübelte er in seinem Sessel vor sich hin und lutschte unverwandt die von Morell verordneten bunten Pastillen. Erst als einer der Streitenden die Affäre Röhm erwähnte, sprang er, wie es heisst, auf und begann ansatzlos zu toben. Das Strafgericht, das er damals über die Verräter gehalten habe, sei nichts im Vergleich zu der Vergeltung, die er jetzt üben werde, mitsamt ihren Frauen und Kindern werde er die Schuldigen austilgen, niemand könne verschont werden, der sich der Vorsehung entgegenstelle. Während er schrie, bewegten sich SS-Bedienstete schweigend durch die Sesselreihen und servierten zum Monolog über Rache, Blut und Ausrottung den Tee.

Auch die Vorgänge in Berlin, mit Höhepunkten, Krisen und Verderben, sind vielfach dargestellt worden: die unbegreiflich verzögerte Auslösung des Operationsplans «Walküre», die misslungene Nachrichtenblockade des Führerhauptquartiers, Remers Telefongespräch mit Hitler («Major Remer, hören Sie meine Stimme?») und die Verhaftung Fromms; und währenddessen Stauffenberg, unentwegt beschwörend und den unerwartet schwerfälligen Mechanismus zur Aktion treibend, Feldmarschall V. Witzlebens ungehaltener Auftritt in der Bendlerstrasse, die Radioankündigung gegen 21 Uhr, dass Hitler im Verlauf des Abends zum deutschen Volk sprechen werde, die ersten Anzeichen der Ratlosigkeit unter den Verschwörern, die Verhaftung des Stadtkommandanten V. Hase, dann wiederum Stauffenberg, noch immer leidenschaftlich, aber doch schon wie ins Leere hineinsprechend, ehe er schliesslich am späten Abend erneut ins Bild kommt, wie er, resigniert und mit abgenommener Augenklappe, durch die Räume des Gebäudes geht, und dann Fromms theatralische Rückkehr auf die Szene, die den wie gelähmt wirkenden Apparat, auf den die Verschwörer so viele Hoffnungen gesetzt hatten, plötzlich wieder funktionsfähig machte; endlich die Verhaftungen, die mehrfach misslungenen Selbstmordversuche Becks, die eilig arran-

gierte Exekution vor dem Sandhaufen im Innenhof, angestrahlt von den Schweinwerfern einiger aufgefahrener Lastwagen, sowie zuletzt Fromms zündendes «Hoch!» auf den Führer. Gegen ein Uhr nachts kam [Hitlers](#) Stimme über alle deutschen Sender:

«Deutsche Volksgenossen und -genossinnen! Ich weiss nicht, zum wievielten Male nunmehr ein Attentat auf mich geplant und zur Ausführung gekommen ist. Wenn ich heute zu Ihnen spreche, dann geschieht es aus zwei Gründen: erstens damit Sie meine Stimme hören und wissen, dass ich selbst unverletzt und gesund bin. Zweitens damit Sie aber auch das Nähere erfahren über ein Verbrechen, das in der deutschen Geschichte seinesgleichen sucht.

Eine ganz kleine Clique ehrgeiziger, gewissenloser und zugleich verbrecherischer, dummer Offiziere hat ein Komplott geschmiedet, um mich zu beseitigen und zugleich mit mir den Stab praktisch der deutschen Wehrmachtführung auszurotten. Die Bombe, die von dem Oberst Graf v. Stauffenberg gelegt wurde, kreperte zwei Meter an meiner rechten Seite. Sie hat eine Reihe mir treuer Mitarbeiter sehr schwer verletzt, einer ist gestorben. Ich selbst bin völlig unverletzt bis auf ganz kleine Hautabschürfungen, Prellungen oder Verbrennungen. Ich fasse es als eine Bestätigung des Auftrages der Vorsehung auf, mein Lebensziel weiter zu verfolgen, so wie ich es bisher getan habe ...

Der Kreis, den diese Usurpatoren darstellen, ist ein denkbar kleiner. Er hat mit der deutschen Wehrmacht und vor allem auch mit dem deutschen Heer nichts zu tun ... Diesmal wird nun so abgerechnet, wie wir das als Nationalsozialisten gewohnt sind.»<sup>29</sup>

Noch in der gleichen Nacht setzte eine ausgedehnte Verhaftungswelle ein, die gegen alle Verräter gerichtet war, ob sie nun mit dem gescheiterten Staatsstreich zu tun hatten oder nicht. Eine zweite Welle, rund einen Monat später («Gewitteraktion») erfasste noch einmal einige tausend vermutete Oppositionelle vor allem aus den Reihen der alten Parteien.<sup>30</sup> Eine eigens gebildete «Sonderkommission 20. Juli», in der vierhundert Beamte aufgeboden waren, fahndete monatelang, bis in die Tage des zusammenbrechenden Regimes, nach jeder Spur und demonstrierte in immer neuen Erfolgsmeldungen die Breite des Widerstands. Zermürbender Druck, Folter und Erpressungen brachten alsbald die Beweise einer jahrelang betriebenen, gründlich theoretischen, aber tatunfähigen Opposition zum Vorschein: eine Fülle von Briefen und Tagebüchern insbesondere, die ihr den Charakter eines permanenten Selbstgesprächs verschaffen. Welcher Mittel sich die Verfolger bedienten,

wurde am Beispiel Henning v. Tresckows sichtbar, der sich am 21. Juli im Frontbereich erschossen hatte und als einer der herausragenden Generale noch im Wehrmachtsbericht rühmend erwähnt worden war. Kaum war sein Anteil an dem Staatsstreichunternehmen jedoch erkennbar geworden, als seine Leiche unter Beschimpfungen der hinzugezogenen Angehörigen aus dem Familiengrab gerissen und nach Berlin geschafft wurde, wo sie im Verhör gegen die hartnäckig leugnenden Freunde als Schockmittel eingesetzt wurde.<sup>31</sup>

Überhaupt entfaltete das Regime, ganz im Gegensatz zu seinem Ideal des leidenschaftslosen, gleichsam unbeteiligten Exekutierens, eine bemerkenswerte Grausamkeit, der [Hitler](#) selber wiederholt die Stichworte gegeben hat. Er hatte stets, selbst in den Zeiten kontrollierter Reaktionen, ein auffälliges Bedürfnis bewiesen, sich für jede Verweigerung, jedes Widerstreben in der exzessivsten Weise zu rächen. Die Ausrottungspolitik in Polen beispielsweise entsprach in ihren wütenden, terroristischen Begleitumständen weniger einer schon bereitliegenden Konzeption über die Behandlung der Ostvölker als vielmehr dem aktuellen Vergeltungsbedürfnis an demjenigen unter diesen Völkern, das er vergeblich als Bündnispartner für die Verwirklichung seines Lebensstraums, den grossen Aufbruch gegen die Sowjetunion, umworben hatte; und als Jugoslawien sich im Frühjahr 1941 durch einen Offiziersputsch aus dem erzwungenen Beitritt zum Dreimächtepakt lösen wollte, war [Hitler](#) so ausser sich vor Wut, dass er die ungeschützte Hauptstadt des Landes in der «Operation Bestrafung» drei volle Tage lang aus niedriger Höhe systematisch bombardieren liess. Jetzt sagte er in einer Lagebesprechung, wenige Tage nach dem Attentat: «Es muss ein Ende nehmen. Das geht nicht. Man muss diese gemeinsten Kreaturen, die jemals den Soldatenrock in der Geschichte getragen haben, dieses Gesindel, das sich aus der einstigen Zeit herübergerettet hat, abstossen und austreiben.» Über die justizmässige Erledigung des Staatsstreichs äusserte er:

«Diesmal werde ich kurzen Prozess machen. Diese Verbrecher sollen nicht vor ein Kriegsgericht, wo ihre Helfershelfer sitzen und wo man die Prozesse verschleppt. Die werden aus der Wehrmacht ausgestossen und kommen vor

den Volksgerichtshof. Die sollen nicht die ehrliche Kugel bekommen, die sollen hängen wie gemeine Verräter! Ein Ehrengericht soll sie aus der Wehrmacht austossen, dann kann ihnen als Zivilisten der Prozess gemacht werden, und sie beschmutzen nicht das Ansehen der Wehrmacht. Blitzschnell muss ihnen der Prozess gemacht werden; sie dürfen gar nicht gross zu Wort kommen. Und innerhalb von zwei Stunden nach der Verkündung des Urteils muss es vollstreckt werden! Die müssen sofort hängen ohne jedes Erbarmen. Und das wichtigste ist, dass sie keine Zeit zu langen Reden erhalten dürfen. Aber der Freisler wird das schon machen. Das ist unser Wyschinski.»<sup>32</sup>

So wurde in der Tat verfahren. Ein «Ehrenhof» unter dem Vorsitz Feldmarschalls v. Rundstedt, dem als Beisitzer Feldmarschall Keitel, Generaloberst Guderian sowie die Generale Schroth, Specht, Kriebel, Burgdorf und Maisel angehörten, stiess ohne Anhörung der Person erstmals am 4. August zweiundzwanzig Offiziere mit Schande aus der Armee, unter ihnen einen Feldmarschall und acht Generale. Seit die Verhöre eingesetzt hatten, erhielt **Hitler** täglich einen ausführlichen Bericht über deren Ergebnisse, ferner Informationen über Verhaftungen und Hinrichtungen, die er «gierig verschlang». Er bat den Präsidenten des Volksgerichtshofs, Roland Freisler, sowie den verantwortlichen Scharfrichter zum Empfang ins Führerhauptquartier und bestand darauf, dass den Verurteilten jeder geistliche Beistand versagt, ihnen keine irgendwie geartete Erleichterung gewährt werde. «Ich will, dass sie gehängt werden, aufgehängt wie Schlachtvieh», lautete seine Anweisung.<sup>33</sup>

Am 8. August wurden die ersten acht Verschwörer in der Strafanstalt Plötzensee hingerichtet. Einzeln in Zuchthauskleidern und Holzschuhen, betraten sie den Hinrichtungsraum, der durch zwei kleine Fenster trübe erhellt war. Vorbei an der Guillotine, wurden sie zu den Haken geführt, die an einer quer über die Decke laufenden Schiene befestigt waren. Die Henker nahmen ihnen die Handschellen ab, legten ihnen die Schlinge um den Hals und entkleideten sie bis zur Hüfte. Dann hoben sie die Verurteilten in die Höhe, liessen sie in die Schlinge fallen und zogen ihnen, während sie allmählich erdrosselt wurden, die Hosen herunter. Die Protokolle vermerkten in der Regel eine Exekutionsdauer bis zu zwanzig Sekunden, doch die Anordnung lautete, das Sterben hinauszuziehen.



Nach jeder Exekution stärkten sich der Scharfrichter und seine Gehilfen mit Schnaps, der auf einem Tisch in der Mitte des Raumes bereitstand; Filmaufnahmen hielten die Vorgänge fest, und noch am gleichen Abend liess Hitler sich die Hinrichtungen bis zu den letzten Zuckungen der Delinquenten verführen.<sup>34</sup>

Die überschüssige Reaktion betraf aber nicht nur die Intensität, sondern auch die Breite der Verfolgung: Die Verschwörer traf eine ideologisch verbrämte Sippenhaft. Zwei Wochen nach dem gescheiterten Staatsstreich, in seiner Rede auf der Gauleitertagung vom 3. August 1944 in Posen, erklärte Heinrich Himmler:

«Dann werden wir hier eine absolute Sippenhaftung einführen. Wir sind danach schon vorgegangen und ... es soll uns ja niemand kommen und sagen: das ist bolschewistisch, was Sie da machen. Nein, nehmen Sie mir es nicht übel, das ist gar nicht bolschewistisch, sondern sehr alt und bei unseren Vorfahren gebräuchlich gewesen. Sie brauchen bloss die germanischen Sagas nachzulesen. Wenn sie eine Familie in die Acht taten und für vogelfrei erklärten oder wenn eine Blutrache in einer Familie war, dann war man masslos konsequent. Wenn die Familie vogelfrei erklärt wird und in Acht und Bann getan wird, sagten sie: Dieser Mann hat Verrat geübt, das Blut ist schlecht, da ist Verräterblut drin, das wird ausgerottet. Und bei der Blutrache wurde ausgerottet bis zum letzten Glied in der ganzen Sippe. Die Familie Graf Stauffenberg wird ausgelöscht werden bis ins letzte Glied.»<sup>35</sup>

Nach diesem Grundsatz wurden alle erreichbaren Angehörigen der Gebrüder Stauffenberg bis zu einem dreijährigen Kind einerseits und dem fünfundachtzigjährigen Vater eines Vetters andererseits verhaftet. Ähnlich erging es den Angehörigen der Familien Goerdeler, v. Tresckow, v. Seydlitz, v. Lehdorff, Schwerin v. Schwanefeld, Yorck V. Wartenburg, v. Moltke, Oster, Leber, v. Kleist und V. Haefen sowie vielen anderen. Feldmarschall Rommel wurde die Sippenhaft sowie ein Prozess angedroht, falls er sich weigere, freiwillig aus dem Leben zu scheiden. Die Generale Burgdorf und Meisei, die ihm die Forderung Hitlers vortrugen, überbrachten ihm gleichzeitig eine Ampulle mit Gift. Rund eine halbe Stunde später lieferten sie die Leiche in einem Ulmer Krankenhaus ab und untersagten jede Obduktion: «Berühren Sie den Leichnam nicht», erklärte Burgdorf dem Chefarzt, «alles ist von Berlin aus bereits geregelt.» Die Exekutionen dauerten bis in den April 1945.

So verlor sich die Spur des Staatsstreichunternehmens vom 20. Juli in Hinrichtungsbaracken und Leichenhallen. Unter den Gründen, die sein Scheitern bewirkten, wird man an erster Stelle wohl immer wieder die inneren Hemmnisse vor einer Tat zu nennen haben, die allzu vielen Denkgewohnheiten und traditionsgeheiligten Reflexen zuwiderlief. Als Offiziersverschwörung hatte sie mit allen Petrefakten einer Schicht zu tun, die wie keine andere soziale Gruppe vom Herkommen und ideologischen Kommit geemmt war. Der entschlossene Kern der Verschwörer hat diese Problematik bis zur Verzweiflung kennengelernt, und ein Teil der Handicaps, mit denen die Aktion von allem Anfang an belastet war, hatte den Grund darin, dass die Operation «Walküre» an die Fiktion des «legalen Staatsstreichs» gebunden war, um den Eid- und Meutereikomplex des Offizierskorps zu überspielen. Einer der Hauptakteure, General Hoepner, hatte noch am 20. Juli den Oberbefehl über das Ersatzheer erst übernommen, als ihm der erbetene schriftliche Befehl vorlag und die Legalität der Kommandoübernahme ausdrücklich bestätigt worden war.<sup>36</sup> Solche Schwerfälligkeiten haben dem Staatsstreich den eigentümlich linkischen, in allem moralischen Ernst fast parodistischen Charakter gegeben. Zahlreiche Episoden und Details besitzen im Rückblick etwas von der unvergesslichen Donquichotterie des Generaloberst v. Fritsch, der 1938, nach seiner durch Himmlers Intrige mitbewirkten Verabschiedung, den Reichsführer-SS zum Duell fordern wollte: Hier stiess eine alte Welt auf eine Gruppe vorurteilsloser Revolutionäre und hat in denjenigen ihrer Vertreter, die sich nicht korrumpieren liessen, fast nur noch unbeholfen und bizarr reagiert. So glaubte Goerdeler, der ein strikter Gegner des Attentatsgedankens war, es könne ihm gelingen, [Hitler](#) im Gespräch zur Einsicht und Umkehr zu bringen, während Stauffenberg und andere Verschwörer die Absicht hatten, sich nach der Wiederherstellung des Rechtszustandes freiwillig einem Gericht zu stellen.<sup>37</sup>

Die gleiche Lebensumständlichkeit hat die Mehrzahl auch nach dem Scheitern des Unternehmens demonstriert. Bewegungslos erwarteten sie die Verfolger, unfähig zu Flucht und Verstecken: «Nicht fliehen – durchstehen», begründete Hauptmann Klausing, einer der führenden Akteure aus der Bendlerstrasse, seinen Ent-

schluss, sich zu stellen, Theodor Steltzer kam sogar aus Norwegen zurück, General Fellgiebel lehnte unmittelbar vor seiner Verhaftung die angebotene Pistole mit dem Bemerkten ab, man tue das nicht<sup>38</sup>, und alle diese Verhaltensweisen, ihr alfränkischer und bewegender Zug, kommt exemplarisch in der entschlossenen Geste zum Ausdruck, mit der Carl Goerdeler den Rucksack überschallte, zum Wanderstock griff und auf die Flucht ging. Auch in den Verhören haben einige der Beteiligten offenbar eher den Ernst und die Entschlossenheit des Widerstands bezeugen als die eigene Verteidigung betreiben wollen, andere es sich aus moralischen Gründen versagt zu lügen, ungeachtet der Gefahr, dass ihr Stolz den Untersuchungsbeamten in die Hände arbeiten könnte. Einer der Leiter der «Sonderkommission 20. Juli» hat denn auch erklärt, «der männliche Standpunkt der Idealisten (habe) sofort einiges Licht in das Dunkel gebracht».<sup>39</sup>

Mit dieser elementaren Moralität hat es auch zutun, dass der Putschversuch ohne einen Schuss ablief und damit zwangsläufig einige seiner Erfolgchancen verspielte. Schon die Ausgangsüberlegung, den militärischen Befehlsweg zu benutzen, war darin begründet: Es sollte kommandiert, nicht geschossen werden. Hans Bernd Gisevius, einer der Mitverschwörer, hat nicht zu Unrecht gefragt, warum jener SS-Führer und der Hitler-treue Kommandeur, die den Putschisten in der Bendlerstrasse gleich zu Beginn den Weg versperrten, unter Arrest gesetzt und nicht «sofort an die Wand gestellt» worden seien, um den Staatsstreich überhaupt erst zündend glaubwürdig zu machen und ihm den Charakter einer äussersten Herausforderung zu vermitteln.<sup>40</sup> Hier zeigte sich, dass der 20. Juli auch insofern ein Offiziersputsch war, als ihm jene Mannschaften fehlten, die schossen, verhafteten und besetzten. Immer wieder begegnet man in den Berichten jenes Tages den kleinen Offizierskommandos, die sich für Sondereinsätze bereithielten: Nicht einmal die Bendlerstrasse verfügte am späten Abend über eine Wachmannschaft, und Oberst Jäger verlangte bei General v. Hase vergeblich den Stosstrupp, mit dem er Goebbels verhaften sollte. Das Unternehmen war im Grunde ohne alle Schlagkraft, und selbst die Offiziere an seiner Spitze verkörperten in der Mehrzahl den intellektuellen Typus des Stabsoffiziers, nicht den ungebrochenen

Troupier wie beispielsweise Remer. Becks zweimal misslungener Selbstmordversuch am Ende jenes Tages offenbarte wie im Symbol ein letztes Mal die ganze unglückliche Tatschwäche der Verschwörer.

Schliesslich aber war der Putsch auch ohne Rückhalt in der Bevölkerung: Als [Hitler](#) am Abend des 20. Juli Mussolini zum Bahnhof des Hauptquartiers zurückbegleitete, machte er bei einer Gruppe von Bauarbeitern halt und sagte: «Ich habe von Anfang an gewusst, dass ihr das nicht gewesen seid. Es ist mein tiefer Glaube, dass meine Feinde die 'vons' sind, die sich Aristokraten nennen.»<sup>41</sup> Des einfachen Mannes hatte er sich stets auf geradezu herausfordernde Weise sicher gefühlt, als kenne er auch jetzt noch dessen Wünsche, Verhaltensweisen, Grenzen; und in der Tat hat die Öffentlichkeit in einer gleichsam mechanischen Reaktion den Staatsstreich zunächst auch als Staatsverbrechen angesehen, dem sie mit einer Mischung aus Gleichgültigkeit und Abwehr begegnete. Die Reaktion war freilich mitbegründet in der noch immer beträchtlichen Kohärenz des Staates sowie vor allem im anhaltenden Prestige [Hitlers](#); noch immer besass er die psychologische Macht, auch wenn sich die Motive inzwischen gewandelt hatten: Es war nicht mehr so sehr die einstige Bewunderung, als vielmehr ein dumpfes, fatalistisch getöntes Gefühl gegenseitiger Verkettung, das durch die eigene wie die alliierte Propaganda, durch die drohend heranrückende Rote Armee und durch den Einschüchterungsdruck von Gestapo, Spitzelwesen und SS bestärkt wurde: dies alles überdeckt von einer vagen Hoffnung, dass dieser Mann, wie so oft schon in der Vergangenheit, das Mittel wissen werde, dem Unheil zu begegnen. Der Fehlschlag des Attentats und das vorschnelle Ende des Staatsstreichs haben der Bevölkerung die Entscheidungsfrage erspart, mit der die Verschwörer sie konfrontieren wollten, indem sie ihr die moralische Verwerflichkeit des Regimes, die Vorgänge in den Konzentrationslagern, die willentliche Kriegspolitik [Hitlers](#) und die Ausrottungspraktiken offenbarten. Goerdeler war überzeugt, ein Aufschrei der Empörung werde durch die Öffentlichkeit gehen und ein Volksaufstand losbrechen.<sup>42</sup> Aber die Frage wurde nicht gestellt.

So blieb der 20. Juli nur der Entschluss und die Tat weniger Ein-

zelner. Die charakteristische Soziologie der Verschwörung hatte allerdings zur Folge, dass damit mehr als ein Putsch endete: Es war, gerade in den preussischen Adeligen, die den Kern des Aufstandsversuchs bildeten, der Untergang einer traditionsreichen Schicht, «vielleicht die einzige, sicher die stärkste herrschaftsfähige und staatsbildende Kraft, die Deutschland in der Neuzeit hervorgebracht hat» und die allein besass, «was eine herrschende Klasse braucht und was weder der deutsche Hochadel noch das deutsche Bürgertum noch, wie es scheint, die deutsche Arbeiterschaft hatten oder haben: Geschlossenheit, Stil, Herrschaftswillen, Durchschlagkraft, Selbstsicherheit, Selbstdisziplin, Moral.»<sup>43</sup> Gewiss hatte Hitler sie korrumpiert, entmachtet und in ihren vielfach parasitären Ansprüchen blossgestellt. Aber nun erst liquidierte er sie. Mit ihnen, den Trägern vieler klangvoller Namen, trat zugleich das alte Deutschland ab, und wenn es seinen Ruhm längst dahin hatte, verspielt im opportunistischen und kurzsichtigen Zusammengehen mit Hitler, so muss doch auch eingeräumt werden, dass der Entschluss zur Kündigung des einstigen Bündnisses von diesen Männern ausging. In Hitlers massloser Reaktion kam noch einmal das nie aufgegebene Ressentiment gegen die alte Welt zum Vorschein, der Hasseffekt, der auch sein Verhältnis zum Bürgertum so doppeldeutig geprägt hat: «Ich habe schon oft bitter bereut, mein Offizierskorps nicht so gesäubert zu haben, wie Stalin es tat», äusserte er.<sup>44</sup> In diesem Sinne waren der 20. Juli und was ihm folgte der Abschluss der nationalsozialistischen Revolution.

Selten ist einer sozialen Schicht der «Auszug aus der Geschichte»<sup>45</sup> eindrucksvoller und gewinnender gelungen als dieser; doch hat sie, aufs Ganze gesehen, das Opfer nur um ihrer selbst willen gebracht. Zwar war der treibende Gedanke jenes «heilige Deutschland», das Stauffenberg mit seinem pathetischen Ruf vor dem Exekutionskommando noch einmal beschwor; aber dahinter war stets auch die Überzeugung wirksam, als Klasse zu handeln, als Klasse auch einem besonderen moralischen Imperativ unterworfen zu sein, der das Recht zum Widerstand gab und den Tyrannenmord zur Pflicht machte. «Wir reinigen uns selbst», entgegnete General Stieff, als er nach dem Antrieb für eine Tat mit so ungewissem Erfolg befragt wurde.<sup>46</sup>

Diesem Bewusstsein entnahmen sie alle entscheidenden Motive. Um seinetwillen wog der Vorwurf des Hochverrats, des Eidbruchs oder des Dolchstosses gering, desgleichen die Missdeutungen und Verleumdungen, die sie kommen sahen. «Jetzt wird die ganze Welt über uns herfallen und uns beschimpfen», sagte Henning v. Tresckow kurz vor seinem Tod zu einem seiner Freunde; «aber ich bin nach wie vor der felsenfesten Überzeugung, dass wir recht gehandelt haben.»<sup>47</sup> In der Tat haben die nationalsozialistische und die alliierte Propaganda in jenen fatalen Übereinstimmungen, wie sie in diesem Stadium des Krieges zusehends häufiger wurden, die Verschwörer verdächtigt und verurteilt: Beide hatten ein Interesse an der These vom monolithischen Charakter des Regimes, von der Identität zwischen Führer und Volk – die Alliierten sogar bis lange über das Kriegsende hinaus, als sie Publikationen über den deutschen Widerstand durch die Besatzungsbehörden untersagten. Der eher unwillig bezeugte Respekt, der den Verschwörern bis heute auf allen Seiten entgegengebracht wird, bewahrt dieses Unbehagen von einst, und jedenfalls ist nichts von ihren Ideen und Wertvorstellungen in die Gegenwart gekommen. Sie hinterliessen kaum eine Spur, und die Zufälle der Geschichte haben diesen Abgang auf merkwürdige Weise unterstrichen: Die Leichen der Hingerichteten wurden dem Anatomischen Institut der Berliner Universität übergeben, dessen Leiter selber nahe Freunde unter den Verschwörern hatte und sie deshalb unangetastet einäschern und auf einem Dorffriedhof in der Umgebung beisetzen liess. Dort aber hat ein alliierter Luftangriff die meisten der Urnen zerstört.<sup>48</sup>

Die Ereignisse des 20. Juli gaben dem Regime noch einmal einen radikalierenden Impuls, und wenn es je dem Begriff totalitärer Herrschaft nahegekommen ist, dann in diesen letzten Monaten, die grössere Opfer und Verwüstungen im Gefolge gehabt haben als der gesamte voraufgegangene Krieg. Noch am Tag des Attentats hatte Hitler den Reichsführer-SS, Heinrich Himmler, zum Befehlshaber des Ersatzheeres ernannt und ihm damit, in einem Akt ausgesuchter Demütigung des Offizierskorps, eine der Schlüsselpositionen der Wehrmacht übertragen. Goebbels wiederum war fünf Tag danach auf sein unausgesetztes Drängen hin zum

«Reichsbevollmächtigten für den totalen Kriegseinsatz» berufen worden und hatte, unter dem Motto «Das Volk will es!», augenblicklich ganze Kataloge von Einschränkungen, Sperren und Stilllegungen erlassen. Nahezu alle Theater und Variétés wurden geschlossen, alle Akademien, Haushalts- und Handelsschulen, eine allgemeine Urlaubssperre verfügt, die Arbeitspflicht für Frauen bis zum fünfzigsten Lebensjahr eingeführt und vieles mehr. Am 24. August verkündete er die totale Mobilmachung, bald wurden alle annähernd tauglichen Männer zwischen fünfzehn und sechzig Jahren zum «Volkssturm» einberufen. «Hitler brauchte eine Bombe unter dem Hintern, um den Grund einzusehen», meinte Goebbels.<sup>49</sup>

Gleichzeitig erreichte die Rüstungsproduktion noch einmal höhere Ausstosszahlen als je zuvor. Die Rückzüge und pausenlosen Bombenangriffe brachten zwar ständig neue Schwierigkeiten, doch gelang es Speer immer wieder, sie durch einfallsreiche und energische Improvisationen zu meistern. Die Geschützproduktion wurde von 27'000 im Jahre 1943 auf über 40'000 gesteigert, die Zahl der Panzer von 20'000 auf 27'000, die der Flugzeuge von 25'000 auf nahezu 38'000. Doch war es nur eine äusserste, alle Kraftreserven rücksichtslos und wie zur letzten Schlacht aufbietende Steigerung, die weder beibehalten noch jemals ausgeglichen oder gar wiederholt werden konnte. Infolgedessen beschleunigte sie nur den Zusammenbruch, zumal die Alliierten jetzt auch mit jenen systematischen Angriffen auf die Raffinerieanlagen begannen, die sie schon einmal geplant und dann verworfen hatten. Unverzüglich fiel beispielsweise die Produktion von Flugbenzin von 156'000 Tonnen im Mai 1944 auf 52'000 Tonnen im Juni, 10'000 Tonnen im September 1944 und schliesslich 1'000 Tonnen im Februar 1945.<sup>50</sup>

Die Möglichkeiten zur Fortsetzung des Krieges begannen damit einander aufzuheben: Die Rückzüge und Luftangriffe hatten empfindliche Rohstoffeinbussen zur Folge; dies wiederum verringerte die Produktion und Einsatzfähigkeit der produzierten Waffen, so dass neuerliche Gebietsverluste eintraten, die ihrerseits den Gegner in die Lage versetzten, die Startbasen seiner Luftflotte immer näher an das Reichsgebiet heranzuschieben. Seither war kaum eine operative Entscheidung frei von rüstungstechnischen Überlegun-

gen, in jeder Lagebesprechung ging es um Rohstoffreserven, Transportschwierigkeiten, Mängelfragen. Vom Herbst 1944 an mussten die Sprengstoffe bis zu zwanzig Prozent mit Salz gestreckt werden, auf den Flugplätzen standen einsatzfähige Jagdflugzeuge mit leeren Tanks, und in einer Denkschrift aus der gleichen Zeit kam Speer zu dem Ergebnis, dass «unter Berücksichtigung der Lager- und Durchlaufzeit der verarbeitenden Industrie ... die vom Chrom abhängige Produktion, das heisst die gesamte Rüstungsproduktion, am 1. Januar 1946 auslaufen» wird.<sup>51</sup>

Unterdessen waren die Sowjetrussen durch die zerschlagene Front im Mittelabschnitt bis an die Weichsel vorgestossen und hatten dabei, dank der verbissenen Haltetaktik [Hitlers](#), immer neue deutsche Verbände abschneiden und einkesseln können; bei manchen Lagebesprechungen fehlten der deutschen Führung plötzlich ganze Divisionen, die ohne ein Zeichen verschwanden und nie wieder auftauchten. Ähnlich, als eine Kette von Durchbruchs- und Kesselschlachten, entwickelte sich die Lage im Westen, nachdem die Alliierten Ende Juli dort den Bewegungskrieg eröffnet hatten. [Hitler](#), der sich einst so erfolgreich eben dieser operativen Methode bedient hatte, fand immer weniger eine Antwort darauf und lehnte alle Vorschläge zur beweglichen Verteidigung, wie sie ihm namentlich der neuernannte Generalstabschef Guderian machte, nach wie vor ab. Stattdessen entwickelte er, wie unter einem Zwang auf seine Offensivkonzeption fixiert, ständig neue Angriffspläne, die den lokalen Befehlshaber bis ins Detail die Abschnitte sowie die Dörfer, Brücken, Strassen ihres Vorrückens auftrugen.<sup>52</sup> Zwar verfügte die Wehrmacht noch immer über einen Bestand von etwas über neun Millionen Mann, doch waren diese Streitkräfte über den halben Erdteil von Skandinavien bis zum Balkan verteilt. Der Vorsatz [Hitlers](#), verlorene Prestigeposten zu halten, sowie die Notwendigkeit, die schwindende Rohstoffbasis zu sichern, erdrückte alle operative Freiheit. Im August ging Rumänien mit seinen Ölfeldern an die Rote Armee verloren, im September Bulgarien, und während die deutsche Stellung auf dem Balkan nahezu widerstandslos aufgebrochen wurde, zog sich auch das erschöpfte Finnland aus dem Krieg zurück. Etwa zur gleichen Zeit landeten die Briten in Griechenland und besetzten Athen. Bis Ende



August hatten die Alliierten auch Nordfrankreich erobert und dabei riesige Mengen an Material und Ausrüstung erbeutet sowie ein Heer von Gefangenen gemacht. In den ersten Septembertagen erreichten ihre Panzerarmeen die Mosel, und eine Woche später, am 11. September, überschritt eine amerikanische Patrouille erstmals die deutsche Westgrenze. Zwar konnte ein etwas später angesetzter Vorstoss der Sowjetrussen auf Ostpreussen noch einmal abgeschlagen werden, doch es war nun gewiss: Der Krieg kam nach Deutschland zurück.

Dessenungeachtet dachte Hitler nicht an Aufgabe. Den ersten Zersetzungserscheinungen innerhalb der Wehrmacht trat er mit drastischen Mitteln entgegen und liess beispielsweise Anfang September allen Deserteuren durch Himmler die Sippenhaft androhen. Er setzte auf die Entzweiung der Alliierten, die Kraft der am 20. Juli erneut bestätigten «Vorsehung», auf eine überraschende Wende: «Sie taumeln in ihr Verderben hinein», äusserte er im Verlauf einer Besprechung im Führerhauptquartier, die seine Entschlossenheit deutlich machte, den Krieg unter allen Umständen fortzusetzen:

«Ich darf wohl sagen: Eine grössere Krise als die, die wir in diesem Jahr schon einmal im Osten erlebten, kann man sich nicht vorstellen. Als Feldmarschall Model kam, war tatsächlich die Heeresgruppe Mitte nur ein Loch. Da war mehr Loch als Front, dann war endlich mehr Front als Loch ... Wir werden uns schlagen, wenn nötig sogar am Rhein. Das ist völlig gleichgültig. Wir werden unter allen Umständen diesen Kampf so lange führen, bis, wie Friedrich der Grosse gesagt hat, einer unserer verfluchten Gegner es müde wird, noch weiter zu kämpfen, und bis wir dann einen Frieden bekommen, der der deutschen Nation für die nächsten 50 oder 100 Jahre das Leben sichert und der vor allem unsere Ehre nicht ein zweites Mal so schändet, wie es im Jahre 1918 geschehen ist ... Wenn mein Leben (am 20. Juli) beendet worden wäre, wäre es für mich persönlich – das darf ich sagen – nur eine Befreiung von Sorgen, schlaflosen Nächten und einem schweren Nervenleiden gewesen. Es ist nur der Bruchteil einer Sekunde, dann ist man von alledem erlöst und hat seine Ruhe und ewigen Frieden. Dass ich am Leben geblieben bin, dafür bin ich trotzdem der Vorsehung dankbar.»<sup>53</sup>

Immerhin schien der Körper jetzt, heftiger und ungeduldiger denn je, auf die permanente Überspannung zu reagieren. Nach dem 20. Juli hatte Hitler noch seltener als früher den Bunker verlassen

und die frische Luft gemieden, er fürchtete Infektionen und Attentäter. Dem Drängen seiner Ärzte, die dumpfen, engen Räume mit ihrer deprimierenden Atmosphäre aufzugeben, gab er nicht nach, vielmehr vergrub er sich, enttäuscht und bitteren Gefühlen nachhängend, immer tiefer in die Bunkerwelt. Im August begann er, über ständige Kopfschmerzen zu klagen, im September erkrankte er unvermittelt an Gelbsucht, gleichzeitig quälten ihn Zahnbeschwerden, und Mitte des Monats, kurz nachdem erstmals grössere alliierte Verbände auf Reichsgebiet vorgedrungen waren, brach er mit einem Herzanfall zusammen. Den erhaltenen Berichten zufolge lag er apathisch auf seinem Feldbett, seine Stimme bebte leise, und zeitweilig schien jeder Lebenswille aus ihm gewichen. Schwindelanfälle, Schweissausbrüche und Magenkrämpfe lösten einander ab, dies alles verbunden mit einer schweren Infektion, und es mag den naheliegenden Verdacht auf den hysterischen Charakter dieses Krankheitenschubs verstärken, dass eben jetzt, wie schon im Herbst 1935, ein Eingriff an den Stimmbändern erforderlich wurde. Am 1. Oktober, im Verlauf einer Behandlung durch einen seiner Ärzte, verlor [Hitler](#) für kurze Zeit das Bewusstsein.<sup>54</sup> Erst danach begannen die Krankheiten abzuklingen, nur das Gliederzittern zeigte sich jetzt stärker denn je, häufig machten sich auch Gleichgewichtsstörungen bemerkbar, und gelegentlich, während eines der seltenen Spaziergänge, zu denen er sich überreden liess, scherte er plötzlich, wie von fremder Hand gesteuert, zur Seite aus. Nicht undenkbar ist, dass die im Ganzen jedoch überraschende Regeneration vom Zwang zu jenen grundsätzlichen Entschlüssen mitbewirkt wurde, denen er sich jetzt, angesichts der heranrückenden Schlussphase des Krieges, gegenüber sah.

Strategisch blieb ihm nur noch eine Alternative: Er konnte, im Rückgriff auf alte Bollwerksideologien, die Masse der verbliebenen Kräfte im Osten versammeln und auf diese Weise die langgezogene Abwehrfront verstärken oder aber noch einmal zum Schlag gegen Westen ausholen. Es war dies gleichsam die militärische Formulierung der seit Sommer 1943 verschiedentlich aufgetauchten Frage, ob im Osten oder im Westen eher eine Chance zu suchen sei – wie schwach und eigentlich unbegründbar sie auch war. Zu Beginn des Jahres 1944 hatte [Hitler](#) in einer Rundfunkansprache

den alten Anspruch als Retter Europas vor dem «bolschewistischen Chaos» zu erneuern versucht, seine Mission mit derjenigen Griechenlands und Roms verglichen und erklärt, dieser Krieg erhalte seinen höheren Sinn erst als Entscheidungskampf zwischen Deutschland und der Sowjetunion, er sei die Abwehr eines neuen Hunneneinbruchs, der ganz Westeuropa und Amerika bedrohe. Sollte Sowjetrußland siegen, hätte «zehn Jahre später der älteste Kulturkontinent die Wesenszüge seines Lebens verloren, das uns allen so teuer gewordene Bild einer mehr als zweieinhalbtausendjährigen musischen und materiellen Entwicklung wäre ausgelöscht, die Völker als Träger dieser Kultur, ihre Repräsentanten ... würden irgendwo in den Wäldern oder Sümpfen Sibiriens, soweit sie nicht durch Genickschuss ihre Erledigung gefunden hätten, verkommen».<sup>55</sup> Jetzt, nur Monate später, entschied er sich zur Offensive gegen Westen und nahm dafür eine Schwächung der schwer bedrängten Ostfront in Kauf.

Der Entschluss ist häufig als Akt einer letzten grossen Demaskerade angesehen worden, als Selbstenthüllung eines gesinnungslosen Zynikers, und fast scheint damit tatsächlich jener Schleier zu zerreißen, hinter dem er doch noch als der nihilistische Revolutionär auftaucht, den Hermann Rauschning in ihm gesehen hatte: ein Mann, der keine Idee, kein Programm, kein Ziel kannte, sondern Ideen, Ziele und Programme nur zur Machtanhäufung und Aktionsankurbelung benutzte. Unstreitig hat die Zwangslage, der er sich zu diesem Zeitpunkt gegenüber sah, etwas von diesem Wesen zum Vorschein gebracht: von seiner Treulosigkeit gegenüber Ideen und Überzeugungen, seiner Verachtung für Prinzipien, und sicherlich rückt die Entscheidung das ohnehin verschlissene Panier vom «Kampf gegen den Bolschewismus» in ein trübes Licht. Sie war, strenggenommen, kompromittierender als der Moskauer Vertrag, den [Hitler](#) als Umweg und taktisches Manöver allenfalls rechtfertigen konnte; denn jetzt gab es keine Umwege mehr.

Gleichwohl aber löscht der Entschluss, im Westen anzugreifen, [Hitlers](#) lebenslange Fixierung, für deren versessenen, fast wahnhaften Charakter zahllose Belege zeugen, nicht aus. Der genaueren Betrachtung kann auch die Konsequenz nicht entgehen, die in seiner Entscheidung lag. Natürlich waren Trotz und Verzweiflung im

Spiel, der unauslöschliche Hass auf den Westen, der ihm seinen grossen Plan zerschlagen hatte, und vermutlich entdeckte er, in den radikalen Stimmungen der Schlussphase, noch einmal seine grössere Nähe zu Stalin, dem «genialen Kerl», wie er häufig erklärte, vor dem man «unbedingten Respekt» haben müsse.<sup>56</sup> Im Ganzen aber enthielt **Hitlers** Entscheidung ein höheres Mass an kalkulierter Überlegung, als man ihm im Untergang, am Ende seiner Macht und seines Lebens, zutrauen mag.

Zunächst glaubte er, aus seiner Bewunderung für Stalin die Rückschlüsse auf dessen Verhalten ziehen zu können: Die Grösse, so wusste er, war ihrem Wesen nach unerbittlich, sie kannte weder Wankelmut noch jene Nachgiebigkeit, die eine Sache bürgerlicher Politiker war. Ein erneuter Vorstoss gegen Osten konnte daher das Ende möglicherweise verzögern, doch gewiss nicht vermeiden helfen. Eine Offensive im Westen dagegen schien ihm geeignet, bei den, wie er glaubte, labilen Amerikanern und Engländern einen Überraschungsschock auszulösen, so dass er die Initiative zurückerobernte und sich damit jenen Zeitgewinn sicherte, der vielleicht doch noch die erhoffte Spaltung der gegnerischen Koalition einbrachte: Insofern war die Offensive eine Art letztes verzweifeltes Angebot an die westlichen Alliierten, gemeinsame Sache zu machen. Vor allem aber schien ihm nur im Westen überhaupt eine Offensive möglich, und diese Erwägung entschied bereits nahezu alles: Hier konnte er noch einmal vorrücken, noch einmal sein im Angriff bewährtes Feldherrngenie zur Geltung bringen. Die unendlich ausgedehnte Ostfront mit ihren rückwärtigen Riesenräumen, in denen er sich selbst in Zeiten ungebrochener Kraft verlaufen hatte, bot viel weniger einen operativen Ansatz- oder Zielpunkt als der Westen, wo die Offensive überdies aus dem Befestigungssystem des Westwalls heraus vorgetragen werden und mit kürzeren Entfernungen sowie geringerem Treibstoffverbrauch rechnen konnte. Überdies glaubte **Hitler** auch, dass die im Osten eingesetzten Verbände ohnehin erbitterten Widerstand leisten würden; im Osten hatte er die Angst zum Verbündeten, während er im Westen mit einem wachsenden Defaitismus rechnen musste; die Versuche der Propagandaspezialisten, die soeben bekanntwerdenden Pläne des amerikanischen Finanzministers Henry Morgen-

thau jr. zur Zerstückelung und Reagrarisierung Deutschlands als stimulierendes Angstmotiv aufzubauen, blieben zwar nicht ohne Wirkung, doch erzeugten sie keineswegs den erwarteten wilden Schrecken. Die Offensive sollte daher dem Krieg im Westen etwas von jener Entschiedenheit und Unversöhnlichkeit vermitteln, die er im Osten schon besass.

Wenige Tage vor dem Beginn des Angriffs, am 11. und 12. Dezember, liess **Hitler** die Truppenkommandeure der Westfront in zwei getrennten Gruppen im Hauptquartier Feldmarschall v. Rundstedts zusammenrufen. Nachdem ihnen dort die Waffen und Aktentaschen abgenommen worden waren, wurden sie eine halbe Stunde lang kreuz und quer durch das Land gefahren, bis die Wagenkolonne vor dem Eingang einer ausgedehnten Bunkeranlage halt machte, die sich als das Führerhauptquartier «Adlerhorst» unweit von Bad Nauheim herausstellte. An einem Spalier von SS-Männern vorbei wurden die Kommandeure zu **Hitler** geführt. Einer der Teilnehmer entdeckte betroffen «eine gebeugte Gestalt mit blassem, aufgedunsenem Gesicht, im Stuhl zusammengesunken, mit zitternden Händen, den linken, heftig zuckenden Arm nach Möglichkeit verbergend». Hinter jedem Stuhl stand ein bewaffneter Leibwächter, und einer der Teilnehmer hat später versichert, «keiner von uns hätte auch nur gewagt, sein Taschentuch zu ziehen».<sup>57</sup> In einer zweistündigen Rede, die Rechtfertigungen mit Anfeuerungen verband, machte **Hitler** die Versammelten mit der Operation «Herbstnebel» bekannt. Der Angriff sollte durch die Ardennen auf Antwerpen, den wichtigsten Nachschubhafen der Alliierten, vorstossen und anschliessend alle gegnerischen Streitkräfte nördlich davon vernichten. **Hitler** räumte ein, dass sein Plan ein «Wagnis» sei und «in einem gewissen Missverhältnis zu den Kräften und deren Zustand» zu stehen scheine, doch das Risiko forderte ihn nun heraus: Zum letzten Mal liess er sich von dem Gedanken verführen, alles auf eine Karte gesetzt zu haben. Er pries die Vorteile einer offensiven Strategie vor allem bei defensiver Gesamtlage, beschwor die Offiziere, «dem Gegner klarzumachen, dass, ganz gleich, was er auch tut, er nie auf eine Kapitulation rechnen kann, niemals, niemals», und kam erneut auf seine sich zunehmend verfestigende Hoffnung zurück:

«Es gab in der Weltgeschichte niemals Koalitionen, die wie die unserer Gegner aus so heterogenen Elementen mit so völlig auseinanderstrebender Zielsetzung zusammengesetzt sind ... Es sind Staaten, die in ihrer Zielsetzung schon jetzt Tag für Tag aneinandergeraten. Und wer so wie eine Spinne, möchte ich sagen, im Netz sitzend, diese Entwicklung verfolgt, der kann sehen, wie von Stunde zu Stunde sich diese Gegensätze mehr und mehr entwickeln. Wenn hier noch ein paar ganz schwere Schläge erfolgen, so kann es jeden Augenblick passieren, dass diese künstlich aufrechterhaltene gemeinsame Front plötzlich mit einem riesigen Donnerschlag zusammenfällt ... immer unter der Voraussetzung, dass dieser Kampf unter keinen Umständen zu einem Schwächemoment Deutschlands führt...

Ich habe nun, meine Herren, an anderen Fronten Opfer auf mich genommen, die nicht notwendig gewesen wären, um hier die Voraussetzung zu schaffen, wieder offensiv vorzugehen.»<sup>58</sup>

Vier Tage darauf, am 16. Dezember, begann bei tiefhängendem Wetter, das dem Gegner den Einsatz der Luftwaffe verwehrte, auf einer Breite von hundertzwanzig Kilometern der Angriff. [Hitler](#) hatte einige kampfstärke Divisionen von der Ostfront abgezogen und durch Funkspiele den Gegner irreführt. Um jedes Aufsehen zu vermeiden, war ein Teil des schweren Geräts mit Pferden herangeschafft worden, Tiefflieger hatten das Klappern und Lärmen im Bereitstellungsraum übertönen müssen, so dass die Überraschung tatsächlich vollständig gelang und die deutschen Verbände zahlreiche Durchbrüche erzielten. Gleichwohl wurde aber schon nach wenigen Tagen deutlich, dass die Offensive auch ohne die erbitterte Gegenwehr der Amerikaner, lediglich aufgrund der ausruhenden Kräfte und Reserven auf deutscher Seite, zum Scheitern verurteilt war. Eine Panzergruppe blieb weniger als zwei Kilometer vor einem amerikanischen Nachschublager mit fast fünfzehn Millionen Litern Benzin liegen, eine andere Einheit wartete auf dem Höhenrücken vor Dinant vergeblich auf Treibstoff und Verstärkungen, um die wenigen Kilometer zur Maas hinunterzurollen. Kurz vor Weihnachten schlug überdies das Wetter um, am tiefblauen Himmel erschienen wieder die dichten Schwärme alliierter Flugzeuge und zerschlugen innerhalb weniger Tage in fünfzehntausend Einsätzen die deutschen Nachschublinien. Am 28. Dezember lud [Hitler](#) noch einmal die Divisionskommandeure zu einem Beschwörungstreffen in sein Hauptquartier:

«Ich habe den Begriff Kapitulation in meinem Leben nie kennengelernt und ich bin einer der Männer, die sich vom Nichts emporgearbeitet haben. Für mich ist also die Situation, in der wir uns heute befinden, nichts Neues. Die Situation war für mich einst eine ganz andere, viel schlimmere. Ich sage das nur, damit Sie ermessen, warum ich mit einem solchen Fanatismus mein Ziel verfolge und warum mich nichts mürbe machen kann. Ich könnte noch so von Sorgen gequält sein und meinetwegen auch von Sorgen gesundheitlich erschüttert werden: es würde das nicht im Geringsten etwas an meinem Entschluss ändern, zu kämpfen ...»<sup>59</sup>

Unterdessen hatte im Osten die Rote Armee mit ihren Vorbereitungen für eine Offensive auf breiter Front begonnen, und am 9. Januar suchte Guderian noch einmal Hitler auf, um ihn von der drohenden Gefahr zu überzeugen. Doch Hitler widersprach ungeduldig, er dachte nur an seine eigene Offensive und verteidigte gereizt die endlich wiedergewonnene Möglichkeit, zu planen und zu operieren, alle entgegenstehenden Warnungen nannte er «völlig idiotisch» und verlangte, den Chef Fremde Heere Ost, auf den Guderians Informationen zurückgingen, «sofort in ein Irrenhaus» zu sperren. Auf seine Bemerkung, die Ostfront habe noch nie so viele Reserven gehabt wie im Augenblick, gab der Generalstabschef zurück: «Die Ostfront ist ein Kartenhaus. Wird die Front an einer einzigen Stelle durchstossen, so fällt sie zusammen.»<sup>60</sup>

Am 12. Januar, unmittelbar bevor die Ardennenoffensive nach zwei weiteren, südlich vorstossenden Anläufen unter grossen Verlusten auf ihre Ausgangsstellungen zurückgeworfen wurde, begann aus dem Brückenkopf von Baranow heraus unter Marschall Konjew der erste Stoss der sowjetrussischen Offensive und durchschlug mühelos die deutschen Linien. Einen Tag später überschritten die Armeen Marschall Schukows beiderseits der polnischen Hauptstadt die Weichsel, während weiter nördlich zwei Armeen auf Ostpreussen und zur Danziger Bucht vorstiessen. Damit geriet die gesamte Front zwischen Ostsee und Karpaten in Bewegung: eine gewaltige Kriegsmaschine, deren Überlegenheit bei der Infanterie elf zu eins, bei den Panzern sieben zu eins und bei der Artillerie zwanzig zu eins betrug. Eine riesige Menschenlawine vor sich herschiebend, rollte sie über die zerfahrenen Widerstandsbemühungen der Deutschen hinweg. Schon gegen Ende des Monats war

Schlesien verloren und die Oder erreicht. Die Rote Armee war nur noch hundertfünfzig Kilometer von Berlin entfernt. In manchen Nächten konnten die Bewohner der Stadt bereits das Grollen der schweren Geschütze hören.

Am 30. Januar 1945, zwölf Jahre nach seiner Ernennung zum Reichskanzler, hielt [Hitler](#) über den Rundfunk seine letzte Rede. Er beschwor noch einmal die «innerasiatische Sturmflut» und appellierte in merkwürdig müden und überzeugungslosen Phrasen an den Widerstandsgeist jedes Einzelnen: «Wie schwer auch die Krise im Augenblick sein mag», so schloss er, «sie wird durch unseren unabänderlichen Willen, durch unsere Opferbereitschaft und durch unsere Fähigkeiten am Ende trotzdem gemeistert werden. Wir werden auch diese Not überstehen.»<sup>61</sup>

Am gleichen Tag richtete Albert Speer eine Denkschrift an [Hitler](#), die ihm eröffnete, dass der Krieg unwiderruflich verloren sei.



## Götterdämmerung

«Kurz gesagt ist es doch so, dass einer, der für sein Haus keinen Erben hat, sich am besten mit allem, was darin ist, verbrennen lässt – wie auf einem grossartigen Scheiterhaufen.»

*Adolf Hitler*

Auf die Nachricht vom Beginn der sowjetischen Grossoffensive hin war Hitler am 16. Januar in die Reichskanzlei zurückgekehrt. Das riesige, graue Gebäude, das einst als Ausgangspunkt einer neuen Hauptstadtarchitektur ausersehen war, lag unterdessen inmitten einer Landschaft aus Schuttbergen, Kratern und Ruinen. Bomben hatten zahlreiche Trakts beschädigt, Porphyr und Marmor weggesprengt, die leeren Fensterhöhlen waren mit Brettern vernagelt. Lediglich der Gebäudeteil, in dem sich die Wohnung Hitlers sowie seine Arbeitsräume befanden, war unversehrt geblieben, selbst die Fenster dieses Flügels waren vorerst kaum zerstört. Die nahezu pausenlosen Luftangriffe hatten Hitler jedoch bald so häufig gezwungen, den acht Meter tief gelegenen Bunker im Garten der Reichskanzlei aufzusuchen, dass er nach einiger Zeit beschloss, ganz dorthin überzusiedeln; ohnedies entsprach der Rückzug in die Höhle seinen immer stärker hervortretenden Wesenszügen: der Angst, dem Misstrauen und der Wirklichkeitsverneinung. Auch in den oberen Räumen, in denen er für einige Wochen noch seine Mahlzeiten einzunehmen pflegte, blieben die Vorhänge stets geschlossen.<sup>62</sup> Draussen brach inzwischen bei rundum zerfallenden Fronten, vor dem Hintergrund brennender Städte und endloser Flüchtlingstrecks, das Chaos aus.

Doch schien in alledem noch eine lenkende Energie am Werk, die gleichsam bewirkte, dass das Reich nicht einfach endete, sondern unterging. Immer wieder seit dem Beginn seiner politischen Laufbahn hatte Hitler in jenen hochgezogenen Formeln, die er liebte, die Alternative von Weltmacht oder Untergang beschworen, und nichts erlaubte den Schluss, er habe den Untergang weniger buchstäblich gemeint als seinen nunmehr gescheiterten Weltmachtstolz. In der Tat hätte ein undramatisches Ende sein ganzes bisheriges Leben, das opernhafte, vom grossen Effekt faszinierte Temperament desavouiert: Sollten wir nicht siegen, so hatte er schon Anfang der dreissiger Jahre, in einer der Phantasien über den bevorstehenden Krieg, erklärt, «so werden wir selbst untergehend noch die halbe Welt mit uns in den Untergang reissen»<sup>63</sup>

Es waren freilich nicht nur theatralische Bedürfnisse, auch nicht nur Trotz und Verzweiflung, die den Katastrophenvorsatz wachriefen; vielmehr sah Hitler darin auch eine äusserste Überlebenschance. Das Studium der Geschichte hatte ihn gelehrt, dass nur die grossen Untergänge jene mythenbildende Kraft entfalteten, die den Namen überlieferungsfähig machten; folglich setzte er alle verbliebene Kraft an die Inszenierung seines Abgangs. Als der inzwischen zum Generalmajor beförderte Otto Ernst Remer ihn Ende Januar fragte, warum er trotz eingestandener Niederlage den Kampf fortführen wolle, entgegnete Hitler düster: «Aus der totalen Niederlage erwächst die Saat des Neuen.» Ähnlich äusserte er rund eine Woche später zu Bormann: «Ein verzweifelter Kampf behält seinen ewigen Wert als Beispiel. Man denke an Leonidas und seine dreihundert Spartaner. Es passt auf jeden Fall nicht zu unserem Stil, uns wie Schafe schlachten zu lassen. Man mag uns vielleicht ausrotten, aber man wird uns nicht zur Schlachtbank führen können.»<sup>64</sup>

Diese Absicht hat dem Verhalten Hitlers während der gesamten Schlussphase eine verbissene Konsequenz verschafft und insbesondere seinem letzten Kriegführungskonzept, der Strategie des grandiosen Untergangs, die Stichworte gegeben. Schon im Herbst 1944, als die alliierten Armeen zur deutschen Grenze vorgestossen waren, hatte er die Praxis der «Verbrannten Erde» auch für das Reichsgebiet angeordnet und verlangt, dem Gegner lediglich eine

Zivilisationswüste zu überlassen. Was aber zunächst durch operative Erwägungen allenfalls gerechtfertigt schien, entwickelte sich bald zu einer von Zwecken freien, gleichsam abstrakten Zerstörungsmaschinerie. Nicht nur die Industrie- und Versorgungswerke, sondern alle Einrichtungen, die zur Aufrechterhaltung des Lebens erforderlich waren, sollten demoliert werden: die Lebensmittellager und die Kanalisationssysteme, die Verstärkerämter, Fernkabel und Sendemasten, die Telefonzentralen, Schaltpläne und Ersatzteillaager, die Akten der Einwohnermeldeämter und der Landesbehörden sowie die Kontounterlagen der Banken; selbst die Kunstdenkmäler waren, soweit sie die Luftangriffe überstanden hatten, zur Vernichtung vorgesehen: die historischen Gebäude, die Schlösser, Kirchen, Theater und Opernhäuser. Hitlers vandalisches Wesen, das unter aller dünnen Kulturbürgerlichkeit immer lebendig gewesen war, das Barbarensyndrom, kam darin ohne alle Verkleidung zum Vorschein. In einer der letzten Lagebesprechungen beklagte er im Verein mit Goebbels, der jetzt auf seine radikalen Anfänge zurückkam und Hitler in diesen Wochen nicht ohne Grund näher rückte als je zuvor, dass sie keine Revolution im klassischen Stil entfesselt hätten, sowohl die Machtergreifung als auch der Anschluss Österreichs seien mit dem «Schönheitsfehler» des ausgebliebenen Widerstands behaftet gewesen. Sonst «hätten (wir) alles kaputtschlagen können», ereiferte sich der Minister, während Hitler seine zahlreichen Zugeständnisse bedauerte: «Man bereut es hinterher, dass man so gut ist.»<sup>65</sup>

Ganz in diesem Sinne hätte er, einem Bericht Halders zufolge, schon zu Beginn des Krieges gegen die Meinung der Generalität auf der Bombardierung und Beschiessung des übergabereifen Warschau bestanden und sich von den Bildern der Zerstörung ästhetisch erregen lassen: dem apokalyptisch verdunkelten Himmel, einer Million Tonnen Bomben, aufwirbelndem Gemäuer, Menschen in Panik und Untergang.<sup>66</sup> Im Verlauf des Russlandfeldzuges hatte er ungeduldig die Vernichtung Moskaus und Leningrads erwartet, desgleichen im Sommer 1944 den Untergang von London und Paris, und sich später genussreich die verheerende Wirkung ausgemalt, die ein Bombenangriff in den Strassenschluchten Manhattans haben müsste, doch war er mit keiner dieser Erwartungen

und Visionen zum Erfolg gekommen<sup>67</sup>; jetzt konnte er doch noch einmal und nahezu unbeschränkt seinem Uraffekt der Zerstörung folgen, der sich mühelos nicht nur mit der besonderen Untergangstrategie, sondern auch mit dem revolutionären Hass auf die alte Welt verband, und dies alles zusammen erst gab den Parolen der Schlussphase jenen Ton ekstatischen Untergangsjubels, der in allen Empörungsschreien mitklingt und wie ein Akt äusserster Selbstenthüllung wirkt: «Unter den Trümmern unserer verwüsteten Städte sind die letzten sogenannten Errungenschaften des bürgerlichen neunzehnten Jahrhunderts endgültig begraben worden», formulierte Goebbels nahezu schwärmerisch. «Zusammen mit den Kulturdenkmälern fallen auch die letzten Hindernisse zur Erfüllung unserer revolutionären Aufgabe. Nun, da alles in Trümmern liegt, sind wir gezwungen, Europa wiederaufzubauen. In der Vergangenheit zwang uns Privatbesitz bürgerliche Zurückhaltung auf. Jetzt haben die Bomben, statt alle Europäer zu töten, nur die Gefängnismauern geschleift, die sie eingekerkert hatten ... Dem Feind, der Europas Zukunft zu vernichten strebte, ist nur die Vernichtung der Vergangenheit gelungen, und damit ist es mit allem Alten und Verbrauchten vorbei.»<sup>68</sup>

Der Bunker, in den [Hitler](#) sich zurückgezogen hatte, erstreckte sich bis unter den Garten der Reichskanzlei und endete dort in einem runden Betonturm, der zugleich als Notausgang diente. In den zwölf Räumen des oberen Stockwerks, dem sogenannten Vorbunker, waren ein Teil des Personals, [Hitlers](#) Diätküche sowie einige Wirtschaftskammern untergebracht. Eine Wendeltreppe führte von dort in den tiefer gelegenen Führerbunker, der aus zwanzig Räumen bestand und durch einen breiten Korridor zugänglich war. Durch eine Tür zur Rechten gelangte man in die Räume von Bormann, Goebbels, dem SS-Arzt Dr. Stumpfegger sowie in einige Büros, links lag eine Flucht von sechs Zimmern, die von [Hitler](#) bewohnt wurde, an der Stirnseite ging der Korridor nach wenigen Metern in den grossen Konferenzraum über. Während des Tages hielt [Hitler](#) sich zumeist in seinem Wohnraum auf, der von einem Bildnis Friedrichs des Grossen beherrscht wurde und lediglich einem kleinen Schreibtisch, einem schmalen Sofa, einem Tisch und

drei Sesseln Platz bot.<sup>69</sup> Die Nacktheit und Enge des fensterlosen Raumes verbreiteten eine bedrückende Atmosphäre, viele Besucher klagten darüber, doch sicherlich brachte diese letzte Station aus Beton, Stille und elektrischem Licht etwas von **Hitlers** eigentlichem Wesen: der Isoliertheit und Künstlichkeit seiner Existenz überaus treffend zum Ausdruck.

Alle Zeugen jener Wochen stimmen in der Beschreibung **Hitlers** überein und vermerken vor allem den gebeugten Körper, das graue und verschattete Gesicht, die immer leiser werdende Stimme. Über den Augen, die so suggestiv gewesen waren, lag ein trüber Firmis von Erschöpfung und Müdigkeit. Immer sichtbarer liess er sich gehen, es schien, als fordere der Stilisierungsdruck so vieler Jahre endlich seinen Preis. Das Jackett war häufig von Essensresten beschmutzt, an den zurückgefallenen Greisenlippen hingen Kuchenkrümel, und so oft er beim Lagevortrag die Brille in die linke Hand nahm, schlug sie leise klirrend gegen die Tischplatte. Mitunter legte er sie dann wie ertappt beiseite, nur der Wille hielt ihn noch aufrecht, und das Gliederzittern quälte ihn nicht zuletzt deshalb so sehr, weil es seiner Auffassung widersprach, dass ein eiserner Wille alles vermöge. Ein Generalstabsoffizier beschrieb seinen Eindruck:

«Er bot körperlich ein furchtbares Bild. Er schleppte sich mühsam und schwerfällig, den Oberkörper vorwärts werfend, die Beine nachziehend von seinem Wohnraum in den Besprechungsraum des Bunkers. Ihm fehlte das Gleichgewichtsgefühl; wurde er auf dem kurzen Weg (zwanzig bis dreissig Meter) aufgehalten, musste er sich auf eine der hierfür an beiden Wänden bereitstehenden Bänke setzen oder sich an seinem Gesprächspartner festhalten ... Die Augen waren blutunterlaufen; obgleich alle für ihn bestimmten Schriftstücke mit dreimal vergrösserten Buchstaben auf besonderen 'Führerschreibmaschinen' geschrieben waren, konnte er sie nur mit einer scharfen Brille lesen. Aus den Mundwinkeln troff häufig der Speichel...»<sup>70</sup>

Die Schlafverschiebung hatte inzwischen Tag und Nacht buchstäblich vertauscht, die letzte Lagebesprechung endete meist gegen sechs Uhr morgens. Völlig ermattet auf dem Sofa liegend erwartete **Hitler** dann seine Sekretärinnen, um ihnen die Anweisungen für den kommenden Tag zu erteilen. Sobald sie den Raum betraten, erhob er sich schwerfällig: «Mit schlotternden Beinen und zitternder Hand», so hat eine von ihnen später berichtet, «stand er eine

Weile vor uns und liess sich dann erschöpft wieder auf dem Sofa nieder, wobei ihm der Diener die Füsse hochbettete. Völlig apathisch lag er da, erfüllt nur von dem Gedanken ..Schokolade und Kuchen. Sein Heiss hunger auf Kuchen war geradezu krankhaft geworden. Während er früher höchstens drei Stücke Kuchen ass, liess er sich jetzt den Teller dreimal hochgefüllt reichen ... Er sprach so gut wie nichts.»<sup>71</sup>

Trotz des immer rascher fortschreitenden Verfalls gab **Hitler** die Führung der Operationen auch jetzt nicht aus der Hand, eine Mischung aus Eigensinn, Misstrauen, Sendungsbewusstsein und Willenspathos trieb ihn immer wieder hoch. Einer seiner Ärzte, der ihn seit Anfang Oktober 1944 nicht gesehen hatte, war von dem Anblick, den er Mitte Februar 1945 bot, tief betroffen und registrierte insbesondere **Hitlers** nachlassendes Gedächtnis, seine mangelnde Konzentrationskraft und die häufigen Absenzen. Auch seine Reaktionen waren immer weniger vorhersehbar. Als Guderian Anfang Februar, im Widerspruch zu **Hitler**, einen Plan zum Aufbau einer Abwehrstellung im Osten vortrug, sagte **Hitler** kein Wort, sondern starrte nur auf die Lagekarte; dann erhob er sich langsam, blieb nach einigen wankenden Schritten, den Blick ins Leere gerichtet stehen, ehe er schliesslich die Teilnehmer knapp verabschiedete, und niemand kann sagen, inwieweit solche Auftritte von seinen Mimenbedürfnissen geprägt waren. Einige Tage später dann provozierte ein Widerspruch des Generalstabschefs einen der grossen Ausbrüche: «Mit zorngeröteten Wangen, mit erhobenen Fäusten stand der am ganzen Leibe zitternde Mann vor mir, ausser sich vor Wut und völlig fassungslos. Nach jedem Zornesausbruch lief **Hitler** auf der Teppichkante auf und ab, machte dann wieder dicht vor mir halt und schleuderte den nächsten Vorwurf gegen mich. Er überschrie sich dabei, seine Augen quollen aus ihren Höhlen und die Adern an seinen Schläfen schwellen.»<sup>72</sup>

Solche Stimmungsumschwünge waren bezeichnend für die Verfassung jener Wochen. Menschen, die ihm jahrelang nahegestanden hatten, liess er unvermittelt fallen, andere zog er ebenso unvermittelt zu sich heran. Als sein langjähriger Begleitarzt Dr. Brandt im Verein mit seinem Kollegen v. Hasselbach den Versuch unternahm, Morells Einfluss zurückzudrängen und **Hitler** aus

der fatalen Drogenabhängigkeit zu befreien, entliess er ihn kurzerhand und verurteilte ihn bald darauf zum Tode. Ähnlich brüsk sahen sich Guderian, Ribbentrop, Göring und viele andere ausgeschaltet. Häufig fiel er in jenes dumpfe Brüten zurück, das für die frühen Formationsjahre so kennzeichnend gewesen war; gedankenabwesend sass er auf seinem Sofa, einen Rüden aus dem jüngsten Wurf Blondis auf dem Schoss, den er «Wolf» nannte und selber dressierte. Erst mit der Beteuerung eigener Unschuld und dem Vorwurf unverdienter Treulosigkeit holte er sich in die Wirklichkeit zurück. In jeder Behinderung, jedem Rückzug erkannte er Verrat. Die Menschheit sei zu schlecht, klagte er gelegentlich, «als dass es sich noch lohne weiterzuleben».<sup>73</sup>

Auch das schon vermerkte Bedürfnis, seiner Misanthropie durch geschmacklose Quälereien seiner Umgebung Ausgleich zu verschaffen, verstärkte sich noch einmal. Dann behauptete er beispielsweise in weiblicher Gesellschaft, «dass die Lippenstifte aus den Abwässern von Paris hergestellt» würden, oder scherzte während der Mahlzeit gegenüber seinen nichtvegetarischen Gästen unter Hinweis auf Morells Blutentnahmen: «Ich werde aus meinem überflüssigen Blut für euch Blutwürste herstellen lassen, als zusätzliche Kost. Warum nicht? Ihr mögt doch so gerne Fleisch!» Eine seiner Sekretärinnen hat berichtet, wie er eines Tages nach der üblichen grossen Verratsklage deprimiert von der Zeit nach seinem Ende gesprochen habe: «Wenn mir etwas passiert, ist Deutschland führerlos; denn einen Nachfolger habe ich nicht. Der erste ist wahnsinnig geworden (Hess), der zweite hat sich die Sympathien des Volkes verschertzt (Göring), und der dritte wird von den Parteikreisen abgelehnt (Himmler) ... und ist ein vollkommen amüsischer Mensch.»<sup>74</sup>

Gleichwohl gelang es ihm immer wieder, sich aus den Verdüsterungen des Gefühls zu befreien, oft nutzte er Zufälle, den Namen eines geschätzten Truppenführers oder eine andere klangvolle Unerheblichkeit als Stimulans. An den Protokollen der letzten Lagebesprechungen lässt sich verfolgen, wie er ein Wort, einen Hinweis zu ergreifen pflegte, umformte, aufblähte und schliesslich eine euphorische Siegesgewissheit daran entzündete.<sup>75</sup> Mitunter konstruierte er sich seine Illusionen auch von langer Hand. Seit dem

Herbst 1944 hatte er unter Verwendung fronterprobter Truppen zahlreiche sogenannte Volksgrenadierdivisionen aufstellen lassen, gleichzeitig aber befohlen, die Reste der zerschlagenen Divisionen herkömmlicher Art nicht aufzulösen, sondern weiterzuführen und allmählich «ausbluten» zu lassen, weil er die demoralisierende Wirkung einer schweren Niederlage für unüberwindbar hielt.<sup>76</sup> Die Anordnung hatte aber zur Folge, dass er, bei wachsenden Verlusten, zugleich die Vorstellung einer gewaltig wachsenden Streitmacht hegen konnte, und zu den Bildern aus der Irrwelt des Bunkers gehört gerade der Umgang mit jenen Gespensterdivisionen, die er immer aufs Neue zu Angriffsoperationen, Umfangsbewegungen und schliesslich Entscheidungsschlachten aufstellte, die niemals stattfinden würden.

Seine Umgebung folgte ihm auch jetzt noch nahezu widerspruchslos in die immer durchsichtiger gewobenen Gespinste aus Selbsttäuschung, Wirklichkeitsverzerrung und Wahn. Zitternd, mit eingesunkenem Oberkörper sass er vor dem Lagetisch und wischte mit fahigen Bewegungen über die Karten. So oft in einiger Entfernung eine Bombe einschlug und das Deckenlicht zu flackern begann, irrte sein Blick unruhig über die regungslosen Mienen der hochaufgerichtet vor ihm stehenden Offiziere: «Das war in der Nähe!»<sup>77</sup> Aber aller Gebrechlichkeit und fast gespensterhaften Schwäche zum Trotz bewahrte er immer noch etwas von seiner suggestiven Gewalt. Gewiss machten sich einzelne Auflösungserscheinungen bis dicht in seine Nähe bemerkbar: Zeichen von Unordnung und nachlassender Disziplin, Protokollverstösse und die verräterischen Vertraulichkeiten des Personals; wenn [Hitler](#) den grossen Konferenzraum betrat, erhob sich nur selten einer der Anwesenden, kaum ein Gespräch brach ab. Aber dies alles waren Nachlässigkeiten auf Widerruf; vorherrschend blieb die unwirkliche Atmosphäre höfischer Gesellschaften, jetzt eher noch gesteigert durch die Irrealität der unterirdischen Szenerie. Man wurde, hat einer der Teilnehmer an den Lagebesprechungen geschildert, «durch dieses Fluidum von Servilität, Nervosität und Verlogenheit nicht nur seelisch fast erdrückt, sondern man spürte es geradezu in physischem Unwohlsein. Nichts war dort echt ausser der Angst.»<sup>78</sup> Gleichwohl gelang es [Hitler](#) immer noch, Vertrauen zu übertragen



und die absurdesten Hoffnungen zu wecken. Seine Autorität blieb trotz aller Fehler, Lügen und Trugschlüsse bis in die buchstäblich letzten Stunden, als er weder Macht zu strafen noch zu lohnen hatte und seinen Willen nicht mehr erzwingen konnte, gänzlich unbestritten. Mitunter scheint es, als sei er in der Lage gewesen, die Realitätsbeziehung aller, die in seine Nähe kamen, auf schwer erfindliche Weise zu zersetzen. Mitte März erschien der Gauleiter Forster verzweifelt im Bunker, elfhundert russische Panzer stünden vor Danzig, die Wehrmacht verfüge lediglich über vier Tigerpanzer, er sei entschlossen, verkündete er in den Vorzimmern, **Hitler** mit aller Offenheit «die ganze unheilvolle Wirklichkeit der Lage» darzustellen und zu einer «klaren Entscheidung zu zwingen». Doch schon nach einer kurzen Unterredung kam er «völlig verwandelt» zurück, der Führer habe ihm «neue Divisionen» versprochen, er werde Danzig retten, «und da gibt's nichts zu zweifeln». <sup>79</sup>

Indes erlauben solche Vorfälle auch den umgekehrten Schluss: wie artifiziell und vom permanenten persönlichen Einsatz abhängig das System der Loyalitäten in der Umgebung **Hitlers** war. Sein exzessives Misstrauen, das sich in den letzten Monaten zu ebenso krankhaften wie grotesken Formen steigerte, fände darin eine zusätzliche Begründung. Schon vor der Ardennenoffensive hatte er die ohnehin strengen Geheimhaltungsvorschriften durch eine ungewöhnliche Massnahme verschärft und den Armeebefehlshabern im Verlauf der Vorbereitungen eine schriftliche Schweigeverpflichtung abverlangt. Am 1. Januar 1945 wurde dann die unter Aufbietung der letzten Reserven nochmals aufgestellte Jagdflugwaffe ein Opfer dieses Misstrauens: Ein Grossverband von ungefähr achthundert Maschinen setzte an diesem Tage in einem überraschenden Tiefflugangriff auf die alliierten Flugplätze in Nordfrankreich, Belgien und Holland binnen weniger Stunden fast tausend feindliche Flugzeuge bei rund hundert eigenen Verlusten ausser Gefecht (Unternehmen «Bodenplatte»), geriet jedoch auf dem Rückflug dank der übertriebenen Geheimhaltungsvorschriften in das eigene Flakfeuer und verlor dabei über zweihundert Maschinen. Als Mitte Januar Warschau verlorenging, befahl **Hitler**, die zuständigen Offiziere mit vorgehaltener Maschinenpistole zu

verhaften, und unterwarf seinen amtierenden Generalstabschef einem stundenlangen Verhör durch Kaltenbrunner und den Gestapo-Chef Müller.<sup>80</sup>

Mit seinem Misstrauen hing wohl auch zusammen, dass er wieder häufiger die Gesellschaft seiner alten Mitkämpfer suchte, als wolle er sich noch einmal vergangener Draufgängerei, Radikalität und Gläubigkeit vergewissern. Schon die Ernennung der Gauleiter zu Reichsverteidigungskommissaren war ein Akt der Beschwörung alter Kameraderien gewesen; jetzt erinnerte er sich Hermann Essers, der rund fünfzehn Jahre in den Hintergrund gerückt gewesen war, und liess ihn am 24. Februar, zum 25. Jahrestag der Verkündung des Parteiprogramms, in München eine Proklamation verlesen, während er selber in Berlin eine Abordnung hoher Parteifunktionäre empfing. In seiner Ansprache versuchte er, die Versammelten auf die Idee eines germanischen Heldenkampfes bis zum letzten Mann zu verpflichten: «Wenn auch meine Hand zittert», versicherte er der von seinem Anblick betroffenen Runde, «und selbst wenn mein Kopf zittern sollte – mein Herz wird niemals zittern.»<sup>81</sup>

Zwei Tage darauf stiessen die Sowjetrussen in Hinterpommern zur Ostsee durch und gaben damit das Einsatzzeichen zur Eroberung Deutschlands. Im Westen überrannten die Alliierten Anfang März den Westwall in seiner gesamten Ausdehnung von Aachen bis zur Pfalz, eroberten am 6. März Köln und bildeten bei Remagen einen Brückenkopf auf dem rechten Rheinufer. Dann wiederum eröffneten die Sowjets eine Grosseffensive in Ungarn und schlugen die SS-Eliteeinheiten Sepp Dietrichs in die Flucht, fast gleichzeitig erhoben sich die Partisanenverbände Titos zum Angriff, während die westlichen Alliierten an mehreren weiteren Stellen über den Rhein setzten und stürmisch ins Innere des Landes vordrangen: Der Krieg trat in seine abschliessende Phase.

Hitler reagierte auf den Zusammenbruch aller Fronten mit erneuten Aushaltebefehlen, Wutanfällen und fliegenden Standgerichten; er entliess zum drittenmal v. Rundstedt, entzog den Einheiten Sepp Dietrichs den Ärmelstreifen mit dem aufgestickten Divisionsnamen und verabschiedete am 28. März seinen General-

Stabschef Guderian knapp mit der Aufforderung, sofort sechs Wochen auf Erholungsurlaub zu gehen. Wie die erhaltenen Lageprotokolle beweisen, hatte er jeden Überblick verloren und vergeudet seine Zeit in nutzlosen Streitereien, Vorwürfen und Erinnerungen. Nervöse Dauerinterventionen verschlimmerten die Lage noch. Ende März beispielsweise gab er den Befehl, eine Reserveeinheit von zweiundzwanzig Jagdpanzern in den Raum von Pirmasens zu schicken, dann, auf Alarmnachrichten von der Mosel hin, dirigierte er den Verband «in die Gegend von Trier», änderte anschließend den Befehl in «Richtung Koblenz» ab und ordnete schliesslich, den wechselnden Lagemeldungen entsprechend, so viele Umleitungen an, dass niemand mehr anzugeben vermochte, wo die Panzer sich befanden.<sup>82</sup>

Vor allem aber trat jetzt die Untergangsstrategie ins Stadium der Verwirklichung. Gewiss handelte es sich nicht um ein System kühl geplanter Selbstvernichtung, sondern um eine von Kopflosigkeit, Zornesausbrüchen und Weinkrämpfen begleitete Reaktionskette: Das Herz zitterte doch. Dahinter war aber gleichwohl in nahezu jedem Augenblick ein übergreifender Katastrophenwille spürbar. Um eine Atmosphäre äusserster Unversöhnlichkeit zu schaffen, hatte Hitler schon im Februar dem Propagandaministerium Anweisung erteilt, die alliierten Staatsmänner so anzugreifen und persönlich zu beleidigen, «dass sie gar keine Möglichkeit haben, dem deutschen Volk ein Angebot zu machen»,<sup>83</sup> und vor diesem Hintergrund, bei abgebrochenen Brücken, stellte er sich jetzt zum Kampf. Eine Folge von Befehlen, deren erster am 19. März erging («Nero-Befehl»), ordnete an, «alle militärischen Verkehrs-, Nachrichten-, Industrie- und Versorgungsanlagen sowie Sachwerte innerhalb des Reichsgebiets, die sich der Feind für die Fortsetzung seines Kampfes irgendwie sofort oder in absehbarer Zeit nutzbar machen kann ... zu zerstören». Im Ruhrgebiet wurde daraufhin unverzüglich die Demolierung der Schächte und Förderanlagen, die Unbrauchbarmachung der Wasserstrassen durch die Versenkung von zementbeladenen Schiffen sowie die Evakuierung der Bevölkerung ins Innere des Landes, nach Thüringen und ins Gebiet der mittleren Elbe, vorbereitet, während die zurückgelassenen Städte, wie ein geplanter Aufruf des Düsseldorfer

Gauleiters Florian ankündigte, in Brand gesetzt werden sollte. Ein sogenannter «Flaggenbefehl» ordnete an, dass aus Häusern, die eine weisse Fahne zeigten, alle männlichen Personen auf der Stelle zu erschossen seien. Der «Kampf gegen den in Bewegung geratenen Feind», verlangte eine Weisung von Ende März an die Oberbefehlshaber, ist «auf das Fanatischste zu aktivieren. Irgendwelche Rücksichten auf die Bevölkerung können hierbei zurzeit nicht genommen werden.»<sup>84</sup> Im merkwürdigen Gegensatz dazu standen die eine Zeitlang unternommenen Bemühungen zur Bergung der von allen Seiten des Kontinents zusammengetragenen Kunstschätze oder **Hitlers** wiederholt berichtete Beschäftigung mit dem Modell der Stadt Linz: letzte, vergebliche Beschwörungen des dahingegangenen Traumes vom «Schönheitsstaat».

Mit dem heranrückenden Ende traten auch die Mythologisierungstendenzen zusehends greifbarer hervor. Das von allen Seiten bestürmte Deutschland wurde zum Bilde des einsamen Helden stilisiert und der tief im deutschen Bewusstsein eingeprägte Hang zu idealisierter Lebensverachtung, zu Walstatt-Romantik und Verklärung des Gewalttodes noch einmal mobilisiert. Die Festungen und Igelstellungen, die **Hitler** überall zu bilden und rigoros zu halten befahl, symbolisierten im Kleinen jene Idee des Verlorenen Postens, die Deutschland im Ganzen versinnbildlichte und die für die pessimistische Gefühlswelt sowohl **Hitlers** wie der faschistischen Gefolgschaften seit je eine dunkle Anziehungskraft besessen hatte: Wagnerianische Motive, germanischer Nihilismus und mancherlei Untergangsromantik spielten grell und opernhaft hinein: «Nur Eines will ich noch: das Ende, das Ende!» Gewiss nicht von ungefähr erinnerte Martin Bormann in seinem letzten erhaltenen Brief aus der Reichskanzlei von Anfang April 1945 seine Frau an den Untergang der «weiland ollen Nibelungen in König Etzels Saal», und die Vermutung spricht wohl dafür, dass der beflissene Sekretär auch diese Vorstellung von seinem Herrn übernommen hat.<sup>85</sup> Für Goebbels wiederum waren es, bei aller düsteren Kalamität, noch einmal grosse Tage, als Würzburg, Dresden, Potsdam dem Erdboden gleichgemacht wurden, da diese Akte sinnloser Barbarei nicht nur **Hitlers** Prognose stützten, dass die Demokratien in diesem Krieg mit Sicherheit zu den Verlierern zählten, weil sie ihre Prin-

zipien verraten müssten; vielmehr arbeiteten diese Angriffe auch dem eigenen Destruktionsvorsatz entgegen. In der Proklamation zum 24. Februar hatte [Hitler](#) sogar erklärt, er bedauere, dass der Berghof auf dem Obersalzberg bisher von Bomben verschont geblieben sei; nicht lange danach erfolgte der Angriff, dreihundertachtzehn viermotorige Lancasterbomber verwandelten die Stätte, dem Bericht eines Augenzeugen zufolge, innerhalb kurzer Zeit in eine «Mondlandschaft».<sup>86</sup>

Überhaupt ist wohl die Vorstellung falsch, [Hitler](#) habe die eigene Person dem so geschäftig betriebenen Untergangsgeschehen entziehen wollen. Viel eher waren es für ihn, in allem Scheitern, Wochen und Tage komplizierter Erfüllungsgefühle; der desperate Selbstmördertrieb, der ihn sein ganzes Leben lang begleitet und zum jeweils grössten Risiko bereit gemacht hatte, kam endlich ans Ziel. Noch einmal stand er mit dem Rücken zur Wand, doch alles war jetzt ausgespielt, kein Einsatz mehr zu verdoppeln: Es ist in diesem Ende ein Element erregter Selbstbefriedigung, das erst die immer noch beträchtlichen Willensenergien erklärt, die diese «kuchenverschlingende menschliche Ruine», wie einer der Bunkerbewohner den [Hitler](#) dieser Wochen bezeichnet hat, aufzubringen vermochte.<sup>87</sup>

Doch stiess der Untergangentschluss jetzt auf unerwarteten Widerstand. Albert Speer, der Halffreund und Vertraute vergangener Architekturschwärmereien, hatte schon im Herbst 1944 begonnen, gestützt auf seine Autorität als Rüstungsminister, in den besetzten Ländern sowie in den deutschen Grenzgebieten der von [Hitler](#) befohlenen Zerstörungsaktivität entgegenzuwirken. Zwar war er dabei von Skrupeln nicht frei gewesen; alle inzwischen eingetretene Entfremdung hatte ihm das Gefühl nicht verschütten können, [Hitler](#) viel zu verdanken: die Auszeichnung persönlicher Sympathie, die generösen künstlerischen Möglichkeiten, Einfluss, Ruhm, Macht. Doch mit der Zerstörung der Industrien beauftragt, war sein von sachlichen wie romantischen Motiven eigenartig gefärbtes Verantwortungsempfinden am Ende stärker gewesen als die Gefühle persönlicher Loyalität. In zahlreichen Denkschriften hatte er versucht, [Hitler](#) von der militärischen Aussichtslosigkeit des Krieges zu überzeugen und den Trugbildern in den Höhlensysteme-

men des Hauptquartiers realistische Situationsanalysen entgegenzusetzen, ohne freilich anderes als die, wenn auch noch immer sentimental gebrochene Ungnade **Hitlers** zu erwirken. Im Februar hatte er in seiner «Verzweiflung» schliesslich den Plan gefasst, die Insassen des Führerbunkers durch Einführung von Giftgas in die unterirdische Entlüftungsanlage zu töten; doch hatte ein in letzter Minute verfügbarer Umbau des Luftschachts die Durchführung des Vorhabens zunichte gemacht und **Hitler** noch einmal vor einem Attentatsplan bewahrt. Als Speer ihm jetzt am 18. März erneut eine Denkschrift überreichte, die den unmittelbar bevorstehenden «endgültigen Zusammenbruch der deutschen Wirtschaft mit Sicherheit» voraussagte und an die Verpflichtung der Führung erinnerte, «ein Volk bei einem verlorenen Krieg vor einem heroischen Ende zu bewahren», kam es schliesslich zum Zusammenprall. Erfüllt von dunkeln Katastrophenstimmungen, hielt **Hitler** ihm sein Untergangskonzept entgegen, das unterdessen nicht einmal mehr auf einen grossen Abgang, sondern auf die selbstzerstörerische Ergebung in die Urmacht des Naturgesetzes abzielte. Speer hat das Kernstück der Unterredung in einem späteren Brief an **Hitler** mit den Worten wiedergegeben:

«Sie machten mir ... am Abend Ausführungen, aus denen – wenn ich Sie nicht missverstanden habe – klar und eindeutig hervorging: Wenn der Krieg verlorengeht, wird auch das Volk verloren sein. Dieses Schicksal ist unabwendbar. Es sei nicht notwendig, auf die Grundlagen, die das Volk zu seinem primitivsten Weiterleben braucht, Rücksicht zu nehmen. Im Gegenteil sei es besser, selbst diese Dinge zu zerstören. Denn das Volk hätte sich als das schwächere erwiesen und dem stärkeren Ostvolk gehöre dann ausschliesslich die Zukunft. Was nach dem Kampf übrigbleibe, seien ohnehin nur die Minderwertigen; denn die Guten seien gefallen.

Nach diesen Worten war ich zutiefst erschüttert. Und als ich einen Tag später den Zerstörungsbefehl und kurz danach den scharfen Räumungsbefehl las, sah ich darin die ersten Schritte zur Ausführung dieser Absichten.»<sup>88</sup>

Obwohl der Zerstörungsbefehl Speer entmachtet und alle seine Anordnungen ausser Kraft gesetzt hatte, reiste er in die frontnahen Gebiete, überzeugte die örtlichen Behörden von der Sinnlosigkeit der Befehle, liess Sprengstoffe versenken und verschaffte den Lei-

tern lebenswichtiger Betriebe Maschinenpistolen zur Verteidigung gegen die eingesetzten Sprengkommandos. Von Hitler zur Rede gestellt, beharrte er darauf, dass der Krieg verloren sei, und weigerte sich, den verlangten Urlaub anzutreten. In einer dramatischen Szene forderte Hitler von ihm anschliessend die Versicherung, dass der Krieg nicht verloren sei, sodann, als Speer unnachgiebig blieb, eine Erklärung seines Glaubens an den Sieg und schliesslich, in einer letzten, fast flehentlich vorgetragenen Reduzierung seines Ansinnens, die Bekundung der Hoffnung auf nichts mehr als «eine erfolgreiche Weiterführung» des Krieges: «Wenn Sie wenigstens hoffen könnten, dass wir nicht verloren haben!» beschwor Hitler den Minister, «Sie müssen das doch hoffen! ... dann wäre ich schon zufrieden.» Doch Speer schwieg immer noch. Schroff und mit einer vierundzwanzigstündigen Bedenkzeit verabschiedet, entzog er sich schliesslich vermittlels einer persönlichen Treueerklärung den angedrohten Konsequenzen; Hitler zeigte sich so bewegt, dass er ihm sogar einen Teil der entzogenen Vollmachten zurückgab.<sup>89</sup>

Um die gleiche Zeit verliess Hitler zum letzten Mal den Bunker zu einem Besuch der Oderfront. Im Volkswagen fuhr er vor dem Schloss bei Freienwalde vor, wo Generale und Stabsoffiziere der 9. Armee ihn erwarteten: ein alter, gebeugter Mann mit grauen Haaren und eingekniffenem Gesicht, der gelegentlich unter Mühen ein zuversichtliches Lächeln versuchte. Vor dem Kartentisch beschwor er die umstehenden Offiziere, dass der russische Ansturm auf Berlin gebrochen werden müsse, jeder Tag und jede Stunde seien kostbar, um die fürchterlichen Waffen fertigzustellen, welche die Wende bringen würden, das sei der Sinn seiner Appelle. Einer der Offiziere meinte, Hitler sehe aus wie jemand, der dem Grabe entstieg sei.<sup>90</sup>

Während im Osten der Vormarsch der Sowjets tatsächlich einige Zeit lang zum Stehen gebracht werden konnte, brach nun jedoch die Westfront auseinander. Am 1. April wurde Feldmarschall Model's Heeresgruppe im Ruhrgebiet eingeschlossen, und schon am 11. April erreichten die Amerikaner die Elbe. Zwei Tage zuvor war Königsberg gefallen. An der Oder bereiteten die Sowjetrussen währenddessen die Offensive gegen Berlin vor.

In diesen hoffnungslosen Tagen, so hat Goebbels berichtet, habe er dem niedergeschlagenen Führer, um ihn zu trösten, aus Carlyle's «Geschichte Friedrichs des Grossen» vorgelesen und dabei jenes Kapitel ausgewählt, das die Schwierigkeiten schildert, denen der König im Winter 1761/62 gegenübergestanden habe:

«Wie der grosse König selbst keinen Ausweg mehr sieht, keinen Rat mehr weiss, wie alle seine Generäle und Staatsmänner von seiner Niederlage überzeugt sind, die Feinde schon über das besiegte Preussen zur Tagesordnung übergehen, wie die Zukunft grau in grau vor ihm liegt und er in seinem letzten Brief an den Minister Graf Finckenstein sich eine Frist gesetzt hat: Wenn bis zum 15. Februar keine Wendung eingetreten sei, dann gäbe er es auf, dann werde er Gift nehmen; – und Carlyle schreibt: ‘Tapferer König, warte noch eine kleine Weile, dann sind die Tage deines Leidens vorbei, schon steht hinter den Wolken die Sonne deines Glücks und wird sich dir bald zeigen.’ Am 12. Februar starb die Zarin, das Wunder des Hauses Brandenburg war eingetreten. Der Führer, sagte Goebbels, hatte Tränen in den Augen.»<sup>91</sup>

Die Neigung, ausserhalb der Realität nach Zeichen und Hoffnungen zu suchen, griff mit dem näherrückenden Ende, weit über die Literatur hinaus, um sich und offenbarte noch einmal die modernitätsverdeckte Irrationalität des Nationalsozialismus. Ley machte sich in den ersten Apriltagen erregt zum Fürsprecher eines Erfinders von «Todesstrahlen», Goebbels holte sich Auskunft in zwei Horoskopen, und während die amerikanischen Truppen schon das Alpenvorland erreichten, Schleswig-Holstein abgeschnitten wurde und Wien verlorenging, flackerten aus Planetenkonjunktionen, Aszendenzen und Transiten im Quadrat noch einmal Hoffnungen auf eine grosse Wende in der zweiten Aprilhälfte empor. Noch ganz erfüllt von diesen Parallelen und Prognosen, erfuhr Goebbels am 13. April, als er während eines schweren Luftangriffs von einem Frontbesuch nach Berlin zurückkehrte und im Feuerschein die Stufen des Propagandaministeriums hinaufeilte, dass der amerikanische Präsident Roosevelt gestorben sei. «Er war in Ekstase», hat einer der Miterlebenden geschildert, und liess sich augenblicklich mit dem Führerbunker verbinden: «Mein Führer, ich gratuliere Ihnen», rief er in den Apparat. «Es steht in den Sternen geschrieben, dass die zweite Aprilhälfte für uns den Wendepunkt bringen wird. Heute ist Freitag, der 13. April. Es ist ein Wendepunkt!»<sup>92</sup> Im



Bunker selber hatte **Hitler** inzwischen Minister, Generale und Funktionäre zusammengerufen, all die Skeptiker und Kleingläubigen, die er in den vergangenen Monaten immer wieder zum «Hypnotisieren» hatte empfangen müssen, und ihnen überstürzt, in leicht entrückter Greisenerregtheit, die Meldung vorgehalten: «Hier! Sie wollten es nie glauben . . .»<sup>93</sup> Noch einmal schien ihm die Vorsehung ihre Verlässlichkeit zu demonstrieren und die vielen wunderbaren Fügungen seines Lebens in einem letzten überwältigenden Eingriff zu beglaubigen. Einige Stunden lang herrschte im Bunker eine lärmende Hochstimmung, in der sich Erleichterung, Dank, Zuversicht und fast schon wieder Siegesgewissheit mischten. Doch war nun keine Empfindung mehr von Dauer. Später, so erinnerte sich Speer, «sah **Hitler** erschöpft, wie befreit und zugleich benommen in seinem Sessel; dennoch wirkte er hoffnungslos.»

Einer der vergessenen konservativen Minister aus dem Kabinett des Jahres 1933 fühlte an diesem Tage sogar die «Flügel des Engels der Geschichte durch das Zimmer rauschen»,<sup>94</sup> und wenigstens kennzeichnet die auf nahezu allen Ebenen eingetretene Realitätsentfremdung treffender. Der Tod Roosevelts hatte auf das Kriegsgeschehen keinen Einfluss. Drei Tage später eröffneten die Sowjets mit zweieinhalb Millionen Soldaten, 41'600 Geschützen, 6'250 Panzern und 7'560 Flugzeugen die Offensive gegen Berlin.

Am 20. April, **Hitlers** sechsundfünfzigstem Geburtstag, kam die Führung des Regimes zum letzten Mal zusammen: Göring, Goebbels, Himmler, Bormann, Speer, Ley, Ribbentrop sowie die obersten Spitzen der Wehrmacht. Einige Tage zuvor war unerwartet auch Eva Braun eingetroffen, und jedermann wusste, was ihre Ankunft zu bedeuten hatte. Gleichwohl hielt der gekünstelte Bunkeroptimismus an, **Hitler** selber versuchte während der Gratulationscour, ihn noch einmal zu beleben. Er hielt nur ein paar kurze Ansprachen, lobte, ermutigte, tauschte Erinnerungen aus. Im Garten empfing er, zum letzten Mal vor Kameraleuten und Fotografen, einige **Hitler**jungen, die sich im Kampf gegen die rasch heranrückenden Sowjetarmeen bewährt hatten, tätschelte und dekorierte sie. Etwa zur gleichen Zeit wurden die letzten, im Zusammenhang mit dem 20. Juli 1944 verhängten Todesstrafen vollstreckt.

Ursprünglich hatte **Hitler** die Absicht geäußert, an diesem Tage Berlin zu verlassen und sich auf den Obersalzberg zurückzuziehen, um von der «Alpenfestung» aus, im Angesicht des sagenumwobenen Untersbergs, den Kampf weiterzuführen. Ein Teil des Personals war schon vorausgeschickt worden. Doch am Vorabend seines Geburtstags war er wieder schwankend geworden, vor allem Goebbels hatte ihn leidenschaftlich bedrängt, sich vor den Toren Berlins zur kriegsentscheidenden Schlacht zu stellen und gegebenenfalls auf den Trümmern der Stadt ein Ende zu suchen, wie es seiner Vergangenheit, den Schwüren von einst und seinem historischen Rang angemessen sei; in Berlin, so meinte er, könne man noch einen «moralischen Welterfolg» erzielen. Alle anderen indes bestürmten ihn jetzt, die verlorene Stadt aufzugeben, den noch verbliebenen schmalen Korridor nach Süden zur Flucht zu benutzen, in wenigen Tagen oder gar Stunden werde der Ring um Berlin geschlossen sein. Aber **Hitler** blieb unsicher und willigte nur in die Errichtung eines Nord- und Südkommandos ein, falls Deutschland im Verlauf des gegnerischen Vormarschs geteilt werden sollte. «Wie soll ich die Truppen zum entscheidenden Kampf um Berlin bewegen», äusserte er, «wenn ich mich im gleichen Augenblick in Sicherheit bringe!» Schliesslich erklärte er, die Entscheidung dem Schicksal zu überlassen.<sup>95</sup>

Noch am Abend des Tages begann der Exodus. Himmler, Ribbentrop, Speer sowie nahezu die gesamte Befehlsspitze der Luftwaffe schlossen sich den langen Lastwagenkolonnen an, die schon während des ganzen Tages zum Aufbruch gerüstet hatten. Bleich und schwitzend verabschiedete sich Göring, er sprach von «dringendsten Aufgaben in Süddeutschland», doch **Hitler** starrte auf den noch immer massigen Mann wie ins Leere<sup>96</sup>, und einiges spricht dafür, dass seine Verachtung für die Schwächen und opportunistischen Rechnereien, die er in dieser Stunde um sich herum entdeckte, schon jetzt seine Entscheidung vorbestimmte.

Jedenfalls befahl er, die bis zur Stadtgrenze herangerückten Sowjetrussen in einem mit allen verfügbaren Kräften geführten Grossangriff zurückzuwerfen: Jeder Mann, jeder Panzer, jedes Flugzeug sollten eingesetzt und jede Eigenmacht aufs Schwerste geahndet werden. Mit der Führung der Offensive betraute er den

SS-Obergruppenführer Felix Steiner, doch er selber setzte die Einheiten in Marsch, bestimmte ihre Ausgangsstellungen und formierte, zur beginnenden Vernichtungsschlacht, Divisionen, die längst keine mehr waren. Einer der Beteiligten hat später den Verdacht geäußert, dass der neue Generalstabschef, General Krebs, im Unterschied zu Guderian darauf verzichtete, Hitler sachgerecht zu informieren, und ihn stattdessen, abseits der Wirklichkeit, gleichsam mit «Kriegsspielen» beschäftigte, die seinen Illusionen, aber auch den Nerven aller Beteiligten Rechnung trugen.<sup>97</sup> Einen anschaulichen Eindruck vom Führungsdurcheinander jener Tage gewähren die Notizen des Stabschefs der Luftwaffe, Karl Koller:

«Am 21. April. Am frühen Morgen ruft Hitler an. 'Wissen Sie, dass Berlin unter Artilleriefeuer liegt? Das Stadtzentrum.' 'Nein.' 'Hören Sie das nicht?' 'Nein! Ich bin in Wildpark-Werder.'

Hitler: 'Starke Aufregung in der Stadt über Artillerie-Fernfeuer. Es soll eine Eisenbahnbatterie schweren Kalibers sein. Die Russen sollen eine Eisenbahnbrücke über die Oder haben. Die Luftwaffe hat die Batterie sofort auszumachen und zu bekämpfen.'

Ich: 'Der Feind hat keine Eisenbahnbrücke über die Oder. Vielleicht hat er eine schwere deutsche Batterie nehmen und herumschwenken können. Wahrscheinlich aber handelt es sich um mittlere Kanonen des russischen Feldheeres, mit denen der Feind bereits in die Stadtmitte reichen muss.' Längere Debatte, ob Eisenbahnbrücke über die Oder, ob nicht und ob die Artillerie des russischen Feldheeres bis zum Zentrum von Berlin schießen kann ...

Bald darauf wieder Hitler persönlich am Apparat. Er will genaue Zahlen über den laufenden Flugzeugeinsatz südlich Berlin. Ich erwidere, derartige Anfragen könnten, weil die Nachrichtenverbindungen zur Truppe nicht mehr so einwandfrei funktionierten, nicht auf Anhieb erledigt werden. Man müsse sich mit den laufenden Morgen- und Abendmeldungen, die automatisch eingingen, begnügen; darauf ist er sehr erbost.

Hernach ruft er weiter an und beanstandet, dass die Strahler gestern nicht aus ihren Plätzen bei Prag gekommen sind. Ich erkläre, dass die Flugplätze dauernd so von feindlichen Jägern zugedeckt waren, dass die eigenen Flugzeuge ... nicht aus den Plätzen kommen konnten. Hitler schimpft. 'Dann braucht man auch die Strahler nicht mehr, die Luftwaffe ist überflüssig ...'

Hitler in seinem Ärger erwähnt einen Brief des Industriellen Röchling und schreit: 'Was der alles schreibt, das genügt mir! Man müsste die ganze Luftwaffe sofort aufhängen!'

Abends zwischen 20.30 und 21 Uhr ist er wieder am Telefon. 'Der Reichsmarschall unterhält in Karinhall eine Privatarmee. Diese sofort auf-

lösen und ... unverzüglich SS-Obergruppenführer Steiner unterstellen' und bricht das Gespräch ab. Wie ich noch überlege, was das nun wieder bedeuten soll, ruft **Hitler** neuerdings an. 'Jeder verfügbare Mann der Luftwaffe im Raum zwischen Berlin und der Küste bis nach Stettin und Hamburg ist zu dem von mir befohlenen Angriff im Nordosten von Berlin heranzuziehen' ... und auf meine Frage, wo der Angriff denn sein soll, folgt keine Antwort; er hat bereits eingehängt.

In einer Reihe von Telefongesprächen versuche ich Klarheit zu gewinnen. So erfahre ich durch Major Freigang vom Stab General Konrad, dass er gehört habe, dass der Obergruppenführer Steiner einen Angriff führen soll aus dem Raum Eberswalde nach Süden. Bis jetzt soll aber nur Steiner mit einem Offizier in Schönwalde eingetroffen sein. Heeresteile für den Angriff unbekannt. –

In eine telefonische Unterredung mit dem Führerbunker, wo ich General Krebs erst 22.30 Uhr erreiche und um genauere Angaben über den geplanten Angriff... bitte, schaltet sich **Hitler** ein. Plötzlich tönt am Apparat seine erregte Stimme: 'Haben Sie noch Zweifel an meinem Befehl? Ich glaube, ich habe mich klar genug ausgedrückt.. .' Um 23.50 Uhr wieder Anruf **Hitlers**. Er fragt nach den Massnahmen der Luftwaffe für den Angriff Steiner. Ich berichte darüber. Dabei betone ich, dass es ganz kampfungswohnte Truppen sind, weder für Erdkämpfe ausgebildet noch entsprechend ausgerüstet, dazu ohne schwere Waffen. Er hält mir einen kleinen Vortrag über die Lage ...»<sup>98</sup>

Man muss diesen Hintergrund kennen, um den fiktiven Charakter der Steiner-Offensive zu begreifen, auf die **Hitler** so weitreichende Hoffnungen setzte: «Sie werden sehen», hielt er Koller entgegen, «der Russe erleidet die grösste Niederlage, die blutigste Niederlage seiner Geschichte vor den Toren der Stadt Berlin.» Während des ganzen folgenden Vormittags wartete er nervös und in zunehmender Verzweiflung auf eine Nachricht vom Gang der Operationen; um drei Uhr, bei Beginn der Lagebesprechung, war noch immer keine Meldung von Steiner eingetroffen, aber es wurde nun deutlich, dass die Anordnungen vom Vortage die Front so weit verwirrt und geöffnet hatten, dass die Rote Armee den äusseren Verteidigungsring im Norden Berlins durchbrechen und mit ihren Panzerspitzen in die Stadt eindringen konnte. Der Steiner-Angriff fand niemals statt.

In der Besprechung brach dann der Sturm los, der die Konferenz vom 22. April denkwürdig gemacht hat. Nach einem kurzen, brütenden Schweigen, noch wie benommen von seiner grenzenlosen Enttäuschung, begann **Hitler** zu toben. Er erhob eine Art General-

anklage gegen die Feigheit, die Niedertracht und die Treulosigkeit der Welt. Seine in den vergangenen Monaten fast zum Flüstern herabgesunkene Stimme gewann noch einmal etwas von ihrer einstigen Kraft. Und während sich draussen auf den Gängen und Treppen, vom Lärm herbeigerufen, die Bunkerinsassen drängten, schrie er, dass er im Stich gelassen worden sei. Er verwünschte die Armee und sprach von Korruption, Schwäche, Lügen. Seit Jahren sei er von Verrätern und Versagern umgeben. Während er sprach, schüttelte er die Fäuste, Tränen rannen ihm über die Wangen, und wie immer in den grossen Entzauberungskatastrophen seines Lebens brach mit der einen, hysterisch auf die äusserste Spitze getriebenen Erwartung alles zusammen. Das Ende sei jetzt da, sagte er; er könne nun nicht mehr weiter, ihm bleibe nur noch der Tod; hier in der Stadt werde er ihn erwarten; wer wolle, könne nach dem Sünden gehen, er selber werde in Berlin ausharren. Alle Proteste und Bitten der Umstehenden, die ihre Sprache erst wiedergewannen, als Hitler ermattet zu verstummen begann, wies er zurück: er lasse sich nicht weiterschleppen, schon die «Wolfsschanze» hätte er nie verlassen dürfen. Telefonische Überredungsversuche von Himmler und Dönitz blieben wirkungslos, Ribbentrop anzuhören weigerte er sich. Stattdessen äusserte er erneut, dass er in Berlin bleiben und auf den Stufen der Reichskanzlei fallen werde, und betört von dem ebenso dramatischen wie sakrilegischen Bild, wiederholte er es, einem der Zeugen zufolge, zehn- oder zwanzigmal. Nachdem er seinen Entschluss, dass er persönlich die Verteidigung der Stadt übernommen habe, in einem Funkpruch diktiert und damit unwiderruflich gemacht hatte, löste er die Konferenz auf. Es war acht Uhr abends. Alle Teilnehmer waren erschüttert und erschöpft.<sup>99</sup>

Anschliessend, in Hitlers Privaträumen, lebte die Auseinandersetzung im kleineren Kreis noch einmal auf. Zunächst hatte Hitler Goebbels kommen lassen und ihm angeboten, mit seiner Familie in den Führerbunker überzusiedeln. Dann begann er, seine persönlichen Papiere zusammenzusuchen, und wie stets, wenn er sich einmal entschieden hatte, traf er seine Entschlüsse rasch und ohne zu zögern. Während er die Dokumente zu verbrennen befahl, forderte er Keitel und Jodl auf, sich nach Berchtesgaden zu begeben, ihre Bitte um operative Befehle lehnte er ab. Auf ihre erneuten

Einwendungen erklärte er mit Nachdruck: «Ich werde Berlin nie verlassen – nie!» Einen Augenblick lang erwogen beide Offiziere unabhängig voneinander, ob sie **Hitler** mit Gewalt aus dem Bunker entführen und in die «Alpenfestung» verbringen sollten, doch erwies sich der Gedanke als undurchführbar. Keitel begab sich daraufhin zu dem rund sechzig Kilometer südwestlich von Berlin in der Oberförsterei «Alte Hölle» gelegenen Hauptquartier der Armee Wenck, die in den verbleibenden Tagen noch einmal Gegenstand überspannter Hoffnungen war, während Jodl, in einem Bericht wenige Stunden später, über die vorausgegangene Unterredung bemerkte:

«**Hitler** hat... den Entschluss gefasst, in Berlin zu bleiben, dort die Verteidigung zu leiten und sich im letzten Augenblick zu erschiessen. Er hat gesagt, kämpfen könnte er nicht aus körperlichen Gründen, kämpfen würde er persönlich auch nicht, weil er nicht Gefahr laufen könne, vielleicht verwundet in Feindeshand zu fallen. Wir haben alle nachdrücklich versucht, ihn davon abzubringen, und vorgeschlagen, die Truppen vom Westen nach dem Osten zum Kampf einzusetzen. Dazu hat er gesagt, dass doch alles auseinandergehe, er könnte das nicht, das solle dann der Reichsmarschall machen. Auf eine Bemerkung aus dem Kreise, dass kein Soldat mit dem Reichsmarschall kämpfen würde, hat **Hitler** gesagt: ‘Was heisst: Kämpfen!, da ist nicht mehr viel zu kämpfen.»<sup>100</sup>

Endlich schien er sich zu ergeben. Das unbändige Bewusstsein seiner Berufung, das ihn von früh an begleitet hatte und nur gelegentlich verdeckt, doch nie erschüttert worden war, wich offenbar der Resignation: «Er hat den Glauben verloren», schrieb Eva Braun unter dem Eindruck dieser Vorgänge einer Freundin. Nur einmal noch im Laufe des Abends, als der SS-Obergruppenführer Berger im Gespräch das Volk erwähnte, das «so treu und so lange ausgehalten» habe, fiel **Hitler** erneut in die Erregung des Nachmittags zurück und schrie «mit blaurot angelaufenem Gesicht» etwas von Lüge und Verrat.<sup>101</sup> Doch später, beim Abschied seines Adjutanten Julius Schaub, zweier Sekretärinnen, der Stenografen sowie zahlreicher anderer Personen der Umgebung, wirkte er wieder gelassen. Und als Speer, von «widerstreitenden Gefühlen» erfüllt, am Abend des nächsten Tages noch einmal in das umklammerte, brennende Berlin geflogen kam, um sich von **Hitler** zu verabschieden,

zeigte dieser sich ebenfalls auf eine beinahe unnatürliche Weise gefasst und sprach von seinem bevorstehenden Ende wie von einer Erlösung: «Es fällt mir leicht.» Selbst auf Speers Geständnis hin, er habe seit Monaten den erteilten Befehlen entgegengearbeitet, blieb **Hitler** ruhig und schien eher beeindruckt von der Freiheit des anderen.<sup>102</sup>

Doch breitete sich schon der nächste Wutanfall vor, und die verbleibenden Stunden dieses Lebens sind so auffallend von immer abrupteren Stimmungseinbrüchen, von Euphorien unmittelbaren tiefen Depressionen erfüllt, dass der Gedanke naheliegt in diesen Sprüngen spiegele sich das nach jahrelangem Missbrauch endlich zusammenbrechende Wirkungsdiagramm der Morell'schen Psychopharmaka. Zwar hatte **Hitler** seinen Arzt am Abend dieses Tages mit den Worten verabschiedet: «Mir können keine Drogen mehr helfen.»<sup>103</sup> Doch hat er auch nach Morells Fortgang weiterhin dessen Medikamente eingenommen, und sicherlich war es, aufs Ganze gesehen, kein philosophischer Gleichmut, den er jetzt gewann. Weit entfernt von aller Ergebung in sein Schicksal, war in seiner Resignation stets ein Unterton wegwerfender Verächtlichkeit; er konnte nur ausgelöscht, aber nicht gelassen sein. Eine der letzten stenografisch überlieferten Lagebesprechungen hat das Nebeneinander von illusionärer Hochstimmung, Niedergeschlagenheit und Verachtung charakteristisch festgehalten:

« Es gibt für mich keinen Zweifel: Die Schlacht hat hier einen Höhepunkt erreicht. Wenn es wirklich stimmt, dass in San Francisco unter den Alliierten Differenzen entstehen – und sie werden entstehen –, dann kann eine Wende nur eintreten, wenn ich dem bolschewistischen Koloss an einer Stelle einen Schlag versetze. Dann kommen die anderen vielleicht doch zu der Überzeugung, dass es nur einer sein kann, der dem bolschewistischen Koloss Einhalt zu gebieten in der Lage ist, und das bin ich und die Partei und der heutige deutsche Staat.

Wenn das Schicksal anders entscheidet, dann würde ich als rühmloser Flüchtling vom Parkett der Weltgeschichte verschwinden. Ich würde es aber für tausendmal feiger halten, am Obersalzberg einen Selbstmord zu begehen als hier zu stehen und zu fallen. – Man soll nicht sagen: Sie als der Führer...

Der Führer bin ich, solange ich wirklich führen kann. Führen kann ich nicht dadurch, dass ich mich irgendwo auf einen Berg setze ... Nur um meinen Berghof allein zu verteidigen, dazu bin ich nicht auf die Welt gekommen.»

Anschliessend verwies er befriedigt auf die Verluste des Gegners, der «einen grossen Teil seiner Kraft verbraucht» habe und im Häuserkampf um Berlin «zum Ausbluten gezwungen» werde: «Ich werde mich heute ein klein wenig beruhigter hinlegen», meinte er dann, «und möchte nur aufgeweckt werden, wenn ein russischer Panzer vor meiner Schlafkabine steht.» Anschliessend klagte er über all die Erinnerungen, die er mit dem Tod verliere, und erhob sich achselzuckend: «Aber was heisst das alles. Einmal muss man doch den ganzen Zinnober zurücklassen.»<sup>104</sup>

So war es von nun an immer. Am Abend des 23. April fragte Göring von Berchtesgaden aus telegrafisch an, ob Hitlers Entschluss, in Berlin zu bleiben, das Gesetz vom 29. Juni 1941 in Kraft setze, das ihm, dem Reichsmarschall, die Nachfolge übertrug. Obwohl Hitler das in loyalen Ton formulierte Telegramm ruhig entgegengenommen hatte, gelang es Görings altem Widersacher Bormann, die Initiative als eine Art Staatsstreich darzustellen und Hitler mit Hilfe einiger Einflüsterungen zu einem seiner grossen Ausbrüche zu veranlassen. Er warf Göring Faulheit und Versagen vor, bezichtigte ihn, mit seinem Beispiel «die Korruption in unserem Staate möglich gemacht» zu haben, nannte ihn einen Morphinisten und entzog ihm schliesslich durch einen von Bormann aufgesetzten Funkspruch alle Ämter und Rechte. Dann sackte er, erschöpft und nicht ohne einen Ausdruck dumpfer Befriedigung, in seinen apathischen Zustand zurück und meinte geringschätzig: «Aber von mir aus. Göring kann ruhig die Kapitulationsverhandlungen führen. Wenn der Krieg verlorenght, dann ist sowieso gleichgültig, wer das macht.»<sup>105</sup>

Er hatte jetzt keine Reserven mehr. Die Gefühle der Ohnmacht, der Angst und des Selbstmitleids verschafften sich unmittelbar Ausdruck und duldeten all die pathetischen Camouflagen nicht mehr, hinter denen er sich so lange verborgen hatte. Seine Verzweiflung rührte vermutlich zu einem Teil davon her: Zeitlebens hatte er Rollen benötigt und gesucht; jetzt fand er keine mehr, weil er, anders beispielsweise als der bewunderte Friedrich, der des Geschlagenen keine pathetischen Wirkungen abzugewinnen vermochte und jene wagnerianische Heldenfigur, die er zu übernehmen versuchte, die verbliebenen Kräfte überforderte. Die Halt-



losigkeit, die in den Krämpfen, Wutausbrüchen und zahlreich bezeugten Anfällen ungehemmten Schluchzens zum Ausdruck kam, bezeichnete nicht zuletzt das Dilemma der verlorenen Rolle.

Das wurde noch einmal offenbar, als am Abend des 26. April Generaloberst Ritter v. Greim, den er zum Nachfolger Görings als Oberbefehlshaber der Luftwaffe bestellt hatte, zusammen mit der Fliegerin Hanna Reitsch in die umzingelte Stadt kam, weil Hitler darauf bestanden hatte, die Ernennung persönlich vorzunehmen. Er hatte Tränen in den Augen, wie Hanna Reitsch beschrieben hat, der Kopf hing herab, das Gesicht war totenbleich, als er von Görings «Ultimatum» sprach: «Jetzt bleibt nichts mehr», sagte er dann; «nichts bleibt mir erspart. Keine Treue, keine Ehre mehr; keine Enttäuschung, kein Verrat ist mir erspart geblieben – und nun auch noch das. Alles ist aus. Es gibt kein Unrecht, das man mir nicht zugefügt hätte.» Immerhin hatte er noch eine Hoffnung, unscheinbar zwar, doch baute er sie in pausenlosen Selbstgesprächen zu einer seiner phantasmagorischen Gewissheiten auf. In der Nacht bat er Hanna Reitsch zu sich und sagte ihr, dass die grosse Sache, für die er gelebt und gekämpft habe, nun verloren scheine – sofern nicht die Armee des Generals Wenck, die schon nahe sei, den Ring der Belagerer durchbreche und Entsatz schaffe. Er gab ihr eine Phiole mit Gift: «Aber ich hoffe immer noch, liebe Hanna. General Wencks Armee rückt aus dem Süden heran. Er muss und wird die Russen weit genug zurückjagen, um unser Volk zu retten.»<sup>106</sup>

In der gleichen Nacht schlugen die ersten sowjetischen Granaten auf dem Gelände der Reichskanzlei ein, und der Bunker bebte unter dem herabstürzenden Mauerwerk. An einigen Stellen waren die Eroberer bis auf nahezu einen Kilometer herangerückt.

Am folgenden Tag wurde der SS-Gruppenführer Fegelein, Himmlers persönlicher Vertreter im Führerhauptquartier, in Zivilkleidern aufgegriffen, und im Bunker erhob sich erneut die Klage über den unentwegt weiterwuchernden Verrat. Das Misstrauen wandte sich jetzt gegen jedermann. «Armer, armer Adolf», rief Eva Braun, die mit dem Verhafteten verschwägert war, seit Fegelein ihre Schwester Gretl geheiratet hatte, «alle haben dich verlassen, alle

haben dich verraten!»<sup>107</sup> Ausser ihr selber blieben im Grunde nur Goebbels und Bormann noch vom Verdacht verschont. Sie bildeten jene «Phalanx der Letzten», die Goebbels vor Jahren schon, in einer seiner Untergangsapotheosen, überschwenglich gefeiert hatte. Je mehr sich Hitler seinen Melancholien und menschenverachtenden Stimmungen ergab, desto enger zog er diese wenigen zu sich heran. Mit ihnen hatte er seit der Rückkehr in die Reichskanzlei die meisten Abende verbracht, gelegentlich war auch Ley hinzugezogen worden. Verschiedene Anzeichen deuteten auf heimliche Geschäftigkeiten, die bald die Neugier anderer Bunkerinsassen weckten.<sup>108</sup>

Jahre später ist bekannt geworden, dass Hitler im Verlauf dieser Zusammenkünfte zwischen Anfang Februar und Mitte April eine Art Generalrückblick veranstaltet und gleichsam die Summe seines Lebens gezogen hat: in einer Folge ausgedehnter Monologe überprüfte er noch einmal seinen Weg, die Voraussetzungen und Ziele seiner Politik, aber auch ihre Chancen und Irrtümer. Wie stets entfaltete er seine Überlegungen weitschweifig und ungeordnet; im Ganzen aber machen diese Seiten, die eines der Grunddokumente seines Lebens enthalten, noch einmal etwas von der alten gedanklichen Kraft, wie reduziert auch immer, spürbar; die alten Zwangsvorstellungen aber auch.

Ausgangspunkt seiner Überlegungen war das unverwundene Scheitern der Idee vom deutsch-englischen Bündnis. Noch Anfang 1941, so meditierte er, hätte man diesen sinnlosen, verfehlten Krieg beenden können, zumal England «seinen Widerstandswillen am Himmel über London bewiesen» und überdies «auf seiner Habenseite die schmachvollen Niederlagen der Italiener in Nordafrika» zu verzeichnen hatte. Auf diese Weise wäre Amerika noch einmal von den europäischen Angelegenheiten ferngehalten, die ihre Schwäche überführten falschen Weltmächte Frankreich und Italien zum Verzicht auf ihre «unzeitgemässe Politik der Grösse» gezwungen und gleichzeitig eine «kühne Freundschaftspolitik mit dem Islam» ermöglicht worden. England, das war noch immer das Kernstück seines grossen Plans, hätte sich «ganz dem Wohl des Empire», Deutschland dagegen, im Rücken abgesichert, seiner wahren Aufgabe widmen können, «meinem Lebensziel und dem Grund für

die Entstehung des Nationalsozialismus: der Ausrottung des Bolschewismus»<sup>109</sup>

Wenn er nach den Ursachen forschte, die dieses Konzept verdorben hatten, stiess er wiederum auf jenen Gegner, der sich ihm von früh auf immer erneut in den Weg gestellt und dessen Macht er gleichwohl verkannt hatte. Dies war, wie er es rückblickend sah, sein folgenreichster Irrtum: «Ich hatte den übermächtigen Einfluss der Juden auf die Engländer unter Churchill unterschätzt»; und in einem der endlosen antisemitischen Ausfälle, die diese Rechen-schaft immer wieder, Seite um Seite, unterbrechen, klagte er: «Wenn das Schicksal doch einem alternden und verkalkten England einen neuen Pitt geschenkt hätte anstelle dieses trunksüchtigen und verjudeten Halbamerikaners!» Aus dem gleichen Grunde hasste er die arroganten Inselbewohner, die er vergeblich umworben hatte, inzwischen mehr als jeden anderen seiner Gegner und verbarg seine Befriedigung nicht, dass sie in naher Zeit aus der Geschichte ausscheiden und dann, dem Gesetz des Lebens entsprechend, untergehen müssten: «Das englische Volk wird an Hunger oder Tuberkulose auf seiner verfluchten Insel sterben.»<sup>110</sup>

Der Krieg gegen die Sowjetunion, bekräftigte er noch einmal, stand oberhalb aller willkürlichen Erwägungen: er war die beherrschende Zielsetzung überhaupt gewesen. Gewiss war die Gefahr des Scheiterns stets gegeben; doch der Verzicht darauf wäre, meinte er, schlimmer als jede Niederlage, nämlich gleichbedeutend mit einem Akt des Verrats gewesen: «Wir waren dazu verurteilt, Krieg zu führen, und unsere Sorge konnte nur sein, den Augenblick seines Ausbruchs möglichst günstig zu wählen. Es war gleichzeitig selbstverständlich, dass wir niemals mehr aufgeben konnten, nachdem wir uns einmal darauf eingelassen hatten.»

Hinsichtlich des Zeitpunkts dagegen zeigte **Hitler** sich weit weniger entschieden, und der offenbare Eifer, mit dem er diese Frage im Verlauf mehrerer Abende aufgegriffen, in ihren taktischen und strategischen Aspekten erörtert und mit Rechtfertigungsgründen ausgestattet hat, deutet daraufhin, dass er darin seinen schwerwiegendsten Fehler erkannte, für den er bezeichnenderweise auch eine Situation ohne Ausweg konstruiert hat:

«Das Verhängnis dieses Krieges ist, dass er für Deutschland einerseits viel zu früh, andererseits etwas zu spät begonnen hat. Vom militärischen Standpunkt aus waren wir daran interessiert, ihn ein Jahr früher zu beginnen. Ich hätte 1938 die Initiative ergreifen müssen, anstatt sie mir 1939 aufzwingen zu lassen, da sie auf jeden Fall unvermeidlich war. Aber ich konnte nichts machen, seit die Engländer und Franzosen in München alle meine Forderungen akzeptierten.

Insoweit also kam der Krieg einige Zeit zu spät. Im Hinblick auf unsere moralische Vorbereitung jedoch kam er viel zu früh. Ich hatte noch keine Zeit gehabt, die Menschen nach meiner Politik zu formen. Zwanzig Jahre hätte ich benötigt, um eine neue Elite zur Reife zu bringen, eine Elite, der die nationalsozialistische Denkart gleichsam mit der Muttermilch verabfolgt worden war. Das Drama der Deutschen ist es, niemals genügend Zeit zu haben. Immer drängen uns die Umstände. Und wenn uns die Zeit fehlt, so liegt das vor allem daran, dass uns der Raum fehlt. Die Russen, in ihren ungeheuren Ebenen, können sich den Luxus leisten, nicht gedrängt zu werden. Die Zeit arbeitet für sie. Sie arbeitet aber gegen uns ...

Verhängnisvollerweise muss ich alles während der kurzen Spanne eines Menschenlebens vollenden ... Dort, wo die anderen über eine Ewigkeit verfügen, habe ich nur einige armselige Jahre. Die anderen wissen, dass sie Nachfolger haben werden, die ihr Werk genau dort wieder aufnehmen, wo sie es zurückgelassen haben, die mit dem gleichen Pflug die gleichen Furchen ziehen werden. Ich frage mich, ob sich unter meinen unmittelbaren Nachfolgern der Mann finden wird, der dazu ausersehen ist, die Fackel wieder aufzunehmen, die mir aus den Händen gleitet.

Mein anderes Verhängnis ist es, dass ich einem Volk mit einer tragischen Vergangenheit diene, so unbeständig wie das deutsche, so sprunghaft, je nach den Umständen mit einer seltsamen Gelassenheit von einem Extrem ins andere fallend ...»<sup>111</sup>

Dies waren Voraussetzungen, deren Gefangener er war, prinzipielle Behinderungen der Lage und des Materials, die er hatte hinnehmen müssen. Doch waren ihm auch Fehler unterlaufen, verhängnisvolle Gedankenlosigkeiten; er hatte Zugeständnisse gemacht, die durch kein Interesse, keine Notwendigkeit geboten waren, und es ist überaus aufschlussreich, dass er jetzt, im prüfenden Rückblick, eine der wenigen intakt gebliebenen menschlichen Beziehungen seines Lebens desavouierte und seinen Irrtümern zurechnete:

‘Wenn ich die Ereignisse nüchtern und frei von jeder Sentimentalität betrachte, muss ich zugeben, dass meine unwandelbare Freundschaft zu Italien und zum Duce auf das Konto meiner Irrtümer gesetzt werden kann. Tat-

sächlich kann man sagen, dass die italienische Allianz unseren Feinden mehr als uns selber genutzt hat... und sie wird am Ende dazu beitragen, dass wir – sollte der Sieg nicht doch noch uns gehören – den Krieg verlieren ...

Der italienische Verbündete hat uns fast überall gehemmt. Er hat uns beispielsweise daran gehindert, in Nordafrika eine revolutionäre Politik zu treiben ..., denn unsere islamischen Freunde sahen plötzlich in uns freiwillige oder unfreiwillige Komplizen ihrer Unterdrücker ... Die Erinnerung an die barbarischen Vergeltungsmassnahmen gegen die Senoussis ist in ihnen noch immer wach. Überdies ruft der lächerliche Ausspruch des Duce, als «Schwert des Islam» angesehen zu werden, heute das gleiche Gelächter hervor wie vor dem Kriege. Diesen Titel, der Mohammed zusteht und einem grossen Eroberer wie Omar, liess Mussolini sich von einigen traurigen Kerlen, die er bezahlt oder terrorisiert hatte, verleihen. Es gab die Chance einer grossen Politik gegenüber dem Islam. Sie ist verpasst – wie vieles andere, das wir versäumten infolge unserer Treue zum italienischen Bündnis ...

Militärisch gesehen ist es kaum besser. Italiens Eintritt in den Krieg hat fast sofort unseren Gegnern die ersten Siege verschafft und Churchill in die Lage versetzt, seinen Landsleuten neuen Mut, und den Anglophilen in aller Welt neue Hoffnung einzuflössen. Obwohl die Italiener sich schon unfähig gezeigt hatten, Abessinien und die Cyrenaika zu halten, haben sie die Dreistigkeit gehabt, sich, ohne uns zu fragen, ohne uns auch nur zu unterrichten, in den vollkommen sinnlosen Feldzug gegen Griechenland zu stürzen ... Das hat uns gezwungen, entgegen allen unseren Plänen im Balkan einzugreifen, was wiederum eine katastrophale Verzögerung für den Beginn des Russlandkrieges zur Folge hatte ... Wir hätten Russland vom 15. Mai 1941 ab angreifen und... den Feldzug vor dem Winter beenden können. Alles wäre anders gekommen!

Aus Dankbarkeit, weil ich die Haltung des Duce während des 'Anschlusses' nicht vergessen konnte, habe ich immer davon abgesehen, Italien zu kritisieren und zu verurteilen. Ich habe mich im Gegenteil immer bemüht, es als ebenbürtig zu behandeln. Die Gesetze des Lebens zeigen leider, dass es ein Irrtum ist, diejenigen als Ebenbürtige zu behandeln, die nicht wirklich ebenbürtig sind ... Ich bedaure, dass ich nicht der Vernunft gefolgt bin, die mir eine brutale Freundschaft im Hinblick auf Italien vorschrieb.»<sup>112</sup>

Es war, aufs Ganze gesehen, überhaupt seine Nachgiebigkeit, der Mangel an Härte und Ungerührtheit, der ihn in seinen Augen doch noch scheitern liess, nachdem er dem Triumph so nahe gewesen war: auch in diesem letzten Dokument offenbarte er den ihm eigenen, unverwechselbaren Radikalismus. Nur in einem Punkte war er dem eigenen unbedingten Anspruch gerecht geworden: «Ich habe gegen die Juden mit offenem Visier gekämpft, ich habe ihnen bei Kriegsausbruch eine letzte Warnung zukommen lassen ...»<sup>113</sup>

Im Übrigen aber bedauerte er, die deutschen Konservativen nicht rücksichtsloser ausgeschaltet, in Spanien nicht die Kommunisten, sondern Franco, den Adel und die Kirche unterstützt oder in Frankreich die Befreiung der Arbeiterklasse aus den Händen eines «Bürgertums der Fossilien» versäumt zu haben. Überall hätte der Aufstand der Kolonialvölker betrieben, das Erwachen der unterdrückten und ausgebeuteten Nationen verkündet, die Ägypter, Iraker, der ganze Nahe Osten, der die deutschen Siege bejubelt habe, zur Revolte angestiftet werden müssen: Nicht an seiner Aggressivität und seiner Masslosigkeit gehe das Reich jetzt zugrunde, sondern an seiner Unfähigkeit zum Radikalismus, seiner moralischen Befangenheit: «Man bedenke unsere Möglichkeiten!» sagte er niedergeschlagen. Hugh R. Trevor-Roper hat von der «bemerkenswerten Klarheit» gesprochen, mit der [Hitler](#) in diesen Selbstgesprächen Chance und Scheitern seines Weltmachtgedankens dem Grundsatz nach erfasst habe: ihm sei bewusst gewesen, dass Europa von einer kontinentalen Macht beherrscht werden konnte, die das westliche Russland kontrollierte, aus den Reserven Asiens schöpfte und sich gleichzeitig zum Vorkämpfer der Kolonialvölker machte, indem sie die politische Revolution mit sozialen Befreiungsparolen verknüpfte. Er wusste auch, dass er mit der Sowjetunion um nichts anderes als um diese Chance gekämpft hatte. Entschieden worden war die Auseinandersetzung, weil er sie nicht mit der Konsequenz eines Revolutionskrieges geführt hatte; er war in sie hineingegangen mit den umständlichen Diplomaten und Militärs alter Schule, behindert durch die Freundschaft mit Mussolini, und weder vom einen noch vom anderen hatte er sich frei machen können. Sein Radikalismus war nicht ausreichend gewesen, er hatte zu viele bürgerliche Sentiments, bürgerliche Halbheit offenbart, auch er war gebrochen gewesen – dies war das Ergebnis seines Nachdenkens: «Das Leben vergibt keine Schwäche!»<sup>114</sup>

Der Entschluss, ein Ende zu machen, fiel in der Nacht vom 28. zum 29. April. Kurz vor 22 Uhr, mitten in einer Unterhaltung mit Ritter V. Greim, wurde [Hitler](#) durch seinen Diener Heinz Linge unterbrochen. Linge überreichte ihm eine Reutermeldung, dass der Reichsführer-SS Heinrich Himmler mit dem schwedischen Grafen Ber-

nadotte in Fühlung getreten sei, um über eine Kapitulation im Westen zu verhandeln.

Die Erschütterung, die dieser Nachricht folgte, war heftiger als alle Gemütsbewegungen der vergangenen Wochen. Hitler hatte Göring stets für opportunistisch und korrupt gehalten, der Verrat des Reichsmarschalls war daher nichts anderes als eine vorhersehbare Enttäuschung gewesen; das Verhalten Himmlers dagegen, der die Treue als Devise geführt und sich immer auf seine Unbestechlichkeit berufen hatte, bedeutete den Zusammenbruch eines Prinzips. Für Hitler war es der schwerste denkbare Schlag. «Er tobte wie ein Verrückter», hat Hanna Reitsch den folgenden Auftritt beschrieben, «er wurde purpurrot und sein Gesicht war fast unkenntlich.»<sup>115</sup> Im Unterschied zu den voraufgegangenen Ausbrüchen versagte diesmal jedoch schon nach kurzer Zeit die Kraft, und er zog sich mit Goebbels und Bormann zu einer Unterredung hinter verschlossenen Türen zurück.

Wiederum waren mit dem einen Entschluss auch alle anderen gefasst. Um sein Rachebedürfnis zu befriedigen, liess Hitler zunächst Fegelein, den er mit Himmler im Bunde glaubte, einem kurzen scharfen Verhör unterziehen und anschliessend von den Wachen des Begleitkommandos im Garten der Reichskanzlei erschiessen. Dann suchte er Greim auf und befahl ihm, einen Versuch zu unternehmen, aus Berlin herauszukommen, um Himmler zu verhaften. Allen Widerspruch liess er unbeachtet. «Ein Verräter darf nicht mein Nachfolger als Führer sein», sagte er. «Sorgt dafür, dass er es nicht sein wird!»<sup>116</sup> Dann wandte er sich der Regelung seiner persönlichen Angelegenheiten zu.

In aller Eile liess er das kleine Konferenzzimmer für eine standesamtliche Zeremonie herrichten. Ein Gauamtsleiter namens Walter Wagner, der in einer nahe stationierten Volkssturmeinheit diente, wurde herbeigeholt und gebeten, den Führer und Eva Braun zu trauen, Goebbels und Bormann waren die Trauzeugen. Beide Parteien ersuchten aufgrund der besonderen Umstände um eine Kriegstrauung, die ohne Verzögerung durchgeführt werden konnte; sie erklärten, dass sie rein arischer Abstammung sowie frei von Erbkrankheiten seien, und das Protokoll vermerkte, dass den Anträgen stattgegeben, das Aufgebot «geprüft und für ordnungs-

gemäss befunden worden» sei. Dann wandte sich Wagner, dem Dokument zufolge, an die Parteien:

«Ich komme nunmehr zum feierlichen Akt der Eheschliessung. In Gegenwart der obengenannten Zeugen ... frage ich Sie, Mein Führer Adolf Hitler, ob Sie gewillt sind, die Ehe mit Fräulein Eva Braun einzugehen. In diesem Falle bitte ich Sie, mit 'ja' zu antworten.

Nunmehr frage ich Sie, Fräulein Eva Braun, ob Sie gewillt sind, die Ehe mit Meinem Führer Adolf Hitler einzugehen. In diesem Falle bitte ich auch Sie, mit 'ja' zu antworten. Nachdem nunmehr beide Verlobte die Erklärung abgegeben haben die Ehe einzugehen, erkläre ich die Ehe vor dem Gesetz rechtmässig für geschlossen.»

Anschliessend unterschrieben die Beteiligten die Urkunde, die Ehefrau war infolge der Umstände so erregt, dass sie ansetzte, mit ihrem Mädchennamen zu unterschreiben, doch strich sie den Anfangsbuchstaben B durch und schrieb «Eva Hitler, geb. Braun». Dann gingen alle in die Privaträume hinüber, wo sich die Sekretärinnen, Hitlers Diätköchin, Fräulein Manzialy, sowie einige Adjutanten eingefunden hatten, um etwas zu trinken und sich melancholisch vergangener Zeiten zu erinnern.

Es scheint, als sei das Geschehen und dessen Steuerung von diesem Zeitpunkt an Hitler endgültig entglitten; Die Vermutung liegt nahe, dass er den Schlussakt gern grandioser, katastrophaler, mit einem grösseren Aufwand an Pathos, Stil und Schrecken inszeniert hätte. Stattdessen wirkte, was nun noch geschah, seltsam ratlos, improvisiert, als habe er die Möglichkeit eines unwiderruflichen Endes in Erinnerung an die zahlreichen wundergleichen Kehrtwendungen seines Lebens bis zu diesem Augenblick nie wirklich bedacht. Der grausige Einfall dieser Hochzeit zum Doppelselbstmord jedenfalls, ganz als fürchte er sich vor einem illegitimen Totenlager, eröffnete einen trivialen Abgang und demonstrierte, wie ausgegeben und selbst mit seinen Effekten am Ende er war, auch wenn die wagnerisierende Reminiszenz vom Vereinigungstod dem Vorgang in seinen Augen den versöhnlichen Zug tragischen Debakels geben mochte. Aber was immer sich noch mit seinem Namen verband: es war ein entmythologisierendes Ende.

Möglicherweise gab er jetzt auch mehr auf als die Regie des seit



je als Rolle begriffenen Lebens. Denn trotz aller beiläufigen Umstände bezeichnete die Eheschliessung noch unter einem anderen Aspekt eine bemerkenswerte Zäsur: Sie war nicht nur eine Geste der Erkenntlichkeit gegenüber dem einzigen Wesen, das, wie [Hitler](#) einmal bemerkt hatte, ihm ausser der Schäferhündin Blondi bis zuletzt treu geblieben war; vielmehr bedeutete sie auch einen Akt definitiver Abdankung. Als Führer, so hatte er wiederholt geäussert, dürfe er nicht verheiratet sein, die mythologische Vorstellung, die er mit dem Begriff verband, vertrug keine menschlichen Züge; nichts anderes als diesen Anspruch gab er jetzt auf und legte damit die Vermutung nahe, er habe überhaupt an ein Weiterleben des Nationalsozialismus nicht geglaubt. Tatsächlich bemerkte er seinen Gästen gegenüber, die Idee sei erledigt und würde nie wieder aufleben.<sup>117</sup> Dann verliess er die Gesellschaft, um in einem der Nebenräume seinen letzten Willen zu diktieren.

Er formulierte ein politisches und privates Testament. Das eine war beherrscht von heftigen Anklagen gegen die Juden, von Beteuerungen der eigenen Unschuld und Appellen an den Widerstandsgeist: «Es werden Jahrhunderte vergehen, aber aus den Ruinen unserer Städte und Kunstdenkmäler wird sich der Hass gegen das letzten Endes verantwortliche Volk immer wieder erneuern, dem wir das alles zu verdanken haben: Dem internationalen Judentum und seinen Helfern!» Fünfundzwanzig Jahre waren vergangen, er hatte einen beispiellosen Aufstieg, ungeahnte Triumphe, dann Verzweiflungszustände und Zusammenbrüche erlebt, aber er war, wie schon der Freund aus Jugendtagen, August Kubizek, bei ihrem Wiedersehen im Jahre 1938 verblüfft registriert hatte, lediglich älter, doch nicht anders geworden. Bis in den Wortlaut hinein hätten die ideologischen Partien des politischen Testaments dem ersten Zeugnis seiner Laufbahn, dem Brief an Adolf Gemlich von 1919, oder einer der Reden des jungen Lokalagitators entstammen können. Das Phänomen früher Erstarrung, der Zurückweisung jeder Erfahrung, das für [Hitler](#) so überaus kennzeichnend ist, findet in diesem Dokument eine letzte zusätzliche Stütze. In einem gesonderten Teil versties er Göring und Himmler aus der Partei und aus allen ihren Ämtern. Zu seinem Nachfolger als Reichspräsident, Kriegsminister und Obersten Befehlshaber der Wehrmacht er-

nannte er Admiral Dönitz; der in dem Testament enthaltene Hinweis, dass in der Marine ein Ehrbegriff gelte, dem jeder Gedanke an Übergabe fremd sei, war offenbar als Auftrag zu verstehen, den Kampf auch über seinen Tod hinaus bis zum Untergang fortzuführen. Zugleich bestellte er, mit Goebbels an der Spitze, eine neue Reichsregierung. Das Dokument, das kein Zeichen der Einsicht, der Verbundenheit, der Grossmut enthielt und nicht einmal ein Wort für das Pathos des Augenblicks fand, schloss mit dem Satz: «Vor allem verpflichte ich die Führung der Nation und die Gefolgschaft zur peinlichen Einhaltung der Rassegesetze und zum unbarmherzigen Widerstand gegen den Weltvergifter aller Völker, das internationale Judentum.»<sup>118</sup>

Hitlers persönliches Testament war wesentlich kürzer. Während das politische Dokument den Anspruch vor der Geschichte behauptete, sprach aus diesem der Zollbeamtensohn aus Leonding, der er hinter allen Verkleidungen stets geblieben war:

«Da ich in den Jahren des Kampfes glaubte, es nicht mehr verantworten zu können, eine Ehe zu gründen, habe ich mich nunmehr vor Beendigung dieser irdischen Laufbahn entschlossen, jenes Mädchen zur Frau zu nehmen, das nach langen Jahren treuer Freundschaft aus freiem Willen in die schon fast belagerte Stadt hereinkam, um ihr Schicksal mit dem meinen zu teilen. Sie geht auf ihren Wunsch als meine Gattin mit mir in den Tod. Er wird uns das ersetzen, was meine Arbeit im Dienst meines Volkes uns beiden raubte.

Was ich besitze, gehört – soweit es überhaupt von Wert ist – der Partei. Sollte diese nicht mehr existieren, dem Staat, sollte auch der Staat vernichtet werden, ist eine weitere Entscheidung von mir nicht mehr notwendig.

Ich habe meine Gemälde in den von mir im Laufe der Jahre angekauften Sammlungen niemals für private Zwecke, sondern stets nur für den Ausbau einer Galerie in meiner Heimatstadt Linz a. d. Donau gesammelt. Dass dieses Vermächtnis vollzogen wird, wäre mein herzlichster Wunsch. Zum Testamentsvollstrecker ernenne ich meinen treuesten Parteigenossen, Martin Bormann. Er ist berechtigt, alle Entscheidungen endgültig und rechtsgültig zu treffen. Es ist ihm gestattet, alles das, was persönlichen Erinnerungswert besitzt, oder zur Erhaltung eines kleinen bürgerlichen Lebens notwendig ist, meinen Geschwistern abzutrennen, ebenso vor allem der Mutter meiner Frau und meinen, ihm genau bekannten treuen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen, an der Spitze meinen alten Sekretären, Sekretärinnen, Frau Winter usw., die mich jahrelang durch ihre Arbeit unterstützten.

Ich selbst und meine Gattin wählen, um der Schande des Absetzens oder der Kapitulation zu entgehen, den Tod. Es ist unser Wille, sofort an

der Stelle verbrannt zu werden, an der ich den grössten Teil meiner täglichen Arbeit im Laufe eines zwölfjährigen Dienstes an meinem Volk geleistet habe.»

Die beiden Schriftstücke wurden am 29. April, morgens vier Uhr, unterzeichnet. Es wurden drei Abschriften ausgefertigt und im Laufe des Tages Anstalten getroffen, sie auf verschiedenen Wegen aus dem Bunker zu schaffen. Einer der Kuriere war Oberst v. Below, der Luftwaffenadjutant **Hitlers**, der eine Nachschrift für Feldmarschall Keitel mitnahm; sie war die letzte formulierte Botschaft **Hitlers** überhaupt und endete mit den bezeichnenden Sätzen:

«Das Volk und die Wehrmacht haben in diesem langen und harten Kampf ihr Alles und Letztes hergegeben. Das Opfer ist ein ungeheures gewesen. Aber mein Vertrauen ist von vielen missbraucht worden. Treulosigkeit und Verrat haben die Widerstandskraft während des ganzen Krieges untergraben. Deshalb war es mir nicht vergönnt, mein Volk zum Sieg zu führen. Der Generalstab des Heeres war mit dem Generalstab des ersten Weltkriegs nicht zu vergleichen. Seine Leistungen stehen weit zurück hinter denen der kämpfenden Front...

Die Anstrengungen und Opfer des deutschen Volkes in diesem Kriege waren so gross, dass ich nicht glauben kann, sie könnten umsonst gewesen sein. Es muss weiter das Ziel sein, dem deutschen Volk Raum im Osten zu gewinnen.»<sup>119</sup>

Verschiedentlich während der letzten Wochen hatte **Hitler** die Sorge geäussert, als «Exponat im Moskauer Zoo» oder als Hauptfigur in einem «von Juden inszenierten Schauspiel» auftreten zu müssen.<sup>120</sup> Diese Befürchtungen sahen sich noch verstärkt, als im Laufe des 29. April die Nachricht vom Ende Mussolinis eintraf. Zwei Tage zuvor war der Duce in einer Ortschaft am Comer See von Partisanen ergriffen und zusammen mit seiner Geliebten Clara Petacci ohne lange Formalitäten erschossen worden, die Leichen hatte man nach Mailand geschafft und an einer Tankstelle auf der Piazzale Loreto an den Füßen aufgehängt, wo eine schreiende Menge sie geschlagen, bespion und mit Steinen beworfen hatte.

Unter dem Eindruck dieser Nachricht begann **Hitler** mit den Anstalten für sein eigenes Ende. Zahlreiche Personen seines Gefolges, darunter seinen Diener Heinz Linge, seinen Fahrer Erich

Kempka sowie seinen Flugkapitän Hans Baur, forderte er auf, dafür Sorge zu tragen, dass seine Überreste nicht dem Feind in die Hände fielen. Die Vorbereitungen, die er traf, wirkten wie eine letzte Demonstration seines lebenslangen Selbstverheimlichungsbestrebens, und kaum ein grösserer Gegensatz ist denkbar als der zwischen dem von Hitler jetzt betriebenen, gleichsam verkrochenen Tod und dem Ende Mussolinis, der seine verbliebenen Anhänger aufgefordert hatte, gemeinsam ins Veltlin zu ziehen und dort «mit der Sonne im Gesicht zu sterben».<sup>121</sup>

Hitler fürchtete aber auch, das vorgesehene Gift könnte nicht rasch und nicht zuverlässig genug den Tod herbeiführen. Infolgedessen befahl er, die Wirkung des Mittels an seiner Schäferhündin zu erproben. Um Mitternacht wurde Blondi auf die Bunkertoilette gelockt, Feldwebel Tornow, Hitlers Hundebesorger, riss dem Tier das Maul auf, während Professor Haase, der zum ärztlichen Personal gehörte, hineingriff und mit Hilfe einer Zange seine Giftampulle zerdrückte. Kurz darauf betrat Hitler den Raum und blickte einen Augenblick lang ausdruckslos auf den Kadaver. Anschließend bat er die Bewohner der beiden benachbarten Bunker zur Verabschiedung in den Konferenzraum. Mit abwesender Miene schritt er die Reihe ab und gab jedem schweigend die Hand; einige sprachen ein paar Worte, aber er antwortete nicht oder bewegte nur unhörbar die Lippen. Kurz nach drei Uhr morgens veranlasste er ein Telegramm an Dönitz, das sich über unzureichende militärische Massnahmen beklagte und wie in einer überständigen Geste noch einmal verlangte, «schnellstens und rücksichtslos gegen alle Verräter» vorzugehen.

Doch war es wohl nur ein erneuter Versuch, das heranrückende Ende noch einmal zu verzögern, die Stundenfrist bis zur Antwort zu gewinnen, eine allerletzte Fiktion zu errichten: Von allen «schwersten Entschlüssen» seines Lebens war der bevorstehende, den er mehrfach als Bagatellsache hingestellt hatte, offenbar der allerschwerste. Wie üblich liess er am folgenden späten Vormittag die Lagebesprechung abhalten. Unbewegt nahm er zur Kenntnis, dass die sowjetischen Truppen inzwischen das Gebiet des Tiergartens besetzt hatten, desgleichen den Potsdamer Platz sowie in unmittelbarer Nähe der Reichskanzlei das U-Bahngelände an der Voss-

Strasse. Dann befahl er, zweihundert Liter Benzin zu beschaffen. Um zwei Uhr ass er in Gesellschaft seiner Sekretärinnen und seiner Köchin zu Mittag; es war der Augenblick, als zwei sowjetische Sergeanten im deutschen Abwehrfeuer auf der Kuppel des nahegelegenen Reichstags die Rote Fahne hissten. Nach Beendigung der Mahlzeit liess **Hitler** seine engsten Mitarbeiter zusammenrufen, darunter Goebbels, Bormann, die Generale Burgdorf und Krebs sowie seine Sekretärinnen, Frau Christian und Frau Junge, ferner einige Ordonnanzen. Zusammen mit seiner Frau reichte er allen die Hand und verschwand dann stumm und gebückt in seiner Tür. Und als könne dieses Leben, das so weitgehend von inszenatorischen Absichten bestimmt und auf grelle Wirkungen bedacht gewesen war, nur mit einem abgeschmackten Effekt zu Ende gehen, setzte, wenn wir den Berichten Beteiligten glauben können, zu diesem Zeitpunkt in der Kantine der Reichskanzlei ein Tanzvergnügen ein, in dem sich die wochenlange Anspannung der Nerven gewaltsam zu lösen schien. Selbst die wiederholte dringende Vorstellung, der Führer sei im Begriff zu sterben, konnte es nicht unterbrechen.<sup>122</sup> Es war der 30. April 1945, kurz vor halb vier Uhr.

Was dann geschah, hat sich eindeutig nicht mehr aufklären lassen. Den Aussagen der meisten überlebenden Bunkerbewohner zufolge fiel ein einzelner Schuss. Kurz darauf betrat der Führer der SS-Wachmannschaft, Rattenhuber, den Raum. **Hitler** sass zusammengesunken und mit blutig verschmiertem Gesicht auf dem Sofa, neben ihm seine Frau, einen unbenutzten Revolver im Schoss; sie hatte Gift genommen. Sowjetische Autoren haben demgegenüber vorwiegend die Auffassung vertreten, auch **Hitler** habe sich durch Gift das Leben genommen. Die widersprüchliche Beweisführung jedoch, die einerseits alle Schuss Spuren in den aufgefundenen Schädelresten geleugnet, andererseits aber herauszufinden versucht hat, wer aus der Umgebung **Hitlers** den Auftrag erhalten habe, ihm den aus Sicherheitsgründen verlangten «Gnadenschuss» zu geben, bestärkt die Vermutung einer politisch motivierten Selbstmordtheorie. Sie wirkt wie ein letzter Nachhall jener schon zu Lebzeiten immer wieder unternommenen Versuche, **Hitler** durch Geringschätzung zu widerlegen: als sträube sich das Denken, dem moralisch Verwerflichen Fähigkeiten und Kraft einzuräumen. Wie einst

das Eiserne Kreuz, die politisch-taktische oder später die staatsmännische Begabung wurde ihm nun im Nachhinein der Mut bestritten, den der offenbar schwerere Tod durch die Kugel verlangt.<sup>123</sup>

Jedenfalls ordnete Rattenhuber an, die Leichen in den Hof zu schaffen. Dort liess er sie mit dem bereitgestellten Benzin übergiesen und bat die Trauerversammlung herauf. Kaum hatten die Beteiligten sich eingefunden, trieb ein russischer Feuerüberfall sie in den Bunkereingang zurück. Hitlers SS-Adjutant Otto Günsche warf daraufhin einen brennenden Lumpen auf die beiden Leichen, und als die hochschlagenden Flammen die Körper einhüllten, standen alle stramm und grüssten mit erhobener Hand. Ein Angehöriger des Wachpersonals, der eine halbe Stunde später am Ort dieser Zeremonie vorbeikam, konnte Hitler bereits «nicht mehr erkennen, weil er schon ziemlich verbrannt war»; und als er gegen zwanzig Uhr noch einmal die Stelle aufsuchte, «da flogen», wie er es formulierte, «schon die einzelnen Flocken im Winde». Kurz vor dreiundzwanzig Uhr wurden die Reste der nahezu völlig verbrannten Leichen, dem Bericht Günsches zufolge, auf eine Zeltplane geschoben, «in einen Granattrichter vor dem Bunkerausgang hinabgelassen, Erde darauf gedeckt und mit einem Holzstampfer festgestampft».<sup>124</sup> In einem der überzogenen Bilder, wie Hitler sie zu Beginn seiner Laufbahn bevorzugte, hatte er sich einst als den Mann feiern lassen, der die Bereitschaft zum eigenen Untergang aus der Entschlossenheit herleitete, «lieber ein toter Achill als ein lebender Hund» zu sein;<sup>125</sup> ähnlich überspannten Vorstellungen war der Gedanke an den eigenen Tod immer geprägt gewesen. Seine Begräbnisstätte hatte er in einer gewaltigen Krypta im Glockenturm des geplanten Riesenbaues über dem Donauufer bei Linz gesehen;<sup>126</sup> jetzt fand er sie zwischen Schuttbergen, Mauerresten, Betonmischmaschinen und verstreutem Unrat, festgestampft in einem Granattrichter.

Es war noch nicht das Ende der Geschichte. Zwei Tage später, nachdem Goebbels im Anschluss an einen vergeblichen Versuch, die Sowjetrussen unter Hinweis auf das «gemeinsame Fest des 1. Mai» zu Sonderverhandlungen zu bewegen, Selbstmord verübt und Bor-

mann zusammen mit den übrigen Bunkerinsassen einen Ausbruch unternommen hatte, besetzten sowjetische Truppen den verlassenen Bunker und machten sich unmittelbar anschliessend auf die Suche nach dem Verbleib der Leiche **Hitlers**. Ein gerichtsmedizinischer Obduktionsbericht vom 8. Mai 1945 über einen stark verkohlten männlichen Körper kam zu dem Ergebnis, man habe «vermutlich **Hitlers** Leiche» ausfindig gemacht. Andere Verlautbarungen dagegen dementierten diese Behauptung kurz darauf, dann wiederum versicherten sowjetische Stellen, man habe **Hitler** aufgrund von Gebissuntersuchungen doch identifiziert, ehe auch diese Erklärung wieder in Frage gestellt und behauptet wurde, britische Behörden hielten ihn in ihrer Besatzungszone verborgen. Auf der Potsdamer Konferenz Ende Juli 1945 beteuerte Stalin, man habe die Leiche keineswegs gefunden, **Hitler** halte sich in Spanien oder Südamerika verborgen.<sup>127</sup> Am Ende gelang es den Sowjets, die Frage in so geheimnisvolles Dunkel zu hüllen, dass die abenteuerlichsten Versionen über **Hitlers** Ende umliefen. Einige wollten wissen, er sei im Berliner Tiergarten von einem deutschen Offizierskommando erschossen worden, andere vermuteten seine Flucht mit einem Unterseeboot auf eine ferne Insel, dann wiederum hiess es, er lebe in einem spanischen Kloster oder auf einer südamerikanischen Ranch. Zeit seines Lebens hatte **Hitler** seine Erfolge zu einem erheblichen Teil dem einen oder anderen seiner Gegner verdankt; jetzt fand sich wiederum einer, der ihm im Nachhinein und wie in einer verspäteten Demonstration aller Epochenirrtümer einige Zeit lang ein halbmythisches Nachleben ermöglichte.

Wie folgenlos der Vorgang auch sein mochte: er war ein Symbol. Nicht ohne Nachdruck deutete er noch einmal darauf hin, dass das Erscheinen **Hitlers**, die Bedingungen seines Aufstiegs und seiner Triumphe, in Voraussetzungen begründet waren, die weit über den Rahmen der engeren deutschen Verhältnisse hinausweisen. Zwar trägt jede Nation die Verantwortung für ihre Geschichte selbst. Doch nur ein Bewusstsein, das einsichtslos aus den Malheurs der Epoche zurückgekehrt ist, wird ihn den Mann einer einzigen Nation nennen und sich der Erkenntnis verweigern, dass in ihm eine machtvolle Zeittendenz kulminierte, in deren Zeichen die ganze erste Hälfte des Jahrhunderts stand.

So hat [Hitler](#) denn auch nicht nur Deutschland zerstört, sondern dem alten Europa mit seinen Nationalismen, seinen Konflikten, Erbfeindschaften und seinen unaufrichtigen Imperativen, aber auch mit seinem Glanz und seiner Grösse ein Ende bereitet. Möglicherweise täuschte er sich, als er es «überlebt» nannte.<sup>128</sup> Es bedurfte seiner einzigartigen Radikalität, seiner Visionen, seines Sendungsfiebers und, in deren Gefolge, einer beispiellosen Explosion von Energie, um es zugrunde zu richten. Aber gewiss ist am Ende auch, dass er Europa nicht ohne Europas Mitwirkung hätte zerstören können.



**SCHLUSSBETRACHTUNG:**

**Die Unfähigkeit zu Überleben**

«Mir hat einmal ein Mann gesagt: 'Hören Sie, wenn Sie das machen, dann geht Deutschland in sechs Wochen zugrunde.' Ich sage: 'Was verstehen Sie darunter?' 'Dann bricht Deutschland zusammen.' Ich sage: 'Was verstehen Sie darunter?' 'Dann hört Deutschland eben auf.' Ich habe geantwortet: 'Das deutsche Volk hat einst die Kriege mit den Römern überstanden. Das deutsche Volk hat die Völkerwanderung überstanden. Das deutsche Volk hat dann die späteren grossen Kämpfe des frühen und späten Mittelalters überstanden. Das deutsche Volk hat dann die Glaubenskämpfe der neueren Zeit überstanden. Das deutsche Volk hat dann einen Dreissigjährigen Krieg überstanden. Das deutsche Volk hat dann später die Napoleonischen Kriege, die Freiheitskriege, es hat sogar einen Weltkrieg überstanden, sogar die Revolution, – es wird auch mich überstehen!»

*Adolf Hitler 1938*

N ahezu übergangslos, wie von einem Augenblick zum anderen, verschwand mit dem Tod **Hitlers** und der Kapitulation auch der Nationalsozialismus, ganz als sei er nur die Bewegung, der Rauschzustand und die Katastrophe gewesen, die er verursacht hatte. Nicht zufällig tauchen in den Berichten aus dem Frühjahr 1945 wiederholt Wendungen auf, wonach plötzlich ein «Bann» gebrochen, ein «Spuk» beseitigt schien: sowohl der eigentümlich ir-reale Charakter des Regimes als auch die unvermittelte Natur seines Endes werden von solchen, der magischen Sphäre entliehenen Formeln anschaulich erfasst. **Hitlers** Propagandaspezialisten hatten immer wieder von unbezwinglichen Alpenfestungen, Widerstandsreduits sowie von wachsenden Werwolf-einheiten gesprochen und einen Krieg über den Krieg hinaus vorhergesagt – doch zeigte sich davon nichts. Noch einmal wurde deutlich, wie sehr der Nationalsozialismus, sowie der Faschismus überhaupt, in seinem Kern von Übermacht, Anmassung, Triumph abhängig und für den Augenblick der Niederlage dem Wesen nach ungewappnet war. Mit Recht hat man darauf verwiesen, dass Deutschland das einzige, im Verlauf des Zweiten Weltkriegs besiegte Land gewesen ist, das keine Resistancebewegung hervorgebracht hat.<sup>1</sup>

Diese Bestandslosigkeit ist nicht zuletzt im Verhalten der führenden Akteure und Funktionäre des Regimes sichtbar geworden.

Vor allem der Verlauf des Nürnberger Prozesses sowie der Nachfolgeverfahren hat, von wenigen Ausnahmen abgesehen, das Bemühen offenbart, sich ideologisch vom Geschehenen zu distanzieren, die Untaten, die soeben noch eschatologischen Sinn gehabt hatten, zu entkräften und abzuleugnen, so dass am Ende alles, Gewalt, Krieg, Völkermord, den Charakter eines schrecklichen und dummen Missverständnisses annahm. Das hat den Eindruck mitgetragen, der Nationalsozialismus sei keine die ganze Epoche überspannende Erscheinung gewesen, sondern dem Machthunger eines Einzelnen sowie den Ressentiments eines unruhigen, eroberungssüchtigen Volkes entsprungen; denn wenn er tief in der Zeit verwurzelt und eine ihrer elementaren Bewegungen gewesen wäre, hätte die militärische Niederlage ihn nicht beseitigen und so abrupt in die Nacht der Erinnerungslosigkeit abdrängen können.

Gleichwohl jedoch hatte er der Welt, nach lediglich zwölf Jahren, ein anderes Gesicht verschafft, und es liegt auf der Hand, dass so gewaltige Vorgänge mit der Machtlaune eines Einzelnen kaum zureichend zu begründen sind. Erst wenn dieser Einzelne die Integrationsfigur vielfältiger Emotionen, Ängste oder Interessen ist und machtvolle, von weither kommende Energien ihn vorwärts-treiben, werden solche Ereignisse möglich. Hitlers Rolle und Bedeutung im Verhältnis zu den ihn umgebenden Kräften ist damit noch einmal angedeutet: Es war ein riesiges, ungeordnetes Potential an Aggressivität, Angst, Hingabewillen und Egoismus, das bereitlag, aber doch erst des Weckrufs, der Bündelung und Inanspruchnahme durch eine gebieterische Erscheinung bedurfte; ihr verdankte es Stosskraft und Legitimität, mit ihr feierte es seine vehementen Siege, mit ihr ging es aber auch zugrunde.

Doch war Hitler nicht nur die Vereinigungsfigur so vieler Zeit-tendenzen; vielmehr hat er dem Geschehenen auch Richtung, Ausdehnung und Radikalität verliehen. Ihm kam dabei zugute, dass er voraussetzungslos dachte und alles; Grundsätze, Gegner, Bündnispartner, Nationen, Ideen, so kühl wie manisch, seinen monströsen Zwecken unterordnete. Sein Extremismus entsprach dem inneren Abstand, den er zu allen Kräften hielt. Schon August Kubizek hatte die Neigung seines Freundes verzeichnet, die «Jahrtausende kurzerhand umzustülpen»,<sup>2</sup> und wenn es auch geraten erscheint, die

Bedeutung solcher Erinnerungsformeln nicht allzusehr zu strapazieren: etwas von der infantilen Voraussetzungslosigkeit im Umgang mit der Welt, wie dieses Wort sie andeutet, ist im Verhalten [Hitlers](#) zu jeder Zeit greifbar, seine eigene Bemerkung, er stehe «*allem mit einer ungeheuren, eiskalten Vorurteilslosigkeit gegenüber*»<sup>3</sup>, zielt auf den gleichen Sachverhalt. Vieles spricht dafür, dass er, entgegen dem in seine Jugendjahre zurückdatierten Anspruch, nie erfasste, was Geschichte war; er hielt sie für eine Art Ruhmeshalle, die den Ehrgeizigen offensteht. Vom Sinn und vom Recht des Gewordenen wusste er nichts. Trotz aller bürgerlichen Verfallsstimmung, trotz der maroden Luft, die ihn umgab, war er ein homo novus. Und dergestalt, mit einer abstrakt anmutenden Unbekümmertheit, ist er an die Verwirklichung seiner Absichten gegangen. Während die übrigen Staatsmänner die Realität der bestehenden Machtverhältnisse in Rechnung stellten, ging er von der leeren Fläche aus: so wie er die Stadt Berlin neu und megaloman, ohne einen Gedanken an das Bestehende, zu entwerfen begann, so plante er Europa und die Welt von Grund auf neu; er kam nicht nur aus dem Nichts, er dachte auch aus dem Nichts. Die über Kriege und Machtverschiebungen hinweg verfestigte Landkarte Europas hat er auf diese Weise verändert, Reiche zerstört und neuen Mächten zum Aufstieg verhelfen, Revolutionen hervorgerufen, das Kolonialzeitalter zum Abschluss gebracht; er hat schliesslich den Erfahrungshorizont der Menschheit ungemein erweitert. In Abwandlung eines Wortes von Schopenhauer, den er auf seine Weise verehrte, liesse sich sagen, er habe die Welt einiges gelehrt, was sie nie wieder vergessen werde.

Beherrschend unter den Motiven, in denen er mit einer starken Strömung des Zeitgeistes korrespondierte, war ein unabweisbares Gefühl der Bedrohung: die Angst vor einem Vernichtungsprozess, dem zahlreiche Staaten und Völker im Lauf der Jahrhunderte zum Opfer gefallen waren, der freilich jetzt erst, an diesem Kreuzweg aller Geschichte, eine universelle, menscheitsbedrohende Kraft entfaltete. Eines der Fotos aus der Neuen Reichskanzlei zeigt auf dem Schreibtisch [Hitlers](#) ein foliantenartiges Buch mit dem Titel «Die Rettung der Welt»,<sup>4</sup> und an verschiedenen Wegmarken seines

Lebens ist sichtbar geworden, wie nachdrücklich er stets die Rolle des Retters gesucht hat; sie war nicht nur seine Berufung und «Zyklopaufgabe», sondern in diesem von inszenatorischen Erwägungen beherrschten Leben auch die grosse exemplarische Partie, die sich mit Erinnerungen an seine frühe Lieblingsooper «Lohengrin»<sup>5</sup> und Mythologien von mancherlei Befreiungshelden und Weissen Rittern verband.

Die Rettungsidee war für ihn untrennbar verknüpft mit der Selbstbehauptung Europas, es gab daneben keinen Erdteil, keine Kultur von Rang, alle anderen Kontinente waren nur Geographie, Sklaven- und Ausbeutungsraum, geschichtslose Leerflächen: hic sunt leones. Hitlers Auftreten war denn zugleich auch ein letzter übersteigter Ausdruck des europäischen Anspruchs, Herr der eigenen und damit aller Geschichte überhaupt zu bleiben. In seinem Weltbild spielte Europa zuletzt die gleiche Rolle wie das Deutschtum im Bewusstsein der frühen Jahre: es war der bedrohte, fast schon verlorene höchste Wert. Er besass ein empfindliches Gefühl für den Auflösungsdruck, dem der Kontinent von allen Seiten ausgesetzt war, für die Gefährdung seines Wesens von aussen wie von innen: von den unübersehbar sich vermehrenden, den Erdball überwuchernden und gleichsam erstickenden «Minderrassen» Asiens, Afrikas und Amerikas, sowie von den eigenen, Europas Tradition, seine Geschichte und seine Grösse verleugnenden demokratischen Ideologien.

Zwar war er selber eine Figur des demokratischen Zeitalters, doch verkörperte er nur dessen antiliberalen Variante, die durch ein Zusammenspiel von plebiszitärer Stimmungslenkung und Führercharisma gekennzeichnet war. Zu den nie verwundenen Erfahrungen der Novemberrevolution von 1918 gehörte die Erkenntnis vom dunklen Zusammenhang zwischen Demokratie und Anarchie: dass chaotische Zustände der eigentliche, unverfälschte Ausdruck wahrer Volksherrschaft seien und die Willkür deren Gesetz. Hitlers Aufstieg liesse sich dann auch unschwer als ein letzter verzweifelter Anlauf deuten, das alte Europa in den Bedingungen vertrauter Grösse festzuhalten. Zu den Paradoxien seiner Erscheinung zählt, dass er mit Hilfe des Untergrunds das Bewusstsein für Stil, Ordnung und Autorität zu verteidigen suchte gegen die heraufzie-

hende Epoche der Demokratie mit ihren Mitspracherechten für die Massen, der egalitären Ermutigung für das Plebejische, der Emanzipation und dem Verfall der nationalen und rassischen Identität. Er artikulierte aber auch den lange aufgestauten Protest gegen den verächtlichen Egoismus des grossen Kapitals, gegen die korrumpierende Vermischung von bürgerlicher Ideologie und materiellem Interesse. In einem gewaltigen Doppelantritt sah er den Kontinent überfremdet und verschlungen vom «seelenlosen» amerikanischen Kapitalismus einerseits und vom «unmenschlichen» russischen Bolschewismus andererseits. Zu Recht hat man das Wesen seines Einsatzes als «Todeskampf» definiert.<sup>6</sup>

Ohne Schwierigkeit kann man in diesen Vorstellungen, auf eine globale Ebene erweitert, die paradigmatische Situation der frühen faschistischen Gefolgschaften wiedererkennen: jener mittelständischen Massen, die sich, vor dem Hintergrund allgemeiner Panikstimmungen, von Gewerkschaften einerseits und von Warenhäusern andererseits, von Kommunisten und anonymen Konzernen, langsam erdrückt sahen. Insofern lässt sich **Hitler** schliesslich auch als ein Versuch begreifen, eine Art dritter Position zwischen den beiden beherrschenden Mächten der Zeit, zwischen links und rechts, Ost und West, zu behaupten. Das hat seinem Auftreten auch den doppelgesichtigen Charakter gegeben, den alle die eindeutigen Standortbestimmungen, die ihm ein «konservatives», «reaktionäres», «kapitalistisches» oder «kleinbürgerliches» Vorzeichen aufheften, nicht erfassen. Indem er zwischen allen Positionen stand, hatte er auch an allen teil und usurpierte wesentliche Elemente davon, doch verband er sie zu einer eigenen, unverwechselbaren Erscheinung. Mit seinem Machtantritt endete die Auseinandersetzung, die Wilson und Lenin nach dem Ersten Weltkrieg um Deutschland eröffnet hatten,<sup>7</sup> als der eine es für die parlamentarische Demokratie und die Idee des Völkerfriedens, der andere für die Sache der Weltrevolution zu gewinnen versuchte; erst zwölf Jahre später wurde sie erneut begonnen und auf gleichsam salomonische Weise durch die Teilung des Landes zu Ende geführt.

Die von **Hitler** erstrebte dritte Position sollte zwar den ganzen Kontinent umfassen, aber doch in Deutschland ihren Energiekern haben: die gegenwärtige Mission des Reiches bestand darin, das er-

müdete Europa neu zu stimulieren und als Kraftreservoir für die deutsche Weltherrschaft zu nutzen. **Hitler** wollte die versäumte imperialistische Phase der deutschen Entwicklung nachholen und als Nachzügler der Geschichte den denkbar höchsten Preis gewinnen: die durch die riesige Machtexpansion im Osten gesicherte Vorherrschaft über Europa und durch Europa über die Welt. Nicht zu Unrecht ging er davon aus, dass die aufgeteilte Erde bald keine Möglichkeit mehr bieten werde, ein Imperium zu erobern, und da er stets in schroffen Alternativen dachte, sah er Deutschland dazu verurteilt, entweder ein Weltreich zu begründen oder aber «als zweites Holland und als zweite Schweiz ... sein Dasein zu beschließen», wenn nicht sogar «auf dieser Erde zu vergehen oder als Sklavenvolk die Dienste anderer besorgen zu müssen».<sup>8</sup> Die Überlegung, dass seine Absicht die Kräfte und Möglichkeiten des Landes hoffnungslos überspannte, hat ihn nicht ernsthaft zu beunruhigen vermocht, es gehe vielmehr darum, meinte er, «das vor seinem Schicksal zögernde deutsche Volk (zu) zwingen, seinen Weg zur Grösse zu gehen». Der Gedanke an das damit verbundene Risiko vom Ende Deutschlands hat ihm während des Krieges, in einem der häufigen Rückfälle in die Sprache der frühen Jahre, nur die Bemerkung entlockt, dass dann eben «alles im Buddel» sei.<sup>9</sup>

Auch der Nationalismus **Hitlers** war folglich nicht eindeutig und ging bedenkenlos über das Interesse der Nation hinweg. Immerhin war er heftig genug, um den Widerstand auf allen Seiten zu entfachen. Denn obwohl es doch teilweise die Abwehrgefühle einer Zeit und eines Erdteils waren, die **Hitler** formulierte, und obwohl seine messianischen Parolen weit über die eigenen Grenzen hinaus wirkten, so dass Deutschland um seinetwillen respektiert oder gar eigentümlich beneidet wurde,<sup>10</sup> gelang es ihm nie, seinem Verteidigungsvorsatz mehr als ein enges und hartes nationales Profil zu geben. In einer der Bunkermeditationen vom Frühjahr 1945 hat er sich als «Europas letzte Chance» bezeichnet und damit im Zusammenhang die Gewaltanwendung gegen den Kontinent zu rechtfertigen versucht: «Er konnte nicht mit Charme und Überzeugungskraft erobert werden. Man musste ihn vergewaltigen, um ihn zu haben.»<sup>11</sup> Doch gerade die Chance Europas ist **Hitler**, auch ansatzweise, auch als Illusion oder im taktischen Kalkül,

nicht gewesen: Zu keinem Zeitpunkt hat er sich jenseits der eigenen Grenzen als politische Alternative wirklich ins Spiel zu bringen vermocht. Spätestens während des Krieges, als es um den vermutlich nicht gänzlich aussichtslosen Versuch ging, dem Feldzug gegen die Sowjetunion europäischen Zuschnitt zu geben, offenbarte er sich als jener geschworene Feind des «Internationalismus», als der er begonnen hatte: ein Mann aus gleichsam tiefer europäischer Provinz und unverlierbar fixiert auf die Antagonismen einer versunkenen Ära.

Noch einmal fällt damit der Blick auf **Hitlers** merkwürdig widersprüchlichen Standort in der Zeit. Trotz aller defensiven Grundhaltung galt er lange als die eigentlich fortschrittliche, moderne Epochenfigur, und der Zukunftswille, der ihn umgab, war dem Bewusstsein der meisten Zeitgenossen so unverkennbar wie die anachronistische Natur, die er für das gegenwärtige Empfinden überwiegend besitzt. Als modern und dem Zeitgeist angemessen galten den zwanziger oder dreissiger Jahren in buntem Wechsel Technik und kollektive Ordnungsvorstellungen, monumentale Proportionen, kriegerische Haltungen, der Stolz des Massenmenschen und die Aura des Stars, und es war gerade einer der Gründe für den Erfolg des Nationalsozialismus, dass er sich alle diese Elemente einfallreich zu eigen machte. Auch die Kommandogeste grosser einzelner zählte dazu, die Zeit des Aufstiegs und der Erfolge **Hitlers** stand weithin im Zeichen cäsaristischer Tendenzen, die bis zum totalitären Führerkult der Stalinschen Sowjetunion reichten und sich noch im autokratischen Stil Roosevelts charakteristisch spiegelten. Vor diesem Hintergrund schien **Hitler**, der sich unverhohlen und in prinzipieller Schärfe zu diesem Herrschaftstypus bekannte, wie das Signal der neuen Zeit: Er reklamierte das Pathos und den Schauer jener grossen Tribünen des Massenzeitalters, die Spengler der Epoche angekündigt hatte. Bezeichnenderweise stärker betont als dessen rückläufige, von kulturpessimistischem Heimweh geprägte Züge, die vor allem von Himmler, Darré sowie einer breiten Garde der SS-Führungsspitze herausgekehrt wurden.

In Wahrheit freilich graute ihm vor der Zukunft, er sei froh, meinte er an der Abendtafel des Führerhauptquartiers, dass er le-



diglich die Anfänge des technischen Zeitalters miterlebe, spätere Generationen würden nicht mehr wissen, «wie schön die Welt mal gewesen sei»<sup>12</sup>. Trotz aller fortschrittsbewussten Gestik war er eine zutiefst verspätete Natur, den Bildern, Normen und Antrieben vor allem des 19. Jahrhunderts verhaftet, das er denn auch, neben dem klassischen Altertum, für das bedeutendste aller menschlichen Geschichte gehalten hat. Noch in seinem Ende, wie trivial und theatralisch misslungen es erscheinen mag, spiegelten sich jene beiden Seiten der Epoche, die er bewundert und zugleich noch einmal repräsentiert hat: etwas von ihrem dröhnenden Glanz, wie er in den Götterdämmerungsmotiven des dirigierten Untergangs zum Ausdruck kam, aber etwas auch von ihrem Schundcharakter, als er wie ein gescheiterter Hasardeur der Chapeau-Claque-Ära neben der angetrauten Mätresse tot auf dem Bunkersofa lag. Es war ein Finale, mit dem er aus der Zeit herausfiel und noch einmal den antiquierten Grund seines Wesens aufdeckte.

Das Phänomen der Erstarrung, dem man im Laufe dieses Lebens so häufig begegnet, gewinnt vor diesem Hintergrund erst seine wirkliche Bedeutung: Er wollte den einzigartigen Augenblick, in dem sich die Welt während seiner Formationszeit dargestellt hatte, festhalten. Anders als der faschistische Typus im allgemeinen, als Mussolini, Maurras oder selbst Himmler, sah er sich nicht verführt durch die Geschichte, sondern durch das eigene Bildungserlebnis, die Glücks- und Angstschauer seiner Pubertät. Die Rettung, die er beabsichtigte, sollte daher stets im Zeichen des grossen 19. Jahrhunderts erfolgen. Hitlers gesamtes Weltbild, seine Manien von Lebenskampf, Rasse, Raum, die bis ans Ende unangezweifelte Bewunderung für die Idole und grossen Männer seiner Jugend, ja für die grossen Männer überhaupt, als deren blosser Willensreflex ihm die Geschichte noch zuletzt, in den absurden Hoffnungen beim Tod Roosevelts im April 1945, erschien: dies und anderes mehr kennzeichnet das ganze Ausmass seiner Fixierung. Dergleichen legen ihn zahlreiche Vorstellungsschwierigkeiten auf den Horizont dieses Jahrhunderts fest: Die in seinen Reden unentwegt auftauchende Schreckziffer von 140 Einwohnern auf dem Quadratkilometer, mit der er seine Lebensraumansprüche zu rechtfertigen trachtete, offenbart sein Unvermögen zu eigentlich moder-

nen, gleichsam den inneren Lebensraum erobernden Lösungen und demaskiert seinen Modernismus, teilweise zumindest, als geistisches Attribut. Im Ganzen war die Welt in seiner Sicht noch an der Schwelle des Atomzeitalters derjenigen identisch, für die ihm, wie er noch im Februar 1942, nicht ohne den Unterton dankbarer Empfindung, erklärt hatte, durch Karl May einst die Augen geöffnet worden waren.<sup>13</sup>

Auch das Wesen der Grösse selber hat er bilderbogenhaft, wie an alten Abenteuerbüchern orientiert, verstanden: als den romantischen Begriff vom einsamen Übermenschen. Zu den Konstanten seines Weltbilds zählt, dass er nicht nur gross an sich, sondern gross nach Art, Stil und Temperament eines Künstlers sein wollte, und wenn er in einer seiner Reden die «Diktatur des Genies» proklamierte<sup>14</sup>, dachte er offensichtlich an das Herrschaftsrecht von Künstlern. Bezeichnenderweise hat er seine Vorstellung der Grösse am Beispiel Friedrichs des Grossen und Richard Wagners, zwei gleichermaßen den künstlerischen wie politischen Bereich überschneidenden Erscheinungen, als «das Heldenhafte» definiert und seinem Gegenspieler aus frühen Tagen, Gustav v. Kahr, als gravierendsten Vorwurf entgegengehalten, er sei «keine heldische Erscheinung» gewesen.<sup>15</sup> Im Grunde betrachtete er die Grösse als eine statuarische, vorzüglich in Denkmälern verwirklichte Kategorie, und es bedarf keiner umständlichen Deutungsversuche, um den psychopathischen Charakter darin zu erfassen: den naiven, puerilen Zug, der in diesen Vorstellungen wirksam ist bei gleichzeitig angestrengtem, forciertem Wesen. Die Haltung des Willensmenschen, die er sich angeeignet hatte, war ganz davon geprägt, und man erinnert sich, wieviel Apathie, Unschlüssigkeit und nervöse Schwäche sich dahinter verbarg, welche künstlichen Impulse Hitler immer wieder für die grossen Gesten der Energie benötigte, denen gleichwohl durchweg etwas vom mechanischen Zucken des galvanischen Muskels anhaftete. Ähnlich künstlich und erzwungen wirkte seine Amoralität, der er nur zu gern die Kälte einer freien, gewalttätigen Herrennatur gegeben hätte, um zu verbergen, wieviel heimlicher Vergeltungswille ihn erfüllte. Er war, trotz aller machiavellistischen Freiheit, in der er sich gefiel, sicherlich nicht frei von den Interventionen durch eine Moral, die er als «Chimäre»

Verhöhnte.<sup>16</sup> Glaciales Wesen und Verdauungsbeschwerden: Es fällt nicht schwer, den Typus, der sich in dieser Verbindung anzeigt, geradezu konstitutionell dem 19. Jahrhundert zuzuordnen; nervöse Gebrochenheit, kompensiert durch Übermenschallüren: Auch darin wird der Zusammenhang [Hitlers](#) mit der spätbürgerlichen Epoche, der Zeit Gobineaus, Wagners und Nietzsches, erkennbar.

Doch kennzeichnet es gerade diesen Zusammenhang, dass er voller Brüchigkeit und Fremdheit war, mit Recht hat man [Hitler](#) einen «Détaché» genannt<sup>17</sup> trotz aller kulturbürgerlichen Neigungen gehörte er dieser Welt nicht wirklich an, niemals jedenfalls hatte er tief genug darin gewurzelt, um an ihren Begrenzungen teilzuhaben. Aus diesem Grunde war sein Abwehrwille so voller Ressentiment, und deshalb verteidigte er die Welt, von deren Schutz er sprach, bis zur Zerstörung.

Überraschenderweise jedoch hat dieser rückschlägige, vom 19. Jahrhundert unverwechselbar geprägte Mensch sowohl Deutschland als auch weite Teile der von seiner Dynamik erreichten Welt ins 20. Jahrhundert befördert: [Hitlers](#) Platz in der Geschichte ist weit näher bei den grossen Revolutionären als bei den aufhaltenden, konservativen Gewalthabern. Gewiss bezog er seine entscheidenden Antriebe aus dem Vorsatz, den Anbruch der modernen Zeit zu verhindern und vermittels einer grossen, welthistorischen Korrektur an den Ausgangspunkt aller Irrwege und Fehlentwicklungen zurückzukehren: Er war, wie er es selber formuliert hat, als Revolutionär gegen die Revolution aufgebrochen.<sup>18</sup> Aber die Mobilisierung der Kräfte und des Einsatzwillens, die sein Rettungsunternehmen verlangten, hat den emanzipatorischen Prozess ausserordentlich beschleunigt; und die Überanstrengung von Autorität, Stil, Ordnung, die mit seinem Auftreten verbunden war, hat deren Verbindlichkeit gerade geschwächt und jene demokratischen Ideologien erfolgreich gemacht, denen er so viel verzweifelte Energie entgegengesetzte. Die Revolution verabscheuend, ist er in Wirklichkeit die deutsche Erscheinung der Revolution geworden.

Gewiss befand sich Deutschland schon seit spätestens 1918 in einem akuten Umwandlungsprozess. Doch war er halbherzig und voller Unentschiedenheit vorangetrieben worden. Erst [Hitler](#) hat

ihm jene Radikalität vermittelt, die ihn eigentlich revolutionär machte und das in mancherlei autoritären Sozialstrukturen erstarrte und festgehaltene Land tief veränderte. Jetzt erst, unter den Ansprüchen des totalitären Führerstaats, stürzten ehrwürdige Institutionen, wurden die Menschen aus den herkömmlichen Bindungen gerissen, Privilegien beseitigt und alle Autoritäten zerbrochen, die nicht von [Hitler](#) abgeleitet oder gedeckt waren. Dabei gelang es ihm, die Ängste und Entwurzelungsaffekte, die den Bruch mit der Vergangenheit im Allgemeinen begleiten, zu dämpfen oder in gesellschaftlich nützliche Energie umzuwandeln, da er sich den Massen glaubwürdig als umfassende Ersatzautorität anzubieten verstand; vor allem aber beseitigte er die fasslichste Erscheinungsform der revolutionären Zukunftsangst: die marxistische Linke.

Gewiss war Gewalt im Spiel. Aber er hat, von Beginn an, niemals nur auf die brachialen Mittel vertraut. Weit erfolgreicher ist [Hitler](#) dem Mythos von der Weltrevolution und der geschichtsbestimmenden Kraft des Proletariats mit der eigenen konkurrierenden Ideologie entgegengetreten. Clara Zetkin hat die faschistischen Gefolgschaften vor allem in den Enttäuschten aller Schichten, den «tüchtigsten, stärksten, entschlossensten, kühnsten Elementen aller Klassen» gesehen<sup>19</sup> und niemand anderem als [Hitler](#) gelang es, sie alle in einer neuartigen, schlagkräftigen Massenbewegung zusammen zu schliessen. Und wenn es auch nicht von Dauer war: einen bestürzenden Augenblick lang erwies sich die Parole «Adolf [Hitler](#) frisst Karl Marx!», mit der Joseph Goebbels den Kampf um das «rote» Berlin aufgenommen hatte, als nicht ganz so dreist, wie es zunächst den Anschein gehabt hatte. Die ideologische Initiative jedenfalls ging während der dreissiger Jahre einige Zeit lang von Moskau auf Berlin über, und die Utopie der Klassenversöhnung zeigte sich der Utopie von der Diktatur der einen Klasse über alle anderen so deutlich überlegen, dass [Hitler](#) imstande war, erhebliche Teile selbst des gefürchteten Proletariats zu sich herüberzuziehen und seinem buntgemischten Anhang aus allen Klassen, Bewusstseins- und Existenzlagen einzuverleiben. Insoweit ist er tatsächlich seinem Anspruch gerecht geworden, der «Zerbrechet des Marxismus» zu sein; mindestens hat er dessen Verwundbarkeit offenbart und dass dieser Gegner keineswegs das Gesetz der Geschichte für

sich habe. Der letzte Verzweiflungsschritt des vergehenden Kapitalismus, wie manche Verblendungsideologien vorgeben, ist er jedenfalls nicht gewesen.

Als Figur der deutschen Sozialrevolution stellt **Hitler** infolgedessen eine ambivalente Erscheinung dar, sein mehrfach vermerktes «Doppelwesen» wird nie so deutlich wie in diesem Zusammenhang. Denn man kann nicht sagen, dass die Revolution, die sein Werk gewesen ist, ihm gleichsam absichtswidrig unterlaufen sei; der revolutionäre Gedanke auf «Erneuerung», auf Umwandlung von Staat und Gesellschaft in eine konfliktfreie, militant geschlossene «Volksgemeinschaft», blieb immer vorherrschend. Auch besass **Hitler** Veränderungswillen, eine Zielvorstellung und die Bereitschaft, das eine mit dem anderen zu verbinden. Wer ihn am Bilde des politischen Personals der Weimarer Zeit misst, an Hugenberg, Brüning, Papen, Breitscheid und sicherlich auch am Kommunistenführer Thälmann, kann überdies nicht umhin, ihn die gewiss modernere Erscheinung zu nennen. Auch die Begleitumstände der nationalsozialistischen Revolution, ihre dumpfe Radikalität, Triebhaftigkeit und programmlos anmutende Gier können keine Schwierigkeit begründen, ihren Urheber und Lenker einen Revolutionär zu nennen, denn aus grosser Nähe nehmen sich nahezu alle gewaltsamen Veränderungsprozesse wie eine «pathetische und blutige Quacksalberei» aus.<sup>20</sup> Möglicherweise darf man denn auch die Herrschaft **Hitlers** nicht isoliert betrachten, sondern als die terroristische, gewissermassen jakobinische Phase im Verlauf jener weitgespannten sozialen Revolution, die Deutschland ins 20. Jahrhundert befördert und bis heute nicht ihren Abschluss gefunden hat.

Und doch will der Zweifel nicht verstummen, ob diese Revolution nicht weit zufälliger, blinder und zielloser war, als es dem interpretierenden Gedanken im Nachhinein erscheint; ob den Veränderungen nicht, statt einer langfristigen Überlegung, nur **Hitlers** Willkür und Voraussetzungslosigkeit zugrunde lagen, die mangelhafte Vorstellung dessen, was Deutschland seiner sozialen, geschichtlichen und psychologischen Eigenart nach darstelle; und ob er, wenn er in leuchtenden Bildern die Vergangenheit berief, nicht lediglich einen leeren Traditionalismus meinte, der ihm half, das

Grauen vor der Zukunft hinter folkloristischen Attrappen zu verbergen.

Nicht zuletzt haben solche Zweifel mit der Neigung des Nationalsozialismus zu tun, sich ideologisch höchst «konservativ» zu kostümieren; die Frage ist, ob, er damit nicht nur dem Kommunisten gleich, der einige Tropfen Weihwasser in sein Petroleum gegossen hatte. Was er unter keinen Umständen beabsichtigte, war die Restauration des vorindustriellen Privilegienstaats, und alle Maskeraden dürfen den Blick dafür nicht trüben, dass er – entgegen seinem Anspruch, die deutsche Vergangenheit, ihre Würde, ihren pastoralen Zauber, ihren Adel wiederherzustellen – das Land mit radikaler Gewalt in die Gegenwart gestossen und ein für allemal die Rückwege in jene autoritärstaatliche Vergangenheit abgeschnitten hat, die das bewahrende Temperament der Deutschen über alle sozialen Veränderungen hinweg offengehalten hatte. Paradoxerweise ist erst mit ihm das 19. Jahrhundert in Deutschland an sein Ende gelangt. Wie anachronistisch **Hitler** auch immer wirkte: er war moderner oder doch zur Modernität entschlossener als alle seine innenpolitischen Gegenspieler. Es macht gerade die Tragik des konservativen Widerstands aus, dass seine moralische Einsicht so viel grösser war als seine politische: In ihm kämpfte das autoritäre, tief in seine romantischen Verspätungen verstrickte Deutschland einen aussichtslosen Kampf mit der Gegenwart.<sup>21</sup> **Hitlers** Überlegenheit gegenüber allen Rivalen bis hin zu den Sozialdemokraten beruhte gerade darauf, dass er die Notwendigkeit der Veränderungen schärfer und entscheidender begriffen hatte. Soweit er die moderne Welt verneinte, geschah es doch unter modernen Vorzeichen und indem er seinem Affekt die Züge des Zeitgeistes lieh. Er hat denn auch den Zwiespalt, in den er als Revolutionär zwangsläufig geriet, durchaus empfunden und beispielsweise einerseits die deutschen Sozialdemokraten dafür gerühmt, 1918 die Monarchie beseitigt zu haben, andererseits aber von den «schweren Schmerzen» gesprochen, die jeder gesellschaftliche Wandel verursache.<sup>22</sup> Zuletzt hängt alles Widerstreben, ihn einen Revolutionär zu nennen, wohl damit zusammen, dass die Idee der Revolution dem Bewusstsein eng mit der Idee des Fortschritts verknüpft erscheint. Doch hat die Herrschaft **Hitlers** die Terminologien nicht unberührt gelassen,

und zu ihren Folgen zählt nicht zuletzt, dass der Begriff der Revolution den moralischen Anspruch, den er lange erhob, eingebüsst hat.

Doch erfasste und zerbrach die nationalsozialistische Revolution nicht nur überholte Sozialstrukturen: Ihre psychologischen Wirkungen reichten nicht weniger tief, und möglicherweise liegt darin sogar ihr folgenreicherer Aspekt; sie hat das gesamte deutsche Verhältnis zur Politik vom Grund auf verwandelt. Auf zahlreichen Seiten dieses Buches ist sichtbar geworden, wie sehr die deutsche Welt der Politik entfremdet und an privaten Neigungen, Tugenden und Zwecken orientiert war; der Erfolg **Hitlers** hatte zu einem Teil damit zu tun. Noch die über weite Strecken auch dieses Buches hin auffällige Abwesenheit der Menschen, die nur gelegentlich und wie von weit her als passives Element, als Werkzeug oder Kulisse in Erscheinung treten, spiegelt etwas von der traditionellen deutschen Politikhaltung, der das Regime psychologisch so geschickt entgegenkam. Denn im Ganzen empfand die aufs Marschieren, Händeheben oder Applaudieren eingeschränkte Nation sich durch **Hitler** weniger von der Politik ausgeschlossen als davon befreit. Der ganze Katalog der Werte wie Drittes Reich, Volksgemeinschaft, Führertum, Schicksal oder Grösse war nicht zuletzt deshalb eines breiten Beifalls sicher, weil er eine Absage an die Politik anzeigte, an die Welt der Parteien und der Parlamente, der Winkelzüge und der Kompromisse. Weniges nur ist so spontan angenommen und verstanden worden wie **Hitlers** Neigung, heroisch statt politisch, tragisch statt sozial zu denken und an die Stelle des gemeinen Interesses überwältigende mythische Surrogate zu setzen. Von Richard Wagner hat man gesagt, er habe Musik für Unmusikalische gemacht;<sup>23</sup> im gleichen Sinne kann man ergänzen: und **Hitler** Politik für Unpolitische.

Die deutsche Politikfremdheit hat **Hitler** auf doppelte Weise abgebaut: Zunächst zog er durch unablässige totalitäre Mobilisierung die Menschen zwangsläufig in den öffentlichen Bereich hinein, und wenn es auch überwiegend aus Anlass betäubender Massenfeste geschah, die gerade alles politische Interesse verbrauchen sollten, konnte er doch nicht verhindern, dass damit ein neues Erlebnisfeld entstand: Zum ersten Mal wurde die Nation konsequent

ihrer privaten Welt entfremdet. Zwar waren es nur rituelle Formen der Teilnahme, die das Regime zuliess oder verlangte – das Bewusstsein aber verwandelten sie doch. Dahinter ging, in den unterminierenden Aktivitäten der sozialen Revolution, allmählich das vertraute deutsche Interieur zugrunde, der ganze Bereich persönlicher Daseinsbefriedigung mit seinen Träumen, seinem weltabgekehrten Glück und der Sehnsucht nach politischer Politik.

Zum anderen hat aber auch der Schock über die politische und moralische Katastrophe, die Hitler dem Land bereitet hat, bewusstseinsverändernd gewirkt; Auschwitz war gleichsam das Fiasko der privaten deutschen Welt und ihrer autistischen Selbstvergessenheit. Es ist sicherlich wahr, dass die Mehrzahl der Deutschen von der Praxis in den Vernichtungslagern nichts gewusst hat und jedenfalls weit ungenauer darüber unterrichtet war als die Weltöffentlichkeit, die seit Ende 1941 in immer neuen Alarmrufen auf das Massenverbrechen aufmerksam gemacht worden war.<sup>24</sup> Das wird von der anderen Seite her durch den erwähnten Satz Heinrich Himmlers belegt, wonach die deutsche Öffentlichkeit politisch nicht reif genug sei, die Ausrottungsmassnahmen zu verstehen, und folglich der SS ein «Geheimnis bis ins Grab» aufgebürdet habe. Die Reaktionslosigkeit, mit der die Menschen den umlaufenden Gerüchten begegneten, ist ohne jene Tradition nicht denkbar, die den Bereich des Politischen seit jeher der ausschliesslichen Zuständigkeit des Staates überantwortet hatte.

Auch die Verdrängungsneigungen der Deutschen nach 1945 haben darin eine ihrer Ursachen. Denn die Überwindung Hitlers bedeutete, teilweise zumindest, auch die Überwindung einer Lebensform, den Abschied von der privaten Welt und dem kulturellen Typus, der sie lange repräsentiert hatte. Erst eine jüngere Generation hat den Bruch vollzogen und die Verbindungsstränge zur Vergangenheit, frei von Sentiments, von Vorurteilen und Erinnerungen, durchtrennt. Paradoxerweise hat sie damit gewissermassen die Revolution Hitlers erst zu Ende gebracht. Sie denkt in einem für Deutschland ungewohnten Masse politisch, gesellschaftlich, pragmatisch; sie hat, von einigen lärmenden romantischen Randgruppen abgesehen, aller intellektuellen Radikalität, aller asozialen Passion zur grossen Theorie entsagt und verloren gegeben, was dem



deutschen Gedanken so lange eigentümlich war: Systematik, Tiefe und Verachtung der Realität. Sie argumentiert nüchtern, sachbezogen und führt, dem berühmten Satz Bertolt Brechts entsprechend, tatsächlich kein Gespräch über Bäume mehr;<sup>25</sup> ihr Bewusstsein ist höchst gegenwärtig, die Reiche einer nie gewesenen Vergangenheit und einer imaginären Zukunft sind preisgegeben, zum ersten Mal ist das Land dabei, seinen Frieden mit der Wirklichkeit zu machen. Aber zugleich damit hat der deutsche Gedanke auch etwas von seiner Identität verloren, er übt sich empirisch, ist ausgleichswillig und auf den allgemeinen Nutzen bedacht. Die «deutsche Sphinx», von der Carlo Sforza kurz vor dem Machtantritt [Hitlers](#) gesprochen hatte,<sup>26</sup> hat ihr Geheimnis aufgegeben; der Welt ist wohler dabei.

Gleichwohl haben in Deutschland, wie anderswo auch, faschistische oder verwandte Tendenzen überlebt: vor allem einige psychologische Prämissen, auch wenn sie keinen offen erkennbaren Zusammenhang mit dem Nationalsozialismus besitzen oder gar unter ungewohnten meist linken Vorzeichen auftreten; desgleichen gewisse soziale und ökonomische Begleitbedingungen. Am wenigsten haben die ideologischen Voraussetzungen überdauert wie beispielsweise der Nationalismus der Zwischenkriegszeit, die Grossmachtunruhe oder der panische Antikommunismus. Als Reaktion auf den Übergang von stabilen, gebundenen Ordnungen in die ungesicherte Zukunft moderner Gesellschaften werden einzelne Begünstigungsfaktoren faschistischer Lösungen so lange anzutreffen sein, wie die Anpassungskrise anhält. Noch ist unsicher, wie ihr am wirksamsten zu begegnen sei. Denn die Erfahrung des Nationalsozialismus hat die rationale Analyse der Krisenursachen nicht nur gefördert, sondern lange Zeit eher behindert. Der Riesenschatten, den die Vernichtungslager warfen, verdunkelte die Erkenntnis, in welchem Masse die Erscheinungen, um die es geht, mit epochenbestimmenden oder gar allgemeinen Bedürfnissen der Menschen zusammenhängen, mit Zukunftsängsten, Widerstandsmotiven, mit der emotionalen Verklärung des Einfachen, dem Erwachen sehnüchtiger Atavismen, dass alles anders sein und eine Art Urzustand wiederhergestellt werden könnte.

Diese Aspekte des Geschehens blieben lange verdrängt. Die moralische Entrüstung trübte die Einsicht, dass Menschen die Gefolgschaft **Hitlers** gebildet, den Jubel und die Barbareien veranstaltet hatten, nicht Ungeheuer. Die weltweiten Unruhen der späten sechziger Jahre haben denn auch erneut zahlreiche Elemente zum Vorschein gebracht, die in den Beschreibungen präfaschistischer Zustände immer wieder auftreten: den Affekt gegen die Zivilisation, das Verlangen nach Spontaneität, Rausch und Anschaulichkeit, die Vehemenz der Jugend oder die Ästhetisierung der Gewalt. Zwar ist es richtig, dass die Distanz gleichwohl erheblich bleibt; noch immer enden alle Übereinstimmungen zwischen diesen Erscheinungen und den früheren Bewegungen angesichts der Frage nach den Schwachen und Unterdrückten, für die der Faschismus keine Antwort hat.<sup>27</sup> Als **Hitler** sich den «grössten Befreier der Menschheit» nannte, verwies er bezeichnenderweise auf die «erlösende Lehre von der Nichtigkeit des einzelnen Menschen».<sup>28</sup> Doch ist es auch nützlich, zu denken, dass das faschistische Syndrom kaum je in der Vergangenheit in reiner, alle Elemente umfassender Form aufgetreten ist und der Umschlag in neue Spielarten immer denkbar bleibt.

Soweit der Faschismus im Krisengefühl der Epoche wurzelt, bleibt er latent und wird erst mit der Epoche selber enden. Da er in so hohem Masse Reaktion und verzweifelter Abwehrreflex ist, liegt es in der Natur seines Wesens, dass die Voraussetzungen, auf die er gründet, nur Voraussetzungen sind; das heisst, faschistische Bewegungen bedürfen, stärker als andere politische Gruppierungen, des überragenden Führers. Er sammelt die Ressentiments, bezeichnet die Feinde, verwandelt die Depression in Rausch und bringt die Schwäche zum Bewusstsein ihrer Kraft. Es zählt gerade zu den bemerkenswerten Leistungen **Hitlers**, welche weiten Perspektiven er einer Nervenkrise abzugewinnen vermochte; wie kein anderer hat er die ideologischen und dynamischen Möglichkeiten der Zwischenkriegsjahre überzogen. Mit seinem Ende jedoch brach das alles zwangsläufig zusammen, die hochgetriebenen, gebündelten und zielbewusst eingesetzten Gefühle fielen unvermittelt wieder in den entspannten, ungeordneten Ursprungszustand zurück.

Diese Unfähigkeit zu überleben wird auf allen Ebenen fassbar.

Wie sehr **Hitler** auch die überpersönlichen Aspekte seiner Aufgabe betont, seine Mission herausgekehrt und sich als Werkzeug der Vorsehung dargestellt hat: über seine Zeit behauptete er sich nicht. Da er kein suggestives Bild des künftigen Weltzustands hatte verbreiten können, keine Hoffnung, kein ermutigendes Ziel, überdauerte ihn auch kein Gedanke. Die Ideen, die er stets nur als Instrumente benutzt hatte, liess er verbraucht, kompromittiert zurück. Nicht einmal ein Wort, eine einprägsame Formel hat dieser grosse Demagoge hinterlassen, desgleichen ist von ihm, der als der grösste Bauherr aller Zeiten gelten wollte, kein Gebäude auf die Gegenwart gekommen; selbst von den majestätisch geplanten Ruinen überdauerte nichts. Unter den Dokumenten, die von der psychischen Gewalt seiner Erscheinung zeugen, blieb nicht viel mehr als der Eindruck einer Stimme, die der Gegenwart eher Gefühle der Verlegenheit als der Faszination bereitet. Noch einmal zeigte sich, welches romantische Missverständnis den Überlegungen zugrunde gelegen hatte, die schon bald nach der sogenannten Machtergreifung von radikalen Eiferern innerhalb der NSDAP angestellt worden waren: dass «der tote **Hitler** ... der Bewegung mehr (nütze) als der lebende»; dass er irgendwann ins Dunkel der Legende entschwinden und seine Leiche unauffindbar bleiben müsse, damit er «für die gläubige Masse in einem Geheimnis ende»<sup>29</sup>. Die spätestens im Wendepunkt des Krieges gewonnene Erfahrung, dass **Hitlers** katalysierende Kraft unverzichtbar war und alles: der Wille, das Ziel, der Zusammenhalt, ohne die anschauliche Präsenz des grossen «Führers» augenblicklich verfielen, bestätigte sich erneut. **Hitler** hatte kein Geheimnis, das über seine unmittelbare Gegenwart hinausreichte. Die Menschen, deren Gefolgschaft und Bewunderung er sich erworben hatte, waren niemals einer Vision, sondern einer Kraft gefolgt, und im Rückblick erscheint dieses Leben wie eine einzige Entfaltung ungeheurer Energie. Ihre Wirkungen waren gewaltig, der Schrecken, den sie verbreitete, beispiellos; aber jenseits davon ist wenig Erinnerung.

## Anmerkungen

### Vorbetrachtung

- 1 Dieses Zitat von Ranke findet sich in einer der Arbeiten Konrad Heidens, dem sich der Verfasser in mancher Hinsicht verpflichtet weiss; diese früheste historische Bemühung zur Erscheinung [Hitlers](#) und des Nationalsozialismus ist durch die Kühnheit der Fragestellungen und die Freiheit des Urteils noch heute beispielhaft.
- 2 So Oberst v. Gersdorff gegenüber Generalfeldmarschall V. Manstein, zit. nach Dieter Ehlers, «Technik und Moral einer Verschwörung», S. 92
- 3 Rede vom 24. Februar 1937 im Münchener Hofbräuhaus, zit. bei Hildegard V. Kotze / Helmut Krausnick, «Es spricht der Führer», S.107
- 4 Hugh R. Trevor-Roper (Hrsg.), Vorwort zu «Le Testament politique de [Hitler](#)», S. 13
- 5 Verfasser des Buches war ein gewisser Frateco; die französische Version erschien im gleichen Jahr in Paris unter dem Titel «M. [Hitler](#), Dictateur».
- 6 Rede vom 20. Mai 1937, zit. bei H. V. Kotze / H. Krausnick, a. a. O., S. 223
- 7 Jacob Burckhardt, «Gesammelte Werke» IV, S. 151 ff. In seinem berühmten Brief an Klaus Mann hat Gottfried Benn sich übrigens im Blick auf [Hitler](#) ausdrücklich auf die Betrachtung Burckhardts berufen und geschrieben: «Heute und hier aber können Sie immer wieder die Frage hören: schuf [Hitler](#) die Bewegung oder die Bewegung ihn? Diese Frage ist bezeichnend, man kann sie beide nämlich nicht unterscheiden, da sie beide identisch sind. Es liegt hier wirklich jene magische Koinzidenz des Individuellen und des Allgemeinen vor, von der Burckhardt in seinen Weltgeschichtlichen Betrachtungen spricht, wenn er die grossen Männer der historischen Weltbewegung schildert. Die grossen Männer – alles ist da: die Gefahren des Anfangs, ihr Auftreten fast immer nur in schrecklichen Zeiten, die ungeheure Ausdauer, die abnorme Leichtigkeit in allem, namentlich auch den organischen Funktionen, dann aber auch die Ahnung aller Denkenden, dass er es sei, um Dinge zu vollbringen, die nur ihm möglich und dabei notwendig sind.» Vgl. G. Benn, «Gesammelte Werke» IV, 8.246!.
- 8 J. Burckhardt, a. a. O., S. 175 ff.
- 9 Bismarck in einem Brief an seine Braut vom 17. Feb. 1847, zit. nach Hans Rothfels (Hrsg.), «Bismarck Briefe», Göttingen 1955, S. 69
- 10 Thomas Mann, «Bruder [Hitler](#)», GW XII, S.778
- 11 August Thalheimer, «Gegen den Strom. Organ der KPD (Opposition), 1929», zit. nach Wolfgang Abendroth u.a. (Hrsg.) «Faschismus und Kapitalismus», S. 11. Es ist hier nicht der Ort, auf die verschiedenen [Hitler](#)-Theorien und Interpretationsversuche einzugehen. Einen instruktiven Überblick bietet bspw. Karl Dietrich Bracher, «Die deutsche Diktatur», S. 6 ff. sowie vor allem auch Klaus Hildebrand, «Der Fall [Hitler](#). Bilanz und Wege der [Hitler](#)-Forschung», in: «Neue politische Literatur» 1969/3, S. 375 ff.

- 12 Reinhard Kühnl, «Der deutsche Faschismus», in: «Neue politische Literatur», 1970/1, S. 13
- 13 Der Einwand ist nicht gänzlich unbegründet. Er trifft auf jene enggeführten Lebensbeschreibungen zu, die das Frauenwesen um **Hitler** breit und isoliert erörtern und beispielsweise dem Drogenmissbrauch des Diktators oder einer Kopfrippe höhere Bedeutung einräumen als den ideologischen Traditionen im deutschen Staatsverständnis. Desgleichen zählen aber auch jene ideologisch vorgefassten Deutungen dazu, die **Hitler** als mühselig «aufgefütterten» Kandidaten einer «Nazi-Clique» von Industriellen, Bankiers und Grossagrariern vorstellen und, strenggenommen, die befahdete These, dass Männer Geschichte machen, nur umkehren und auf «die Kapitalisten» zuschneiden. Auch dabei handelt es sich um negative Huldigungsliteratur mit verdecktem apologetischem Motiv. **Hitler** selber dagegen fällt hier wie dort aus jedem historischen Zusammenhang heraus und wird zum abstrakten Verhängnis; vgl. bspw. Eberhard Czichon, «Wer verhalf **Hitler** zur Macht?», sowie ders., «Der Primat der Industrie», in: «Das Argument», Heft 47; ferner die anderen, dem Faschismus-Problem gewidmeten Hefte der Zeitschrift (Nr. 33, 41). Umfassende Literaturangaben über linke Theorien und deren Schwierigkeit, der Erscheinung **Hitlers** gerecht zu werden, bei Eike Hennig, «Industrie und Faschismus», in: «Neue politische Literatur», 4 /1970, S. 432 ff.
- 14 J. Burckhardt, a.a.O., S. 166
- 15 Ernst Nolte, «Der Faschismus in seiner Epoche», S.451
- 16 Vgl. bspw. Hans Frank, «Im Angesicht des Galgens», S.137 und 291; ferner Helmut Heiber, «Adolf **Hitler**», S. 157
- 17 **Hitler** am 23. Mai 1939 in der Reichskanzlei vor den Spitzen der Wehrmacht, zit. bei Max Domarus, «**Hitler**. Reden und Proklamationen», S.1197
- 18 Rudolf Augstein, «**Hitler**, und was davon blieb», in: 'Der Spiegel', 1970 /19, S. 100 f.

- 19 «Mein Kampf», S.388
- 20 J. Burckhardt, a.a.O., S.166

### *Erstes Buch*

- 1 Vgl. Otto Dietrich, «Zwölf Jahre mit **Hitler**», S. 149; ferner Konrad Heiden, «Geschichte des Nationalsozialismus», S.75
- 2 Joachim v. Ribbentrop, «Zwischen London und Moskau», S.45
- 3 W. Mayer in: «Der Spiegel» 1967/31, S. 46. Zur Episode vom Wutanfall angesichts der Gedenktafel vgl. Albert Speer, «Erinnerungen», S. 111 f.
- 4 Vgl. Albert Zoller, «**Hitler** privat», S. 196
- 5 Vgl. 'Der Spiegel', a.a.O., S.40
- 6 Franz Jetzinger, «**Hitlers** Jugend», S.11
- 7 Ebd., S.19f.
- 8 Werner Maser, «Adolf **Hitler**: Legende, Mythos, Wirklichkeit», S.34, sowie 'Der Spiegel', a. a. O., S. 40 ff., der die Ergebnisse Masers wiedergibt. Für den von Hans Frank berichteten Zusammenhang vgl. «Im Angesicht des Galgens», S.320f., aber auch W. Maser, «**Hitler**», S.26f.

Maser kann natürlich seine These nicht beweisen: dennoch trägt er sein Argument im Ton einer Beweisführung vor. Sogar die Tatsache, dass **Hüttler** mit der Legitimierung bis nach dem Tod seiner Frau wartete, die 1873 starb, wertet er als kräftiges Argument für seine Sache, während daraus doch allenfalls zu folgern wäre, dass es sich gerade nicht so, wie er annimmt, verhält. Denn zu solcher Rücksichtnahme hätte **Hüttler** sich doch nur anhalten müssen, falls er sich selber als Vater zu bekennen gehabt und Alois als seinen Sohn legitimiert hätte. Ähnlich zweifelhaft sind alle Argumente. Auch weiss Maser, aufs Ganze gesehen, kein Motiv für das Verhalten **Hüttlers** vorzubringen, das ausschliesslich seine Auffassung stützte, jede andere dagegen fragwürdig machte. Die Annahme, **Hüttler** habe die Namensänderung als Bedingung für die Einsetzung des Alois

- Schicklgruber als Erbe verlangt, wird seit je vertreten, vgl. bspw. August Kubizek, «Adolf Hitler, mein Jugendfreund», S. 59. Im Übrigen darf in diesem Zusammenhang der Hinweis nicht fehlen, dass die Frage der Grossvaterschaft tatsächlich von sekundärem Rang ist; nur die Version Hans Franks hätte ihr eine neue psychologische Dimension verschaffen können, jenseits davon kann sie nur Gegenstand eines subalternen Interesses sein.
- 9 Brief Alois Hitlers an Alois Veit vom 9. Okt. 1876, HA, File 17 A, R. 1; ferner ebd. Erklärung des Zollobersekreträrs Hebenstreit vom 21. Juni 1940
- 10 Erklärung von Frau Rosalia Hoerl, HA a.a.O.
- 11 Adolf Hitler, «Mein Kampf», S. 4
- 12 Ebd., S. 6 und 8; zu den angeblichen Affären mit dem trunksüchtigen Vater, vgl. H. Frank, a.a.O., S.331
- 13 «Mein Kampf», S. 8; die Zeugnisnoten sind weitgehend wiedergegeben bei F. Jetzinger, a.a.O., S. 100ff.
- 14 Vgl. Walter Görnitz / Herbert A. Quint, «Adolf Hitler. Eine Biographie», S. 34 f., sowie A. Kubizek, a.a.O., S.68
- 15 Henry Picker, «Hitlers Tischgespräche», S. 324
- 16 «Mein Kampf», S.16. Hitler hat dafür auf ein «schweres Lungenleiden» verwiesen, doch ist diese Behauptung, zumindest in der aufgestellten Form, offenkundig nicht haltbar. Vgl. dazu F. Jetzinger, a.a.O., S.148; aber auch K. Heiden, «Hitler» I, S. 28. Der Vorgang ist auch bei A. Zoller, a.a.O., S. 49 berichtet, wo Hitler seine Abneigung gegen den Alkohol darauf zurückführt.
- 17 A. Kubizek, a.a.O., S.72, ebd., S.55, auch der Hinweis, dass der Vater, weit über den Tod hinaus, als Gegenkraft gewirkt habe
- 18 Ebd., S. 25; ferner Bericht von Wilhelm Hagmüller für die Gauleitung Oberdonau aus dem Jahr 1942, zit. bei W. Görnitz/H. A. Quint, a.a.O., S.38
- 19 «Hitler's Table Talk», S. 191 und 195
- 20 A. Kubizek, a.a.O., S.110; Urteile von Bekannten, Firmpaten und Lehrern über das Wesen des jungen Hitler enthält Ernst Deuerlein, «Der Aufstieg der NSDAP 1919-1933», S.67, sowie J. Jetzinger, a. a. O., S. 105 f. und 115 f.
- 21 Kubizek betont immer wieder Hitlers auffällige Neigung, Traum und Wirklichkeit zu vertauschen, vgl. bspw. S. 100 f. Zur nachfolgend berichteten Episode vom Lotterielos vgl. ebd., S. 127 ff.
- 22 «Tischgespräche», S. 194; auch «Mein Kampf», S. 35
- 23 A. Kubizek, a.a.O., S. 79
- 24 Ebd., S. 140 ff. Allerdings scheint die Szene auf übertriebene Weise stilisiert, wie denn überhaupt der Hinweis angebracht ist, dass Kubizeks Glaubwürdigkeit starke Vorbehalte verdient. Auch ist zu berücksichtigen, dass er seine Erinnerungen in verklärender Absicht konzipiert hat. Der Wert des Buches liegt weniger im nachweisbar Faktischen als vielmehr in allem, was es, nicht selten wider Willen des Verfassers, an Beschreibung und Charakterurteil enthält.
- 25 Zit. bei A. Kubizek, a.a.O., S.147. Hitlers Rechtschreibung weist hier wie noch auf lange Zeit hin ebenso erhebliche Schwächen auf wie seine Kenntnis der Syntax. Vgl. auch «Mein Kampf», S.18
- 26 «Mein Kampf», S. 3 und S. 17. Vom «schönen Traum» spricht Hitler ebd., S. 16. Vgl. dazu auch den Brief an A. Kubizek vom 4. Aug. 1933, in dem Hitler von den «schönsten Jahren meines Lebens» spricht; abgebildet bei A. Kubizek, a.a.O., S.32. Vgl. ferner auch «A. Hitler in Urfahr», HA, File 17, Reel i
- 27 Pers. Mitteilung von A. Speer; ferner A. Zoller, a.a.O., S.57. Zu Hitlers Traum vom Rückzug aus der Politik vgl. «Tischgespräche», S. 167f. sowie A. Zoller, a.a.O., S.57
- 28 Vgl. «Grosse Politik», Bd. 22, Nr. 7349-7354; ferner Polit. Archiv Bonn, Dtl. 131, Bd.36
- 29 Vgl. Hellmuth Andics, «Der ewige Jude», S. 192; ferner zu diesen und den zuvor genannten Zahlen und Sachverhalten; William A. Jenks, «Vienna and

- the young **Hitler**», S. 133 ff. Im Jahre 1913 waren von den Studenten der medizinischen Fakultät 29% Juden, von der juristischen 20,5% sowie der philosophischen 16,3%. Dagegen war der jüdische Anteil an der Verbrechensquote mit 6,3% deutlich geringer, als es dem Anteil an der Bevölkerung entsprach; vgl. W.A.Jenks, a.a.O., S.121f.
- 30 «Mein Kampf», S. 18f. Die folgende «Classifikationsliste» ist abgedruckt bei K. Heiden, «**Hitler**» I, S.30.
- 31 «Mein Kampf», S.19
- 32 Ebd., S. 19
- 33 Bericht von Dr. Eduard Bloch vom 7. Nov. 1938, Bundesarchiv Koblenz (BAK) NS a. Ferner «Mein Kampf», S. 223. Zum Urteil der Mutter siehe A. Kubizek, a.a.O., S.158
- 34 Zit. bei W. Maser, «**Hitler**», S. 82 ff. Vgl. auch Bericht der Geheimen Staatspolizei Wien vom 30. Dez. 1941, zit. bei Bradley F. Smith, «Adolf **Hitler**. His Family, Childhood and Youth», S.113
- 35 «Mein Kampf», S. 20
- 36 Ebd., S. 20
- 37 Die genaue Berechnung der **Hitler**-schen Monatseinkünfte ist F. Jetzinger zu danken, der mit pedantischem Raffinement alle Quellen und Vermögensbestände ausfindig gemacht hat. Auch der anschliessende Einkommensvergleich stammt von ihm. Im Übrigen ist der Hinweis interessant, dass Mussolini, der zur gleichen Zeit im österreichischen Trient Chefredakteur des «L'Avvenire del l-avoratore» und Sekretär der sozialistischen Arbeitskammer war, für diese beiden Tätigkeiten ein Gesamteinkommen von 120 Kronen bezog, nicht viel mehr demnach, als **Hitler** an arbeitslosen Einkünften besass; vgl. dazu Ivone Kirkpatrick, «Mussolini», S.28.
- 38 A. Kubizek, a.a.O., S. 126, 210-220, 256 f., 281 sowie 307; ferner F. Jetzinger, a.a.O., S. 194ff. Zu **Hitlers** Äusserung, er habe «Tristan» in Wien dreissig- bis vierzigmal gehört, vgl. «**Hitlers** Secret Conversations», New York 1953, S.270f. Im Übrigen hat W.A.Jenks, a.a.O., S.202, ausgerechnet, dass während der Wiener Jahre **Hitlers** Richard Wagner der unbestritten populärste Opernkomponist war und allein in der Hofoper an insgesamt mindestens 426 Abenden gespielt wurde.
- 39 A. Kubizek, a.a.O., 8.195 und 197
- 40 K. Heiden, «**Hitler**» I, S.30; Heiden wirft aber offenbar die Termine durcheinander. Er verlegt den Zeitpunkt der zweiten Prüfung irrtümlicherweise vor den Tod der Mutter. Der Sterbetag ist für ihn der 21. Dez. 1908 (statt 1907).
- 41 «Tischgespräche», S. 323, 422 sowie 273. Auch A. Kubizek, a.a.O., S. 199, berichtet von einem Ausbruch **Hitlers** gegen die Akademie, der sich allerdings auf die erste Ablehnung beziehen muss, da Kubizek zurzeit der zweiten Zurückweisung nicht in Wien war und **Hitler** bei seiner Rückkehr nicht mehr antraf.
- 42 K. Heiden, «Geburt des Dritten Reiches», S.30; den Brief schrieb **Hitler** im Verlaufe der Stennes-Krise.
- 43 «Mein Kampf», S. 22. Ganz in diesem Sinne vermerkt bspw. Stefan Zweig in «Die Welt von gestern», S.50, «die schlimmste Drohung, die es in der bürgerlichen Welt» gegeben habe, sei «der Rückfall ins Proletariat» gewesen. Vgl. im Übrigen auch K. Heiden, «Geschichte», S. 16
- 44 Josef Greiner, «Das Ende des **Hitler**-Mythos», S. 25. Greiners Erinnerungen an **Hitler** werfen freilich zahlreiche Fragen auf, die noch zusätzliches Gewicht dadurch erhalten, dass er im Gegensatz zu Kubizek keinen Beleg für seine behauptete enge Bekanntschaft mit **Hitler** besitzt. Immerhin enthält seine Niederschrift einige Hinweise, die unsere Kenntnis bereichern. Sie sind allerdings nur insoweit verwendbar, als sie in anderen Darstellungen oder belegten Verhaltensweisen **Hitlers** eine Stütze finden. Vorbehalte gelten freilich selbst dann noch. Greiner bemerkt übrigens auf S. 14, ihm sei an **Hitler**, als sie sich kennenlernten, «sofort... seine kultivierte Sprache» aufgefallen. Desgleichen spiegelt **Hitlers** Entsetzen über die «sittliche und moralische Roheit» der

- Menschen, die ihm damals in Wien begegneten, sowie über den «Tiefstand ihrer geistigen Kultur» schon terminologisch ein kleinbürgerliches Statusgefühl wider; vgl. «Mein Kampf», S. 30. Zum erwähnten Urteil der Nachbarin vgl. Erklärung von Marie Wohrab und Marie Fellingner, HA, File 17, Reel 1
- 45 «Mein Kampf», S. 15
- 46 A. Kubizek, a.a.O., S.ziof.
- 47 «Mein Kampf», S. 282
- 48 Ebd., S. 41 f.
- 49 Vgl. Wilfried Daim, «Der Mann, der **Hitler** die Ideen gab». Auf Lanz und die pathologische Struktur seines Denkens wirft es ein bezeichnendes Licht, dass er neben **Hitler** auch Lord Kitchener und vor allem Lenin als seine Schüler betrachtete, die als einzige seine Lehre schon vergleichsweise frühzeitig erkannt und ihre Folgerungen daraus gezogen hätten. Lanz' Hauptwerk, 1905 erschienen, trug den für sich genommen bereits aufschlussreichen Titel: «Theozooologie oder die Kunde von den Sodoms-Äfflingen und dem Götter-Elektron. Eine Einführung in die älteste und neueste Weltanschauung und eine Rechtfertigung des Fürstentums und des Adels». Die blau-blonden Arioheroiiker waren, seiner Auffassung zufolge, das «Meisterwerk der Götter» und mit elektrischen Organen und sogar Sendestationen ausgestattet. Durch eugenische Verdichtung und Reinzucht sollte die arioheroische Rasse neu entwickelt und wieder mit den göttlichen elektromagnetisch-radiologischen Organen und Kräften ausgestattet werden. Das Epochengefühl der Angst, elitäre Geheimbundneigungen und die modisch dilettierende Vergötzung der Naturwissenschaft, dies alles verbunden durch einen beträchtlichen Zug zu intellektueller wie persönlicher Hochstapelei, kamen in dieser Lehre zusammen.
- Daim überschätzt sicherlich den Einfluss, den Lanz auf **Hitler** ausgeübt hat, über den im Text beschriebenen Rahmen geht dieser Einfluss sicherlich nicht hinaus. Anders verhält es sich offenbar mit einigen nationalsozialistischen Unterführern wie Darré oder vor allem Heinrich Himmler. Ob auf direkte oder vermittelte Weise; sowohl in den Zuchtkartotheken des Rasse- und Siedlungshauptamtes der SS als auch in den Vernichtungspraktiken, sei es gegen «lebensunwertes Leben», sei es gegen Juden, Slawen und Zigeuner, lebten die krausen wie die mörderischen Auffassungen des Ordensgründers auf ihre Weise fort.
- 50 Vgl. Protokoll von Heinrich Heim, zit. bei W. Maser, «**Hitler**», S. 236
- 51 Vgl. zu diesem Komplex A. Kubizek, a. a. O., S. 70 ff., 107 sowie 1122 f. Ferner «Mein Kampf», S. 10f. Der Behauptung **Hitlers**, er sei erst in Wien aufgrund eigener Anschauung und eigenen vertiefenden Studiums zum Antisemiten geworden, widersprechen z.B. auch Günter Schubert, «Anfänge nationalsozialistischer Aussenpolitik», S. 11 f.; dort auch der Hinweis auf die frühe Lektüre der «Linzer Fliegenden Blätter». Im Übrigen dazu auch André Banuls, «Das völkische Blatt 'Der Scheren. Ein Beitrag zu **Hitlers** Schulzeit», in: 'Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte' (VJHZ) 1970/2, S.196ff.
- 52 «Mein Kampf», S.59ff.
- 53 J. Greiner, a.a.O., S. 110. Vgl. dazu im Übrigen auch Alan Bullock, «**Hitler**. Eine Studie über Tyrannei», S. 35 f. oder William Shirer, «Aufstieg und Fall des Dritten Reiches», S.43, wohl erstmals von Rudolf Olden zur Diskussion gebrachten These ebenfalls einige Wahrscheinlichkeit zubilligen
- 54 «Mein Kampf», S.357, Gewissheit» vorgetragene Versicherung, **Hitler** habe weder in Linz noch in Wien Beziehungen zu Frauen unterhalten, stammt von A. Kubizek und gilt natürlich nur für die gemeinsam verbrachte Zeit; a.a.O., S.276.
- 55 So E. Nolte, «Faschismus», S.359
- 56 J. Greiner, a. a. O., S. 78 f. Auch Kubizek bemerkt, **Hitler** habe sich des Öfteren als «mit Leib und Seele Schönerianer» bezeichnet; a.a.O., S.297.
- 57 Vgl. K. D. Bracher, «Diktatur», S.46 f., sowie Francis L. Carsten, «Der Aufstieg



- des Faschismus in Europa», S. 37 ff., und Peter G. J. Pulzer, «Die Entstehung des politischen Antisemitismus in Deutschland und Österreich»
- 58 «Mein Kampf», S.59 und 74
- 59 Ebd., S. 133 f. Vgl. für diesen Zusammenhang auch K. D. Bracher, «Diktatur», S. 53 ff-
- 60 Anderer Meinung ist vor allem W. Maser, «Die Frühgeschichte der NSDAP», S. 92, der an dieser Stelle Kubizek gegenüber [Hitler](#) recht gibt, ohne indessen die eigene Auffassung zu begründen. Tatsächlich ist sie auch nicht begründbar. Die Äusserung [Hitlers](#), er habe sich nur «nebenbei» für die Politik interessiert, empfindet Maser als «deplaziert». Doch die Vorstellung, [Hitler](#) müsse, weil er später ein bedeutender Politiker war, schon in jungen Jahren ein elementares Interesse an politischen Fragen bezeugt haben, ist es selber und verkennt vor allem das Wesen der [Hitlerschen](#) Beziehung zur Politik. Für die angeführten Zitate [Hitlers](#) vgl. «Mein Kampf», S.36 und 40 f.; dort bekennt [Hitler](#) auch, seine Kenntnisse der gewerkschaftlichen Organisation seien, als er auf den Bau kam, «noch gleich Null» gewesen, und es gibt keinen plausiblen Grund, daran zu zweifeln. Auch [Hitlers](#) Antisemitismus war noch ohne Bereitschaft zu strenger Konsequenz; Hanisch, der Genosse aus dem Männerheim, bestand noch im Jahre 1936 darauf, dass [Hitler](#) in Wien kein Antisemit gewesen sei, und präsentierte eine umfangreiche Liste jüdischer Namen, zu deren Trägern [Hitler](#) angeblich herzliche Beziehungen unterhielt; vgl. R. Hanisch, zit. bei B.F. Smith, a.a.O., S.149.
- 61 «Tischgespräche», S.323; ferner J. Greiner, a.a.O., S. 14
- 62 Vgl. «Jahrbuch der KK Zentralanstalt für Meteorologie», 1909, S. A 108 und A 118, zit. nach B. F. Smith, a. a. O., S. 127. Vor allem W. Maser hat sich in «Frühgeschichte», S. 77, gegen K. Heiden und die Historiographie in dessen Nachfolge gewandt. Wie stets mit sicherem Anspruch auf schwankendem Grunde stehend, vertritt er die Auffassung, materielle Gründe hätten [Hitler](#) «mit Sicherheit» nicht dazu gezwungen, im Obdachlosenasyll Quartier zu nehmen. Doch geht M. bei seinen Berechnungen der finanziellen Situation [Hitlers](#) davon aus, dass das väterliche Erbteil ihm als immerwährende Rente zur Verfügung gestanden habe. Es betrug jedoch in Wirklichkeit rund 700 Kronen und war, je nach dem Aufwand, den [Hitler](#) trieb, früher oder später verbraucht. In der Absicht, die These von der materiell gesicherten Existenz [Hitlers](#) unter allen Umständen durchzustehen, hält Maser es gar für möglich (und an späterer Stelle sogar für wahrscheinlich), dass [Hitler](#) das Obdachlosenasyll bewohnt habe, «weil er dort das Milieu studieren wollte» (!).
- 63 «Libres Propos sur la Guerre et la Paix», S. 46.
- Hanisch wurde unmittelbar nach dem Anschluss Österreichs von der Gestapo verhaftet und offenbar sehr bald ermordet. Jedenfalls geht aus dem Brief eines seiner Freunde, des Schaffners Hans Feiler, hervor, dass er bereits am II. Mai 1938 tot war. Im Übrigen ist es ein anstössiges Verfahren, dem Landstreicher und Gelegenheitsarbeiter Hanisch vorzuwerfen, dass er ohne jedes wissenschaftliche Ethos gewesen sei und nichts Geringeres versucht habe, als seine Erlebnisse mit [Hitler](#) für Geld feilzubieten, nach 1933 sogar empörenderweise sich bereit erklärt habe, seine Berichte positiv zu färben. Vgl. W. Maser, «Frühgeschichte», S. 70
- 64 Hanischs Bericht trägt kein Datum. Er ist zugänglich im BAK NS 26/64. Alle im Folgenden verwendeten Zitate Hanischs stammen ebendaher. Vgl. im übrigen auch Hanischs Angaben gegenüber Rudolf Olden, «[Hitler](#)», S. 46 ff.; ferner K. Heiden, «[Hitler](#)» I, S. 37
- 65 K. Heiden, «[Hitler](#)» I, S.43; Einige interessante Details über das von [Hitler](#) bewohnte Männerheim finden sich bei W. A. Jenks, a. a. O., S. 26 ff. Danach durften die Bewohner des Heims nicht

- mehr als 1500 Kronen im Jahr verdienen, es hatte 544 Betten und war das vierte Projekt dieser Art, das von einer Stiftung zur Bekämpfung der Wohnungsnot errichtet worden war. Tatsächlich herrschte in Wien, wie auch [Hitler](#) in «Mein Kampf» berichtet, eine kaum mehr vorstellbare Wohnungsnot. Die Bevölkerung der Stadt war von 1860 bis 1900 um 259% gestiegen, das war nach Berlin (281%) die höchste Steigerungsrate in Europa. Paris dagegen wies bspw. nur einen Einwohnerzuwachs von 60% auf. Die von Jenks herangezogenen Statistiken vermerken in den acht vor allem von der Arbeiterschaft bewohnten Bezirken Wiens durchschnittlich 4,0 bis 5,2 Personen pro Wohnraum.
- 66 Vgl. A. Kubizek, a. a. O., S. 203 und 205. Ferner J. Greiner, a.a.O., S. 100; dort auch der Hinweis, [Hitler](#) sei als unverträglich und durch seine herausfordernde Art des Diskutierens aufgefallen
- 67 J. Greiner, a.a.O., S. 106ff., aber auch S. 38 ff. und S. 78. Dass [Hitler](#) schon damals Pläne zur Umgestaltung Berlins entworfen habe, hat er selber seiner Tischrunde erklärt, vgl. «Libres propos», S.46.
- 68 «Mein Kampf», S.35
- 69 Thomas Mann, «Leiden und Grösse Richard Wagners», GW 10, S.356
- 70 Henry Murger, «Scènes de la vie de Bohème», Paris 1851, S. VI. Vgl. auch Robert Michels, «Zur Soziologie der Bohème und ihrer Zusammenhänge mit dem geistigen Proletariat», in: «Jahrbuch für Nationalökonomie und Statistik» 1932/36, S. 802 ff. Ordnung, Hingabe und Dauer sind, dem berühmten Essay über Theodor Storm von Georg Lukács zufolge, die wesentlichen Elemente bürgerlicher Lebensform, vgl. «Schriften zur Literatursoziologie», S. 296 ff. – Im Zusammenhang mit den erwähnten literarischen Zeugnissen für den Konflikt zwischen bürgerlicher Jugend und Schule ist interessant, dass Wedekinds «Frühlings Erwachen» schon 1891 geschrieben, aber erst 1906 erstmals aufgeführt wurde und sogleich ein grosser Erfolg war. Vgl. dafür auch Stefan Zweig, a.a.O., S.43 ff.
- 72 Hermann Rauschning, «Gespräche mit [Hitler](#)», S. 215 f.; ferner A. Speer, Notiz für den Verf. vom 13. Sept. 1969, S. 6, sowie Hans Severus Ziegler, «Adolf [Hitler](#) aus dem Erleben dargestellt», S.125 Th. Mann, GW 12, S. 775 f.
- 73 Friedrich P. Reck-Malleczewen, «Tagebuch eines Verzweifelten», S. 27
- 74 R. Wagner, «Gesammelte Schriften», II, S.334f. Vgl. dazu auch den Essay «Kunst und Revolution», ebd. 3, S. 35 ff., dazu ferner Michael Freund, «Abendglanz Europas», S. 226
- 75 «Mein Kampf», S. 43; ferner A. Kubizek, a.a.O., S.220
- 76 Rede vor dem Hamburger Nationalklub, vgl. Werner Jochmann, «Im Kampf um die Macht», S. 85
- 77 Vgl. A. Kubizek, a.a.O., S.294ff.; ferner K. Heiden, «[Hitler](#)» I, S.45. Die im Folgenden erwähnte Darstellung Hanischs beruht offenbar auf einer Täuschung; denn Kellermanns Roman stammt aus dem Jahre 1913, aus einer Zeit also, in der Hanisch und [Hitler](#) schon überworfene waren. Immerhin ist denkbar, dass es sich um einen Film gleicher Thematik handelt.
- 78 Auch für diese von J. Greiner, a.a.O., S. 40 ff., berichtete Episode gilt der oben geltend gemachte Vorbehalt; immerhin aber ist der geschilderte Vorgang nicht ohne psychologische Plausibilität.
- 79 «Mein Kampf», S.44 und 46
- 80 Vgl. für weitere Details der Affäre K. Heiden, «[Hitler](#)» I, S.48f.
- 81 H. St. Chamberlain, «Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts» 1, S.352
- 82 A. Bullock, a.a.O., S.32; vgl. für den gesamten Zusammenhang auch Hans-Günter Zmarzlik, «Der Sozialdarwinismus als geschichtliches Problem», in: VJHfZ 1963/3, S. 246 ff.
- 83 «Tischgespräche», S.447, 179/ 245,361, 226; darüber hinaus dort und vor allem auch in den Reden während der Kriegszeit zahlreiche weitere Wendungen vergleichbarer Art

- 84 Friedrich Nietzsche, «Die fröhliche Wissenschaft», Stuttgart 1950, S. 113 ff.
- 85 Robert Gutmann, «Richard Wagner», S.155, 350
- 86 F. Jetzinger, a. a. O., S. 230 ff.
- 87 «Mein Kampf», S.173
- 88 So [Hitler](#) am 24. Februar 1924 in der Verhandlung vor dem Münchener Volksgericht, vgl. Ernst Boepple, «Adolf [Hitlers](#) Reden», S. 96; dazu auch «Mein Kampf», S. 137
- 89 Vgl. Thomas Mann, GW 9, S.176. In dem Essay «München als Kulturzentrum» heisst es zum Gegensatz München-Berlin: «Hier war man künstlerisch und dort politisch-wirtschaftlich», GW 11, S.396.
- 90 Das Werk erschien zwar erst Ende der zwanziger Jahre, doch der bald zum Schlagwort avancierte Titel bringt treffend etwas von jener «Münchener» Stimmung zu Beginn des Jahrhunderts zum Ausdruck.
- 91 Vgl. F. Jetzinger, a.a.O., S. 115; ferner A. Kubizek, a.a.O., S.215
- 92 «Mein Kampf», S. 135 f.
- 93 Zum Komplex der Motive für den Weggang von Wien vgl. «Mein Kampf», S. 134 ff.
- 94 Die Schilderung der Stellungaffäre folgt den Ergebnissen F. Jetzingers (a. a. O., S. 253 ff.), dem auch die Aufdeckung dieser Zusammenhänge zu danken ist. Dort ist auch das Schreiben [Hitlers](#) an den Magistrat der Stadt Linz abgedruckt.
- 95 Vgl. «Mein Kampf», S. 138f., S.163 sowie K. Heiden, «[Hitler](#)» I, S.53
- 96 Vgl. W. Maser, «[Hitler](#)», S.94f. Die Bemerkung über den aufgegebenen Jugendtraum machte [Hitler](#) zu H. Hoffmann am 12. März 1944. Vgl. das Protokoll aus dem ehemaligen Hauptarchiv der NSDAP, BAK NS 26/37
- 97 J. Greiner, a.a.O., S.119. Allerdings hat F. Jetzinger begründete Zweifel geltend gemacht, ob Greiner überhaupt zu der erwähnten Zeit mit [Hitler](#) zusammengetroffen ist. Im Übrigen K. Heiden, «[Hitler](#)» I, S. 52; ferner W. Maser, «[Hitler](#)», S. 120,122
- 98 «Mein Kampf», S. 173
- 99 Th. Mann, «Betrachtungen eines Unpolitischen», S.461
- 100 Georges Sorel hat die Bemerkung Proudhons um die Jahrhundertwende popularisiert. Sie lautet vollständig: «Der Krieg ist der Orgasmus des universellen Lebens, der das Chaos, das Präludium für alle Schöpfungen, befruchtet und bewegt, und der wie Christus der Erlöser über den Tod durch den Tod selbst triumphiert», zit. bei M. Freund, «Abendglanz Europas», S. 9. Als «Heilige Gesänge» gab Gabriele d'Annunzio die Sammlung seiner Gedichte heraus, die für den Kriegseintritt Italiens plädierten.
- 101 Friedrich Meinecke, «Die deutsche Katastrophe», S.43
- 102 «Mein Kampf», S. 179
- 103 K. Heiden, «[Hitler](#)» I, S.54. Während des gesamten Krieges betrug die Gefallenenverluste des Regiments, die Verwundeten und in Gefangenschaft geratenen Soldaten zusammengerechnet 3754 Offiziere und Mannschaften; vgl. «Vier Jahre Westfront. Die Geschichte des Regiments List R. 1. R. 16», München 1932. Ferner Fritz Wiedemann, «Der Mann, der Feldherr werden wollte», S.20ff. sowie A. Bullock, a.a.O., S. 48, der [Hitlers](#) Brief an den Schneidermeister Popp zitiert
- 104 «Mein Kampf», S. 180f. Die Regimentsgeschichte vermerkt, dass die Truppe beim Angriff auf Ypern nicht, wie immer wieder behauptet werde, das Deutschlandlied, sondern «Die Wacht am Rhein» gesungen habe; vgl. K. Heiden, «[Hitler](#)» I, S.55.
- 105 Die Legende findet sich beispielsweise bei Philipp Bouhler «Kampf um Deutschland», S.30f. Im Übrigen zu diesem gesamten Komplex: A. Bullock, a.a.O., S.49f.; W. Maser «Frühgeschichte», S. 124 f.; F. Wiedemann, a.a.O., S.21ff.; Balthasar Brandmayer, «Meldegänger [Hitler](#)», München 1933; Hans Mend, «Adolf [Hitler](#) im Felde» sowie Adolf Meyer, «Mit Adolf [Hitler](#) im Bayerischen Reserve-Infanterie-Regiment 10 List», Neustadt/Aisch 1934
- 106 Vgl. E. Deuerlein, «Aufstieg», S. 77.

- Dort, S. 79, auch ein Verzeichnis aller von [Hitler](#) erhaltenen Kriegsauszeichnungen bzw. Orden
- 107 H. Frank, a.a.O., S.40
- 108 F. Wiedemann, a.a.O., S.26
- 109 Ebd., S. 29. Ähnlich bei H. Mend, a.a.O., S. 134: «Der Graben und Fromelles waren seine Welt, und was hinter dieser lag, existierte nicht für ihn.»
- 110 «Tischgespräche», S.323
- 111 Brief [Hitlers](#) an den Justizassessor Hepp vom Februar 1915, Fotokopie im IfZ/München. Die vorerwähnte Bemerkung stammt von F. Wiedemann, a. a. O., S. 29. Dass sie auch in dieser eher abfälligen Form Glauben verdient, bezeugt nicht nur der zitierte Brief, sondern weit eher noch die Tatsache, dass sie die Art der gedanklichen Verlautbarung [Hitlers](#) überhaupt, bis hin zu den Tischgesprächen später Jahre, treffend charakterisiert. Vgl. auch F. Wiedemann, a.a.O., S.24. Ferner «Mein Kampf», S. 182
- 112 Ebd., S. 209 ff.
- 113 Ebd., S. 186 sowie S. 772
- 114 Vgl. ebd., S. 192; der Hinweis von Ernst Schmidt (den [Hitler](#) in seinem Buch fälschlich «Schmiedt, Ernst» nennt, ebd., S. 226) wurde durch W. Maser eingeholt; ferner Karte an E. Schmidt vom 6.Okt. 1917 in: BAK NS 26/17a. Zu den Briefen aus der Heimat vgl. «Mein Kampf», S. 208
- 115 «Mein Kampf», S. 201; alle übrigen Zitate aus dem erwähnten 6. Kapitel, a.a.O., S. 193ff.
- 116 Zitiert bei Otto-Ernst Schüddekopf, «Linke Leute von rechts», S. 78
- 117 «Mein Kampf», S. 189
- 118 Vgl. Peter Graf Kielmannsegg, «Deutschland und der Erste Weltkrieg», Frankfurt/M. 1968, S. 671 sowie 662 f. Ferner für diesen Zusammenhang mit zahlreichen Details: Erich Eyck, «Geschichte der Weimarer Republik» I, S. 45 Ff.
- 119 Prinz Max V. Baden, «Erinnerungen und Dokumente», S. 242
- 120 Major Niemann, Oberquartiermeister einer Heeresgruppe, im Juli 1918 in einem Schreiben an Ludendorff, das freilich im Übrigen davor warnt, auf die militärische Stärke ausschliesslich zu bauen. Vgl. Bernhard Schwertfeger, «Das Weltkriegsende. Gedanken über die deutsche Kriegsführung 1918», Potsdam 1937, S. 68
- 121 Vgl. E. Eyck, a. a. O., S. 52
- 122 Bedauerlicherweise ist die Krankenakte [Hitlers](#) schon vor 1933 verschwunden und seither nicht mehr greifbar gewesen. [Hitlers](#) Militärpapiere verzeichnen lediglich kurz, dass er «gaskrank» gewesen sei. Es handelte sich um Senfgas (Los), unter dessen Einwirkung die Sehfähigkeit im Allgemeinen nicht erlischt, aber stark reduziert oder zeitweilig ausgeschaltet ist.
- 123 «Mein Kampf», S. 221 f.
- 124 Ebd., S. 223
- 125 Mitteilung Speers an den Verfasser. Die Äusserung erfolgte bei einem Besuch [Hitlers](#) am Krankenlager Speers in Schloss Klessheim, vgl. auch «Erinnerungen», S. 346. Die erwähnte Rede stammt vom 15. Februar 1942, die herangezogene Passage lautet im Zusammenhang: «Was bedeutet denn eine Welt, die ich selbst sehen kann, wenn sie unterdrückt, wenn mein eigenes Volk versklavt ist? Was sehe ich dabei dann?» Die Rede ist im Wortlaut zitiert bei H.v.Kotze/H. Krausnick, a.a.O., S. 287 ff.; zur angeführten Textstelle vgl. S. 322.
- Vgl. dazu im Übrigen auch W. Maser, «Frühgeschichte», S. 127 der eine persönliche Mitteilung von General Vincenz Müller erwähnt, der zufolge General V. Bredow im Auftrag Schleichers ermittelt haben soll, dass [Hitlers](#) Erblindung ausschliesslich «hysterischer Art» gewesen sei. In der Kriegsstammrolle wird [Hitler](#) dagegen als verwundet, «gaskrank», bezeichnet.
- 126 «Mein Kampf», S.321
- 127 Ebd., S. 223 f.
- 128 So Artikel 109 der Weimarer Reichsverfassung
- 129 Harry Graf Kessler, «Tagebücher 1918-1937», S.173
- 130 «Adolf [Hitler](#) in Franken», S.38 (Rede V. 23. März1927)

- <sup>131</sup> So Max Weber, vgl. W.J. Mommsen, «Max Weber und die deutsche Politik 1890-1920», Tübingen 1959, S.99f.
- <sup>132</sup> Ernst Troeltsch, «Spectator-Briefe», Tübingen 1924, S. 69. dazu auch Klemens v. Klemperer, «Konservative Bewegungen zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus», S. 86 ff.
- <sup>133</sup> H. Graf Kessler, a. a. O., S. 206
- <sup>134</sup> So Winston Churchill, zit. bei E. Deuerlein, «Aufstieg», S. 23. Zur geringerschätzigen Beurteilung der Weimarer Verfassung vgl. Fleischmann, HdbDStR 1, 5 18, S. 221 f. Auch Max Weber hatte 1918 die Verknüpfung von Demokratisierung und Friedenserwartung beklagt: «Im Inland wird es künftig heißen: Das Ausland hat uns die Demokratie aufgezwungen! Es ist eine elende Geschichte ...»
- <sup>135</sup> «Mein Kampf», S. 226. Zur Frage der roten Armbinde vgl. W. Maser «Frühgeschichte», S.132. Ernst Deuerlein hat sogar behauptet, Hitler habe sich im Winter 1918/1919 mit dem Gedanken getragen, in die SPD einzutreten; vgl. «Aufstieg», S. 80.
- <sup>136</sup> «Mein Kampf», S. 227
- <sup>137</sup> Ansprache Hitlers vom 23. Nov. 1939 an die Oberbefehlshaber, IMT PS-789, Bd.XXVI, S.328
- <sup>138</sup> «Tischgespräche», S.323, sowie «Libres propos», S.11, 45
- <sup>139</sup> Ebd., S.449
- <sup>140</sup> «Mein Kampf», S. 225

### Zwischenbetrachtung I

- <sup>1</sup> Vgl. K. B. Bracher, «Diktatur», S. 72 f.
- <sup>2</sup> Ernst Niekisch in: 'Widerstand' 111,11 V. Nov. 1928; ferner Hitler in der Sondernummer des 'Völk. Beobachters' ('VB') V. 3. Januar 1921 sowie in der Rede v. 22. Sept. 1920 oder auch vom 12. April 1922, die das Thema breit variieren. Darüber hinaus gibt es eine Fülle derartiger Kennzeichnungen. Der 'VB' vom 19. Juli 1922 nannte Deutschland bspw. die «Gesinnungsdrillanstalt der Weltbörse», eine «Kolonie» der Siegermächte. Hitler bezeichnete gele-

- gentlich die Reichsregierung als «Gerichtsvollzieher der Entente», während sich die Weimarer Verfassung als «Ausführungsgesetz zum Versailler Vertrag» diffamiert sah; vgl. auch die Rede Hitlers v. 30. Nov. 1922 (hier wie im Folgenden durchweg, sofern keine besondere Fundstelle angegeben ist, in der entsprechenden Nummer des 'VB').
- <sup>3</sup> 'Münchener Beobachter' v. 4. Gilbhart (Okt.) 1919. Es ist das Blatt, aus dem später der 'Völkische Beobachter' hervorging, der zitierte Artikel ist aufgemacht als Schreiben eines ungenannten katholischen Geistlichen aus Basel.
- <sup>4</sup> 'Krasnij Terror», 1. Okt 1918, zit. nach E. Nolte, «Der Faschismus von Mussolini zu Hitler», S. 24
- <sup>5</sup> Denkschrift Hitler über den Ausbau der NSDAP V. 22. Okt 1922, Bayer. Hauptstaatsarchiv, Abt. 1,1509. Der zuvor erwähnte Aufruf der Parteileitung ist abgedruckt in: 'VB» v. 19. Juli 1922.
- <sup>6</sup> Vgl. bspw. die Rede v. 12. April 1922; ferner, für die zuvor erwähnten Behauptungen Hitlers, die Reden v. 28. Juli 1922, 27. April 1920, 22. Sept. 1920, 21. April 1922 sowie den Artikel im 'VB' V. 1. Januar 1921. Rosenberg, der offenbar die Greuelvorstellungen Hitlers über die russischen Verhältnisse mitgeprägt hat, schrieb im 'VB» v. 15. April 1922, Russland sei «im Verlauf der 'Regierung» Lenins ein Leichenfeld geworden, eine Hölle, in der Millionen und aber Millionen hungernd herumirren, wo Millionen verseucht, verhungert sind und auf verlassenen Strassen ein elendes Ende gefunden haben.» – Das folgende Zitat stammt aus Hitlers Reichstagsrede v. 7. März 1936, vgl. M. Domarus a.a.O., S.587.
- <sup>7</sup> So die o. g. Denkschrift Hitlers v. 22. Oktober 1922
- <sup>8</sup> A. Rosenberg in; 'VB» v. 1. Sept. 1923. Auch Hitlers Denkschrift nennt den Bolschewismus, weit über dessen engere politische Bedeutung hinaus, eine Revolution zur «Vernichtung der gesamten christlichen-abendländischen Kultur überhaupt».

- 9 Karl Jaspers, «Die geistige Situation der Zeit», S. 5
- 10 Ebd., S.52 und 39; ferner Ludwig Klages, «Der Geist als Widersacher der Seele», S.1222. Zur Entwicklung der selbständigen Berufe innerhalb der erwähnten Zeit vgl. Emil Lederer/Jakob Marschak, «Der neue Mittelstand», in: 'Grundriss der Sozialökonomik' IX, 1, S. 127 f. Über die soziale und mentale Situation der Angestellten, deren Zahl in den letzten dreissig Jahren vor dem Ersten Weltkrieg um über 600 Prozent angestiegen war, informiert die Sozialreportage von Siegfried Kracauer, «Die Angestellten». Vgl. ferner Heinrich Bechtel, «Wirtschaftsgeschichte Deutschlands», München 1956, S.423 f.
- 11 Ludwig Klages, «Mensch und Erde», Stuttgart 1956, S. 10. Das folgende Zitat ist dem 'VB' vom 6. Ostermond (April) 1920 entnommen.
- 12 Der 'Illustrierte Beobachter' 1927/4 notiert unter der Abbildung eines Hauses im Bauhausstil: «Motto: Möglichste Ähnlichkeit mit einem Gefängnis.»
- 13 Elfriede Friedländer, «Sozialethik des Kommunismus», Berlin 1920. Zu der im Folgenden angeführten Überlegung hinsichtlich der Mittelschichten als Repräsentanz der Normalmoral vgl. M. Rainer Lepsius, «Extremer Nationalismus», S.14
- 14 Bertolt Brecht, Schlusszene aus «Mahagonny», in: «Gesammelte Werke in 20 Bänden» II, Frankfurt/M. 1967, S. 561 f.
- 15 A. Rosenberg in: 'VB' v. 27. Mai 1922. Über Picasso äusserte er, dessen Bilder würden «schmutziger in der Farbe, wüster in der Linie, frecher (!) in den Überschriften». Der 'VB' v. 6. Ostermond (April) 1920 spricht von dieser «schreienden Neger- und Kleinasienkunst, diesem dadaistischen Gestammel mit dem Pinsel»; vgl. dazu auch Adolf Hitlers von ähnlichen Abwehrgefühlen geprägte Bemerkungen zur modernen Kunst in: «Mein Kampf», S. 282 ff.
- 16 Thorstein Veblen, «Imperial Germany and the Industrial Revolution», New York 1954, S. 86
- 17 J. Benda, «La trahison des clercs», Paris 1928, zit. nach Fritz Stern, «Kulturpessimismus», S. 6. Eine Art Anschlussstück dazu ist eine Äusserung Gregor Strassers vom Juni 1932: «Im bewussten Gegensatz zur Französischen Revolution, als ihr Gegenpol und Überwinder, verwirft der Nationalsozialismus die Phrase vom Individualismus, der die innere germanische Freiheitsauffassung in eine innere wirtschaftliche Hemmungslosigkeit verfälschte, verwirft er den Rationalismus, die Lehre von der Vernunft, die nur den Verstand und Intellekt und nicht blutvollen Willen und die Seele des Herrn über die Geschicke von Volk und Staat anerkennen will. So liegt in der nationalsozialistischen Staatsidee letzten Endes die Ablösung der liberalen Epoche ...»; vgl. G. Strasser, «Kampf um Deutschland», S.381 f.
- 18 F. Nietzsche, «Morgenröte», in: «Werke» I, S. 1145
- 19 H. Bahr, «Der Antisemitismus. Ein internationales Interview», Berlin 1894. Bahrs Veröffentlichung basiert auf Gesprächen mit zahlreichen deutschen und europäischen Schriftstellern und Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens.
- 20 Werner Sombart, «Die Juden und das Wirtschaftsleben», S. 140f. sowie die gedankenreichen Ausführungen dazu bei Eva G. Reichmann, «Flucht in den Hass», S.82ff. Vgl. dazu aber auch Franz Neumann, der schon 1942 in «Behemoth», S. 121, die Ansicht vertrat, dass der Antisemitismus in Deutschland äusserst schwach gewesen sei und «das deutsche Volk das am wenigsten antisemitische»; gerade dies habe den Antisemitismus für Hitler zur geeigneten Waffe gemacht.
- 21 'Tagebuch' v. 21. September 1929, zit. nach Kurt Sontheimer, «Antidemokratisches Denken», S.129
- 22 'VB' V. 6.Ostermond (April) 1920; Arthur Moeller van den Bruck sprach von dem «deutschen Wahn, alle Ideen der Westler» zu übernehmen, als sei es eine Ehre, in den Kreis der liberalen Nationen aufgenommen zu werden.
- 23 Pfarrer Dr. Büttner, «Die sozialistischen

- Kinderfreunde», in: 'Gelbe Hefte' 1931/VII, S. 263. Die folgende Äusserung E. Niekischs findet sich in: 'Entscheidung', Berlin 1930, S.118.
- 24 Vgl. dazu S. Kracauer, a.a.O., S.5 f.
- 25 Hans Speier, «The Salaried Employees», zit. nach David Schoenbaum, «Die braune Revolution», S.37. Dort auch der Hinweis, dass die Zahl der Warenhausfilialen in den 4 Jahren zwischen 1925 und 1929 von 101 auf 176 stieg, sich also nahezu verdoppelte.
- 26 Vgl. F. Jetzinger, a.a.O., S. 114; ferner A. Kubizek, a.a.O., S.215 sowie «Tischgespräche» S.30
- 27 «Libres propos», S. 225. Nach dem Essen pflegte Hitler sich regelmässig den Mund zu spülen, im Freien trug er, mindestens in den späteren Jahren, fast stets Handschuhe. Vgl. ferner A. Kubizek, a. a. O., S. 286. Die Angst vor geschlechtlicher Infektion war freilich das vorherrschende Angstmotiv jener Generation überhaupt. Stefan Zweig, «Die Welt von gestern», S. 105 ff. hat berichtet, in welchem Masse es gerade in Wien die Phantasie beherrschte.
- 28 Die Zitate und Hinweise stammten, der Reihe nach, aus 'VB' v. 3. März 1920, 12. Sept. 1920, 10. Jan. 1923, «Mein Kampf», S. 255 ff. und 279 f. Vgl. für den gesamten Zusammenhang auch E. Nolte, «Faschismus», S. 480 ff., wo auf die zentrale Bedeutung des Angstmotivs im Gesamtverhalten Hitlers hingewiesen worden ist. Desgleichen hat Franz Neumann in den «Notizen zur Theorie der Diktatur» auf die Funktion der Angst im totalitären Staat hingewiesen, vgl. «Demokratischer und autoritärer Staat», Frankfurt/M. 1967, S. 242 ff., S. 261 ff., mit dem Diktum: Das Deutschland jener Phase sei «das Land der Entfremdung und der Angst».
- 29 «Tischgespräche», S. 471
- 30 «Adolf Hitler in Franken», S. 152; ferner 'VB' V. 1. Jan. 1921 sowie v. 10. Lenzing (März) 1920, der übrigens unter der Aufmacherzeile erschien: «Macht ganze Arbeit mit den Juden!». Der Artikel verlangte die sofortige Ausweisung aller nach dem 1. August 1914 Zugewanderten und die Entfernung aller übrigen aus «allen Staatsämtern, Zeitungsbetrieben, Schaubühnen, Lichtspieltheatern» und ihre Einlieferung in eigens zu errichtende «Sammellager».
- 31 «Mein Kampf», S.70f.; ferner ebd. S. 270, 272, 324
- 32 Stefan George; «Das Neue Reich», in: «Gesamtausgabe» 9, Düsseldorf 1964
- 33 Galeazzo Ciano, «Tagebücher 1937-1938», Hamburg 1949, S. 13. Zur Äusserung Hitlers vgl. die Rede vom 17. April 1923, abgedr. bei E. Boepple, a.a.O., S.51. Auch E. Nolte, «Epoche», S. 395, nennt die politische Praxis der faschistischen Bewegungen «eine Fortsetzung des Krieges mit ähnlichen Mitteln». Von der «Fiktion des permanenten Krieges» spricht Rudolf Vierhaus, «Faschistisches Führertum», in: 'Historische Zeitschrift' 198, S.623. Vgl. dazu aber auch Henry Ashby Turner, jr., «Faschismus und Antimodernismus», in: «Faschismus und Kapitalismus in Deutschland», S. 188 ff., der die Auffassung vertritt, der Gattungsbegriff «Faschismus», der so viele heterogene Erscheinungen verklammere, schaffe mehr Verwirrung als Klarheit, seine Verwendung sei nicht länger ratsam.
- 34 Th. Mann, «Dr. Faustus», GW VI, 5-597
- 35 F. T. Marinetti; «1 Manifest! del Futurismo» I, Mailand 1920, S. 36
- 36 Vgl. 'VB' V. 2. Aug. 1922
- 37 K. Heiden, «Geburt», S. 266; zur folgenden Bemerkung Hitlers vgl. «Tischgespräche», S. 144
- 38 Giovanni Gentile, «Manifest der faschistischen Intellektuellen an die Intellektuellen der Nationen vom 21. April 1925», zit. bei E. Nolte, «Theorien über den Faschismus», S. 113
- 39 Ebd., S. 56; zu Hitlers Bemerkung über die Bereitschaft der Menschen, gegen ihre Interessen zu handeln, vgl. «Adolf Hitler in Franken», S. 119 f.
- 40 B. Mussolini, «Die Lehre des Faschismus», abgedr. in: E. Nolte, «Theorien», S. 220; ebd. auch das folgende Zitat, S. 216



- 41 Vgl. J. L. Talmon, «Politischer Messianismus» II, S. 444 f.; Ernst Nolte hat die strukturelle Schwäche der liberalen parlamentarischen Demokratie geradezu zur Voraussetzung für die Entstehung machtvoller faschistischer Bewegungen erklärt; vgl. sein Buch mit dem bezeichnenden Titel: «Die Krise des liberalen Systems und die faschistischen Bewegungen». Dazu auch Herbert Marcuse, «Der Kampf gegen den Liberalismus in der totalitären Staatsauffassung», abgedr. in: W. Abendroth, a.a.O., S.39ff,  
George L. Mosse, «Die Entstehung des Faschismus», in: «Internationaler Faschismus 1920-1945», S. 29

### Zweites Buch

- 1 Hanns Hubert Hofmann, «Der Hitlerputsch», S.53  
2 So Eisners Aufruf vom 8. November 1918, zit. in: «Ursachen und Folgen» III, S. 104  
3 Als «land- und rassefremde Elemente», als «ausländische politisierende Juden», als «landfremde skrupellose Schufte» aus Gefängnissen und Zuchthäusern, als «Judenbengel» und «Arbeiterverführer» erschienen die neuen Männer in ziemlich unterschiedloser Gleichsetzung in den Aufrufen bspw. der Bayerischen Volkspartei vom 9. April 1919, des Bayerischen Landtags vom 19. April oder in einem Bericht des Bayerischen Gruppenkommandos über «Die bolschewistische Gefahr und ihre Bekämpfung» vom 15. Juli 1919; vgl. dazu Georg Franz-Willing, «Die Hitlerbewegung», S.yzff. Eisner wurde von der grobschlächtigen Propaganda Lewien, Leviné oder Axelrod stets an die Seite gestellt; das wirkt bis heute nach.  
4 Vgl. Erich Otto Volkmann, «Revolution über Deutschland», Oldenburg 1930, S. 222. Es ist freilich hinzuzufügen, dass Toller und Mühsam den von ihnen dekretierten Traum nur wenige Tage verbindlich zu machen vermochten; dann sahen sie ihre arkadische Vision abgelöst durch den härteren Typus einer Räterepublik nach sowjetrussischem Muster, an deren Spitze sich Lewien, Leviné und Axelrod setzten, die übrigens sämtlich russischer Herkunft waren.  
5 Josef Hofmiller, «Revolutionstagebuch 1918/19», in: «Schriften» 2, Leipzig 1938, S. 211. Was die Zahlen der Opfer angeht, so kosteten die mit äusserster Erbitterung geführten Kämpfe zwischen dem 30. April und dem 8. Mai 1919, den polizeilichen Ermittlungen zufolge, insgesamt 557 Menschenleben. In einem 1939 publizierten Bericht der Kriegsgeschichtlichen Forschungsanstalt des Heeres über «Die Niederschlagung der Räteherrschaft in Bayern 1919» heisst es dazu dann im Einzelnen: Von diesen 557 Personen «fielen im Kampf 38 weisse und 93 rote Soldaten, 7 Bürger und 7 Russen. Standrechtlich erschossen wurden 42 Angehörige der Roten Armee und 144 Einwohner. Unverschuldet durch eigene Leichtfertigkeit oder tückische Zufälligkeit kamen nicht weniger als 184 Menschen um. In 42 Fällen liess sich die Todesursache nicht ermitteln. Verwundungen wurden 303 gemeldet» Andere Zahlen berichtet W. Maser, «Frühgeschichte», S.40f. Vgl. ferner auch Emil Gumbel, «Verräter verfallen der Feme», S.36 passim  
6 Zit. bei G. Franz-Willing, a.a.O., S.31  
7 Vgl. im Einzelnen Friedrich Wilhelm v.Oertzen, «Die deutschen Freikorps 1918-1923», das zahlreiche weitere Namen und Details enthält. Ferner F. Franz-Willing, a. a. O., S. 31 ff. sowie auch die zahlreichen Unternehmungen zum Problem Reichswehr und Republik  
8 Vgl. dazu Giovanni Zibordi, «Der Faschismus als antisozialistische Koalition», in: E. Nolte, «Theorien», S.86. Die erwähnte grundsätzliche Richtlinie erging in Form eines Erlasses des Gruppenkommandos vom 28.5.1919 über Propagandatätigkeit bei den Truppen, zit. bei G. Franz-Willing, a.a.O., S.37.  
9 Vgl. «Mein Kampf», S. 229; gemeint ist Feders abseitige Idee von der «Brechung der Zinsknechtschaft», die er als



einer der Kursusleiter auch auf diesem Wege populär zu machen versuchte.

W. Maser («Frühgeschichte», S.135) meint, an die zitierte Bemerkung **Hitlers** anknüpfend, damit habe **Hitler** sich «im Rahmen seiner Marxismusstudien in Wien also (!) nicht auseinandergesetzt»; das heisst, fürwahr, von hoher Warte sprechen!

Zu den Lehrern zählten im Übrigen: Karl Graf Bothmer (Schriftsteller), Dr. Pius Dirr (Abgeordneter der Demokratischen Partei), Gottfried Feder (Dipl.-Ingenieur), Prof. Josef Hofmiller, Dr. Michael Horlacher (Geschäftsführer eines Landwirtschaftsverbandes und führendes Mitglied der Bayerischen Volkspartei) sowie Prof. Karl Alexander V. Müller. Gelegentlich traten auch die Universitätslehrer Prof. Du Moulin Eckart und der renommierte Hygieniker Max V. Gruber als Redner auf.

<sup>10</sup> Karl Alexander v. Müller, «Mars und Venus», S. 338 f.

<sup>11</sup> Vgl. Ernst Deuerlein, «**Hitlers** Eintritt in die Politik und die Reichswehr», in: VJHfZ. 1959/2, S.179. **Hitler** wurde übrigens nicht, wie er in «Mein Kampf», S. 235, formuliert, zum «Bildungsoffizier» ernannt, sondern als sogenannter «V-Mann» geführt. Man kann darüber diskutieren, ob er, indem er den wahren Sachverhalt verfälschte, am bürgerlichen Bildungs- oder am militärischen Offiziersprestige partizipieren bzw. ob er den dubiosen Leumund des V-Mannes vermeiden wollte.

<sup>12</sup> Vgl. E. Deuerlein, «**Hitlers** Eintritt», a.a.O., S. 198ff.

<sup>13</sup> Der Brief **Hitlers**, der vom 16. September 1919 stammt, ist in vollem Wortlaut in E. Deuerlein, a.a.O., S.201 ff., abgedruckt. Die zitierte Passage ist, wie auch alle weiteren zitierten Originaldokumente, in der überlieferten Schreibweise wiedergegeben, d.h. mit allen Fehlern in Orthographie, Interpunktion etc.

<sup>14</sup> Der bürgerliche Name v. Sebottendorfs ist nicht eindeutig festgestellt; während er teilweise als Rudolf Glauer bezeichnet und Schlesien als seine Heimat an-

gegeben wird, hiess er, anderen Ermittlungen zufolge, Erwin Tore und stammte aus Sachsen. S. hatte die Jahre vor dem Ausbruch des Krieges in der Türkei verbracht und war 1917, reichlich mit finanziellen Mitteln unbekannter Herkunft ausgestattet, nach Deutschland zurückgekehrt. Nach seinem politischen Zwischenspiel in Bayern verschwand er 1919 wieder, tauchte in Istanbul, Mexiko sowie in den Vereinigten Staaten auf, ehe er 1933, nach der Machtergreifung **Hitlers**, erneut in Deutschland erschien, um die Thule-Gesellschaft wieder aufzubauen. Doch blieb er nicht lange, die Umstände wie die Richtung seines Weggangs blieben ungeklärt, nicht anders als seine Herkunft verlieren sich auch die Spuren seines Endes im Dunkeln. Einige sind der Auffassung, er sei in die Schweiz gegangen, andere vermuten, dass er als unbequemer Zeuge aus der Frühzeit der NSDAP beseitigt wurde. Vgl. u.a. K.D. Bracher, «Diktatur», S.87; ferner Dietrich Bronder, «Bevor **Hitler** kam», S. 232 ff., der zahlreiche Einzelheiten verzeichnet. Bronders Buch trägt im Übrigen den gleichen Titel wie die von S. anfangs der dreissiger Jahre veröffentlichten Memoiren.

<sup>15</sup> Vgl. K.D. Bracher, «Diktatur», S.87

<sup>16</sup> Vgl. G. Franz-Willing, a.a.O., S.63

<sup>17</sup> Die Neugründung hiess bereits «Nationalsozialistischer deutscher Arbeiterverein» und wurde möglicherweise auch deshalb ins Leben gerufen, weil Karl Harrer an der Gründungsver-sammlung aus nicht eindeutig geklärten Motiven nicht teilgenommen hatte und infolgedessen ohne Titel und Funktionen geblieben war.

<sup>18</sup> Die «Richtlinien» sind abgedruckt in: «Ursachen und Folgen» 111, S. 212 ff.

<sup>19</sup> K. Heiden, «**Hitler**» 1, S. 100

<sup>20</sup> G. Franz-Willing, a. a. O., S. 66 f. **Hitler** hat übrigens in dem Bestreben, die Bedeutung der Partei vor dem Zeitpunkt seines Eintritts abzuwerten, die Teilnehmerzahl mit 20 bis 25 Personen angegeben. Die Anwesenheitsliste aus dem Nachlass Karl Harrers nennt indes-

- sen 46 Besucher; vgl. W. Maser, «Frühgeschichte», S. 158 f. Zu **Hitlers** eigener Schilderung des Hergangs vgl. «Mein Kampf», S. 237 ff.
- 21 Um Drexlers Bedeutung herabzuminde-  
ren, nennt **Hitler** ihn nicht beim Na-  
men («Ich hatte den Namen gar nicht  
richtig verstanden»), sondern spricht  
immer wieder nur von «jenem Arbei-  
ter» o.ä. Als er Drexler endlich als Vor-  
sitzenden erwähnen muss, geschieht es  
ohne Hinweis darauf, dass er es gewesen  
war, der ihm die Broschüre in die Hand  
gedrückt hatte. Vgl. «Mein Kampf»,  
S. 238 ff.
- 22 Vgl. ebd. S. 240f., sowie Adolf **Hitler**,  
«10 Jahre Kampf», in: 'Illustrierter Be-  
obachten, 4.Jhgg. 1929/31 vom  
3.8.1929
- 23 Vgl. dazu K. D. Bracher, «Adolf **Hitler**»,  
Bern / München / Wien 1964, S. 12. Zur  
Neigung für Münzenentscheidungen  
siehe A. Zoller, a.a.O., S. 175
- 24 «Mein Kampf», S.390f.
- 25 Ebd., S. 388, 390 sowie 321
- 26 A. Kubizek, a.a.O., S. 27. Zu **Hitlers** be-  
ruflichen Angaben vgl. das Protokoll  
des Politischen Nachrichtendienstes  
München, der vom Polizeipräsidenten  
der Stadt zur Überwachung der politi-  
schen Aktivität in der Bevölkerung ein-  
gesetzt worden war, über die Veranstal-  
tung der DAP vom 13. November 1919,  
in der **Hitler** als Redner auftrat; abgedr.  
bei E. Deuerlein, «**Hitlers** Eintritt», in:  
VJHfZ 1959/2, S.205f.
- 27 So ein berühmtes Wort von Proudhon  
über sein eigenes politisches Erwe-  
ckungserlebnis; zit. bei W. Sombart,  
«Der proletarische Sozialismus» I, Jena  
1924, S. 55
- 28 A. **Hitler**, «Das Braune Haus», in: 'Völ-  
kischer Beobachter' v. 21.2.1931
- 29 Vgl. das Protokoll des Politischen Nach-  
richtendienstes München bei Reginald  
H. Phelps, «**Hitler** als Parteiredner im  
Jahre 1920», in: VJHfZ 1963/3,  
S. 292 ff., wo auch die Fundgeschichte  
der dort wiedergegebenen Dokumente  
berichtet wird. **Hitlers** legendär über-  
höhende Darstellung der Veranstaltung  
findet sich in «Mein Kampf», S.400 ff.
- 30 Vgl. K. Heiden, «**Hitler**» 1, S.107;  
«Mein Kampf», S.405f.
- 31 So Gottfried Griessmayr, «Das völk-  
ische Ideal», als Ms. gedruckt, S. 77
- 32 Die lange anhaltende Unterschätzung  
der Bedeutung des Programms, das  
vielfach als blosser opportunistischer  
Werbetrick abgetan wurde, verkennt  
den Ernst und die besorgte Aufrichtig-  
keit derer, die es entworfen haben; **Hit-  
ler** selber spielte damals noch keines-  
wegs die Rolle, die diese Interpretation  
voraussetzt. Neuerdings finden sich  
denn auch nicht selten abgewogenere  
Deutungen, vgl. bspw. Hans-Adolf Ja-  
cobsen und Werner Jochmann, «Ausge-  
wählte Dokumente zur Geschichte des  
Nationalsozialismus», S. 24 oder  
E. Nolte, «Epoche», S. 392. Anders vor  
allem K.D. Bracher, «Diktatur», S. 93
- 33 Vgl. dazu sowie zu den Hintergründen  
und Zusammenhängen der völkisch-  
sozialen Gruppierungen bspw. F.L. Car-  
sten, a.a.O., insb. S.96ff.
- 34 «Mein Kampf», S. 234; von einer «ge-  
waltigen Parole» hat **Hitler** im Zusam-  
menhang mit der Theorie Gottfried Fe-  
ders gesprochen, ebd., S. 233; die Aus-  
fälle gegen die völkischen Theoretiker  
finden sich ebd., S. 395 ff. Vgl. ferner  
S. 186 ff.
- 35 Otto Strasser, «Mein Kampf», S.19
- 36 Georg Schott im Vorwort zu der 1924  
veröffentlichten populären **Hitler**dar-  
stellung «Das Volksbuch vom **Hitler**»
- 37 K. Heiden, «Geschichte», S.11. Zur fol-  
genden Bemerkung **Hitlers** vgl.  
Rauschnig, «Gespräche», S. 225
- 38 Zu den sog. Protokollen vgl. Günter  
Schubert, a. a. O., S. 33 ff. In der ersten,  
im vollständigen Wortlaut vorliegen-  
den Rede **Hitlers** vom 13. August 1920  
hat er, wie R. H. Phelps nachgewiesen  
hat, zahlreiche Themen aus den sog.  
Protokollen verwendet. Vgl. VJHfZ  
1968/4, S. 398
- 39 Vgl. «Mein Kampf», S. 186f., wo **Hitler**  
ausführt, dass «Bewegungen mit be-  
stimmter geistiger Grundlage ... nur-  
mehr dann gebrochen werden» können  
von Gegnern, die «zugleich selber Trä-  
ger eines neuen zündenden Gedankens,

- einer Idee oder Weltanschauung sind'. Zwei Seiten später schreibt er: 'Jeder Versuch, eine Weltanschauung mit Machtmitteln zu bekämpfen, scheidet am Ende, solange nicht der Kampf die Form des Angriffes für eine neue geistige Einstellung erhält.' Ähnlich die erwähnte Rede **Hitlers** vom 13. Aug. 1920, a.a.O., S.415 und 417
- 40 F. Rauschning, «Gespräche», S.174f.
- 41 «Mein Kampf», S.544
- 42 Die Mitgliederliste, die vermutlich vom Januar 1920 stammt, spricht zwar nicht sonderlich von Berufssoldaten, doch da **Hitler**, der zu dieser Zeit noch nicht demobilisiert war und noch die Uniform trug, mit einem Zivilberuf verzeichnet ist, kann man vermuten, dass als Soldaten nur die Berufssoldaten geführt wurden. Im Übrigen vermerkt die Liste nicht alle Namen (z.B. fehlen Dietrich Eckart oder auch Friedrich Krohn) und auch nicht hinter allen Namen eine Berufsangabe, sie gibt im Ganzen also nicht mehr als einen Anhalt, der nur reservierte Deutungen erlaubt. Die zahlenmäßig stärksten Gruppen sind: Arbeiter und Handwerker, die aufgrund der undifferenzierten Angaben nur gemeinsam aufgeführt werden können (51 Mitglieder), akademische bzw. intellektuelle Berufe (30), Angehörige kaufmännischer Berufe (29), Angestellte (16). Den Rest bildeten Hausfrauen, Künstler, Beamte u.a.; Hauptarchiv der NSDAP, NS26/Nr. 111, Bundesarchiv Koblenz.
- 43 Vgl. G. Franz-Willing, a.a.O., S.83ff. Krohn, eines der frühen Parteimitglieder, von dem offenbar zahlreiche ideologische Anregungen und Hilfen ausgingen, hatte zur Gründungsversammlung in Starnberg auch Anton Drexler geladen. Als Drexler beim Betreten des Saales am Rednerpult die Fahne erblickte, rief er aus: «Da haben wir ja unsere Parteiflagge!» Am folgenden Tage wurde vom Parteausschuss der NSDAP die Fahne übernommen und nach ihrem Vorbild auch das Parteiabzeichen angefertigt. Allerdings hatte Krohn offenbar das nach links gewendete Ha-
- kenkreuz vorgeschlagen und war damit nicht durchgedrungen. Doch hatte er bereits auch die Farben Schwarz-Weiss-Rot gewählt und dazu die Begründung beigefügt: «Schwarz als Zeichen der Trauer, wegen des verlorenen Krieges, weiss als Zeichen unserer Unschuld am Kriegsausbruch 1914/18 (Protest gegen Kriegsschuldfrage!) und rot als Zeichen der Liebe zur Heimat, insbesondere als Liebe zu den verlorenen Grenzgebieten.» **Hitlers** Begründung dagegen lautete: «Im Rot sehen wir den sozialen Gedanken der Bewegung, im Weiss den nationalistischen, im Hakenkreuz die Mission des Kampfes für den Sieg des Gedankens der schaffenden Arbeit, die selbst ewig antisemitisch war und antisemitisch sein wird.» Vgl. «Mein Kampf», S. 557. ~ Weit stärker wird die Rolle **Hitlers** von W. Maser herausgehoben.
- 44 Abgedruckt bei G. Franz-Willing, a.a.O., S.87
- 45 Rede vom 13. August 1920 im Münchener Hofbräuhaus, abgedruckt in: V J H fZ 1968 /4, S. 418; ferner Rede vom 15. Mai 1920 im Münchener Hofbräuhaus, vgl. E. Deuerlein, «**Hitlers** Eintritt», in: VJHfZ 1959/2, S.213 (Dok. 22)
- 46 G. Franz-Willing, a.a.O., S.71, sowie E. Deuerlein, a.a.O., ferner R. H. Phelps, a. a. O., S. 301 ff.
- 47 E. Deuerlein, a.a.O., S.211 (Dok. 19) und S. 215 (Dok. 24)
- 48 Zit. bei K. Heiden, «Geschichte», S.42
- 49 R. Olden, a.a.O., S.75
- 50 E. Nolte «Krise», S. 200; ders. «Epoche», S. 397. Zum erwähnten Brief von Hess vgl. W. Maser, «**Hitler**», S. 288 ff.
- 51 Dietrich Eckart gestand im 'VB' vom 15. Juli 1922, dass er persönlich von General V. Epp RM 60'000 erhalten habe. Das Blatt kostete RM 120'000 und hatte überdies rund 250'000 Mark Schulden, die von der NSDAP ebenfalls übernommen wurden. **Hitler** selber hat erklärt, er habe für seinen damaligen Leichtsinn «manches schlimme Lehrgeld» zahlen müssen, und es scheint, als habe die Partei an diesen Schulden bis

- 1933 tragen müssen. Der Unterhalt des Blattes wurde u.a. dadurch gesichert, dass jedes Parteimitglied sich verpflichtete, den 'VB' zu beziehen; ab Januar 1921 musste neben dem Mitgliedsbeitrag von 0,50 RM der gleiche Betrag noch einmal als Unterstützung für die Parteizeitung entrichtet werden. Die Auflage stagnierte zunächst, fiel dann bis auf 8'000, ehe sie im Frühjahr 1922 17500 Bezieher erreichte; vgl. Dietrich Orlow, «The History of the Nazi Party 1919-1933», S.22.
- 52 Bericht von Heinrich Derbacher über eine Zusammenkunft mit Dietrich Eckart im Januar 1920, Nachlass Anton Drexler, zit. bei E. Deuerlein, «Aufstieg», S. 104; ferner mit weiteren Zitaten E. Nolte, «Epoche», S.403
- 53 Paul Hermann Wiedeburg, «Dietrich Eckart» (Dissertation Erlangen), Hamburg 1939, zit. bei E. Nolte, «Epoche», S.404.  
Zum Vergleich mit Goethe siehe Baldur V. Schirach, «Ich glaubte an Hitler», S.24
- 54 O. Strasser, «Mein Kampf», S.17. Hinweis auf Hitlers Wagnerschwärmeri in den Salons geht auf eine persönliche Mitteilung Ernst Hanfstaengls zurück. Ferner Heinrich Hoffmann, «Hitler was my friend», S. 202
- 55 K. Heiden, «Hitler, a Biography», zit. bei A. Bullock, a.a.O., S.ySf.
- 56 E. Hanfstaengl, «Zwischen weissem und Braunem Haus», S. 138, sowie K.G. W. Luedecke, «I knew Hitler», S. 98
- 57 Karl Alexander v. Müller, «Im Wandel einer Welt. Erinnerungen» III, S.139
- 58 «Tischgespräche», S. 193; Hitler nahm Frau Hoffmann allerdings ausdrücklich von solchen Eifersuchtsgefühlen aus.
- 59 Vgl. K. Heiden, «Hitler» 1, S. 130 ff.
- 60 Martin Broszat, «Der Staat Hitlers», S.66
- 61 So das anonyme Flugblatt der innerparteilichen Fronde vom 20. Juli 1921, dem auch das folgende Zitat, die angebliche Bemerkung Hitlers über Esser, entstammt; es ist wiedergegeben bei G. Franz-Willing, a.a.O., S.117; zur Beurteilung Essers als eines «Rededämons» vgl. K. Heiden, «Geschichte», S.27.
- 62 «Libres propos», S. 151
- 63 Aktenvermerk des Staatsministeriums des Äusseren, der unter Ziffer 111 ausführlich die Geldmittel und Geldquellen des späteren «Kampfbundes» erörtert, dessen Schriftführer und Geldbeschaffer Scheubner-Richter war; vgl. E. Deuerlein, «Der Hitler-Putsch», S. 386 ff.
- 64 «Hitler's Table Talk», S.665
- 65 Vgl. zu dieser Frage G. Schubert, a. a. O., S. 125 f. mit zahlreichen Literaturangaben; vgl. aber auch E. Nolte, «Epoche», S. 404, der Dietrich Eckart einen wesentlich stärkeren Einfluss zubilligt
- 66 Der Brief stammt vom 8.2.1921 und ist auszugsweise abgedr. bei G. Franz-Willing, a.a.O., S.103
- 67 Der erwähnte Brief, in dem Drexler der Ansicht Ausdruck gibt, dass er über den grösseren Anhang unter den Mitgliedern verfüge und daher «wirklich keine Gefahr für die Partei» zu sehen sei, ist einsehbar im BAK NS 26/76.
- 68 So Alfred Brunner in einem Brief an einen Bielefelder Gesinnungsfreund, vgl. G. Franz-Willing, a.a.O., S.100
- 69 Vgl. vor allem die Reden in: VJHfZ 1963/3, S. 289ff. sowie VJHfZ 1968/4, S. 412 ff.
- 70 Ebd., S. 107 ff. Dort auch das Antwortschreiben des Parteiausschusses
- 71 Der Plakatentwurf war von Benedict Settele, einem der Gegner Hitlers im Ausschuss, unterzeichnet – demselben übrigens, dem der anfängliche Verdacht galt, Verfasser des anonymen Flugblattes zu sein. Tatsächlich stammte es jedoch, wie sich später herausstellte, von dem Kaufmann Ernst Ehrensperger. Vgl. zu dem gesamten Komplex G. Franz-Willing, a.a.O., S. 114ff.
- 72 Zit. in: «Rudolf Hess, der Stellvertreter des Führers», ohne Verfasserangabe erschienen in der Reihe «Zeitgeschichte», Berlin 1933, S. 9 ff.
- 73 So der erste Geschäftsführer der Partei, Rudolf Schüssler, in einer Erklärung gegenüber der Polizei vom 25. Juli 1921; vgl. G. Franz-Willing, a.a.O., S.115

- 74 So Hitler in einer Erklärung gegenüber der Staatsanwaltschaft vom 16. Mai 1923, zit. a.a.O., S.138
- 75 Zit. nach K. Heiden, «Geschichte», S. 82. Vgl. auch «Mein Kampf», S.549f. sowie Hitlers Rede vor dem Hamburger Nationalklub in: W. Jochmann, «Im Kampf um die Macht», S.84f.
- 76 H. Rauschnig, «Gespräche», S. 81; für das folgende Zitat vgl. PND-Bericht vom 9. Nov. 1921, HA 65/1482
- 77 «Mein Kampf», S. 564 ff.
- 78 Philipp Bouhler, «Kampf um Deutschland», S.48f.
- 79 Rede vom 1. August 1923, zit. bei E. Boepple, a.a.O., S.72
- 80 Polizeibericht vom 6. Dezember 1922, Akten des bayerischen Innenministeriums, zit. nach G. Franz-Willing, a.a.O., S.144
- 81 Hitler im 'Völkischen Beobachter' vom 30. Aug. 1922; ferner «Mein Kampf», S. 109. Die kleinen Gewerbetreibenden, Geschäftsleute etc. waren in der Partei der Frühzeit am deutlichsten überrepräsentiert, im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung mit 187 Prozent; vgl. dazu Iring Fetcher, «Faschismus und Nationalsozialismus. Zur Kritik des sowjet-marxistischen Faschismusbegriffs», in: 'Politische Vierteljahresschrift' 1962 /1, S.53
- 82 «Anweisung zur Ortsgruppengründung», abgedruckt bei Albrecht Tyrell, «Führer befehl...», S.39. K.G. W. Luedicke, a. a. O., S. 101. Vgl. dazu auch G. Franz-Willing, a.a.O., S. 126ff.; ferner W. Maser, «Frühgeschichte», S. 254 f. In der 1925, nach Hitlers Entlassung aus Landsberg, neugegründeten Partei galt der erwähnte Grundsatz nicht mehr; ein entsprechender Antrag der Ortsgruppe Ilmenau auf dem Parteitag 1926 in Weimar wurde lapidar abgelehnt, «da Bewegung auf dem Standpunkt freier Führerauswahl steht», vgl. HA 21 /389.
- 83 K. Heiden, «Geschichte», S.34 sowie E. Deuerlein, «Der Hitler-Putsch», S.159
- 84 Rede vom 20. April 1923, zit. bei E. Boepple, a.a.O., S.54 und passim; ferner auch R.H. Phelps, VJHfZ 1963/3» S. 301
- 85 «Mein Kampf», S. 527
- 86 «Tischgespräche», S. 261 f., wo Hitler einen ganzen Katalog seiner Taktiken und Tricks nennt; vgl. ferner «Mein Kampf», S.559f. sowie K. Heiden, «Geschichte», S. 28
- 87 K. A. V. Müller, «Im Wandel einer Welt» III, S.144f. Das vorher genannte Zitat Hitlers stammt aus einem Artikel für den 'VB' v. 8.2.1921.
- 88 Rede vom 12. Sept. 1923, zit. bei E. Boepple, a.a.O., S.95, sowie Rede vom 10. April 1923, zit. bei G. Schubert, a.a.O., S.57. Ein besonders anschauliches Beispiel für Hitlers Redestil, seine Thematik und seine Vorurteile bietet die erste im vollständigen Wortlaut erhaltene Rede aus jener Zeit. «Warum sind wir Antisemiten?», zit. bei R.H. Phelps in: V J H fZ 1964 / 4, S. 401 ff.
- 89 Rede vom 6. Aug. 1923, abgedr. in: «Adolf Hitler in Franken», S.20, sowie Rede vom 5. September 1920 und vom 1. Mai 1923, zit. bei R. H. Phelps in; VJHfZ 1963/3, S.314. Zu den korrigierenden Interventionen Drexlers vgl. bspw. die Berichte des PND zu den Versammlungen vom 5. und 24. November 1920
- 90 Rede vom 20. April 1923, zit. bei E. Boepple, a.a.O., S.56; ferner R.H.Phelps, in: VJHfZ 1968/4, S.400 sowie ders. in; VJHfZ 1963/3, S.323
- 91 Im Anschluss an die hier wiedergegebene Passage heisst es: «Tiefe Bewegung im Saale.» Rede vom 12. April 1922, zit. bei E. Boepple, a.a.O., S.20
- 92 Zit. bei K. Heiden, «Geschichte», S. 27; ferner die Rede vom 10. April 1923, zit. bei E. Boepple, a.a.O., S.42
- 93 Norman H. Baynes, «The Speeches of Adolf Hitler» I, S.107; ferner R. H.Phelps, in: VJHfZ 1963/3, S.299
- 94 «Tischgespräche», S. 451, sowie K. Heiden, «Geschichte», S. 109. Zur folgenden Bemerkung Hitlers vgl. «Mein Kampf», S. 522
- 95 Vgl. E. Boepple, a. a. O., S. 95 sowie ebd. S.67; ferner K. Heiden «Geschichte», S.60

- 96 K. G. W. Luedecke, a. a. O., S. 22 f. Ferner E. Hanfstaengl, a.a.O., S.43
- 97 Vgl. [Hitlers](#) Rede vom 12. April 1922, zit. bei E. Boepple, a.a.O., S.21. Die «Deutsche Weihnachtsfeier» für das Jahr 1921 beispielsweise eröffnete mit einem Gedicht, dann folgten Lieder für Mezzosopran von Beethoven und Schubert, anschliessend eine Klavierdarbietung des ‘Gewitterzaul’ers und Einzugs der Götter in Walhall» aus der Oper «Rheingold» sowie ein Weihnachtslieder-Potpouri, auf das die Rede [Hitlers](#) folgte. Im Mittelpunkt des anschliessenden «Heiteren Teils», der von bayerischer Volksmusik eingeleitet wurde, stand ein Auftritt des populären Komikers Weiss Ferdi; vgl. IfZ München, FA 104/6.
- Zu den o. a. Mitgliederzahlen vgl. Gerd Rühle, «Das Dritte Reich. Die Kampfjahre», Berlin 1936, S. 75
- 98 So die ‘Wiener Neue Presse’ zit. bei Ernst Röhm, «Geschichte eines Hochverrätters», S. 152
- 99 Vgl. «Tischgespräche», S. 224
- 100 Vgl. E. Röhm, a.a.O., S. 125. Die rote Badehose sollte ein Titelfoto der «Berliner Illustriertem höhnisch kommentieren, das – unbegreiflich für die obrigkeitstreuen Massstäbe der Nation – den Reichspräsidenten zusammen mit dem zeitweiligen Wehrminister Noske im Badekostüm gezeigt hatte. Zur Ausweisungsaffäre vgl. Ernst Niekisch, «Gewagtes Leben», S. 109 sowie E. Deuerlein, «Der [Hitler](#)-Putsch», S.709
- 101 Vgl. K. Heiden, «[Hitler](#)» I, S. 156
- 102 Rede vom 14. Oktober 1922 auf dem «Deutschen Tag» in Coburg, zit. bei E. Deuerlein, «Der [Hitler](#)-Putsch», S. 709; ferner «Tischgespräche», S. 133 f., sowie Ernst Hanfstaengl, a.a.O., S.78
- 103 Vgl. Wilhelm Hoegner, «Der schwierige Aussenseiter», München 1959, S. 48, sowie K. Heiden, «Geschichte», S. 50. Zum Selbstbewusstsein nach Coburg vgl. K.G. W. Luedecke, a.a.O., S. 61. Noch Jahre später nannte [Hitler](#) Luedecke gegenüber Coburg eine seiner liebsten Erinnerungen.
- 104 Mitteilung von A. Speer gegenüber dem Verfasser. Speer hat die Szene persönlich miterlebt; «Wolfsburg» hiess ein in der Gegend gelegener Gutshof.
- 105 Zit. bei K. Heiden, «Geschichte», S.51; vgl. auch James H. McRandle, «The Track of the Wolf», S.4. Zu den erwähnten Stilisierungsweisen vgl. K.G. W. Luedecke, a.a.O., S.81, ferner E. Hanfstaengl, a.a.O., S.56, sowie J. Greiner, a. a. O., S. 126 und K.L. Liebenswerda, HA BAK, NS Nr. 547
- 106 Vgl. K. Heiden, «Geschichte», S.110
- 107 So ein Brief des Grossadmirals v.Tirpitz an seinen Schwiegersohn Ulrich v. Hassell, zit. bei H.v. Kotze/H. Krausnick, a. a. O., S. 26; ferner A. Kubizek, a.a.O., S. 203
- 108 Rede v. 30. Januar 1936, zit. bei M. Domarus, a.a.O., S.570
- 109 «Libres propos», S. 212. Zum Zitat am Ende des Kapitels vgl. H. Rauschnig, «Gespräche», S. 13
- 110 ‘VB’ vom 2. August 1922
- 111 So nach einer Angabe [Hitlers](#), vgl. W. Görnitz/H.A.Quint, a.a.O., S. 185
- 112 Pierre Vienot, «Ungewisses Deutschland», S.67
- 113 E. Nolte, «Krise», S.92
- 114 So ein Bericht vom 16. Januar 1923 über eine [Hitler](#)-Rede im Café Neumayer, vgl. G. Schubert, a.a.O., S. 198. Zu einzelnen Parteiausschlüssen kam es nach Auskunft von Otto Strasser, vgl. W. Maser, «Frühlingsgeschichte», S.586f.
- 115 K. Heiden, «Geschichte», S.113. Unterredung [Hitlers](#) mit v. Seeckt vgl. H. Meier-Weicker, «Seeckt», S.336f. mit weiteren Hinweisen; zum anderen erwähnten Gespräch siehe E. Röhm, a.a.O., S.169
- 116 Vgl. Thilo Vogelsang, «Reichswehr, Staat und NSDAP», S.118. Auch Albert Krebs, «Tendenzen und Gestalten», S. 121 f.
- 117 E. Boepple, a.a.O., S.65, sowie K. Heiden, «Geschichte», S.112, ferner M. Domarus, a.a.O., S.580 (Interview [Hitlers](#) mit Bertrand de Jouvenel)
- 118 Ebd., S. 75
- 119 Vgl. W. Maser, «[Hitler](#)», S. 405, der ebd.

- zahlreiche Einzelheiten berichtet, auf die im Folgenden zurückgegriffen werden kann. Weitere Hinweise bei K. Heiden, «Geschichte», S.143 G. Franz-Willing, a.a.O., S.177 sowie auch A. Bullock, a.a.O., S.79ff., der freilich aufgrund der erst vergleichsweise spät erschlossenen Quellen der Unterstützung durch ausländische Geldgeber nicht hinreichende Bedeutung beimisst
- 120 G. Franz-Willing, a.a.O., S. 182. Vgl. auch K.G. W. Luedecke, a.a.O., S.99, der von einer etwa fünfzigjährigen Frau berichtet, die nach einer **Hitler**rede die Geschäftsstelle aufsuchte und der Partei spontan eine soeben erhaltene Erbschaft vermachte. Vgl. zu diesem Komplex auch D. Orlow, a. a. O., S. 108 ff. mit weiteren Hinweisen
- 121 So der ehemalige Seeoffizier Helmut V. Mücke, der anfangs zum weiteren Führungskreis der NSDAP rechnete und sich im Juli 1929 in einem Offenen Brief über die Finanzierungsmethoden der Partei geäußert hatte, im Reichstag; vgl. Verhandlungen des Reichstags, Bd.444, S.138f.
- 122 Vgl. W. Maser, «Frühgeschichte», S. 410 f.; K. Heiden, «Geschichte», S. 46, sowie Walter Laqueur, «Deutschland und Russland», S.76f.
- 123 Zit. bei G. Franz-Willing, a. a. O., S.195; ebd. S. 226 auch der vorerwähnte Appell zum antikapitalistischen Aufruhr
- 124 Vgl. 'VB' vom 18. bis 23. April 1923, ferner vom 31. Januar und 22. März 1923
- 125 So Eduard Nortz in einer Wiedergabe des Gesprächs; Brief an Staatsanwalt Dresse vom 23. Mai 1923, vgl. Ehemaliges Hauptarchiv der NSDAP, BAK, NS 26/104
- 126 K. Heiden, «**Hitler**» I, S.162 Vgl. den ausführlichen Bericht des württ. Gesandten Moser, zit. bei E. Deuerlein, «Der **Hitler**-Putsch», S.61; ferner K. Heiden, «Geschichte», S.129. Die erwähnte Rede **Hitlers** vom 24. April 1923 ist zit. bei E. Boepple, a. a. O., S. 57. Zu den angeblichen Mordabsichten von, gewiss doch, jüdischer Seite vgl. W. Maser, «**Hitler**», S.412f.
- 128 Vgl. den Auszug aus dem Brief G. Feuders vom 10. August 1923 bei E. Deuerlein, «Aufstieg», S. 179 f. Ferner A. Tyrell, a.a.O., S.59ff.
- 129 Vgl. K. Heiden, «Geschichte», S. 130
- 130 Zit. bei E. Deuerlein, «Der **Hitler**-Putsch», S.170
- 131 E. Röhm, a. a. O., S. 215 f.
- 132 E. Boepple, a.a.O., S.87
- 133 Zwar wurde die vollziehende Gewalt zunächst dem Reichswehrminister Gessler übertragen und erst in der Nacht vom 8. auf den 9. November 1923 aufgrund der Nachrichten vom **Hitler**putsch in München auch formal unmittelbar auf Seeckt; aber dies war nicht mehr als ein Versuch, mit Hilfe einer Konstruktion die reale Machtverteilung und eigentlich die Ohnmacht der politischen Instanzen zu verheimlichen. Kein Zweifel ist, dass Seeckt und die Reichswehr, bis am 24. Februar 1924 der Ausnahmezustand aufgehoben wurde, die höchste Macht ausübten, was u.a. auch darin zum Ausdruck kam, dass sie die Durchführungskontrolle der wirtschaftspolitischen Massnahmen zur Bekämpfung der Inflation an sich zogen.
- 134 Die Äusserung Kahrs lautet im Zusammenhang: «Es handelt sich um den grossen Kampf der zwei für das Schicksal des ganzen deutschen Volkes entscheidenden Weltanschauungen, der internationalen marxistisch-jüdischen und der nationaldeutschen Auffassung ... Bayern hat die Schicksalsbestimmung, in diesem Kampf für das grosse deutsche Ziel die Führung zu übernehmen.» Zit. bei E. Deuerlein, «Der **Hitler**-Putsch», S. 238
- 135 Nach der 'Münchener Post' vom 19. Oktober 1923
- 136 So **Hitler** vor dem Münchener Volksgericht am 26. Februar 1924, zit. bei E. Boepple, a.a.O., S. 100
- 137 E. Deuerlein, «Der **Hitler**-Putsch», S. 72, 74
- 138 E. Boepple, a.a.O., S.87
- 139 So **Hitler** schon am 12. September 1923, siehe E. Boepple, a.a.O., S.91
- 140 K. Heiden, «**Hitler**» I, S. 168 sowie ders., «Geschichte», S. 150; zu den vor-



- ausgehenden Zitaten über v. Kahr vgl. 'Münchener Post' vom 19. Okt. 1923, sowie Wolfgang Horn, «Führerideologie», S.128
- 141 Vgl. zu diesem Komplex E. Deuerlein, «Der **Hitler**-Putsch» S. 221 und 506; ferner E. Röhm, a.a.O., S.228 sowie H. H. Hoffmann, a. a. O., S. 107 f. und S.118
- 142 Bericht der württembergischen Gesandtschaft München vom 29. Oktober 1923, zit. bei E. Deuerlein, «Der **Hitler**-Putsch», S. 90; zur Erklärung Kahrs vgl. «Dokumente der deutschen Politik und Geschichte» III, S. 133 f.
- 143 E. Deuerlein, «Der **Hitler**-Putsch», S. 87; für weiteren Zitate vgl. W. Maser, «Frühgeschichte», S.422 und 441; E. Röhm, a. a. O., S. 228 sowie K. Heiden, «**Hitler**» I, S. 177
- 144 Zit. bei K. Heiden, «Geschichte», S.143
- 145 Das Wort Lossows, das verschiedenen Bekundungen zufolge im Anschluss an die Besprechung vom 6. November zu einigen Kampfbundführern geäußert wurde, ist später zwar bestritten worden, doch besteht kein Zweifel an der Glaubwürdigkeit der Aussagen. Vgl. E. Deuerlein, a.a.O., S.97. **Hitler** selber hat sich beispielsweise in der Gedenkrede vom 8. November 1936 ironisch auf Lossows Äusserung bezogen; vgl. M. Domarus, a.a.O., S.654.
- 146 Der Brief ist abgedruckt im 'Illustrierten Beobachter' 1926, 2 (Seite 6).
- 147 Hier und im Folgenden K.A. v. Müller im Protokoll des **Hitler**prozesses, 9, und 13. Verhandlungstag, S.60ff. und S.57
- 148 Vgl. zum Beispiel die Rede vom 8. Nov. 1935, zit. bei M. Domarus, a. a. O., S.554
- 149 Zit. bei K. Heiden, «Geschichte», S. 158
- 150 Als die Versammlung sich auflöste, trat auch der anwesende Innenminister Schweyer an **Hitler** heran und klopfte ihm, der sich als Sieger des Abends fühlte, «wie ein zorniger Schulmeister» auf die Brust und sagte, dass dieser «Sieg nur ein Wortbruch» gewesen sei; daraus bezieht sich die zitierte Bemerkung K. Heidens in «**Hitler**» I, S. 181.
- 151 Vgl. H.H. Hoffmann, a.a.O., S.186; ferner E. Röhm, a.a.O., S.235
- 152 Aussage Julius Streichers im Nürnberger Prozess, IMT VII, S. 340
- 153 Vgl. K. Heiden, «**Hitler**» I, S.109
- 154 Vgl. bspw. W. Maser, «Frühgeschichte», S. 453 **Hitler** sogar vorwirft, er habe um die Gunst der monarchistischen Generale gebuhlt; ferner K. Heiden, «Geschichte», S.iözf.; unentschieden äussert sich A. Bullock, a.a.O., S. i09f., der **Hitler** einerseits revolutionäres Unvermögen attestiert, doch gleichzeitig die Absicht einer revolutionären Erhebung bestreitet.
- 155 Wilhelm Hoegner, «**Hitler** und Kahr», S. 165
- 156 Rede vom 8. November 1935, zit. bei M. Domarus, a.a.O., S.553
- 157 H. H. Hoffmann, a. a. O., S. 201
- 158 Vgl. K. Heiden, «Geschichte», S.192; eine 1933 erschienene Schrift aus dem Ludendorff-Kreis, die das Wort, mit dem Ludendorff am Morgen des 9. November die Diskussion über die Zweckmässigkeit des Demonstrationzuges beendet hatte, im Titel pathetisch wiederholte, hat sich vor allem mit dieser Legende auseinandergesetzt: Karl Fügner, «Wir marschieren», München 1936. Zum gesamten Komplex des Novemberputsches vgl. auch die detaillierte Studie von Harold J. Gordon jr., «**Hitler**-Putsch 1923»
- 159 Bericht der Regierung Oberbayern über die Verhaftung **Hitlers** in Uffing, zit. bei E. Deuerlein, «Der **Hitler**-Putsch», S.373
- 160 «Der **Hitler**prozess», S. 28; das voraufgehende Zitat, in dem **Hitler** sich von dem Verhalten der Kapp-Putschisten distanziert, entstammt der Rede vom 8. November 1934. Als «politischer Karneval» wurde der Prozess von Hans V. Hülsen gekennzeichnet, zit. bei E. Deuerlein, «Aufstieg», S. 205.
- 161 Die Prozessschelte wurde von dem Staatsminister v. Meinel vorgetragen, vgl. E. Deuerlein, «Der **Hitler**-Putsch», S. 216; ebd. S. 221 f. auch die erwähnten Äusserungen Pöhners.
- 162 K. Heiden, «**Hitler**» I, S.198f.; ferner «Der **Hitler**prozess», S. 104 ff.
- 163 Rede des Ersten Staatsanwalts Steng-



- lein, zit. bei H. Bennecke, «Hitler und die SA», S. 104. Dazu auch H. H. Hoffmann, a.a.O., S.247
- 164 «Der Hitlerprozess», S. 264 ff. Zur Würdigung des Prozessverhaltens vgl. H. Heiber, «Adolf Hitler», S.43, auch A. Bullock, a.a.O., S. 111 ff.
- 165 Hans Frank, a.a.O., S.43
- 166 K. Heiden, «Geschichte», S.169
- 167 Rede vom 8. November 1933, zit. bei Cuno Horkenbach (Hrsg.), «Das deutsche Reich von 1918 bis heute», S. 530 f. Vgl. auch die Rede vom 8. November 1935 mit ausführlichen Hinweisen auf die taktischen Lehren der Vorgänge des Jahres 1923 bei M. Domarus, a.a.O., S. 551 ff.
- 168 Rede vom 8. November 1936, zit. in: 'VB' vom 9. November 1936
- 169 Zit. bei K. Heiden, «Geschichte», S. 135
- 170 Ebd., S. 165. Zur Bemerkung H. Franks vgl. «Im Angesicht», S.57
- 171 Rede vom 26. Februar 1924, zit. bei E. Boepple, a.a.O., S.110
- 172 Siehe Hitlers Rede vor dem Hamburger Nationalklub, zit. bei W. Jochmann, «Im Kampf», S.103f.; sowie K.G. W. Luedecke, a.a.O., S.253. Vgl. auch James H. McRandle, a.a.O., S. 146ff.
- 173 Zit. bei E. Deuerlein, «Aufstieg», S. 197
- 3 Hans Kallenbach, «Mit Adolf Hitler auf Festung Landsberg», S. 117 und 45; vgl. ferner W. Jochmann, «Nationalsozialismus und Revolution», S.91
- 4 K. D. Bracher, «Diktatur», S. 139. Hitlers Behauptung, er habe in Landsberg erstmals die Idee der Autobahnen und eines billigen Volksautos entwickelt, wird von H. Frank, a.a.O., S.47 berichtet. Ernst Hanfstaengl, a.a.O., S.114 versichert, Hitlers Zelle habe den Eindruck eines Delikatesswarenladens gemacht, und der Überfluss habe Hitler dazu gedient, das Wachpersonal noch günstiger zu stimmen, als dies ohnehin der Fall war. Über die Masse der Besucher, ihre Wünsche, Anliegen, Absichten vgl. den Bericht der Anstaltsleitung vom 18. September 1924, BHStA I, S.1501
- 5 Hitler am 3. Februar 1942 im Kreise Alter Kämpfer, vgl. W. L.Shirer, a.a.O., S.516
- 6 BAK, NS 26/17a; ferner «Tischgespräche», S.82
- 7 A. Kubizek, a.a.O., S.75 und 225; dort wird auch als Hitlers «Lieblingswerk» eine Ausgabe der «Deutschen Helden-sagen» genannt und im Einzelnen die Lektüre einer «Geschichte der Baukunst», Dantes, Schillers, Herders und Stifters erwähnt, während Hitler von Rosegger bezeichnenderweise meinte, er sei ihm «zu populär». Zu H. Franks Katalog vgl. a.a.O., S.40. Eine wiederum andere Liste nennt E. Hanfstaengl, a. a. O., S. 52 f., der neben der Literatur aus Politik und Sage freilich auch die berühmte Sittengeschichte von E. Fuchs nennt. Das erwähnte Gespräch mit Dietrich Eckart nennt folgende Werke oder setzt sie als bekannt voraus: Otto Hauser, «Geschichte des Judentums»; Werner Sombart «Die Juden und das Wirtschaftsleben»; Henry Ford, «Der internationale Jude»; Gougenot des Mousseaux, «Der Jude, das Judentum und die Verjudung der christlichen Völker»; Theodor Fritsch, «Handbuch der Judenfrage»; Friedrich Dolitzsch, «Die grosse Täuschung» sowie «Die Protokolle der Weisen von

### Drittes Buch

- 1 Die Stelle lautet im Zusammenhang, den Hanfstaengl berichtet: «Weisst Du, Hanfstaengl, mit Adolf geht irgendetwas total schief. Der Mann entwickelt ja einen hoffnungslosen Fall von Grössenwahn. Letzte Woche trabte er hier im Hof auf und ab mit seiner verdammten Peitsche und brüllte: 'Ich muss nach Berlin wie Jesus in den Tempel von Jerusalem und die Wucherer hinauspeitschen' und derlei unsinn mehr. Ich sage Dir, wenn er diesem Messiaskomplex freien Lauf lässt, wird er uns noch alle zugrunde richten.» E. Hanfstaengl, a.a.O., S.83
- 2 So in einem Schreiben an die Ortsgruppe Hannover vom 14. Januar 1924, vgl. A. Tyrell, a.a.O., S.73

- Zion». [Hitler](#) erzählte später im Kreis seiner Sekretärinnen, er habe «während seiner schweren Wiener Jugendzeit die ganzen fünfhundert Bände, die den Bestand einer städtischen Bücherei bildeten, verschlungen» (!); siehe A. Zöllner, a.a.O., S.36.
- 8 «Mein Kampf», S.37
- 9 Zit. bei W. Maser, «[Hitler's](#) Mein Kampf», S.20; ferner H. Frank, a.a.O., S.39
- 10 «Mein Kampf», S. 231 f.
- 11 Ebd., S.170
- 12 R. Olden, a.a.O., S. 140; ferner «Mein Kampf», S. 32,552, 277, 23. An der Korrektur und redaktionellen Überarbeitung des Manuskripts haben nach verschiedenen Quellen der Musikkritiker des 'Völkischen Beobachters' Stolzing-Cerny, der Herausgeber des antisemitischen 'Miesbacher Anzeigers' und ehemalige Ordenspater Bernhard Stempfle und, mit freilich begrenztem Erfolg, Ernst Hanfstaengl mitgearbeitet. Ilse Hess allerdings, die Frau von Rudolf Hess, hat alle redaktionellen Hilfestellungen von dritter Seite bestritten und auch dementiert, dass [Hitler](#) das Buch ihrem Mann diktiert habe. Vielmehr habe [Hitler](#) das Manuskript «selber mit zwei Fingern in eine uralte Schreibmaschine während der Landsberger Haft getippt». Vgl. W. Maser, «[Hitler's](#) Mein Kampf», S. 20ff.
- 13 H. Frank, a.a.O., S.39
- 14 Vgl. A. Zoller, a.a.O., S.106 sowie O. Strasser, «[Hitler](#) und ich», S. 94 ff.
- 15 «Mein Kampf», S. 357, 449,630,458 sowie «[Hitlers](#) Zweites Buch», S. 221
- 16 H. Rauschnig, «Gespräche», S.5; ferner ders., «Revolution des Nihilismus», S. 53
- 17 «Tischgespräche» S. 269 f. Bezeichnen- derweise fügte [Hitler](#) hinzu, nur die Gegner des Nationalsozialismus wüssten in dem Buch wirklich Bescheid.
- 18 E. Nolte, «Epoche», S.55. Eberhard Jäckel hat diesen Versuch im Anschluss an die grundlegenden Untersuchungen von H. R.Trevor-Roper mit abschliessen- dem Ergebnis in dem Buch «[Hitlers](#) Weltanschauung» unternommen.
- 19 H. R. Trevor-Roper, «The mind of Adolf [Hitler](#)», Vorwort zu «[Hitler's](#) Table Talk», S.XXXV; K. Heiden, «Geschichte», S.11, hat [Hitler](#) ein «ausgesprochen kombinierendes Talent» genannt. Vgl. auch R.H. Phelps, «[Hitlers](#) grundlegende Rede über den Antisemitismus», in; VJHfZ 1968/4, S.395 ff.
- 20 «Adolf [Hitler](#) in Franken», S.39f. An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, dass der kurzgefasste Versuch, [Hitlers](#) Weltanschauung im Zusammenhang darzustellen, nicht ausschliesslich auf «Mein Kampf» gestützt werden kann, sondern auch frühere und spätere Äusserungen einbeziehen muss. Das ist umso eher gerechtfertigt, als [Hitlers](#) Ideologie sich in der Sache seit 1924 nicht geändert hat.
- 21 «Mein Kampf», S. 751
- 22 Vgl. zu diesen und weiteren Beispielen «Mein Kampf», S. 68 ff. Zum vorerwähnten Zitat siehe H. Rauschnig, «Gespräche», S. 11. Die Äusserung über A. Rosenberg berichtet K.G. W. Luedecke, a.a.O., S.82.
- 23 «Tischgespräche», S. 320. Ganz ähnlich berichtet Hans Frank, a.a.O., S.133, [Hitler](#) habe ihm gegenüber einmal die Erde als «Wanderpreis im Wettkampf der Rassen» bezeichnet. Zu den folgenden Zitaten vgl. «Mein Kampf», S.147, 312 und 148
- 24 Geheimrede [Hitlers](#) vor Offizieren vom 24. Januar 1939, zit. bei H.-A. Jacobsen/W. Jochmann, a.a.O., S.5; ferner W. Jochmann, «Im Kampf», S.83
- 25 «Tischgespräche» S. 346; ferner ebd. S. 321 sowie M. Domarus, a a.O., S.647
- 26 Rede [Hitlers](#) vom 30. November 1929 in Hersbruck, vgl. «Adolf [Hitler](#) in Franken», S.144. Ferner «Tischgespräche», S.152 sowie «[Hitlers](#) Zweites Buch», S. 56. Vgl. in diesem Zusammenhang auch [Hitlers](#) Rede vor dem Nationalklub in Hamburg vom 28. Februar 1926, zit. bei W. Jochmann, «Im Kampf», S. 117
- 27 «Tischgespräche», S. 170 sowie «Mein Kampf», S. 70
- 28 Ebd., S.324
- 29 Ebd., S.421, 317

- 30 M. Domarus, a.a.O., S.646, 587, sowie E. Boepple, a.a.O., S.21
- 31 «Tischgespräche», S. 153. Von einem «allumfassenden Generalangriff» sprach **Hitler** in einer Rede vom 13. September 1937 die für den hier erörterten Zusammenhang zahlreiche Einzelheiten enthält; vgl. Domarus, a.a.O., S.727ff.
- 32 H. Rauschnig, «Gespräche», S.220f.
- 33 Vgl. Ernst Nolte, «Eine frühe Quelle», S.590, dem das Verdienst gebührt, diese halbvergessene und jedenfalls bis dahin weithin unbeachtet gebliebene Schrift mit dem Titel «Der Bolschewismus von Moses bis Lenin. Zwiegespräche zwischen Adolf **Hitler** und mir» ausfindig gemacht und interpretiert zu haben. Vgl. auch ders., «Epoche», S. 404 ff. – Die Identität von Christentum und Bolschewismus, so heisst es da u.a., sei auch die «zentrale These der Tischgespräche», auch wenn **Hitler** das, selbst auf dem Höhepunkt seiner Macht, nie unverhüllt hätte aussprechen dürfen. – Zu den 30 Millionen Opfern vgl. **Hitlers** Rede vom 28. Juli 1922, zit. bei E. Boepple, a.a.O., S.30
- 34 H. Rauschnig, «Gespräche», S. 223
- 35 G. Schubert, a.a.O., S.39
- 36 Abgedruckt in: 'Der Nationalsozialist', 1.Jg., Nr. 29 vom 17. August 1924, zit. nach E. Jäckel, a.a.O., S.73
- 37 PND, Nr. 409, DC 1477
- 38 H. R.Trevor-Roper, a.a.O., S.XXV
- 39 Ebd., S. XXV. Zum vorausgehenden Zitat vgl. «Libres propos», S.321
- 40 E. Nolte, «Epoche», S.405
- 41 «Mein Kampf», S. 703, sowie das erwähnte Zwiegespräch mit Dietrich Eckart, das gegen Ende ansatzweise einen utopischen Weltzustand bis unmitttelbar vor Aufhebung des Naturgesetzes vom Kampf aller gegen alle beschreibt.
- 42 **Hitler** im Schlusswort auf dem 3. Reichsparteitag am 21. Aug. 1927 in Nürnberg, zit. in: «Adolf **Hitler** in Franken», S. 81. Vgl. auch G. Schubert, a.a.O., S.221. Auch Hermann Rauschnig gegenüber äusserte **Hitler**, er müsse «erst das Volk schaffen», um «die Aufgaben zu lösen.
- die uns als Nation in dieser Zeit gestellt sind»; vgl. «Gespräche», S. 22.
- 43 H. Rauschnig, «Gespräche», S. 232; ferner Gottfried Griessmayr, «Das völkische Ideal» (als Ms. gedruckt), S.160
- 44 Vgl. H.-A. Jacobsen/W. Jochmann, a.a.O., wo der Kreis der Zuhörer allerdings fälschlich als Offiziersjahrgang 1938 bezeichnet ist; ferner «Mein Kampf», S.444f.
- 45 Ebd., S. 152 ff.
- 46 Die Darstellung lehnt sich hier an die Zusammenfassung an, die H. R.Trevor-Roper in seinem grundlegenden Vortrag auf dem Historikertag von 1959 in München über «**Hitlers** Kriegsziele» gegeben hat; vgl. VJHfZ 1960/2, S.121ff.
- 47 Vgl. **Hitlers** Rede vor dem Münchener Volksgericht v. 27. März 1924, zit. bei E. Boepple, a.a.O., S. 166. Ferner der Artikel «Warum musste ein 8. November kommen?» vom April 1924 in der Zeitschrift 'Deutschlands Erneuerung', der diese Alternative mit grosser Schärfe entwickelt. Zu diesem gesamten Komplex auch Axel Kuhn, «**Hitlers** aussenpolitisches Programm»
- 48 «Mein Kampf», S. 736
- 49 Ebd., S. 153, 742
- 50 Zit. bei H. R.Trevor-Roper, a.a.O., S. 129
- 51 «Mein Kampf», S. 742 f.
- 52 Vgl. ebd., S. 740, 749 sowie «Tischgespräche», S.320
- 53 E. Nolte, «Faschismus», S. 135 f.
- 54 Schreiben Albert Speers an **Hitler** vom 29. März 1945, IMT XLI, S.425 ff.; die erwähnte Erlanger Rede **Hitlers** ist widergegeben in: «Adolf **Hitler** in Franken», S. 171.
- 55 H. Frank, a.a.O., S.40. Das folgende Gutachten der Landsberger Anstaltsdirektion ist abgedruckt bei Otto Lurker, «**Hitler** hinter Festungsmauern», Berlin 1933, S. 60 ff. Das Gutachten enthält im Übrigen, wie von **Hitler** selber hingeschrieben, den betauernden Passus: **Hitler** «wird nicht mit Drohung und Rachegeanken gegen die im entgegengesetzten Lager stehenden, im November 1923 seine Pläne durchkreuzenden amtlichen Personen in die Frei-

- heit zurücktreten, wird kein Wähler gegen Regierung, kein Feind anderer Parteien, die national gesinnt sind, sein. Er betont, wie sehr er überzeugt davon ist, dass ein Staat ohne feste Ordnung im Innern und ohne feste Regierung nicht bestehen könne.»
- 56 Zit. bei W. Maser, «Hitlers Mein Kampf», S. 260 f. Zu der im Folgenden zitierten Bemerkung G. Strassers vgl. W. Görlitz / H. A. Quint, a. a. O., S. 243
- 57 Heinz Pol in der 'Weltbühne', zit. bei Philipp W. Fabry, «Mutmassungen über Hitler», S. 28; ferner E. Hanfstaengl, a.a.O., S. 119
- 58 Vgl. oben Anm. 1/72
- 59 A. Tyrell, a.a.O., S.72f. sowie S.81. Vgl. dazu auch Alfred Rosenberg, «Letzte Aufzeichnungen», S. 107 und S.319
- 60 Zit. bei A. Tyrell, a.a.O., S.85. Vgl. auch K.G. W. Luedecke, a.a.O., S. 224
- 61 Rede Hitlers vom 9. November 1934, zit. bei A. Bullock, a.a.O., S.115
- 62 W. Breucker, «Die Tragik Ludendorffs», Stollhamm o. J., S. 107
- 63 O. Strasser, «Hitler und ich», S. 82. Für diesen Zusammenhang: K. Heiden, «Hitler» I, S. 212 f.
- 64 Vgl. bspw. den Brief des Führers der Deutschvölkischen Freiheitspartei, V. Graefe, abgedr. bei H.-A. Jacobsen / W. Jochmann, a.a.O., unter Datum 17. Juni 1925. Ferner die Rede Hitlers auf der Generalmitgliederversammlung vom 30. Juli 1927, zit. bei A. Tyrell, a.a.O., S.176; desgl. die Unterredung Hitlers mit dem österreichischen Generalkonsul in München vom 27. März 1925, zit. bei E. Deuerlein, «Aufstieg», S. 251
- 65 Offener Brief an v. Graefe, vgl. 'Völkischer Beobachter' v. 19. März 1926, zit. bei F. L. Carsten, a. a. O., S. 154. Vgl. dazu auch den Bericht über die Tagung der Nationalsozialistischen Freiheitsbewegung bei E. Deuerlein, «Aufstieg», S. 242 f. Zu dem erwähnten Schreiben vgl. Ifz Fa 88/Fasz. 199
- 66 'Völkischer Beobachter' vom 7. März 1925; ferner K. Heiden, «Geschichte», S. 190
- 67 K.G. W. Luedecke, a.a.O., S.217f.; zum weiter oben erwähnten Esser-Zitat vgl. W. Horn, a.a.O., S.214
- 68 K. A. V. Müller, «Im Wandel einer Welt» 111, S.301; E. Hanfstaengl, a.a.O., S. 121
- 69 Münchener Polizeibericht über die Sektionsführerversammlung der NSDAP V. 4. August 1925, zit. bei A. Tyrell, a.a.O., S. 110
- 70 Schlusswort Hitlers bei der Landesvertretertagung der NSDAP am 12. Juni 1925 in Plauen, BAK NS 26/59
- 71 K. Heiden, «Hitler» I, S. 215 sowie ders., «Geschichte», S. 180f. E. Röhm, a.a.O., S.341 ff.
- 73 K. Heiden, «Hitler» I, S. 221. Zur Mitgliederzahl vgl. den Bericht Hermann Fobkes, abgedr. bei W. Jochmann, «Nationalsozialismus und Revolution», S. 207
- Vgl. O. Strasser, «Hitler und ich», S.80. Ferner Reinhard Kühnl, «Die nationalsozialistische Linke», S. 14
- 75 «Das Tagebuch von Joseph Goebbels 1925/26», S. 95. Für den rauschhaften, apokalyptischen Radikalismus finden sich dort auf nahezu jeder Seite weitere Belege. Auch an Gregor Strasser rühmte Goebbels vor allem, dass er zu «jeder Radikalisierung der Idee bereit» sei; vgl. ebd., S.30.
- 76 Vgl. dazu den erwähnten Bericht von H. Fobke bei W. Jochmann, «Nationalsozialismus und Revolution», S. 207 ff.; ferner das «Goebbels-Tagebuch», S. 22 und S. 26 f., sowie den Brief Gregor Strassers an Goebbels vom 11. November 1925, BAK, NS 1,304/61.208
- 77 Zit. bei H. A. Jacobsen/W. Jochmann, a.a.O., unter Datum 14.Dezember 1925. Ferner A. Krebs, a.a.O., S.188. Zum folgenden Zitat vgl. 'Nationalsozialistische Briefe' vom 1. Juli 1927
- 78 Zit. bei K. Heiden, «Geschichte», S. 204 sowie A. Tyrell, a. a. O., S. 125
- 79 Reichstagsrede vom 24. November 1925, zit. bei K. Heiden, «Geschichte», S. 205. Man muss allerdings berücksichtigen, dass der zweite Band von «Mein Kampf», in dem Hitler seine aussenpolitischen Vorstellungen vor allem ent-

- wickelt hat, zu dieser Zeit noch nicht erschienen war. Zu den im Folgenden erwähnten gesellschaftspolitischen Forderungen des Strasserkreises vgl. die ausführliche Darstellung bei R. Kühnl, a.a.O., S.20ff.
- 80 O. Strasser, «Hitler und ich», S. 113; danach hat Goebbels diese Forderung in einer Ansprache vom Stuhl herab erhoben. Die Szene ist vielfach mit guten Gründen bezweifelt worden, doch immerhin hat der glaubwürdigere Gregor Strasser sie bestätigt, so dass die Vermutung Helmut Heibers zutreffend sein dürfte, dass Goebbels den umstrittenen Satz zwar geäußert hat, jedoch nicht unter den von Otto Strasser beschriebenen, dramatischen Umständen, sondern gesprächsweise im engen Kreise; vgl. «Goebbels-Tagebuch», S. 56, Anmerkung.
- 81 So Goebbels in seinem Tagebuch, S. 56 und S. 31
- 82 K. Heiden, «Geschichte», S. 217. Wichtigstes Blatt des «Kampf-Verlages» war die 'Berliner Abendzeitung', der Otto Strasser den Ton anspruchsvoller Popularität zu geben versuchte. Sie warb mit dem Slogan: «Einziges dem Leihkapital nicht dienstbares Arbeiterorgan Berlins», doch wurde die Zeitung kein Aufлагenerfolg.
- 83 J. Goebbels, «Die Zweite Revolution», S.56
- 84 A. Krebs, a.a.O., S. 185, ferner «Goebbels-Tagebuch», S.59
- 85 A. Krebs, a.a.O., S.141
- 86 K. Heiden, «Hitler» I, S. 227; ferner Bericht der Ortsgruppe Potsdam vom 25. Aug. 1925, siehe BAK, Sammlung Schumacher, Nr. 205
- 87 Die Datierung der erwähnten Zeichnungen ist nicht eindeutig vorzunehmen. Nach Auskunft Albert Speers, der sich dabei auf Äusserungen Hitlers stützen kann, stammen die Entwürfe aus dieser Zeit, während Speers Bürochef Apel, der ein Verzeichnis der im Besitz des Architekten befindlichen Skizzen Hitlers führte, als Entstehungsdatum für den «Grossen Triumphbogen» «etwa 1924» angibt; desgleichen für die «Grosse Halle», den «Berliner Südbahnhof» oder die «Berliner Staatsbücherei». Die Skizzen sind teilweise abgebildet bei A. Speer, a. a. O.
- 88 So wurden nicht alle Gauleiter der Arbeitsgemeinschaft eingeladen, der Gauleiter Ruhr, Karl Kaufmann, bspw. beschwerte sich mit Schreiben vom 12. Februar 1926, vgl. BAK, 203 / Blatt 78 und 85. Andererseits hatte die Parteileitung zusätzlich loyale Anhänger aus Süddeutschland herbeigeholt.
- 89 Vgl. «Goebbels-Tagebuch», S.60; ferner Hinrich Lohse, «Der Fall Strasser», S. 5, bei Forschungsstelle NS Hamburg
- 90 Der Ausdruck stammte offenbar von Gottfried Feder, der sich gelegentlich dafür rechtfertigen musste; vgl. A.Tyrell, a.a.O., S. 124ff.
- 91 Abgedr. bei W. Jochmann, «Nationalsozialismus und Revolution» S. 255. O. Strasser hat, in begreiflicher Erbitterung über den «Verräter» Goebbels, diesem alle Verantwortung für das Bamberger Desaster angelastet. Zwar ist das Schweigen, mit dem Goebbels die Angriffe Hitlers und der Münchener hinnahm, in der Tat auffällig und ein denkbare Indiz für seinen Abfall von den Norddeutschen. Aber er wurde in Bamberg selbst nicht vollzogen, und der von O. Strasser kolportierte Zwischenfall, wonach Goebbels sich mitten in der Debatte erhob und seinen Irrtum sowie seinen Übertritt ins Lager Hitlers bekannt haben soll, hält der Überprüfung nicht stand. Es handelt sich dabei offenbar um den Versuch, einen Schuldigen für das bemerkenswerte Versagen Gregor Strassers zu finden. Goebbels selber hat noch nach Bamberg geäußert, Hitler habe den Sozialismus verraten, wie Karl Kaufmann berichtet hat; zwar hat man Goebbels, der gleichen Quelle zufolge, das Versagen von Bamberg verübelt, ihn aber doch noch geraume Zeit als Gesinnungsgenossen, keineswegs als Abtrünnigen betrachtet; vgl. A.Tyrell, a.a.O., S. 128; Roger Manvell/Heinrich Fraenkel, «Goebbels», S.99.
- 92 «Goebbels Tagebuch», S. 59. Ebd., S. 72

- äussert sich [Hitler](#) bspw. auch im Gespräch über «sein Ideal: Gemischter Kollektivismus und Individualismus. Boden, was drauf und drunter dem Volke. Produktion, da schaffend, individualistisch. Konzerne, Truste, Fertigproduktion, Verkehr etc. sozialisiert.»
- 93 So Dr. Adalbert Volck in: «Richtlinien für Weimar» vom 18. Juli 1924, zit. bei W. Jochmann, «Nationalsozialismus und Revolution», S.96f.; ferner PND-Bericht Nr. 535 über Mitgliederversammlung der Sektion München-Laim vom 21. März 1926, HA 25 A/1762. Schon einmal, während der Krise vom Sommer 1921, hatte [Hitler](#), damals für die Dauer von sechs Jahren, die Unabänderlichkeit des Programms gefordert und seinen Wiedereintritt in die Partei davon abhängig gemacht. Die Rede, mit der er diese Forderung begründete, enthielt auch den Hinweis auf das Erfolgsgeheimnis des Christentums, vgl. G. Franz-Willing, a.a.O., S.111 und 116. Ferner die Rede [Hitlers](#) in Hamburg, zit. bei W. Jochmann, «Im Kampf», S. 110. Vgl. auch Theodor Heuss, «[Hitlers](#) Weg», S. 22
- 94 Rechenschaftsbericht [Hitlers](#) vor den Generalmitgliederversammlungen 1926 und 1927, vgl. A. Tyrell, a.a.O., S.135 und 176. Ferner W. Jochmann, «Im Kampf», S.104f.
- 95 J. Goebbels in: 'Völkischer Beobachter' vom 3. Juli 1926
- 96 Zur Wahl auf den Generalmitgliederversammlungen vgl. 'Völkischer Beobachter' vom 2-3. September 1928; ferner A. Tyrell, a. a. O., S. 298. Die Szene mit der Reitpeitsche, auf die hier angespielt wird, hat der ehemalige Gauleiter von Niederbayern, Otto Erbersdobler, über einen Zusammenstoss [Hitlers](#) mit V. Pfeffer berichtet, a. a. O., S. 254 ff. Vgl. dazu auch A. Krebs, a. a. O., S. 142, wo [Hitler](#) bemerkt, dass selbst in gleichgültigen Fragen niemand machen dürfe, was er auf eigene Faust für richtig halte. Die folgende Bemerkung Görings ist durch Sir Neville Henderson in: «Fallure of a mission. Berlin 1937-1939», New York 1940, S. 282, überliefert worden; zum anschliessenden [Hitler](#)-Zitat vgl. PND-Bericht Nr.535, HA 25 A/1762.
- 97 «Goebbels-Tagebuch», S.yof. Ferner Brief Gregor Strassers an J. Goebbels vom 29. März 1926, siehe BAK, NS 1, vorl. 34, Blatt 156 und 160
- 98 Aus den «Grundsätzlichen Richtlinien für die Arbeit der Vorsitzenden und Schriftführer der Sondertagungen am Reichsparteitag», die [Hitler](#) für die Weimarer Veranstaltung erliess und im gleichen Wortlaut auch zu den Nürnberger Parteitag von 1927 und 1929 ausgeben liess; siehe BAK, NS 26, Blatt 389
- 99 Brief [Hitlers](#) an v. Pfeffer vom 1. Nov. 1926, zit. bei H. Bennecke, «[Hitler](#) und die SA», S. 237 f. Dort auch die im folgenden erwähnten SA-Befehle und Grundsätzlichen Anordnungen, die V. Pfeffer in seiner Abkürzungsmanie SABE bzw. GRUSA nannte. Ferner A. Tyrell, a. a. O., S. 235 f. Zur Standartenweihe im Weimarer Nationaltheater siehe ebd., S.159
- 100 So 'Völkischer Beobachter' vom 18. Mai 1929
- 101 K. Heiden, «[Hitler](#)» 1, S. 231
- 102 Lagebericht von Reinhold Muchow, zit. bei M. Broszat, «Die Anfänge der Berliner NSDAP 1926/27», in: VJHfZ 1960/1, S. 102 f. Dort auch ausführl. weiteres Material
- 103 «Goebbels-Tagebuch», S. 92 ff.
- 104 A. Krebs, a.a.O., S. 188; ferner «Goebbels-Tagebuch», Dok. 13, S. 127 ff.
- 105 In dem Bericht heisst es u. a; «Unter Einsetzung eines heftigen Revolverfeuers und mit lanzenähnlichen, eisernen Fahnenstangen drangen die Nationalsozialisten auf die Kommunisten ein, wobei etwa neun Leichtverletzte und fünf Schwerverletzte vom Kampfplatz fortgeschafft wurden.» Einen Monat zuvor hatte eine Schlacht in den Pharusssälen im Norden Berlins mit 98 zum Teil Schwerverletzten geendet. Goebbels schrieb danach triumphierend: «Seit dem Tage kennt man uns in Berlin. Wir sind nicht so naiv zu glauben, dass nunmehr alles getan sei. Pharus ist

- nur ein Anfang.' Siehe 'Goebbels-Tagebuch, S. 119/Anm.; ferner M. Broszat, a.a.O., S.111
- 106 'NS-Briefe', vom 15. Mai 1926
- 107 BAK, NS 26, vorl. 390. Kennzeichen der von **Hitler** sogenannten «germanischen Demokratie» war: «Wahl des Führers, aber unbedingte Autorität desselben.» Hiess es in den frühen Auflagen noch: «Der Vorsitzende wird gewählt, er aber ist der ausschliessliche Führer der Bewegung», so hiess es in den Auflagen seit 1933: «Immer wird der Führer von oben eingesetzt und gleichzeitig mit unbeschränkter Vollmacht und Autorität bekleidet. Nur der Führer der Gesamtpartei wird aus vereinsgesetzlichen Gründen (!) in der Generalmitgliederversammlung gewählt». Vgl. 3. Aufl. 1928 Bd. I, S. 36 f. und 37. Aufl. 1933, S. 378. Bezeichnenderweise hat **Hitler** das Freikorps «Oberland» und dessen Führer Beppo Römer wegen des Prinzips der freien Führerwahl, das innerhalb des Korps praktiziert wurde, bolschewistischer Tendenzen bezichtigt; vgl. A. Krebs, a.a.O., S.121.
- 108 Vgl. bspw. die Rede **Hitlers** auf der Sitzung des Völkischen Führerringes Thüringen, abgedruckt bei H.-A. Jacobsen / W. Jochmann, a. a. O., unter Datum «Anfang 1927», S. 2. Zur Bürokratisierung siehe **Hitlers** Neujahrsaufruf im 'VB' vom 1./3. Januar 1927, sowie die Rede in der Mitgliederversammlung der Sektion Süd der NSDAP vom 22. April 1926, HA PND Nr.536 Zit. bei H.-A. Jacobsen, «Der Zweite Weltkrieg», S. 180. In einem Artikel des 'Völkischen Beobachters' vom 9. November 1927 prophezeite Otto Bangert, dass die NSDAP sich in den kommenden Jahren «immer deutlicher zu einem werdenden Staate entwickeln» werde, der «in wachsendem Masse unser ganzes zerrüttetes öffentliches Leben durchdringen (muss). Wenn dann einst der Nationalsozialismus die Macht ergreift, so ist das dritte Reich bereits in seinen Grundlagen da.» Vgl. im Übrigen E. Nolte, «Epoche», S.453
- 110 J. Goebbels, «Der Führer als Staatsmann», in: «Adolf **Hitler**», hrsg. vom Cigaretten-Bilderdienst Altona, S.48
- 111 A. Krebs, a.a.O., S.130f.
- 112 Zit. bei K. Heiden, «**Hitler**» 1, S. 242. Ferner J. Goebbels, a.a.O., S.51
- 113 HStA München, zit. bei E. Deuerlein, «Aufstieg», S. 279; ferner A. Krebs, a.a.O., S.57 f. Zur weiter oben erwarteten Klage der Zentrale vgl. 'VB' vom 7.Aug. 1927
- 114 Vgl. zu diesem gesamten Komplex vor allem das materialreiche Buch von Ferdinand Friedensburg, «Die Weimarer Republik»
- 115 Erst mit dem Durchbruch der NSDAP zur Massenpartei stieg der Verkauf an, zumal inzwischen eine wohlfeile Ausgabe zu 8 Mark für beide Bände erschienen war. 1930 wurden 54'086 Exemplare verkauft, 1931 waren es 50'808 und 1932 dann 90'351, ehe vom folgenden Jahre an der Absatz jährlich die Hunderttausend-Grenze durchweg mehrfach überstieg. Im Jahre 1943 wurde eine Gesamtauflage des Buches von 9'840'000 Exemplaren angegeben; vgl. Hermann Hamer, «Die deutschen Ausgaben von **Hitlers** 'Mein Kampf', in: VJHfZ 1956/2, S. 161 ff.
- 116 Abgedruckt bei W.L.Shirer, a.a.O., S. 128, der sich auf eine Untersuchung von O. J.Hale in: 'The American Historical Review' vom Juli 1955 bezieht
- 117 Hauptstaatsarchiv München, zit. bei E. Deuerlein, «Aufstieg», S.266, sowie K. Heiden, «Der Fuehrer. **Hitler's** rise to power», Boston 1944; S. 250; zur folgenden Schilderung vgl. 'Völkischer Beobachter' vom 23. Dez. 1926
- 118 Vgl. bspw. den bei A. Tyrell, a.a.O., S.160 ff. abgedruckten Brief **Hitlers**
- 119 Geheimes Staatsarchiv, München, zit. a.a.O., S. 269ff. Auch in dieser Rede bezog sich **Hitler** vergleichend auf das Urchristentum.
- 120 Zit. bei A. Tyrell, a.a.O., S.211 ff., ferner ebd. S. 196 sowie H. Hoffmann, a.a.O., S. 151 f.
- 121 So **Hitler** schon Anfang 1927 auf einer Sitzung des Völkischen Führerringes Thüringen, vgl. H.-A. Jacob-



- sen / W. Jochmann, a. a. O., unter Stichwort «Anfang 1927», S. 2
- 122 A. Krebs, a.a.O., S.131 f. Der Brief an A. Dinter vom 25. Juli 1927 ist abgedruckt in Dinters Zeitschrift 'Das Geistchristentum', i.Jahrgg. Heft 9/10, S.353 «historischen Minorität» vgl. K. Heiden, «Geschichte», S. 269 sowie «Mein Kampf», S.651 ff., wo **Hitler** die verschiedenen Gefolgschaftsformen definiert: «Wenn eine Bewegung die Absicht hegt, eine Welt einzureissen und eine neue an ihrer Stelle zu erbauen, dann muss in den Reihen ihrer eigenen Führerschaft über folgende Grundgesetze vollkommene Klarheit herrschen: Jede Bewegung wird das von ihr gewonnene Menschenmaterial zunächst in zwei grosse Gruppen zu sichten haben: in Anhänger und Mitglieder.
- Aufgabe der Propaganda ist es, Anhänger zu werben, Aufgabe der Organisation, Mitglieder zu gewinnen. Anhänger einer Bewegung ist, wer sich mit ihren Zielen einverstanden erklärt, Mitglied ist, wer für sie kämpft...
- Auf zehn Anhänger (werden) immer höchstens ein bis zwei Mitglieder treffen.
- Die Anhängerschaft wurzelt nur in der Erkenntnis, die Mitgliedschaft in dem Mute, das Erkannte selbst zu vertreten und weiter zu verbreiten ...
- Der Sieg einer Idee wird umso eher möglich sein, je umfassender die Propaganda die Menschen in ihrer Gesamtheit bearbeitet hat und je ausschliesslicher, straffer und fester die Organisation ist, die den Kampf praktisch durchführt. Daraus ergibt sich, dass die Zahl der Anhänger nicht gross genug sein kann, die Zahl der Mitglieder aber leichter zu gross als zu klein sein wird. Wenn die Propaganda ein ganzes Volk mit einer Idee erfüllt hat, kann die Organisation mit einer Handvoll Menschen die Konsequenzen ziehen.»
- 123 J. Goebbels, «Der Angriff. Aufsätze aus der Kampfzeit», München 1935, S.Soff.
- 124 J. A. Schumpeter, «Aufsätze zur Soziologie», Tübingen 1953, S. 225
- 125 «Adolf **Hitler** in Franken», S.81
- 126 Abgedruckt bei R. Kühnl, a. a. O., S. 344 (Dok. Nr.34)

#### *Viertes Buch*

- 1 K. D. Bracher, «Auflösung», S. 291
- 2 K. Heiden, «**Hitler**» I, S. 268
- 3 Ebd., S. 271; zur folgenden Bemerkung von Goebbels vgl. H. Heiber, «Joseph Goebbels», S. 79
- 4 Zit. bei R. Kühnl, a.a.O., S.234
- 5 Brief vom 2. Februar 1930, abgedr. in: VJ H fZ 1966 /4, S. 464; zur weiter unten im Text zitierten Drohung vgl. «Adolf **Hitler** in Franken», S. 146 (Rede vom 30. Nov. 1929)
- 6 So in dem erwähnten Brief, a.a.O., S.461
- 7 Vgl. dazu K. D. Bracher, «Diktatur», S. 182, sowie A. **Hitler**, «Nürnberger Tagebuch», in: 'Illustrierter Beobachten vom 10. August 1929, Zum Parteitagsantrag vgl. BAK, NS 26, vorl. 391
- 8 So die 'Rheinisch-Westfälische Zeitung' über eine spätere Veranstaltung im Juni 1929, zit. bei K. Heiden, «**Hitler**» I, S. 222
- 9 Brief Emil Kirdorfs an **Hitler**, zit. bei K. Heiden, «Der Fuehrer», S. 271. Die Bemerkung Elsa Bruckmanns findet sich in einem Bericht Kirdorfs für die 'Neue Preussische (Kreuz-)Zeitung' vom 3. Januar 1937, zit. bei E. Deuerlein, «Aufstieg», S. 285 f. Kirdorf brach allerdings bald wieder mit der Partei, deren Programm ihm in vielen Punkten missfiel, doch trat er ihr 1934 wieder bei. Vgl. dazu Henry Ashby Turner, «Faschismus und Antimodernismus», in: «Faschismus und Kapitalismus in Deutschland», S.60ff.
- 10 So ein Parteiredner in einer Versammlung in Bad Kreuznach vom 29. Oktober 1929, vgl. Franz Josef Heyen, «Nationalsozialismus im Alltag», S.17. Ganz im Sinne der angeblichen Schwierigkeiten **Hitlers** mit der innerparteilichen Linken interpretierten die Deutschnationalen, in unvermindert illusionärem Überlegenheitsbewusstsein, seinen



- Bruch mit dem Reichsausschuss. Immerhin muss freilich vermerkt werden, dass die Strassergruppe den Vorgang als ihren Erfolg feierte – nicht ganz zu Unrecht, da Gregor Strasser durch sein Verhalten im Reichsausschuss nicht unerheblich zur Beendigung des Bündnisses beigetragen hatte; vgl. dazu R. Kühnl, a.a.O., S.234f.
- 11 Anweisung der Propagandaabteilung der Parteizentrale vom 24. Dezember 1928, abgedr. bei A. Tyrell, a.a.O., S. 255 ff. Vgl. auch den Bericht über eine solche Aktion bei F. J. Heyen, a.a.O., S.33f-
- 12 «Führer- und Schulungsbrief der NSDAP» vom 15. März 1931, zit. nach dem 'Berliner Tageblatt' vom 21. März 1931
- 13 Vgl. die Dokumente bei Wilhelm Treue, «Deutschland in der Weltwirtschaftskrise in Augenzeugenberichten», S. 34, 43 und 64
- 14 H. R. Knickerbocker, «Deutschland so oder so?», S. 15 f.
- 15 Zit. nach W. L. Shirer, a. a. O., S. 131
- 16 «Adolf Hitler in Franken», S.63. Der strikte Klassencharakter des Nationalsozialismus wird vor allem von der marxistischen Geschichtswissenschaft behauptet. Aus der nahezu unübersehbaren Literatur siehe W. Abendroth, a.a.O., dazu auch E. Nolte, «Theorien» mit zahlreichen weiteren Hinweisen
- 17 S. M. Lipset hat in einer Untersuchung den idealtypischen Wähler der NSDAP wie folgt definiert: «Ein selbständiger protestantischer Angehöriger der Mittelklasse, der entweder auf einem Hof oder in einer kleinen Ortschaft lebte und der früher für eine Partei der politischen Mitte oder eine regionale Partei gestimmt hatte, die sich der Macht und dem Einfluss von Grossindustrie und Gewerkschaften widersetzte»; vgl. E. Nolte, «Theorien», S.463.
- 18 So Ernst zu Reventlow in: 'Der Nationale Sozialist vom 17. Mai 1930, zit. nach R. Kühnl, a.a.O., S.60. Zu den folgenden Angaben über die Struktur der Hamburger SA vgl. F. L. Carsten, a.a.O., S.164, zur Breslauer SA vgl. Schreiben von Stennes an Röhm vom 28. Feb. 1931, HA 17
- 19 Julius Karl v. Engelbrechten, «Eine braune Armee entsteht. Die Geschichte der Berlin-Brandenburger SA», München/Berlin 1937, S. 85
- 20 Vgl. H. Heiber, «Joseph Goebbels», S. 90 und 72
- 21 SA-Befehl vom 17. Februar 1932, HA der NSDAP, Fase. 307
- 22 Zit. bei Gerhard Stoltenberg, «Politische Strömungen im schleswig-holsteinischen Landvolk 1918-1933», S. 208f.
- 23 Zit. nach Sigmund Neumann, «Die Parteien der Weimarer Republik», S.74. Vgl. im Übrigen O. E. Schüddekopf, «Linke Leute der rechts», S.42ff.
- 24 A. Krebs, a.a.O., S.34 sowie BAK, Sammlung Schumacher 201 /1, 202 /1, 208/1
- 25 H. Frank, a.a.O., S.58
- 26 Zit. bei C. Horkenbach, a.a.O., S.315
- 27 Abgedr. in: «Ursachen und Folgen» VIII, S.330
- 28 «Adolf Hitler in Franken», S.42 und S. 57 (Rede vom 26. März 1927) sowie S. 102 (Rede vom 8. Dezember 1928)
- 29 Kurt Tucholsky, «Gesammelte Werke» III, S. 834. Ähnlich Carl v.Ossietzky, der Herausgeber der 'Weltbühne', in einem Artikel kurz vor den Septemberwahlen 1930: «Die nationalsozialistische Bewegung hat eine geräuschvolle Gegenwart, aber gar keine Zukunft.»
- 30 K. Heiden, «Geschichte», S. 259
- 31 Vgl. die ausführliche, im Blick auf die begleitenden Umstände sicherlich dramatisch stilisierte Darstellung bei Otto Strasser, «Mein Kampf», S. 37 ff., insbes. 50 ff., die auf den früheren Schilderungen der Zusammenkunft basiert. An der Wiedergabe des Gesprächs im ganzen ist wohl kein Zweifel möglich – nicht nur, da unmittelbar im Anschluss daran ein bestätigtes Gedächtnisprotokoll angefertigt wurde, sondern auch weil die Argumentation Hitlers mit zahlreichen Äusserungen bei anderer Gelegenheit übereinstimmt.
- 32 H. Rauschnig, «Gespräche», S.45f. Zu Hitlers Sozialismus-Begriff vgl. auch die Äusserungen in: «Adolf Hitler

- in Franken», S. 144 und 167 ff. (Rede vom 30. November 1929)
- 33 Zit. bei K. Heiden, «Geburt», S.38
- 34 Zit. bei K. Heiden, «Hitler» I, S. 275, sowie bei R. Kühnl, a.a.O., S.374
- 35 Rundschreiben des Reichspropagandaleiters vom 1. Juli 1930, vgl. R. Kühnl, a. a. O., S. 251. Die Beobachtung über die «fast perverse persönliche Loyalität» stammt von K.O. Paetel und bezieht sich auf Gregor Strasser, gilt aber zweifellos darüber hinaus; ebd., S. 215.
- 36 'Die Weltbühne' 1930, S.566
- 37 «Tischgespräche», S. 419. Über die weitläufigen, hier nur angedeuteten Hintergründe der SA-Krise vgl. D. Orlow, a. a. O., S. 216 ff., ferner auch Heinz Höhne, «Der Orden unter dem Totenkopf», S. 64 ff.
- 38 'Völkischer Beobachter' vom 4. April 1931 («Hitlers Abrechnung»); die Zahl 133 wurde von der 'Frankfurter Zeitung' vom 9. April gezählt; ferner Bekanntmachung vom 3. September 1930, Doc. Ctr. 43 /1, sowie «Dienstvorschrift für die SA der NSDAP (SADV)» vom 1. Oktober 1932, S. 82
- 39 Vgl. A. Krebs, a.a.O., S.138f.
- 40 Vgl. A. Tyrell, a. a. O., S. 270
- 41 Denkschrift des OSA F / Stellvertreter-Stüd vom 19. September 1930, Doc. Ctr. 43/11, Bl. 1
- 42 Weigand v. Miltenberg, «Adolf Hitler-Wilhelm III.», S. 74, S. 18; zur Auseinandersetzung mit dem bekannten Parteiredner Hermann Friedrich, der aus der KPD zu den Nationalsozialisten übergewechselt war und anschliessend in die erwähnte Auseinandersetzung mit Hitler geriet, vgl. H. Friedrich und F. Neumann, «Vom Sowjetstern zum Hakenkreuz», Karlsruhe 1928, S. 20 ff.
- 43 So in der schon mehrfach erwähnten Rede vor dem Hamburger Nationalklub, a. a. O., S. 97, sowie in dem erwähnten Brief vom 2. Februar 1930 an einen nichtgenannten Parteigenossen, abgedr. in: VJHfZ 1966/4, S.464. Zu den von O. Strasser überlieferten, möglicherweise ebenfalls in der Farbe verstärkten Bemerkungen vgl. dessen «Mein Kampf», S. 98 und S. 43
- 44 Vgl. K. Heiden, «Hitler» 1, S. 272
- 45 Hermann Remmele in: 'Die Internationale' 13, S.548, zit. nach K.D. Bracher, «Auflösung», S.365
- 46 So der Leitartikel der 'Frankfurter Zeitung' v. 15. Sept. 1930. Ferner W. Abegg in: 'Berliner Tageblatt' v. 9. November 1930. Auch ein Bericht des Regierungspräsidenten von Koblenz v. 14. Feb. 1931 weist darauf hin, dass die Wähler der NSDAP nicht so sehr Anhänger Hitlers als vielmehr Gegner des herrschenden Regiments seien; vgl. F.J. Heyen, a.a.O., S.49f.
- 47 Oswald Spengler, «Preussentum und Sozialismus», München 1919, S. 11
- 48 So die 'Daily Maily' v. 24. Sept. 1930, zit. nach 'Völkischer Beobachter' v. 25. Sept. Lord Rothermere's Artikel begann bezeichnenderweise mit der Aufforderung, die Vorstellung von Deutschland zu ändern: «Bisher haben wir es in Erinnerung als Kriegsgefangenen. Es ist nicht frei wie andere Völker. Wir haben die Wiedergewinnung seiner vollen nationalen Freiheit von Zahlungen und Bedingungen abhängig gemacht, die wir ihm gegen seinen Willen aufzwingen ... Ist es klug, auf dem letzten Buchstaben des Gesetzes zu bestehen?» Der Artikel schloss: «Für die Wohlfahrt der westlichen Zivilisation wäre es das Beste, wenn in Deutschland eine Regierung ans Ruder käme, die von den gleichen gesunden Grundsätzen durchdrungen ist, mit denen Mussolini in den letzten acht Jahren Italien erneuerte.»
- 49 Einer dieser Verlegenheitskandidaten, die dann überraschend in den Reichstag gerieten, sah sich beispielsweise der kritischen Frage eines Unternehmers gegenüber, wie er sich denn die Abschaffung des Zinses vorstelle, und war unfähig, sich dazu zu äussern; vgl. A. Tyrell, a.a.O., S.302.
- 50 So K. D. Bracher, «Diktatur», S. 201
- 51 'Der Angriff' v. 2. Nov. 1931, abgedr. in: «Wetterleuchten», S. 213 f.
- 52 So die erwähnte Denkschrift A. Schneidhubers v. 19. Sept. 1930, Doc. Ctr. 43/II. Zu dem im folgenden Satz

- erwähnten Brief Gregor Strassers vgl. A. Tyrell, a.a.O., S.340
- 53 Zit. nach A. Bullock, a.a.O., S.159 sowie 'Frankfurter Zeitung' v. 26. Sept. 1930. Vgl. dazu auch «Mein Kampf», S.379: «Die Bewegung (ist)... antiparlamentarisch, und selbst ihre Beteiligung an einer parlamentarischen Institution kann nur den Sinn einer Betätigung zu deren Zertrümmerung besitzen, zur Beseitigung einer Einrichtung, in der wir eine der schwersten Verfallserscheinungen der Menschheit zu erblicken haben.»
- 54 «Tischgespräche», S.364
- 55 Zit. bei O. E. Schüddekopf, «Heer und Republik», S. 281 ff.
- 56 Die Aussage **Hitlers** ist nicht vollständig und protokollgerecht überliefert; die hier wiedergegebenen Zitate fassen verschiedene Texte unter sachlichem Aspekt zusammen, vgl. auch den Versuch, den genauen Wortlaut anhand von Presseberichten zu rekonstruieren, bei Peter Bucher, «Der Reichswehrprozess», S. 237 ff.
- 57 Richard Scheringer, «Das grosse Los», S. 236; ferner: 'Der Angriff' a.a.O., S.73 (30. April 1928). A. Krebs, a.a.O., S. 154, berichtet, dass **Hitler** im Frühjahr 1932 die Hamburger Parteipresse aufforderte, «die Massen zur revolutionären Tat aufzuwiegeln».
- 58 Vgl. W. Sauer in: K. D. Bracher/W. Sauer/G. Schulz, «Die nationalsozialistische Machtergreifung», S. 851; zu Entwicklung und Rolle der SS vgl. H. Höhne, a.a.O., S.30ff.; ebd. S.57f., die Mitgliederzahlen: Januar 1929 = 280 Mann, Dezember 1929 = 1'000; Dezember 1930 = 2727 SS-Männer
- 59 Zit. bei H. Bennecke, «**Hitler** und die SA», S. 253 (Dok. 13). Desgleichen sollten SA-Männer unverheiratet sein: «Kein Familienvater taugt für Strassenkämpfe», meinte **Hitler**; vgl. E. Hanfstaengl, a.a.O., S.97.
- 60 Vgl. W. Sauer, «Machtergreifung», S. 847; ferner M. Broszat, «Die Anfänge der Berliner NSDAP», in: VJHZ 1960/1, S. 85 ff. Das im Folgenden ausschnittsweise abgedruckte SA-Lied ist zitiert nach 'Der Angriffe, a.a.O., V. 25. Juni 1928
- 61 «Tischgespräche», S.364
- 62 Brief Willi Vellers v. 16. Aug. 1930, gekürzt, zit. nach A. Tyrell, a.a.O., S.297f.
- 63 Vgl. «Wetterleuchten», S./if. (Artikel V. 19. Febr. 1931)
- 64 So Arthur Rosenberg, «Entstehung und Geschichte der Weimarer Republik»; S.479
- 65 A. François-Poncet; a.a.O., S.22f.
- 66 J. Curtius, «Sechs Jahre Minister der deutschen Republik», Heidelberg 1938, S. 217
- 67 Bericht des britischen Botschafters v. 16. Juli 1931, zit. nach A. Bullock, a.a.O., S.173
- 68 Artikel eines ungenannten Reichswehroffiziers über «Nationalsozialismus und Reichswehr», der den ganzen Zwiespalt des Offizierskorps angesichts der **Hitler**bewegung beispielhaft zum Ausdruck bringt; abgedruckt bei H.-A. Jacobsen/W. Jochmann, a.a.O., unter Datum vom 23.11.1930. Zur Person V. Schleichers vgl. bspw. E. Eyck, a. a. O., n. S. 420 ff. sowie Gottfried R. Treviranus, «Das Ende von Weimar», S. 248 ff.
- 69 Vgl. Walther Hubatsch, «Hindenburg und der Staat», S. 306
- 70 C. V. Ossietzky in der 'Weltbühne' V. 3. Febr. 1931
- 71 Vgl. Dorothea Groener-Geyer, «General Groener», S. 279; ferner «Denkschrift des Stabschefs der SA Röhm für Zwecke aktiver Information im Auslande» V. 22. April 1931, zit. bei Th. Wegelsang, a. a. O., S. 422 ff.
- 72 Th. Heuss, a.a.O., S.148f.
- 73 Das Treffen wurde kurz darauf in Berlin fortgesetzt, doch soll **Hitler**, der die Unternehmer beschwor, ihre Unterstützung für Brüning zurückzuziehen, nach Ernst Poensgen ohne Erfolg geblieben sein; vgl. dessen «Erinnerungen», S.4; ferner O. Dietrich, «Mit **Hitler** in die Macht», S. 45.
- 74 Brief Groeners an v. Gleich v. 1. Nov. 1931, vgl. R. H. Phelps in 'Deutsche Rundschau' 1950/76, S.1016f.
- 75 Vgl. bspw. die Briefe Groeners an seinen

- Freund v. Gleich, D. Groener-Geyer, a. a. O., S. 279 ff. Ferner K. Heiden, «Hitler» I, S. 293
- 76 Ernst V. Weizsäcker, «Erinnerungen», S. 103, berichtet zur Postminister-Bemerkung noch den anekdotischen Nachsatz: «Da kann er mich auf den Briefmarken – von hinten.» «Hindenburg pflegte Hitler den «böhmischen Gefreiten» zu nennen, weil er als Herkunftsort Hitlers irrtümlich Braunau in Böhmen vermutete. Nicht ausgeschlossen ist freilich, dass er damit zugleich, nach der Art des Volksmunds, den böhmisch-bohemehaften Zug Hitlers, der ihn fremdartig und undeutsch berührte, kennzeichnen wollte. – Zur Bemerkung Oskars vgl. Kunrat v. Hammerstein, «Spähtrupp», S. 20
- 77 So Alfred Hugenberg, «Hugenbergs Ringen in deutschen Schicksalsstunden» I, hrsg. von Josef Borchmeyer, Detmold 1951, S.18. Zur Äusserung Hitlers vgl. den kontroversen Briefwechsel mit dem Bundesvorsitzenden des 'Stahlhelm', Theodor Duesterberg, in dessen Buch «Der Stahlhelm und Hitler», S. 24f.
- 78 Vgl. Edouard Calic, «Ohne Maske», S. 22 passim. Dort auch zahlreiche Beispiele für den pejorativen Reflex Hitlers, sobald das Wort «bürgerlich» fiel. Gegen die Glaubwürdigkeit des Buches, das Notizen über zwei Gespräche Hitlers mit dem Chefredakteur der 'Leipziger Neuesten Nachrichten», Richard Breiting, wiedergibt, sind erhebliche Zweifel am Platze. Doch betreffen diese offenbar gerade nicht die antibürgerlichen Äusserungen Hitlers; vgl. dazu 'Der Spiegel» 1972/37, S.62ff. Ferner «Tischgespräche», S. 170, 238, 245, 261 f., 348. Zahlreiche Beispiele auch in «Mein Kampf», vgl. dort unter dem Stichwort «bürgerlich»
- 79 «Adolf Hitler in Franken», S. 138 (Rede V. 30. Nov. 1929)
- 80 Carl J. Burckhardt, «Meine Danziger Mission», S. 346 und 340. Dass er unter dem Aspekt des Bürgerlichen nicht zu verstehen sei, äusserte Hitler in einem Interview mit Hanns Johst, veröffentlicht in: 'Frankfurter Volksblatt» v. 26. Jan. 1934. Vgl. auch «Tischgespräche», S. 170
- 81 So der 'Jungdeutsche' vom 18. Mai 1930 über den Reichsausschuss gegen den Young-Plan. Weitere Bündnis-Versuche waren im Sommer 1930 der gescheiterte Versuch eines Volkstschheids zur Auflösung des Preussischen Landtags oder die Koalition zwischen Nationalsozialisten und bürgerlichem Rechtsblock in Braunschweig, der unter ähnlich ungünstigem Stern stand. Zur folgenden Bemerkung Hugenbergs vgl. Schulthess 1931, S. 251
- 82 Zit. bei H.-A. Jacobsen/W. Jochmann, a.a.O., Stichwort «Anfang 1927», S.3
- 83 Vgl. Georg W. F. Hallgarten, «Hitler, Reichswehr und Industrie», S. 120; dort auch nähere Angaben zu den Verpflichtungen der NSDAP und der Höhe der von der Industrie geleisteten Unterstützungsbeiträge. Ferner K. Heiden, «Hitler» I, S. 313 f. Einschränkend dazu Henry A. Turner, «Fritz Thyssen und 'I paid Hitler»«, in: «Faschismus und Kapitalismus in Deutschland», S. 87 ff. Die Grössenordnung und Schwierigkeiten, um die es jenseits aller Mythologie in Wirklichkeit ging, belegt auch der fehlgeschlagene Versuch Thyssens, dem Streikfonds der Nordwestgruppe des Vereins Deutscher Eisen- und Stahlindustrieller 100'000 RM für die NSDAP zu entnehmen. Als Ludwig Grauert, der damalige Geschäftsführer des Vereins, die Transaktion ohne Einwilligung des Vorsitzenden Ernst Poengen vornahm, zog er sich dessen scharfen Einspruch zu, Krupp verlangte sogar die Entlassung Grauert's, und nur dank der Behauptung Thyssens, es habe sich lediglich um eine Anleihe gehandelt, die er unverzüglich aus der eigenen Tasche zurückerstattete, blieb der Geschäftsführer verschont; vgl. dazu H.A. Turner, a. a. O., S. 101 ff. – Nach einer von Friedrich Flick vor Gericht abgegebenen und teilweise belegten Aussage erhielten die Nationalsozialisten von dem Geld, das er für politische Zwecke ausgab, nur 2,8 Prozent; vgl. ebd., S. 20.

Die Frage der finanziellen Unterstützung **Hitlers** durch die Industrie ist nicht zuletzt infolge der gänzlich unzureichenden Quellenlage ein weites Feld ideologisch eingetrübter Spekulation. Der Schatzmeister der NSDAP, Franz Xaver Schwarz, hat nach eigener Aussage im Frühjahr 1945 alle Unterlagen im Braunen Haus verbrannt, um sie der Beschlagnahme durch die heranrückenden amerikanischen Truppen zu entziehen. Darüber hinaus hat sich auch die bisher am häufigsten zitierte Quelle als wenig zuverlässig erwiesen, gemeint ist Fritz Thyssens «I paid **Hitler**». Schon Thyssen selber hatte die Authentizität des Buches bestritten. Er hatte dem Herausgeber, Emery Reves, im Frühjahr 1940 in Monte Carlo, wohin Thyssen emigriert war, einige Interviews gewährt, die später Material für einen Memoirenband bilden sollten. Der rasche Vorstoss der deutschen Armeen in Frankreich hatte jedoch das Unternehmen abrupt beendet, Reves war mit den Unterlagen nach England geflohen und hatte die Interviews dann, um zahlreiche Partien ergänzt, veröffentlicht. Die abweichende Version von Reves selber verdient weniger Glaubwürdigkeit, da sie nicht einmal vom Entnazifizierungsgericht in Königstein/Taunus akzeptiert worden ist.

In seiner schon erwähnten Studie hat nun H. A. Turner nachgewiesen, dass gerade die von den Historikern bislang als besonders relevant betrachteten Stellen zu jenen Partien des Buches gehören, die der Verfasser Fritz Thyssen nie zu Gesicht bekommen hat, wie von Reves selber bestätigt worden ist. Es mindert weiterhin den Quellencharakter des Buches, dass bspw. der Passus, wo Thyssen von dem «tiefen Eindruck» erzählt, den **Hitlers** Rede in Düsseldorf auf die anwesenden Industriellen gemacht habe, in der stenographischen Aufzeichnung des Interviews überhaupt nicht auftaucht, offenbar also ein späterer Zusatz ist, gegen den Thyssen denn auch nach dem Kriege ausdrücklich Einspruch erhob. Auch die andere, immer wieder zitierte

Textstelle, wo Thyssen die Höhe der Subventionen für die NSDAP mit jährlich zwei Millionen Mark beziffert, stellt, wie Turner überzeugend nachgewiesen hat, eine mehr oder weniger freie Erfindung dar. Zur Höhe der tatsächlich geleisteten Zahlungen vgl. die Überlegungen des Autors in dem erwähnten Buch, das das Restimee enthält: «Wenn man alles gegeneinander abwägt, waren die finanziellen Zuwendungen aus der Wirtschaft ganz überwiegend gegen die Nationalsozialisten gerichtet» (S. 25). Nach wie vor kann man im Übrigen davon ausgehen, dass der grösste Teil der Finanzmittel, über die die NSDAP verfügte, aus Mitgliedsbeiträgen stammte, deren Höhe, einem Polizeibericht zufolge, viele davon abhielt, der Partei beizutreten; dazu F. J. Heyen, a. a. O., S. 22 sowie 63.

84 So E. Czichon, a.a.O., als ein Beispiel für viele vergleichbare; dazu auch die Besprechung von Eike Henning, «Industrie und Faschismus», in: NPL1970/4, S. 432 ff. mit zahlreichen weiteren Hinweisen und Literaturangaben. Czichon verwendet im Übrigen mit Vorliebe Generalverweise sowie unpublizierte Akten, so dass seine Quellen vielfach kaum überprüfbar sind; häufig finden sich auch offenbar bewusste Täuschungen, Ungenauigkeiten, Fehlverweise. Ernst Nolte hat nachgewiesen, dass Czichon über eine Zahlung der IG Farben an die NSDAP so berichtet, als hätte sie vor der Machtergreifung stattgefunden, während das Dokument selber zeigt, dass die Überweisung 1944 erfolgte (E. N., «Der Nationalsozialismus», Berlin 1970, S. 190). Auch behauptet Czichon unter Berufung auf K.D. Bracher, «Auflösung», S.695, **Hitler** habe sich nach dem Kölner Gespräch mit Papen vom 4. Januar 1933 mit Kirdorf und Thyssen getroffen, doch findet sich diese Stelle bei Bracher nicht; ebenso verhält es sich mit einer irreführenden Berufung Czichons auf das Buch von Hans Otto Meissner/Harry Wilde, «Die Machtergreifung». Weitere Beispiele bei E. Henning, a.a.O., S.439

- 85 Die Rede fand am 26. Januar, nicht, wie meist behauptet wird, am 27. statt. Vgl. im Übrigen O. Dietrich, «Mit Hitler in die Macht», S. 44,46. Die unterschiedliche Einstellung der einzelnen Industriezweige und Industriellen betont auch G. W. F. Hallgarten, «Hitler, Reichswehr und Industrie», sowie ders., «Dämonen oder Retter», S. 215 f.; ferner Iring Fetcher, «Faschismus und Nationalsozialismus. Zur Kritik des sowjet-marxistischen Faschismusbegriffs», in: 'Polit. Vierteljahresschr.' 1962/1, S. 55
- 86 Brief H. Schachts an Hitler vom 12.NOV. 1931, IMT 773-PS. Gustav Krupp bspw. antwortete: «Es ist aus einer Reihe von Gründen tatsächlich unmöglich für mich, den Aufruf zu unterzeichnen.» Vgl. G. W. F. Hallgarten, «Hitler, Reichswehr und Industrie», S. 125; ferner H. A. Turner, a. a. O., S. 26
- 87 Vgl. K. Heiden, «Geburt», S. 22
- 88 Ralf Dahrendorf, «Gesellschaft und Demokratie in Deutschland», S.424. Dahrendorf vertritt auch die hinsichtlich der Motive sicherlich zutreffende Auffassung, dass die Unternehmer Hitler unterstützten, wie sie jeder Partei der Rechten mit Herrschaftsaussichten finanzielle Hilfe gewährten und keineswegs an ein Komplott, sondern, weitaus defensiver, nur an Rückversicherung dachten; sie zahlten gleichsam, nach dem berühmten Wort von Hugo Stinnes aus dem Jahre 1919, eine «soziale Versicherungsprämie gegen Aufstände». Auch Hallgarten resümiert, dass Hitler durch die Fonds der Industrie zwar kraftvoll unterstützt, aber deswegen doch nicht dadurch «gemacht» worden sei; vgl. a.a.O., S.113. Man kann auch sagen: Wenn «die» Industrie Hitler auch nicht zur Macht gebracht hat, so wäre er doch gegen ihren erklärten Willen schwerlich dahin gelangt.
- 89 So Hjalmar Schacht in seiner Rede in Harzburg, vgl. «76 Jahre meines Lebens», S. 367 ff. Schon im Dezember 1929, also noch vor dem Sturz der letzten parlamentarischen Regierung, hatte bspw. ein Redner auf der Mitgliederversammlung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie unter dem Beifall seiner Zuhörer erklärt, in Deutschland werde «nicht eher Wirtschaftsfriede sein, als bis 100'000 Parteifunktionäre ausser Landes gewiesen sind», und das Protokoll verzeichnet in das daraufhin laut werdende «Bravo!» auch den Zuruf: «Mussolini!» Zwei Jahre später stellten die deutschen Wirtschaftsverbände in einer «Gemeinschaftserklärung» der Regierung Brüning ultimative wirtschaftspolitische Forderungen, die sie mit einer Ermunterung zu einer wahren nationalen Diktatur verbanden. Im Leitartikel V. 6.Okt. 1931 drohte die den Unternehmerkreisen nahestehende 'DAZ', dass andernfalls «massgebende Kräfte der deutschen Politik und Wirtschaft» sich anschicken würden, Brüning den Rücken zu kehren. Vgl. übrigens auch H. A. Turner, a. a. O., S. 12 f., der die Frage, ob es eine nennenswerte Unterstützung Hitlers durch die Grossunternehmer gab, mit Entschiedenheit verneint
- 90 Die Rede ist vollständig zitiert bei M. Domarus, a.a.O., S.68ff.
- 91 So Hitler in seiner Rede vor dem Hamburger Nationalclub v. 28. Feb. 1926 im Festsaal des Hotels Atlantic. Das Protokoll vermerkt «Stürmischen Beifall»; vgl. W. Jochmann, «Im Kampf», S. 103, 114.
- 92 Verantwortlich für den Aktionsplan zeichnete Dr. Werner Best, ein Gerichtsassessor, der als Leiter der Gau-Rechtsabteilung in den hessischen Staatsgerichtshof gewählt worden war und später, im Dritten Reich, bis zum Reichskommissar im besetzten Dänemark aufstieg. Das Dokument selber ist abgedruckt in: Schulthess 1932, S. 263.
- 93 Vgl. K. Heiden, «Hitler» 1, S. 292, sowie Carl Severing, «Mein Lebensweg» II, S.316f. Zum folgenden Zitat aus den Unterlagen des britischen Militärattachés vgl. «Documents an British Foreign Polity 1919-1939», 2nd series, vol. I, p. 512, Anm. 2

- 94 J. Goebbels, «Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei», S. 102 (28. Mai 1932)
- 95 So Erich Koch-Weser an Otto Gessler in einem Brief vom 26. März 1932; zit. bei Otto Gessler, «Reichswehrpolitik», S.505
- 96 Hindenburg litt offenbar zunehmend unter der Vorstellung, im November 1918 seinen kaiserlichen Herrn im Stich gelassen zu haben. Brünings Konzept, das die Abwehr der nationalsozialistischen Diktaturgefahr durch eine zunächst autoritäre Reform mit späterem Übergang zu einer konstitutionellen Lösung nach englischem Muster vorsah, setzte der Präsident die Forderung auf unmittelbare und konsequente Wiederherstellung der Monarchie alten Stils entgegen. Auch als Hindenburg sich endlich zur Kandidatur überreden liess, geschah es unter der Bedingung, «dass die Wahl absolut sicher sein muss und dass nicht die Harzburger Front geschlossen dagegen ist»; vgl. das Gespräch v. Westarps mit Staatssekretär Meissner, zit. bei K. D.Bracher, «Auflösung», S.458.
- 97 J. Goebbels, «Kaiserhof», S. 19f.
- 98 Arnold Brecht, «Vorspiel zum Schweigen», S. 180, weist auf den tragikomischen Umstand hin, dass die Väter der Verfassung bewusst auf eine Übernahme der amerikanischen Verfassungsbestimmung verzichtet hatten, wonach nur im Lande geborene Staatsbürger als Bewerber für das höchste Staatsamt zugelassen werden können – um die österreichischen Brüder nicht auszuschliessen. Die Bemühungen um die Einbürgerung **Hitlers** begannen im Übrigen schon im Herbst 1929. Damals versuchte Frick, wenn auch erfolglos, **Hitler** in München einbürgern zu lassen. Ein halbes Jahr später, inzwischen zum Minister in Thüringen avanciert, war Frick bemüht, **Hitler** durch die Ernennung zum Landesbeamten die deutsche Staatsangehörigkeit zu verschaffen; er dachte daran, ihm die freie Stelle eines Gendarmeriekommissars von Hildburghausen zu geben, doch winkte **Hitler** angesichts dieser eher lächerlichen Begleitumstände ab. Auch der zunächst von Klages unternommene Versuch, **Hitler** ein Lehramt an der TH Braunschweig zu übertragen, scheiterte. Erst die dann erfolgte Ersatzlösung, die **Hitler** zum Regierungsrat bei der braunschweigischen Vertretung in Berlin ernannte, hatte Erfolg.
- 99 J. Goebbels, «Kaiserhof» S. 22 ff.
- 100 Zit. bei M. Domarus, a.a.O., S.94f.; J. Goebbels, «Kaiserhof», S.54
- 101 «Mein Kampf», S.532; ferner). Goebbels, «Kaiserhof», S.31
- 102 «SS-Befehl – C – Nr. 3» vom 3. März 1932, HA roll 89, folder 1849
- 103 E. Hanfstaengl, a.a.O., S.271; ferner 'Völkischer Beobachter' v. 15. März 1932 sowie J. Goebbels, «Kaiserhof», S.64
- 104 W. Görlitz/H.A. Quint, a.a.O., S.338
- 105 J. Goebbels, «Kaiserhof», S. 78, 76; zur folgenden Bemerkung über **Hitlers** «Weltrekord», siehe O. Dietrich, «Mit **Hitler** in die Macht», S. 65
- 106 J. Goebbels, «Kaiserhof», S.izof.
- 107 Vgl. für diesen gesamten Zusammenhang H. Frank, a.a.O., S.90f.; E. Hanfstaengl, a.a.O., S.231 ff. Der Hinweis auf das ungeschriebene Gesetz, den Namen der Nichte niemals zu erwähnen, geht auf eine Mitteilung A. Speers zurück.
- 108 H. Mend, a. a. O., S. 113 f. Mend, der seinerseits offenbar nicht ganz erfolglos bei Frauen war, berichtet auch, dass er damit häufig **Hitlers** Kritik herausgefordert habe.
- 109 Für die verschiedenen Versionen vgl. E. Hanfstaengl, a. a. O., S. 231 ff.; K. Heiden; «**Hitler**» 1, S.371; W. Görlitz /H.A. Quint, a.a.O., S.322ff.; H. Frank, a.a.O., S.90. Die Klagen des württembergischen Gauleiters Münder, dass **Hitler** durch die Gesellschaft seiner Nichte über Gebühr von seinen politischen Verpflichtungen abgehalten werde, hatten nicht zuletzt dessen Absetzung herbeigeführt.
- 110 Vgl. dazu und zum Folgenden: H. Frank, a.a.O., S.90. E. Hanfstaengl berichtet in seinem Buch (S. 242) einen Tathergang, der seiner Bekundung zufolge in



- der Familie Hitler kolportiert wurde und von einer Schwangerschaft Gelis durch einen jüdischen Zeichenlehrer aus Linz wissen will; Hanfstaengl berichtet auch, die Leiche Gelis sei mit eingeschlagenem Nasenbein aufgefunden worden, doch werden dafür keine Belege genannt. Auf Befragen erklärte H. dem Verfasser, dies sei damals allgemein bekannt gewesen, doch taucht das Indiz m. W. in der seriösen Literatur nicht auf.
- 111 E. Hanfstaengl, a.a.O., S.61
- 112 So die bekannte gleichnamige Studie von Ernst Fraenkel
- 113 Rede Hitlers vom 13. August 1920, zit. in: VJHfZ 1968/4, S.417; zu R. Breiting sagte Hitler Anfang Juni 1931: «Ein geistiger Kampf wird nicht nur vom Glauben getragen, sondern auch von der Vernunft. Bei der Masse müssen wir jedoch die Glaubensgefühle ansprechen, aber in unserem Führungsgremium gibt es keinen Platz für Glaubensspekulationen. Alles wird nüchtern gewägt.» E. Calic, a.a.O., S.58
- 114 «Mein Kampf», S. 530 ff.
- 115 Ebd., S. 535 ff.
- 116 Vgl. O. Dietrich, «Mit Hitler in die Macht», S.86f. sowie «Mein Kampf», S.45f.
- 117 A. Krebs, a.a.O., S. 154; ferner «Adolf Hitler in Franken», S. 73
- 118 «Mein Kampf», S.529; die Bemerkung bezieht sich natürlich, wie zahlreiche taktische Erkenntnisse Hitlers, auf den marxistischen Gegner, doch war dies nur eine Einkleidungsform.
- 119 J. Goebbels, «Kaiserhof», S.307
- 120 Weigand v. Miltenberg (i. e. Herbert Blank, der zum Kreis um Otto Strasser gehörte), a.a.O., S.69
- 121 M. Broszat, «Soziale Motivation und Führerbindung des Nationalsozialismus», in: VJHfZ 1970/4, S.402; das folgende Zitat von H. R. Knickerbocker stammt aus dessen Buch, «Deutschland so oder so?», S. 206.
- 122 Heinrich Brüning, «Memoiren 1918-1934», S. 195; zur vorerwähnten Bemerkung siehe O. Dietrich, «Zwölf Jahre», S.160
- 123 H. Graf Kessler, a.a.O., S.681; ferner W. Jochmann, «Nationalsozialismus und Revolution», S.405, sowie H. Heiber, «Joseph Goebbels», S.65
- 124 Vgl. Hitlers Rede vor den Chefredakteuren der Inlandspresse v. 10. November 1938, abgedr. in: VJHfZ 1958/2, S. 182 ff.; Golo Mann hat gelegentlich darauf hingewiesen, dass Hitlers Manifest für die Wahlen von 1930 auf dreizehn eng bedruckten Seiten, auf denen alle Gegner und Verräter aus nationalsozialistischer Sicht nacheinander aufgezählt seien, nicht eine einzige antisemitische Bemerkung enthielt; vgl. «Deutsche und Juden», Frankfurt/M. 1967, S. 61.  
«Adolf Hitler in Franken», S. 186 (Rede
- 125 V. 30. Juli 1932)
- 126 Ebd., S. 179 (Rede v. / März 1932)
- 127 Harald Nicolson, «Tagebücher und Briefe», S. 105
- 128 So Hitler am 24. Februar 1937 in einer Reminiszenz an die Zeit vor der Machtübernahme, abgedr. bei H.v. Kotze/H. Krausnick, a.a.O., S.85. Über die Äusserung in der Agrarierrunde berichtet Dr. H. Gmelin in einem Brief vom 4. Feb. 1931, siehe BAK, NS 26/513; ferner W. Jochmann, «Nationalsozialismus und Revolution», S. 369, sowie J. Goebbels, «Kaiserhof», S.75.
- 129 So die anspielungsreiche, im Jahre 1942 erschienene und angeblich von Hitler selbst angeregte Napoleon-Biographie des Reichsleiters Philipp Bouhler, zit. nach H.-A. Jacobsen/W. Jochmann, a.a.O., S.48
- 130 O. Dietrich, «Zwölf Jahre», S. 21, 29 f. sowie die gesamte Selbstdarstellung des Nationalsozialismus. In welchem Masse Hitler noch im Krieg, insbesondere angesichts der Rückschläge in der zweiten Phase, Auskunft und Zuversicht aus der Kampfzeit geholt hat, beweisen deutlich die «Tischgespräche».
- 131 A. Krebs, a. a. O., S. 136; ferner K. G. W. Luedecke, a.a.O., S.479. Vgl. auch Henriette v. Schirach, «Der Preis der Herrlichkeit», Wiesbaden 1956, S. 226: «Einmal sah ich ihn nach einer Rede, verfallen und blass, erschöpft und völlig



- still, in seinem Uniformmantel auf einen neuen Anzug und frische Wäsche wartend.»
- 132 J. Goebbels «Kaiserhof», S.87. Nicht uninteressant ist übrigens die Zusammensetzung der NS- Reichstagsfraktion nach den Juliwahlen. Von den 230 Abgeordneten waren 55 Arbeiter und Angestellte, 50 Bauern, 43 selbständige Vertreter von Handel, Handwerk und Industrie, 29 Funktionäre, 20 Beamten, 12 Lehrer und 9 ehemalige Offiziere. Vgl. «Reichstags-Handbuch» 6. Wahlperiode, Berlin 1932, S. 270
- 133 Ebd., S.60; ferner K. Heiden, «Geburt», S. 56, der Ludendorffs Äusserung berichtet
- 134 So jedenfalls K. Heiden, ebd., S. 57
- 135 «Ursachen und Folgen» VIII, S.459; zum Zögern Hindenburgs vgl. H. Brüning, a. a. O., S. 542 ff. Den Präsidenten leitete offenbar nicht zuletzt die Sorge, nach der Wiederwahl durch die «falschen» Leute nun auch noch die «falsche» Politik dieser Leute verantworten zu müssen.
- 136 J. Goebbels, «Kaiserhof», S.84
- 137 Th. Eschenburg hat darauf hingewiesen, dass das «Funktionieren der Reichsleitung» bis zu diesem Zeitpunkt in hohem Mass auf dem menschlich guten Verständnis zwischen Brüning, Groener, Schleicher und Hindenburg beruht habe. «Zwischen den vier bestand um so mehr die Möglichkeit der Pflege unmittelbarer enger Beziehungen, als Hindenburg und Groener Witwer, Brüning und Schleicher unverheiratet waren. Das Alleinstehen verstärkte die gegenseitige Bindung.» Erst mit der Wiederverheiratung Groeners wurde diese Beziehung gestört. «Groener und Schleicher sahen sich jetzt weniger, die Intensität des Gedankenaustausches, aber auch das Vertrauensverhältnis liessen nach.» Desgleichen trat eine spürbare Entfremdung zu Hindenburg ein. Mit dem zu früh zur Welt gekommenen Kind erhielten alle Vorwürfe gegen Groener neuen Auftrieb. Für Hindenburg und seine Freunde waren Republik und Demokratie Verfallserscheinungen, die auch die sittlichen Normen nicht unberührt liessen. Diesem unmoralischen Zeitgeist schien Groener nun auch erlegen. Im Juli 1931 hatte übrigens auch Schleicher geheiratet, und zwar die Frau eines Generals, die sich um seinetwillen hatte scheiden lassen; auch dies hatte Hindenburgs strenge Moralvorstellungen verletzt. Vgl. Th. Eschenburg, «Die Rolle der Persönlichkeit in der Krise der Weimarer Republik», in VJHfZ 1961/1, S. 13 ff.
- 138 Vgl. dazu im Einzelnen K. D. Bracher, «Auflösung», S. 522 ff.; ferner W. Conze, «Zum Sturz Brünings», in: VJH fZ 1953 /3, S. 26 ff. sowie H. Brüning, a.a.O., S.597ff. und S.273. Die Bedeutung der Informationen über die günstige Wende in den Abrüstungsverhandlungen ist historisch umstritten, einiges deutet darauf hin, dass Brüning sie überschätzt hat. Zur Charakterisierung der Pressionen auf Gut Neudeck vgl. Th. Eschenburg, a.a.O., S.25
- 139 A. François-Poncet, a.a.O., S.49, sowie H. Graf Kessler, a.a.O., S.671
- 140 K.D. Bracher, «Auflösung», S.532f.
- 141 J. Goebbels, «Kaiserhof», S. 111, S. 107 ff.
- 142 Friedrich Stampfer, «Die vierzehn Jahre», S. 628
- 143 J. Goebbels, «Kaiserhof», S. 104. Zum sog. Altonaer Blutsonntag vgl. C. Severing, a.a.O., II. S.345 f-  
Die Zahlenangaben über die Toten und Verletzten der blutigen Wochen nach der Aufhebung des SA-Verbots differieren vielfach. Vgl. bspw. Wilhelm Hoegner, «Die verratene Republik», S.312f.; ferner F. Stampfer, a.a.O., S. 629, oder A. Bullock, a. a. O., S. 210, der sich auf die Darstellung von A. Grzesinski beruft. Überhaupt fehlt bis heute eine zuverlässige Bilanz der Opfer. Die von H. Volz später herausgegebene «Ehrenliste der Ermordeten der Bewegung» nennt für die Nationalsozialisten folgende Zahlen: 1929 elf Tote; 1930 siebzehn Tote; 1931 dreiundvierzig Tote und 1932 siebenundachtzig.
- 144 K. Heiden, «Geburt», S. 71; über die Unterredung am Morgen des 20. Juli siehe

- die amtliche Niederschrift, abgedr. in: «Ursachen und Folgen» VIII, S.572f. K. Heiden hat übrigens treffend bemerkt, der 20. Juli 1932 habe dem sozialdemokratischen Polizeisozialismus ein Ende gemacht: «Für den Kampf um eine sinnlose, zu nichts Nützlichem verwendete Macht hatte diese Regierung jahrelang den Polizeisäbel geschliffen und poliert, und als sie ihn endlich gebrauchen sollte, wagte sie das schöne Stück nicht schartig zu machen.»
- 145 So der Zentrumsabgeordnete Jakob Diel, «Das Ermächtigungsgesetz», in: 'Die Freiheit 1, Nr. 5 (Okt 1946), S. 28. Von einem ähnlichen vergeblichen Ansinnen an Severing berichtete der preussische Finanzminister Klepper, vgl. H. Graf Kessler, a. a. O., S. 690 f.
- 146 Papen sah auch die Aktion vom 20. Juli unter diesem Aspekt. Unaufgefordert liess er Brüning mitteilen, er plane keineswegs, **Hitler** an die Macht zu bringen, vielmehr wolle er ihn nur hereinlegen; vgl. H. Brüning, a.a.O., S.619.
- 147 Die Versionen über den Verlauf der Unterredung weichen nicht unerheblich voneinander ab. Weit verbreitet ist die Auffassung, Hindenburg habe **Hitler** stehend, in ungnädiger Stimmung empfangen und nach knappem Wortwechsel, der **Hitlers** Intransigenz erwies, mit der Drohung entlassen, er werde schiessen, falls **Hitler** an Gewalt denke. Anders aber z.B. die Version Papens in seinen Erinnerungen, S. 224, der die korrekten Umstände der Begegnung betont und nur den Abschied «eisig» nennt, während Meissner in einem Gedächtnisprotokoll vom gleichen Tage vermerkte, Hindenburg habe zwar scharfes Durchgreifen für den Fall von Ausschreitungen der SA angedroht, dann aber freundlich geschlossen: «Wir sind ja beide alte Kameraden (!) und wollen es bleiben, da später uns der Weg doch wieder zusammenführen kann. So will ich Ihnen denn auch jetzt kameradschaftlich die Hand reichen.» Zit. bei W. Flubatsch, a.a.O., S.339 (Dok. 88). Vgl. ferner auch die Anekdoten bei H. Graf Kessler, a.a.O., S.692
- 148 «Adolf **Hitler** in Franken», S. 194
- 149 H. Rauschning, «Gespräche», S.iSff. In Goebbels' Tagebuch findet sich dazu unter dem 25. August eine Bemerkung, die möglicherweise die Frage **Hitlers** an Rauschning erklärt; «Es gehen Gerüchte um, der Führer solle in Schutzhaft genommen werden; aber das ist ja Kinderei.» A.a.O., S. 149
- 150 'Völkischer Beobachter' v. 21./22. Aug. 1932. Der zuvor erwähnte höhnische Hinweis **Hitlers** auf das Alter Hindenburgs entstammt der erwähnten Rede vom 4. Sept. 1932 und lautet im Zusammenhang: «Wenn man mir heute als Gegner den Herrn Reichspräsidenten entgegenhält, dann muss ich lachen. Den Kampf halte ich länger aus als der Herr Reichspräsident»; zit. in: «Adolf **Hitler** in Franken», S. 189.
- 151 J. Goebbels, «Der Führer als Staatsmann», in: «Adolf **Hitler**. Bilder aus dem Leben des Führers» (Cigaretten-Bilderdienst), S.52
- 152 J. Goebbels, «Kaiserhof», S.iözf., 165, 180 f.,
- 153 K. G. W. Luedecke, a.a.O., S.451 ff.
- 154 J. Goebbels, «Kaiserhof», S.176,181; vgl. auch ebd. S. 167
- 155 Vgl. H.-A. Jacobsen/W. Jochmann, a.a.O., unter Datum vom 27.Oktober 1932; dass die bürgerlichen Parteien die Herausforderung annahmen, zeigen die in der erwähnten Propaganda-Anweisung im Tone der Entrüstung zitierten Beispiele aus deutschnationalen Propagandaschriften, in denen die NSDAP als Anhängsel des Marxismus bezeichnet oder Goebbels als «männliche Rosa Luxemburg» verunglimpft wird.
- 156 Die Stelle lautet im Zusammenhang: «Der Aufstieg der nationalsozialistischen Bewegung ist der Protest des Volkes gegen einen Staat, der das Recht auf Arbeit und die Wiederherstellung des natürlichen Auskommens verweigert. Wenn der Verteilungsapparat des wirtschaftlichen Systems von heute es nicht versteht, den Ertragsreichtum der Natur richtig zu verteilen, dann ist dieses System falsch und muss geändert werden um des Volkes willen ... Das We-

- sentliche an dieser Entwicklung ist die grosse antikapitalistische Sehnsucht, die durch unser Volk geht, die heute vielleicht schon 95 Prozent unseres Volkes bewusst oder unbewusst erfasst hat. Diese antikapitalistische Sehnsucht... ist ein Beweis dafür, dass wir vor einer grossen Zeitwende stehen: die Überwindung des Liberalismus und das Aufkommen eines neuen Denkens in der Wirtschaft und einer neuen Einstellung zum Staat.» Vgl. G. Strasser, «Kampf um Deutschland», S. 347 f. – Es ist wohl nicht zuletzt der Wirksamkeit dieser Formel zuzuschreiben, dass Strassers politischer Einfluss innerhalb der NSDAP im Grunde bis heute überschätzt wird.
- 157 J. Goebbels, «Kaiserhof», S. 195, 191
- 158 Vgl. dazu das statistische Material bei K. D. Bracher, «Auflösung», S.645ff.; ferner das vor allem auf die soziale Lage (Arbeitslosigkeit) abhebende Material bei H. Bennecke, «Wirtschaftliche Depression», S. 158 ff., das ebenfalls den bemerkenswerten Sachverhalt zutage fördert, dass zwischen Arbeitslosigkeit und der Option für die NSDAP kein direkter, allenfalls ein mittelbarer Zusammenhang besteht. Viel stärker war der Stimmenanteil für die [Hitler](#)partei gerade in den ländlichen Gebieten, die unter den Folgen der Krise nicht annähernd so schwer zu leiden hatten wie bspw. das Ruhrgebiet oder auch Berlin, wo der Stimmenanteil der Nationalsozialisten mit nicht einmal 25 Prozent nur nahezu halb so gross war wie etwa in Schleswig-Holstein.
- 159 So jedenfalls John W. Wheeler-Bennett, «Die Nemesis der Macht», S. 277. Zum Inhalt der geplanten Verfassungsreform vgl. K. D. Bracher, «Auflösung», S. 537 ff., sowie S. 658 f.
- 160 Zit. bei C. Horkenbach, a.a.O., S.342
- 161 Nach einer Mitteilung von H. Foersch, vgl. K.D. Bracher, «Auflösung», S.661
- 161 Zit. bei Bernhard Schwertfeger, «Rätsel um Deutschland», S.173. Das im Folgenden erwähnte Schreiben [Hitlers](#), von Goebbels als «Meisterstück» bezeichnet und tatsächlich ein Beleg für [Hitlers](#) Taktik, Rabulistik und Psychologie, ist abgedruckt bei M. Domarus, a. a. O., S. 154 ff. – Nach H. Brüning, a.a.O., S.634, soll es allerdings von H. Schacht im Hotel Kaiserhof formuliert worden sein.
- 163 Franz v. Pape, «Der Wahrheit eine Gasse», S. 250. Dort auch, S. 249, Einzelheiten der von dem damaligen Oberstleutnant Ott vorgetragene Kriegsspielstudie
- 164 K. D. Bracher, «Auflösung», S.676
- 165 Vgl. bei W. Görlitz/H.A. Quint a.a.O., S.352
- 166 J. Goebbels, «Kaiserhof», S. 217f. Zu dem erwähnten Bericht K. Meidens vgl. «Geburt», S. 99
- 167 K. Heiden am 10. Dez. 1932 in der 'Vossischen Zeitung'
- 168 O. Strasser, «Mein Kampf», S.80, nennt einen Anhang von 63 Fraktionsmitgliedern, bei K.G. W. Ludecke, a.a.O., S.450, nennt Gregor Strasser 100 Gefolgsleute. Da [Hitler](#) selber und vor allem Goebbels den nationalsozialistischen Presseapparat beherrschten, fanden die Bestrebungen des Strasser-Anhangs publizistisch keinen Ausdruck. Als Vertreter der radikalen Richtung war Goebbels stets Befürworter des Alles-oder-nichts-Kurses.
- 169 So O. Strasser, «Mein Kampf», S. 78. Schleichers erste wirtschaftspolitische Massnahmen, die Papens reaktionäre Hinterlassenschaft teilweise zu korrigieren suchten, lassen diese Kennzeichnung als nicht ganz unzutreffend erscheinen.
- 170 Die Kenntnis der Hintergründe stützt sich weitgehend auf einen kurzen Hinweis bei O. Dietrich, ferner auf die, freilich stark stilisierten, Aufzeichnungen von Goebbels, auf eine eidesstattliche Erklärung von Eugen Ott vom 12.1.1949 (beim IfZ/München) sowie auf die in diesem Fall wohl vor allem «atmosphärisch» zutreffenden, in Einzelheiten allerdings divergierenden Darstellungen K. Meidens. Vgl. ferner auch Görings Aussage in Nürnberg in: IMT IX, S. 279
- 171 Vgl. K. Heiden, «Geburt», S.101  
J. Goebbels, «Kaiserhof», S. 219f.

- 173 H. Rauschnig, «Gespräche», S. 254. Die folgende Bemerkung **Hitlers** findet sich in den «Tischgesprächen», S.364. Zur resignativen Haltung seiner Gegenspieler vgl. auch Th. Eschenburg, «Die Rolle der Persönlichkeit in der Krise der Weimarer Republik», in: V J H fZ 1961 /1, S. 28 ff.
- 174 Zit. nach E. Eyck, a.a.O. II, S.541
- 175 A. Bullock, a.a.O., S.241
- 176 Aussage Schroeders vom 3. Nov. 1945, zit. in: «Nazi Conspiracy and Aggression» 11, S. 922 ff. (Rückübersetzung)
- 177 K.D. Bracher, «Auflösung», S.691. Auch **Hitler** selber hat dem Kölner Treffen den Charakter einer Wende zuerkannt; er habe damals, so hat er geäußert, «den Eindruck gewonnen, dass seine Sache durchaus gut stehe», vgl. «Tischgespräche», S.365.
- Die hier vorgetragene Version des Treffens ist im Übrigen nicht unbestritten geblieben. Insbesondere Papen selber ist ihr energisch entgegengetreten (vgl. seine Zuschrift an 'Das Parlament' 3, Nr. 14 vom 8. April 1953). Die Darstellung in seinem Memoiren- und Rechtfertigungsbuch stellt allerdings an die Gutgläubigkeit des Lesers nicht unerhebliche Ansprüche. Unter anderem versucht er, der Begegnung einen gänzlich zufälligen und beiläufigen Charakter zu geben; wiederholt hebt er ihren rein informatorischen Zweck hervor. Dem widerspricht aber mehr als nur die eidesstattliche Versicherung V. Schroeders. **Hitler** hatte es noch wenige Wochen zuvor abgelehnt, mit Papen zu verhandeln. Wenn tatsächlich richtig ist, was Papen später beteuerte: dass nämlich kein Angebot unterbreitet wurde, so bleibt doch ausschlaggebend, dass **Hitler** sich durch Papen von Hindenburg angesprochen fühlen durfte. Das Angebot lag zumindest in der Person Papens, als Diplomat hätte er dies wissen müssen und hat es sicherlich auch gewusst. Sodann will Papen glauben machen, er habe das Gespräch im Interesse und zur Unterstützung Schleichers geführt. Auch habe sich der Dummviratsplan nicht auf **Hitler** und ihn, sondern auf **Hitler** und Schleicher bezogen. Schon die ängstliche Geheimhaltung, mit der das Treffen umgeben wurde, offenbart den absurden Charakter dieses Vorbringens.
- 178 J. Goebbels, «Kaiserhof», S. 235 f. Irreführend wird das Tagebuch bspw. von W. L. Shirer, a. a. O., S. 175, interpretiert. Vgl. dazu H.A.Turner, a.a.O., S. 25 ff.
- 179 Vgl. für diesen Zusammenhang O. Meissner, «Staatssekretär», S. 254 ff.; F. V. Papen, a. a. O., S. 261, sowie die Aussage Meissners im sog. Wilhelmstrassen-Prozess, Protokoll vom 4. Mai 1948, S.4607
- 180 So ein Brief Heinrich v. Sybels vom 2. Februar 1951, zit. nach K. D. Bracher, «Auflösung», S.697f. Vgl. ferner die Materialsammlung zur Frage der Osthilfe-Überprüfung bei W. Treue, a.a.O., S.390ff.
- 181 Vgl. dazu die Hinweise bei K. D. Bracher, a. a. O., S. 700, sowie die von Julius Leber im Juni 1933 in der Untersuchungshaft geschriebenen Aufzeichnungen über das Versagen seiner Partei, insbesondere die Passage: «Die einzige politische Leistung, die der Fraktionsvorstand in diesen Monaten noch von sich gab, waren die sofortigen Misstrauensanträge, mit denen er jede neue Regierung begrüßte.» Die Partei habe «das Heulen des Sturmes» nicht wahrgenommen; «Ursachen und Folgen» VIII, S.769ff.
- 182 K. D.Bracher, «Auflösung», S.701. Ferner I. Dietrich, «Mit **Hitler** in die Macht», S.174 sowie J. Goebbels, «Kaiserhof», S. 237 f.
- 183 Das vornehmlich mit Industriegeldern erworbene Gut wurde formal nicht Hindenburg, sondern seinem Sohn geschenkt, um die Erbschaftssteuer zu umgehen. Auch wegen des 20. Juli 1932 machte Hindenburg sich erhebliche Sorgen. Brüning hat berichtet: «Erwin Planck, der mich im Krankenhaus eines Abends vier Tage vor Schleichers Rücktritt als Reichskanzler besuchte, erzählte mir von den Schwierigkeiten, die sich für die Regierung aus Hindenburgs

- Furcht vor einer Anklage ergaben, und man hat mir versichert, dass dies ein Grund für Hindenburgs schliessliche Zustimmung war, [Hitler](#) zum Reichskanzler zu ernennen»; vgl. H. Brüning, «ein Brief» in: 'Deutsche Rundschau' 1947, S. 15. H. Kessler gegenüber hat Brüning im Sommer 1935 noch ergänzend geäussert, Oskar v. Hindenburg «habe sich bei allerlei dunklen Börsenmanövern 'mitnehmen' lassen und sei dadurch in eine Lage geraten, wo er dauernd 'Enthüllungen' zu fürchten hatte.» A.a.O., S.739
- 184 Vgl. die erwähnte Aussage Meissners im Wilhelmstrassen-Prozess. Auch nach Goebbels, «Kaiserhof», S.247f., wurde bei dieser Gelegenheit auf beiden Seiten Übereinstimmung über ein Kabinett [Hitler](#) erzielt.
- 185 O. Meissner, a. a. O., S. 263 f.
- 186 Th. Duesterberg, a.a.O., S.38f.
- 187 «Wörtlich am 26. Januar 1933 um 11.30 Uhr vormittags vor einem Zeugen», fügte V. Hammerstein noch hinzu; vgl. K. v. Hammerstein, «Spähtrupp», S.40. Der erwähnte Zeuge war Generalleutnant v. d. Bussche-Ippen-berg, der dem Präsidenten an diesem Vormittag Personalangelegenheiten der Reichswehr vorgetragen hatte.
- 188 Nach dem Zeugnis v. d. Bussches hat Schleicher dieses Versprechen Hindenburgs wiederholt bestätigt, «sowohl 1932 als auch nach seinem Abgang. Er sagte: 'Meine Mission hätte ohne dieses Versprechen jeden Sinn verloren.' Als ich ihn fragte, ob er es schriftlich habe, sagte er: 'Mir hält der alte Herr sein Wort', – oder in ähnlichem Sinne. Jedenfalls glaubte er fest an dies Versprechen.» K. V. Hammerstein, «Spähtrupp», S.381.
- 189 Ebd., S. 44. Die Replik Schleichers berichtet J. W. Wheeler-Bennett, a.a.O., S. 301 f. Nach H. Brüning a.a.O., S. 645, der sich auf eine Mitteilung Schleichers stützt, soll Hindenburg gesagt haben: «Ich danke Ihnen, Herr General, für alles, was Sie für das Vaterland getan haben. Nun wollen wir mal sehen, wie mit Gottes Hilfe der Hase weiterläuft.»
- 190 So [Hitler](#), «Tischgespräche», S. 368, wo er erzählt, er habe den ihm ergebenen Polizeimajor Wecke mit dieser Aufgabe betraut – Zur Bemerkung Frau v. Hindenburgs vgl. K. V. Hammerstein, «Spähtrupp», S.59
- 191 Th. Duesterberg a.a.O., S.40f.
- 192 Ebd., S. 41; vgl. auch F. v. Papen, a.a.O., S. 276
- 193 Vgl. Lutz Graf Schwerin v. Krosigk, «Es geschah in Deutschland», S. 147
- 194 Berichtet von O. Meissner, vgl. H. O.Meissner/H. Wilde, a.a.O., S.191
- 195 O. Meissner, a. a. O., S. 179, Erich Kordt, «Wahn und Wirklichkeit», S.27, sowie [Hitler](#) selber («Tischgespräche», S. 369) führten Hindenburgs schliessliche Zustimmung allerdings auf die Intervention Meissners zurück.
- 196 H. Graf Kessler, a.a.O., S.704
- 197 Th. Mann, «Bruder [Hitler](#)», GW 12, S. 774; zur vorstehend zitierten Bemerkung [Hitlers](#) vgl. Walter Frank, «Zur Geschichte des Nationalsozialismus», in: 'Wille und Macht' 1934/17, S. 1 ff.
- 198 Vgl. K. Heiden, «Geburt», S.60
- 199 Bericht des Kriminal-Sekretärs Feil, HStA München, Allg. Sonderausgabe I, Nr. 1475
- 200 So [Hitler](#) zu Schleicher Anfang Februar 1933, vgl. H. Brüning, a.a.O., S.648
- 201 Vgl. H. Frank, a.a.O., S. 121 f., der freilich in der veröffentlichten Fassung seines Buches die hier angeführte eschatologische Passage nicht zitiert; vgl. dazu W. Görlitz/H.A.Quint, a.a.O., S.367
- 202 [Hitler](#) im Wahlkampf in Lippe, vgl. M. Domarus, a.a.O., S. 176

### Zwischenbetrachtung II

- 1 So Hugenberg in jenen Tagen, vgl. H.O. Meissner/H. Wilde, a.a.O., S.294
- 2 F. Benn, «Doppelleben», GW IV, S.89
- 3 G. A. Borgese, «Der Marsch des Faschismus», Amsterdam 1938, S.338
- 4 So Friedrich Franz v. Unruh in einer Artikelserie «Nationalsozialismus», die zwischen dem 22. Februar und dem 2. März 1931 in der 'Frankfurter Zeitung' erschien

5 E. Vermeil, «The Origin, Nature and Development of German Nationalist Ideology in the 19th and 20th Centuries», in: «The Third Reich», S. 6. Vgl. dazu auch Rohan D'O. Butler, «The Roots of National Socialism», New York 1942, W. M. Govern, «From Luther to Hitler», London 1946, sowie W. Steed, «From Frederick the Great to Hitler. The Consistency of German Aims», in: 'International Affairs' 1938/17

6 F. Meinecke, a.a.O.

Trotz zahlreicher zutreffender Einzelbeobachtungen entgehen alle Versuche, Hitler im Fluchtpunkt einer mehrhundertjährigen Geschichte zu erkennen, nicht der Gefahr, in die Nähe nationalsozialistischer Interpretationen selbst zu geraten; denn diese meinten nichts anderes, wenn sie die Hanse, die Mystik, Preussentum und Romantik usurpierten und das Dritte Reich als Selbstverwirklichung der deutschen Geschichte feierten. Und als nicht weniger problematisch erwies sich der entgegengesetzte Versuch, den Nationalsozialismus wie den Totalitarismus überhaupt als Krisenphänomen des demokratischen Zeitalters schlechthin mit seiner Auflehnung gegen Tradition und verankerte Ordnungen, seinen gesellschaftlichen Antagonismen und ökonomischen Anfälligkeiten darzustellen, ihn als Konsequenz nicht des deutschen, sondern des modernen Charakters an sich zu definieren: die realisierte negative Utopie des totalen Staates, wie sie in zahlreichen pessimistischen Prophetien des 19. Jahrhunderts beschworen worden ist. Denn der Nationalsozialismus begriff sich selber gerade als die weltgeschichtliche Korrektur jener Krise, zu deren Ausdruck er damit gemacht wird. In den von deutscher Seite stammenden Darstellungen mit diesem Deutungsansatz erscheint Hitler nicht selten als Überfremdungsphänomen, ein «Gegensatz der Tradition, insbesondere der deutsch-preussischen und der bismarckischen Tradition», wie Gerhard Ritter in seinem Beitrag für den

Sammelband «The Third Reich» in konsequentem Widerspruch zu E. Vermeil geäußert hat (S.381 ff.); auch die vornehmlich den Deutschen angelasteten Fehlhaltungen seien ein Merkmal seiner Epoche im Ganzen, so meinte er. «Es ist überraschend, wie viele Äußerungen nationalistischer Ambition, militaristischer Gesinnung, rassistischen Stolzes und antidemokratischer Kritik man in der geistesgeschichtlichen und politischen Literatur aller europäischer Länder finden kann.»

Alle diese einseitig zugespitzten Deutungsversuche vermögen den Charakter der Erscheinung nicht zu fassen; das wird nirgends so deutlich wie am marxistischen Interpretationsmodell. Unablässig von den eigenen Axiomen sowie von der Pietät gegenüber den unterlegenen Altgenossen von einst behindert, haben seine Wortführer sich im Grunde niemals von der bekannten, offiziell verkündeten Definition freimachen können, die im Nationalsozialismus eine Erscheinungsform der «offenen terroristischen Diktatur der am meisten reaktionären, chauvinistischen und imperialistischen Elemente des Finanzkapitals» erkennt und daher, folgt man dem Gedanken bis zum Ende, nicht in Hitler, Goebbels und Streicher, sondern in Hugenberg, Krupp und Thyssen die Kempersonnage des Nationalsozialismus sehen muss; so in der Tat denn auch bspw. E. Czichon, a.a.O., u.v. a. Vgl. dazu und zum gesamten Sachverhalt im Übrigen den instruktiven Überblick bei K. D. Bracher, «Diktatur», S. 6 ff.

7 Vgl. oben, S.459; dazu auch Anmerkung 20 zur 1. Zwischenbetrachtung. Der rumänische Faschistenführer Codreanu klagte Anfang der zwanziger Jahre anlässlich eines Aufenthalts in Deutschland bezeichnenderweise, dass es keinen elementaren, konsequenten Antisemitismus in diesem Lande gebe; vgl. E. Nolte, «Krise», S.263. Vgl. H. Rauschning, «Gespräche», S. 212

9 So Rudolf Höss, der zeitweilige Kom-

- mandant von Auschwitz, vgl. Gustave Mark Gilbert, «The Psychology of Dictatorship», New York 1950, S. 250
- 10 «Wer diese Mission stört», so hatte Hitler in seiner Rede vom 20. Februar 1938 erklärt, «ist ein Feind des Volkes, gleichgültig, ob er diese Störung als Bolschewist, als Demokrat, als revolutionärer Terrorist oder als reaktionärer Phantast versucht»; vgl. M. Domarus, a.a.O., S.793. Mit metaphysischem Anspruch unterbaut, taucht dieser Gedanke einer besonderen Sendung u.a. bei Hans Frank auf, der am 10. Februar 1937 in seinem Tagebuch notierte: «Ich bekenne meinen Glauben an Deutschland. Deutschlands Dienst ist Gottesdienst. Keine Konfession, kein Christusglaube kann so stark sein wie dieser unser Glaube, dass, wenn Christus heute erschiene, er Deutscher wäre. Wir sind in Wahrheit Gottes Werkzeug zur Vernichtung des Schlechten. Wir streiten in Gottes Namen gegen den Juden und seinen Bolschewismus. Gott schütze uns!»; zit. nach Christoph Klessmann, «Der Generalgouverneur Hans Frank», in: VJHfZ 1971 /3, S. 259.
- 11 H. Rauschnig, «Gespräche», S. 211
- 12 H.J. Laski, «Die Lektion des Faschismus», zit. bei E. Nolte, «Theorien», S.379
- 13 Th Mann, «Denken und Leben», GW 11, S. 246
- 14 Paul de Lagarde, «Ausgewählte Schriften», hrsg. von Paul Fischer, München 1934, S. 34
- 15 «Die Herrschaft der Minderwertigen» war der Titel einer erbitterten Demokratie-Kritik von Edgar J. Jung, der später als Mitarbeiter Papens den Morden vom 30. Juni 1934 zum Opfer fiel.
- 16 Th. Mann, «Betrachtungen eines Unpolitischen», S. 113. Der Brief Wagners an F. Liszt ist abgedruckt bei R. Nitsche, «Der hässliche Bürger», Gütersloh 1969, S.158.
- 17 Th. Mann, a. a. O., S. 115; ferner R. Wagner, vor allem in: «Kunst und Revolution», Ges. Schriften III, S. 194; vgl. dazu auch R. Gutmann, a.a.O., S. 148ff., sowie F. Stern, a.a.O., S. 154,166,172
- 18 Ebd., S. 181 ff.; ferner auch Klemens V. Klemperer, a. a. O., S. 167 ff.
- 19 So der Sinn der Demokratie-Kritik bei Ignazio Silone, «Die Kunst der Diktatur», S.171
- 20 Pierre Vienot, «Ungewisses Deutschland», Frankfurt/M. 1931, S.93
- 21 M. Domarus, a.a.O., S.226
- 22 Vgl. Anmerkung II /171
- 23 So Carl Goerdeler nach einem Stenogramm Richard Breitings, zit. bei E. Calic, a. a. O., S. 171; ferner H. Hoffmann, a.a.O., S. 188
- 24 Vgl. 'Illustrierter Beobachter' 1926, Nr. 2, S. 6
- 25 A. Speer, a.a.O., S. 134
- 26 A. Speer in einer Notiz für den Verfasser; zur Ablehnung von Hess bzw. Himmler als Nachfolger vgl. A. Speer, a.a.O., S. 152
- 27 H.S.Ziegler, a.a.O., S.75; ferner A. Speer, a.a.O., S.249. Die Freistellung der Wissenschaftler und Techniker geschah erst 1942 aufgrund einer Initiative von Speer; das Problem der Freistellung der Künstler löste Hitler, einer persönlichen Mitteilung Speers zufolge, indem er deren Militärpapiere bei den Wehrbezirkskommandos anfordern und kurzerhand vernichten liess.
- 28 H. Frank, «Friedrich Nietzsche», zit. nach Ch. Klepmann, a.a.O., S.256; ferner «Tischgespräche», S.167f.; vgl. auch A. Speer, a.a.O., S.38
- 29 So eine Äusserung Schleichers, vgl. W. Conze, «Zum Sturz Brünings», in: VJHfZ 1953/2, S. 261 ff.; ferner «Tischgespräche», S.167f.; vgl. auch A. Speer, a. a. O., S. 38
- 30 Vgl. A. Hillgruber, «Strategie», S. 216
- 31 Zit. nach James Joli, «Three Intellectuals in Politics», S.135,174
- 32 Gerhard Ritter berichtet in: «Carl Goerdeler», S. 109, der Masse des deutschen Bürgertums wäre die Vorstellung, einem gewissenlosen Abenteuerer in die Hände gefallen zu sein, «geradezu grotesk» erschienen. Die Stellungnahme Rudolf Breitscheids berichtet Fabian v. Schlabrendorff, «Offiziere gegen Hitler», S. 12; die geistigen Grundlagen vermisste Julius Leber in



einer Tagebuchnotiz, vgl. «Ein Mann geht seinen Weg», Berlin 1952, S. 123 f. Zahlreiche Sozialdemokraten erwarteten insgeheim, **Hitler** werde rasch in Auseinandersetzungen mit Papen und Hindenburg geraten, so dass sie selber als lachende Dritte auf der Szene erscheinen könnten; «dann aber werde Abrechnung gehalten, nicht wie 1918», drohte der preussische Ex-Staatssekretär Abegg im Gespräch mit Graf Kessler, wie dessen «Tagebücher», S. 708, berichten.

33 H. Graf Kessler, a.a.O., S.684f.

### *Fünftes Buch*

- 1 «Ablaufen lassen», meinte v. Neurath, selbst Kabinettsmitglied; vgl. H. Rauschnig, «Gespräche», S. 141.
- 2 J. Goebbels, «Kaiserhof», S. 256
- 3 H. Schacht, «Abrechnung mit **Hitler**», S. 31; der Aufruf selber ist abgedruckt bei M. Domarus, a.a.O., S.191 ff.
- 4 Vgl. dazu Paul Kluge, «Nationalsozialistische Europaideologie», in: VJHfZ 1955 /3, S. 244, der die Auffassung vertritt, dass **Hitlers** Verhalten «nur aus dem Gefühl des Triumphes unmittelbar in der Stunde des endlich errungenen Machtbesitzes zu erklären» sei, ferner dazu auch Hans Bernd Gisevius, «Adolf **Hitler**», S.175.

Der Wortlaut der Ansprache ist nicht überliefert, doch existieren mehrere, teilweise ausführliche und sich ergänzende Berichte von Teilnehmern. Vgl. bspw. die Aufzeichnung des damaligen 2. Adjutanten v. Hammersteins, Horst V. Mellenthin, in «Zeugenschrifttum des IfZ München» Nr. 105, S. 1 ff., von dem auch die im folgenden Absatz zitierte Schilderung stammt; ferner die während der Rede mitgeschriebenen Notizen des Generals Liebmann in der Dokumentation von Thilo Vogelsang, VJHfZ 1954/2, S.434f. sowie Raeders Aussage in Nürnberg, IMT XIV, S.28, der freilich versichert, «von irgendwelchen Kriegsabsichten, kriegerischen Absichten» sei «in gar keiner Weise die

Rede» gewesen. Dem widersprechen aber die anderen Berichte. Auch ist Raeders Behauptung, **Hitlers** Äusserungen hätten «auf alle Zuhörer befriedigend» gewirkt, verschiedentlich bestritten worden, so von General V. d. Bussche u.a. Vgl. dazu K. v.Hammerstein, «Spährtrupp», S. 64. **Hitler** selbst soll Blomberg gegenüber geäußert haben, die Ansprache sei «eine seiner schwierigsten Reden gewesen, da er die ganze Zeit wie gegen eine Wand gesprochen habe»; vgl. Hermann Foertsch, «Schuld und Verhängnis», S.33.

- 5 So K.D. Bracher, «Diktatur», S. 210
- 6 Vgl. die letzte protokollierte Lagebesprechung V. 27. April 1945, zit. in: 'Der Spiegel vom 10. Januar 1966. Goebbels fügte bezeichnenderweise hinzu, auch 1938, beim Anschluss Österreichs, wäre es «besser gewesen, Wien hätte Widerstand geleistet und wir hätten alles kapputschlagen können». Ferner «Tischgespräche», S. 364, 366
- 7 M. Domarus, a.a.O., S.zozf. sowie S.200
- 8 F. V. Papen, a. a. O., S. 294
- 9 Erich Gritzbach, «Hermann Göring. Werk und Mensch», S. 31; vgl. auch C. Horkenbach, a. a. O., S. 66. Einen Eindruck von dem Umfang dieser Massnahmen vermittelt die Tatsache, dass allein von 32 Obersten der Schutzpolizei 22 verabschiedet wurden. «Hunderte von Offizieren und Tausende von Wachtmeistern folgten im Laufe der nächsten Monate. Neue Kräfte wurden herangezogen, und überall wurden diese Kräfte aus dem grossen Reservoir der SA und SS genommen», schreibt Göring selber dazu in: «Aufbau einer Nation», S.84.
- 10 K. D. Bracher, «Machtergreifung», S. 73; ferner E. Crankshaw, «Die Gestapo», S. 351 ff., wo sich eine anschauliche Schilderung dieses Aufstiegs findet. Zur Bemerkung Görings vgl. «Aufbau einer Nation», S.86f.
- 11 Rede auf einer Kundgebung der NSDAP in Frankfurt/Main am 3.März 1933, vgl. H. Göring, «Reden und Aufsätze», München 1939, S. 27
- 12 M. Domarus, a.a.O., S.208



- 13 J. Goebbels, «Kaiserhof», S. 256f.
- 14 Verlauf und Bedeutung der Veranstaltung wurden erst während des Nürnberger Prozesses aufgedeckt; vgl. im Einzelnen IMT XXXV, S.42ff.; ferner auch IMT V, S.177ff.; XII, S.497ff. sowie XXXVI, S. 520ff.
- 15 Vgl. M. Domarus, a.a.O., S.214, 207, 209, 211; ferner N. H. Baynes, a. a. O. I, S. 252, 238
- 16 J. Goebbels, «Kaiserhof», S. 254
- 17 Ebd., S. 86. Zum Urteil **Hitlers** über die revolutionäre Ermüdung des Marxismus vgl. die Rede auf der Tagung des Führerringes Thüringen Anfang 1927, zit. bei H.-A. Jacobsen/W. Jochmann, a.a.O., unter Stichwort «Anfang 1927», S. 2. Vor dem Hintergrund dieser und ähnlichläutender Bemerkungen bei anderer Gelegenheit hat man auch das bis heute nachwirkende, gerade von **Hitler** und Goebbels am eifrigsten propagierte Argument zu sehen, Deutschland habe damals vor der unvermeidlichen Alternative Kommunismus oder Nationalsozialismus gestanden. Zum folgenden Hinweis über die Attentatsgerüchte vgl. J. Goebbels, «Kaiserhof», S. 272
- 18 Vgl. für diesen Zusammenhang E. Nolte, «Kapitalismus-Marxismus-Faschismus», in: 'Merkur' 1973/2, S.111 ff.
- 19 Fritz Tobias, «Der Reichstagsbrand». Dagegen in zahlreichen Ankündigungen, denen bis zum Zeitpunkt, da das Ms. abgeschlossen wurde, freilich die eigentliche Untersuchung noch nicht gefolgt ist, Edouard Calic und das von ihm geleitete «Europäische Komitee zur wissenschaftlichen Erforschung der Ursachen und Folgen des Zweiten Weltkriegs». Vgl. dazu bspw. auch H. Mommsen, «Der Reichstagsbrand und seine politischen Folgen», in: VJHZ 1964/4, sowie ders. in: 'Die Zeit' vom 26. Februar 1971, S. 11. Fragwürdig ist in der Tat immer noch, ob van der Lubbe allein imstande war, innerhalb weniger Minuten zahlreiche wirksame Brandherde zu legen, oder auch, wie sich die Kühnheit und energische Umsicht dieser Tat mit den drei übrigen, am gleichen Tag verübten Brandstiftungen van der Lübbes vereinbaren lässt, die doch sämtlich von beträchtlicher Ungeschicklichkeit zeugten.
- 20 Vgl. IMT IX, S.481f. sowie PS-3593. Göring hat im Übrigen bis zuletzt energisch jede Teilnahme an der Brandstiftung bestritten und – nicht ungläubwürdig – bemerkt, es hätte für ihn keiner besonderen Anlässe bedurft, um gegen die Kommunisten vorzugehen. «Das Schuldkonto war so gross, ihr Verbrechen ein so gewaltiges, dass ich ohne weitere Veranlassung entschlossen und gewillt war, mit allen mir zu Gebote stehenden Machtmitteln den rücksichtslosen Ausrottungskrieg gegen diese Pest zu beginnen. Im Gegenteil, wie ich schon im Reichstagsbrandprozess ausgesagt habe, war mir der Brand, der mich zu so raschem Vorgehen zwang, sogar äusserst unangenehm, da er mich zwang, schneller zu handeln, wie beabsichtigt, und loszuschlagen, bevor ich mit allen umfassenden Vorbereitungen fertig war.» So in: «Aufbau einer Nation», S. 93 f.
- 21 Rudolf Diels, «Lucifer ante portas», S.194
- 22 J. Goebbels, «Kaiserhof», S. 271. Zu den Verhaftungsaktionen vgl. C. Horkenbach, a. a. O., S. 74
- 23 «Amtliche Meldung des Preussischen Pressedienstes», abgedr. bei C. Horkenbach, a.a.O., S.72
- 24 H. Brüning, a.a.O., S.652
- 25 A. Brecht, «Vorspiel zum Schweigen», S.125 f. § 1 der Notverordnung vom 28. Februar 1933 lautet: «Die Artikel 114,115,117,118,123,124 und 153 der Verfassung des Deutschen Reiches werden bis auf Weiteres ausser Kraft gesetzt. Es sind dabei Beschränkungen der persönlichen Freiheit, des Rechts der freien Meinungsäusserung einschliesslich der Pressefreiheit, des Vereins- und Versammlungsrechts, Eingriffe in das Brief-, Post-, Telegraphen- und Fernsprechgeheimnis, Anordnungen von Haussuchungen und von Beschlagnahme sowie Beschränkungen des Ei-

- gentums auch ausserhalb der sonst hierfür bestimmten gesetzlichen Grenzen zulässig.»
- 26 K.D. Bracher, «Machtergreifung», S. 82 ff. Bracher hat im Übrigen auch zu Recht bemerkt, dass die vorschnelle Begründung der NVO mit «kommunistischen staatsgefährdenden Gewaltakten» spätestens nach dem Urteil des Reichsgericht hinfällig war. Die Tatsache, dass die NVO gleichwohl in Geltung blieb, erlaubt es, «den nationalsozialistischen Staat auch formal als einen Unrechtsstaat zu bestimmen»; ebd., S.85.
- 27 J. Goebbels, «Kaiserhof», S. 271 sowie 'Daily Express' v. 3. März 1933; vgl. dazu auch Sefton Delmer, «Die Deutschen und ich», S. 196. Hinsichtlich der Verhaftungen vgl. M. Broszat, a.a.O., S. 101 f.
- 28 'Völkischer Beobachter' vom 6. März 1933; ferner J. Goebbels, «Kaiserhof», S. 273 f. Zu den Verlusten siehe K. Heiden, «Geburt», S. 116
- 29 J. Goebbels, «Kaiserhof», S. 274
- 30 Martin H. Sommerfeld, «Ich war dabei», S.42; zur folgenden Bemerkung von Goebbels vgl. dessen Revolutionstagebuch S. 275 sowie C. Horkenbach, a.a.O., S.98
- 31 Kabinettsitzung vom März 1933, abgedr. in: «Akten zur Deutschen Auswärtigen Politik 1918-1945», Serie D (ADAP), S.114; ferner Verlautbarung der Reichspressestelle der NSDAP vom 5. März 1933, Schulthess, 1933, S.54f. Zum Telegrammwechsel zwischen dem Zentrumsabgeordneten Joos und Göring vgl. «Ursachen und Folgen» IX, S.80
- 32 Max Miller, «Eugen Bolz, Staatsmann und Bekenner», Stuttgart 1951, S.440. Einige kleinere Länder, in denen die Nationalsozialisten an der Regierung beteiligt waren, waren schon Mitte Februar gleichgeschaltet worden, z.B. Thüringen, Anhalt, Lippe, Braunschweig, Mecklenburg, Schwerin und Neustrelitz.
- 33 M. Domarus, a.a.O., S.222
- 34 E. Calic, a. a. O., S. 59. Zur vorausgehenden Bemerkung vgl. H. Rauschnig, «Gespräche», S. 164
- 35 Aufruf **Hitlers** vom 10. März 1933, zit. bei M. Domarus, a.a.O., S.219. Vgl. andererseits **Hitlers** Unwillen angesichts der Beschwerde des stv. Vorsitzenden der DNVP, v. Winterfeld, v. 10.3.33 BAK R 43 II, 1263. Zu **Hitlers** Schreiben an Papen, das in Kopie an Hindenburg und den Reichswehrminister ging, siehe M. Broszat, a.a.O., S.111. Von den deutschen Zeitungen wurden im Übrigen vom 31. Januar bis 23. August 1933 als gewaltsam getötet gemeldet: 196 Gegner der Nationalsozialisten sowie 24 Anhänger **Hitlers**. In der Zeit bis zu den Märzahlen wurden 51 Gegner und 18 Nationalsozialisten genannt.
- 36 Ebd., S. 215
- 37 K. D. Bracher, «Die Technik der nationalsozialistischen Machtergreifung», in: «Deutschland zwischen Demokratie und Diktatur», S.168
- 38 C. Horkenbach, a.a.O., S. 114
- 39 Siehe K. D. Bracher, «Machtergreifung», S. 158. Der 'VB' hatte schon am 17. März triumphierend vorgerechnet, dass durch blosse Nichtladung der 81 kommunistischen Abgeordneten die NSDAP die absolute Mehrheit mit 10 Sitzen überschreiten könnte.
- 40 J. Goebbels, «Kaiserhof», S. 284
- 41 C. Horkenbach, a.a.O., S. 106
- 42 «Tischgespräche», S.366
- 43 J. Goebbels, «Kaiserhof», S. 285 f.
- 44 So zu Ewald v. Kleist-Schmenzin, der die Äusserung in: 'Politische Studien' 10 (1959), H. 106, S. 92 berichtet hat. Als «Potsdamer Ruhrkomödie» ist die Veranstaltung von F. Meinecke, a.a.O., S. 25, qualifiziert worden.
- 45 So die 'Berliner Börsenzeitung' vom 22. März 1933, zit. nach C. Horkenbach, a.a.O., S.127
- 46 K. Heiden, «Geburt», S. 147
- 47 Die Rede ist abgedruckt bei M. Domarus, a.a.O., S.229ff.
- 48 C. Severing, a.a.O. II, S.385. Zu der im Folgenden wiedergegebenen, in Wirklichkeit allerdings weitaus vertrackter abgelaufenen Briefaffäre vgl. H. Brüning, a. a. O., S. 655 ff., sowie ders.,

- Brief» in: 'Deutsche Rundschau' 1947, S.15
- 49 M. Domarus, a.a.O., S.242ff. Zu der Vermutung, dass **Hitler** die Rede von Wels im Voraus gekannt hat, vgl. Friedrich Stampfer, «Erfahrungen und Erkenntnisse», Köln 1957, S. 268
- 50 BAK Kabinettsprotokolle R 43 I; ferner J. Goebbels, «Kaiserhof», S. 287. An anderer Stelle meinte Goebbels zu **Hitlers** Replik: «Man hatte das Gefühl, als wenn hier Katz und Maus gespielt würde. Der Marxist wurde von einer Ecke in die andere getrieben. Und wo er auf Schonung hoffte, gab es nur Vernichtung.» Vgl. «Der Führer als Redner», in: «Adolf **Hitler**» (Reemtsma-Bilderdienst), S.33
- 51 H. Brüning, «Ein Brief», S. 19
- 52 Eine spätere, mehrfach wiederholte Anfrage wegen des ausgebliebenen Briefes endete mit dem Hinweis **Hitlers**, die Deutschnationalen hätten Einspruch gegen die Übergabe sowie gegen die Veröffentlichung erhoben (die doch vereinbart waren); die Deutschnationalen dementierten auf Befragen allerdings **Hitlers** Behauptung; sie hätten im Gegenteil die Veröffentlichung des Briefes geradezu gewünscht; vgl. H. Brüning, a.a.O., S.660.
- 53 W. Görnitz / H. A. Quint, a. a. O., S. 372
- 54 Zit. nach Ph. W. Fabry, a.a.O., S.91; zum folgenden Hinweis, der offenbar sinngemäss Äusserungen aus der Umgebung des Präsidenten wiedergibt, vgl. H. Brüning, a.a.O., S.650
- 55 F. V. Papen, a. a. O., S. 295. **Hitler** dagegen hat später berichtet; Hindenburg habe ihn eines Tages unvermittelt gefragt, warum denn Papen stets bei den Unterredungen anwesend sei: «Ich will doch Sie sprechen!»; vgl. «Tischgespräche», S.410. Zu der erwähnten Äusserung Meissners in der Kabinettsitzung vom 15.März vgl. IMT XXXI, S.407; allerdings gab Meissner zu bedenken, ob es nicht «vielleicht zweckmässig (sei), bei einigen Gesetzen, die von besonderer Bedeutung seien, auch die Autorität des Herrn Reichspräsidenten einzuschalten».
- 56 So ein Telegramm Meissners an Held vom 10. März 1933, vgl. K. D. Bracher, «Diktatur», S. 228. Zum folgenden Goebbels-Zitat vgl. «Kaiserhof», S.302 (22. April 1933)
- 57 H. Rauschnig, «Gespräche», S.78f. Zur Äusserung Carl Goerdelers siehe E. Calic, a.a.O., S.171
- 58 C. Horkenbach, a.a.O., S.168f; zur Rolle der Bürokratie in dieser Phase sowie überhaupt zur Beamtenpolitik des Regimes s. Hans Mommsen, «Beamtentum im Dritten Reich», Schriftenreihe der VJHFZ Nr. 13
- 59 Vgl. E. Matthias, «Der Untergang der alten Sozialdemokratie 1933», in: VJHFZ 1956/3, S.272. Zum Folgenden vgl. W. Hoegner, «Die verratene Republik», S.360
- 60 So der bezeichnende Titel eines Referats von R. Breitscheid vom 31. Januar 1933, das die Passivität der Parteispitze als einen Akt zukunftsweisiger Besonnenheit ideologisch zu rechtfertigen versuchte; vgl. im Übrigen E. Matthias, a.a.O., S.263
- 61 Verhandlungen des Reichstags, Bd.457, 17. Mai 1933, S. 69
- 62 Zit. bei A. François-Poncet, a.a.O., S. 136
- 63 H. Brüning, a.a.O., S.657; folgende Bemerkung entstammt den Tagebüchern von Robert Musil (Hamburg 1955), vgl. Wilfried Berghahn, «Robert Musil in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten», Hamburg 1963, S. 123.
- 64 Robert Musil, a.a.O., S.125; die Bemerkung Tucholskys stammt aus einem Brief an den Dichter Walter Hasenclever vom 11. April 1933, vgl. R. Tucholsky, GW III, S.399.
- 65 M. Domarus, a.a.O., S.288
- 66 Zit. bei H. Heiber, «Joseph Goebbels», S. 149; ferner H. Rauschnig, «Gespräche», S. 185 ff. Vor allem Besuchern aus dem demokratischen Ausland gegenüber trumpfte **Hitler** gern mit dem Hinweis auf, er lasse bekanntlich nicht nur im Turnus der Legislaturen, sondern auch über einzelne seiner Massnahmen abstimmen und sei daher der weit bessere Demokrat; er sei auch je-

- derzeit bereit, sich einem neuen Votum der Nation zu unterwerfen; vgl. die Hinweise bei H.-A. Jacobsen, «Nationalsozialistische Aussenpolitik», S. 327.
- 67 H. Rauschnig, «Gespräche», S. 179 ff.; vgl. H. Heiber, «Joseph Goebbels», S. 137. Dahinter erhob sich, verführerisch schillernd, die Idee der Volksgemeinschaft, die generationenlang eines der Vorzugsthemen der unerfüllten deutschen Nationalsehnsucht gewesen war. Die Gemeinschaft, die sich im Volk verwirklicht, als die höchste, mystisch verstandene Form sozialer Existenz war Gegenstand einer breiten Verklärungsliteratur, deren Vorstellungen der Nationalsozialismus aufgegriffen und mit aggressiver Schärfe sowohl den marxistischen Klassenkampfthesen als auch den liberalen Pluralismustheorien entgegengesetzt hat. Über dem Bild der zerrissenen Nation, ihren gesellschaftlichen Antagonismen und Konflikten, erhob sich das leuchtende Gegenbild eines Staates, der auf Treue, Disziplin, Ehre, Zucht und Hingabe gegründet war und nicht nur die alte Traumvision der harmonischen Einheit, sondern auch die nicht minder suggestive Idee des machtvollen und gefürchteten Gemeinwesens enthielt. An die Stelle der friedlosen, verdummtten Masse, so meinte **Hitler**, trete «die aus ihr erwachsene Volksgemeinschaft, die gegliederte, zum Selbstbewusstsein gebrachte Nation». Auf ihre Verwirklichung richteten sich jetzt die wichtigsten Initiativen der zweiten Machtergreifungsphase.
- 68 Rede an die Reichsstatthalter vom 6. Juli, vgl. 'VB' vom 8. Juli 1933
- 69 Ebd. Wie bewusst **Hitler** die Versöhnung im Ganzen angesteuert hat, geht aus seinem späteren Vorwurf an die Adresse Francos hervor, dieser habe seine einstigen Gegner «wie Banditen» behandelt: «Das ist keine Lösung», fuhr er fort, «wenn man die Hälfte eines Landes für vogelfrei erklärt», und fügte hinzu, er sei damals falsch unterrichtet worden, sonst hätte er dies niemals zugelassen; vgl. «Le Testament politique de **Hitler**», S. 76 f.
- 70 Schreiben des Kreispropagandaleiters Trier vom 19. Jan. 1939, vgl. F.J. Heyen, a.a.O., S.326f.
- 71 K. D. Bracher, «Diktatur», S. 258; D. Schoenbaurn, a.a.O., S.336; ferner Walter Schellenberg, «Memoiren», S.98
- 72 H. Rauschnig, «Gespräche», S. 96; K.G. W. Luedecke, a.a.O., S.518
- 73 So in der erwähnten Rede vom 6. Juli vor den Reichsstatthaltern
- 74 Vgl. die bei M. Domarus, a. a. O., S. 285 wiedergegebene «Mitteilung der Reichspressestelle der NSDAP» vom 29.Juni sowie ferner bspw. F.J. Heyen, a. a. O., S. 115. Die Sorge vor der «Verbürgerlichung der Partei» kommt z.B. in einer polemischen Passage eines Aufsatzes der 'NS-Monatshefte' vom Februar 1933, S. 85, zum Ausdruck. Zum folgenden Zitat vgl. H. Rauschnig, a. a. O., S. 89 ff.
- 75 Ebd., S. 198; dort auch die folgende Bemerkung
- 76 F. J. Heyen, a.a.O., S. 134, Bericht des Landrats von Bad Kreuznach
- 77 Rundfunkrede von Goebbels «gegen die Greuelhetze des Judentums» vom 1. April 1933, abgedr. in: «Dokumente der deutschen Politik» I, S. 166 ff.
- 78 A. François-Poncet a.a.O., S.218ff.
- 79 C. Horkenbach, a.a.O., S. 196
- 80 Golo Mann, «Deutsche Geschichte», S.804
- 81 F. Benn, «Antwort an die literarischen Emigranten», GW IV, S.245
- 82 C. Horkenbach, a.a.O., S.207; vgl. ferner Hildegard Brenner, «Die Kunstpolitik des Nationalsozialismus», S.50
- 83 So Walter Hagemann, «Publizistik im Dritten Reich», S. 35. Zum gesamten Komplex der NS-Pressepolitik vgl. die informative und materialreiche Studie von Oron J. Haie, «Presse in der Zwangsjacke».
- 84 M. Broszat, a.a.O., S.286
- 85 Vgl. 'Der Diskus' 1963 /1, «Ein offener Brief», wo sich auch eine Stellungnahme Adornos findet, in der es u.a. heisst: «Der wahre Fehler lag in meiner falschen Beurteilung der Lage; wenn Sie wollen, in der Torheit dessen, dem der

- Entschluss zur Emigration unendlich schwer fiel. Ich glaubte, dass das Dritte Reich nicht lange dauern könne; dass man bleiben müsse, um hinüberzureiten, was nur möglich war... Gegen diese Sätze steht alles, was ich in meinem Leben, vor und nach Hitler, geschrieben habe. « Gerade diese Argumente machen die Äusserung noch unbegreiflicher. Der im Text erwähnte Beitrag Adornos erschien im Juni 1934 in der Zeitschrift 'Die Musik'. Zum «Flammenspruch» Ernst Bertrams vgl. H. Brenner, a.a.O., S. 188 f.; immerhin verliess Bertram, als Thomas Manns Werke ins Feuer geworfen wurden, demonstrativ die Szene. Vgl. ferner « Deutsche Kultur in m Dritten Reich»; hrsg. von Ernst Adolf Dreyer, Berlin 1934, S. 79
- 86 Bettina Feistel-Rohmeder, «Im Terror des Kunstbolschewismus», Karlsruhe 1938, S. 187
- 87 K. D. Bracher, «Diktatur», S. 271
- 88 Max Scheier, «Der Mensch im Weltalter des Ausgleichs», Berlin 1929, Schriftenreihe der Hochschule für Politik, S. 45. Scheier nannte als Symptome der antirationalistischen Tendenz der Epoche den Bolschewismus, den Faschismus, die Jugendbewegung, die Tanzwut, die Psychoanalyse, die neue Wertschätzung des Kindes sowie die Lust an primitiver, mythischer Mentalität.
- 89 Edgar J. Jung, «Neubelebung von Weimar?», in 'Deutsche Rundschau' Juni 1932. Zur Bemerkung Paul Valerys vgl. Th. Mann, «Nachlese. Prosa 1951-55», S. 196
- 90 G. Benn in dem erwähnten Brief, a.a.O., S.245f.
- 91 Vgl. Czeslaw Milosz, «Verführtes Denken», S. 20
- 92 K.G. W. Luedecke, a.a.O., S.443; '13s Zitat Hitlers bei M. Domarus, a.a.O., S.315
- 93 Vgl. die Abbildung bei E. Nolte, «Faschismus», S. 294
- 94 «Mein Kampf», S. 491
- 95 M. Domarus, a.a.O., S.302. Zur folgenden Bemerkung H. Rauschnings vgl. «Gespräche», S.27f.
- 96 K. D. Bracher, «Diktatur», S. 253; ferner K. Heiden, «Geburt», S.257
- 97 Hans Wendt, «Hitler regiert», S. 23 f. Ferner Hildegard Springer, «Es sprach Hans Fritzsche», S. 159. In der Sportpalastrede vom 10. Februar äusserte Hitler dazu: «Wenn sie sagen: Sagen Sie uns Ihr detailliertes Programm, dann kann ich ihnen nur zur Antwort geben: Zu jeder Zeit wäre vermutlich ein Programm mit ganz konkreten wenigen Punkten möglich gewesen für eine Regierung. Nach eurer Wirtschaft, nach eurem Wirken, nach eurer Zersetzung aber muss man das deutsche Volk von Grund auf neu aufbauen, genau so wie ihr es bis in den Grund hinein zerstört habt! Das ist unser Programm!» Vgl. M. Domarus, a. a. O., S. 204
- 98 Vgl. A. Krebs, a.a.O., S. 148ff.
- 99 «Mein Kampf», S. 228 ff., sowie H. Rauschning, «Gespräche», S. 26. Zum Fiasko Feders siehe 'VB' vom 28. Juli 1933. Eine ausführliche Darstellung der Mittelstandspolitik jener Phase findet sich bspw. bei K. Heiden, «Geburt», S. 172 ff., sowie M. Broszat, a.a.O., S.213
- 100 Schreiben des Treuhänders der Arbeit / Westfalen, Dr. Klein, an Staatssekretär Grauert, zit. in: «Ursachen und Folgen» IX, S. 681
- 101 H. Rauschning, «Gespräche», S.151, 179 f.
- 102 Schulthess 1933, S. 168
- 103 IfZ/München MA 151 /16. Das kleinliche Hin und Her der Ressorts angesichts des in der zweiten Hälfte 1932 erörterten Autobahnprojekts macht vor allem einen bemerkenswerten Mangel an psychologischem Spürsinn deutlich und stellt offenbar zu keinem Zeitpunkt die Stimmungswirkung in Rechnung, die die Inangriffnahme eines solchen Grossunternehmens auf die von Arbeitslosigkeit und sozialer Misere deprimierten Menschen haben musste. Hitler dagegen erkannte diese Chance sofort, und vermutlich hat sie ihm zu diesem Zeitpunkt mehr bedeutet als der ökonomische, technologische oder auch strategische Zweck, den das Projekt auch hatte.

- 104 Zit. in: «Ursachen und Folgen» IX, S. 664. Dort auch weitere Dokumente zur Arbeitsbeschaffungspolitik des Regimes. Zum folgenden Zitat vgl. «Adolf Hitler in Franken», S. 151
- 105 D. Schoenbaum, a.a.O., S. 150; ferner Th. Eschenburg, «Dokumentation», in VJHfZ 1955/3, S.314ff. Ferner Historikus, «Der Faschismus als Massenbewegung», Karlsbad 1934, S. 7
- 106 H. Rauschnig, «Gespräche», S.126 und S. 165; zum eben erwähnten Zitat vgl. den Bericht des österreichischen Generalkonsuls in München vom 27. März 1925, zit. bei E. Deuerlein, «Aufstieg», S. 252
- 107 So bspw. Otto Strassers Zeitung 'Die Schwarze Front', vgl. W. Görnitz/H.A. Quint, a.a.O., S.367. Zur Unterhausdebatte siehe K. Heiden, «Geburt», S. 209
- 108 So zum Hamburger Bürgermeister Krogmann am 15. März 1933, vgl. H.-A. Jacobsen, «Nationalsozialistische Aussenpolitik», S.395; dort auch, S. 25, aufschlussreiches Material über den im Zuge der Machtergreifung eingetretenen Personalwechsel. Im Auswärtigen Dienst bspw. wurden danach «höchstens 6% aus politischen Gründen abgelöst», und nur ein einziger Diplomat, der deutsche Botschafter in Washington, V. Prittwitz-Gaffron, quitierte aufgrund politischer Vorbehalte den Dienst. Zur Charakterisierung des Auswärtigen Amtes durch Hitler vgl. H. Rauschnig, «Gespräche», S. 250
- 109 Zur Reaktion des Auslandes vgl. W. L. Shirer, a. a. O., S. 207
- 110 Vgl. dazu G. Meinck, «Hitler und die deutsche Aufrüstung», S. 33 f-
- 111 IMT XXXIV C-140
- 112 E. Nolte, «Krise», S.138
- 113 So der englische Journalist Ward Price im Verlauf eines Interviews mit Hitler vom 18.Oktober 1933, vgl. 'VB' vom 20. Oktober 1933; ferner C. Horkenbach, a.a.O., S.479
- 114 H. Rauschnig, «Gespräche», S. 101 ff.
- 115 Vgl. Bericht des britischen Botschafters vom 15. November 1933, siehe «Ursachen und Folgen» X, S. 56 f.; vgl. dazu auch das Telegramm, das Martin Niemöller und andere Pfarrer aus diesem Anlass an Hitler richteten: «In dieser für Volk und Vaterland entscheidenden Stunde grüssen wir unseren Führer. Wir danken für die mannhafte Tat und das klare Wort, die Deutschlands Ehre wahren. Im Namen von mehr als 2500 evangelischen Pfarrern, die der Glaubensbewegung Deutsche Christen nicht angehören, geloben wir treue Gefolgschaft und fürbitzendes Gedenken.» Zit. nach Ph. W. Fabry, a.a.O., S.123
- 116 Zu den zitierten Reden vgl. Domarus, a.a.O., S.312ff. sowie S.324; ferner C. Horkenbach, a.a.O., S.536f. Anschaulich auch die Situationsschilderung in dem erwähnten Bericht des britischen Botschafters
- 117 C. Horkenbach, a.a.O., S.554
- 118 M. Domarus, a.a.O., S.357. Zu Hitlers Andeutungen gegenüber dem französischen Botschafter vgl. H.-A. Jacobsen, «Nationalsozialistische Aussenpolitik», S. 331; zur Äusserung von Neuraths siehe Robert Ingrim, «Hitlers glücklichster Tag», S. 87.'VB' vom 31.Okt. 1928 hatte ein österreichischer Nationalsozialist unwidersprochen erklärt, dass angesichts der deutschen Ausdehnungsabsichten nach Osten die Polen aus ihrem gegenwärtigen Gebiet verschwinden müssten und die Tschechen hinter den Polen herzuschieben oder aber nach Südamerika umzusiedeln seien.
- 119 «Documents on British Foreign Policy», 2nd ser. vol. IV, Bericht vom 30. Januar 1934
- 120 Julius Epstein, «Der Seeckt-Plan», in: 'Der Monat', Heft 2, November 1948, S.42ff.
- 121 So Arnold Toynbee im Jahre 1937, zit. bei Martin Gilbert/Richard Gott, «Der gescheiterte Frieden», S. 54. Vgl. ferner Karl Lange, «Hitlers unbeachtete Maximen», S. 113 f. Ebenso bemerkte Sumner Welles, die amerikanische Aufmerksamkeit habe sich überwiegend auf Hitlers Eigenarten sowie die Ähnlichkeit zwischen seinem Bart und dem von Charlie Chaplin gerichtet; ebd., S. 125f.

- 122 Vgl. Anthony Eden, «Angesichts der Diktatoren», S. 87 ff.; A. François-Poncet, a.a.O., S.164. Zahlreiche weitere, hier zum Teil angeführte Hinweise auch bei H.-A. Jacobsen, «Nationalsozialistische Aussenpolitik», S. 369 ff. Die Episode mit Sir John Simon berichtet I. Kirkpatrick, «Im Inneren Kreis», S.34f.
- 123 Zit. nach Ph. W. Fabry, a.a.O., S. 115
- 124 Vgl. H. Brenner, a.a.O., S. 100ff.
- 125 Ebd., S. 40; ferner Th. v. Trotha, «Das NS-Schlichtheitsideal», in: 'NS-Monatshefte', 4. Jhg. Heft 35, Februar 1933, S.90
- 126 Rudolf Hess, «Reden», München 1938, S. 14; zur Bemerkung **Hitlers** über die Idolatrie der Massen siehe «Tischgespräche», S.478
- 127 «Die Führergewalt ist... frei, unabhängig, ausschliesslich und unbeschränkt», formulierte Ernst Rudolf Huber, «Verfassungsrecht», S. 230. Zum vorerwähnten Zitat vgl. Ernst Forsthoff, «Der totale Staat», S. 37
- 128 W. Brückner, «Der Führer in seinem Privatleben», in: «Adolf Hitler» (Cigaretten-Bilderdienst), S.36
- 129 O. Dietrich «Zwölf Jahre», S. 150. In den «Tischgesprächen» (S.322) meinte er, für einen Menschen mit grossen Gedanken «genügte 2 Stunden konzentrierter Arbeit am Tage».
- 130 Vgl. Anton M. Koktanek, «Oswald Spengler in seiner Zeit», S. 458; zur Lektüre Karl Mays, «Libres propos», S. 306, sowie auch O. Dietrich, «Zwölf Jahre», S.164
- 131 I. Goebbels, «Wer hat die Initiative?», abgedr. in: «Das eherne Herz», S.380. Zur Initiative G. Feders für einen Offizierssekretär vgl. A. Tyrell, a. a. O., S. 60
- 132 M. Domarus, a.a.O., S.352; ferner J. Heiden, «Geburt», S. 260
- 133 Vgl. H.O. Meissner/H. Wilde, a.a.O., S. 195; ferner den Bericht von Sir Horace Rumbold v. 22.2.1933, zit. in: «Ursachen und Folgen» IX, S.41
- 134 Walter Görnitz, «Hindenburg», Bonn 1953, S. 412
- 135 Vgl. H. Krausnick, Beilage 'Das Parlament' vom 30. Juni 1954, S. 319
- 136 IfZ München MA-1236 (Verfügung V. 30. Mai 1933)
- 137 Ebd.
- 138 E. Röhm, «SA und deutsche Revolution», in 'NS-Monatshefte', 4.Jhg. 1933, S. 251 ff.
- 139 Verfügung Ch Nr. 1415/33 v. 31. Juli 1933, vgl. Doc. Centre, 43/1
- 140 H. Rauschning, «Gespräche», S.143f. Es gibt allerdings zwei unterschiedliche Versionen über die Absichten Röhm's. Der einen zufolge wollte er die SA als eine Art Miliz neben der Reichswehr organisieren, der anderen zufolge die SA zur eigentlichen bewaffneten Macht erklärt und die Reichswehr in sie übergeführt wissen. Die Dokumente und diversen Hinweise legen die Vermutung nahe, dass Röhm beide Vorstellungen vertrat, je nachdem, wem gegenüber er sich äusserte, und dabei die erste Version als Übergang zur zweiten verstand.
- 141 W. Görnitz / H. A. Quint, a. a. O., S. 142 440
- R. Diels, a.a.O., S.278. Zur Persönlichkeit V. Blombergs sowie v. Reichenaus vgl. auch H. Foertsch, a.a.O., S.30ff.; ferner Friedrich Hossbach, «Zwischen Wehrmacht und Hitler», S. 76 sowie
- 143 VJHfZ 1959/4, S.429ff.
- H. Rauschning, «Gespräche», S. 147. Zu Reichenaus Erklärung auf der erwähnten Befehlshaberbesprechung vgl. IfZ Zeugenschrifttum Nr. 279 I, S.19. Hinsichtlich der Bedeutung, die der Reichswehr aus der Sicht **Hitlers** für den erfolgreichen Verlauf des Machtergreifungsprozesses zukam, vgl. dessen Rede vom 23. September 1933, zit. bei
- 144 C. Horckenbach, a.a.O., S.413. Rede vor der Kieler SA v. 7. Mai 1933, vgl. Schulthess, a. a. O., S. 124. Noch am 19. März 1934 erklärte er vor alten Kämpfern in München: «Die Revolution mussweitergehen!»; vgl. M. Domarus, a.a.O., S.371.
- 145 Vgl. Gerhard Rossbach, «Mein Weg durch die Zeit», S. 150; ferner Bericht des französischen Militärattachés in Berlin, General Renondeau, vom 23. April 1934, zit. in: «Ursachen und Folgen» X, S. 153. Über weitere provo-



- zierende Äusserungen Röhm's berichtet bspw. R. Diels, a.a.O., S. 121.
- 146 R. Diels, a.a.O., S.275
- 147 Befehlshaberbesprechung vom 2./3. Februar 1934, zit. nach der Aufzeichnung von General Liebmann bei IfZ München, Blatt 76 ff. Der zuvor erwähnte «Arierparagraph» war eine Bestimmung des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. April 1933, wonach alle Juden, die nicht schon vor dem Ersten Weltkrieg Beamte waren oder den Nachweis führen konnten, an der Front gekämpft zu haben, aus dem Beamtendienst ausscheiden mussten.
- 148 Akten des Hauptarchivs der NSDAP, Hoover Institute, Reel 54, Folder 1290; vgl. auch H.-A. Jacobsen / W. Jochmann, a.a.O., unter Datum 2.Febr. 1934
- 149 Helmuth Krausnick, «Juden-Verfolgung», S. 319
- 150 Vgl. Aussage R. Diels, zit. in: K. D. Bracher «Machtergreifung», S.942 (Anm.)
- 151 Vgl. H. Krausnick, a. a. O., S. 320; ferner Bericht Kösters über ein Gespräch mit Röhm vom 23. März 1934, zit. in: ADAP III, S.263
- 152 Vgl. W. Sauer in: K. D. Bracher, «Machtergreifung», S. 946. Nach Sauer wurden bei der Entwaffnung der SA im Sommer 1934 177'000 Gewehre, 651 schwere und 1250 leichte Maschinengewehre eingezogen, was etwa der Ausrüstung von zehn Reichswehr-Infanterie-Divisionen Versailler Musters entsprach.
- 153 Ebd., S. 949 (Anm.)
- 154 Vgl. Liebmann-Aufzeichnungen, a.a.O., Blatt 70
- 155 F. V.Papen, a.a.O., S.344
- 156 «Die brutale Freundschaft» ist der Titel einer Darstellung über die Beziehung zwischen **Hitler** und Mussolini, der seinerseits auf eine Bemerkung **Hitlers** vom April 1945 zurückgeht.
- 157 Die Rede ist auszugsweise abgedr. in: «Ursachen und Folgen» X, S. 157 ff.
- 158 M. Domarus, a.a.O., S.390f.
- 159 A. Rosenberg, «Das politische Tagebuch», S. 31 (Eintragung V. 28.7.1934)
- 160 Vgl. die Hinweise bei W. Sauer in: K. D. Bracher, «Machtergreifung», S.923
- 161 Ebd., S. 954
- 162 Vgl. H. Krausnick, a.a.O., S.321. In diesem Fall unterlief den Regisseuren im Hintergrund freilich eine Panne, die einen Blick hinter die Kulisse des Geschehens erlaubte; denn v. Kleist und Heines trafen sich zu einer offenen Aussprache, in der Sie, wie Kleist später bemerkte, zu dem gemeinsamen Verdacht kamen, «dass wir, .. von dritter Seite – ich dachte an Himmler – gegeneinander gehetzt werden, und dass viele Nachrichten von ihm ausgehen»; V. Kleist machte diese Aussage vor dem IMT in Nürnberg, hier zit. nach H. Bennecke, «Die Reichswehr und der 'Röhm-Putsch', Wien 1964, S. 85.
- 163 Vgl. «Das Archiv», Juni 1934, S. 316 ff. mit zahlreichen weiteren Äusserungen vergleichbarer Art
- 164 H. Krausnick, a.a.O., S.321. Die Ausstossung aus dem «Reichsverband» behauptet Bullock; die von ihm angeführte Quelle, das «Weissbuch», enthält aber keinen ganz eindeutigen Beleg.
- 165 W. Sauer in: K.D.Bracher, «Machtergreifung», S.958
- 166 Zit. in: «Das Archiv», Juni 1934, S. 327. Dort auch alle im weiteren zitierten offiziellen Erklärungen zu den Ereignissen.
- 167 Die Frage nach der Person dessen, der die Münchener «Meuterei» in die Wege geleitet hat, ist bis heute nicht eindeutig geklärt. Neben Himmler deuten einige Indizien auf den Gauleiter Wagner, der jedoch nicht ohne Anstoss von Seiten Himmlers tätig geworden sein dürfte.
- 168 Bericht Erich Kempka's, abgedr. in: «Ursachen und Folgen» X, S. 168 ff.
- 169 M. Domarus, a.a.O., S.399
- 170 H. Frank, a.a.O., S.142f.  
H. B.Gisevius, «Adolf **Hitler**», S. 291  
Aussage Hermann Wild vom 4. Juli 1949, zit. bei H. Mau, «Die zweite Revolution – Der 30. Juni 1934», in: VJHfZ, Heft 1/1953, S.134
- 173 F. J. Heyen, a. a. O., S. 129. Die Gesamtzahl der Opfer dieser zwei Tage ist bis heute nicht aufgeklärt. Die offiziellen



- Angaben sprachen von 77 Opfern, doch dürfte ungefähr die doppelte Anzahl realistisch sein. Die Schätzungen, die von 400 und mitunter bis zu 1'000 Toten wissen wollen, sind unstreitig übertrieben. Vgl. in diesem Zusammenhang die «Amtliche Totenliste vom 30. Juni 1934», IfZ München, Sign. M A-131, Bl. 103458-64
- <sup>174</sup> Vgl. bspw. den oben, Anm. 153, erwähnten Hinweis von Viktor Lutze; auch in anderen Aussagen und Berichten Beteiligten kommt zum Ausdruck, dass Göring, Himmler und Heydrich die eigentlich treibende und die Zahl der Opfer vermehrende Kraft gewesen sind. A. Rosenberg, «Das politische Tagebuch», S. 36, hat für diesen Zusammenhang behauptet, dass z.B. zur Ermordung Gregor Strassers «kein Befehl **Hitlers** vorgelegen und dieser schliesslich eine Untersuchung eingeleitet habe, «um die Schuldigen zur Rechenschaft zu ziehen».
- <sup>175</sup> Zit. bei K. Heiden, «**Hitler**» 1, S.456f.
- <sup>176</sup> Vgl. bspw. O. Strasser, «Mein Kampf», S. 98; danach hat **Hitler** besonders von Cesare Borgia geschwärmt und gelegentlich mit Genuss ausgemalt, wie dieser seine Condottieri zum Versöhnungsdiner geladen habe, «wie sie da alle angekommen seien, die Herren aus den grossen führenden Adelsgeschlechtern, wie man sich an die Tafel gesetzt habe, das Versöhnungsfest zu feiern – um zwölf erhob sich Cesare Borgia, erklärte, jetzt sei aller Unfriede vorbei, da traten hinter jeden der Gäste zwei schwarzgekleidete Männer und fesselten die Condottieri-Führer an ihren Stuhl. Dann hat der Borgia, von einem der Gefesselten zum andern gehend, sie der Reihe nach umgebracht», beendet Strasser die Wiedergabe; doch verdient die Kolportage wenig Glaubwürdigkeit, allenfalls könnte man an eine aus besonderer Stimmung herrührende Erzählung denken. Sie hätte dann aber nicht den von Strasser indizierten Charakterisierungswert.
- <sup>177</sup> So A. Rosenberg; «Das politische Tagebuch», S. 34; danach wollte **Hitler** auch Röhm nicht erschliessen lassen, doch Rudolf Hess sowie Max Amann («Das grösste Schwein muss weg») hätten ihn umgestimmt.
- <sup>178</sup> Vgl. Hermann Mau, «Die 'zweite Revolution' -Der 30.Juni 1934», in; VJHFZ 1953 /1, S. 126, sowie M. Domarus, a.a.O., S.424. Bezeichnenderweise hat **Hitler** den Mord an Röhm in späteren Jahren nie auf moralische Verfehlungen oder eine Putschabsicht der SA zurückgeführt, sondern stets Röhm's Unbotmässigkeit sowie die militärpolitischen Differenzen als Begründung genannt.
- <sup>179</sup> W. Sauer, in: K. D. Bracher, «Machtergreifung», S.934f., der ebenfalls die Ansicht vertritt, **Hitler** habe, von seinen Voraussetzungen her, keine andere Wahl gehabt als den Mord an Röhm.
- <sup>180</sup> G. B.Gisevius, «Bis zum bitteren Ende», S. 270; vgl. auch O. Meissner, a.a.O., S.370
- <sup>181</sup> Beispielsweise wurden Sepp Dietrich zum Obergruppenführer und die langjährigen Kumpane **Hitlers**, Christian Weber und Emil Maurice, zum Oberführer bzw. Standartenführer befördert; vgl. «Des Archiv», Juli 1934, S. 470. Himmler selber wurde mit der Selbständigkeit der SS belohnt und zugleich zur Aufstellung bewaffneter SS-Streitkräfte ermächtigt; vgl. Befehlshaberbesprechungen vom 5. Juli 1934 und 9. Oktober 1934, Liebmann-Aufzeichnungen Blatt 101 und 110.
- <sup>182</sup> Vgl. K.D. Bracher, «Diktatur», S. 263. In der Posener Rede erklärte Himmler in dem Zusammenhang: «Die befohlene Pflicht zu tun und Kameraden, die sich verfehlt hatten, an die Wand zu stellen und zu erschliessen ... (das) hat jeden geschauert und doch war sich jeder klar darüber, dass er es das nächste Mal wieder tun würde, wenn es befohlen wird und wenn es notwendig ist. Ich meine jetzt die Judenevakuierung, die Ausrottung des jüdischen Volkes», zit. nach IMT, 1919-PS, XXIX, S. 145.
- <sup>183</sup> «Tischgespräche», S.348; ferner Bekanntmachung an die Presse vom 2. Juli 1934, zit. bei M. Domarus, a. a. O., S.
- <sup>184</sup> 405

- rigen Vertrauten und zeitweiligen Kanzlers v. Schleicher floss, schien ihm bezeichnenderweise keiner Einschränkung wert; vgl. Funk zu H. Picker, «Tischgespräche», S. 405; ferner H. Frank, a.a.O., S.144.
- 185 So der spätere Generalfeldmarschall V. Rundstedt, vgl. Basil Henry Liddell Hart, «Jetzt dürfen sie reden», Stuttgart/Hamburg 1950, S. 124
- 186 M. Domarus, a.a.O., S.425
- 187 H. Mau, «Die 'zweite Revolution' – Der 30. Juni 1934», S.133
- 188 K.D.Bracher, «Diktatur», S.268.  
V. Blombergs fatale Äusserung heisst im Zusammenhang, die Ehre des preussischen Offiziers sei es gewesen, korrekt zu sein, die des deutschen Offiziers müsse es werden, verschlagen zu sein; vgl. W. Görnitz, «Der deutsche Generalstab», S.348.
- 189 Peter Bor, «Gespräche mit Halder», S. 116 f. In einem Brief aus der Zeit des SA-Verbots hat Groener geschrieben, es sei «Sache der Generale, dafür zu sorgen, dass das Heer nicht letzten Endes doch Herrn Schicklgruber die Hände küsst wie hysterische Frauen»; aber eben dieses Bild kennzeichnet im ganzen treffend die Art, in der v. Blomberg sich Hitler gegenüber verhielt. Vgl. Brief Groener an v. Gleich, abgedr. in: D. Groener-Geyer, a.a.O., S.326
- 290 Siehe oben, Anmerkung 181
- 191 H. Rauschning, «Gespräche», S. 148
- 192 Ebd., S. 161 f.
- 193 Ferdinand Sauerbruch, «Das war mein Leben», München 1960, S.520
- 194 Zit. in: «Dokumente der deutschen Politik» II, S. 32 ff.
- 195 Schreiben Hitlers vom 2. August an Frick über den Vollzug des Gesetzes über das Staatsoberhaupt, vgl. ebd.; S.34f.
- 196 So M. Broszat, a.a.O., S.273
- 197 M. Domarus, a.a.O., S.447f.
- 198 Ebd., S. 433
- 199 Ebd., S. 436
- 200 Ebd., S.448
- 202 H. Rauschning, «Gespräche», S.165; ferner 'Völkischer Beobachter' vom 11. September 1934
- 202 «Vertraulicher Bericht» eines Landjahrführers, in dem zahlreiche weitere totalitäre Aspirationen des Regimes aufgedeckt werden; zit. bei F. J. Heyen, a.a.O., S.171 f.
- 203 So D. Schoenbaum, a.a.O., der umfassendes Material für den erwähnten Sachverhalt beige-steuert hat, siehe insbesondere S. 196 ff. sowie 226 ff. Zum revolutionären Charakter des Nationalsozialismus sowie des Dritten Reichs im ganzen vgl. auch R. Dahrendorf, a. a. O., S. 431 ff., sowie H. A. Turner, «Faschismus und Antimodernismus in Deutschland», in: «Faschismus und Kapitalismus in Deutschland», S. 157 ff.
- 204 H.-A. Jacobsen/W. Jochmann, a.a.O., unter dem Datum des 25. Jan. 1939, S.9. Vgl. auch Hitlers Rede vom 27. Juni 1937 in Würzburg, nie in der Geschichte sei «dieser schmerzliche Prozess klüger, vernünftiger, vorsichtiger und gefühlvoller vollzogen» worden als in Deutschland; zit. bei M. Domarus, a.a.O., S.703.
- 205 Epp-Material, IfZ MA-1236, zit. bei M. Broszat, a.a.O., S.258; ferner ebd. S. 271 f.
- 206 Die jüdische Auswanderung aus Deutschland betrug 1933: 63'400; 1934: 45'000; 1935: 35'000; 1936: 34'000; 1937: 25'000; 1938: 49'000; 1939: 68'000. Vgl. die Unterlagen der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland, Deutsches Zentralarchiv Potsdam, Rep. 97
- 207 So die berühmte, in dem gleichnamigen Buch entwickelte Formel von Ernst Fraenkel.
- 208 «Das Archiv», Juni 1934, S. 359
- 209 Unterredung mit dem Vorsitzenden der französischen Frontkämpfervereinigung, Jean Goy, vgl. M. Domarus, a.a.O., S.460f. Vgl. für diesen Zusammenhang auch E. Nolte, «Faschismus», S. 170

### Sechstes Buch

- 1 «Mein Kampf», S.775; ähnlich ebd. S.365f.
- 2 Rede vom 30. Januar 1941, siehe M. Domarus, a. a. O., S. 1659

- 3 E. Nolte, «Faschismus», S.189f.  
4 H. Graf Kessler, a.a.O., S.716  
5 Rede vom 9. Sept. 1936, Domarus, a. a. O., S. 638; ferner Rede vom 10. September 1936, ebd. S.640, sowie  
6 H. Frank, a. a. O., S. 209  
Kulturrede auf dem Reichsparteitag 1934, vgl. 'Völkischer Beobachter' vom  
7 6. Sept. 1934  
H. Rauschnig, «Gespräche», S. 255; zur Weigerung Chamberlains, Rauschnig zu glauben, vgl. W. Churchill, «Der Zweite Weltkrieg» I, S. 419. Die erwähnte Äusserung von Sir Eric Phipps findet sich in dessen Bericht über den deutsch-polnischen Vertrag.  
8 Zit. bei R. Ingrim, a.a.O., S.70  
So P. Valery, zit. bei I. Silone, a.a.O., S. 36. Zu **Hitlers** Ausführungen über die «Krise der Demokratie» vgl. die auch in anderer Hinsicht bemerkenswerte Rede auf der Ordensburg Vogelsang V. 29. April 1937, abgedr. bei  
9 v.Kotze/Krausnick, a.a.O., S. 111 ff.  
So Arnold Spencer Leese, zit. bei  
10 E. Nolte, «Krise», S.332  
So Wing Cdr. Archie Boyle gegenüber Kplt. Obermüller, vgl. Brief Rosenbergs an **Hitler** v. 15. März 1935, zit. bei H.-A. Jacobsen, «Nationalsozialistische Aussenpolitik», S. 78. Das erwähnte Zitat aus der 'Times' ist die Wiedergabe einer Rede von Lord Lothian im Oberhaus, vgl. R. Ingrim, «Von Tallyrand zu  
11 Molotov», Stuttgart 1951, S. 153.  
Rede v. 22. März 1936, zit. bei M.  
12 Domarus, a.a.O., S.610  
13 Th. Mann, «Dieser Friede», vgl. GW  
14 12, S. 783  
15 Zit. bei M. Domarus, a.a.O., S.473  
16 R. Ingrim, a.a.O., S.107  
A. Kuhn, a.a.O., S. 159  
Vgl. R. Ingrim, a.a.O., S. 140 sowie 139; für die Motive der Appeasement-Politik vgl. auch A. Bullock, a.a.O., S. 336 sowie (aus der Fülle der dazu erschienenen Literatur bspw.) M. Gilbert/R. Gott, a.a.O., Sebastian Haffner, «Der Selbstmord des Deutschen Reiches». Ferner auch Gottfried Niedhart, «Grossbritannien und die Sowjetunion 1934-1939. Studien zur briti-
- schen Politik der Friedenssicherung zwischen den beiden Weltkriegen», sowie Bernd-Jürgen Wendt, «Appeasement 1938. Wirtschaftliche Rezession und Mitteleuropa». Neuerdings auch A. Hillgruber in HZ, 218/1,1974  
17 R. Ingrim, a.a.O., S. 143  
18 M. Domarus, a.a.O., S.491 ff.  
19 Paul Schmidt, «Statist auf diplomatischer Bühne», S. 292  
20 Zit. bei Keith Feiling, «Life of Neville Chamberlain», S. 256  
21 P. Schmidt, a.a.O., S.301. Phipps änderte allerdings in der Zeit seiner Tätigkeit in Berlin seine Auffassung über **Hitler**. Dem amerikanischen Botschafter in Paris gegenüber äusserte er bald darauf, dass er **Hitler** für «einen Fanatiker halte, der sich mit nichts weniger als der Herrschaft über Europa zufriedengeben würde». Seinem amerikanischen Kollegen in Berlin erklärte er, dass Deutschland nicht vor 1938 Krieg führen werde, dass aber «Krieg hierzulande das Ziel» sei; vgl. M. Gilbert/R. Gott, a.a.O., S.26f.  
22 Vgl. die Schilderung bei R. Ingrim, a.a.O., S. 129ff.; ferner P. Schmidt, a.a.O., S.315 sowie den Bericht im Krogmann-Tagebuch, zit. bei H.-A. Jacobsen, «Nationalsozialistische Aussenpolitik»; S.415, Anm.  
23 Zit. bei R. Ingrim, a.a.O., S.133; ferner dazu auch Erich Raeder, «Mein Leben» I, S. 298 ff.  
24 J. V. Ribbentrop, a. a. O., S. 64  
25 R. D. Bracher, «Diktatur», S. 323; die im Folgenden zitierte Äusserung **Hitlers** findet sich bei E. Kordt, «Nicht aus den Akten», S. 109.  
Zur britischen Rechtfertigung der Appeasement-Politik vgl. bspw. die Unterhausrede von Sir Samuel Hoare V. 11. Juli 1935, zit. bei W. Churchill, a.a.O., S.178; ferner S. Hoare, «Neun bewegte Jahre», Düsseldorf 1955, S. 127 ff. Churchill widersprach zwar damals der Regierungspolitik, votierte jedoch in der Abstimmung, die eine Mehrheit von 247 zu 44 Stimmen ergab, dafür.  
26 E. Nolte, «Epoche», S. 288

- 27 Ebd., S. 288; ferner B. Mussolini, «Opera Omnia» XXVI, Florenz 1951, S.319, sowie I. Kirkpatrick, «Mussolini», S. 268; ebd., S. 275, das folgende Mussolini-Zitat
- 28 Vgl. dazu E. Nolte, «Krise», S.162
- 29 Vgl. P. Schmidt, a.a.O., S.342
- 30 E. Nolte, «Krise», S. 160
- 31 Auf diesen Konflikt hat erstmals A. Kuhn in der erwähnten Monographie über **Hitlers** aussenpolitisches Programm ausführlich hingewiesen. Ihm ist auch der Hinweis auf den Zusammenhang mit der weiter unten zitierten Geheimrede **Hitlers** v. 29. April 1937 zu danken.
- 32 Vgl. die Studie von Manfred Funke, «Sanktionen und Kanonen. **Hitler**, Mussolini und der Abessinienkonflikt», Düsseldorf 1971
- 33 Vgl. F. Hossbach, a.a.O., S.97, berichtet, dass **Hitler** erstmals am 12. Februar eine frühere Aktion erwogen habe, ein Beweis dafür, dass **Hitler** sich unter gegebenen Umständen, entgegen aller sonstigen Entscheidungsscheu, auch überaus rasch entschliessen konnte. Zu den im Folgenden erwähnten Ermunterungen durch Mussolini vgl. H.-A. Jacobsen, «Nationalsozialistische Aussenpolitik», S. 418. Die Bemerkung, der Geist von Stresa sei tot, bezog sich auf das seinerzeit erzielte Einvernehmen der Mächte, man werde sich jeder einseitigen Kündigung von Verträgen mit allen geeigneten Mitteln widersetzen.
- 34 M. Domarus, a.a.O., S.580
- 35 P. Schmidt, a.a.O., S.320; ferner F. Hossbach, a. a. O., S. 23 und S. 98. Die vermutlich wohl übertriebene Behauptung, **Hitler** sei zeitweilig einem Nervenzusammenbruch nahe gewesen, die von keiner anderen Seite gestützt wird, stammt von E. Kordt, «Nicht aus den Akten», S. 134.
- 36 K.D. Bracher, «Diktatur», S.325. In den «Tischgesprächen» bekannte **Hitler**, er habe «nach jedem Coup eine Wahl gemacht. Nach aussen und innen sei das von grösster Wirkung»; a.a.O., S. 169.
- 37 H. Hoffmann, a.a.O., S.82; ferner «Tischgespräche», S. 155,169. Ciano sprach im gleichen Sinne vom «faschistischen Grundsatz» der vollendeten Tatsachen; «Coca fatta capo ha.» Vgl. «Tagebücher», S. 9
- 38 Vgl. dazu die Analyse bei G. Meinck, a.a.O., S. 145ff.
- 39 Lord Avon, «Pacing the Dictators», London 1962, S. 362
- 40 A. François-Poncet a.a.O., S.264
- 41 H. Frank, a.a.O., S.204f.
- 42 Vgl. ADAP III. Die italienischen Streitkräfte betrug mehr als 50'000 Mann, die deutschen dagegen rund 6'000, wurden aber laufend ausgewechselt. Die offizielle Werbung von Freiwilligen nach Spanien wurde von **Hitler** untersagt, desgleichen erhielt der Einsatz im Ganzen keine Publizität, sondern wurde streng geheimgehalten.
- 43 E. Nolte, «Krise», S. 178
- 44 G. Ciano, «Tagebücher», S. 46
- 45 E. Ciano, «Diplomatie Papers», zit. bei A. Bullock, a.a.O., S.351
- 46 G. Ciano, «Tagebücher», S. 13
- 47 Zit. bei M. Domarus, a.a.O., S.738; dort auch die übrigen Äusserungen im Verlauf der Besuchstage.
- 48 E. Nolte, «Faschismus», S. 270!
- 49 F. Wiedemann, a. a. O., S. 150. Zu der Episode über das abendliche Gespräch mit Baldwin vgl. M. Gilbert / R. Gott, a.a.O., S.34
- 50 F. Wiedemann, a.a.O., S. 150; vgl. ferner A. Eden, «Angesichts der Diktatoren», S.437
- 51 Th. Jones, «A Diary with Letters 1931-1950», London 1954, S. 251; zum Auftrag Ribbentrops vgl. dessen Bemerkung zum bulgarischen Ministerpräsidenten Kiossewjanoff am 5. Juli 1939 in: ADAP VI, S. 714; siehe ferner auch C.J.Burckhardt, a.a.O., S.285, 295
- 52 Rede v. 13. Nov. 1936, zit. bei M. Domarus, a. a. O., S. 643
- 53 So in der Proklamation des Reichsparteitages 1937, zit. ebd., S. 716. Zum voraufgehend angeführten Zitat siehe ebd., S.646
- 54 Vgl. dazu A. Kuhn, a. a. O., S. 198 ff. Bemerkenswerterweise allerdings blieb die militärische Planung von der neuen

- Überlegung zunächst weitgehend unbeeinflusst.
- 55 Rede v. 24. Feb. 1937, zit. bei v. Kotze/Krausnick, a.a.O., S.90, 92; ferner M. Domarus, a.a.O., S.667
- 56 Vgl. James R.M. Butler, «Lord Lothian», S. 337
- 57 A. Bullock, a.a.O., S.355
- 58 A. François-Poncet a.a.O., S.188f.
- 59 H. Kirkpatrick, «Im inneren Kreis», S.44
- 60 I. Goebbels, «Der Führer als Staatsmann», in: «Adolf Hitler» (Cigaretten-Bilderdienst), S.54f.
- 61 Brief v. 23. Mai 1936, BAK R 43 II/1495
- 61 Polish White Book, S. 36 ff., zit. bei A. Bullock, a.a.O., S.365
- 63 G. Ciano, «Diplomatie Papers», S. 146. Ferner Theo Sommer, «Deutschland und Japan zwischen den Mächten 1935-1940», S.90f., sowie Joseph C. Grew, «Zehn Jahre in Japan»
- 64 M. Domarus, a.a.O., S.704
- 65 Vgl. A. Speer, a.a.O., S. 173
- 66 Zit. bei A. Bullock, a.a.O., S.380; der erwähnte Hinweis Max Horkheimers findet sich in dessen Essay «Egoismus und Freiheitsbewegung». Zu den stilistischen Entlehnungen von der Liturgie der katholischen Kirche vgl. «Tischgespräche», S. 479
- Th. W. Adorno, a.a.O., S.155. Dieser Todeskult ist in allen faschistischen Bewegungen anzutreffen, am ausgeprägtesten wohl in der rumänischen Eisernen Garde, und lohnte wohl eine eingehende Untersuchung.
- 68 Karlheinz Schmeer, «Die Regie des öffentlichen Lebens im Dritten Reich», S. 113; dort auch ausführliche Beschreibungen und Analysen der Parteitage-Regie im Ganzen
- 69 «Der Parteitag der Arbeit vom 6. bis 13. September 1937. Offizieller Bericht.» Den wirklichkeitsflüchtigen Charakter dieser Nachtveranstaltungen brachte auch ein Artikel des 'Niederelbischen Tageblatts' vom 12. Sept. 1937 zum Ausdruck, wo von einer «Andachtsstunde» die Rede war, «von einem Meer von Licht geschützt gegen die Dunkelheit dort draussen».
- 70 M. Domarus, a.a.O., S.641 (Rede vom 11. September 1936), sowie S. 722 (10. September 1937)
- 71 Vgl. Robert Coulondre, «Von Moskau nach Berlin», S. 473, sowie Paul Stehlin, «Auftrag in Berlin», S. 56. Die vorerwähnte Bemerkung stammt von dem Vorgänger Coulondre's in Berlin, François-Poncet, der fortfährt: «Während der acht Tage ist Nürnberg eine Stadt, in der nur Freude herrscht, eine Stadt, die unter einem Zauber steht, fast eine Stadt der Entrückten. Diese Atmosphäre, verbunden mit der Schönheit der Darbietungen und einer grosszügigen Gastfreundschaft, beeindruckte die Ausländer stark; und das Regime vergass nie, sie zu dieser jährlichen Tagung einzuladen. Es ging davon eine Wirkung aus, der nicht viele widerstehen konnten; wenn sie heimkehrten, waren sie verführt und gewonnen.» (S. 308)
- Auf den 30. Januar folgte im feststehenden Ablauf des Jahres der Heldengedenktag (Mitte März), dann Führers Geburtstag (20. April), Tag der Arbeit (1. Mai), Muttertag (Anfang Mai), Reichsparteitag (Anfang September), Erntedankfest (Ende September/Anfang Oktober) sowie schliesslich der 9. November.
- Vgl. K. Schmeer, a. a. O., S.30; der Titel der erwähnten Zeitschrift lautete 'Die neue Gemeinschaft'.
- Anweisung der Propaganda-Abteilung der Gauleitung Süd-Hannover-Braunschweig vom 21. Juli 1936, zit. in: «Ursachen und Folgen» XI, S.62. Vgl. für diesen Zusammenhang auch das Rundschreiben des Reichsstatthalters in Hessen vom 27. April 1936, zit. bei F. J. Heyen, a.a.O., S. 145, wonach an öffentlichen Plätzen der Hinweis, Juden seien unerwünscht, nicht in gehässiger Form erfolgen solle.
- 75 So bspw. P. Stehlin, a.a.O., S.53, sowie A. François-Poncet, a.a.O., S.304, der sogar für diesen (niemals vorher oder nachher verwendeten Gruss) eine Beschreibung mitliefert: «Der herangenommene Arm wird waagrecht in Schulterhöhe ausgestreckt.» Übrigens

- entboten die meisten der einrückenden Mannschaften diesen Gruss, die Engländer und Japaner bildeten die am stärksten beachtete Ausnahme.
- 76 A. Speer, a.a.O., S.71f.
- 77 L. Graf Schwerin v. Krosigk, a.a.O., S. 220
- 78 Vgl. A. Zoller, a.a.O., S. 127: **Hitlers** verkrampfte Lachgebärde sowie sein unruhiger Blick sind vielfach überliefert, verschiedentlich auch im Film festgehalten; vgl. bspw. «Tischgespräche», S. 227, 243; ferner A. Zoller, a. a. O., S. 84, wo es heisst, man habe ihn «kein einziges Mal von Herzen lachen hören. Wenn ihn etwas belustigte oder die Freude der anderen ihn ansteckte, gab er höchstens ein gellendes Glucksen von sich.» Vgl. ferner die anschauliche Schilderung bei G. Benn, «Den Traum allein tragen», Wiesbaden 1966, S. 116
- 79 «Tischgespräche», S.433f.; ferner G. Hoffmann, a.a.O., S.196f. Zur ständigen Sorge **Hitlers** vor einem Fauxpas, vgl. A. Zoller, S. 126. Auch äusserte **Hitler** gelegentlich sein Befremden darüber, dass Mussolini sich einmal in einer Badehose fotografieren liess: «Ein wirklich grosser Staatsmann tut das nicht.»
- 80 H. Hoffmann, a.a.O., S.113f.
- 81 So in der Rede vor Kreisleitern auf der Ordensburg Vogelsang vom 29.4.1937; das Protokoll vermerkt bei der ersten der beiden Bemerkungen, **Hitler** habe dazu nachdrücklich bekräftigend auf das Pult geklopft; vgl. H. v. Kotze/ H. Krausnick, a. a. O., S. 154,156. Zu den Notizen für Eva Braun s. A. Zoller, a. a. O., S. 125 f. – Die im Folgenden erwähnte Beobachtung, dass **Hitler** buchstäblich nie ein unbedachtes Wort gesprochen habe, stammt von H. Schacht, «Abrechnung mit **Hitler**», S.32.
- 82 A. Krebs, a.a.O., S. 135; dort auch die erwähnte Vermutung, **Hitler** habe den «heiligen Schauder» möglicherweise bewusst hervorzurufen versucht. Vgl. ferner auch A. Speer, a.a.O., S. 111
- 83 Vgl. A. Hillgruber, «Staatsmänner» I, S. 23; ferner E. Hanfstaengl, «The Missing Years», S. 266
- 84 A. Bullock, a.a.O., S.376
- 85 Vgl. A. Krebs, a.a.O., S.128f.
- 86 Vgl. bspw. H.S. Ziegler, a.a.O., S.54, 57, 58, 64, 67, 70 etc. Alle dort zitierten Äusserungen oder Verhaltensweisen hat auch A. Speer, wie er dem Verf. bestätigte, so oder auf vergleichbare Weise gehört bzw. beobachtet.
- Zu **Hitlers** musikalischen Neigungen vgl. des weiteren J. Goebbels, «Der Führer und die Künste», in: «Adolf **Hitler**» (Reemtsma-Cigaretten-Bilderdienst), S. 67; O. Dietrich, «Adolf **Hitler** als künstlerischer Mensch», in 'NS-Monatshefte', 4. Jhg, Heft 43, Okt 1933, S. 474; ferner ders., «Mit **Hitler** in die Macht», S. 198. Auch **Hitlers** Sekretärin, Fräulein Schröder, berichtet, **Hitler** sei, neben Wagner, vor allem von der «Fledermaus» und der «Lustigen Witwe» beeindruckt, zeitweilig sogar davon «förmlich hingerissen» gewesen. «Ich entsinne mich, dass er eine Zeitlang Abend für Abend am Kamin Schallplatten von diesen Operetten ablaufen liess. Selbst während der Arbeit kam es vor, dass er, am Fenster stehend, die Hände in den Hosentasche, den Blick in die Unendlichkeit des Himmels verloren, Melodien aus diesen Operetten pff.» Vgl. A. Zoller, a.a.O., S.58
- 87 Mitteilung A. Speers, der meist auf der anderen Seite neben Frau Wagner sass und die Szene aus der Nähe beobachtete.
- 88 H. Schacht, «Abrechnung mit **Hitler**», S.31  
So zu C. J. Burckhardt, a. a. O., S. 340 Ein bezeichnendes Beispiel enthält die Geheimrede vor dem Offiziersnachwuchs vom 30. Mai 1942, die bei H. Plicker, «Tischgespräche», im Anhang abgedruckt ist.
- 91 C.J. Burckhardt, a.a.O., S. 153
- 92 «Tischgespräche», S. 227; der Hinweis auf die Symbolbedeutung des Untersbergs für **Hitler** geht auf eine Mitteilung Speers zurück; vgl. auch ders., a.a.O., S. 100.
- 93 L. Domarus, a.a.O., S.704 (Rede in Würzburg vom 27. Juni 1937)
- 94 Vgl. dazu A. Bullock, a.a.O., S.386; zu

- den erwähnten Huldigungen vgl. Joachim C. Fest, «Das Gesicht des Dritten Reiches», S. 76. Erwähnenswert ist darüber hinaus die Bemerkung Leys, er habe durch **Hitler** vom Darwinismus wieder zum «Herrgott» gefunden; vgl. H. Scholtz in: VJHFZ 1967/3, S. 280.
- 95 So in der erwähnten Rede auf der Ordensburg Vogelsang, vgl. H. v. Kotze/H. Krausnick, a.a.O., S. 157; zur wachsenden Abneigung gegen Alte Kämpfer vgl. bspw. A. Speer, a.a.O., S.58
- 96 So H. Rauschnig in dem Kapitel «**Hitler** privat», das in die deutsche Ausgabe der «Gespräche» nicht aufgenommen wurde; jetzt abgedruckt bei Theodor Schiedet, «Hermann Rauschnings ‚Gespräche mit **Hitler**‘ als Geschichtsquelle», S. 80. Vgl. auch Ward Price, «Führer und Duce», S. 14
- 97 Schon im Dezember 1932 hatte **Hitler** es abgelehnt, die Regierungserklärung Schleichers am Radio zu hören: «Ich möchte mich in keiner Weise beeinflussen lassen.» Vgl. H. Hoffmann, a.a.O., S.70
- 98 A. Zoller, a.a.O., S.45. Auch Th. Schieden a.a.O., S.52, meint, dass Rauschnig den monoton selbstbe-rauschten Redestil **Hitlers** treffend eingefangen habe. Ganz kennzeichnend hatte gelegentlich General Groener **Hitlers** Gesprächsweise beschrieben, als er nach einer Begegnung notierte: «Sachlichen Gesprächen weicht er aus und phantasiert gleich wieder durch alle Jahrhunderte der Geschichte. Er redet sich wie in einen Trancezustand mit weltverlorenem Blick, dann gehts los mit einem Sturzfall von Worten, Phrasen und Bildern, ohne Komma und Punkt, bis er total erschöpft sich ausgeben hat!» Vgl. G.A. Craig, «Groener Papers», zit. nach K. Lange, a.a.O., S.48
- 99 H. Rauschnig, «Gespräche», S. 162; an anderer Stelle (S. 104) meint er, **Hitlers** Eloquenz wirke wie eine «körperliche Ausschweifung».
- 100 K. G. W. Luedecke, a.a.O., S.378. Der Hinweis auf die Porträts der Mutter und des Fahrers Schreck geht auf eine Mitteilung A. Speers zurück.
- 101 IMT XVI, S.476
- 102 A. Zoller, a. a. O., S. 73. Zu Eva Braun im Ganzen vgl. das freilich nicht ohne kolportagehafte Züge geschriebene Buch von Nerin E. Gun, «Eva Braun-**Hitler**, Leben und Schicksal»
- 103 A. Speer, a. a. O., S. 106; dort auch weitere Hinweise zum Verhältnis zwischen **Hitler** und Eva Braun; ferner ebd. S. 144
- 104 Karl Wilhelm Krause, «Kammerdiener», S. 12 f.; ferner bspw. A. Speer, a.a.O., S.97ff., 131 ff.
- 105 A. Speer, a. a. O., S. 107; ähnlich A. Zoller, a.a.O., S.21. Die vorerwähnten Charakteristiken der Entourage stammen von **Hitlers** Leibarzt Prof. Brandt, vgl. «Tischgespräche», S. 47, sowie von F. Benn, der den Ephemotypus in der Umgebung **Hitlers** bei einem Besuch im Hotel «Kaiserhof» beobachtete; vgl. G. Benn, «Den Traum allein tragen», S.116.
- 106 A. Zoller, a. a. O., S. 21; zur vorausgehend zitierten Beobachtung siehe K.G. W. Luedecke, a.a.O., S.459.  
Der Hinweis auf die von **Hitler** bevorzugten Filme ist einer Mitteilung von Reg.-Rat Barkhausen/BAK zu danken, der in den dreissiger Jahren **Hitlers** Filmbeschaffer war. Der Katalog der rund 2'000 Titel, die in Deutschland öffentlich nicht gezeigt werden durften, ist bei Barkhausen einsehbar. Vgl. dazu ferner H. Hoffmann, a. a. O., S. 191, mit weiteren Titeln
- 107 Programm zur Eröffnung einer BDM-Werkwoche in Trier, zit. nach F.J. Heyen, a.a.O., S.230. Ferner J. Goebbels, «Unser **Hitler**», Rundfunkansprache zum 20. April 1935, zit. nach «Adolf **Hitler**» (Reemtsma-Cigaretten-Bilderdienst), S. 87
- 108 E. Nolte, «Epoche», S.358f. Zu den Besuchen des «Tristan» bzw. der «Lustigen Witwe» vgl. «Libres propos», S. 322, sowie O. Dietrich, «Zwölf Jahre», S.165. Infantil seien auch, wie Nolte treffend bemerkt, **Hitlers** unentwegt vorgetragene, hassvolle Schulerin-nerungen zu deuten, als sei er «aus sei-



- ner Jugendzeit nie herausgekommen und es fehle ihm ganz die Erfahrung der Zeit und ihrer erweiternden, versöhnend abschwächenden Macht».
- 109 Vgl. a. Kubizek, a.a.O., S.125,123
- 110 «Offizieller Bericht», S. 78; zur Begeisterung **Hitlers**, so oft die eigenen Planungen historische Bauwerke übertrumpften, vgl. A. Speer, a.a.O., S.83
- 111 «Tischgespräche», S. 323
- 112 Ebd., S. 195
- 113 Ebd., S. 143; die folgende Bemerkung über die «Satrapenarchitektur» findet sich in den Erinnerungen Speers, S. 174.
- 114 M. Domarus, a.a.O., S.527 (Rede v. 11. Sept. 1935). Vgl. für diesen ganzen Zusammenhang die umfangreichen Ausführungen bei A. Speer, a.a.O., insbes. die Kapitel 3-6, 8,10-13
- 115 So A. Speer in einer Mitteilung an den Verf.; danach sah **Hitler** in Perikles «eine Art Parallele» zu sich selber. Vgl. auch ebd. S.466
- 116 Wendungen dieser Art finden sich in fast allen sog. Kulturreden, aber auch in den «Tischgesprächen». Vgl. auch die Zusammenstellung bei Dietrich Strothmann, «Nationalsozialistische Literaturpolitik», S. 302. **Hitler** betonte gern die erzieherische Bedeutung der Deutschen Kunstausstellung für Publikum wie Künstler, sie sei «für Nichtsköner ein wahres Schreckgespenst»; «Tischgespräche», S.491.
- 117 Mitteilung A. Speers, der zudem vermerkt, dass **Hitlers** Ablehnung bspw. der Werke Lucas Cranachs auch darauf zurückzuführen war, dass dessen Frauengestalten seinem fülligeren Idealtypus nicht entsprachen; er äusserte, Cranachs Frauen seien «unästhetisch».
- 118 So H. Hoffmann, a.a.O., S. 168, der **Hitlers** Hauptaufkäufer und engster Berater in Kunstfragen war. Ebd., S. 175 der folgende Hinweis auf die Gemälde in **Hitlers** Wohnung am Prinzregentenplatz. Zu L. Corinth vgl. «Tischgespräche», S.379
- 119 Vgl. die Abbildung S. 758; zum folgenden siehe wiederum H. Hoffmann, a.a.O., S. 180
- 120 Vgl. für diesen gesamten Zusammenhang H. Brenne, a.a.O., insbes. das Kapitel «Der 'Führerauftrag Linz'», S. 154 ff., dem diese Hinweise entstammen
- 121 A. Speer, a.a.O., S. 244, der ebenfalls **Hitlers** Dilettantismus hervorhebt
- 122 Vgl. bspw. «Tischgespräche», S. 322, wo **Hitler** bemerkt, es komme nicht auf Kleinarbeit an, sondern auf die Fähigkeit zu «grossen Gedanken»
- 123 Vgl. O. Dietrich, «Zwölf Jahre», S. 168; ebenso bei H. Frank, a.a.O., S.133; ferner «Mein Kampf», S.501
- 124 «Tischgespräche», S. 269; zu den Identifizierungen von Christentum und Bolschewismus siehe ebd. S. 169
- 125 Vgl. E. Nolte, «Epoche», S.500
- 126 Zit. bei K. D. Bracher, «Diktatur», S. 286f. Zur anschliessend zitierten Bemerkung P. Valéry's vgl. J.L. Talmon, a.a.O. II, S.200
- «Tischgespräche», S. 186; die folgende Bemerkung ebd., S.171
- 128 Ebd., S. 446
- 129 Ebd., S. 159,173; ferner auch A. Speer, a.a.O., S. 108ff.
- 130 «Libres propos», S. 253. In «Mein Kampf» heisst es dazu; Die Blutsreinheit «wahrt der Jude besser als irgendein anderes Volk der Erde. Somit geht er seinen verhängnisvollen Weg weiter, so lange, bis ihm eine andere Kraft entgegentritt und in gewaltigem Ringen den Himmelstürmer (!) wieder zum Luzifer zurückwirft.» (S. 751) Vgl. für diesen Zusammenhang auch E. Nolte, «Epoche», S.500f.
- 131 H. Rauschnig, «Gespräche», S. 232; vgl. dazu und für diesen Zusammenhang überhaupt: Klaus Dörner, «Nationalsozialismus und Lebensvernichtung», in VJHfZ 1967/2, S. 149
- 132 Ebd., S. 131; ferner M. Domarus, a.a.O., S. 717, wo **Hitler** im Rahmen einer Parteitagsproklamation erklärt: «Die grösste Revolution aber hat Deutschland erlebt durch die in diesem Lande zum erstenmal planmässig in Angriff genommene Volks- und damit Rassenhygiene. Die Folgen dieser deutschen Rassenpolitik werden entscheidender sein für die Zukunft unseres Volkes als die Auswir-



- kungen aller anderen Gesetze. Denn sie schaffen den neuen Menschen.»
- 133 Äusserung **Hitlers** vom 13. Feb. 1945 in: «Testament politique de **Hitler**» S. 85
- 134 G. Rauschnig, «Gespräche», S. 233. Vgl. auch Horst Überhorst, «Elite für die Diktatur»; ferner Werner Klose, «Generation im Gleichschritt»
- 135 «Le Testament politique de **Hitler**», S. 85
- 136 F. Rauschnig, «Gespräche», S. 217
- 137 «Mein Kampf», S. 782. Die Rede vor den Offizieren ist abgedruckt bei H.-A. Jacobsen/W. Jochmann, a.a.O., unter dem Datum des 25. Jan. 1939.
- 138 Brief an Artur Dinter, zit. bei A. Tyrell, a.a.O., S.205; auch Anfang 1935, in einem Gespräch mit dem Engländer T. P. Conwell-Evans, ging **Hitler** auffal- lenderweise davon aus, dass er knapp sechzig Jahre alt werden würde; vgl. H.-A. Jacobsen, «Nationalsozialistische Aussenpolitik», S.375/Anm. Die gleiche Altersvorstellung lag auch den Äusserungen gegenüber Speer zugrunde, vgl. «Erinnerungen», S. 117 ff.
- 139 H. Rauschnig, «Gespräche», S. 190. Der folgende Hinweis auf einen Attentäter findet sich sowohl in **Hitlers** Ansprache vor den Oberbefehlshabern der Wehrmacht vom 22. August 1939 (zit. bei H.-A. Jacobsen, «1939-1945», S. 115) als auch in einer Äusserung gegenüber dem polnischen Botschafter Josef Lipski aus der gleichen Zeit («Diplomat in Berlin», New York 1958, S.205).
- 140 A. Krebs, a. a. O., S. 137; für den gesamten Zusammenhang der Krankengeschichte **Hitlers** vgl. W. Maser, «**Hitler**», S. 326 ff.
- 141 Zit. bei V.Kotze/H. Krausnick, a.a.O., S. 160; vgl. für das folgende Zitat A. Speer, a.a.O., S. 153
- 142 Mitteilung des Gaupropagandaleiters Waldemar Vogt, vgl. M. Domarus, a.a.O., S.745
- 143 M. Broszat, a. a. O., S. 432 mit weiteren wichtigen Hinweisen
- 144 M. Domarus, a.a.O., S.974
- 145 Brammer-Material, vgl. H.-A. Jacobsen, «Nationalsozialistische Aussenpolitik», S. 435. **Hitlers** Angriffen auf die Intellektuellen vgl. die Reden vom 29. April 1937 sowie vom 20. Mai 1937, abgedruckt bei H.v. Kotze/H. Krausnick, a.a.O., S.149f. sowie 241 f.
- 146 So E. Nolte, «Faschismus», S.325
- 147 «Tischgespräche», S. 142. Vgl. dazu auch **Hitlers** Äusserung in seiner Rede vor den Befehlshabern der Wehrmacht vom 22. August 1939: «Wir haben nichts zu verlieren, nur zu gewinnen. Unsere wirtschaftliche Lage ist infolge unserer Einschränkungen so; dass wir nur noch wenige Jahre durchhalten können. Göring kann das bestätigen. Uns bleibt nichts anderes übrig, wir müssen handeln.» Zit. in: IMT XXVI, S.338. Zu Görings Äusserungen vgl. IMT XXXVI, Doc. EC-416
- 148 **Hitlers** Denkschrift ist abgedruckt in: VJHfZ 1955/2, S.184ff.
- 149 Lagebericht des Landrats von Bad Kreuznach, zit. bei F.J. Heyen, a.a.O., S.290f. Dort auch weitere Hinweise
- 150 Rede vom 10. November 1938, vgl. M. Domarus, a.a.O., S.974
- 151 K. Heiden, «**Hitler**» II, S.215, 251
- 152 Die vielfach irrtümlich als «Protokoll» bezeichnete, tatsächlich aber erst am 9. November 1937 anhand von Notizen verfasste Niederschrift des Oberst Hossbach ist abgedr. in: IMT XXV, S. 402 ff. (386-PS). Zu den Einzelheiten vgl. Walter Bussmann, «Zur Entstehung und Überlieferung der 'Hossbach-Niederschrift'», in VJHfZ 1968/4, S. 373 ff.
- 153 F. Hossbach, a.a.O., S.219
- 154 IMT IX, S.344; Görings Äusserung wurde von Raeder in Nürnberg bestätigt; vgl. IMT XIV, S.44f. Auch wenn Görings und Raeders Motiv, die konkrete politische Bedeutung der Ausführungen **Hitlers** abzuschwächen, die Glaubwürdigkeit ihrer Aussagen relativiert, fügt die Äusserung **Hitlers** sich doch genau in das allgemeine Bild der Zeitangst.
- 155 So der italienische Botschafter Attolico im Gespräch zu Carl Jacob Burckhardt, a.a.O., S.307. Vgl. auch **Hitlers** Bemerkung in den «Tischgesprächen», S. 341,

- das A A sei «ein Sammelsurium von Kreaturen». Zur Bemerkung über die Generalität vgl. F. v. Schlabrendorff, a. a. O., S. 60, zu der über die Diplomaten H. Rauschnig, «Gespräche», S. 426 ff.
- 156 H. Foertsch, a.a.O., S.85
- 157 Jodl-Tagebuch, IMT XXVIII, S.357
- 158 Ebd., S. 358 ff. Brauchitschs Autorität war auch dadurch gemindert, dass er sich zum Amtsantritt einen höheren Geldbetrag hatte schenken lassen, um seine Ehescheidung durchzusetzen.
- 159 Vgl. W. Görlitz / H. A. Quint, a. a. O., S. 489; die Bezeichnung des 4. Februar als «trockener 30. Juni» stammt von A. François-Poncet, a.a.O., S.334.
- 160 Vgl. H. Foertsch, a.a.O., S.179; ferner auch Ulrich von Hassel, «Vom anderen Deutschland», S. 39
- 161 Jodl-Tagebuch, 362; dort auch, S. 368, das vorausgehende Zitat
- 162 Kurt V. Schuschnigg, «Ein Requiem in Rot-Weiss-Rot», S.44; dort auch Einzelheiten zu der Begegnung auf dem Berghof. Die Unterredung ist zwar nicht wortgetreu wiedergegeben, doch hat Schuschnigg ersichtlich Ton und Argumentationsstil **Hitlers** treffend überliefert. Vgl. auch W. Görlitz (Hrsg.), «Generalfeldmarschall Keitel», S.177
- 163 ADAP I, S. 468 ff.
- 164 IMT XXXIV, 102-C
- 165 W. Görlitz, «Keitel», S.179
- 166 «Lagebesprechungen», S.306f. (Lage vom 25. Juli 1943)
- 167 IMT XXXI, 2949-PS, S.367f.
- 168 Ebd., S. 368 ff.
- 169 Denkschrift Seyss-Inquarts vom 9. Sept. 1945, IMT XXXII 3254-PS, S.70
- 170 'Neue Basler Zeitung' vom 16. März 1938, zit. bei M. Domarus, a.a.O., S.882
- 171 Vgl. K.D. Bracher, «Diktatur», S.338
- 172 IMT XXXII, S.371,1780-PS
- 173 Stefan Zweig, a.a.O., S.446f.
- 174 Ebd., S.448
- 175 IMT XXV, S.414ff., 388-PS
- 176 C. J. Burckhardt a. a. O., S. 157; zu Chamberlains Äusserung vgl. Bernd-Jürgen Wendt, «München 1938», S. 26
- 177 Protokoll über die Unterredung zwischen K. Henlein und Adolf **Hitler** vom 28. März 1938, zit. bei M. Freund, «Weltgeschichte der Gegenwart in Dokumenten» I, S. 20f.; der Hinweis auf den anonymen Brief findet sich bei H.-A. Jacobsen, «Nationalsozialistische Aussenpolitik», S. 350
- 178 Eugen Dollmann, «Dolmetscher der Diktatoren», S. 37
- 179 «Tischgespräche», S.134f.
- 180 G. Ciano, «Tagebücher», S. 158f.; ferner auch I. Kirkpatrick, «Mussolini», S.331 f.
- 181 So Henderson am 21. Mai 1938 zu Ribbentrop, ADAP II, Nr. 184. Ähnlich hatte sich schon am 22. April der Unterstaatssekretär Butler einem Vertreter der deutschen Botschaft in London gegenüber geäußert; in England, meinte er, sei man sich bewusst, dass Deutschland sein nächstes Ziel (er nannte die tschechoslowakische Frage) erreichen werde; ebd. I, Nr. 750.
- 182 ADAP VII, Anhang III H; ferner ebd. II, Nr. 415
- 183 IMT XXV, 388-PS, S. 422 und 434
- 184 Vgl. M. Gilbert / R. Gott, a.a.O., S.88; ferner ebd. S. 89. Zur Äusserung Chamberlains vgl. Radioansprache vom 27. September 1938, 'Times' vom 27. September 1938. Auch der tschechoslowakische Botschafter in Rom meinte um diese Zeit gegenüber Mussolini, «in England wisse man nichts von Böhmen. Einmal habe man ihm, als er Student in London war, bei einer Einladung eine Violine in die Hand gedrückt, nur weil man wusste, dass er Tscheche war. Man verwechsle Böhmen und Zigeuner.» Vgl. G. Ciano, a.a.O., S.248
- 185 Vgl. L. B. Namier, «Diplomatie Prelude», London 1948, S. 35
- 186 Duff Cooper, «Das lässt sich nicht vergessen», S. 291. Die Wiedergabe der Begegnung stützt sich im Übrigen auf P. Schmidt, a.a.O., S.395ff.; ferner das Protokoll über die Begegnung sowie einen Brief Chamberlains, beide abgedr. bei M. Freund, a. a. O., S. 133 ff.
- 187 Vgl. M. Broszat, «Das Sudetendeutsche Freikorps», in: VJHFZ 1961/1, S.30ff.

- 188 Vgl. das Protokoll der Unterredung bei M. Freund, a.a.O., S. 172ff.
- 189 Aufzeichnung I. Kirkpatricks, zit. bei A. Bullock, a.a.O., S.463
- 190 Vgl. W. L. Shirer, «Aufstieg und Fall», S. 374. [Hitlers](#) Rede ist abgedruckt bei M. Domarus, a.a.O., S.924ff.
- 191 Aufzeichnung I. Kirkpatricks, a.a.O., S. 462; vgl. dazu auch P. Schmidt, a.a.O., S.409
- 192 W. L. Shirer, a. a. O., S. 376. Der gleiche Vorgang ist auch, im Ganzen übereinstimmend, von zahlreichen anderen Beobachtern bezeugt, vgl. beispielsweise P. Schmidt, a.a.O., S.410; F. Wiedemann, a.a.O., S.176f.; E. Kordt, «Nicht aus den Akten», S. 265 ff. C. J. Burckhardt schrieb Ende August einem Freund, man könne sich keine Vorstellung machen «von dem Entsetzen, ja von der Verzweiflung der Massen, als man wieder anfing, von Krieg zu reden ... Nie habe ich so deutlich gespürt, dass die Völker für die Verbrechen ihrer Führer nicht verantwortlich sind.» A.a.O., S.155
- 193 Zit. nach Paul Seybury, «Die Wilhelmstrasse», S. 149. Über Oster sowie über die Akteure des Widerstands und ihre Aktivität in dieser Phase vgl. das grundlegende Buch von Harold C. Deutsch, «Verschwörung gegen den Krieg»
- 194 Vgl. Peter Hoffmann, «Widerstand, Staatsstreich, Attentat», S.79. In Paris traf Goerdeler bei seinen Frühjahrsbesuchen vor allem mit Pierre Bertaux und Alexis Léger, als Dichter unter dem Namen Saint-John Perse bekannt, zusammen, der der höchste Beamte des Quai d'Orsay war.
- 195 Ebd., S. 83; sicherer Beweis galten eine öffentliche Beistandserklärung für die CSR und Demonstrationen militärischer Entschlossenheit.
- 196 C. J. Burckhardt, a. a. O., S. 182 So David Astor in einer kritischen Betrachtung über die schwerfällige und verständnislose britische Haltung gegenüber dem deutschen Widerstand: «20. Juli 1944. Die Verschwörung musste scheitern, weil die Alliierten die Signale nicht verstanden», abgedr. in: 'Die Zeit' vom 18. Juli 1966; vgl. dazu auch George F. Kennan, «Memoirs 1925-1950», S. 119f.
- 198 A.-J. Wendt, «München», S.72
- 199 So Daladier am 27. Sept, im Gespräch mit dem amerikanischen Botschafter in Paris, Bullit; Chamberlains Äusserung gegenüber Gamelin ist über Zwischenträger bekanntgeworden, so dass sie im strengen Sinne nicht verbürgt werden kann; sie fügt sich aber folgerichtig in den Gesamtcharakter der britischen Politik jener Zeit ein; vgl. ebd., S. 108 f.
- 200 Vgl. Wolfgang Foerster, «Generaloberst Ludwig Beck», S. 125 ff. Ähnliche Gedanken wie Beck äusserte um die gleiche Zeit der Chef des Stabes der Seekriegsleitung, Vizeadmiral Guse, in einer Denkschrift; vgl. P. Hoffmann, a.a.O., S. 104.
- 201 Erich Kosthorst, «Die deutsche Opposition gegen [Hitler](#)», S. 50. Vgl. für den gesamten Zusammenhang auch Klaus-Jürgen Müller, «Das Heer und [Hitler](#)», S. 345 ff. Brauchitsch drückte übrigens Halder auf die erwähnte Eröffnung hin spontan beide Hände.
- 202 Zu Halders Verhältnis zu [Hitler](#) vgl. H. Krausnick, «Vorgeschichte und Beginn des militärischen Widerstandes gegen [Hitler](#)», in: «Vollmacht des Gewissens», München 1956, S.338, sowie H. B.Gisevius, «Bis zum bitteren Ende», S.348f., dessen Bericht besonderes Gewicht besitzt, da er zu den schärfsten Kritikern Halders rechnete. Ferner Gerhard Ritter, «Carl Goerdeler», S. 184
- 203 So zum Kommandeur der 23. Division in Potsdam, General Graf v. Brockdorff-Ahlefeldt, zum Kommandeur des Infanterie-Regiments 50 in Landsberg a. d. Warthe, Oberst v. Hase, sowie zu General Hoepner, der mit seiner in Thüringen stationierten Division eingreifen sollte, falls die in München liegende SS-Leibstandarte versucht hätte, zum Einsatz nach Berlin durchzustossen.
- 204 Wie es scheint, waren Canaris und Oster in diese Absicht eingeweiht und billigten sie auch – nicht zuletzt auf-

- grund der Erwägung, dass nur auf diese Weise das Problem der Eidesbindung, das bis hin zum 20. Juli ein so fatales Gewicht besessen hat, kurzerhand aus der Welt zu schaffen war.
- 205 Hans Rothfels, «Opposition gegen Hitler», S. 68; ferner Helmuth K.G. Rönnefarth, «Die Sudetenkrise» I, S. 506
- 206 G. Ritter, a.a.O., S. 198; N. Henderson schrieb kurz nach der Münchener Konferenz im gleichen Sinne: «Wie die Dinge liegen, haben wir durch die Erhaltung des Friedens Hitler und sein Regime gerettet.» K.-J. Müller, a.a.O., S. 378. Auch hier wieder hat Hitler übrigens den Erfolg ausgebaut, indem er augenblicklich eine Anzahl oppositionell hervorgetretener Offiziere wie bspw. General Adam verabschiedete und damit dem Widerstand wichtige Schlüsselpositionen entwand.
- 207 G. Ciano, a.a.O., S.240
- 208 Ebd., S. 243, Alle Begleitumstände machen deutlich, dass es tatsächlich nur noch darum ging, die sachliche Übereinstimmung vertraglich zu fixieren. Gewiss verfolgte die Konferenz, zumindest in den Augen der beiden westlichen Regierungschefs, auch die Absicht, Hitler festzulegen und weitere Expansionen zu erschweren; doch bezeichnenderweise wurden alle Garantierklärungen in lediglich partiell unterzeichneten Zusatzvereinbarungen abgegeben.
- 209 G. Ciano, a.a.O., S.242. Vgl. zum Verlauf P. Stehlin, a.a.O., S.125f.; P. Schmidt, a.a.O., S.415ff., sowie A. François-Poncet a. a. O., S. 381 ff.
- 210 G. Ciano, a.a.O., S.243
- 211 So Hitler in einer Rede vom 24. April 1936 anlässlich der Einweihung der Ordensburg Crössinsee, Hoover-Institut, Folders 1959; ferner P. Schmidt, a. a. O., S.417f.; I. Kirkpatrick, «Im inneren Kreis», S.110
- 212 E. Nolte, «Faschismus», S. 281
- 213 «Le Testament politique de Hitler», S. 118 f.; zu Schachts Äusserung vgl. IMT XIII, S.4. Ähnlich wie die Wiedergabe einer Äusserung Hitlers vom September 1938 in den «Tagebüchern» von Helmuth Groscurth: «Er (Hitler) habe im September zurückweichen müssen und sein Ziel nicht erreicht. Er müsse noch zu seinen Lebzeiten Krieg führen; niemals würde wieder ein Deutscher ein so uneingeschränktes Vertrauen haben; nur er sei zum Krieg fähig. Kriegsziele: a) Herrschaft in Europa, b) Weltherrschaft für Jahrhunderte. Der Krieg müsse bald geführt werden wegen der Aufrüstung der anderen.» S. 166
- 214 Rede vor den Wehrmachtsführern vom 23. Mai 1939, IMT XXXVII, S.551. Ähnlich äusserte sich Hitler in der traditionellen Gedenkrede vom 8. Nov. 1938 im Bürgerbräukeller, in der er sich ausdrücklich zu dem Satz von Clausewitz bekannte: «Ich erkläre und beteuere der Welt und der Nachwelt, dass ich die falsche Klugheit, die sich der Gefahr entziehen will, für das Verderblichste halte, was Furcht und Angst einflössen können.» Vgl. M. Domarus, a.a.O., S.966
- 215 Vgl. in der angegebenen Reihenfolge die Rede vom 22. Aug. 1939, M. Domarus, a.a.O., S.1234f.
- 216 IMT XX, S.397. Keitel erklärte in Nürnberg, dass die deutschen Angriffsmittel nicht einmal ausgereicht hätten, lediglich die Grenzbefestigungen der Tschechoslowakei zu durchstossen; IMT X, S. 582.
- 217 ADAP Nr.476, S.529f.
- 218 Vgl. M. Gilbert/R. Gott, a.a.O., S. 144 ff.
- 219 Ebd., S. 147,150; der Hinweis auf den Einsatz von SS und Gestapo entstammt dem 'Völkischen Beobachter' vom 10. Okt. 1938.
- 220 So bspw. der Bericht des britischen Geschäftsträgers in Berlin, vgl. «Documents on British Foreign Policy», 2nd Series III, S. 277; Zum Zitat aus dem 'Schwarzen Korps', vgl. K. D. Bracher, «Diktatur», S. 399. Einzelheiten zur Resonanz des Pogroms in den verschiedenen Teilen des Reiches bei Marlis G. Steinert, «Hitlers Krieg», S. 75
- 221 M. Domarus, a.a.O., S.1058
- 222 Die Rede, die zu den Schlüsseldoku-

- menten über Hitler zählt, ist abgedr. in VJHfZ 1958/2, S.181 ff.
- 223 Aufzeichnung des Legionatsrats Hewel, A DAP IV, Nr. 228
- 224 P. Schmidt, a.a.O., S.430
- 225 A. Zoller, a. a. O., S. 84; das folgende Zitat entstammt der «Proklamation an das deutsche Volk» vom 15. März, die offenkundig schon vor der Unterredung mit Hácha formuliert worden war; vgl. M. Domarus, a.a.O., S.1095.
- 226 G. Ciano, a.a.O., S.225
- 227 Zit. bei E. Nolte, «Faschismus», S.330; zu Chamberlains Rede in Birmingham vgl. «Ursachen und Folgen», XIII, S. 95 ff.; ferner M. Gilbert/R. Gott, a.a.O., S. 164
- 228 IMT XXVIII, S.377 (1780-PS)
- 229 Vgl. B.-J. Wendt «München», S.72
- 230 E. Kordt, «Wahn und Wirklichkeit», S. 153; zu Hitlers späterer Kritik an der Aktion gegen Prag vgl. «Testament politique de Hitler», S. 119f., zur Presseanweisung v. 16.3.1939 vgl. A. Hillgruber, «Strategie», S. 15
- 231 Vgl. für diesen gesamten Komplex M. Freund, «Weltgeschichte der Gegenwart in Dokumenten» II, S. 58 ff.; ferner «Ursachen und Folgen» XIII, S.151 ff.
- 232 So Sebastian Haffner auf S. 92 der sehr anregenden, pointiert formulierten Studie «Der Teufelspakt», die auch den Hinweis auf die drei Möglichkeiten Hitlerscher Politik enthält
- 233 C. J. Burckhardt, a. a. O., S. 157
- 234 So das Protokoll über die Unterredung zwischen Beck und Chamberlain sowie Halifax vom 4. April 1939, zit. bei M. Freund, «Weltgeschichte» II, S.122
- 235 Vgl. ebd., S. 97
- 236 Ebd., S.101 f.
- 237 So Hitler im Gespräch mit dem südafrikanischen Minister Pirow vom 24. Nov. 1938, ADAP IV, Nr. 271: «Er habe ein Menschenleben für die deutsch-englische Verständigung gekämpft. Er habe dieses in seinem Buch 'Mein Kampf' niedergelegt... aber kein Mann wäre von England niederträchtiger behandelt worden als er, der Führer ... Schweren Herzens sei er schliesslich zur Liquidation seiner Jugendarbeit geschritten, als er merkte, dass England nicht wolle.»
- 238 Bericht von H. B. Gisevius, «Bis zum bitteren Ende» II, S.107
- 239 M. Domarus, a.a.O., S. 1119ff.
- 240 Vgl. bspw. A. François-Poncet a.a.O., S. 397; ferner Grigore Gafencu, «Derniers Jours de l'Europe», S. 98 ff. Zum Folgenden vgl. «Ursachen und Folgen» XIII, S.211 f. und 214f.
- 241 IMT XXXIV, S.380ff. (120-C)
- 242 W. L. Shirer, a. a. O., S. 438; ähnlich äussert sich A. Bullock, a.a.O., S.506
- 243 M. Domarus, a.a.O., S. 1148ff.
- 244 Zit. bei M. Freund, «Weltgeschichte» II, S.373 f-
- 245 Aufzeichnung des Vortragenden Legationsrats Julius Schnurre über eine Unterredung mit dem sowjetischen Geschäftsträger in Berlin, Georgij Astachow, vom 5. Mai 1939, vgl. ADAP VI, S. 335; ferner Aufzeichnung v. Weizsäckers über eine Unterredung mit Sowjetbotschafter Merekalow vom 17. April 1939; ebd., Nr. 215
- 246 K.D. Bracher, «Diktatur», S.345
- 247 M. Domarus, a.a.O., S.509
- 248 C.J. Burckhardt, a.a.O., S.348. Über Hitlers Zögern und seine schwankende Haltung vgl. ebd., S.325f.; ferner A. Bullock, a.a.O., S.518. Die Bemerkung über den «Satanspakt» fiel in einer Besprechung vom 28. August, vgl. Halder, KTB 1, S. 38.
- 249 E. Nolte, «Faschismus», S. 286
- 250 G. Ciano, a.a.O., S.92, 89
- 251 ADAP VI, S. 514 ff.
- 252 IMT XXXVII, S.546ff.
- 253 Vgl. H. Booms, «Der Ursprung des Zweiten Weltkriegs – Revision oder Expansion?» in: «Geschichte in Wissenschaft und Unterricht», Juni 1965, S.349f.
- 254 M. Freund, «Weltgeschichte» 111, S. 15; zur Bemerkung Attolico's sowie zur Situation in Danzig vgl. C.J. Burckhardt, a.a.O., S.305, 318
- 255 Aufzeichnung eines Beamten des Foreign Office über den Bericht von C.J. Burckhardt vom 14. Aug. 1939, a.a.O., S.59
- 256 C.J. Burckhardt a.a.O., S.341 ff.

- 257 G. Ciano, a.a.O., S. 122. Ciano hatte den Tag zuvor mit Ribbentrop verbracht und darüber notiert: «Der Wille zum Krieg ist unerschütterlich. Er weist jede Lösung zurück, die Deutschland Genugtuung geben und den Krieg vermeiden würde. Ich bin überzeugt, dass die Deutschen auch dann, wenn sie mehr bekämen, als sie verlangen, angreifen würden, weil sie vom Dämon der Zerstörung besessen sind.»
- 258 ADAP VI, Nr. 729
- 259 Halder, KTB I, S. 11; das berühmte Telegramm Ribbentrops ist wiedergegeben bei M. Freund, «Weltgeschichte» III, S.143 f.
- 260 IMT XXVI (798-PS)
- 261 E. V. Weizsäcker, a. a. O., S. 235
- 262 Georges Bonnet, «Vor der Katastrophe», S. 255
- 263 Zit. nach M. Freund, «Weltgeschichte» III, S.115
- 264 Ebd., S. 124, dort auch, S.123, Erklärung des polnischen Aussenministers vom 23. Aug. 1939, sowie S. 165, der Telegrammwechsel Ribbentrop-[Hitler](#)
- 265 Den sowjetischen Richtern gelang es jedoch zu verhindern, dass das Zusatzprotokoll als Beweisdokument zugelassen wurde, so dass es während des Prozesses keine Rolle spielte.
- 266 E. Nolte, «Krise», S. 204
- 267 A. Rosenberg, «Das politische Tagebuch», S. 82. «Das ist», so bemerkt Rosenberg indigniert dazu, «so ziemlich die frechste Beleidigung, die dem Nationalsozialismus zugefügt werden kann.»
- 268 Niederschrift des vortragenden Rates Hencke vom 24. Aug. 1939, zit. bei M. Freund, «Weltgeschichte» III, S. 166 ff.
- 269 G. Gafencu, a.a.O., hier zit. nach M. Freund, «Weltgeschichte» III, S. 174, dem dieser Hinweis zu danken ist. Zu [Hitlers](#) Respekt vor Stalin vgl. bspw. die verschiedenen Äusserungen bei H. Picker, «Tischgespräche». Auch in den Meditationen vom Frühjahr 1945 hat er sich mit einer bemerkenswerten, zu seinem generell verächtlichen Gegnerbild deutlich kontrastierenden Achtung über Stalin geäußert; vgl. «Testament politique de [Hitler](#)», S. 134,137.
- 270 H. Hoffmann, a. a. O., S. 103. Zur Äusserung über die ungenutzten historischen Augenblicke vgl. A. Hillgruber, «Staatsmänner» I, S. 122
- 271 Von der Ansprache sind insgesamt sechs Versionen überliefert, die in den Akzentuierungen voneinander abweichen; vgl. dazu die vergleichende Betrachtung von Winfried Baumgart in: VJ H fZ 1968 / 2, S. 120 ff. Die hier zitierte Fassung findet sich in: IMT XXVI, 798-PS (erster Teil) und 1014-PS (zweiter Teil). Über den Eindruck, den die Rede auf die Anwesenden machte, vgl. bspw. E. Raeder, a. a. O., S. 165 ff., Erich v. Manstein, «Verlorene Siege», S. 19f.
- 272 F. Halder, KTB I, S. 27
- 273 Zit. bei M. Freund, «Weltgeschichte» III, S. 271
- 274 P. Schmidt, a.a.O., S.450f.
- 275 G. Ciano, a.a.O., S. 123ff. (13.-18. August 1939)
- 276 Ebd., S. 131. Es handelt sich um den Katalog, der nach dem wertvollsten Rüstungsmaterial der Zeit (von dem die Italiener denn auch nicht weniger als 600 Tonnen verlangten) später als «Molybdän-Liste» figurierte. Die Liste ist zitiert in Walther Hofer, «Die Entfesselung des Zweiten Weltkriegs», S. 256f.
- 277 F. Halder, KTB I, S. 34; ferner P. Schmidt, a.a.O., S.453
- 278 F. Halder KTB I, S. 38, 40
- 279 Schreiben Mussolinis an [Hitler](#) vom 29. August 1939, zit. bei M. Freund «Weltgeschichte» III, S.328; ferner Bericht des französischen Botschafters R. Coulondre an den französischen Aussenminister über seine Unterredung mit Adolf [Hitler](#), a.a.O., S.287, sowie Henderson an Halifax, zit. bei M. Gilbert / R. Gott, a. a. O., S. 232
- 280 Aufzeichnungen von Sir Ivone Kirkpatrick, Sir Orme Sargent und Lord Halifax, a.a.O., S.320ff.
- 281 F. Halder, KTB I, S.42. Zum deutschen «Friedensplan» vgl. ADAP VII,

- S.372ff.; ferner P. Schmidt, a.a.O., S.459f.
- 282 Birger Dahlerus, «Der letzte Versuch», S. 110; ferner Aufzeichnung Sir N. Henderson vom 31. Aug. 1939, zit. bei M. Freund, «Weltgeschichte» III, S.372f.
- 283 Aufzeichnung Schmidt über eine Unterredung zwischen Hitler und Attolico vom 31. Aug. 1939, 19 Uhr, zit. bei M. Freund, «Weltgeschichte» III, S.391; zur Weisung Nr. 1 vgl. ADAP VII, S.397ff.
- 284 M. Domarus, a.a.O., S. 1312ff. Was den Kampfbeginn angeht, versprach Hitler sich; wie in der Weisung Nr. 1 festgelegt, begann der Angriff um 4.45 Uhr.
- 285 In den Verhandlungen mit England wünschte Frankreich, die Kampfhandlungen erst am 4. September zu beginnen, und zwar, wie Bonnet gegenüber Halifax betonte, am Montagabend; vgl. M. Freund, «Weltgeschichte» III, S.412f.; zur folgenden Rede Chamberlains vor dem Unterhaus vgl. das Blaubuch der brit. Regierung, Basel 1939, Nr. 105.
- 286 ADAP VII, S.425
- 287 P. Schmidt, a.a.O., S.463f.
- 288 P. Stehlin, a.a.O., S.234; ferner ADAP VII, S.445, W.L. Shirer, «Aufstieg und Fall», S. 562, hat auf diesen bemerkenswerten Unterschied hingewiesen.
- 289 So M. Gilbert / R. Gott, a. a. O., S. 284 f.; auch die im Folgenden erwähnte Episode wird dort berichtet, vgl. S. 274.
- 290 IMT XV, S.385f.
- 291 So ein späterer Ministerpräsident Polens, wie M. Freund, «Weltgeschichte» III, S.406, berichtet.
- 292 C. J. Burckhardt, a. a. O., S. 164
- 293 E. Nolte, «Krise», S. 205
- 294 So berichtet von C. J. Burckhardt, a.a.O., S.351
- 295 E. V. Weizsäcker, a.a.O., S.258; zu Hitlers Unsicherheit und Selbstbeschwichtigungsversuchen vgl. auch A. Zoller, a.a.O., S. 156; A. Hillgruber, «Staatsmänner» I, S. 196; ferner F. Halder, KTB I, S. 39. Äusserungen über die Schwäche und Dekadenz Englands ent-

- halten auch die verschiedenen, im Text zitierten Ansprachen Hitlers vom 5.NOV. 1937 bis zum 22. Aug. 1939.
- 296 Karl Dönitz, «Zehn Jahre und zwanzig Tage», S. 45

### Zwischenbetrachtung III

- 1 So vor dem Hamburger Nationalklub von 1919, zit. bei W. Jochmann, «Im Kampf», S. 83
- 2 Rede vor Offizieren und Offiziersanwärtern vom 15.Feb. 1942, zit. bei H. v.Kotze/H. Krausnick, a.a.O., S. 308; ferner «Tischgespräche», S. 248
- 3 «Hitler's Table Talk», S.661; ferner A. Hillgruber, «Staatsmänner» I, S. 388
- 4 H. Rauschning, «Gespräche», S. 12; ferner «Tischgespräche», S.172
- 5 Ebd., S. 328
- 6 A. Hillgruber, «Staatsmänner» I, S.388
- 7 So O. Dietrich, «Zwölf Jahre», S. 156; zur Bemerkung von Goebbels vgl. H. Kirkpatrick, «Im inneren Kreis», S.69. Die zitierte Bemerkung aus dem «Zweiten Buch» findet sich dort auf S. 77.
- 8 H. Rauschning, «Gespräche», S. 16
- 9 A. Hillgruber, «Staatsmänner» I, S. 102 f. Im gleichen Gespräch bemerkte Hitler, er werde erst vom Herbst 1940 an die U-Boote «mit aller Energie» einsetzen, «doch hoffe er, dass er bis dahin mit seinen Feinden fertig geworden sei», ebd. S.92f. Zum Hinweis im folgenden Satz, dass England eigentlich nur der unschlüssigen Haltung Italiens wegen in den Krieg eingetreten sei, vgl. das Gespräch mit Ciano, a.a.O., S.42
- 10 E. V. Weizsäcker, a. a. O., S. 258
- 11 So Hitler im Herbst 1933 zur Begründung seines Entschlusses zum Austritt aus dem Völkerbund, vgl. H. Rauschning, «Gespräche», S. 101 f.
- 12 Vgl. bspw. das Mitteilungsblatt vom 26. April 1922, zit. bei W. Horn, a.a.O., S. 69; andere Beispiele ebd., S. 67 ff. Das vorausgehende Zitat stammt aus einem SA-Appell Hitlers vom 16. Dez. 1922, PND-Bericht Nr.393, HA 65/1483
- 13 M. Freund »Weltgeschichte« III, S.189
- 14 M. Domarus, a. a. O., S. 1425 f.



- 15 So in einer Lagebesprechung vom 31. Juli 1944, vgl. «Lagebesprechungen», S.587; ferner E. v. Weizsäcker, a. a. O., S. 258. Der Hinweis auf Dschingis Khan entstammt der Ansprache vom 22. Aug. 1939, zit. in VJHfZ 1968/2, S.139.
- 16 Aufzeichnungen eines älteren Generalstabsoffiziers, abgedruckt in: «Kriegstagesbuch des OKW» (KTB /OKW) IV, 2, S. 1704; zur vorerwähnten Bemerkung [Hitlers](#) vgl. «Lagebesprechungen», S.862
- 17 So zu Mitgliedern des bulgarischen Regimentsrates bei einer Unterredung auf Schloss Klessheim vom 16. März 1944, zit. bei A. Hillgruber, «Staatsmänner», S. 377; im gleichen Gespräch meinte [Hitler](#), «man könne diesen Krieg umso entschlossener führen, je weniger man sich einbilde, dass es auch noch andere Wege zu seiner Beendigung gäbe»; ebd. S. 376.
- 18 Der Auftrag wurde in Form eines Briefes mit folgenden Worten erteilt: «Reichsleiter Bouhler und Dr.med. Brandt sind unter Verantwortung beauftragt, die Befugnisse namentlich zu bestimmender Ärzte so zu erweitern, dass nach menschlichem Ermessen unheilbar Kranken bei kritischer Beurteilung ihres Krankheitszustandes der Gnadentod gewährt werden kann. Adolf [Hitler](#).» Vgl. IMT XXVI, S.169; allerdings konnte das Euthanasieprogramm, vor allem infolge der alsbald einsetzenden Proteste der Kirchen, nicht in vollem Umfang durchgeführt werden.
- 19 So zu Marschall Antonescu am 13. April 1943, vgl. A. Hillgruber, «Staatsmänner» II, S.232f.
- 20 Unterredung mit Mussolini auf dem Brenner vom 18. März 1940, zit. bei A. Hillgruber «Staatsmänner» I, S. 90. Zur Bemerkung Ulrich v. Hassells vgl. «Vom anderen Deutschland», S. 27
- 21 Abgedr. in IMT XXXVII, S.469 (052-L); V. Brauchitsch und Halder gegenüber erklärte [Hitler](#): «Zeit wird im Allgemeinen gegen uns arbeiten, wenn wir sie nicht weitgehend ausnutzen. Wirtschaftliche Mittel auf der anderen Seite stärker. (Gegner) sind in der Lage, einzukaufen und zu transportieren. Auch in militärischer Hinsicht arbeitet (die) Zeit nicht für uns ... Aus psychologischen und materiellen Gründen arbeitet (die) Zeit gegen uns in militärischer Beziehung»; F. Halder KTB I, S.86f. Vgl. dazu auch [Hitlers](#) Bemerkung in einer Ansprache rund fünf Jahre später, kurz vor der Ardenennenoffensive, dass es «einen glücklicheren Augenblick als den vom Jahre 1939 ... überhaupt nicht geben konnte», siehe «Lagebesprechungen», S.717
- 22 IMT XXVI, S. 332 (789-PS); für die zuvor erwähnten Äusserungen vgl. A. Hillgruber, «Staatsmänner» I, S. 125, 51-57
- 23 Bericht des Sicherheitsdienstes zu Inlandfragen vom 8. Jan. 1940, zit. bei Heinz Boberach (Hrsg.), «Meldungen aus dem Reich», S.34f.
- 24 So in der Ansprache vor den Divisionskommandeuren vom 12. Dez. 1944, vgl. «Lagebesprechungen», S. 718, ferner «[Hitlers](#) Zweites Buch», S.138. Auch die verschiedenen Versuche [Hitlers](#), sich in der Vorphase des Krieges ein Alibi gegen den Vorwurf der Kriegsschuld zu verschaffen, dem doch die mobilisierende Bedeutung zugekommen wäre, entwerteten sich in aller Durchsichtigkeit von selbst; [Hitler](#) sagte über seine Angebote aus den letzten Augusttagen zu einer Lösung der Danzig- und Korridorfrage später unumwunden: «Ich brauchte ein Alibi, vor allem dem deutschen Volke gegenüber, um ihm zu zeigen, dass ich alles getan hatte, den Frieden zu erhalten», vgl. P. Schmidt, a.a.O., S.469.
- 25 Abgedr. bei H.v. Kotze/H. Krausnick, a.a.O., S.345
- 26 Zit. bei Alan S. Milward, «Die deutsche Kriegswirtschaft 1939-1945», S.30
- 27 Vgl. A. Hillgruber, «Strategie», S. 31 f. mit weiteren Literaturangaben auch zum wirtschaftlichen Aspekt des Moskauer Vertrages; ferner A. S. Milward, a.a.O., S.30. Die erwähnte Äusserung Molotows fiel in der Unterredung vom



13. Nov. 1940 in Berlin, vgl. A. Hillgruber «Staatsmänner» I, S.307.
- 28 Nach den Angaben des «Statistischen Handbuchs des Deutschen Reiches» betragen die Ausgaben für die Rüstung in den Jahren des NS-Herrschaft: im Haushaltsjahr 1933/34 1,9 Mrd. (von 8,1 Mrd. Gesamtausgaben), 1934/35 1,9 Mrd. (von 10,4 Mrd.), 1935/36 4,0 Mrd. (von 12,8 Mrd.), 1936/37 5,8 Mrd. (von 15,8 Mrd.), 1937/38 8,2 Mrd. (von 20,1 Mrd.) und schliesslich 1938/39 18,4 Mrd. (von 31,8 Mrd.).
- 29 R. Benschel, «Die deutsche Flottenpolitik von 1933 bis 1939», Berlin-Frankfurt/M. 1958, S.68, ferner E. Raeder, a.a.O., S.172, sowie A. Hillgruber, «Strategie», S. 35 ff. mit weiteren Angaben
- 30 Vgl. IMT XV S.385f. (Aussage Jodls mit der zuvor erwähnten Äusserung; im gleichen Zusammenhang hat Jodl auch erklärt, die «wirkliche Aufrüstung musste erst während des Kriegs durchgeführt werden»). Ferner H.-A. Jacobsen, «Fall Gelb», S.4 ff.; zur Munitionslage vgl. u.a. F. Halder, KTB I, S. 99. Die Stärke der Luftwaffe betrug am 1. Sept. 1939: 1'180 Kampfflugzeuge, 771 Jagdflugzeuge, 336 Sturzkampfflugzeuge, 408 Zerstörerflugzeuge, 40 Schlachtflugzeuge, 552 Transportmaschinen, 379 Aufklärer sowie 240 Marinflugzeuge. Bis Ende 1939 wurden weitere 2'518 Maschinen gebaut, 1940: 10'392; 1941: 12'392; 1942: 15'497; 1943: 24'795; 1944: 40'593 und selbst 1945 noch 7'541 Flugzeuge; zit. nach A. Hillgruber, «Strategie», S.38/ Anm.
- 31 IMT XXXVII, S.468f. (052-L)
- 32 Dass die Blitzkriegidee mehr als eine aus lediglich taktischen Erwägungen entstandene, moderne Kriegsführungsmethode war, hat erstmals A. S. Milward in der zit. Studie «Die deutsche Kriegswirtschaft» entwickelt. Vgl. dazu auch «Le Testament politique de Hitler», S. 106 ff.
- 33 Vgl. KTB/OKW I, S.150E
- 34 A. S. Milward, a. a. O., S. 17; ferner auch A. Hillgruber, «Strategie», S. 45, weiteren Hinweisen
- 35 IMT XXVI, S.330; ferner H. Rauschning, «Gespräche», S. 120; ähnlich äusserte sich Hitler in der Gedenkrede vom 8. November 1941: «Es ist der alte, ewige Streit und der alte, ewige Kampf. Er fand eben im Jahre 1918 kein Ende. Damals hat man uns um den Sieg betrogen ... Es war aber nur der Anfang, das erste Stück dieses Dramas, das zweite und der Schluss werden jetzt geschrieben, und wir werden diesmal nun das einholen, um was man uns damals betrogen hat. Punkt um Punkt und Position um Position wird jetzt wieder in Rechnung gestellt und einkassiert werden.» Vgl. M. Domarus, a.a.O., S. 1781
- 36 So die, ausgesprochene oder unausgesprochene, These Fritz Fischers und seiner Schule, vgl. insbesondere: F. Fischer, «Griff nach der Weltmacht» und «Krieg der Illusionen»; Helmut Böhme, «Deutschlands Weg zur Grossmacht»; Klaus Wernecke, «Der Wille zur Weltgeltung». Ferner aber auch, mit teilweise scharf kontroversen Auffassungen, Egmont Zechlin, «Die Illusion vom begrenzten Krieg», in 'Die Zeit' vom 17. September 1965; Fritz Stern, «Bethmann Hollweg und der Krieg», in 'Recht und Staat', Heft 351/352; Wolfgang J. Mommsen, «Die deutsche Kriegszielpolitik 1914-1918», in «Juli 1914», deutsche Ausgabe des 'Journal of Contemporary History', München 1967 sowie vor allem auch Karl Dietrich Erdmann in der Einleitung zu: Kurt Riezler, «Tagebücher, Aufsätze, Dokumente», S. 17ff.
- 37 Zit. nach W.J. Mommsen, «Die deutsche 'Weltpolitik' und der Erste Weltkrieg», in: NPL 1971/4, S. 492; es handelt sich um eine Passage aus dem Riezlerschen Tagebuch, die eine verbreitete Auffassung kolportiert; Bethmann Hollweg, fügt Riezler allerdings hinzu, sei «empört über solchen Unsinn». Dazu auch F. Fischer, «Illusionen», S. 359 ff.
- 38 K. Riezler, a.a.O., S.217 (11.Okt. 1914); vgl. auch ebd. S. 285 (16. Juli 1915), wo es heisst, dass Bethmann Holl-

- weg der Gedanke an «Weltherrschaft etc. traditionell unsympathisch» sei
- 39 Alfred Kruck, «Geschichte des Alldeutschen Verbandes 1890-1939», S. 85 sowie S.44. Zur erwähnten Bemerkung V. Moltkes und den beiden Pressezitaten s. Rudolf Augstein, «Deutschlands Fahne auf dem Bosphorus», in 'Der Spiegel' 48/1969, S. 94, ferner F. Fischer, «Illusionen», S. biff.
- 40 Zit. bei Wolfgang Steglich, «Die Friedenspolitik der Mittelmächte» I, Freiburg i. Br. 1964, S.418; ferner R. Augstein, a.a.O., S. 100. Auch die Vorstellung, dass England der eine entscheidende Rivale deutscher Ansprüche sei, ist vor, in und nach dem Krieg präsent. General Groener deutete in einem Lagevortrag, gehalten am 15. Mai 1919 im Grossen Hauptquartier, den Ersten Weltkrieg als einen gescheiterten Versuch, «mit England um die Weltherrschaft zu ringen». Groener fuhr fort: «Wenn man um die Weltherrschaft kämpfen will, muss man dies von langer Hand her vorausschauend mit rücksichtsloser Konsequenz vorbereiten. Man darf nicht hin und her schaukeln und eine Friedenspolitik treiben, sondern man muss restlos Machtpolitik treiben. Dazu gehört aber, dass der Grund und Boden, auf dem man steht, im Innern wie nach Aussen fest und unerschütterlich bleibt. Wir haben unbewusst nach der Weltherrschaft gestrebt – das darf ich natürlich nur im allerengsten Kreise sagen, aber wer einigermaßen klar und historisch die Sache betrachtet, kann darüber nicht im Zweifel sein – ehe wir unsere Kontinentalstellung fest gemacht hatten.» Vgl. F. Fischer, «Illusionen», S. 1. Es ist exakt die Überlegung, die [Hitler](#) seinen Absichten zugrunde legte.
- 41 Vgl. A. Hillgruber, «Kontinuität und Diskontinuität in der deutschen Aussenpolitik von Bismarck bis [Hitler](#)», Düsseldorf 1969, S. 19
- 42 So H. Himmler in einer seiner Posener Reden (4. Oktober 1943), die zweifellos die Auffassung Hitlers, wie sie beispielsweise um diese Zeit aus den «Tischgesprächen» hervorgeht, in konzentrierter Form wiedergibt; IMT XXIX, S.172 (1919-PS)
- 43 So Otto Hintze zu Friedrich Meinecke, vgl. «Die deutsche Katastrophe», S.89
- 44 «Mein Kampf», S. 508
- 45 Vgl. W. Görlitz/H.A.Quint, a.a.O., S-547
- 46 IMT XXVI, S.378f. (864-PS)
- 47 Zit. nach Josef Wulf, «Das Dritte Reich und seine Vollstrecker», Berlin 1961, S. 352 ff.; der erwähnte Brief des deutschen Offiziers ist zit. in: VJHfZ 1954 /3, S. 298 f.
- 48 «Lagebesprechungen», S.63f.
- 49 Zit. nach H.-A. Jacobsen, «Der Zweite Weltkrieg», S. 67
- 50 A. Hillgruber, «Staatsmänner» 1, S. 76

### Siebttes Buch

- 1 IMT XXXVII, S.466 ff. (052-L)
- 2 So [Hitler](#) in seinen kommentierenden Ausführungen nach der Verlesung der Denkschrift; vgl. F. Halder, KTB I, S. 102
- 3 Ebd., S. 98; vgl. auch S. 93 ff. Von einem «Wahnsinnsangriff» sprach Generaloberst V. Leeb, Oberbefehlshaber einer Heeresgruppe, vgl. H.-A. Jacobsen, «Fall Gelb», S. 50 f.; v. Leeb meinte auch im Hinblick auf [Hitlers](#) «Friedensappell»; «Die Rede des Führers im Reichstag war also nur ein Belügen des deutschen Volkes.» Zu der Alternative, den Krieg zum «Einschlafen» zu bringen, vgl. die Skizze, die Generaloberst Jodl in Nürnberg über «[Hitler](#) als Strategie» geschrieben hat, abgedr. in: «Kriegstagebuch des OKW» (KTB /OKW) IV, 2, S. 1717. Zur Offiziersopposition während dieser Zeit im Ganzen vgl. Harold
- 4 C. Deutsch, a.a.O., S.71ff.
- 4 H. Groscurth, a.a.O., S.224; ferner E. Kosthorst, a.a.O., S.96, F. Halder, KTB I, S. 120 sowie v. Brauchitschs
- 5 Aussage in Nürnberg, IMT XX, S.628
- 5 Vgl. Anton Hoch, «Das Attentat auf 1939», in: VJHfZ 1969 /4, S. 383 ff.
- 6 Heinz Guderian, »Erinnerungen eines

- Soldaten», S. 76. Die im folgenden zitierte Rede ist in mehreren, weitgehend übereinstimmenden Versionen überliefert; von den beiden hier zugrundgelegten Versionen existiert die eine als Nürnberger Dokument PS-789 (IMT XXVI, S. 327 ff.), während die andere im Militärarchiv Freiburg i. Br. unter N 104/3 geführt wird; ihr vermutlicher Verfasser ist H. Groscurth.
- 7 H. Groscurth, a.a.O., S.233
- 8 Winston S. Churchill, «The Second World War» II, S.74
- 9 F. Halder, KTB I, S. 302
- 10 W.-A. Jacobsen (Hrsg.), «Dokumente zum Westfeldzug 1940», Göttingen-Berlin-Frankfurt/M. 1960, S.121
- 11 F. Halder, KTB I, S.332; zu den Äusserungen Görings vgl. Bernhard v. Lossberg, «Im Wehrmachtsführungsstab», S.80ff. Zur Diskussion über den Anhaltebefehl an sich vgl. Basil Henry Liddell Hart, «The other Side of the Hill», S. 185 ff.; ferner Arthur Bryant, «Kriegswender» sowie H.-A. Jacobsen/J. Rohwer, «Dünkirchen 1940», in: «Entscheidungsschlachten des Zweiten Weltkriegs», S. 7 ff.
- 12 So Generalleutnant Alan Brooke, zit. bei A. Bryant a. a. O., S. 142
- 13 So der Titel des Buches von Jacques Benoist-Méchin über «Frankreichs Tragödie 1949»; die zuvor erwähnten Episoden berichtet A. Brooke, ebd., S.116, sowie Raymond Cartier, «Der Zweite Weltkrieg», S. 175,168.
- 14 R. Cartier, a.a.O., S. 177
- 15 Vgl. G. Ciano, a.a.O., S.39,168,179, 212. Zum folgenden Brief Mussolinis an Hitler vgl. «Hitler e Mussolini, Lettre i Documenti», Mailand 1946, S.35
- 16 G. Ciano, a.a.O., S.222, 208
- 17 Ebd., S. 251; die vorhergehende Bemerkung ist zit. bei R. Cartier, a.a.O., S. 176; vgl. auch «Ursachen und Folgen», XV, S.150.
- 18 A. Zoller, a.a.O., S. 141
- 19 So eine Mitteilung Albert Speers an den Verfasser; vgl. ferner die erwähnte Skizze Jodls in: KTB /OKW IV, 2, S. 1718 f., der im Übrigen auch die rechtzeitige Entwicklung einer 7,5-cm-Panzerabwehrkanone zu Hitlers Verdiensten rechnet
- 20 «Lagebesprechungen», S.30. Vgl. zu dieser Frage, mit teilweise kontroversen Auffassungen, u.a. Peter Bor, a.a.O., Gert Buchheit, «Hitler, der Feldherr», H.-A. Jacobsen, «Fall Gelb», S. 145 ff., und schliesslich Percy Ernst Schramm, «Hitler, Oberster Befehlshaber der Wehrmacht», als 'Feldherr', in: KTB/OKW I, S.37ff.
- 21 G. Ciano, a.a.O., S.249. Zu den italienischen Forderungen, die Mussolini später als «bescheiden» charakterisierte, vgl. ADAP X, S. 207 f. (Telegramm des deutschen Botschafters in Rom, V. Mackensen, v. 17.7.1940)
- 22 Vgl. die Schilderung bei W. L. Shirer, «Berlin Diary», S.331
- 23 E. Nolte, «Epoche», S.435
- 24 Vgl. M. G. Steinert, a. a. O., S. 136 f. mit weiteren Hinweisen. Ferner F. Meinecke, «Ausgewählter Briefwechsel», hrsg. von Ludwig Dehio und Peter Classen, Stuttgart 1962, S. 363 f. Von der Niedergeschlagenheit des Widerstands zeugt bspw. das Tagebuch U. V. Hassells, S. 156 ff., wo von «stark erschütterten Gemütern» bei Oster, Dohnanyi und Guttenberg die Rede ist; ähnlich heisst es von Carl Goerdeler, und auch v. Kessel sei «gänzlich resigniert und möchte Archäologie studieren», ein anonym bleibender Bekannter aus dem Widerstandslager zeigte sich, darin durchaus repräsentativ für eine verbreitete Stimmung, «geneigt zu glauben, dass ein Mann solcher Erfolge ein Mann mit Gott sein müsse», v. Hassell selber brachte den inneren Konflikt zahlreicher konservativer Oppositioneller auf die Formel: «Man könnte verzweifeln unter der Last der Tragik, sich an den Erfolgen nicht freuen zu können.» – Zur Episode aus Burly-de-Pêche vgl. A. Speer, a. a. O., S. 185 f., wo allerdings das Datum falsch angegeben ist
- 25 Vgl. Helmuth Greiner, «Die Oberste Wehrmachtsführung», S. 110; ferner A. Speer, a. a. O., S. 186 f., sowie «Tischgespräche», S. 134f., wo Hitler aller-

- dings erklärt, Rom habe ihn weit stärker beeindruckt als Paris, das «nichts Grosses im Stil des Colosseums oder der Engelsburg oder auch des Vatikans» aufweise. «Was ich auch in Paris gesehen habe, es gleitet an mir ab, Rom dagegen hat mich richtig ergriffen.»
- 26 Es handelt sich um Punkt 8 des Abkommens, in dem es hiess: «Die deutsche Regierung erklärt der französischen Regierung feierlich, dass sie nicht beabsichtigt, die französische Kriegsflotte, die sich in den unter deutscher Kontrolle stehenden Häfen befindet, im Kriege für ihre Zwecke zu verwenden.»
- 27 G. Ciano, a.a.O., S.257; ferner dazu A. Hillgruber «Staatsmänner» I, S. 150 ff. Zu den Vorschlägen für einen Friedensvertrag, die von dem Gesandten Dr. Karl Clodius und dem Botschafter Ritter ausgearbeitet wurden, vgl. ADAP IX, S.390ff. und 407 ff.
- 28 W. Churchill, «Reden» I, Zürich 1948, S-333
- 29 W. Churchill, «Der zweite Weltkrieg» II, I, S. 272
- 30 M. Domarus, a. a. O., S. 1557 f.; das voraufgehende Zitat stammt aus der Rede Churchills vom 14. Juli, vgl. «Reden» I, S.380f.
- 31 Zit. bei Walther Hubatsch (Hrsg.), «Hitlers Weisungen», S. 61 ff. Zu Hitlers anhaltender Hoffnung auf ein Einlenken Englands vgl. A. Hillgruber, «Strategie», S. 146 ff.
- 32 «Führerkonferenzen in Marine-Angelegenheiten», Besprechung vom 21. Juli 1940, zit. bei A. Bullock, a.a.O., S.598. Generalfeldmarschall v. Rundstedt gegenüber äusserte Hitler bereits am 19. Juli, im Anschluss an seine Reichstagsrede, dass er die Landungsvorbereitungen, entgegen der soeben erlassenen Weisung, nur als ein psychologisches Manöver betrachte; so P. E. Schramm in der Wiedergabe einer Mitteilung V. Rundstedts, vgl. «Frankfurter Allgemeine Zeitung» vom 20. Mai 1958. Dazu ferner auch Karl Klee, «Das Unternehmen Seelöwe», S. 244. Abweichend A. Hillgruber, «Strategie», S. 171
- 33 F. Halder, KTB II, S. 21
- 34 Vgl. A. Hillgruber, «Strategie», S. 157 ff., insbes. S.165
- 35 K. Klee, «Dokumente zum Unternehmen 'Seelöwe'», Göttingen-Berlin-Frankfurt / M. 1959, S. 441 f. Zur erwähnten Meldung Admiral Raeders, die allerdings nur «unter der Voraussetzung erreichter Luftherrschaft» der Marine eine Landungschance gab, vgl. KTB/OKW I, S.63
- 36 So am 6. Juni 1940 zu Sir Edward Spears, zit. in: «Ursachen und Folgen», XV, S. 261. Ganz in diesem Sinne versuchte Alfred Rosenberg am 28. Nov. 1940 in einer Rede vor der französischen Abgeordnetenversammlung das Geschehen zu deuten; «Die Epigonen der Französischen Revolution sind mit den ersten Truppen der grossen Deutschen Revolution zusammengestossen. Damit ... geht dieses Zeitalter von 1789 nunmehr seinem Ende entgegen. In einem triumphalen Siege ist es ... niedergeworfen worden, als es sich, schon vermorscht, noch immer anmasste, das Geschick Europas auch im 20. Jahrhundert beherrschen zu wollen.» Nach A. Rosenberg, «Gold und Blut», München 1941, S. 7
- 37 Diese Befürchtung, seit je vorhanden, erhielt besonderen Auftrieb durch die scharfe, nur als entschlossene Kampfansage zu deutende Rede Roosevelts vom 19. Juli 1940; vgl. dazu die Aufzeichnungen des deutschen Botschafters in Washington, Dieckhoff, vom 21. Juli 1940 in: ADAP X, S. 213 f.; ferner F. Halder, KTB II, S.30 (22. Juli 1940): Ihren Niederschlag fand diese Befürchtung von diesem Augenblick an in fast allen strategischen Planungsgesprächen, vgl. bspw. E. Raeder, a.a.O., II, S.246f.; ferner KTB/OKW I, S. 88 ff. Dazu im Ganzen auch Saul Friedländer, «Auftakt zum Untergang. Hitler und die Vereinigten Staaten von Amerika»
- 38 Tagebuch Engel, vom 4. Nov. 1940, zit. bei A. Hillgruber, «Strategie», S.354/ Anm.
- 39 So im Stabsquartier der Heeresgruppe A. (v. Rundstedt) in Charleville, vgl.

- K. Klee, «Das Unternehmen 'See-löwe'», S.189f.
- 40 F. Halder, KTB II, S.49; ganz ähnlich äusserte sich **Hitler** in der Besprechung mit den Spitzen von OKW und OKH am 9. Jan 1941, vgl. KTB /OKW I, S. 257 ff.
- 41 F. Halder, KTB II, S. 165.158. Auch die erste Lösung bedeutete freilich nicht den Verzicht auf den Krieg im Osten, sondern nur dessen Verschiebung.
- 42 Tagebuch Engel, zit. bei A. Hillgruber, «Strategie», S.358/Anm. Auch im «Testament politique», das er Anfang 1945 Bormann diktierte, hat **Hitler** erklärt, dass er den endgültigen Entschluss zum Angriff auf die Sowjetunion bald nach der Abreise Molotows aus Berlin gefasst habe; ebd. S. 96.
- Die Vorbereitungen für den Bau der Gefechtsstände begannen Anfang Oktober 1940, vgl. F. Halder, KTB II, S. 121, und zwar bei Rastenburg, Spala und Pogi.
- 43 KTB /OKW I, S. 996. Die Frage, wann **Hitler** sich definitiv entschlossen habe, die Sowjetunion anzugreifen, ist sehr umstritten, vgl. neben der bisher erwähnten Literatur vor allem noch Gerhard L. Weinberg, «Der deutsche Entschluss zum Angriff auf die Sowjetunion», in: VJHfZ 1953/2, S.301 ff., sowie die Entgegnungen von H.G. Seraphim und A. Hillgruber, ebd. 1954/2, S. 240 ff.
- 44 «Le Testament politique de **Hitler**», S. 93 ff. (Rückübersetzung aus dem Französischen). **Hitler** führte schliesslich auch noch die Abhängigkeit Deutschlands von den russischen Wirtschaftslieferungen an, die von Stalin jederzeit zu Erpressungen ausgenutzt werden könnte, vor allem im Hinblick auf Finnland, Rumänien, Bulgarien und die Türkei. Er fuhr dann fort: «Es stand dem Dritten Reich nicht an, als Vertreter und Beschützer Europas diese befreundeten Staaten auf dem Altar des Kommunismus zu opfern. Das hätte uns entehrt und wir wären überdies dafür bestraft worden. Vom moralischen wie vom strategischen Standpunkt aus wäre dies daher eine Fehlentscheidung gewesen.» Vgl. ebd., S. 96. Ähnlich auch die Begründung, die **Hitler** am 12. Juni 1941 dem rumänischen Staatschef, Marschall Antonescu, gab, vgl. A. Hillgruber, «Staatsmänner» I, S. 588 ff. Dass der Krieg gegen die Sowjetunion **Hitlers** «eigentlicher» Krieg war, zeigt auch seine Bemerkung im Juli 1940, dass er den Ostkrieg vor der Beendigung des Westkriegs führen müsse, da «er bei der Stimmung, die nach einem Siege über England herrschen würde, dem Volk einen sofortigen neuen Krieg gegen Russland schlecht zumuten» könne; vgl. B. V. Lossberg, a. a. O., S. 105.
- 45 KTB / OKW I, S. 258; vgl. für diesen Zusammenhang auch A. Hillgruber, «Strategie», S. 391
- 46 Dem finnischen Aussenminister Witting gegenüber erklärte er bspw. am 27. Nov. 1941: «Für Deutschland gäbe es ein Gesetz; das lautet, unter allen Umständen zu vermeiden, gleichzeitig nach zwei Seiten kämpfen zu müssen.» Vgl. A. Hillgruber, «Staatsmänner» I, S.639
- 47 So vom Chefadjutanten der Wehrmacht, Oberst Schmudt, dem Generaloberst Halder berichtet; vgl. F. Halder, KTB II, S. 203; ferner A. Hillgruber, «Staatsmänner» I, S.385
- 48 Zit. nach A. Hillgruber, «Strategie», S. 373. Hans Fritzsche äusserte kurz nach Beginn des Russlandfeldzuges vor dem Berliner Verband der auswärtigen Presse über die deutsche Ostkonzeption: «An irgendeinem Punkt werden die deutschen Heere im Osten stehenbleiben, und es wird dann eine von uns gezogene Grenze errichtet, die das grosse Europa ... abschirmt gegen Osten. Es ist möglich, dass militärische Spannungen und auch kriegerische Auseinandersetzungen im Kleinen noch acht oder zehn Jahre andauern; diese Lage ändert jedoch nach dem Willen der deutschen Staatsführung nichts daran, den europäischen Kontinent aufzubauen und ihn nach eigenen, von Deutschland diktierten Gesetzen zu ordnen. Gewiss ist dies ein 'Europa hinter Stacheldraht', aber dieses Europa

- wird wirtschaftlich, industriell und agrarisch völlig autark sein und militärisch im Grunde unangreifbar.» Zit. nach Willi A. Boelcke (Hrsg.), «Wollt ihr den totalen Krieg?», S. 189
- 49 Es handelte sich vor allem um Raeder, Rommel, v. Weizsäcker, den deutschen Botschafter in Moskau, v.d. Schulenburg, sowie den dortigen Militärattaché, General Köstring. Zur Idee der Offensive in Nahost vgl. A. Bullock, a.a.O., S.644; kaum ein Viertel der für den Angriff auf die Sowjetunion vorgesehenen Kräfte hätte vermutlich der britischen Herrschaft im Vorderen Orient, wie Bullock meint, einen verhängnisvollen Schlag versetzen können.
- 50 So zu Mussolini am 20. Jan. 1941, zit. in: KTB/OKW I, S. 275
- 51 Vgl. A. Hillgruber, «Staatsmänner» I, S.586, 384 f., 352 sowie für diesen Zusammenhang auch S. 366, 385, 421, 495, 516 u.a. Zur Bemerkung vom «tönenen Koloss» siehe KTB /OKW I, S.258
- 52 Der Bericht stammt freilich erst vom 1. Aug. 1941, also nach dem Beginn des Russlandfeldzuges, doch war diese Stimmung auch vorher schon greifbar. Der Bericht, abgedr. bei M.G. Steinert, a.a.O., S.207f., enthält zusätzlich die folgenden aufschlussreichen Passagen: «Durch den nunmehrigen Vorstoss nach Russland wird die schon für das ehemalige Polen nach Ansicht des Volkes nur schwer zu lösende Frage einer wirklichen Beruhigung und Befriedigung der in diesen Gebieten ansässigen Bevölkerung auf noch weitere Gebiete ausgedehnt ... Im Grunde war die Vorstellung eines Grossdeutschen Reiches als rein völkischer Staat (für den schon Böhmen und Mähren einen Fremdkörper bedeutet) im Rahmen grundsätzlich gleichgeordneter europäischer Nationen im allgemeinen Bewusstsein fest verankert.» Ferner Tagebuch v. Bock, zit. bei A. Hillgruber, «Strategie», S.370/Anm.
- 53 A. Hillgruber, «Staatsmänner» I, S.517
- 54 Zit. bei A. Hillgruber, «Strategie», S.440
- 55 Tagebuch Engel, zit. ebd., S. 369
- 56 F. Ciano, a.a.O., S.340
- 57 ADAP XII, 2, S. 892
- 58 F. B.Gisevius, «Adolf Hitler», S.471; zu Hitlers gedrückter Stimmung in den Tagen vor Beginn des Feldzuges, die in so auffallendem Kontrast zum Optimismus der militärischen Führung stand, vgl. bspw. W. Schellenberg, a.a.O., S.179f.
- 59 So gegenüber dem britischen Botschafter, zit. bei H.-A. Jacobsen, «Nationalsozialistische Aussenpolitik», S.377
- 60 KTB/OKW I, S.341
- 61 F. Halder, KTB II, S. 335 ff.
- 62 Vgl. H. Krausnick, «Judenverfolgung», in: «Anatomie des SS-Staates» 11, S. 363 ff. mit weiteren Quellenhinweisen und Materialien. Zum Auftrag für Himmler, der übrigens auf direkte Anordnung Hitlers und von ihm persönlich redigiert in die OKW-Weisung vom 13. März 1941 aufgenommen worden war, vgl. KTB /OKW I, S. 340ff.; ferner W. Warlimont, «Im Hauptquartier der Wehrmacht», S. 167 ff.
- 63 Vgl. Nürnberg-Dok. NOKW-1692, abgedruckt bei H.-A. Jacobsen, «Kommissarbefehl und Massenexekutionen sowjetischer Kriegsgefangener», in: «Anatomie des SS-Staates» II, S. 223 f.; ebd., S. 225 ff., auch der sogenannte Kommissarbefehl. Dazu im Übrigen auch die Aussagen der Generale in Nürnberg, IMT XX, S.635, 663; ferner dazu IMT XXVI, S.406 ff., sowie XXXIV, S. 252 ff., 191 ff.
- 64 IMT XXXVIII, S.86 ff. (221-L). Rosenberg erklärte ganz in diesem Sinne am 20. Juni 1941 vor den «engsten Beteiligten am Ostproblem»: «Wir führen ab heute nicht einen 'Kreuzzug' gegen den Bolschewismus, allein um die )armen Russen' vor diesem Bolschewismus für alle Zeiten zu erretten, sondern um deutsche Weltpolitik zu treiben und das Deutsche Reich zu sichern.» Vgl. IMT XXVI, S.614 (1058-PS)
- 65 Otto Ohlendorf, «Eidesstattliche Aussage», Nürnberg-Dok. IV, S. 312 ff.; weitere Angaben bei H. Krausnick, a.a.O., S.367f.

- 66 Zit. bei A. Hillgruber, «Die 'Endlösung' und das deutsche Ostimperium», in VJHfZ 1972/2, S.142
- 67 Schon in seinen Darlegungen vom 5. Dez. 1940 hatte **Hitler** zum operativen Konzept für den Russlandfeldzug erklärt: «Bei einem Angriff gegen die russische Armee muss die Gefahr vermieden werden, die Russen vor sich her zu schieben. Durch die Art unseres Ansatzes muss die russische Armee zerlegt und in Paketen abgewürgt werden. So muss eine Ausgangsposition geschaffen werden, die es gestattet, zu grossen Umfassungsoperationen zu kommen.» Vgl. F. Halder, KTB 11, S. 214. – Zur Frage, inwieweit die stupenden deutschen Anfangserfolge auf die Verblüffung und, 'ungeachtet zahlreicher Warnungen, auf die mangelhafte Vorbereitung der Gegenseite zurückzuführen waren, vgl. die instruktiven Hinweise bei A. Hillgruber, «Strategie», S. 430 ff.
- 68 So gegenüber dem japanischen Botschafter Oshima am 15. Juli 1941, zit. bei A. Hillgruber, «Staatsmänner» I, S. 600 ff.; zum vorerwähnten Vermerk Halders vgl. dessen Kriegstagebuch III, S.38
- 69 Vgl. Alexander Dallin, «Deutsche Herrschaft in Russland», S. 74; zur Umstellung der Rüstung und Planung des deutschen Rückmarsches aus der Sowjetunion vgl. Weisung 32 b vom 14. Juli 1941, abgedruckt bei W. Hubatsch, «Hitlers Weisungen», S. 136 ff., sowie KTB/OKW I, S. 1022ff.
- 70 Vgl. A. Hillgruber, «Staatsmänner» I, S. 622 ff.
- 71 «Hitler's Table Talk», S. 44. Zum geplanten Schicksal Leningrads und Moskaus vgl. F. Halder, KTB III, S. 53; «Tischgespräche», S. 251; A. Hillgruber, «Staatsmänner», S.643; KTB /OKW I, S.1021,1070, A. Zoller, a.a.O., S.143. Auch in seiner Rede vom 8. Nov. 1941 erklärte **Hitler**, Leningrad werde nicht erobert, sondern ausgehungert werden, vgl. M. Domarus, a.a.O., S. 1175. Wie die Vernichtung der Stadt im Einzelnen vor sich gehen sollte, hat eine Anweisung des Stabschefs der Seekriegsleitung, Admiral Kurt Fricke, vom 29. Sept. 1941 ausgeführt: «Es ist beabsichtigt, die Stadt eng einzuschliessen und durch Beschuss mit Artillerie aller Kaliber und laufendem Luftsinsatz dem Erdboden gleichzumachen. Sich aus der Lage in der Stadt ergebende Bitten um Übergabe werde abgeschlagen werden, da das Problem des Verbleibens und der Ernährung der Bevölkerung von uns nicht gelöst werden kann und soll. Ein Interesse an der Erhaltung auch nur eines Teiles dieser grossstädtischen Bevölkerung besteht in diesem Existenzkrieg unsererseits nicht...»; zit. in «Ursachen und Folgen» XVII, S.380ff.
- 72 F. Halder, KTB 111, S.193. **Hitler** hat seine Argumente in einer «Denkschrift» vom 22. Aug. 1941 zusammengefasst; vgl. dazu A. Hillgruber, «Strategie», S. 547 ff. Zum Vorwurf, die Generalität verstehe nichts von Kriegswirtschaft, vgl. Heinz Guderian, a. a. O., S. 182
- 73 M. Domarus, a.a.O., S. 1758ff. Eine Woche später gab Otto Dietrich, Staatssekretär im Propaganda-Ministerium, auf Anweisung **Hitlers** der Presse bekannt, dass der Ausgang des Feldzugs im Osten entschieden sei; vgl. «Zwölf Jahre», S. 101 ff. Dazu aber auch Werner Stephan, «Joseph Goebbels», S. 226
- 74 Friedrich Paulus, «Ich stehe hier auf Befehl», S.49f.
- 75 Vgl. bspw. die Hinweise in den verschiedenen Unterredungen bei A. Hillgruber, «Staatsmänner» I, S. 64, 594' 619, 628. Halder zufolge wurden die Erinnerungen Marschall Coulaincourts an den Feldzug von 1812 im Winter 1941/42 aus dem Handel gezogen; vgl. A. Dallin, a.a.O., S.93. Vgl. das abgewogene Urteil bei Rudolf Hoffmann, «Die Schlacht von Moskau 1941», in H.-A. Jacobsen/J. Rohwer, «Entscheidungsschlachten des Zweiten Weltkriegs», S. 181 ff.; ferner v. Mansteins kritisches Urteil in: «Verlorene Siege», S. 310 ff.; zum sog. «Halte-Befehl» selbst siehe KTB /OKW I, S. 1084. Über Guderians Auseinander-



- setzung mit **Hitler** vgl. dessen «Erinnerungen eines Soldaten», S. 240 ff.
- 77 F. Halder, KTB III, S. 295; ferner A. Hillgruber, «Strategie», S. 551 f. Im darauffolgenden Frühjahr erklärte **Hitler** noch einmal, er hätte «gern diesen Krieg gegen den Bolschewismus mit der englischen Marine und Luftwaffe als Partner geführt», vgl. «Tischgespräche», S. 244.
- 78 KTB/OKW IV, 2, S.1503
- 79 So in den Unterredungen mit dem schwedischen Aussenminister Scavenius sowie mit dem kroatischen Aussenminister Lorkovic, zit. bei A. Hillgruber, «Staatsmänner» I, S. 657, 861
- 80 Ebd., S. 683
- 81 Zit. nach Lothar Gruchmann, «Der Zweite Weltkrieg», S. 141
- 82 Zur amerikanischen Rüstungsproduktion vgl. auch das statistische Material bei H.-A. Jacobsen «1939-1945», S.561 ff.
- 83 E. Dollmann, a.a.O., S.27
- 84 «Tischgespräche», S. 50, 71
- 85 «Lagebesprechungen», S. 786
- 86 F. Halder, KTB III, S. 332
- 87 P. Bor, a.a.O., S.214
- 88 So zu Botschafter Oshima am 15. Juli 1941, zit. bei A. Hillgruber, «Staatsmänner» I, S. 605; zum Urteil über V. Brauchitsch vgl. J. Goebbels, «Tagebücher aus den Jahren 1942/43», S. 132. Das Todesurteil gegen v. Sponeck wurde zwar von **Hitler** in Festungshaft umgewandelt, doch zweieinhalb Jahre später, nach dem Attentat vom 20. Juli 1944, erschien die Gestapo auf der Festung Germersheim und erschoss den General ohne lange Formalitäten.
- 89 Die genaue Zahl beträgt 1'005'636 und enthält Verwundete, Gefallene und Vermisste, dagegen nicht die Kranken; vgl. die Statistik bei F. Halder, KTB III, S. 409. Die Ausfälle an Erfrierungen betragen, nach W. L. Shirer, a.a.O., S. 793, insgesamt 112'627 Mann.
- 90 J. Goebbels, «Tagebücher 1942/43», S. 186; ferner ebd., S. 131,133 sowie 177. Zu den Äusserungen **Hitlers** vgl. «**Hitler's** Table Talk», S. 221,339, ferner auch «Tischgespräche», S. 263, 300 so wie 363, wo **Hitler** unter Hinweis auf die Chinesen erklärt, es sei «ganz ursprünglich empfunden, wenn Weiss als Farbe der Trauer angesehen werde. Er freue sich an den Alpen auch erst richtig, wenn die Schneemassen, die 'Leichentücher', herunter seien.»
- 91 H. Guderian, a. a. O., S. 231  
F. Halder, KTB III, S. 489
- 93 J. Goebbels, «Tagebücher 1942/43», S.133
- 94 F. Halder, «**Hitler** als Feldherr», München 1949, S. 50, 52. Wie A. Speer, a.a.O., S.252, berichtet, war einer der äusseren Verstimmungspunkte **Hitlers** auch die Elbrus-Besteigung, über die er «stundenlang tobte», wobei er in bezeichnender Verallgemeinerung behauptete, «sein gesamter Feldzugsplan (sei) durch das Unternehmen ruiniert worden».
- 95 W. Warlimont, a.a.O., S.271
- 96 Tagebuch G. Engel, zit. nach A. Hillgruber in der Einleitung zu KTB/OKW II, I, S. 67. Zur folgenden Bemerkung **Hitlers** vgl. Heinz Schröter, «Stalingrad... bis zur letzten Patrone», Selbstverlag des Verf., Osnabrück, S. 13
- 97 Vgl. A. Speer, a.a.O., S.300. In einer persönlichen Mitteilung hat Speer dem Verf. gegenüber erklärt: «Der Verwirklichung des Konzepts der Querschnittslähmung standen, wie ich nun von einem Mitglied des Stabes der RAF weiss, technische Hindernisse entgegen: Etwa die Unmöglichkeit, nachts auf weite Entfernungen elektronisch das Ziel zu finden, und selbstverständlich die ungenügende Reichweite des Jägerbegleitschutzes der amerikanischen Tagbomber. Diese hatten versucht, ohne Begleitschutz Schweinfurt am Tage anzugreifen und zu hohe Verluste einzustechen müssen. Das alles änderte sich erst 1944.» – Die deutsche Kriegführung war im Übrigen zu etwa einem Drittel von der Produktion des synthetischen Benzins abhängig, die Luftwaffe bezog ihren gesamten Treibstoff von dort her; vgl. A. Hillgruber, «Strategie», S. 420.
- 98 Zit. nach H.-A. Jacobsen, «Der Zweite Weltkrieg», S. 210



- 99 Führerbefehl an GFM Rommel vom 3.NOV. 1942, zit. bei H.-A. Jacobsen, a.a.O., S.352
- 100 Vgl. M. Domarus, a.a.O., S.1935, 2937 F-z 2942
- 101 Ebd., S. 1937
- 102 A. Speer, a.a.O., S.249f.; ferner W. Warlimont, a.a.O., S.284f.
- 103 Die 6. Armee hatte anfangs eine Tagesleistung von 700 Tonnen verlangt, dann aber ihre Forderung auf 500 Tonnen reduziert. Tatsächlich lag die durchschnittliche Einflugeleistung dann bei 104,7 Tonnen pro Tag; vgl. dazu Walter Görlitz in der materialreichen Studie «Die Schlacht um Stalingrad 1942-1943», in H.- A. Jacobsen / J. Rohwer, «Entscheidungsschlachten», S.303f. W. Warlimont, a.a.O., S. 295 ff., hat übrigens darauf hingewiesen, dass der Meinungsstreit über Stalingrad im Führerhauptquartier bei Weitem nicht so lebhaft gewesen sei, wie nachträglich verschiedentlich geltend gemacht worden ist, und **Hitler** gerade mit der Taktik des nebensächlichen Geredes beträchtlichen Erfolg hatte.
- 104 Bericht Zeitzlers in: «The fatal decisions», abgedr. bei Joachim Wieder, «Stalingrad und die Verantwortung des Soldaten», S.307f.
- 205 W. Warlimont, a.a.O., S.296
- 106 H. Schröter, a.a.O., S. 13; leicht abweichend die Aussage Paulus', IMT VII, S.320
- 107 «Lagebesprechungen», S. 126 ff.
- 108 H. Boberach, a.a.O., S.346; ferner W. A. Boelcke, a. a. O., S. 329, sowie M.G.Steinert, a.a.O., S.326ff., mit weiteren Hinweisen
- 109 G. Ciano, a. a. O., S. 500; ferner J. Goebbels, «Tagebücher 1942/43», S.126, sowie A. Speer, a.a.O., S.315
- 110 G. Frank, a.a.O., S.413
- 111 J. Goebbels, «Tagebücher 1942/43», S. 241; zur voraufgehenden Beobachtung siehe A. Speer, a. a. O., S. 263
- 112 «Lagebesprechungen», S.615 f.
- 113 H. Guderian, a. a. O., S. 401; zu den Versuchen, eine «gemütliche Atmosphäre» zu erzeugen, siehe A. Speer, a.a.O., S.309
- 114 In der erwähnten Reihenfolge finden sich die Bemerkungen in den «Tischgesprächen» auf S. 210, 212, 303, 348, 171,181.
- 115 G. Ciano, a.a.O., S.501
- 116 Vgl. in der angegebenen Reihenfolge «Tischgespräche», S. 355,351,361,468, 258 sowie A. Zoller, a. a. O., S. 174; zum Urteil über v. Manstein vgl. 'Der Spiegel', 1968/21, S. 31
- 117 «Tischgespräche», S.465. Die Parallele zur sog. Kampfzeit taucht erstmals und sogleich mehrfach in der schon erwähnten Rede vom 8. November 1942 auf, vgl. M. Domarus, a. a. O., S. 1935,1936, 2937/ 2941, 2943; ferner ebd. S. 2085 sowie «Tischgespräche», S.364 u.a.
- 118 Vgl. bspw. «Tischgespräche», S.338
- 119 A. Speer, a.a.O., S.372ff.
- 120 H. Picker in: «Tischgespräche», S.130 sowie 132. Zur folgenden Bemerkung **Hitlers** vgl. ebd., S. 337
- 121 Vgl. A. Speer, a.a.O., S.318; Guderian, a. a. O., S. 402; ferner P. E. Schramm, Vorwort zu «Tischgespräche», a.a.O., S.255
- 122 «Lagebesprechungen», S.779f., vgl. auch H. Picker in: «Tischgespräche», S.128,130; ferner A. Speer, a.a.O., S.255
- 123 So Ribbentrop zu dem Nürnberger Gerichtspsychiater Douglas M. Kelley, zit. nach Hans-Dietrich Röhrs, «**Hitler**. Die Zerstörung einer Persönlichkeit», S.53 f.
- 124 Vgl. dazu die ausführlichen Hinweise bei W. Maser, «**Hitler**», S.332f.
- 125 A. Speer, a.a.O., S.119. Vgl. ferner die den Bericht zahlreicher anderen Augenzeugen bestätigende Darstellung von K. W. Krause, a. a. O., S. 56 ff.
- 126 Morell-Protokoll, zit. bei W. Maser, a.a.O., S.339; es handelte sich um Proctacrinum, einen Extrakt aus Samenbläschen und Prostata-Drüsen. Zu Morell und den von ihm angewandten Behandlungsmethoden vgl. H.R. Trevor-Roper, «**Hitlers** letzte Tage», S. 86 ff.
- 127 Bericht des Arztes Dr. Erwin Giesing vom 12. Juni 1945, zit. nach W. Maser, a.a.O., S.429
- 128 So zu einem ehemaligen Mitarbeiter

- des Speer-Ministeriums, Hans Kehrl, zit. in: H. Picker, «Tischgespräche», S. 108 f. Das gleiche meinte Göring, wenn er 1943 sagte, **Hitler** sehe aus, als sei er seit Kriegsbeginn fünfzehn Jahre gealtert; vgl. A. Bullock, a.a.O., S.720.
- 129 So, ganz irrig, H. D. Röhrs, a. a. O., S. 121. Zur Frage, ob **Hitler** an einer der Formen der Parkinsonschen Krankheit oder nur an einem sog. Parkinsonschen Syndrom gelitten hat, vgl. ebd. insbes. S. 43 ff- sowie S. 101 f.; ferner die Studie von Johann Recktenwald, «Woran hat Adolf **Hitler** gelitten?», der ein Parkinson-Syndrom aufgrund encephalitischer Ursachen annimmt, sowie W. Maser, a.a.O., S.326ff., und A. Bullock, a.a.O., S.720. – Die Frage nach der genauen Natur der **Hitlerschen** Krankheit bleibt vermutlich unauflösbar, da keine Untersuchung mit spezifischer Fragestellung je erfolgte. Infolge der höchst unzureichenden Unterlagen kann keine der verschiedenen Diagnosen überzeugend begründet oder zurückgewiesen werden. Gerade das Hauptsymptom von Parkinsonscher Krankheit wie Parkinsonschem Syndrom, das Schütteln des Armes bzw. auch des Beines, kann auch auf zahlreiche andere Krankheiten zurückgeführt werden.
- 130 Appell vor 30'000 SA-Männern im Berliner Lustgarten am 30. Januar 1936, zit. bei M. Domarus, a.a.O., S.570; ähnliche Hinweise auf eine Art Energieaustausch bspw. ebd. S.609, 612, 643
- 131 Vgl. «Lagebesprechungen», S. 608 sowie die schon erwähnte Rede vom 8. Nov. 1942, M. Domarus, a.a.O., S.1944
- 132 A. Speer, a.a.O., S.271
- 133 Motive und Hintergründe dieser Rede werden unterschiedlich interpretiert. Teilweise ist sie im Zusammenhang mit der gut drei Wochen zuvor in Casablanca erhobenen Forderung auf «Unconditional Surrender» gesehen worden (vgl. bspw. Werner Stephan, «Joseph Goebbels», S.256f.), teilweise auch als Versuch des Propaganda-Ministers, die persönliche Stellung aufzuwerten und Ansprüche auf die Position des zweiten Mannes anzumelden, die mit dem Persönlichkeitsabbau **Hitlers** und dem gleichzeitigen Prestigeverfall Görings bedeutsamer denn je geworden war; vgl. dazu Rudolf Semler, «Goebbels – the man next to **Hitler**», S. 68 f., ferner Roger Manvell/Heinrich Fraenkel, «Goebbels», S. 275 ff., H. Heiber, «Joseph Goebbels», S. 328 ff. sowie die abgewogene Zusammenfassung von Günter Moltmann, «Goebbels' Rede zum totalen Krieg», in: VJHfZ 1964/1, S. 13 ff. Zum Vorstoss Goebbels-Speer-Ley-Funk vgl. auch A. Speer, a.a.O., S.266f.
- 134 So wurde bspw. in England die Zahl der Dienstboten in privaten Haushalten bis auf ein Drittel reduziert, während sie in Deutschland sogar anstieg, vgl. A. Speer, a.a.O., S. 234 sowie S.548f. Die Zahl der in der Industrie tätigen Frauen erhöhte sich während des Krieges in Deutschland nur unwesentlich, sie stieg von 2'620'000 am 31. Juli 1939 auf 2'808'000 am 31.Juli 1943 und war ein Jahr später wiederum auf 2'678'000 abgesunken; vgl. USSBS, «The Effects of Strategie Bombing on the German Economy». Ferner vertraulicher Bericht aus der Wirtschaftskonferenz vom 26. Feb. 1943, BAK 115 /1942; vgl. auch B AK NS 19/1963. Zur voraufgehenden Bemerkung **Hitlers** vgl. H. Rauschnig, «Gespräche», S. 22
- 135 A. Zoller, a.a.O., S.43
- 136 Ebd., S. 223
- 137 Vgl. A. Speer, a.a.O., S.311
- 138 Ebd., S. 315 f.
- 139 Der Besuch galt der Heeresgruppe Süd (v. Manstein). Vorher hatten in diesem Jahr noch insgesamt zwei Besuche bei Frontstäben stattgefunden: am 17. Februar schon einmal bei der Heeresgruppe Süd und am 13. März bei der Heeresgruppe Mitte (v. Kluge). Für den 19. Juni 1944 war noch einmal ein Besuch an der Invasionsfront, d.h. im Stabsquartier Rommels auf Schloss Roche-Guyon, vorgesehen, doch wurde das Vorhaben kurzfristig abgesagt; vgl. dazu Hans Speidel, «Invasion 1944», S. 112 ff.

- 140 A. Speer, a.a.O., S.259, 312, 308
- 141 «Lagebesprechungen», S.535; ferner «Tischgespräche», S. 196, sowie J. Goebbels, «Tagebücher 1942/43», S.336
- 142 A. Krebs, a.a.O., S. 124ff.
- 143 Vgl. H.v. Kotze/H. Krausnick, a.a.O., S. 331, sowie den Wortlaut der Rede ebd. S. 335 ff.
- 144 Vgl. A. Hillgruber, «Staatsmänner» I, S. 647; ferner H. Picker in: «Tischgespräche», S. 127
- 145 «Tischgespräche», S. 356
- 146 Ebd., S. 174; ferner A. Hillgruber, «Staatsmänner» 11, S. 130. Schon über seine Erfahrungen in Polen hatte Hitler zu Mussolini geäußert, es habe oft Augenblicke gegeben, wo er sich «gefragt habe, ob er nicht lieber umkehren und das trostlose Land mit seinen noch trostloseren Menschen einfach liegenlassen solle»; vgl. A. Hillgruber, «Staatsmänner» I, S. 95.
- 147 H. Heiber (Hrsg.), «Reichsführer! ... Briefe an und von Himmler», S. 201
- 148 H. Rauschnig, «Gespräche», S.45f. Zum «goldenen Zeitalter» vgl. Gottfried Griessmayr, «Das völkische Ideal» (als Ms. gedruckt), S. 160
- 149 «Tischgespräche», S. 387; das vorerwähnte Zitat entstammt einer von Himmler in einer Auflage von 4 Millionen Exemplaren herausgegebenen antisemitischen Kampfbroschüre mit dem Titel «Der Untermensch».
- 150 H. Buchheim, «Befehl und Gehorsam», in «Anatomie des SS-Staates» I, S.338f.
- 151 Ebd., S. 329
- 152 H. Rauschnig, «Gespräche», S. 129. Zur Bemerkung von Goebbels vgl. dessen Tagebuch 1942/43 unter 27. März 1942
- 153 «Mein Kampf», S. 772
- 154 IMT XXVI, S. 266 (710-PS). Die Bemerkung Rosenbergs ist zitiert nach Robert M.W. Kempner, «Eichmann und Komplizen», S. 97. Zur Frage des konkreten Entschlusses zur sog. Endlösung vgl. H. Krausnick, «Judenverfolgung», in: «Anatomie des SS-Staates» II, S.360ff. Der Begriff «Endlösung» taucht um die gleiche Zeit, in einem Erlass des Reichssicherheitshauptamtes vom 20. Mai 1941, erstmals auf, vgl. IMT NG-3104.
- 155 Ausser der erwähnten Andeutung Rosenbergs und einer ähnlich dunklen Bemerkung im Tagebuch von Goebbels gibt es lediglich die Äusserung Hitlers in seiner Rede vom 8. November 1942, die dem Judentum die «Ausrottung» androhte; düster hatte er hinzugefügt, man habe ihn mitunter «als Propheten ausgelacht». Doch «von denen, die damals lachten, lachen heute Unzählige nicht mehr, und die jetzt noch lachen, werden es vielleicht in einiger Zeit nicht mehr tun»; vgl. M. Domarus, a.a.O., S. 1937. Zur Verheimlichungspraxis siehe auch Bormanns Anweisung an die Gauleiter: «Bei der öffentlichen Behandlung der Judenfrage muss jede Erörterung einer künftigen Gesamtlösung unterbleiben», vgl. BAK NS b/vol.344.
- 156 Vgl. den Bericht des SS-Obergruppenführers Erich v.d. Bach-Zelewski, ND, NO-2653
- 157 Teil der Aussage des Ingenieurs Hermann Friedrich Gräbe über eine Massenerschliessung von rund 5'000 Juden am 5. Oktober 1942 in Dubno (Ukraine) durch SS und ukrainische Miliz, vgl. IMT XXXI, S.446 ff. {2992-PSJ
- 158 Zit. nach H. Krausnick, a.a.O., S.417f.
- 159 Zit. nach K. D. Bracher, «Diktatur», S. 463. Zur Zahl der in den grossen Vernichtungslagern des Ostens ermordeten Juden vgl. H. Höhne, a.a.O., S.349. Die Bemerkung von Rudolf Höss findet sich in dessen Lebensbericht «Kommandant in Auschwitz», Stuttgart 1958,1961, S. 120, wo übrigens, in einem merkwürdig pervertierten Leistungsehrgeiz, rund 3 Millionen Opfer allein für Auschwitz in Anspruch genommen werden.
- 160 «Tischgespräche», S.330; «Hitler's Table Talk», S. 426
- 161 Ebd., S. 270; mit dem bezeichnenden Zusatz: «Wenn man den Menschen ihre individuelle Freiheit lasse, benehmen sie sich wie die Affen.»
- 162 Für die voraufgehenden Hinweise und

- Zitate siehe «Tischgespräche», S. 143, 270, 469 f.
- 163 «Tischgespräche», S.469,190, 271 f. Ganz in diesem Sinne sah eine Denkschrift zum Generalplan-Ost des Reichsführers-SS vom 27. April 1942 vor, die Hebammen in den Ostgebieten zu «Abtreiberinnen» umzuschulen; vgl. H. Heiber, «Der Generalplan Ost», in: VJHfZ 1958/3, S. 292.
- 164 «Ursachen und Folgen» XIV, S. 154 ff.
- 165 Vgl. das Dokument in: VJHfZ 1958/3, S. 299. Bemerkung O. Hofmanns siehe ND, NO-4113
- 166 IMT XXVI, S.550 (1017-PS). Ferner VJHfZ 1958/3, S.298
- 16/ «Tischgespräche», S. 143. Zur Sektengründung vgl. H. Heiber, «Reichsführer! ...», S. 273 f. «Wenn jedes Dorf seine eigene Sekte hat», erklärte **Hitler**, «können wir das nur begrüßen, weil es die Zahl der trennenden Elemente im russischen Raum nur vermehrt»; zit. bei A. Dallin, a.a.O., S.486. Die erwähnte Denkschrift ist abgedr. in: VJHfZ 1958/3, S.281 ff.
- 168 «Tischgespräche», S. 174, 475
- 169 IMT XXXVII, S.517; ferner «Tischgespräche», S. 253
- 170 «Mein Kampf», S.421
- 171 «Libres propos», p. 93; ferner «Tischgespräche», S.253
- 172 Ebd., S. 137
- 173 Ebd., S. 288 sowie A. Zoller, a. a. O., S.105
- 174 So eine Äusserung Kaltenbrunners, die sich auf gleichartige Überlegungen in der SS-Führungsspitze berief; vgl. IMT XXXII, S. 297 (3462-PS). Vgl. für diesen Zusammenhang vor allem die Denkschrift Martin Bormanns vom 29. Januar 1944, zit. bei H.-A. Jacobsen / W. Jochmann, a. a. O., unter dem angegebenen Datum
- 175 «**Hitler's** Table Talk», S. 110, 621. Vgl. ferner den Vermerk über Rosenbergs Unterredung mit **Hitler** vom 14. Dezember 1941, in: IMT XXVII, S. 272 (1518-PS). Die Bezeichnung «Taurien» entsprach einem Wunsch Rosenbergs, während **Hitler** «Gotenland» bevorzugte.
- 176 «Tischgespräche», S.429f.; vgl. auch ebd. S. 336 sowie das anschliessende Hin und Her im Briefwechsel zwischen Himmler und Frauenfeld, abgedr. in: ND, NO-2417
- 177 A. Dallin, a.a.O., S.293
- 178 «Tischgespräche», S. 320. Die Metapher vom «Wanderpokal» tauchte auch an anderen Stellen auf, so bspw. im Verlauf des nächtlichen Monologs **Hitlers** am 30. Januar 1933, vgl. W. Görnitz/ H.A. Quint, a.a.O., S.367.
- 179 Rede vor den Reichs- und Gauleitern in der Reichskanzlei nach dem Staatsakt für den verunglückten Stabschef der SA, Viktor Lutze, im Mai 1943; vgl. J. Goebbels, «Tagebücher 1942/43», S. 324. Zur Äusserung gegenüber Tiso vgl. A. Hillgruber, «Staatsmänner» I, S. 186, und zum Vergleich mit der Lage des frühen Rom s. bspw. «**Hitlers** Zweites Buch», S. 129 ff. Grundlegend für den Zusammenhang im Ganzen Paul Kluge, «Nationalsozialistische Europaideologie», in: VJHfZ 1955/3, S. 240ff.
- 180 A. Hillgruber, «Staatsmänner» I, S.655f.
- 181 H. Rauschnig, «Gespräche», S. 218f.; zu dem erwähnten Vorschlag von französischer Seite vgl. Eberhard Jäckel, «Frankreich in **Hitlers** Europa», S. 159, ferner P. Kluge, a.a.O., S.263 f. mit weiteren Hinweisen
- 182 L. Gruchmann, a. a. O., S. 213 f.
- 183 So der Entwurf von Staatssekretär Stuckart, vgl. die Protokolle des Verhörs von Stuckarts Mitarbeiter H. Globke vom 25. Sept. 1945, RF-602, IMT IV, S.472ff.; ferner auch ND, NG-3572, NG-3455 sowie den Aktenvermerk über die beutelustige Besprechung in Görings Hauptquartier am 19.Juni 1940, abgedr. in: IMT XXVII, S.29ff. (1155-PS). Nach E. Kordt, «Nicht aus den Akten», S.393, sollten Calais und Boulogne als Stützpunkte in deutscher Hand verbleiben. Zur Äusserung **Hitlers** über die Positionen an der Kanalküste vgl. «Tischgespräche», S. 336; hinsichtlich der im Folgenden erwähnten Denkschriften vgl. P. Kluge, a.a.O., S.256/Anm.

- 184 So ein Vorschlag Seyss-Inquarts, vgl. «Ursachen und Folgen» XV, S.435; ferner A. Hillgruber, «Staatsmänner» I, S.239, sowie A. Speer, a.a.O., S.196
- 185 Max Clauss, «Tatsache Europa», in der kurz zuvor unter dem bezeichnenden, alle Europaideologie desavouierenden Titel 'Das Reich' gegründeten Zeitschrift; zit. bei P. Kluge, a.a.O., S.252. Zur Wirtschaftshegemonie vgl. die Dokumente in; «Ursachen und Folgen» XV, S. 501 ff., die nicht zuletzt durch den masslosen Interessenimperialismus einzelner deutscher Unternehmen bemerkenswert sind. Schon im Juni 1940 war in der erwähnten Besprechung im Hauptquartier Görings vom Reichsmarschall erklärt worden: «Die Bestrebungen der deutschen Industrie, Betriebe in dem besetzten Gebiet jetzt schon zu übernehmen, müssen schärfstens abgelehnt werden. Eine Einreise von Industriellen in das besetzte Gebiet darf vorläufig nicht zugelassen werden»; IMT XXVII, S.30 (1155-PS).
- 186 «Tischgespräche», S. 195
- 187 Ebd., S.334; vgl. auch ebd., S. 463
- 188 Unter Leitung von Prof. Wilhelm Kreis arbeitete seit 1940 ein «Generalbaurat für die Gestaltung der deutschen Kriegerfriedhöfe». Über den Bauauftrag hiess es; «Auf den Felsen der Atlantikküste werden sich, gegen Westen gerichtet, grossartige Bauwerke erheben, als ewiges Denkmal an die Befreiung des Kontinents von britischer Abhängigkeit und an die Einigung Europas unter der Führung seines deutschen Herzvolkes. Die strenge edle Schönheit des Soldatenfriedhofs an den Thermopylen ist zugleich Sinnbild für die deutsche Erbfolge des Geistes der antiken Kultur Hellas. Wuchtig und hochaufstrebend in die Ebenen des Ostens hingestellte Turmbauten werden als Symbole für die Bändigung der chaotischen Gewalten der östlichen Steppen durch die disziplinierte Macht germanischer Ordnungskräfte entstehen – umgeben von den Grabstätten der Kriegergeneration deutschen Blutes, die, wie schon so oft seit zweitausend Jahren, die Existenz der abendländischen Kulturwelt gegen die zerstörerischen Sturmfluten aus Innerasien gerettet hat»; zit. bei H. Brenner, a.a.O., S.128f.
- 189 «Tischgespräche», S. 146; zur Denkschrift des Ost-Ministeriums vgl. die mehrfach erwähnte Dokumentation «Der Generalplan Ost», in: VJHfZ 1958/3,8.295
- 190 Die Beispiele entstammen der erwähnten Sammlung von Briefen Himmlers, «Reichsführer! ...» und finden sich in der Reihenfolge der Zitierung auf S. 194, 222 f., 251,145, 95. Vgl. dort auch das Vorwort H. Heibers, insbes. S. 22 f.
- 191 A. Zoller, a.a.O., S.73, sowie «Libres propos», S. 123, und «Mein Kampf», S. 723. Zum Schäferglauben **Hitlers** siehe «Tischgespräche», S.166f. und S-333
- 192 «Tischgespräche», S. 186; zum vorausgehenden Zitat vgl. P. Kluge, a.a.O., S. 269
- 193 J. Goebbels, «Tagebücher 1942/43», S.319
- 194 «**Hitler** e Mussolini», S. 165 f., zit. nach A. Bullock, a.a.O., S.718f. P. Schmidt, a.a.O., S.567, berichtet, **Hitler** habe Mussolini «regelrecht abgekanzelt». Mussolini sei aufgrund der Nachrichten vom Luftangriff auf Rom «derartig aufgeregt (gewesen), dass er nach der Rückkehr von Rom aus dringend meine Aufzeichnung über die Gespräche anforderte. Er habe nicht folgen können, so wurde uns gesagt.»
- 195 G. Ciano, a.a.O., S.33; ferner H. Bobe-rach, a.a.O., S.424
- 196 «Lagebesprechungen», S. 315; die im Folgenden erwähnte Bemerkung findet sich ebd., S. 329.
- 197 Zit. bei E. Nolte, «Epoche», S. 299
- 198 «Lagebesprechungen», S. 231 (am 20. Mai 1943)
- 199 A. Speer, a. a. O., S. 314
- 200 J. Goebbels, a. a. O., S. 392 ff. Zur Äusserung gegenüber v. Ribbentrop vgl. «Zwischen London und Moskau», S. 265, und zur Äusserung Ribbentrops siehe D. Ehlers, a.a.O., S.113
- 201 Ebd., S. 155. Die Bemerkung Jodls be-

zog sich auf die Situation Ende 1942, vgl. KTB/OKW IV, 2, S.1721.

### *Achtes Buch*

- 1 So H. Himmler unter Berufung auf [Hitler](#); es müsse erreicht werden, heisst es in seinem Schreiben an den Höheren SS- und Polizeiführer Prützmann vom 7. September 1943, dass «kein Mensch, kein Vieh, kein Zentner Getreide, keine Eisenbahnschiene Zurückbleiben; dass kein Haus stehen bleibt, kein Bergwerk vorhanden ist, das nicht für Jahre gestört ist, kein Brunnen vorhanden ist, der nicht vergiftet ist. Der Gegner muss wirklich ein total verbranntes und zerstörtes Land vorfinden ... Tun Sie Ihr Menschenmöglichstes.» Zit. nach H. Heiber, «Reichsführer! ...», S.233
- 2 Vgl. Reinhard Henkys, «Die nationalsozialistischen Gewaltverbrechen», S. 124
- 3 M. Domarus, a.a.O., S.2038
- 4 So z.B. Helmuth James Graf v. Moltke und die Mehrzahl seiner im Kreisauer Kreis vereinigten Freunde. Über V. Moltke selber urteilte bspw. George F. Kennan: «Eine grosse moralische Figur und zugleich ein Mann mit so umfassenden und geradezu erleuchteten Ideen, wie mir im Zweiten Weltkrieg auf beiden Seiten der Front kein anderer begegnet ist», vgl. G. F. Kennan, a.a.O., S.121.
- 5 Vgl. D. Ehlers, a.a.O., S.92
- 6 Zu den zahlreichen Attentatsversuchen der Jahre 1943-1944 vgl. die detaillierte Arbeit von P. Hoffmann, a.a.O., S.309ff.; ferner D. Ehlers, a.a.O., S. 126 ff., Eberhard Zeller, «Geist der Freiheit», S. 221 ff., F. v. Schlabrendorff, a.a.O., S.88ff. Nicht ganz geklärt erscheint die Bereitschaft Stieffs zur persönlichen Ausführung eines Attentats, vgl. dazu die bei P. Hoffmann, a.a.O., S. 776, angeführten Hinweise.
- 7 Vgl. W. Schellenberg, a.a.O., S.279ff.; zum Gutachten Himmlers vgl. Felix Kersten, «Totenkopf und Treue», S. 209 ff. Kersten meinte nach der Lektüre des Krankenberichts, der freilich ohne Untersuchung angefertigt worden war, [Hitler](#) gehöre dringend in eine Nervenheilanstalt, nicht aber ins Führerhauptquartier. Zum gesamten Komplex des «Widerstands» der SS, ihrer Beweggründe und der verschiedenen Initiativen vgl. H. Höhne, a.a.O., S. 448 ff.
- 8 F. V. Schlabrendorff, a. a. O., S. 91
- 9 Zit. bei D. Ehlers, a.a.O., S. 102; ein verbreitetes Missverständnis, das sich erstmals wohl bei A. Bullock, a.a.O., S. 739, findet, ist die Auffassung, dass die Kreisauer lediglich gedacht haben und sogar stolz auf ihre Verachtung allen Tätertums waren; vgl. dazu vor allem Ger van Roon, «Neuordnung im Widerstand», der diese Auffassung mit einem reichhaltigen Beweismaterial wohl endgültig widerlegt hat.
- 10 Vgl. D. Ehlers, a.a.O., S.93; zu den prinzipiellen Einwänden gegen die deutschnationalen Verschwörer vgl. bspw. Hannah Arendt, «Eichmann in Jerusalem», S.134f.
- 11 So nach einem Bericht von Gustav Dahrendorf, zit. bei D. Ehlers, a. a. O., S. 93; auch Hermann Maass hat ausgesagt, die Sozialisten hätten die Zusammenarbeit mit den Generalen und konservativen Elementen nur als vorübergehend angesehen; nach gelungenem Staatsstreich hätten sie alsbald die Macht übernommen.
- 12 Umfragen innerhalb der Arbeiterschaft, die der zum Kreisauer Kreis gehörige Jesuitenpater Alfred Delp angelegt hatte, führten zu wenig ermutigenden Ergebnissen, auch v. Trotts Memoranden sprachen von einer weitgehenden Passivität der Arbeiterschaft; vgl. Hans Mommsen, «Gesellschaftsbild und Verfassungspläne des deutschen Widerstands», in: Walter Schmitthenner/Hans Buchheim (Hrsg.), «Der deutsche Widerstand gegen [Hitler](#)», S. 75. sozialdemokratische Meinungsumfrage kam 1942 zu dem Ergebnis: «Wir werden die Massen nicht auf die Strassen bringen»; vgl. Emil Henk, «Die Tragödie des 20. Juli

- 1944», Heidelberg 1946, S. 21 ff. sowie Allen Welsh Dulles, «Verschwörung in Deutschland», S. 138. Zur Frage des linken Widerstands im Ganzen vgl. vor allem Günther Weisenborn, «Der lautlose Aufstand». Im Übrigen existierte während des Krieges ein nennenswerter Widerstand der radikalen Linken erst seit Beginn des Angriffs auf die Sowjetunion. Er sammelte sich vor allem im Zeichen der sog. «Roten Kapelle» um den Oberleutnant Harro Schulze-Boysen und den Oberregierungsrat Arvid Harnack, die teilweise Spionage zugunsten der Sowjetunion betrieben. Im August 1942 wurden etwa 100 Personen im Zusammenhang mit diesen Aktivitäten verhaftet, ein grosser Teil kurz darauf hingerichtet. Eine andere Gruppe um Anton Saefkow wurde Anfang Juli 1944 ausgehoben und spielte, wie weiter unten berichtet wird, eine Rolle bei Stauffenbergs Entschluss zu beschleunigtem Handeln.
- 13 A. W. Dulles, a. a. O., S. 171; vgl. ferner George K. A. Bell, «Die Ökumene und die innerdeutsche Opposition» in: VJHFZ 1957/4, S.374
- 14 D. Ehlers, a.a.O., S. 143. Zur Biographie Stauffenbergs vgl. jetzt Christian Müller, «Oberst i. G. Stauffenberg». Als Stefan George am 4. Dezember 1933 in Minusio bei Locarno starb, war übrigens Stauffenberg mit seinen beiden Brüdern und acht weiteren Freunden Georges an dessen Totenbett.
- 15 F. V.Schlabrendorff, a.a.O., S. 138
- 16 Vgl. R. Cartier, a.a.O. II, S.753
- 17 Vgl. W. Warlimont, a.a.O., S.452f. Hitler sah gerade in der genauen Angabe des Termins einen Beweis für die Absicht der Irreführung, vgl. A. Speer, a.a.O., S.364.
- 18 Vgl. Albert Norman, «Die Invasion in der Normandie», in: H.-A. Jacobsen/ J. Rohwer, «Entscheidungsschlachten des Zweiten Weltkriegs», S. 419 ff. Es ging dabei vor allem um die Frage, ob der Gegner durch schnell verfügbare Reserven möglichst in Küstennähe abgefangen und ins Meer zurückgeworfen werden sollte, wie beispielsweise Rommel meinte, oder ob Rundstedts Auffassung der Vorzug zu geben war, wonach zentral bereitgestellte Reserven «aus der Nachhand» den Brückenkopf zerschlagen sollten; dazwischen lag eine Anzahl weiterer Alternativen.
- 19 Vgl. dazu die bei W. Warlimont, a.a.O., S. 455, angedeutete Meinungsverschiedenheit über die Zuständigkeit der vier im Westen bereitgehaltenen Reserve divisionen.
- 20 Ebd., S. 457
- 21 H. Speidel, a.a.O., S. 113 ff. Bezeichnenderweise hatte Hitler die beiden Feldmarschälle erst wenige Stunden vor dem Treffen darüber verständigt, dass und wo es stattfinden werde.
- 22 Als Motiv für die plötzliche Abreise Hitlers wird mitunter auch genannt, dass kurz nach dem Aufbruch Rundstedts und Rommels eine vom Ziel abgeirrte V-i im Bereich des Führerhauptquartiers einschlug. In Wirklichkeit wird man darin allenfalls den Vorwand zu sehen haben, den Hitler benutzte, um der Konfrontation zu entgehen; denn warum sollte eine Rakete, die versehentlich in Margival einschlug, ein Treffen im weit entfernten Roche-Guyon gefährlicher machen; zum Vorgang selber vgl. H. Speidel, a.a.O., S. 119.
- 23 Ebd., S. 155 ff.
- 24 P. Hoffmann, a.a.O., S.445
- 25 Ebd. S.462f.
- 26 Mitteilung Freifrau v. Belows an den Verfasser
- 27 A. Zoller, a. a. O., S. 184. Hitler bat darum, die Kleidungsstücke «an Fräulein Braun zum Berghof zu schicken mit der Anweisung, sie sorgfältig aufzubewahren».
- 28 P. Schmidt, a.a.O., S.582
- 29 M. Domarus, a. a. O., S. 2127 f.
- 30 Die «Gewitteraktion» wurde «schlagartig» am 22. Aug. 1944 eröffnet und erfasste rund 5'000 Parlamentarier und Funktionäre der ehemaligen Parteien, darunter bspw. auch Konrad Adenauer und Kurt Schumacher; vgl. Walter Hammer, «Die Gewitteraktion vom



- 22.8.1944», in: «Freiheit und Recht» 1959/8-9, S. 15 ff.
- 31 Vgl. E. Zeller, a.a.O., S.455; über andere Foltermethoden vgl. P. Hoffmann, a.a.O., S.620ff.
- 32 W. Scheidt, «Gespräche mit Hitler», zit. nach E. Zeller, a.a.O., S.538; ferner «Lagebesprechungen», S.588
- 33 Zit. bei D. Ehlers, a.a.O., S.113; ferner E. Zeller, a.a.O., S.461
- 34 So John W. Wheeler-Bennett aufgrund von Augenzeugenbefragungen, vgl. «Die Nemesis der Macht», S. 705; ferner P. Hoffmann, a.a.O., S.628f. Ferner auch A. Speer, a.a.O., S.404. Die ersten acht Opfer waren Feldmarschall V. Witzleben, die Generale Hoepner, Stieff, V. Hase, Oberstleutnant Bernardis, Hauptmann Klausing, Oberleutnant Yorck V. Wartenburg, Oberleutnant Hagen. Später ging man teilweise zu Enthauptungen über. Einer der wenigen Offiziere, die standrechtlich erschossen wurden, war Generaloberst Fromm.
- 35 Die Rede ist abgedr. in: VJHfZ 1953/4, S. 357 ff., das Zitat S.384f.
- 36 Vgl. stenografische Niederschrift der Verhandlung vor dem Volksgerichtshof am 7. und 8. August 1944, abgedr. in: IMT XXXIII, S.403 f. (3881-PS)
- 37 Vgl. D. Ehlers, a.a.O., S. 123; ferner P. Hoffmann, a.a.O., S.437, Zur Duellforderung V. Fritschs siehe H. Foertsch, a. a. O., S. 134, unter Berufung auf eine Mitteilung v. Rundstedts, der seinerseits V. Fritsch das Vorhaben ausgedrückt haben will
- 38 P. Hoffmann; a.a.O., S.611 und 438f.; zu Klausing vgl. D. Ehlers, a.a.O., S. 31f.
- 39 So der Leiter der Auswertungsstelle, Dr. Georg Kiesel, freilich mit dem Zusatz: «Sie versuchten zwar ihre Kameraden zu decken, aber für die erfahrenen Kriminalisten war es ein Leichtes, nunmehr Baustein auf Baustein zu setzen»; zit. bei P. Hoffmann, a.a.O., S.607. Das gleiche belegen mehr oder minder die sog. Kaltenbrunner-Berichte, die unter dem Titel «Spiegelbild einer Verschwörung» veröffentlicht worden sind. Anders allerdings ist die Aussagebereitschaft Goerdelers zu beurteilen, der, wie sein Biograph Gerhard Ritter vermerkt, der Wahrheit ans Licht verhelfen wollte, weil er sich von der Aufklärung Hitlers über die Breite und Vielfalt der Opposition eine Art Umkehr versprach; vgl. G. Ritter, a.a.O., S.442ff.
- 40 Gemeint sind der SS-Oberführer Humbert Pfrader sowie General V. Kortzfleisch, der Kommandeur des Wehrkreises HI / Berlin-Brandenburg. Auch Generaloberst Fromm wurde lediglich verhaftet und gegen Ehrenwort in seine Dienstwohnung entlassen, von wo er schliesslich entwich und die Möglichkeit erhielt, die Verschwörer zu verhaften.
- 41 M. Domarus, a.a.O., S.2127
- 42 Vgl. zu diesem Komplex D. Ehlers, a.a.O., S. 182, der in dieser «Konjunktivfrage» die eigentliche nationale Schuldfrage erkennt. Goerdelers Optimismus wurde im Übrigen nicht von allen Verschwörern geteilt, Caesar V. Hofacker bspw. erklärte im Gespräch mit Ernst Jünger, Hitler müsse «in die Luft gesprengt werden. Solange wir den Burschen nicht daran hindern, ans Mikrophon zu springen, wirft er die Massen in fünf Minuten wieder um.» Jüngers Antwort auf diese Bemerkung, die sicherlich Hitlers reduzierte Massensuggestionkraft unberücksichtigt liess; «Sie müssen eben auch am Mikrophon stärker sein. Solange Sie diese Kraft nicht besitzen, wächst sie Ihnen auch durch Attentate nicht zu.» Die Bemerkung verkennt in bezeichnender Weise den moralischen Antrieb der Verschwörer sowie die Tatsache, dass sie auf demagogischem Felde doch gerade nicht mit Hitler konkurrieren wollten. Vgl. Ernst Jünger, «Werke» III («Strahlungen»), Stuttgart 1962, S. 251. Aus der gleichen Sorge vor dem immer noch wirksamen Prestige Hitlers planten die Putschisten lange Zeit, das Attentat als Unfall zu tarnen.
- 43 S. Haffner, in einer Besprechung des Buches von K. v. Hammerstein, «Späh-



- trupp», in der Zeitschrift «Konkret», 1964/2
- 44 Adolf Heusinger, «Befehl im Widerstreit», S.367
- 45 Vgl. Wolf Jobst Siedler, «Behauptungen», S.11
- 46 Zit. bei H. Rothfels, a.a.O., S.79
- 47 F. V. Schlabrendorf, a.a.O., S. 154. Zu der im folgenden Satz erwähnten Unterdrückung von Büchern über den Widerstand durch die späteren Besatzungsbehörden vgl. Hans Rothfels, «Werden die Historiker dem 20. Juli gerecht?», in: 'Die Zeit' vom 18. Juli 1966
- 48 So jedenfalls E. Zeller, a.a.O., S.539. Leiter des Instituts war Prof. Dr. H. Stieve, auf dessen Aussage sich der Hinweis stützt Walter Hammer behauptet dagegen, die Urnen seien auf Weisung **Hitlers** beim Justizminister Thierack abgeliefert worden, der «sie dann verschwinden liess und sie angeblich unauffällig an irgendeiner Waldlichtung beizusetzen pflegte, wenn er zum Wochenende auf sein Gut im Kreis Teltow fuhr» (ebd.). Möglicherweise trifft das eine wie das andere angesichts der grossen Zahl der Hingerichteten (annähernd zweihundert) zu. Die fünf Verschwörer übrigens, die noch am 20. Juli von Fromm abgeurteilt und exekutiert worden waren, d.h. v. Stauffenberg, V. Haefen, Olbricht, Merz V. Quirmheim und Beck, liess Himmler wenige Tage später aus den Gräbern scharren und verbrennen; die Asche wurde verstreut.
- 49 Zit. bei A. Bullock, a.a.O., S.760
- 50 Vgl. das statistische Material bei H.-A. Jacobsen, «1939-1945», S. 561 ff.
- 51 A. Speer, a.a.O., S.414f.
- 51 Ein Beispiel für diese Art intervenierender Kriegführung berichtet General Blumentritt, der Stabschef v. Kluges, aus der Zeit Anfang August, als die amerikanischen Kräfte einen «Korridor» bei Avranches gebildet hatten und **Hitler** einen Abriegelungsangriff befahl. «Wir erhielten den bis ins letzte ausgearbeiteten Plan. Er bestimmte die einzelnen Divisionen, die wir einsetzen sollten ... Der Abschnitt, in dem der Angriff stattfinden sollte, war genau bezeichnet, und ebenso alle Strassen und Dörfer, wo die Kräfte vorgehen sollten. Dieser ganze Plan war in Berlin an Hand von Karten ausgearbeitet worden. Die Generale in Frankreich wurden nicht um ihren Rat gefragt.»
- 53 «Lagebesprechungen», S. 615, 620 (31.Aug. 1944)
- 54 Einzelheiten und Quellenangaben bei W. Maser, «**Hitler**», S. 344 ff.
- 55 Rundfunkansprache vom 30. Januar, zit. bei M. Domarus, a.a.O., S.2083
- 56 «Tischgespräche», S. 468; vgl. auch ebd., S. 376
- 57 So General Bayerlein, zit. bei R. Cartier, a.a.O., S.918. Die Schilderung **Hitlers** stammt von General von Manteuffel, zit. nach W. L. Shirer, «Aufstieg und Fall», S. 997.
- 58 «Lagebesprechungen», S. 721 ff. Zur Geschichte der Ardennenoffensive vgl. auch die Studie von Hermann Jung, «Die Ardennenoffensive 1944/45. Ein Beispiel für die Kriegführung **Hitlers**», Göttingen-Zürich-Frankfurt/M.1971; ferner aus der Sicht eines führend Beteiligten: Hasso V. Manteuffel, «Die Schlacht in den Ardennen 1944-1945», in H.-A. Jacobsen/J. Rohwer, a.a.O., S. 527 ff.
- 59 Ebd., S. 740
- 60 H. Guderian, a.a.O., S.350f.; bei dem General, den **Hitler** sofort in ein Irrenhaus zu schaffen befahl, handelte es sich um General Reinhard Gehlen.
- 61 M. Domarus, a.a.O., S.2198
- 61 A. Zoller, a. a. O., S. 203
- 63 H. Rauschning, «Gespräche», S.115
- 64 «Le Testament politique de **Hitler**», S. 67; vorausgehende Zitat beruht auf einer Mitteilung O. E. Remets gegenüber dem Verfasser. Remet hatte **Hitler** im Gespräch daran erinnert, dass dieser die Ardennenoffensive wenige Wochen zuvor als die letzte Chance dieses Krieges bezeichnet hatte; sollte sie fehlschlagen, sei der Krieg im Ganzen verloren.
- 65 «Lagebesprechung» vom 27. April 1945, abgedr. in: 'Der Spiegel' 1966/3, S.42;

- zur Zerstörungsplanung siehe A. Speer, a.a.O., S.412
- 66 Zit. bei H. R. Trevor-Roper; «Hitlers letzte Tage», S. 96
- 67 Vgl. A. Speer, a.a.O., S.433; **Hitler** hatte Mussolini gegenüber am 20. Juli 1944 erklärt, er sei «entschlossen», durch Beschuss mit V-2-Raketen «London völlig dem Erdboden gleichzumachen. Es würde so lange auf London geschossen werden; bis die ganze Stadt zerstört sei.» Vgl. A. Hillgruber, «Staatsmänner» 11, S.470f. Der Befehl, Paris zu verteidigen oder in Schutt und Asche zu legen, erging am 23. August 1944, unmittelbar vor der Befreiung der Stadt und wurde durch General v. Choltitz nicht befolgt; vgl. dazu die Reportage von Larry Collins/Dominique Lapierre, «Brennt Paris?», Bern-München-Wien 1964; der Befehl selbst ist wiedergegeben bei H.-A. Jacobsen, «1939-1945», S.587f.
- 68 So J. Goebbels, zit. bei H. R. Trevor-Roper, «Hitlers letzte Tage», S.80
- 69 Vgl. die Karte (siehe Abb. 108) sowie die Schilderung bei A. Zoller, a.a.O., S. 149 ff. Die Bewohner der einzelnen Räume zur Rechten des Mittelganges wechselten übrigens mehrfach, bspw. war das spätere Schlafzimmer von Goebbels anfangs von Morell bewohnt, Dr. Stumpfeggers Erste-Hilfe-Raum war zeitweilig die Unterkunft von **Hitlers** Kammerdiener Linge.
- 70 Abgedr. in: KTB/OKW IV, 2, S. 1701 f.; vgl. bspw. auch die Schilderung bei Gerhard Boldt, «Die letzten Tage», S. 15
- 71 A. Zoller, a.a.O., S. 150
- 72 H. Guderian, a.a.O., S.376; ferner G. Boldt a.a.O., S.26f. Bei dem erwähnten Arzt handelt es sich um Dr. Giesing, vgl. den Bericht bei W. Maser, «**Hitler**», S.350f.
- 73 A. Zoller, a.a.O., S. 230. «Von Zeit zu Zeit», fährt der Bericht fort, «hob er seinen Blick zu dem Bildnis Friedrichs des Grossen auf, das über seinem Schreibtisch hing, und wiederholte dessen Ausspruch: 'Seit ich die Menschen kenne, liebe ich die Hunde'.»
- 74 Ebd., S. 204, 232
- 75 Ein kennzeichnendes Beispiel enthält die Mittagslage vom 27. Januar 1945, als der blosser Hinweis, dass die berühmte Panzerdivision «Grossdeutschland» an einem Brennpunkt in Ostpreussen eingesetzt werden sollte, der Stimmung **Hitlers** einen deutlichen Auftrieb gab, obwohl Guderian bemerkt hatte, dass der Division der Treibstoff für die Durchführung der geplanten Umgruppierung fehle; vgl. «Lagebesprechungen», S.839.
- 76 A. Speer, a.a.O., S.408
- 77 A. Zoller, a. a. O., S. 152
- 78 Vgl. KTB/OKW IV, 2, S.1700
- 79 A. Zoller, a.a.O., S.29f. Im Januar erzwog **Hitler** während einer Lagebesprechung, ob man «nicht jetzt doch eine neue Granate konstruieren» müsste («Lagebesprechungen», S. 867), und als General Karl Wolff ihn am 18. April besuchte, entwickelte Heler seine «Pläne für die nächste Zeit»; vgl. E. Dollmann, a.a.O., S.235.
- 80 H. Guderian, a.a.O., S.360
- 81 Zit. bei W. Görnitz/H.A. Quint, a.a.O., S.616; vgl. auch M. Domarus, a.a.O., S. 2202 ff.
- 82 Vgl. G. Boldt, a.a.O., S.38; zur Entlassung Guderians vgl. dessen «Erinnerungen», S. 386 ff.
- A. Speer, a.a.O., S.433
- 84 Der erwähnte Flaggenbefehl ist abgedr. bei H.-A. Jacobsen «1939-1945»/ S.591 f.; ferner A. Speer, a.a.O., S.586 sowie 451. Der sog. «Nerobefehl» ist bspw. wiedergegeben in: KTB / OKW IV, 2, S. 1580f.
- «5 «The Bormann Letters», hrsg. von H. R. Trevor-Roper, S. 198
- 86 Bericht des Berchtesgadener SD-Führers Frank, vgl. Karl Koller, «Der letzte Monat», S. 48 ff. Zu **Hitlers** Äusserung über den Selbstverrat der Demokratien siehe A. Hillgruber, «Staatsmänner» I, S.463
- 87 A. Zoller, a.a.O., S.150
- 88 Speers Schreiben an **Hitler** ist zit. in: KTB/OKW IV, 2, S. 1581 ff.
- 89 A. Speer, a.a.O., S.456ff.
- 90 Vgl. W. Görnitz / H.A.Quint, a.a.O., S.618

- 91 Unveröffentlichtes Tagebuch von Lutz Graf Schwerin v. Krosigk, zit. bei H. R. Trevor-Roper, «Hitlers letzte Tage», S. 116. Trevor-Roper hat darauf aufmerksam gemacht, dass der Minister Friedrichs des Grossen, den Schwerin V. Krosigk meint, tatsächlich Graf d'Argenson war.
- 92 Aussage von Frau Haberzettel, einer der Sekretärinnen des Propaganda-Ministers, vgl. die Schilderung bei H. R. Trevor-Roper, «Hitlers letzte Tage», S. 118
- 93 A. Speer, a.a.O., S.467; dort auch die folgende Beobachtung **Hitlers**
- 94 Tagebuch Schwerin v. Krosigks, a. a. O., S. 117
- 95 A. Speer, a.a.O., S.477; Haltung von Goebbels ist vielfach bezeugt, die hier zitierte Äusserung entstammt der Lagebesprechung vom 23. April 1945, vgl. 'Der Spiegel', a.a.O., S.34.
- 96 Ebd., S.477
- 97 Ebd., S. 463
- 98 K. Koller, a.a.O., S.19ff.
- 99 Die Zeugen für den Hergang sind insbesondere: Keitel, Jodl, General Christian, Oberst v. Freytag-Loringhoven, Lorenz, Oberst v. Below und Bormanns Sekretärin, Fräulein Krüger. Die Darstellung folgt überwiegend der Schilderung von H. R. Trevor-Roper, der die Äusserungen der erwähnten Zeugen durch Quervergleiche überprüft und auf ihren übereinstimmenden Kern reduziert hat; vgl. «Hitlers letzte Tage», S. 131 f.; ferner Aussage von Gerhard Herrgesell, einem der Stenografen, in: KTB/OKW IV, 2, S. 1696 f.
- 100 So die Niederschrift des Berichts durch R. nKoller, a.a.O., S.31. Vgl. auch W. Görlitz, «Keitel», S. 346 ff., ebd., S. 352, auch der Hinweis auf den Entführungsgedanken
- 101 Zit. bei H. R. Trevor-Roper, «Hitlers letzte Tage», S. 138; zum Brief Eva Brauns vom 22. April vgl. die Abbildung bei N. E. Gun, a. a. O., (ohne Seitenzahl)
- 102 A. Speer, a.a.O., S.483; vgl. aber auch ebd. S.488
- 103 Zit. bei H.R. Trevor-Roper, «Hitlers letzte Tage», S. 139
- 104 Abgedr. in: 'Der Spiegel', a.a.O., S.42 (Lagebesprechung v. 25.4.1945)
- 105 Vgl. A. Speer, a.a.O., S.486
- 106 Vgl. Hanna Reitschs Bericht in N. B. 3734-PS; Wencks Armee bestand aus drei schwer angeschlagenen Divisionen und befand sich rund 60 Kilometer südwestlich von Berlin. Einzelheiten siehe bei Franz Kurowski, «Armee Wenck»
- 107 So H. Reitsch in dem aufgeführten Bericht
- 108 Vgl. A. Speer, a.a.O., S.433 Zum erwähnten Goebbels-Zitat vgl. H. Heiber, «Joseph Goebbels», S.398
- 109 «Le Testament politique de **Hitler**», S. 61 (4. Febr. 1945). Da die Aufzeichnungen im Originaltext bislang nicht zugänglich sind, handelt es sich durchweg um Rückübersetzungen aus dem Französischen. Damit mag zum Teil zusammenhängen, dass die Äusserungen eine sprachliche und gedankliche Prägnanz besitzen, die **Hitler** im Allgemeinen nicht eigen war. Auch muss man wohl berücksichtigen, dass es sich zweifellos um ein überarbeitetes Manuskript handelt und die hier zitierten Passagen noch einmal eine Art Konzentrat aus einem langatmigen, von Ausbrüchen und Weitschweifigkeiten begleiteten Text darstellen. Albert Speer hat darüber hinaus dem Verfasser gegenüber die Auffassung vertreten, dass Goebbels die Niederschrift erheblich redigiert, wenn nicht sogar streckenweise selber formuliert habe, jedenfalls erinnere die Diktion im Ganzen weit eher an den Stil des Ministers als an den **Hitlers**.
- 110 Ebd., S. 57 ff. (4. Feb. 1945)
- 111 Ebd., S. 87 ff.; 120 ff. (14. und 25. Februar 1945); ganz ähnlich **Hitlers** Äusserungen in einer Lagebesprechung vom 5. März 1943, vgl. «Lagebesprechungen», S. 171; vergleichbar auch bereits die Bemerkung bei H. Rauschning, «Gespräche», S. 115
- 112 Ebd., S. 101 ff. (17. Februar 1945). Tatsächlich wurde der Beginn des Ostfeldzuges um einige Wochen verschoben.

- doch war diese Entscheidung nicht nur auf Mussolinis Griechenlandunternehmen zurückzuführen; auch Witterungsfragen, der Zeitbedarf für den Aufmarsch der Verbündeten etc. haben eine Rolle gespielt; vgl. die Untersuchung in der Akte des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes Freiburg i. Br.: «Hat das britische Eingreifen in Griechenland den deutschen Angriff auf Russland verzögert oder nicht?» Dazu ferner A. Hillgruber, «Strategie», S. 506. Im Übrigen hat **Hitler** sich, zumindest Mussolini gegenüber, gelegentlich in anderem Sinne geäußert, vgl. den Hinweis bei E. Nolte, «Epoche», S.586.
- 113 «Le Testament politique de **Hitler**», S.78
- 114 Ebd., S. 108 (17. Februar 1945). Zu H. R. Trevor-Ropers Hinweis siehe S.46f. Das Urteil **Hitlers** deckt sich im Übrigen auf eine verblüffende Weise mit einer Bemerkung des französischen Dichters Drieu la Rochelle, der die Gründe für die Niederlage schon Ende 1944, kurz vor seinem Selbstmord, wie folgt erklärte: «Der Grund für den Zusammenbruch der deutschen Politik liegt nicht in ihrer Masslosigkeit, sondern in ihrer mangelnden Entschiedenheit. Die deutsche Revolution ist in keinem Bereich weit genug vorangetrieben worden... Die deutsche Revolution ist viel zu behutsam umgegangen mit den alten Männern der Wirtschaft und der Reichswehr; sie schonte allzu sehr die alte Bürokratie. Dieser doppelte Irrtum wurde am 20. Juli enthüllt. **Hitler** hätte mit aller Schärfe die abtrünnige Linke, aber auch unnachsichtig die abtrünnige Rechte treffen müssen. Da er es nicht oder unzulänglich tat, stellten sich im Verlauf des Krieges die nicht wiedergutzumachenden Folgen immer verhängnisvoller heraus: in allen besetzten Ländern Europas erwies sich die deutsche Politik belastet mit sämtlichen Vorurteilen alter Kriegführung und veralteter Diplomatie; sie vermochte das Neue und Weite der grossartigen Aufgabe, die sich ihr bot, nicht auszunützen; sie zeigte sich unfähig, einen Eroberungskrieg alten Stils überzuführen in einen Revolutionskrieg. Sie glaubte, die Heftigkeit der Kriegführung auf ein Mindestmass herunterdrücken zu können, um dadurch die europäische Meinung für sich zu gewinnen – und sie musste zusehen, wie diese Meinung sich gegen sie wandte; weil ihr nichts an Neuem und Zwingendem geboten wurde.» Zit. bei E. Nolte, «Faschismus», S. 380
- 115 N.B.3734-PS
- 116 Ebd.
- 117 Vgl. H. R. Trevor-Roper, «**Hitlers** letzte Tage», S. 173
- 118 Sowohl das politische als auch das persönliche Testament **Hitlers** sind wiedergegeben in: N.B. 3569-PS.  
Die Reichsregierung Goebbels hatte folgende Ressortbesetzung: Bormann – Parteiminister; Seyss-Inquart – Aussenminister; Hanke – Reichsführer SS; Giesler (Gauleiter Oberbayern) – Innenminister; Saur – Rüstungsminister; Schörner – Oberbefehlshaber des Heeres; Ley, Funk und Schwerin v. Krosigk behielten ihre Ämter.
- 119 Der Originaltext dieses Dokuments wurde vernichtet und ist hier in der Rekonstruktion V. Belows wiedergegeben, wie H. R. Trevor-Roper, «**Hitlers** letzte Tage», S. 188, sie überliefert.
- 120 Vgl. Lew Besymenski, «Der Tod des Adolf **Hitler**», S. 92; ferner H.R. Trevor-Roper, «**Hitlers** letzte Tage», S.189
- 121 Zit. bei E. Nolte, «Epoche», S.306
- 122 H. R. Trevor-Roper, «**Hitlers** letzte Tage», S. 190 f.
- 123 Der Obduktionsbericht der sowjetrussischen Kommission, Akte 12, will in der Mundhöhle des Toten, in dem sie **Hitler** vermutete, Überreste einer zerdrückten Giftampulle gefunden haben; doch konstatiert der Bericht nicht den ausgeprägten Bittermandelgeruch von Zyanverbindungen, der an den übrigen aufgefundenen Leichen festgestellt wurde. Von deutschen Beteiligten ist bestritten worden, dass angesichts des Verbrennungsgrades der Leiche noch Splitter hätten aufgefunden werden

- können; vgl. W. Maser, «Hitler», S.432f. Nicht ausgeschlossen und zusätzlich gestützt durch Hitlers Sorge vor einem Misslingen des Selbstmords scheint die Annahme, dass er die Giftkapsel zerbiss und gleichzeitig mit der Waffe abdrückte. Besymenski's Versuch, diese Möglichkeit durch den Hinweis auf den «bekanntem sowjetischen Gerichtsmediziner» auszuschliessen, ist schon der Form nach nicht überzeugend; vgl. a.a.O., S.91 f. – Zu den erwähnten Aussagen der Augenzeugen aus Hitlers Umgebung vgl. H. R. Trevor-Roper, «Hitlers letzte Tage», S. 35
- 124 Aussage Otto Günsche, zit. bei W. Maser, «Hitler», S. 432. Die zuvor wieder-gegebene Äusserung stammt von dem Wachposten Hermann Karnau, vgl. das ausführliche Zitat in; J. C. Fest, a. a. O., S.431.
- 125 'Völkischer Beobachter' v. 8.79. April 1923
- 126 Pers. Mitteilung A. Speers. Einer der anderen Vorzugsarchitekten Hitlers, Hermann Giessler, hat gelegentlich zwar bestritten, dass Hitler im Glockenturm des geplanten Baues über dem Donauufer bei Linz bestattet sein wollte; nur Hitlers Mutter hätte dort beigesetzt werden sollen. Speer erinnert sich jedoch definitiv an Äusserungen Hitlers, wonach dieser in Linz an eben dieser Stelle bestattet sein wollte. L. Besymenski hat als Motiv für die sowjetische Geheimnistuerei angegeben, man habe die gerichtsmedizinischen Ergebnisse für den Fall zurückhalten wollen, «dass irgendjemand in die Rolle des ‚durch ein Wunder geretteten Führers‘ schlüpfen würde»; ferner habe man jeden Irrtum ausschliessen wollen. Auf die erstgenannte Begründung muss man angesichts der Tatsache, dass dieses Schweigen geradezu ermutigend wirken musste und in der Tat auch ermutigend gewirkt hat, nicht näher eingehen, das zweitgenannte Argument ist auch kaum überzeugend, da die Glaubwürdigkeit der Obduktionsexpertise ja im Lauf der Jahre nicht zunehmen konnte; vgl. L. Besymenski, a.a.O., S.86. Zu den verschiedenen Gerüchten vgl. H. R. Trevor-Roper, «Hitlers letzte Tage», S. 5 E, der an gleicher Stelle auch eine aufschlussreiche Darstellung seiner vergeblichen Bemühungen gibt, die Sowjets zu Aufklärung und Kooperation zu bewegen
- 128 Vgl. A. Hillgruber, «Staatsmänner» I, S. 187

### Schlussbetrachtung

- 1 H. R. Trevor-Roper, «Hitlers letzte Tage», S. 74 f.
- 2 A. Kubizek, a.a.O., S.100
- 3 H. Rauschnig, «Gespräche», S. 212
- 4 Foto im Besitz des Verfassers
- 5 A. Kubizek, a. a. O., S. 233 f.
- 6 E. Nolte, «Epoche», S.507
- 7 Vgl. «Ursachen und Folgen» IX, S.XXXIX
- 8 «Hitlers Zweites Buch», S. 174, sowie «Mein Kampf», S. 732. Vgl. dazu auch «Le Testament politique de Hitler», S.özf. (4. Feb. 1945): «Deutschland hatte keine Wahl... Wir konnten uns nicht mit einer Scheinunabhängigkeit zufriedengeben. Das mag für Schweden oder Schweizer genügen, die immer bereit sind, sich mit leeren Versprechungen abspesen zu lassen, vorausgesetzt, dass ihre Taschen dabei gefüllt werden. Die Weimarer Republik verlangte nicht mehr. Aber mit einem derartig bescheidenen Anspruch konnte sich das Dritte Reich nicht begnügen. Wir waren dazu verurteilt, Krieg zu führen.» «Tischgespräche», S. 273; ferner H. Rauschnig, «Gespräche», S.105
- 10 Am bekanntesten, und nicht zuletzt in der deutschen apologetischen Literatur immer wieder zitiert, ist Winston Churchills Wendung in: «Great Contemporaries», New York 1937, S. 226: «Man kann Hitlers System verabscheuen und dennoch seine patriotische Leistung bewundern. Wenn unser Land besiegt würde, hoffe ich, dass wir einen ebenso bewundernswerten Vorkämpfer finden, der uns wieder Mut gibt und

- uns auf unseren Platz unter den Nationen zurückführt.» Vgl. aber auch die Bemerkung von Lloyd George nach seinem Besuch auf dem Obersalzberg, als seine Tochter ihn vor dem Hotel in Berchtesgaden mit einem ironischen «Heil Hitler!» begrüßte: «Jawohl, Heil Hitler, das sage ich auch, denn er ist wirklich ein grosser Mann.» Siehe P. Schmidt, a.a.O., S.340
- 11 «Le Testament politique de Hitler», S. 139 (26. Feb. 1945)
- 12 «Tischgespräche», S.489
- 13 «Libres propos», S. 306; die Sorge vor einer Überbevölkerung Deutschlands angesichts seiner 140 Einwohner pro Quadratkilometer taucht in zahlreichen Hitlerreden auf, vgl. bspw. für die Monate bei Kriegsbeginn M. Domarus, a.a.O., S.1177 (28.April 1939); IMT XLI, S. 25 (22. Aug. 1939); M. Domarus, a.a.O., S.1422 (23.NOV. 1939); S.1456 (30. Jan. 1940) etc. Bezeichnenderweise hat Hitler auch die sog. innere Kolonisation von Beginn an verworfen, vgl. bspw. «Mein Kampf», S.145
- 14 Vgl. Hitlers Stichworte für die Rede «Vaterland oder Kolonie», abgedr. in: W. Maser, «Zeugnisse», S. 341
- 15 H.H. Hofmann, a.a.O., S.254; ferner «Adolf Hitler in Franken», S. 26
- 16 H. Rauschnig, «Gespräche», S. 212
- 17 E. Nolte, «Epoche», S.409
- 18 So Hitler in der Verhandlung vom 26. Feb. 1924 vor dem Münchener Volksgericht, vgl. E. Boepple, a.a.O., S. 110
- 19 Vgl. Protokoll der Konferenz der Erweiterten Exekutive der kommunistischen Internationale, Moskau, 12.-13. Juni 1923, zit. bei E. Nolte, «Theorien», S. 92; die Rede ist nicht zuletzt deshalb interessant, weil sie, jenseits aller später in Umlauf gekommenen linken Verschwörungstheorien, den Faschismus als Auffanglager der vom Sozialismus enttäuschten Massen ernst nimmt.
- 20 F. Nietzsche, Werke I, S.1258
- 21 Vgl. in diesem Zusammenhang vor allem Ralf Dahrendorf, «Gesellschaft und Demokratie in Deutschland», S. 431 ff. Man kann sich des konservativen Wi-
- derstands nie ganz ohne zwiespältige Gefühle erinnern. Zwischen dem 30. Juni 1934 und dem 20. Juli 1944 hat das Ancien régime in Deutschland seine Führungsschicht, später in den verlorenen Ostgebieten sowie in der DDR einen erheblichen Teil seiner ökonomischen und gesellschaftlichen Basis eingebüßt und in den vielfältig offenbar gewordenen Akten der Korruption und Unzulänglichkeit auch noch die Integrität der Erinnerung verdorben. Sein Abgang hat viele Konsequenzen. Zwangsläufig bedeutet er Reduzierung, Verarmung; er hat bewirkt, dass die konservative Position in der Bundesrepublik unbesetzt geblieben ist. Aber er hat diesem Staat auch den militanten Widerspruch und damit zahlreiche Notstände erspart, die nicht unbedeutend zum Ende der Weimarer Republik beigetragen haben.
- 22 Rede vom 25. Januar 1939, zit. bei H.-A. Jacobsen/W. Jochmann, a.a.O., unter dem angegebenen Datum, S. 9. Zur Bemerkung über die deutsche Sozialdemokratie vgl. «Libres propos», S.36. Die amerikanische Sozialwissenschaft hat, um dem eigentümlich moralisch befrachteten terminologischen Problem zu entgehen, den Begriff der «Modernization» in die Diskussion eingeführt. Danach erscheinen die faschistischen Systeme in Italien oder Deutschland vor allem als Stufen im Verdrängungsprozess der traditionellen gesellschaftlichen Strukturen. Vielfach wird dabei freilich nicht gebührend berücksichtigt, dass dies nur *ein* Deutungsaspekt sein kann und der Faschismus nicht ausschliesslich durch seine Haltung zum Prozess der Industrialisierung, Verstärkung und Rationalisierung definiert wird. Eine eingehende und befriedigende Untersuchung steht noch aus. Vgl. David Apter, «The Politics of Modernization», Chicago 1965; H.A.Turner, «Faschismus und Antimodernismus», in: «Faschismus und Kapitalismus in Deutschland», S. 157 ff., mit weiteren Literaturangaben
- 23 Th. W. Adorno, a. a. O., S. 28

- 24 Am Beginn stand der berühmte Artikel der ‚New York Post‘ vom 20. Dezember 1941 über die Vergasung von tausend Warschauer Juden.
- 25 B. Brecht, «Gedichte» IV, S. 143. Die Stelle stammt aus dem Gedicht «An die Nachgeborenen» und lautet im Zusammenhang; «Was sind das für Zeiten, wo / Ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist / Weil es ein Schweigen über so viele Untaten einschliesst!»
- 26 Carlo Sforza, «Europäische Diktaturen», S. 131
- 27 Vgl. E. Nolte, «Theorien», S. 71
- 28 H. Rauschning, «Gespräche», S. 212
- 29 Ebd., S. 150, 262, 264

## Bibliographie

### A. *Gedruckte Quellen, Dokumentationen*

- Akten zur Deutschen Auswärtigen Politik 1918-1945, Serie D: 1937-1945, Baden-Baden 1950ff. (zit. als ADAP)
- Documents an British Foreign Policy 1919-1939, Second Series (1930ff.), London 1950 ff.
- Dokumente der deutschen Politik, hrsg. von Paul Meier-Benneckenstein, 7 Bde., Berlin 1937 ff.
- Dokumente der deutschen Politik und Geschichte, 3 Bde., Berlin-München o.J.
- Dokumentationen der «Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte» (zit. als VJHfZ)
- Gutachten des Instituts für Zeitgeschichte, 2 Bde., München 1958 und 1966
- [Hitler](#) und Kahr. Aus dem Untersuchungsausschuss des bayerischen Landtags, München 1928
- Das Deutsche Reich von 1918 bis heute, hrsg. von Cuno Horkenbach, Berlin 1930 ff. (zit. als C. Horkenbach)
- Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht, hrsg. von Percy Ernst Schramm, 7 Bde., Frankfurt/M. 1961 ff. (zit. als KTB/OKW)
- Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof, Nürnberg 1947 (zit. als IMT)
- Spiegelbild einer Verschwörung. Die Kaltenbrunner-Berichte an Bormann und [Hitler](#) über das Attentat vom 20. Juli 1944, Stuttgart 1961
- Ursachen und Folgen. Vom deutschen Zusammenbruch 1918 und 1945 bis zur staatlichen Neuordnung Deutschlands in der Gegenwart, hrsg. von Herbert Michaelis und Ernst Schraepfer, Berlin 1958 ff.

Weitere Quellenwerke sind in der folgenden Bibliographie unter dem Namen des jeweiligen Herausgebers vermerkt. Die Bibliographie verzeichnet im übrigen lediglich die benutzte Literatur; soweit eine Publikation nur einmal erwähnt wird und keine grundlegende Bedeutung besitzt, finden sich die bibliographischen Angaben in der betreffenden Anmerkung selber. Desgleichen wurden die Hinweise auf ungedruckte Quellen, persönliche Mitteilungen etc. in den Anmerkungsapparat aufgenommen.

### B. *Literatur*

- Abendroth, Wolfgang (Hrsg.), «Faschismus und Kapitalismus. Theorien über die sozialen Ursprünge und die Funktion des Faschismus», Frankfurt/M. 1967
- Adorno, Theodor W., «Versuch über Wagner», München 1964
- Andics, Hellmuth, «Der ewige Jude. Ursachen und Geschichte des Antisemitismus», Wien 1965
- Arendt, Hannah, «Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft», Frankfurt/M. 1955
- «Eichmann in Jerusalem», München 1964



- V. Baden, Prinz Max, «Erinnerungen und Dokumente», Stuttgart 1968
- Baynes, Norman H., «The Speeches of Adolf Hitler 1922-1939», vol. I and II, Oxford 1942
- Benn, Gottfried, «Gesammelte Werke in vier Bänden», hrsg. von Dieter Wellershoff, Wiesbaden 1961
- Bennecke, Heinrich, «Hitler und die SA», München/Wien 1962
- «Wirtschaftliche Depression und politischer Radikalismus», München 1968
- Besymenski, Lew, «Der Tod, des Adolf Hitler», Hamburg 1968
- Bloch, Charles, «Hitler und die europäischen Mächte 1933/34. Kontinuität oder Bruch», Frankfurt/M. 1966
- Boberach, Heinz (Hrsg.), «Meldungen aus dem Reich. Auswahl aus den geheimen Lageberichten des Sicherheitsdienstes der SS 1939-1944», Neuwied 1965
- Böhme, Helmut, «Deutschlands Weg zur Grossmacht», Köln/Berlin 1966
- Boelcke, Willi A. (Hrsg.), «Wollt ihr den totalen Krieg? Die geheimen Goebbels-Konferenzen 1939-1943», Stuttgart 1967
- Boepple, Ernst, «Adolf Hitlers Reden», 3. Aufl., München 1933
- Boldt, Gerhard, «Die letzten Tage der Reichskanzlei», Hamburg 1947
- Bonnet, Georges, «Vor der Katastrophe», Köln 1951
- Bor, Peter, «Gespräche mit Halder», Wiesbaden 1950
- Bouhler, Philipp, «Kampf um Deutschland. Ein Lesebuch für die deutsche Jugend», Berlin 1938
- Bracher, Karl Dietrich, «Die Auflösung der Weimarer Republik. Eine Studie zum Problem des Machtverfalls in der Demokratie», Stuttgart/Düsseldorf 1955 (zit. als «Auflösung»)
- «Deutschland zwischen Demokratie und Diktatur», Bern/München 1964
- «Die deutsche Diktatur. Entstehung, Struktur, Folgen des Nationalsozialismus», Köln/Berlin 1969 (zit. als «Diktatur»)
- (zus. mit Wolfgang Sauer und Gerhard Schulz), «Die nationalsozialistische Machtergreifung», Köln / Opladen 1960 (zit. als «Machtergreifung»)
- Brecht, Arnold, «Vorspiel zum Schweigen. Das Ende der deutschen Republik», Wien 1948
- Brenner, Hildegard, «Die Kunstpolitik des Nationalsozialismus», Reinbek 1963
- Bronder, Dietrich, «Bevor Hitler kam», Hannover 1964
- Broszat, Martin, «Der Staat Hitlers», München 1969
- Brüning, Heinrich, «Memoiren 1918-1934», Stuttgart 1970
- Bryant, Arthur, «Kriegswende», Düsseldorf 1957
- «Sieg im Westen 1943-1946», Düsseldorf 1960
- Bucher, Peter, «Der Reichswehrprozess. Der Hochverrat der Ulmer Reichswehroffiziere 1929/30», Boppard 1967
- Buchheim, Hans, «Die SS – das Herrschaftsinstrument. Befehl und Gehorsam», in: «Anatomie des SS-Staates», Olten/Freiburg i. Br. 1965
- Buchheit, Gert, «Hitler, der Feldherr. Die Zerstörung einer Legende», Rastatt 1958
- Bullock, Alan, «Hitler. Eine Studie über Tyrannei», 5. Aufl. Düsseldorf 1957
- Burckhardt, Carl J., «Meine Danziger Mission 1937-1939», Zürich/München 1960
- Burckhardt, Jacob, «Gesammelte Werke», Basel 1956
- Burke, Kenneth, «Die Rhetorik in Hitlers 'Mein Kampf' und andere Essays zur Strategie der Überredung», Frankfurt/M. 1967
- Butler, James R. M., «Lord Lothian 'Phillip Kerr' 1882-1940», London/New York 1960
- Butler, Rohan O'O., «The Roots of National Socialism», New York 1942
- Calic, Edouard, «Ohne Maske. Hitler-Breitung. Geheimgespräche 1931», Frankfurt/M. 1968
- Carsten, Francis L., «Der Aufstieg des Faschismus in Europa», Frankfurt / M. 1968

- Cartier, Raymond, «Der Zweite Weltkrieg», 2 Bde., München 1967
- Chamberlain, Houston Stewart, «Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts», 6. Aufl., München 1906
- Churchill, Winston, «Der Zweite Weltkrieg», Bern 1954
- Ciano, Galeazzo, «Tagebücher 1939 /43», Bern 1946
- Cooper, Duff, «Das lässt sich nicht vergessen», München 1954
- Coulondre, Robert, «Von Moskau nach Berlin. 1936-1939», Bonn 1950
- Crankshaw, Edward, «Die Gestapo», Berlin 1959
- Czichon, Eberhard, «Wer verhalf Hitler zur Macht?», Köln 1967
- Dahlerus, Birger, «Der letzte Versuch», München 1948
- Dahrendorf, Ralf, «Gesellschaft und Demokratie in Deutschland», München 1965
- Daim, Wilfried, «Der Mann, der Hitler die Ideen gab», München 1958
- Dallin, Alexander, «Deutsche Herrschaft in Russland 1941-1945. Eine Studie über Besatzungspolitik», Düsseldorf 1958
- Deakin, F. W., «Die brutale Freundschaft. Hitler, Mussolini und der Untergang des italienischen Faschismus», Köln 1962
- Delmer, Sefton, «Die Deutschen und ich», Hamburg 1963
- Deuerlein, Ernst, «Der Hitler-Putsch. Bayerische Dokumente zum 8./9. November 1923», Stuttgart 1962
- «Der Aufstieg der NSDAP 1919-1933», Düsseldorf 1968 (zit. als «Aufstieg»)
- Deutsch, Harold C., «Verschwörung gegen den Krieg. Der Widerstand in den Jahren 1939-1940», München 1969
- Diels, Rudolf, «Lucifer ante portas», Zürich 0. J.
- Dietrich, Otto, «Mit Hitler in die Macht», München 1934
- «Zwölf Jahre mit Hitler», München 1955
- Dönitz, Karl, «Zehn Jahre und zwanzig Tage», Frankfurt/M./Bonn 1964
- Dollmann, Eugen, «Dolmetscher der Diktatoren», Bayreuth 1963
- Domarus, Max, «Hitler. Reden und Proklamationen 1932-1945», 2 Bde., Würzburg 1962 / 63
- Drexler, Anton, «Mein politisches Erwachen», München 1919
- Duesterberg, Theodor, «Der Stahlhelm und Hitler», Wolfenbüttel 1949
- Dulles, Allen Welsh, «Verschwörung in Deutschland», Kassel 1949
- Eckart, Dietrich, «Der Bolschewismus von Moses bis Lenin. Zwiegespräche zwischen Adolf Hitler und mir», München 1925
- Eden, Anthony, «Angesichts der Diktatoren», Köln/Berlin 1964
- Ehlers, Dieter, «Technik und Moral einer Verschwörung», Frankfurt / M. / Bonn 1964
- Eyck, Erich, «Geschichte der Weimarer Republik», 2 Bde., Zürich 1954
- Fabry, Philipp W., «Mutmassungen über Hitler», Düsseldorf 1969
- Feiling, Keith, «The Life of Neville Chamberlain», London 1946
- Fest Joachim C., «Das Gesicht des Dritten Reiches», München 1963
- Fischer, Fritz, «Griff nach der Weltmacht. Die Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschland 1914/18», Düsseldorf 1961
- «Krieg der Illusionen. Die deutsche Politik von 1911 bis 1914», Düsseldorf 1969
- Foerster, Wolfgang, «Generaloberst Ludwig Beck. Sein Kampf gegen den Krieg», München 1953
- Foertsch, Hermann, «Schuld und Verhängnis. Die Fritschkrise im Frühjahr 1938 als Wendepunkt in der Geschichte der nationalsozialistischen Zeit», Stuttgart 1951
- Forsthoff, Ernst, «Der totale Staat», Hamburg 1933
- Fraenkel, Ernst, «The Dual State», London / New York 1941
- François-Poncet, André, «Botschafter in Berlin 1931-1938», Berlin/Mainz 1962

- Frank, Hans, «Im Angesicht des Galgens. Deutung **Hitlers** und seiner Zeit auf Grund eigener Erlebnisse und Erkenntnisse», 2. Aufl., Neuhaus 1955
- Franz-Willing, Georg, «Die **Hitler**bewegung. Der Ursprung 1919-1922», Hamburg/Berlin 1962
- Friedensburg, Ferdinand, «Die Weimarer Republik», Hannover/Frankfurt/M. 1957
- Friedländer, Saul, «Auftakt zum Untergang. **Hitler** und die Vereinigten Staaten von Amerika», Stuttgart 1965
- Freund, Michael, «Weltgeschichte der Gegenwart in Dokumenten», 3 Bde., Freiburg 1954-56 (zit. als «Weltgeschichte»)
- «Abendglanz Europas», Stuttgart 1967
- Funke, Manfred, «Sanktionen und Kanonen. **Hitler**, Mussolini und der Abessinienkonflikt», Düsseldorf 1971
- Gafencu, Grigore, «Derniers jours de l'Europe», Paris 1946
- Gessler, Otto, «Reichswehrpolitik in der Weimarer Zeit», Stuttgart 1958
- Gilbert, Martin/Gott, Richard, «Der gescheiterte Frieden. Europa 1933 bis 1939», Stuttgart 1964
- Gisevius, Hans Bernd, «Bis zum bitteren Ende», 2 Bde., Zürich 1946
- «**Adolf Hitler**. Versuch einer Deutung», München 1963
- Goebbels, Joseph, «Das Tagebuch von Joseph Goebbels 1925 / 26», mit weiteren Dokumenten hrsg. von Helmut Heiber, Stuttgart o. J. (zit. als «Goebbels-Tagebuch»)
- «Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei. Eine historische Darstellung in Tagebuchblättern», München 1934 (zit. als «Kaiserhof»)
- «Tagebücher aus den Jahren 1942 /43», mit anderen Dokumenten hrsg. v. L. P. Lochner, Zürich 1948 (zit. als «Tagebücher 1942/43»)
- «Die Zweite Revolution. Briefe an Zeitgenossen», Zwickau/S. o. J.
- Göring, Hermann, «Aufbau einer Nation», Berlin 1934
- Görlitz, Walter (Hrsg.), «Der deutsche Generalstab. Geschichte und Gestalt», Frankfurt/M. 1953
- «Generalfeldmarschall Keitel. Verbrecher oder Offizier? Erinnerungen, Briefe, Dokumente des Chefs OKW», Göttingen / Berlin / Frankfurt / M. 1961
- (zus. mit Quint, H. A.), «**Adolf Hitler**. Eine Biographie», Stuttgart 1952
- Gordon jr., Harold J., «**Hitler**putsch 1923. Machtkampf in Bayern 1923 bis 1924», Frankfurt/M. 1971
- Govern W. M., «From Luther to **Hitler**», London 1946
- Greiner, Helmuth, «Die oberste Wehrmachtführung 1939-1943», Wiesbaden 1951
- Greiner, Josef, «Das Ende des **Hitler**-Mythos», Zürich/Leipzig/Wien 1947
- Grew, Joseph C., «Zehn Jahre in Japan. 1932-1942», Stuttgart 1947
- Gritzsch, Erich, «Hermann Göring. Werk und Mensch», 2. Aufl., München 1938
- Groener-Geyer, Dorothea, «General Groener, Soldat und Staatsmann», Frankfurt/M. 1955
- Groscurth, Helmut, «Tagebücher eines Abwehroffiziers 1938-1940», hrsg. von Helmut Krausnick u. Harold C. Deutsch, Stuttgart 1970
- Gruchmann, Lothar, «Der Zweite Weltkrieg», München 1967
- Guderian, Heinz, «Erinnerungen eines Soldaten», Heidelberg 1951
- Gumbel, Emil Julius, «Verräter verfallen der Feme», Berlin 1929
- Gun, Nerin E., «Eva Braun – **Hitler**. Leben und Schicksal», Velbert/Kettwig 1968
- Gutmann, Robert W., «Richard Wagner. Der Mensch, sein Werk, seine Zeit», München 1970
- Haffner, Sebastian, «Der Teufelspakt. 50 Jahre deutsch-russische Beziehungen», Reinbek 1968
- «Der Selbstmord des deutschen Reiches», Bern/München/Wien 1970
- Hagemann, Walter, «Publizist im Dritten Reich», Hamburg 1948
- Halder, Franz, «Kriegstagebuch. Tägli-

- che Aufzeichnungen des Chefs des Generalstabs des Heeres 1939-1942», Stuttgart 1962/64 (zit. als KTB)
- Haie, Oron J., «Presse in der Zwangsjacke», Düsseldorf 1965
- Hallgarten, George W. F., «Hitler, Reichswehr und Industrie», Frankfurt/M. 1935
- «Dämonen oder Retter», München 1966
- V. Hammerstein, Kunrat, «Spähtrupp», Stuttgart 1963
- «Flucht. Aufzeichnungen nach dem 20. Juli», Olten 1966
- Hanfstaengl, Ernst, «The Missing Years», London 1957
- «Zwischen Weissem und Braunem Haus», München 1970
- V. Hassell, Ulrich, «Vom anderen Deutschland», Zürich/Freiburg 1946
- Hauser, Oswald, «England und das Dritte Reich», Bd. I, Stuttgart 1972
- Heiber, Helmut, «Adolf Hitler. Eine Biographie», Berlin 1960
- «Joseph Goebbels», Berlin 1962
  - (Hrsg.), «Hitlers Lagebesprechungen», Stuttgart 1962 (zit. als «Lagebesprechungen»)
- (Hrsg.), «Reichsführer! ... Briefe an und von Himmler», Stuttgart 1968
- Heiden, Konrad, «Adolf Hitler. Das Zeitalter der Verantwortungslosigkeit. Eine Biographie», 2 Bde., Zürich 1936/37 (zit. als «Hitler» I bzw. «Hitler» II)
- «Geburt des Dritten Reiches. Die Geschichte des Nationalsozialismus bis Herbst 1933», 2. Aufl., Zürich 1934 (zit. als «Geburt»)
  - «Geschichte des Nationalsozialismus. Die Karriere einer Idee», Berlin 1932 (zit. als «Geschichte»)
- Henkys, Reinhard, «Die nationalsozialistischen Gewaltverbrechen», 2. Aufl., Stuttgart 1965
- Heusinger, Adolf, «Befehl im Widerstreit», Tübingen/Stuttgart 1950
- Heuss, Theodor, «Hitlers Weg. Eine Schrift aus dem Jahre 1932», neu hrsg. von Eberhard Jäckel, Stuttgart 1968
- Heyen, Franz Josef, «Nationalsozialismus im Alltag», Boppard 1967
- Hildebrand, Klaus, «Deutsche Aussenpolitik 1933-1945. Kalkül oder Dogma?», Stuttgart 1971
- Hillgruber, Andreas, «Hitlers Strategie. Politik und Kriegführung 1940 bis 1941», Frankfurt/M. 1965 (Zit. als «Strategie»)
- (Hrsg.), «Staatsmänner und Diplomaten bei Hitler. Vertrauliche Aufzeichnungen über Unterredungen mit Vertretern des Auslands», 2 Bde., Frankfurt/M. 1967/70 (zit. als «Staatsmänner» I bzw. «Staatsmänner» II)
- Hitler, Adolf, «Mein Kampf», 37. Aufl., München 1933
- «Adolf Hitler in Franken. Reden aus der Kampfzeit», hrsg. von Heinz Preiss, o. O., o.J.
  - «Libres Propos sur la Guerre et la Paix», Version française de François Genoud, Paris 1952 (zit. als «Libres propos»)
  - «Hitler's Table Talk. 1941-1944, London 1953
  - «Le Testament politique de Hitler», hrsg. von H. R. Trevor-Roper, Paris 1959
  - «Hitlers Zweites Buch. Ein Dokument aus dem Jahre 1928», Stuttgart 1961
  - «Hitlers Lagebesprechungen. Die Protokollfragmente seiner militärischen Konferenzen 1942-1945», hrsg. von Helmut Heiber, Stuttgart 1962 (zit. als «Lagebesprechungen»)
  - «Hitlers Weisungen für die Kriegsführung», hrsg. von Walther Hubatsch, Frankfurt/M. 1962
  - «Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier 1941-1942», hrsg. von Henry Picker, Stuttgart 1965 (zit. als «Tischgespräche»)
- Hoegner, Wilhelm, «Hitler und Kahr. Die bayerischen Napoleonsgrößen von 1923», München 1928
- «Die verratene Republik», München 1958
- Höhne, Heinz, «Der Orden unter dem Totenkopf. Die Geschichte der SS», Gütersloh 1967
- Hofer, Walther, «Die Entfesselung des Zweiten Weltkriegs», Frankfurt/M.

- Hoffmann, Heinrich, «Hitler was my friend», London 1955
- Hoffmann, Peter, «Widerstand, Staatsstreich, Attentat. Der Kampf der Opposition gegen Hitler», München 1969
- Hofmann, Hanns Hubert, «Der Hitlerputsch. Krisenjahre deutscher Geschichte 1920 bis 1924», München 1961
- Horn, Wolfgang, «Führerideologie und Parteiorganisation der NSDAP 1919-1933», Düsseldorf 1972
- Hossbach, Friedrich, «Zwischen Wehrmacht und Hitler 1934-1938», Wolfenbüttel/Hannover 1949
- Hubatsch, Walther, «Hindenburg und der Staat», Göttingen 1966
- Huber, Ernst Rudolf, «Verfassungsrecht des Grossdeutschen Reiches», Hamburg 1939
- Ingrim, Robert, «Hitlers glücklichster Tag», Stuttgart 1962
- Jacobsen, Hans-Adolf, «Fall Gelb. Der Kampf um den deutschen Operationsplan zur Westoffensive 1940», Wiesbaden 1957
- «1939-1945. Der Zweite Weltkrieg in Chronik und Dokumenten», 5. Aufl., Darmstadt 1961
  - «Der Zweite Weltkrieg. Grundzüge der Politik und Strategie in Dokumenten», Frankfurt/M./Hamburg 1965
  - «Kommissarbefehl und Massenexekutionen sowjetischer Kriegsgefangener», in: «Anatomie des SS-Staates», Olten/Freiburg i. Br. 1965
  - «Nationalsozialistische Aussenpolitik 1933-1938», Frankfurt/M./Berlin 1968
- Jacobsen, Hans-Adolf/Jochmann, Werner, «Ausgewählte Dokumente zur Geschichte des Nationalsozialismus 1933-1945», Bielefeld 1961
- Jacobsen, Hans-Adolf/Rohwer, Jürgen (Hrsg.), «Entscheidungsschlachten des Zweiten Weltkriegs», Frankfurt/M. 1960
- Jäckel Eberhard, «Frankreich in Hitlers Europa», Stuttgart 1966
- «Hitlers Weltanschauung. Entwurf einer Herrschaft», Tübingen 1969
- Jaspers, Karl, «Die geistige Situation der Zeit (1931)», Berlin 1947
- Jenks, William A., «Vienna and the young Hitler», New York 1960
- Jetzinger, Franz, «Hitlers Jugend. Phantasien, Lügen – und die Wahrheit», Wien 1956
- Jochmann, Werner, «Im Kampf um die Macht. Hitlers Rede vor dem Hamburger Nationalklub von 1919», Frankfurt/M. 1960
- «Nationalsozialismus und Revolution. Ursprung und Geschichte der NSDAP in Hamburg 1922-1933», Frankfurt/M. 1963
- Joli, James, «Three Intellectuals in Politics», New York 1960
- Kallenbach, Hans, «Mit Adolf Hitler auf der Festung Landsberg», 4. Aufl., München 1943
- Kempner, Robert M.W., «Eichmann und Komplizen», Zürich/Stuttgart/Wien 1961
- Kennan, George F., «Memoirs 1925-1950», Boston 1967
- Kersten, Felix, «Totenkopf und Treue. Heinrich Himmler ohne Uniform. Aus den Tagebuchblättern des finnischen Medizinalrats Felix Kersten», Hamburg o. J.
- Kessler, Harry Graf, «Tagebücher 1918-1937», Frankfurt/M. 1961
- Kirkpatrick, Sir Ivone, «Im inneren Kreis. Erinnerungen eines Diplomaten», Berlin 1964.
- «Mussolini», Berlin 1965
- Klages, Ludwig, «Der Geist als Widersacher der Seele», München/Bonn 1954
- Klee, Karl, «Das Unternehmen Seelöwe», Göttingen / Berlin / Frankfurt/M. 1958
- V. Klemperer, Klemens, «Konservative Bewegungen zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus», München/Wien o. J.
- Knickerbocker, H. R., «Deutschland so oder so?», Berlin 1932

- V. Koerber, Viktor, «**Hitler**, sein Leben und seine Reden», München 1923
- Koktanek, Anton Mirko, «Oswald Spengler in seiner Zeit», München 1968
- Koller, Karl, «Der letzte Monat», Mannheim 1948
- Kordt, Erich, «Wahn und Wirklichkeit. Die Aussenpolitik des Dritten Reiches. Versuch einer Darstellung», Stuttgart 1948
- «Nicht aus den Akten. Die Wilhelmstrasse in Frieden und Krieg. Erlebnisse, Begegnungen und Eindrücke 1928-1945», Stuttgart 1950
- Kosthorst, Erich, «Die deutsche Opposition gegen **Hitler** zwischen Polen- und Frankreichfeldzug», 3. Aufl., Bonn 1957
- V. Kotze, Hildegard / Krausnick, Helmut, «Es spricht der Führer. Sieben exemplarische **Hitler**-Reden», Gütersloh 1966
- Kracauer, Siegfried, «Die Angestellten», Neuaufgabe Allensbach 1959
- Krause, Karl Wilhelm, «Zehn Jahre Kammerdiener bei **Hitler**», Hamburg o.J.
- Krausnick, Helmuth, «Judenverfolgung», in: «Anatomie des SS-Staates», Olten/Freiburg i. Br. 1965
- Krebs, Albert, «Tendenzen und Gestalten der NSDAP. Erinnerungen an die Frühzeit der Partei», Stuttgart 1948
- Kruck, Alfred, «Geschichte des Alldeutschen Verbandes 1890-1939», Wiesbaden 1954
- Kubizek, August, «Adolf **Hitler**, mein Jugendfreund», Graz / Göttingen 1953
- Kühnl, Reinhard, «Die nationalsozialistische Linke 1925-1930», Meisenheim am Glan 1966
- Kuhn, Axel, «**Hitlers** aussenpolitisches Programm», Stuttgart 1970
- Kurowski, Franz, «Armee Wenck», Neckargemünd 1967
- Lange, Karl, «**Hitlers** unbeachtete Maximen. 'Mein Kampf' und die Öffentlichkeit», Stuttgart 1968
- Laqueur, Walter, «Deutschland und Russland», Berlin 1965
- Lepsius, Rainer M., «Extremer Nationalismus. Strukturbedingungen vor der nationalsozialistischen Machtergreifung», Stuttgart 1966
- Liddell Hart, Basil Henry, «The other Side of the Hill», London 1951
- V. Lossberg, Bernhard, «Im Wehrmachtsführungsstab», Hamburg 1949
- Luedecke, K.G. W., «I knew **Hitler**», London 1938
- Lukács, Georg, «Schriften zur Literatursoziologie», Neuwied 1961
- «Die Zerstörung der Vernunft», Neuwied 1962
- Mann, Golo, «Deutsche Geschichte des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts», Frankfurt/M. 1958
- Mann, Thomas, «Gesammelte Werke in zwölf Bänden», Band I bis XII, Frankfurt/M. 1956 (zit. als GW)
- «Betrachtungen eines Unpolitischen», Frankfurt/M. 1956
- V. Manstein, Erich, «Verlorene Siege», Frankfurt/M. 1963
- Manvell, Roger/Fraenkel, Heinrich, «Goebbels. Eine Biographie», Köln/Berlin 1960
- Maser, Werner, «Die Frühgeschichte der NSDAP. **Hitlers** Weg bis 1924», Frankfurt/M./Bonn 1965 (zit. als «Frühgeschichte»)
- «**Hitler's** Mein Kampf», München/Esslingen 1966
- «Adolf **Hitler**. Legende, Mythos, Wirklichkeit», München/Esslingen 1971 (zit. als «**Hitler**»)
- Matthias, Erich / Morsej, Rodolf (Hrsg.) «Das Ende der Parteien 1933», Düsseldorf 1960
- McRandle, James H., «The Track of the Wolf», Evanston 1965
- Meier-Weicker, Hans, «Seeckt», Frankfurt/M. 1967
- Meinck, Gerhard, «**Hitler** und die deutsche Aufrüstung 1933-1937», Wiesbaden 1959
- Meinecke, Friedrich, «Die deutsche Katastrophe. Betrachtungen und Erinnerungen», 5. Aufl. Wiesbaden 1955

- Meissner, Hans Otto/Wilde, Harry, «Die Machtergreifung», Stuttgart 1958
- Meissner, Otto, «Staatssekretär unter Ebert – Hindenburg – Hitler. Der Schicksalsweg des deutschen Volkes von 1918-1945, wie ich ihn erlebte», 3. Aufl., Hamburg 1950
- Mend, Hans, «Adolf Hitler im Felde 1914-1918», Giessen 1931
- Milosz, Czeslaw, «Verführtes Denken», Köln/Berlin 1953
- V. Miltenberg, Weigand (i. e. Herbert Blanck), «Adolf Hitler – Wilhelm 111.», Berlin 1930/31
- Milward, Alan S., «Die deutsche Kriegswirtschaft 1939-1945», Stuttgart 1966
- Mosse, George L. (Hrsg. zus. mit Walter Laqueur), «Internationaler Faschismus 1920-1945», München 1966
- Müller, Christian, «Oberst i. G. Stauffenberg. Eine Biographie», Düsseldorf 1970
- V. Müller, Karl Alexander, «Mars und Venus. Erinnerungen 1914-1919», Stuttgart 1954
- «Im Wandel einer Welt. Erinnerungen 1919-1932», München 1966
- Müller, Klaus-Jürgen, «Das Heer und Hitler. Armee und nationalsozialistisches Regime 1933-1940», Stuttgart 1969
- Neumann, Franz Leopold, «Behemoth. The Structure and Practice of National Socialism», 2. Aufl., New York 1944
- Neumann, Sigmund, «Die Parteien der Weimarer Republik», Stuttgart 1965
- Nicolson, Harold, «Tagebücher und Briefe 1930-1941», Frankfurt/M. 1969
- Niedhart, Gottfried, «Grossbritannien und die Sowjetunion 1934-1939», München 1972
- Niekisch, Ernst, «Gewagtes Leben. Begegnungen und Begebnisse», Köln/Berlin 1958
- Nietzsche, Friedrich, «Werke in drei Bänden», hrsg. von Karl Schlechta, München 1954/56
- Nolte, Ernst, «Der Faschismus in seiner Epoche. Die Action Française, der italienische Faschismus, der Nationalsozialismus», München 1963 (zit. als «Epoche»)
- «Der Faschismus von Mussolini zu Hitler. Texte, Bilder, Dokumente», München 1968 (zit. als «Faschismus»)
- «Die Krise des liberalen Systems und die faschistischen Bewegungen», München 1968 (zit. als «Krise»)
- (Hrsg.), «Theorien über den Faschismus», Köln/Berlin 1967 (zit. als «Theorien»)
- Nyomarkay, Joseph, «Charisma and Factionalism in the Nazi Party», Minneapolis 1967
- v.Oertzen, Friedrich Wilhelm, «Die deutschen Freikorps 1918-1923», München 1936
- Olden, Rudolf, «Hitler», Amsterdam 1936
- Orlow, Dietrich, «The History of the Nazi Party 1919-1933», Pittsburg 1969
- V. Papen, Franz, «Der Wahrheit eine Gasse», München 1952
- Paulus, Friedrich, «Ich stehe hier auf Befehl. Lebensweg des Generalfeldmarschalls Friedrich Paulus», hrsg. von Walter Görnitz, Frankfurt/M. 1963
- Picker, Henry (Hrsg.), «Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier 1941 bis 1942», Bonn 1951 (zit. als «Tischgespräche»)
- Pulzer, Peter G. ), «Die Entstehung des politischen Antisemitismus in Deutschland und Österreich 1867-1914», Gütersloh 1966
- Raeder, Erich, «Mein Leben», z.Bd., Tübingen 1956/57
- Rauschnig, Hermann, «Die Revolution des Nihilismus. Kulisse und Wirklichkeit im Dritten Reich», 5. Aufl., Zürich / New York 1938
- «Gespräche mit Hitler», Zürich/Wien/ New York 1940. Vierter unveränderter Neudruck (zit. als «Gespräche»)
- Reck-Mallecezen, Friedrich R., «Tage-

- buch eines Verzweifelten. Zeugnis einer inneren Emigration», Stuttgart 1966
- Recktenwald, Johann, «Woran hat Adolf Hitler gelitten?», München/Basel 1963
- Reichmann, Eva Gabriele, «Die Flucht in den Hass. Die Ursachen der deutschen Judenkatastrophe», Frankfurt/M. o. J.
- V. Ribbentrop, Joachim, «Zwischen London und Moskau. Erinnerungen und letzte Aufzeichnungen», Leoni 1953
- Riezler, Kurt, «Tagebücher, Aufsätze, Dokumente», hrsg. von Karl Dietrich Erdmann, Göttingen 1972
- Ritter, Gerhard, «Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung», Stuttgart 1954
- Röhm, Ernst, «Die Geschichte eines Hochverrätters», 5. Aufl., München 1934
- Röhrs, Hans-Dietrich, «Hitler. Die Zerstörung einer Persönlichkeit», Neckar-Verlag 1965
- Rönnefarth, Helmuth K. G., «Die Sudeetenkrise in der internationalen Politik 1938», 2 Bde., Wiesbaden 1961
- Roon, Ger van, «Neuordnung im Widerstand. Der Kreisauer Kreis innerhalb der Widerstandsbewegung», München 1967
- Rosenberg, Alfred, «Letzte Aufzeichnungen», Göttingen 1955
- «Das politische Tagebuch Alfred Rosenbergs aus den Jahren 1934/35 und 1939/40», hrsg. und erläutert von Hans-Günther Seraphim, Göttingen 1956
- Rosenberg, Arthur, «Entstehung und Geschichte der Weimarer Republik», Frankfurt/M. 1955
- Roszbach, Gerhard, «Mein Weg durch die Zeit», Weilburg 1950
- Rothfels, Hans, «Die deutsche Opposition gegen Hitler. Eine Würdigung», Frankfurt/M. 1958
- Sauer, Wolfgang, (zus. mit K. D. Bracher und G. Schulz), «Die nationalsozialistische Machtergreifung. Studien zur Errichtung des totalitären Herrschaftssystems in Deutschland 1933/34», Köln/Opladen 1960 (zit. als «Machtergreifung»)
- Schacht, Hjalmar, «Abrechnung mit Hitler», Hamburg/Stuttgart 1948
- «76 Jahre meines Lebens», München 1953
- Schellenberg, Walter, «Memoiren», Köln 1956
- Scheringer, Richard, «Das grosse Los. Unter Soldaten, Bauern und Rebellen», Hamburg 1959
- Schiedet, Theodor, «Hermann Rauschnings 'Gespräche mit Hitler' als Geschichtsquelle», Opladen 1972
- V. Schirach, Baldur, «Ich glaubte an Hitler», Hamburg 1967
- V. Schlabrendorff, Fabian, «Offiziere gegen Hitler», Frankfurt/M./Hamburg 1959
- Schmeer, Karlheinz, «Die Regie des öffentlichen Lebens im Dritten Reich», München 1956
- Schmidt, Paul, «Statist auf diplomatischer Bühne 1923-1945. Erlebnisse eines Chefdolmetschers im Auswärtigen Amt mit den Staatsmännern Europas», Bonn 1950
- Schmitthenner, Walter/Buchheim, Hans (Hrsg.), «Der deutsche Widerstand gegen Hitler. Vier historisch-kritische Studien», Köln/Berlin 1966
- Schoenbaum, David, «Die braune Revolution. Eine Sozialgeschichte des Dritten Reiches», Köln / Berlin 1968
- Schubert, Günter, «Anfänge nationalsozialistischer Aussenpolitik», Köln 1963
- Schüdekopf, Otto-Ernst, «Das Heer und die Republik. Quellen zur Politik der Reichswehrführung 1918-1933», Hannover/Frankfurt/M. 1955
- «Linke Leute von rechts», Stuttgart 1960
- V. Schuschnigg, Kurt, «Ein Requiem in Rot-Weiss-Rot», Zürich 1946
- V. Schwerin-Krosigk, Lutz Graf, «Es geschah in Deutschland. Menschenbilder unseres Jahrhunderts», Tübingen/Stuttgart 1951
- Schwertfeger, Bernhard, «Rätsel um Deutschland», Heidelberg 1948



- Seabury, Paul, «Die Wilhelmstrasse. Die Geschichte der deutschen Diplomatie 1930-1945», Frankfurt/M. 1956
- Semler, Rudolf, «Goebbels – the Man next to [Hitler](#)», London 1947
- Severing, Carl, «Mein Lebensweg», Bd. II, Köln 1950
- Sforza, Carlo, «Europäische Diktaturen», Berlin 1932
- Shirer, William L., «A Berlin Diary», London 1941
- «Aufstieg und Fall des Dritten Reiches», Köln/Berlin 1961
- Siedler, Wolf Jobst, «Behauptungen», Berlin 1965
- Silone, Ignazio, «Die Kunst der Diktatur», Köln/Berlin 1965
- Smith, Bradley F., «Adolf [Hitler](#). His Family, Childhood and Youth», Stanford 1967
- Sombart, Werner, «Die Juden und das Wirtschaftsleben», München / Leipzig 1920
- Sommer, Theo, «Deutschland und Japan zwischen den Mächten 1935-1940», Tübingen 1962
- Sommerfeld, Martin H., «Ich war dabei. Die Verschwörung der Dämonen», 1933-1939, Darmstadt 1949
- Sontheimer, Kurt, «Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik. Die politischen Ideen des deutschen Nationalismus zwischen 1918 und 1933», München 1962
- Speer, Albert, «Erinnerungen», Berlin 1969
- Speidel, Hans, «Invasion 1944», Tübingen/Stuttgart 1961
- Spengler, Oswald, «Preussentum und Sozialismus», München 1919
- Springer, Hildegard, «Es sprach Hans Fritzsche», Stuttgart 1949
- Stampfer, Friedrich, «Die vierzehn Jahre der ersten deutschen Republik», Offenbach 1947
- Stehlin, Paul, «Auftrag in Berlin», Berlin 1966
- Steinert, Marlis G., «[Hitlers](#) Krieg und die Deutschen», Düsseldorf/Wien 1970
- Stephan, Werner, «Joseph Goebbels. Dämon einer Diktatur», Stuttgart 1949
- Stern, Fritz, «Kulturpessimismus als politische Gefahr», Bern/Stuttgart/Wien 1963
- Stoltenberg, Gerhard, «Politische Strömungen im schleswig-holsteinischen Landvolk 1918-1933», Düsseldorf 1962
- Strasser, Gregor, «Kampf um Deutschland», München 1932
- Strasser, Otto, «[Hitler](#) und ich», Konstanz 1948
- «Mein Kampf», Frankfurt/M. 1969
- Strothmann, Dietrich, «Nationalsozialistische Literaturpolitik. Ein Beitrag zur Publizistik im Dritten Reich», Bonn 1960
- Talmon, J. L., «Politischer Messianismus», 2 Bde., Köln/Opladen 1961/63
- Tobias, Fritz, «Der Reichstagsbrand. Legende und Wirklichkeit», Rastatt 1962
- Treue, Wilhelm, «Deutschland in der Weltwirtschaftskrise in Augenzeugenberichten», Düsseldorf 1967
- Treviranus, Gottfried Reinhold, «Das Ende von Weimar», Düsseldorf 1968
- Trevor-Roper, Hugh R. (Hrsg.), «The Bormann Letters. The Private Correspondence between Martin Bormann and his Wife from January 1943 to April 1945», London 1954
- «[Hitlers](#) letzte Tage», Frankfurt/M. 1965
- Tucholsky, Kurt «Gesammelte Werke», 3 Bde., hrsg. von Mary Gerold-Tucholsky, Fritz Raddatz, Hamburg 1961
- Turner, Henry Ashby, «Faschismus und Kapitalismus in Deutschland», Göttingen 1972
- Tyrell, Albrecht, «Führer befiehl... Selbstzeugnisse aus der 'Kampfzeit' der NSDAP», Düsseldorf 1969
- Viénot, Pierre, «Ungewisses Deutschland. Zur Krise seiner bürgerlichen Kultur», Frankfurt/M. 1931
- Vogelsang, Thilo, «Reichswehr, Staat und NSDAP», Stuttgart 1962
- Wagner, Richard, «Gesammelte Schriften und Dichtungen», Leipzig 1907

- Warlimont, Walter, «Im Hauptquartier der Wehrmacht 1939-1945», Bonn 1964
- Weisenborn, Günther, «Der lautlose Aufstand. Bericht über die Widerstandsbewegung des deutschen Volkes 1933-1945», Hamburg 1953
- V. Weizsäcker, Ernst, «Erinnerungen», München/Leipzig/Freiburg 1950
- Wendt, Bernd-Jürgen, «München 1938. England zwischen Hitler und Preussen», Stuttgart 1965
- «Appeasement 1938. Wirtschaftliche Rezession und Mitteleuropa», Frankfurt/M. 1966
- Wendt, Hans, «Hitler regiert», Berlin 1933
- Wernecke, Klaus, «Der Wille zur Weltgeltung», Düsseldorf 1969
- Wheeler-Bennett, John W., «Die Nemesis der Macht. Die deutsche Armee in der Politik 1918-1945», Düsseldorf 1954
- Wiedemann, Fritz, «Der Mann der Feldherr werden wollte», Velbert / Kettwig 1964
- Wieder, Joachim, «Stalingrad und die Verantwortung des Soldaten», München 1962
- Zeller, Eberhard, «Geist der Freiheit. Der 20. Juli», 4. Aufl., München 1963
- Ziegler, Hans Severus, «Hitler aus dem Erleben dargestellt», 2. Aufl., Göttingen 1964
- Zoller, Albert, «Hitler privat. Erlebnisbericht seiner Geheimsekretärin», Düsseldorf 1949
- Zweig, Stefan, «Die Welt von gestern», Frankfurt/M. 1949

## Personenregister

(Mit \* versehene /  
beziehen sich auf im Text nicht  
namentlich genannte oder zitierte  
Personen)

- Adam, Wilhelm, General 857  
Adenauer, Konrad 414  
Adorno, Theodor W. 656  
Ahlwardt, Hermann 64  
Alexander der Grosse 44  
Alt, Rudolf von 73  
Amann, Max 228, 277, 311, 326,  
329, 360, 366 f., 370, 382, 442 f.  
Ammon, Otto 103  
Arco-Valley, Graf Anton v. 187  
Arent, Benno v. 771  
Arminius, Cheruskerfürst 579, 814  
Astachow, Grigorij 896  
Attila (Etzel), Hunnenkönig  
984, 1102  
Attolico, Bernardo 853, 894  
Auer, Erhard 187, 239, 259  
Augstein, Rudolf \*38 f.  
Augustus, Gajus Octavianus  
757, 814  
August Wilhelm, Prinz 390, 457  
Axelrod, Paul Borissowitsch 187  
Badoglio, Pietro 958, 1046 f.  
Bahr, Hermann 168  
Baldwin, Stanley 764, 775 f.  
Ballerstedt, Otto 267, 284, 714  
Balzac, Honoré 779  
Barnum, Phineas Taylor 256  
Barres, Maurice 165  
Bauer, Hermann 279 f.  
Baur, Hans 1126  
Bechstein, Helene 228, 401, 474  
Beck, Josef 745, 878-880, 899 f.,  
910-912, 916  
Beck, Ludwig 709, 835, 854,  
856 f., 948, 1055, 1057, 1060 f.,  
1071, 1078  
Below, Nicolaus v., Luftwaffen-  
adjutant H.s 1125  
Benda, Julien 167  
Benesch, Eduard 759, 850 f.,  
862 f., 870  
Benjamin, Walter 36, 592  
Benn, Gottfried 578, 658, 723  
Berchtold, Josef 279, 326, 370  
Berg, Alban 73  
Berger, Gottlob 1112  
Bergmann, Ernst 816  
Bernadotte, Graf Folke 1120  
Bernanos, Georges 947  
Bertram, Ernst 656  
Best, Werner 707  
Bethmann Hollweg, Theobald v.  
292, 937 f.  
Binding, Rudolf 655  
Bismarck, Otto v. 34, 70, 294, 321,  
328, 369, 422, 537, 579 f., 591,  
623, 684, 756, 769, 809, 839, 936

Blanchard, Georges,  
     französ. General 956  
 Blank, Herbert (alias Weigand  
 V. Miltenberg) \*451, \*511  
 Blaskowitz, Johannes, General 893  
 Bloch, Eduard \*66, 81  
 Bloch, Ernst 407  
 Blohm, Rudolf 477  
 Blomberg, Werner v. 566, 622, 695,  
 697-701, 707, 709, 722-724, 729,  
 762, 767, 824, 826-829, 939, 996  
 Blücher, Gebhardt Leberecht v. 681  
 Blum, Léon 766  
 Blunck, Hans Friedrich 656  
 Bock, Fedor v. 975, 988, 996  
 Böcklin, Arnold 810  
 Böhm-Tettelbach, Hans 854  
 Bonhoeffer, Karl 858, 1068  
 Bonnet, Georges 887, 894, 899  
 Bordone, Paris 809  
 Bormann, Martin 973, 1012,  
     1016, 1023, 1037, 1092, 1094,  
     1102, 1107, 1114, 1116, 1121,  
 1124, 1127-1129  
 Borsig, Ernst v. 276  
 Bos, Charles du 743  
 Bose, Herbert v. 713  
 Bouhler, Philipp 645  
 Boyle, Archie \*756  
 Brandt, Karl 1019, 1096  
 Brauchitsch, Walter v.  
     830, 835, 856 f., 859, 876, 929,  
     948 f., 951 f., 971, 988, 996  
 Braun, Eva, verh. [Hitler](#)  
     505, 793, 801-804, 1107, 1112,  
     1115, 1121-1124, 1127 f.  
 Braun, Gretl 1115  
 Braun, Otto 530, 631  
 Braun, Franziska  
     (Mutter von Eva Braun) 1124  
 Brecht, Bertolt 163, 1148  
 Bredow, Kurt v. 714, 722, 724, 830  
 Breitenbuch, Rittmeister v. 1058  
 Breiteneder, Johann 47  
 Breiting, Richard 479  
 Breitscheid, Rudolf 595, 1144  
 Breker, Arno 963  
 Briand, Aristide 400  
 Brockdorff-Rantzau,  
     Ulrich K. Graf v. 144  
 Brooke, Sir Allen 956  
 Bruckmann, Elsa 228, 262,  
     275, 368, 380, 421  
 Bruckner, Anton 73  
 Brückner, Wilhelm 296, 310,  
     316, 501, 519, 684  
 Brüning, Heinrich 438, 451,  
     466, 468, 470, 475, 484, 493-495,  
     498 f., 514, 521 f., 525-528,  
     554, 556, 559, 564, 571, 628 f.,  
     640, 707  
 Brunner, Alfred 210  
 Buch, Walter 389, 406  
 Buchrucker, Bruno Ernst,  
     Major 289  
 Bullock, Alan 17 f., 21  
 Burckhardt, Carl Jacob  
     480, 780, 855, 894  
 Burckhardt, Jacob 33 f., 39,  
     43, 165, 249  
 Burgdorf, Wilhelm, General  
     1074 f., 1127  
 Burmeister (eigtl. Burmester),  
     Willy 518  
 Busch, Fritz 619  
 Busch, Ernst,  
     Generalfeldmarschall 857  
 Bussche, Axel von dem 1057  
 Buttmann, Rudolf 367  
  
 Caesar, Gaius Julius 757, 814,  
     1008, 1013  
 Canaris, Wilhelm 854, 882, 948,  
     1055, 1057, 1059, 1062  
 Capone, Al 227  
 Carlyle, Thomas 1106

Chamberlain, Eva,  
     geb. Wagner \*298  
 Chamberlain, Sir Austen 669  
 Chamberlain, Houston Stewart  
     104 f., 228, 298, 326, 328, 592  
 Chamberlain, Neville  
     223, 744, 840 f., 845-849, 853,  
     856, 860-866, 872 f., 880 f., 888,  
     901, 906, 913, 964  
 Chaplin, Charlie 21, 680  
 Christian (H.s Sekretärin) 1127  
 Churchill, Winston 24,106,  
     775, 866, 953 f., 964-967, 993 f.,  
     1002, 1008, 1014, 1025, 1058,  
     1117, 1119  
 Chvalkovsky, Frantisek 869, 871  
 Gianetti, Tullio 771  
 Ciano, Galeazzo Graf di Cortellazo  
     18,175, 769, 771 f., 843, 891, 895,  
     908 f., 957, 961, 963,1011,1046  
 Cicero 538  
 Class, Heinrich 476, 938  
 Clemenceau, Georges 132  
 Constant, Benjamin 1010  
 Corinth, Lovis 809  
 Corradini, Enrico 165  
 Coulondre, Robert \*789, 910, 915  
 Cripps, Sir Stafford 979  
 Csillag, Anna 101  
 Cuno, Wilhelm 272  
  
 Dahlerus, Birger 907  
 Daladier, Edouard 856, 861 f.,  
     865, \*908, 910  
 Daluege, Kurt 605, 713  
 d'Annunzio, Gabriele 165, 524  
 Dante Alighieri 1027  
 Darré, Walter 553, 639, 644,1139  
 Darwin, Charles 103  
 Dawes, Charles Gates 357, 428  
 Dawson, Geoffrey 866  
 Defregger, Franz v. 810  
 Dekanosow, Wladimir 1049  
  
 Delmer, Sefton 615  
 Diels, Rudolf 612, 697, 700  
 Dietrich, Otto 474, 482,501 f., 593  
 Dietrich, Sepp 708, 711 f.,  
     721,1100  
 Dingfelder, Johannes  
     (alias; Germanus Agricola)  
     205, 207  
 Dinter, Artur 359, 367, 406  
 Dirksen, Viktoria 474, 797  
 Dönitz, Karl 918,1070,1111,  
     1124,1126  
 Dohnanyi, Hans v. 858  
 Dollfuss, Engelbert 747-749,  
     757, 832  
 Doumenc, Joseph-Edouard 899  
 Draganoff, Parvan 922  
 Drexler, Anton 197-200, 207, 209,  
     232-237, 252, 268, 274, 299 f.,  
     310f., 317, 366,373, 381, 632  
 Dschingis Khan 158, 927, 984  
 Dühring, Karl Eugen 165,168  
 Duesterberg, Theodor  
     390,475, 499 f., 502,563  
 Duisberg, Carl 414  
  
 Ebert, Friedrich 141, 214, 259,  
     288f., 313, 373, 645  
 Eckart, Dietrich 197 f., 223-225,  
     229 f., 234, 237 f., 269, 275 f.,  
     282, 326, 343, 358, 422,452, 459,  
     593, 627  
 Eden, Anthony 15, 679, 698,  
     750, 752 f., 764, 776  
 Eglhofer, Kurt 189  
 Ehrhardt, Hermann 191, 221,  
     271, 289, 296  
 Eicke, Theodor 701, 707, 717  
 Eidhalt, Rolf s. Alfred Rosenberg  
 Eigruber, August 811  
 Einstein, Albert 656  
 Eisner, Kurt 185-187,196  
 Elisabeth, Zarin v. Russland 1106

Engel, Gerhard, Major, H.s  
   Heeresadjutant \*971,1015  
 Engels, Friedrich 733  
 Epp, Franz Xaver Ritter v.  
   148,190 f., 216 f., 268, 618,  
   713, \*736  
 Ernst, Karl 712  
 Espinosa, Delos Monteros 986  
 Esser, Hermann 229, 234,  
   237 f., 242, 278, 283, 310,356,  
   359 f, 364-367, 370, 376, 380,  
   382, 384,402  
 Euringer, Richard 682  
 Eyck, Gebr. van 811

Feder, Gottfried 192,184,  
   197-199, 207, 224, 232, 233,  
   283, 367, 378, 384, 407,444,  
   475, 550, 552, 662, 685  
 Fegelein, Otto Hermann 1115  
 Feingold, Josef 81  
 Fellgiebel, Erich 1077  
 Feuchtwanger, Lion 656  
 Feuerbach, Anselm v. 70, 73,  
   809,1069  
 Fichte, Johann Gottlieb 585, 590  
 Finck V. Finckenstein,  
   Graf Karl Wilhelm 1106  
 Florian, Friedrich Karl 1102  
 Foch, Ferdinand 962  
 Forst, Willi 803  
 Forster, Albert 1099  
 Franco, Francisco 767, 826,  
   969, 1120  
 François-Poncet, André  
   18, 650, 678, 680 f., 762, 765,  
   779, \*789, 862  
 Frank, Hans 46,197, 320,  
   328, 389, 460, 593, 712, 771,  
   798, 942  
 Frankenberger 46  
 Franz Ferdinand,  
   öster. Thronfolger 144

Franz Joseph I.,  
   Kaiser v. Österreich 60  
 Frauenfeld, Alfred Eduard 1039  
 Freigang, Major in der Division  
   «Hermann Göring» 1110  
 Freisler, Roland 1074  
 Freud Sigmund 840  
 Frick, Wilhelm 259, 306, 310-312,  
   367, 407, 421, 467, 477, 550-552,  
   600, 619, 622, 624, 632, 638, 713  
 Friedell, Egon 840  
 Friedrich L, Barbarossa 797  
 Friedrich 11. «der Grosse»  
   422, 579, 623, 990,1008,1083,  
   1094,1106,1141  
 Fritsch, Theodor 182  
 Fritsch, Werner Frhr. v. 649, 671,  
   770, 772-775, 779, 1007  
 Fromm, Erich 24  
 Fromm, Friedrich 1067 f., 1071 f.  
 Funk, Walther 474, 481, 593,  
   706, 831,1022  
 Furtwängler, Wilhelm 656

Gafencu, Grigore 903, 926  
 Gambetta, Leone 292,313  
 Gamelin, Maurice 856, 954  
 Gandhi, Mahatma 680  
 Gansser, Emil 276  
 Gehlen, Reinhard \*1089  
 Gemlich, Adolf 194,1123  
 George, Stefan 111,175,1062  
 Gereke, Günther 521  
 Germanus Agricola  
   s. Dingfelder, Johannes  
 Gersdorff, Rudolf-Christoph v.,  
   Oberst 1057  
 Giessler, Hermann 963  
 Gisevius, Hans Bernd 859,1077  
 Glaise v. Horstenau, Edmund 837  
 Glassl, Anna, verh. [Hitler](#)  
   s. [Hitler](#), Anna  
 Globocnik, Odilo 1032

Gobineau, Joseph Arthur Graf v.  
104 f., 213, 342, 345, 1142

Goebbels, Joseph Paul 37, 326,  
375-379, 384 f., 388 f., 393-395,  
397 f., 405, 407, 416, 432-435,  
437, 439, 444-447, 451, 457 f., 462,  
467, 472, 490, 492 f., 495-500,  
502, 508, 511, 514, 518, 520, 522,  
524 f., 528, 530, 532, 538 f., 541 f.,  
546 f., 550-553, 555-558, 561,  
566, 569-571, 593, 600, 607, 609 f.,  
612 f., 615 f., 621-6225, 631, 634,  
643 f., 649 f., 653 f., 656, 682, 685  
f., 691, 693, 701 f., 705, 708, 711,  
716, 718, 790, 800, 804, 814, 851,  
874, 893, 923, 927, 950, 997, 1008,  
1012, 1016, 1022 f., 1025, 1029,  
1049, 1077, 1080 f., 1093 f., 1102,  
1106-1108, 1111, 1116, 1121,  
1124, 1127 f., 1143

Goebbels, Magda 800

Goerdeler, Carl 634, 854, 860,  
948, 1060 f., 1068, 1075-1078

Göring, Hermann 38, 230, 280 f.,  
286, 293, 309 f., 358, 387, 407,  
459, 473 f., 476, 539, 547, 551-553,  
555, 563, 565, 568-570, 605 f., 608,  
612 f., 616 f., 624, 626, 630-632,  
636-638, 688, 691, 693, 701, 707 f.,  
710 f., 713-715, 719, 723, 730, 737,  
767, 781, 790, 792, 822, 824, 826,  
828-831, 834-836, 862, 870 f., 898,  
907, 925, 933, 950, 955, 963, 966,  
1005 f., 1018, 1021, 1030, 1055,  
1068, 1070 f., 1097, 1107 f., 1114 f.,  
1121, 1123

Goethe, Johann Wolfgang v.  
166, 225, 328

Goy, Jean \*737

Graefe, Albrecht v.  
359 f., 365, 367

Graf, Ulrich 228, 299, 309,  
365, 389, 480

Grant, Madison 103

Greim, Robert Ritter v.  
1115, 1120 f.

Greiner, Josef \*72, \*84,  
94, 101, 117, 172

Grew, Joseph C. 781

Grey, Sir Edward 119

Groener, Wilhelm  
470, 473, 475, 524 f.

Groscurth, Helmuth,  
Oberstleutnant 950

Gründgens, Gustaf 656

Grützner, Eduard 809

Gruhn, Erna 828

Grzesinski, Albert  
498, 530 f., 554, 631

Guderian, Heinz 954-956, 989 f.,  
996, 1013, 1016, 1074, 1082,  
1089, 1096 f., 1101, 1109

Günsche, Otto 1128

Gürtner, Franz 284, 362, 528

Gumpłowicz, Ludwig 103

Gutmann, Hugo 124

Haase, Professor 1126

Habicht, Theo 748

Hacha, Emil 869-872, 876, 911

Haeften, Werner 1075

Haile Selassi I. (Negus), Kaiser  
V. Äthiopien 759 f.

Halbe, Max 655

Halder, Franz 857-859, 906,  
909, 911, 916, 929, 94-952,  
954 f., 971 f., 982, 985, 988,  
991, 996, \*998, 999f., 1025,  
1057, 1093

Halifax, Lord Edward Frederick  
860, 873, 899

Hammerstein-Equord,  
Kurt Freiherr v. 475, 525,  
564, 566, 602

Hamsun, Knut 165

Hanfstaengl, Erna 225, 227

Hanfstaengl, Ernst («Putzi») 227, 229 f., 256, 275, 284, 311, 356, 380, 480, 501, 612

Hanfstaengl, Helena 505

Hanisch, Magdalena 66

Hanisch, Reinhold 44, 91-94,101 f.

Hannibal 1013

Hanussen, Erik 619

Harnack, Adolf 414

Harrer, Karl 197 f., 204 f.

Hase, Paul v., General 1071,1077

Hasselbach, Dr.v. 1096

Hassell, Ulrich v. 769, 929

Haug (Chauffeur) 326, 505

Haug, Jenny 505

Hauptmann, Gerhart 95, 656

Haushofer, Karl 351

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 17, 34, 577

Heidegger, Martin 656

Heiden, Erhard 619

Heiden, Konrad 91,178,185, 379, 481, 549, 828

Heimannsberg, Manfred 531

Heine, Heinrich 577

Heinemann, Bruno, General-leutnant 389

Heines, Edmund 244, 326, 535, 707, 712

Heinz, Friedrich Wilhelm 858

Heiss, Adolf 278, 285 f., 289

Held, Dr. Heinrich 355, 361-363, 618, 634

Hellendorf, Wolf Heinrich Graf v. 489, 858

Henderson, Sir Nevile 784, 845, 860, 873, 907 f., 910 f., 914

Henlein, Konrad 841 f., 845, 848

Hepp (Justizassessor) \*127-129

Hess, Rudolf 222, 238, 243, 281, 304, 326, 329, 351, 360,384, 424, 442, 475, 553, 570, 593, 639, 645, 662, 683, 687, 690, 693 701, 708, 715, 717, 767, 917, 977, 1084,1097

Hesse, Hermann 95

Heusinger, Adolf, General 1069

Hewel, Walter 326, 927

Heydrich, Reinhard 707,711, 725, 983,1030

Hiedler, Johann Georg (Grossvater H.s väterlicherseits) 45

Hierl, Konstantin 423

Himmler, Heinrich 38, 46, 281, 310, 424, 437, 447, 474, 499, 583, 593, 618, 644, 691, 693 f., 698, 701, 707-713, 715, 721, 725, 814, 818, 829, 837, 942 f., 983,1021,1026-1028,1030 f., 1035-1037,1055,1058 f., 1062, 1068,1075 f., 1080,1083,1097, 1107 f., 1111,1115,1120 f., 1123, 1139f.,1147

Hindenburg, Oskar v. 476, 520, 549,562, 565 f., 709

Hindenburg, Paul v. 136, 259, 373, 438, 462,470 f., 473, 476 f., 482,491, 493-496, 498-501, 520-526, 528, 532, 534, 536, 539, 544-549, 554/ 558 f., 562-566, 568-570, 599, 604, 614, 616, 621, 624-626, 633 f., 645, 688, 700, 702-704, 706, 709, 713, 722, 728-730, 732, 996

Hirschfeld, Magnus 163

**Hitler**, Alois (Vater H.s. ursprgl. Schicklgruber) 45-55, 58, 68, 72, 505, 800

**Hitler**, Alois (Halbbruder H.s) 46, 49

**Hitler**, Angelika (auch: Angela), verh. Raubal (Halbschwester H.s) s. Raubal, Angela

**Hitler**, Anna, geb. Glassl (erste Frau v. H's Vater) 49



**Hitler**, Geschwister, Vorfahren,  
 Verwandtschaft s. Franken-  
 berger, Glassl, Hiedler, Hüttler,  
 Schicklgruber  
**Hitler**, Klara, geb. Pölzl (Mutter H.s)  
 49 f., 53-58, 65-68,126, 504 f., 800  
**Hitler**, Paula 44, 49,114  
 Hohler, Ali 619  
 Hölderlin, Friedrich 188  
 Hoepner, Erich 996,1076  
 Hörbiger, Hanns 337  
 Hoesch, Leopold v. 482, 776  
 Höss, Rudolf \*583,1032  
 Hoffman, Alfred,  
 SA-Stabschef 276  
 Hoffmann, Carola 228  
 Hoffmann, Heinrich 229, 402,  
 501, 792, 801,1018  
 Hoffmann, Johannes,  
 bayer. Ministerpräsident 221  
 Hoffmann, Josef 74  
 Hoffmann v. Fallersleben,  
 August Heinrich 120  
 Hofmann, Otto 1035  
 Hofmannsthal, Hugo v. 73  
 Homer 125, 370  
 Hoover, Herbert Clark 469  
 Horkheimer, Max 784  
 Horthy, Miklos 927  
 Hossbach, Friedrich 824, 826  
 Huch, Friedrich 95  
 Hugenberg, Alfred 21, 223, 415 f.,  
 418-420, 423 f, 451, 454, 471,  
 475-480, 495, 527, 554, 559,  
 563, 565-568, 570, 599 f., 608 f.,  
 616, 622, 628, 632, 634, 639, 662,  
 680, 727, 743, 745, 873,1144  
 Hunglinger, Franz 619  
 Hurtwood, Lord Allen of 750  
 Huss, Pierre 748  
 Hüttler, Johann Nepomuk  
 (Grossvater H.s väterlicherseits)  
 46-49  
 Ibsen, Henrik 224  
 Jäger, Fritz, Oberst 1077  
 Jaksch, Wenzel 866  
 Jarres, Karl 373  
 Jaspers, Karl \*161  
 Jodl, Alfred 829, 831, 864, 873,  
 916, 934, 948, 972, 991,1000,  
 1004-1006,1034,1047,1050,  
 1070,1111 f.  
 Joffre, Joseph 954  
 Jouvenel, Bertrand de 762  
 Jünger, Ernst 169,189  
 Jung, Edgar J. 658, 704, 706, 713  
 Jung, Rudolf 209, 212  
 Junge (H.s Sekretärin) 1127  
 Kaas, Ludwig 628 f., 632  
 Kahr, Gustav v. 185, 221-223,  
 272, 279, 287-292, 294, 296,  
 299-301, 303-306, 312 f., 320,  
 372, 479, 490, 534, 714,  
 744,1141  
 Kaltenbrunner, Ernst 1100  
 Kandinsky, Wassily 111  
 Kant, Immanuel 157  
 Kapp, Wolfgang 221 f., 224, 312  
 Karl der Grosse 756  
 Katharina I I., Zarin v. Russland  
 903  
 Kaufmann, Karl 437, 552  
 Keitel, Wilhelm 829 f., 833, 835,  
 841, 847, 866, 870, 908, 942,  
 947, 958, 962,1004 f., 1069 f.,  
 1074  
 Keller, Gottfried 98  
 Kellermann, Bernhard 101  
 Kemal Pascha, Mustafa 260, 279  
 Kempka, Erich 711,1126  
 Keppler, Wilhelm 474  
 Kerr, Alfred 656  
 Kershaw, Ian 26  
 Kessler, Harry Graf \*596  
 Kirdorf, Emil 276, 421,474  
 Kirkpatrick, Sir Ivone 779  
 Kisch, Egon Erwin 613

Klages, Ludwig 111  
 Klagges, Dietrich 496  
 Klant, Josef 384  
 Klausener, Erich 531, 713  
 Klausing, Friedrich Karl 1076  
 Klee, Paul 111  
 Kleist, Ewald v., General 707  
 Kleist, Ewald Heinrich v.  
     1058, 1075  
 Kleist-Schmenzin,  
     Ewald V. 854 f.  
 Klimt, Gustav 73  
 Kluge, Günther v. 996,1067  
 Knappertsbusch, Hans 1013  
 Knickerbocker, Hubert R. 512  
 Knilling, Eugen v. 280, 287,  
     291, 304  
 Koch, Erich 552  
 Koch, Robert 345  
 Körner, Oskar 274, 283, 310, 713  
 Köstring, Ernst August,  
     General 986  
 Kokoschka, Oskar 73  
 Koller, Karl 1109 f.  
 Konjew,  
     Iwan Stepanowitsch 1089  
 Konrad, Rudolf,  
     General der Flieger 1110  
 Kordt, Erich 855, 859  
 Kordt, Theo 855, 860  
 Krauss, Werner 656  
 Krebs, Albert 397, \*793,1127  
 Krebs, Hans, General 1109 f.  
 Kriebel, Hermann 279-282,  
     286, 291-293, 309, 312, 356,  
     358,1074  
 Krohn, Friedrich 217  
 Krupp V. Bohlen u. Halbach,  
     Gustav 608  
 Kube, Wilhelm 552  
 Kubizek, August 56-58, 68, 70 f.,  
     73, 84, 90,100,172, 203, 328,  
     1123  
 Kun, Béla 188  
 Kvaternik, Sladko 985  
 Kyrill Wladimirowitsch, russ.  
     Grossfürst 231  
 Lagarde, Paul Anton de  
     165f., 171, 587  
 Lammers, Hans Heinrich 645 f.  
 Landauer, Gustav 189  
 Langbehn, Julius 166 f., 171,  
     589, 591  
 Lanz V. Liebenfels, Jörg 44, 77-79,  
     83,196, 224, 364  
 Lanzmann, Claude 25  
 Laski, Harold J. 555  
 Latsis, Martin Iwanowitsch 158  
 Laval, Pierre 758, 927, 969  
 Lawrence, David Herbert 165  
 Leber, Julius 858,1063,1068,1075  
 Le Bon, Gustave 213  
 Lebrun, Albert 958  
 Le Corbusier, eigentl. Charles  
     Édouard Jeanneret 162  
 Leeb, Wilhelm Ritter v. 943, 996  
 Lehmann, Julius 304  
 Lehndorff-Steinort,  
     Heinrich Graf v. 1075  
 Lehr, Robert 619  
 Leibl, Wilhelm 810  
 Lenbach, Franz v. 809  
 Lenin, Wladimir Iljitsch  
     32,111,149,158, 213, 224,  
     343, 774, 1137  
 Leonardo da Vinci 811  
 Leonidas L, König von Sparta 1092  
 Lessing, Gotthold Ephraim 327  
 Leuschner, Wilhelm 858  
 Leviné, Eugen 187,189  
 Lewien, Max 187  
 Ley, Robert 262, 378, 384, 553,  
     555, 659, 691, 787, 798,1022,  
     1106 f., 1116  
 Leybold, Otto 354

Liebknecht, Karl 142,187  
 Lindner, Alois 187  
 Linge, Heinz 1120,1125  
 Lippert, Michael 717  
 Lipski, Josef 781, 876, 911  
 List, Wilhelm, H.s Regiments-  
   kommandeur 135,137  
 List, Wilhelm,  
   Feldmarschall 1000  
 Liszt, Franz 588  
 Litwinow, Maxim 889  
 Lloyd George, David 18,132,  
   675, 776  
 Lohse, Hinrich 384,416  
 Londonderry, Charles St. H.  
   Vane-Tempest-Stewart,  
   7. Marq. of L. 776  
 Loos, Adolf 74  
 Lossow, Otto V. 185, 268, 280-283,  
   289-294, 297, 299-301, 303,  
   305 f., 312-315, 372  
 Lothian, Philip Henry Kerr,  
   11. Marq. of L. 750, 778  
 Lotter, Michael 199  
 Louis, Spyridon 790  
 Lubbe, Marinus van der 612, 615  
 Ludendorff, Erich 135 f., 185, 213,  
   222, 226 f., 234, 256, 271, 276,  
   285, 292, 301-305, 309-312, 315 f.,  
   359-362, 364-367, 373, 522, 633,  
   940  
 Ludendorff, Mathilde v., geb.  
   V. Kemnitz 364, 795  
 Ludwig II., König v. Bayern 685  
 Ludwig HL, König v. Bayern 120, 259  
 Luedecke, Kurt W. 256, 276, 540, 647  
 Lueger, Karl 63, 84, 86-89, 109,  
   132, 213, 245, 418, 452  
 Lukasiewicz, poln. Botschafter  
   in Paris \*841  
 Lüttwitz, Walter v. 476  
 Luther, Hans 414, 666  
 Luther, Martin 207, 579, 917  
 Lutze, Viktor 699, 707, 711  
 Luxemburg, Rosa 142, 187, 610  
 Machiavelli, Niccolo 726, 769  
 Mackensen, August v. 753  
 Mackinder, Sir Halford 352  
 Mahler, Gustav 73  
 Maikowski, Hans 687  
 Maisel, Ernst, General 1047  
 Makart, Hans 57, 809, 811  
 Malaparte, Curzio 733  
 Mann, Golo 651  
 Mann, Heinrich 95, 656  
 Mann, Klaus 658  
 Mann, Thomas 24, 34, 95 f.,  
   177, 588, 656, 747  
 Manstein, Erich v. 952 f., 959,  
   1014, 1057  
 Manzialy (H.s Diätköchin) 1122  
 Marc, Franz 111  
 Marées, Hans v. 810  
 Marinetti, Emilio Filippo  
   Tommaso 595  
 Marius, Gajus 320  
 Marr, Wilhelm 168  
 Marx, Karl 32, 98, 328, 433, 741,  
   1143  
 Masaryk, Thomás Garrigue 870  
 Maurice, Emil 228, 326, 351,  
   405 f., 480  
 Maurras, Charles 165, 582, 758,  
   1140  
 Max, Prinz v. Baden 136, 141  
 May, Karl 227, 540, 685, 1141  
 Mayr, Karl 191, 193-195, 199  
 Mayrhofer, Josef (H.s Vormund)  
   66, 114  
 Mehring, Walter 840  
 Meinecke, Friedrich 962  
 Meissner, Otto 520, 525, 546, 549,  
   559, 562 f., 565, 567 f., 634, 645

Menelik 11. Negus (Kaiser) 891 f; 908-910, 913 f., 922, 924,  
     V. Abessinien 759 927, 929, 956-958, 960 f., 975 f.,  
 Menzel, Adolph v. 810 980, 994, 1004, 1045-1048, 1055,  
 Mereschkowski, Dimitri 165 1070, 1078, 1120, 1125 f., 1140  
 Michelangelo Buonarroti 811, 958 Mussolini, Bruno 760  
 Miklas, Wilhelm 836 Mussolini, Vittorio 760  
 Mille, Cecil B. de 807  
 Miller, Alice 24  
 Miltenberg, Weigand v.  
     s. Blank, Herbert  
 Mirabeau, Honoré Gabriel  
     du Riqueti, Graf von 32  
 Mitford, Unity 505  
 Model, Walter 1083, 1105  
 Moeller van den Bruck,  
     Arthur 211  
 Mohammed 1119  
 Molo, Walter v. 655  
 Molotow, Wjatscheslaw Skrjabin  
     889, 897, 900, 902, 933  
 Moltke, Helmuth v. 937  
 Moltke, Helmuth James Graf v.  
     1060 f., 1068, 1075  
 Montgomery, Bernard Law 1002  
 Morell, Theodor 818, 871,  
     1018-1020, 1071, 1096 f., 1113  
 Morgenstern (Rahmentischler) 81  
 Morgenthau jr., Henry 1086 f.  
 Mosley, Sir Oswald 690  
 Mühsam, Erich 187 f., 613, 619  
 Müller, Heinrich 1100  
 Müller, Hermann 426, 429  
 Müller, Karl Alexander v.  
     192 f., 227, 302, 513  
 Murr, Wilhelm 617  
 Musil, Robert 95, 640  
 Mussolini, Benito 18, 149, 160,  
     178, 180, 213, 260, 279, 292,  
     313, 422, 477, 481, 525, 537, 582,  
     633, 680 f., 690, 726, 733, 745,  
     753, 756, 758-761, 763, 767-773,  
     781, 800, 811, 814, 826, 834, 837,  
     842-844, 859, 861 f., 872, 883 f.,

Napoleon I. Bonaparte 32, 44,  
     149, 261, 292, 345, 500, 518,  
     856, 894, 963, 973, 990, 1008  
 Naujocks, Alfred 912  
 Neumann (Männerheimgefährte  
     H.s) 81, 102  
 Neumann, Franz 663  
 Neunzert, Max 308  
 Neurath, Konstantin Freiherr v.  
     567, 672, 678, 778, 824, 826,  
     828, 831, 862, 872, 939  
 Nicolson, Harold 518  
 Niekisch, Ernst 170, 185, 188  
 Nietzsche, Elisabeth (verh.  
     Förster-Nietzsche) 514  
 Nietzsche, Friedrich 17, 24,  
     77, 99, 106, 167, 213, 327f.,  
     812, 1142  
 Nolte, Ernst 746, 805  
 Northcliffe, Alfred Charles Wil-  
     liam Harmsworth, Viscount 213  
 Nortz, Eduard 267 f., 281  
 Nurmi, Paavo 525  
  
 Obermüller, Kapitänlt. \*764  
 Oeynhausens, Baron v. 561  
 Ohlendorf, Otto 984  
 Olbricht, Friedrich 1060  
 Olden, Rudolf 331  
 Oldenburg-Januschau, Elard v.  
     521, 544, 688  
 Omar I., Kalif 1119  
 Ondra, Anny 802  
 Oshima, Hiroshi 992  
 Ossietzky, Carl 590, 613

Oster, Hans 853, 855, 858, 948, 950 f., 1055, 1075  
 Ott, Eugen, Oberst 707  
 Overbeck, Johann Friedrich 810  
  
 Palucca, Gret 1013  
 Papen, Franz v. 21, 223, 272, 521, 526-539, 541, 543-549, 556-559, 561-572, 577, 605, 614, 616, 619, 622, 624, 626, 630, 634, 680, 702-706, 709, 713, 727 f., 737, 744, 748, 832 f., 939, 1144  
 Pasteur, Louis 345  
 Paukh, Engelbert 47  
 Paulus (Apostel) 343  
 Paulus, Friedrich, General 989, 1001, 1003, 1006 f.  
 Peisistratos 595  
 Perikles 592  
 Petacci, Clara 1125  
 Pétain, Philippe 958, 969, 975  
 Pfeffer v. Salomon, Franz Felix 226, 390-392, 447 f., 450, 463 f.  
 Pfordten, Theodor v. d. 310  
 Philipp, Prinz v. Hessen 834, 837  
 Phipps, Sir Eric 676, 679, 744, 754  
 Pieck, Wilhelm 473  
 Piloty, Karl v. 810  
 Pilsudski, Josef 678  
 Pinder, Wilhelm 655  
 Pitt, Witham 1117  
 Planck, Max 414  
 Planck, Erwin 724  
 Plievier, Theodor 656  
 Pöhner, Ernst 223, 259, 267, 288, 301, 306, 311-313, 360 f., 373  
 Pözl, Klara, verh. [Hitler](#) (Mutter H.s) s. [Hitler](#), Klara  
 Pözl, Johanna (H.s Tante) 108  
 Poensgen, Ernst 476  
 Pötsch, Leopold 80  
 Ponten, Josef 655  
 Popitz, Johannes 1059  
  
 Popp, Josef 111, 116, 122, 124  
 Posse, Hans 810  
 Price, Ward 730  
  
 Raeder, Erich 824, 933, 966, 968, 976  
 Ranke, Leopold v. 31, 328  
 Rath, Ernst vom 867  
 Rathenau, Walther 259, 269  
 Rattenhuber, Hans 1128  
 Raubal, Angela (auch: Angelika), geb. [Hitler](#) (Halbschwester H.s) 49, 71, 114, 380, 423, 802  
 Raubal, Geli 380, 405, 503-506, 800-802  
 Rauschnig, Hermann 22, 333, 536 f., 647, 661, 673, 744, \*799, 1085  
 Ravené, Louis 477  
 Regendanz, Otto 477  
 Reichenau, Walther v. 695, 701, 709, 723, 857, 996  
 Reichert (H.s Zimmervermieterin) 401, 422  
 Reichwein, Adolf 1063, 1068  
 Reitsch, Hanna 1115, 1121  
 Rembrandt, H. von Rijn 589, 811  
 Remer, Otto Ernst 1071, 1078, 1092  
 Renn, Ludwig 613  
 Renner, Karl 839  
 Reventlow, Ernst Graf zu 234, 359 f., 365, 443, 552  
 Reventlow, Gräfin zu, geb. Gräfin d'Allemont 234  
 Ribbentrop, Joachim v. 561 f., 750, 754-756, 774-776, 781, 790, 831, 834, 843, 862, 869, 874, 876, 878, 890 f., 895, 897-901, 914 f., 927, 992, 1017, 1049, 1070 f., 1097, 1107 f., 1111  
 Ricci, Renato 771  
 Richard in. 581  
 Riehl, Walther 209

Rienzo, Cola di 57  
 Rieth, Kurt 748  
 Rilke, Rainer Maria 73, 95  
 Robespierre, Augustin de 32  
 Röchling, Ernst 1109  
 Röhm, Ernst 216 f, 223, 268,  
     276, 278-282, 285 f, 288, 305 f.,  
     310-312, 355, 359 f., 366 f., 371  
     f., 381, 390, 392, 448, 463 {., 471,  
     473, 495, 522, 524, 569, 618, 644,  
     659, 688, 690-704, 707-714,  
     716-721, 723, 725-727, 731, 733,  
     737, 742, 754, 1071  
 Roller, Alfred 66-68  
 Romeder, Josef 47  
 Rommel, Erwin 956, 976,  
     998, 1003 f., 1045, 1062,  
     1064-1069, 1075  
 Roosevelt, Franklin Delano  
     884-887, 972, 992-994, 1008,  
     1014, 1058, 1106 f., 1139, 1140  
 Rosenberg, Alfred 196, 225, 231,  
     245, 269, 278, 299, 326, 334, 350,  
     358-360, 366 f., 377, 394, 452,  
     475, 501, 593, 644, 667, 685, 706,  
     747, 813, 816, 927, 1030, 1033,  
     1036  
 Rosenberg, Arthur 667  
 Rossbach, Gerhard 185, 243 f.,  
     281, 289, 310, 399  
 Rothermere, Harold Sydney  
     Harmsworth, Viscount 456, 845  
 Rotter, Alfred 619  
 Rottmann, Carl 73  
 Rousseau, Jean Jacques 32, 166  
 Rubens, Peter Paul 57, 811  
 Rudolf, Erzherzog (österr. Thron-  
     folger) 61  
 Rühmann, Heinz 803  
 Runciman, Lord Walter 845, 866  
 Rundstedt, Karl Rudolf Gert v.  
     955-996, 1064-1067, 1074,  
     1087, 1100  
 Rupprecht (bayer. Kronprinz) 136,  
     308  
 Rust, Bernhard 378, 384  
 Rydz-Smigly, Eduard 899  
  
 Saefkow, Anton 1063  
 Sas, Gijsbertus Jacobus, Oberst 952  
 Sauerbruch, Ferdinand 656  
 Schachleiter, Alban, Abt 227  
 Schacht, Hjalmar 457, 476, 482,  
     537, 557, 600, 608, 666, 822,  
     832, 858, 863  
 Schäfer, Wilhelm 619  
 Schaub, Julius 480, 501, 1112  
 Scheidemann, Philipp 144, 214  
 Scheier, Max 657  
 Schellenberg, Walter 646, 1059  
 Scheringer, Wilhelm, Leutnant 462  
 Scheubner-Richter, Max Erwin v.  
     230 f., 275 f., 288, 302, 305, 309,  
     31I, 319, 350, 358  
 Scheubner-Richter, Frau v. 311  
 Schickele, René 507  
 Schicklgruber, Alois (legalisiert:  
     [Hitler](#)), Vater H.s s. [Hitler](#), Alois  
 Schicklgruber, Maria Anna (Gross-  
     mutter H.s väterlicherseits) 45 f.  
 Schiele, Egon 73  
 Schiller, Friedrich 188, 327  
 Schirach, Baldur v. 437, 593, 656  
 Schlabrendorff, Fabian v. 1057  
 Schlange, Ernst 392  
 Schleicher, Frau v. 714  
 Schleicher, Kurt v. 470 f., 473,  
     475 f., 49I, 520, 522-529, 532  
     545-551, 555-560, 562-566,  
     568, 572, 666, 680, 700, 707, 713  
     f., 722, 724, 727, 830  
 Schmid, Wilhelm 711, 714  
 Schmid, Willi, Musikkritiker 714  
 Schmidt, Arthur 1007  
 Schmidt, Ernst 130  
 Schmidt, Hermann 433

Schmidt, Paul 914  
 Schmitt, Kurt 639  
 Schmundt, Rudolf 892  
 Schneidhuber, August  
 450, 707, 711  
 Schnitzler, Georg v. 608  
 Schnurre, Julius 896  
 Schönberg, Arnold 73  
 Schönerer, Georg Ritter v.  
 63, 80, 84 E, 87, 89,109  
 Scholz, Wilhelm v. 655  
 Schopenhauer, Arthur 106,125,  
 213, 231, 327 E, 588,1135  
 Schott Georg 212  
 Schreck, Julius 276, 326,  
 480, 501, 800  
 Schroeder, Kurt v. 482, 556 E, 608  
 Schroeder, Ludwig v., Admiral 684  
 Schröder, Christa,  
 H.s Sekretärin 1095  
 Schroth, Walter, General 1074  
 Schukow, Georgij  
 Kostantinowitsch 1089  
 Schulenburg, Friedrich Werner  
 Graf V. d. 897  
 Schulenburg, Fritz-Dietlof Graf v. d.  
 858 E, 897, 902  
 Schuler, Alfred 111  
 Schumpeter, Joseph R. 408  
 Schuschnigg, Kurt v.  
 831-836, 840, 911  
 Schwarz, Sales 80  
 Schwerin-Krosigk, Graf Lutz  
 567, 600, \*1107  
 Schwerin v. Schwanefeld,  
 Graf Ulrich Wilhelm 1075  
 Schweyer, Franz 259 E, 284  
 Schwind, Moritz v. 810  
 Sebottendorf,  
 Rudolf Freiherr v. 196  
 Seeckt, Hans v. 271, 288-290,  
 295,460, 476, 679  
 Seghers, Anna 656  
 Seisser, Hans Ritter v.  
 280, 291, 295 f., 299-301, 303,  
 305, 312 f., 534  
 Sekira, Frau (H.s Pensionswirtin  
 in Linz) 51  
 Seldte, Franz 475, 563, 567, 639  
 Serrano Suner, Ramon, span.  
 Aussenminister \*969  
 Severing, Carl 530 f., 554, 631  
 Seydlitz, Walter 1007,1075  
 Seyss-Inquart, Arthur 833, 836 f.  
 Sforza, Carlo 1148  
 Shirer, William L. 580, 851  
 Simon, Sir John 18, 671, 680,  
 750, 752-755  
 Sogemeier, Martin 477  
 Solowjow, Wladimir 165  
 Sombart, Werner 168  
 Sorel, Albert 903  
 Specht, Karl-Wilhelm,  
 General 1074  
 Speer, Albert 138, 354, 480, 592 f.,  
 791, 800, 803, 807 819, 963,  
 1022 f., 1025,1042,1050,1081E,  
 1090,1103-1105,1107E,1112E  
 Speidel, Hans, General 1067  
 Spencer, Herbert 103  
 Spengler, Oswald 111,170, 209,  
 599, 685,1139  
 Spitzweg, Carl 264, 809  
 Sponeck, Hans Graf v., General 996  
 Stadler, Eduard 209  
 Stalin, Jossif Wissarionowitsch  
 32, 45, 744, 792, 865, 887-890,  
 897 E, 901E, 905, 907, 941E,  
 973, 986-988, 998-1008,1011,  
 1016,1018,1020,1054,1056,  
 1079,1086,1129,1139  
 Stauffenberg, Claus Graf Schenk v.  
 1053,1058,1060,1062 E,  
 1067-1069,1071 f, 1075 E, 1079  
 Stauss, Emil Georg v. 477  
 Steiner, Felix 1109 f.

Steltzer, Theodor 1077  
 Stempfle, Pater Bernhard 714  
 Stenglein, Staatsanwalt \*314  
 Stennes, Walter 234, 399, 447,  
 450,472  
 Stieff, Helmuth 1057,1079  
 Stöhr, Franz 552  
 Strasser, Gregor 37, 281 f., 355,  
 359 f., 366 f., 370 f., 373-375,  
 377-379, 382-388, 390,392-394,  
 407, 417, 423, 432, 442 f., 445 f.,  
 458,466, 471, 474, 495, 541 f., 547,  
 550-556, 559 f., 664, 707, 713,  
 717, 719  
 Strasser, Otto 148, 385 f., 392-394,  
 409- 441-446, 450-452, 483-500  
 Stauss, Emil Georg v. 477  
 Strauss, Emil 95  
 Strauss, Richard 73, 656, 790  
 Streibel, Otto 433  
 Streicher, Julius 210, 229 f.,  
 281, 306, 308 f., 311,356, 359 f.,  
 364-367, 376, 382-384, 399, 649,  
 743  
 Stresemann, Gustav 286, 357, 386,  
 400,413 f., 420, 428, 677, 938  
 Stuck, Franz v. 810  
 Stülpnagel, Karl Heinrich v. 948  
 Stützel, Karl 357  
 Stumpfegger, Ludwig 1094  
 Sucharski, poln. Major 912  
 Sulla 320  
 Sunday, Billy 512  
 Sztöjay, Doeme 1065  
  
 Taylor, A. J. P. 921  
 Terboven, Josef 709  
 Thälmann, Ernst 499 f., 502,  
 529, 573, 1144  
 Thalheimer, August \*35  
 Thomas, Georg, General 948,1024  
 Thyssen, Fritz 276, 420, 422, 488  
  
 Tiepolo, Giovanni Battista 809  
 Tiso, Josef 869,1040  
 Tito, Josip Broz 1054,1100  
 Tizian 809  
 Tobias, Fritz 611  
 Toller, Ernst 188  
 Torgier, Ernst 613  
 Tornow, Feldwebel 1126  
 Toynbee, Arnold 18, 681, 744  
 Treitschke, Heinrich v. 328  
 Tresckow, Henning v. 1057,  
 1060,1063,1073,1075,1080  
 Trevor-Roper, Hugh R.  
 22, 336,1120  
 Troost, Paul Ludwig 422, 785  
 Trotzki, Lew Davidowitsch 32,180  
 Trummelschlager, Johann 45  
 Tucholsky, Kurt 440, 641  
 Turati, Filippo 159  
  
 Unamuno, Miguel 165  
 Unruh, Friedrich Franz v. \*579  
  
 Vacher de Lapouge, Georges 103  
 Vahlen, Theodor 384  
 Valery, Paul 658, 814  
 Vansittart, Lord Robert 854 f.  
 Varus, Publius Quinctilius 1007  
 Veblen, Thorstein 164  
 Vellers, Willi \*466  
 Vermeer van Delft, Jan 811  
 Vermeil, Edmond 580  
 Viktor Emanuel III.,  
 König von Italien 842, 958,1047  
 Vienot, Pierre \*590  
 Virgil 757  
 Vögler, Albert 482, 608  
 Volck, Dr.Adalbert \*386  
  
 Wagner, Adolf 618, 710, 731,  
 765, 771, 784 f., 795  
 Wagner, Eva s. Chamberlain, Eva  
 Wagner, Otto 74



Wagner, Richard 24, 57, 69, 73,  
 94-100,104,106 f., 109,168, 213,  
 225, 231, 235, 298, 315, 341 f.,  
 401,490, 586, 588 f., 605, 685, 730,  
 1102,1114,1122,1141 f., 1146  
 Wagner, Walter 1121 f.  
 Wagner, Winifred 684, 796  
 Waldmüller, Ferdinand 73  
 Weber, Christian 218, 3/0  
 Weber, Friedrich 285 f; 309-311  
 Weber, Max 175  
 Webern, Anton v. 73  
 Wedekind, Frank 95  
 Weill, Kurt 163  
 Weiss Ferdi 266, 803  
 Weiss, Wilhelm 475,530  
 Weizsäcker, Ernst Freiherr v.  
 849, 855, 862, 882, 898, 939, 951  
 Welczeck, Johannes Graf v.,  
 deutscher Botschafter  
 in Paris 894  
 Welles, Sumner 943  
 Wellington, Arthur Wellesley,  
 Duke of 681  
 Wels, Otto 629, 631 f.  
 Wenck, Walther 1112,1115  
 Wessel, Horst 435, 619  
 Weygand, Maxime 956  
 Wheeler-Bennett, John W. 723  
 Wiesenthal, Simon 24  
 Wild, Hermann \*713  
 Wilhelm I., deutscher Kaiser 494  
 Wilhelm II., deutscher Kaiser 120  
 Wilhelm, deutscher Kronprinz 624  
 Wilson, Sir Horace 849-851  
 Wilson, Thomas Woodrow  
 132 f., 143-145,186, 746, 752,  
 840,1137  
 Winckelmann, Johann Joachim 586  
 Winter, Anny 423,1124  
 Wirth, Josef 259  
 Witzleben, Erwin v.  
 858 f., 1057,1071  
 Wolf, Hugo 24  
 Woroschilow, Kliment  
 Jefremowitsch 898 f., 904  
 Woysch, Udo v. 714  
 Wrangel, Peter Nikolajewitsch,  
 Baron v. 907  
 Wyschinski,  
 Andrej Januarjewitsch 1074  
 Yorck V. Wartenburg, Peter Graf  
 1062,1075  
 Young, Owen D. 414  
 Zahnschirm,  
 Pfarrer v. Döllersheim 47  
 Zakreys, Maria 68  
 Zauner (Linzer Sicherheitswach-  
 mann) 114  
 Zauritz (Polizeibeamter) 687  
 Zeitler, Kurt 1000 f., 1005  
 Zetkin, Clara 1143  
 Zuckmayer, Carl 840  
 Zweig, Stefan 840

## Bildnachweise

- 1 Alois [Hitler](#)
- 2 Klara [Hitler](#)
- 3 Adolf [Hitler](#)
- 4 Lanz V. Liebenfels
- 5 Karl Lueger
- 6 Richard Wagner
- 8 Houston Stewart Chamberlain
- 9 Georg Ritter v. Schönerer
- 10 Graf Gobineau  
10-jähriger [Hitler](#):  
Zeichnung seines Mitschülers  
Sturmlechner
- 11 Wiener Juden 1915
- 12 August 1914: [Hitler](#) in der Menge  
vor der Feldherrnhalle bei der  
Kriegsproklamation
- 13 München 1918: Ministerpräsident  
Kurt Eisner bei einer Demonstration
- 24 Eugen Leviné-Nissen
- 25 Propagandaplakat gegen den  
Bolschewismus
- 16 Gottfried Feder
- 27 Anton Drexler
- 18 Adolf [Hitler](#)
- 29 [Hitlers](#) Mitgliedskarte der D.A. P.
- 20 Plakat zur Gründungsversammlung  
der NSDAP
- 21 Die erste ständige Geschäftsstelle  
der NSDAP im Keller des Sternecker-  
bräu in München 1925
- 22 Pernet, Röhm, Brückner, Wagner
- 23 [Hitler](#), Alfred Rosenberg, Dr. Weber  
in München
- 24 Hermann Esser
- 25 Ernst Pöhner
- 26 Dietrich Eckart
- 27 Julius Streicher
- 28 NS-Truppe und Hakenkreuz-  
fahnen
- 29 Italienische Faschisten
- 30-33 Rednerposen [Hitlers](#)
- 34 [Hitler](#) spricht im Januar 1923  
in München
- 35 [Hitler](#) mit Ulrich Graf, Major Buch  
und Christian Weber
- 36 Julius Streicher und [Hitler](#)
- 37 [Hitler](#) auf dem Deutschen Tag  
in Nürnberg
- 38 [Hitler](#) und Rudolf Hess
- 39 München am 9.11.1923: Kund-  
gebung auf dem Marienplatz
- 40 Freikorpsseinheiten besetzen  
das bayerische Kriegsministerium  
(in der Mitte Himmler)
- 42 Verhaftung von Münchner Stadt-  
räten durch Freikorpsseinheiten  
der SA
- 42 [Hitler](#) und Pfeffer v. Salomon
- 43 Josef Wagner, Gregor Strasser,  
Joseph Goebbels, Victor Lutze
- 44 Reichsparteitag in Nürnberg 1927
- 45 [Hitler](#) und Goebbels im Berliner  
Sportpalast
- 46 Gartenfest auf der Pfaueninsel  
in Berlin bei Goebbels  
([Hitler](#), Magda und Joseph Goebbels)
- 47 Goebbels spricht auf dem Marktplatz  
von Bernau 1928
- 48 Ernst Thälmann 1930
- 49-55 [Hitler](#) als Redner

- (Leni Riefenstahl:  
«Triumph des Willens»)
- 56 [Hitler](#) nach einer Wahlversammlung
- 57 [Hitler](#), hinter ihm Julius Schaub
- 58 [Hitler](#), v. Papen, v. Blomberg
- 59 [Hitler](#) und Hindenburg
- 60 Reichsparteitag in Nürnberg
- 61 Sudetendeutsche Frauen grüssen  
[Hitler](#)
- 62 Heinrich und Thomas Mann
- 63 Albert Einstein
- 64 Gerhart Hauptmann
- 65 Gottfried Benn
- 66 Bücherverbrennung 1933 in Berlin
- 67 Massenverhaftungen durch  
die SS 1933
- 68 Deutsche Arbeitsfront
- 69 Erster Spatenstich zum Beginn  
der Reichsautobahn 1933
- 70 [Hitler](#) und Röhm im Februar 1934
- 71 Röhmputsch 1934
- 72 Hindenburg auf dem Totenbett
- 73 [Hitler](#) in Nürnberg
- 74 Lichtdom 1936
- 75 [Hitler](#) auf dem Obersalzberg 1934
- 76 Modell der grossen Achse  
in Berlin
- 77 Einmarsch in Prag 1939
- 78 [Hitler](#) auf dem Hradschin
- 79 Beschiessung der Festung  
Warschau 1939
- 80 Polnische Kavallerie greift  
deutsche Panzer an
- 81 Deutsche Panzer in Polen
- 82 [Hitler](#) und Ribbentrop vor dem  
Befehlswagen [Hitlers](#) in Polen 1939
- 83 [Hitler](#), Keitel, Himmler bei  
der Besichtigung des Westwalls
- 84 [Hitler](#) besichtigt in Paris den  
Invalidendom
- 85 Eine brandenburgische Division  
nach Beendigung des Frankreich-  
feldzuges in Berlin
- 86 FHQ «Felsenest» bei Bad Münster-  
eifel Juli 1940
- 87 Eine Granate des «Eisernen Gustav»
- 88 Gefangengenommene deutsche  
Generale und andere Offiziere  
beim Verhör im Bunker des  
sowjetischen Armeekommandeurs  
Schuikow: Korfes, Dissel, Pfeffer,  
V. Sydilitz, Crome
- 89 [Hitler](#), Bormann, Ribbentrop
- 90 Einsatzgruppen der SS und  
Feldpolizei erschossen Partisanen  
und Juden im rückwärtigen Front-  
gebiet
- 91 Pogrom in Lemberg 1941
- 92 [Hitler](#) mit seinem Schäferhund  
«Blondi» 1943
- 93 [Hitler](#) im Juni 1944
- 94 V. Stauffenberg und [Hitler](#)  
im FHQ 15.7.1944
- 95 Julius Leber
- 96 Helmuth J. Graf v. Moltke
- 97 Paul V. Hase (1.),  
Erwin v. Witzleben (r.)
- 98 Helmuth Stieff
- 99 Carl Goerdeler
- 100 FHQ kurz nach dem Attentat:  
Mussolini, Bormann, [Hitler](#),  
Göring, Ribbentrop
- 101 Werner v. Haeften
- 102 Ludwig Beck
- 103 Peter Graf Yorck v. Wartenburg
- 104 Henning v. Tresckow
- 105 Wilhelm Canaris
- 106 Hans Oster
- 107 Bunker unter der Reichskanzlei.  
Aussenansicht
- 108 Zeichnung des Bunkers
- 109 [Hitler](#) und [Hitler](#)jugend  
im März 1945
- 110 [Hitler](#) in den Trümmern der Reichs-  
kanzlei Ende April 1945
- 111 Grube, in der [Hitlers](#) Leiche  
nach dem Selbstmord verbrannt  
wurde
- 112 Überreste von [Hitlers](#) Leiche

## Bildquellen

akg-images 48,91,112

Albert Speer, Frankfurt 76

Bayerische Staatsbibliothek München

1, 3, 8,10,12,13,17,19, 21, 23, 24,  
25, 26, 28, 30, 31, 32, 33, 34, 38, 39,  
40, 41, 42, 44, 46, 47, 56, 58, 61, 67,  
71, 72, 73, 79, 82, 84, 85, 87, 89, 93,  
95, 97, 99, 100,105,108,109,110

Bildarchiv der Österreichischen

Nationalbibliothek 11

Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz,

Berlin 5,14, 22, 27 (H. Hoff-  
mann), 35, 36, 43 (H. Hoffmann),  
45 (H. Hoffmann), 64, 68 (Artur  
Grimm), 92, 96

Bundesarchiv 49, 50, 51, 52, 53,

54, 55 (Bilder 146-1977-060-01,  
-07, -11, -17, -23, -24, -25),  
59 (Bild 102-00783A)

dpa 77

Eupra 90

Interfoto,LP 111

SLUB Dresden, Abt. Deutsche

Fotothek, Fritz Eschen 107

STERN,Picture Press 80

SV-Bilderdienst 6, 7, 9,

16, 29, 60, 74, 78

ullstein bild, Berlin 3,18 (Roger

Viollet), 57, 62, 63, 65, 66, 69, 70,

75, 81, 83, 86, 88, 98,101,102,

103,104,106 (Binz)

Der SPIEGEL hat sich bemüht,

sämtliche Bildrechte zu klären,

was nicht in jedem Fall möglich war.

In Zweifelsfällen wenden Sie sich

bitte an den SPIEGEL-Verlag Rudolf

Augstein GmbH & Co. KG, Brands-

twiete 19, 20457 Hamburg.

### Die deutsche Katastrophe

Der Vater hatte ihn gewarnt vor diesem Lebensujet; Hitler und das Dritte Reich. Es sei ein «Gossenthema», gänzlich ungeeignet für historische Gestaltung; und er, ein überzeugter Republikaner, den die Nazis als Schulleiter rausgeworfen hatten, begründete den Appell an den Sohn sehr konkret. Wer über die NS-Zeit und deren Führungspersonal Bücher schreibe, gestehe ihnen, ob er wolle oder nicht, eine historische Würde zu, die ihnen nicht zukomme. Punktum.

«Kuriöserweise», gab Joachim Fest später zu Protokoll, habe sein Freund Golo Mann ganz ähnlich argumentiert und auf die Gefahr hingewiesen, einen Hitler «schöner und edler» erscheinen zu lassen, als er es war. Beiden Kritikern antwortete Joachim Fest mit gleicher Begründung. Wer die Diktatur «miterlebt und miterlitten» habe, dem möge «Hass ausreichend» sein. «Für eine spätere Generation aber reicht das nicht», sagte Fest, «sie muss zu verstehen versuchen, wie der Nationalsozialismus möglich war.»

Und wie es sein konnte, dass der Protagonist dieser Bewegung, ein Gefreiter des Ersten Weltkrieges mit schräger Biographie, zum Herrscher über ein Kulturvolk wurde, das plötzlich der Barbarei huldigte.

Fast fünf Jahre lang sollte Fest an seinem opus magnum arbeiten; er verzichtete bewusst darauf, durch eigene Quellenforschung das Bild des grossdeutschen Führers zu erhellen – die gedruckte Literatur war seine Stütze, woraus konsequenterweise folgt, dass der Autor auch abhängig war von den Recherchen anderer. Für Fest schien dies kein Problem. Zum einen lagen ihm weniger der Aufenthalt in verstaubten Archiven oder die Jagd nach neuen Infor-

manten. Zum anderen war er überzeugt, dass «keine Materialien mehr zu erwarten sind, die das Bild der Epoche und ihrer Akteure auch nur zu modifizieren vermögen». Sowieso glaubte er: «Nicht neue Quellen, neue Fragestellungen brauchen wir.»

Immer wieder habe es «sehr viel Selbstüberredung» gekostet, das Ziel – schliesslich rund 1280 eng bedruckte Seiten – weiterhin im Auge zu haben. Er hatte seinen gut dotierten Posten als Chefredakteur beim Norddeutschen Rundfunk verloren, drei Kinder und kein festes Einkommen, abgesehen von einem Honorar, das er als Berater der SPIEGEL-Redaktion erhielt. Was half, war Autosuggestion. «Sie müssen sich zwischendurch immer wieder einreden, dass das, was Sie da schreiben, eigentlich ganz gut ist. Sie müssen so tun, als seien Sie zufrieden, sonst kommen Sie nicht weiter.» Antrieb sei auch ein «Ethos des Fertigmachens» gewesen, Autoren kennen dieses Gefühl.

Rechtzeitig zur Frankfurter Buchmesse, im Herbst 1973, hatte Fest es geschafft. Und sogleich war er mit seiner Biographie [Hitlers](#) der Star, katapultiert «auf lärmende Bestsellerhöhen», wie es der Publizist Gustav Seibt beschreibt. Etwa eine Million Exemplare wurden bislang gedruckt, in 23 Sprachen ist das Fest-Werk übersetzt worden. Dieses Buch, lobte Fests Kontrahent Marcel Reich-Ranicki, gehöre zu den «wichtigsten Büchern zum Thema überhaupt». «FAZ»-Herausgeber Frank Schirrmacher, ein Nachfolger Fests in der Feuilleton-Leitung, griff noch höher. «Kein Buch, das seit 1945 in deutscher Sprache erschienen ist, ist bedeutender, und kein anderer Autor» habe «vorher oder nachher stilistisch und gedanklich» diese Klasse erreicht.

«[Hitler](#). Eine Biographie» ist, ohne Zweifel, ein Meisterwerk der Historiografie, kaum ein Autor schrieb ein solch grandioses Deutsch wie Fest, der studierte Historiker. Auch wenn es in manchen Passagen so scheint, als habe sich der Autor in seine Kunst des Formulierens selbst verliebt. Genau dies kritisierte auch Rudolf Augstein in seiner grossen Rezension unmittelbar nach Erscheinen des Werkes – es sei «mit oft glänzenden Wortschemen überladen», gegen Fests «Hang zu stilistischer Überhöhung liesse sich» deswegen «mit einer hohen Trefferquote bekmessern».

Vielleicht aber bedarf es einer oft eindringlich-dramatischen Sprache, um dem Phänomen **Hitler**, der eine Gewaltherrschaft ausüben konnte «ohne jegliche zivilisatorische Idee» (Fest), überhaupt nahezukommen. Fest erzählt **Hitler** nicht, er deutet ihn - die Fragen, auf die er Antworten bietet, lauten komprimiert so: Woher bezog **Hitler** seine überwältigende Dynamik? Worin war sein stupender Erfolg begründet?

**Hitlers** Aufstieg, konstatiert Fest, sei nicht nur auf dessen demagogisches Genie und dessen Skrupellosigkeit zurückzuführen, er schien wie niemand sonst in der Lage, epochenspezifische Missgefühle und vor allem jene grosse Angst aufzufangen, die im deutschen Volk nach dem Zusammenbruch der Bürgerlichkeit im Ersten Weltkrieg herrschte. Trotz des gewaltigen nationalsozialistischen Repressionsapparates waren Millionen von ihm fasziniert, und er gab ihnen Hoffnung. Wie auch die Philosophin und Totalitarismusforscherin Hannah Arendt, die der Journalist Fest hoch verehrte, definierte er das Ungeheuer **Hitler** nicht so sehr als Ursache «denn als Ausdruck von Tendenzen», schrieb die «Zeit» in einem Nachruf.

Denn **Hitler**, sagte Fest, sei «weniger der grosse Widerspruch der Zeit» gewesen «als deren Spiegelbild; unablässig stösst man auf die Spuren einer verborgenen Identität».

Fest erhielt grosses Lob – aber auch Widerspruch, der in dem Vorwurf gipfelte, er habe die Taten des Diktators verkleinert und damit ein Stück weit verharmlost. Tatsächlich nimmt es Wunder, dass er etwa das Pogrom vom 9. November 1938 nur mit wenigen Worten streift und die Nürnberger Rassegesetzgebung des Jahres 1935 gänzlich auslässt – jenes widerwärtige Rechtskonstrukt, das die Juden zu Bürgern minderer Klasse degradierte und ihre systematische Verfolgung einleitete.

Vor allem aber: die «Endlösung», das Jahrtausendverbrechen **Hitlers** und seiner NS-Entourage, die Shoah, der Holocaust. Fest erwähnt ihn nur auf gut drei Seiten, der gleiche Raum etwa, den er einer jungen Dame namens Geli Raubal widmet, die **Hitlers** einzige grosse Liebe gewesen sein soll, und die sich wohl wegen «On-

kel Alf», wie sie ihn nannte, das Leben nahm. Die Zahl der ermordeten Juden gibt er mit über fünf Millionen an, trotz mehrfacher Möglichkeiten bei diversen Auflagen wurde sie erstaunlicherweise über die Jahrzehnte hinweg nie korrigiert. Denn Holocaust-Forscher sind sich darüber einig, dass es wohl an die sechs Millionen jüdische Menschen waren, die dem Rassenwahn des Hitlerregimes zum Opfer fielen. Der Biograph glaubte sich kurz fassen zu können, weil damals parallel eine «zunehmend wachsende Holocaust-Literatur» auf den Markt gekommen sei – «jedes anderweitige Spezialinteresse» hätte aus seiner Sicht den Rahmen gesprengt. Und er gab zu, sein «etwas exzessiv geratenes Buch» habe nach Fertigstellung ein schwer zu beschreibendes Unbehagen bei ihm ausgelöst. «Woher rührte es?», fragte der SPIEGEL.

*Fest* Vielleicht spukte in meinem Kopf immer noch das ... Diktum meines Vaters herum.

*SPIEGEL* Vielleicht kam das Unbehagen aber auch davon, dass Sie sich immer wieder auf die Täter fixiert haben?

*Fest* Da liegt auch die eigentliche Aufgabe.

Die Opferseite ist lange von der Zeitgeschichte vernachlässigt worden – zu lange und auch von Fest.

*Georg Bönisch*



**JOACHIM FEST**, geboren 1926 in Berlin, studierte Geschichte, Rechtswissenschaften, Soziologie, Germanistik und Kunstgeschichte in Freiburg, Frankfurt und Berlin. Seine berufliche Karriere begann Fest als Redakteur für politische und zeitgeschichtliche Fragen beim Berliner Sender RIAS. 1961 wechselte er zum Norddeutschen Rundfunk (NDR) nach Hamburg, wo er ab 1963 Chefredakteur und Hauptabteilungsleiter Zeitgeschehen war. In dieser Funktion leitete er zwischenzeitlich das Fernsehmagazin «Panorama».

Zwischen 1973 und 1993 war Fest Herausgeber der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung». Als politischer Feuilletonist und angesehener konservativer Intellektueller bezog er immer wieder Stellung und engagierte sich Mitte der achtziger Jahre im sogenannten «Historikerstreit» um die Bewertung der Nazi-Gräueltaten.

Neben seinen journalistischen Leistungen ist Joachim Fest einer der renommiertesten Publizisten und bedeutendsten Sachbuchautoren Deutschlands. Die Schwerpunkte seiner wissenschaftlichen Arbeiten bildeten seit jeher Themen der deutschen Geschichte, vom Ersten Weltkrieg über die Weimarer Republik und den Nationalsozialismus bis hin zur Bundesrepublik. Sowohl seine 1973 erschienene **Hitler**-Biographie als auch seine 1999 publizierte biographische Darstellung Albert Speers wurden viel beachtet und waren monatelang in der öffentlichen Diskussion. Der Autor wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, u.a. mit dem Theodor-Wolff-Preis, dem Thomas-Mann-Preis, dem Ludwig-Börne-Preis und dem Preis der Einhard-Stiftung zu Seligenstadt für herausragende Biographik.

Joachim Fest starb am 11. September 2006 in seinem Haus  
in Kronberg im Taunus.

Eine Auswahl lieferbarer Titel aus dem Gesamtwerk  
Joachim Fests:

**Das Gesicht des Dritten Reichs** *Profile einer totalitären Herrschaft*

Piper Verlag  
1993

**Speer** *Eine Biographie*

Fischer Taschenbuch Verlag  
2001

**Der Untergang Hitler** *und das Ende des Dritten Reichs*

Rowohlt Taschenbuch Verlag  
2003

**Horst Janssen** *Selbstbildnis von fremder Hand*

Rowohlt Taschenbuch Verlag  
2004

**Im Gegenlicht** *Eine italienische Reise*

Rowohlt Verlag  
2004

**Begegnungen** *Über nahe und ferne Freunde*

Rowohlt Verlag / Rowohlt Taschenbuch Verlag  
2004, 2006

**Die unbeantwortbaren Fragen** *Gespräche mit Albert Speer*

Rowohlt Verlag / Rowohlt Taschenbuch Verlag  
2005/2006

**Ich nicht** *Erinnerung an eine Kindheit und Jugend*

Rowohlt Verlag  
2006

## **SPIEGEL** Edition **DIE BESTSELLER**

- 01 *Javier Marias* Mein Herz so weiss
- 02 *Günter Grass* Das Treffen in Telgte
- 03 *Golo Mann* Wallenstein
- 04 *Wolfgang Büscher* Berlin-Moskau
- 05 *Leon de Winter* Hoffmans Hunger
- 06 *John Updike* Ehepaare
- 07 *Nelson Mandela* Der lange Weg zur Freiheit
- 08 *Marion Gräfin Dönhoff* Kindheit in Ostpreussen
- 09 *Ian McEwan* Abbitte
- 10 *Thomas Brussig* Helden wie wir
- 12 *Samuel P. Huntington* Kampf der Kulturen  
*Oliver Sacks* Der Mann, der seine Frau  
mit einem Hut verwechselte
- 13 *Saul Bellow* Herzog
- 14 *J.M.Coetzee* Schande
- 15 *Willy Brandt* Erinnerungen
- 16 *Stephen Hawking* Eine kurze Geschichte der Zeit
- 17 *Philip Roth* Der menschliche Makel
- 18 *Max Frisch* Montauk
- 19 *Sebastian Junger* Der Sturm
- 20 *Sigrid Damm* Christiane und Goethe

- 21 *Isabel Allende* Das Geisterhaus
- 22 *Martin Walser* Ein fliehendes Pferd
- 23 *Victor Klemperer* Ich will Zeugnis  
ablegen bis zum letzten
- 24 *Hans Magnus Enzensberger* Einzelheiten I&II
- 25 *Christoph Ransmayr* Die letzte Welt
- 26 *Milan Kundera* Der Scherz
- 27 *Martin Doerry* «Mein verwundetes Herz»
- 28 *Erich Fromm* Haben oder Sein
- 29 *Michail Bulgakow* Der Meister und Margarita
- 30 *Salman Rushdie* Des Mauren letzter Seufzer

Joachim Fest [Hitler](#)

- 32 *Barbara Tuchman* Der ferne Spiegel
- 33 *Michel Houellebecq* Plattform
- 34 *Heinrich Böll* Ansichten eines Clowns
- 35 *Jörg Friedrich* Der Brand
- 36 *Bill Bryson* Eine kurze Geschichte von fast allem
- 37 *Zeruya Shalev* Liebesleben
- 38 *Peter Handke* Der kurze Brief zum langen Abschied
- 39 *Rüdiger Safranski* Nietzsche
- 40 *Marcel Reich-Ranicki* Mein Leben

Weitere Informationen zur SPIEGEL-Edition finden Sie unter  
[www.spiegel-edition.de](http://www.spiegel-edition.de)